Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1913.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Juli 1913.

Memoriola.

Scharnhorst.

Am achtundzwanzigsten Junitag waren hundert Jahre verstrichen, seit Gerhart Johann David Scharnhorst gestorben ist; wenn je Einer: fürs deutsche Vaterland. Die von Treitschke gerügte „Undankbarkeit der Hohenzollern, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind“, hat der Lebende gründlich kennen gelernt. Und der Tote? Ist eben tot; und auf dem berliner Invalidenfriedhof sicher beigesetzt. Auf der Suche nach „Gedenktagen“ verklettern wir uns ins Ewig-Läppische. Scharnhorst? Dem Amte unbekannt. Kein Armeebefehl, kein Erinnerungzeichen aus dem Großen Generalstab, dem Kriegsministerium; keine Festleierei im Waldbezirk offiziöser Blätter. Nicht gedacht soll seiner werden. Des David, den noch die nachgewachsenen Goliaths, die betreßt stolzirenden, fürchten. Des Mannes, dem die einzige oben heute geschätzte Tugend fehlte: Fügsamkeit; Wille zu blind sich duckendem Gehorsam. Hier, wo sonst nicht nach dem Kalenderzufall judizirt und jubilirt wird, soll drum seiner gedacht werden. Wie war der Mann? „Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja, schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vornübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich

und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopf immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Inneren kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Antlitz und dessen Geberden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegschlösser. So war sein Wesen; er hatte es durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand gewonnen. Aus niederem Stand hatte er sich emporgerungen und von unten auf viel gehorchen (auch der Noth) lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch den König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings, geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und den Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war Diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber, in fast dehnendem Ton, kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Schornhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch um keines Strohhalms Breite zurückweichen soll. Muß ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. Solche war die Art und Geberde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zu dessen Heilung gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken ver-

klärte: Wie herrlich waren wir einst!" (Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.) „Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichthum praktischer Erfahrungen stand ihm, nach einem wechselreichen Leben, zu Gebot. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstab und in den Militärbildunganstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, die berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesammten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatz genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am Treusten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Feld gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionheer Napoleons und stand im Krieg von 1806 der Heeresführung nah genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang; schlicht und schmucklos in Allem. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreitete um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Er war ein echter Niederdeutscher; schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur. Das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen

Wilhelm von Oranien, der einst, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden. Er kannte die Furcht nicht er wollte nicht wissen, wie sinnbethörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonunglos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitterniß jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht; denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage." (Treitschke.)

Was hat der Mann dem Lande geleistet? Er schuf ihm das der Nothwendigkeit genügende Heer, Landwehr und Landsturm; er war der Organisator des Sieges. Fünf Jahre stand der Hannoveraner in Preußens Dienst, als der von den Treusten lange gefürchtete Zusammenbruch Ereigniß wurde. Scharnhorst wird bei Auerstädt verwundet, bei Lübeck gefangen; bei Eylau lächelt seinem heißen Werben das Schlachtenglück. „Als Gneisenau, Clausewitz und Andere den preußischen Militärdienst verlassen hatten, harrte er, in der kleinen Stellung eines Inspecteur der schlesischen Festungen, treu bei der schwarzweißen Fahne aus, um zunächst im Geheimen und dann, stolz, öffentlich der Funktionen des Kriegsministers zu walten. Seine Ideen waren, auf Steins Anregung, durch Clausewitz nach Ostpreußen getragen worden und hatten hier als Grundlage der provinzialen Landwehrordnung gedient." (Lamprecht.) Nach dem Frieden von Tilsit wird er Generaladjutant; 1810 setzt der König ihn dem Kriegsdepartement vor und erlaubt, endlich, dem lange Verkannten, Verhöhnten, sein Krümpersystem auszubilden und das „Volk in Waffen" auf tragfähige Beine zu stellen. „Das Leben führte ihn einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene beherrschen und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkel-

zug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem rasch forschenden Blick las er dem Eintretendenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab; und galt es, ein Geheimniß des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken." (Treitschke.) Der Schöpfer deutscher Wehrfähigkeit weiß auch, wie der junge deutsche Mensch zu behandeln ist. An seine Tochter Julie (die eines Dohna Frau wurde) schreibt der Witwer: „In der äußeren Behandlung der jungen Männer soll auf eine ihrer bisherigen Bildung und künftigen Bestimmung gleich angemessene Weise verfahren werden. Der Dienst darf ihnen nicht verleidet, zu gleicher Zeit aber auch nichts verabsäumt werden, um in ihnen den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Keine ungesetzmäßige Handlung soll ihnen durchgesehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurückweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienst auf eine liebreiche und väterliche Art geschehen; bei ihrer begreiflichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhältnissen des Dienstes muß nicht gleich Alles auf einmal verlangt, zumal im Anfang mancher Fehlgriff übersehen werden." Er müht sich im Jahr 1811, dem König den Entschluß zum Krieg abzuringen. Vergebens. Erst im Februar 1813, in Breslau, hat Friedrich Wilhelm, „wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse." (General von der Marwitz.) Was den tapferen Raisonneur wahrscheinlich dünkte, ist seitdem als wahr erwiesen worden. „In Breslau sprach sich noch nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten. Ein großer Theil des anwesenden Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber dem Staatskanzler (Hardenberg) und Scharnhorst abgeneigt, die er als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigenthumes haßte. Trotz allen ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch immer noch im höchsten Grade unentschieden. Und im höchsten Grade unbillig war er gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeit-

ereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein. Das wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) selbst erfahren: und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer anderen Auffassung vermochte." (Hermann von Boyen: „Denkwürdigkeiten." Dieser erste Kriegsminister Preußens hat auch geschrieben: „Gegen Scharnhorst war der König ungerecht, indem er die Schuld seiner Unentschlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auf Scharnhorst so nachtheilig, daß ein Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte; der edle Mann trug von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte bei dem König entweder kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner".) Noch Stein, der krank in einer Dachkammer liegt, schreibt aus Breslau an den Zaren: „Der König ist kalt; er hat nur halbe Wünsche; er hat weder zu sich noch zu seinem Volke Vertrauen; er glaubt, daß Rußland ihn in einen Abgrund reißen wird und daß binnen Kurzem die Franzosen wieder an der Weichsel stehen werden." (Den Geist der Deutschen aber sieht der aus Rußland Heimgekehrte „so umgewandelt, daß man fast in einem unbekannten Land sich zu finden glaubt.") Im April ist Scharnhorst Generalstabschef des preußisch-russischen Heeres, das Sachsen vom Joch der Fremdherrschaft lösen soll; und Gneisenau jubelt: „Jedes Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr (Blücher) ist neu begeistert. Scharnhorst, unser Erster Generalquartiermeister, leitet uns. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf; sie hat einen großen Cha-

rakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich. Wir werden unseren Enkeln die Unabhängigkeit hinterlassen.“

Nur die Morgenröthe des schönen Tages hat Scharnhorst erblickt. Aus zuversichtlichem Herzen ruft er der Tochter zu: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege jetzt über uns erfechten: die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ In der Schlacht bei Groß-Görschen wird er, am zweiten Maitag, verwundet. „Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen wie an diesem Tag. Nichts schien ihm zu entgehen; er ordnete an, machte Blücher auf Mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen.“ (General von Hüser.) Der Verwundete selbst aber schreibt an Julie: „Ich habe einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unserer eigenthümlichen Lage und in der Schlacht selbst keine Leitung des Ganzen. Was war da Großes zu erwarten?“ Das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und Yorck hatte die Ankunft der Truppen verzögert. „Dies war allerdings ein Uebelstand, an dem aber Niemand anders als das russische Hauptquartier schuld war, das den verschiedenen Kolonnen solche Richtungpunkte gegeben hatte, daß ein Kreuzen nicht zu vermeiden war. Aber der König, der, trotz allen Diensten, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, immer noch einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war nicht zugegen) laut und öffentlich, wobei Knesebeck, der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Aeußerungen des Königs, daß so Etwas doch eigentlich mit Festungarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und rief: ‚Das ist recht! So kommt Dienst in die Armee!‘ Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Innern verwundet als dieser.“ (Boyen.) Weils an Munition fehlte, mußte das Heer bis an die Elbe zurückgehen. Als Zar Alexander dem Verbündeten diese Nothwendigkeit zeigte, schrie Friedrich Wilhelm: „Das kenne ich schon! Wenn wir erst zu retiriren anfangen, werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen; auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel. Das ist ja wie nach Auerstädt!“ Blücher aber sprach zu seinen Soldaten: „Dat Pulver

is alle. Darum gehn wir zurück bet hinder die Elbe. Da kommen mehr Kamraden un brengen uns wedder Pulver und Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnoth kriegen! Wer nu seggt, dat wi reteriren, Dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!"

Der dankbare König möchte den Generalstabschef in die Festungstube einriegeln. Den Verwundeten; den Mann, dessen Haupt das Mirakel des deutschen Volksheeres zu zeugen vermocht hatte. „Nur ein Meister konnte all den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung, führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch; und ihm gelang, was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heer umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen, was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen." (Treitschke.) Nun lähmt ihm die Kugel den Leib. Gern ließe er sich in einer Sänfte aufs Schlachtfeld tragen. (So noch, hatte er einst dem großen Husaren Blücher zugerufen, selbst so „wären Sie unser Anführer und Held. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!") Unmöglich. Um dem Vaterland auch in dieser Siechenzeit still zu nützen, will er nach Wien; die Oesterreicher, deren Nahen das Hauptquartier ersehnt, in Eile spornen. Unterwegs verschlimmert sich die Schenkelwunde. Er schreibt: „Ich gehe vor Ungeduld zu Grunde. Die Heilung geht langsam und ich werde dabei von Unruhe und Schmerz ganz elend. Soll es denn nicht sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn. Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir daran viel gelegen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich Das aber nicht kann, so ist mir Alles gleich. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Und, auch aus

Prag, an Friderike Hensel: „Du bist das einzige Wesen, das innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Mir bleibt nichts als ein fremdes Wesen, das sonst Niemand hat, an welchem es besonders hinge: Das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!“ Zweimal wird an der Wunde operirt; vor der dritten Operation schreibt er, um in der Heimath die Freunde zu beruhigen, an die Schlesische Zeitung: „Die gute Aufnahme so vieler edlen Menschen und die Geschicklichkeit meiner Aerzte lassen mich den besten Ausgang hoffen.“ Als das Blatt diese tröstliche Kunde ans Licht bringt, ist Scharnhorst tot. Steins Nachruf: „Sein Tod ist ein großes Unglück; ein richtiger Verstand, eine Ruhe, eine gründliche Wissenschaft, eine aufopfernde, sich selbst verleugnende Hingebung für das Gute waren die herrlichsten Eigenschaften, die seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige, weit um sich greifende Wirksamkeit verschafften.“ Blüchers: „Nun ist leider unser guter Scharnhorst auch tot. Eine verlorene Schlacht wäre kein größerer Verlust für uns gewesen. Die Kabale hatte ihm Feindschaft. Nun ist Gneisenau noch da. Geht Der auch ab, so folge ich lebendig oder tot.“ Gneisenaus: „Er war einer der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte. Was er dem Staat gewesen ist, dem Volk, der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon bei dem traurigen Todesfall gleichgiltig bliebe. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nah standen, ihn verehrt und geliebt haben.“ Treitschkes: „Tag und Nacht war er in Breslau thätig gewesen, bald in Berathungen mit dem König, bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend. Tragischer hat Keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan; und Der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Sieg den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber (Arndt) erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,

Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen
Und der Rache Tag bricht an!“

Keine Gedächtnißfeier. Nicht das kleinste Erinnerungzeichen. Ein im parfumirten Gewölk des berliner Olympos Vergessener. (Hochzeit, Jubiläum, Kieler Woche; die Fürsten von Monaco und Odolien werden, sammt einem echten Armour, der höchsten Hofehre gewürdigt; Hymnus auf den Wikinger Burchard. „Der olle Krümper hats in sich gehabt; dafür ist er ja auch von Rauch ausgehauen worden.“ Opferjahr.) Der große Erzieher zu nationaler Freiheit, nach dessen Wirken nie wieder der Fremdling auf deutscher Erde geboten hat. Der den Morgen der Freiheit nicht leuchten sah. Im Innersten einsam und fern der Heimath zur letzten Reise sich rüsten mußte. Preußens weisester Soldat. Die Söhne sind ihm, in der Armee, im ernsten Spiel um das Glück ihrer Zukunft, entfremdet, die Tochter ist von der Sorge um den Mann und die Kinder in den Pflichtenbann der Hausmutter gezwängt. Das Sehnen des Sterbenden umarmt mit Bräutigamsinbrunst das Vaterland und die Geliebte, Fritzens Staat und Frideriken. Sein letztes Wort weissagt das Ende der Knechtschaft. Wie Egmonts, der leichteren Blutes war. „Sie waren vereint, die beiden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf; es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an!“

Triumphus.

Da aus kalten Nebeln der Tag des Heiligen Theobaldus heraufstieg, sonnte Herr von Bethmann sich in einem neuen Triumph. Die Wehrvorlage war angenommen, der Geldbedarf des Reiches gedeckt. Schwerer Sieg? Wer die Livree trägt oder tragen möchte, bescheinigt die ungemeine Schwierigkeit, die der Heros zu überwinden hatte. Hier wurde, ehe die Debatte begann, gesagt: „Der Kanzler hats unter diesem Aprilhimmel so leicht wie niemals ein für das Reich Werbender. Eine ungeheure, unerträumte Wehrforderung, die ernstlich gar nicht bekämpft wird. Kein Widerstand, der zu Gefahr werden könnte. Keine Fraktion hat das zu Wahlschlachten nöthige Geld; und die Sozialdemokratie muß

vor der Reichstagsauflösung zittern, die ein Viertel, ein Drittel der hundertzehn Mandate kosten könnte. Der Erfolg liegt auf der Straße und jeder Kraftgestus winkt ihn ins Hohe Haus.“ Dennoch ist drei Monate lang geschachert worden. Unentbehrliches wurde zuerst zäh geweigert und dann, als die Excellenzen des Bundesrathes geschmeidigt waren, bewilligt; in Resolutionen gefordert, was in absehbarer Zeit gar nicht gewährt werden kann, von leichten Herzen aber verheißen ward; und die Finanzvorlage mit bedächtiger Schnelle dem Bedürfniß der Fraktionen angepaßt. Denen ist nur die Wählermasse wichtig, nicht das Häuflein der zu Vermögen Gelangten. Wer den Wohlhabenden alle Last aufpackt und doch nicht um ein Gramm mehr an politischem Recht giebt, als dem Aermsten im Land zugewogen ward, Der braucht für sein Mandat nicht zu bangen. Die Selbstsucht der Fraktionen stimmt sich leicht ins Leitmotiv des Caesarismus. Zwar will der Grundgedanke allgemeiner Wehrpflicht, daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden getragen und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Thut nichts; diesen Grundgedanken hat Genosse Bethmann ja schon selbst aufgegeben. Daß am Landesschutz nur der Besitzende interessirt, nur er verpflichtet sei, die Kosten für Heer und Flotte auf sich zu nehmen, haben Marxens Jünger längst verkündet; durch einen Entschluß der Verbündeten Regirung wirds nun bestätigt. Sie ließen das Bedürfniß des Landheeres so lange, trotz aller Mahnung, ungestillt, daß es in einem Lenz jetzt die Hingabe von fünf Viertelmilliarden heischt. Die Rechnung für eine spottschlechte Politik ist zu bezahlen; die Militärvorlage das Eingeständniß der Fehler und Verluste im Reichsgeschäft. Wer zahlt? Anleihen wären höchstens noch unterzubringen, wenn die Erwerber für diesen Theil ihres Vermögens von der Steuer freiblieben. Die Gewährung solcher Freiheit würde der Staatswirthschaft nicht schaden, nur nützen; aber vom Gebrüll des Neides begrüßt werden. Nur die Masse nicht reizen! Der Wohlhabende lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz verrufen zu werden; muß er zahlen, dann lieber mit strahlender als mit verkniffener Miene. Sieben Zehntel des Volkes sind, weil sie nichts zu zahlen brauchen, kreuzvergnügt, drei heucheln freudigen Opferwillen. Das Rezept aus dem Rom der Caesaren. Im März wars zu riechen; als der Bundesrath sich in den Willen zur Konfiska-

tion von Vermögensstücken gefügt hatte. Damals schrieb ich, ohne die Hoffnung, von Irrwahn geblendet zu sein: „Ich sehe wahrlich schon die Zeit, da Theobaldus, im Zierkleid des kapitolinischen Jupiters, vor allem Volke das Glück des Triumphes schlürft. Den Albanerberg hat sein Fuß erklettert." Die Ochsenschaar wartet.

Eine Regirung, die ungeheure Summen fordert, müßte eigentlich wissen, was sie wollen muß, was nicht wollen darf. Das war einmal. Die mächtigen, aber nicht verantwortlichen Fraktionen haben den Finanzgesetzentwurf so lange geknetet, bis er in ihren Kram paßte. Steuerpläne, zu deren Prüfung (weil die Folgen auf meilenfern scheinenden Gebieten fühlbar werden könnten) Monate nöthig wären, wurden über Nacht flügge. Noch in den letzten Stunden wurde gefeilscht, ausgewechselt, geflickt. Und jedes von einer Mehrheit angebotene Plänchen wurde von lächelnden Excellenzen gesegnet. Wie es auf den Haushalt der Bundesstaaten und der Gemeinden wirken werde, kam nicht in Frage; nur, ob es nicht etwa die Wählermasse ärgern könne. Zeigt sich nach einem Jahr, daß die Jacke nicht paßt, so wird sie geändert oder, wie jetzt die anno 11 höchlich gerühmte Werthzuwachssteuer, zum Aufputz einer Vogelscheuche benutzt. Das Ergebniß der Schachermachei sah so wunderlich aus, daß die Konservative Fraktion es ablehnen, die Sozialdemokratische es annehmen mußte. Wie vor zwei Jahren die Wahlreform für Elsaß-Lothringen. Vielleicht ist der Pyrrhus von Hohenfinow auf die Mitwirkung der Röthesten auch diesmal sehr stolz. Die aber konnten gar nicht anders handeln, als sie gehandelt haben. Wenn sie jede Deckung versagten, gabs keine Mehrheit und sie verloren in dem Wahlkampf, dem dann auch die schlaffste Regirung nicht ausweichen konnte, mindestens einen Theil ihrer Macht. Jetzt? Sie wollten, daß die Rüstung von den „Besitzenden", nicht, wie in alten und neuen Demokratien, von dem ganzen Volk bezahlt werde: und haben ihren Willen durchgedrückt. Sie forderten, daß der Bundesrath die härtesten Bestimmungen des Militärstrafgesetzes mildere: und der Kanzler, der am Tag zuvor daran noch nicht gedacht hatte, sputete sich in das Gelöbniß, die preußischen Stimmen für diesen Wunsch einzusetzen. Kinder und Laffen jauchzen durchs Reich: „Die Sozialdemokraten sind in unseren Musterpatriotismus bekehrt worden! Sie haben das Geld bewilligt, ohne das die Militärvorlage nicht in die Reichsscheune zu bringen war." Drinnen die selbe Dummheit wie draußen. Die Briten sind dem

Deutschen Reich, die Sozialdemokraten der Staatsgewalt versöhnt, weil Beide die Stirn rasch entrunzeln, wenn der Feind von gestern ihren Wünschen heute ans Ziel hilft. Deutscher Beistand sichert dem Britenreich einen Erfolg, wie es ihn nicht nach Trafalgar, nach Waterloo eingeheimst hat. Der Bundesrath hebt die Sozialdemokratie in einen Nimbus, den ihr verwegener Traum nicht zu erhoffen wagte. Und aus Wonne kreischen die Förderer: „Endlich gelang, sie für uns zu stimmen!" Betrüger seid Ihr oder seid betrogen. Wer hat noch den Muth, wider die „Pest des Sozialismus" zu zetern, dessen Vorhut nach ihrem Wunsch die Steuerpflicht im Reich und die Verfassung im Reichsland gestaltet? Wer soll fortan zaudern, seine Stimme einem Genossen zu geben? „Wir sind die Einzigen, die der Katze die Schelle anhängen. Wir haben die Fabrikanten von Waffen, Panzerplatten, Munition entlarvt: und die Langwierigkeit der Untersuchung, die seit dem November die Gerichte beschäftigt, erweist, wie viel in diesen Betrieben faul ist. Wir haben verboten, die besitzlose Masse noch schwerer zu belasten: und von den tausend Millionen Mark, die einmal, von den zweihundert Millionen, die für die Dauer bewilligt worden sind, fällt nicht ein Pfennig auf das Proletariat. Wir haben getadelt, daß der Kapitalistenklüngel, der das Volk ausbeutet, auf den Krieg spekulirt und vom Krieg profitirt, zu wenig zahle: und er ward gezwungen, allermindestens ein Fünftel, der fettste Theil sogar, ein rundes Viertel seines Gesammteinkommens den Reichs-, Staats- und Gemeindekassen auszuliefern. Der erste Schritt zur Vergesellschaftung des Privateigenthums ist also gethan. Sorget, mit der Waffe Eures Stimmzettels, dafür, daß unsere Macht noch wachse; schrumpft sie, weil Ihr lässig werdet, dann wird man Euch wieder, nicht mehr der privilegirten Klasse, das Steuerbündel auf den Buckel schnüren. Wir haben verlangt, daß auch dem Soldaten mildernde Umstände zugebilligt werden: und zwei Tage nach dem grausamen erfurter Urtheil die Regirung und die bürgerlichen Fraktionen, die freiwillig nicht einen Finger gerührt hätten, an unseren Wunsch gekettet. Eure Söhne und Brüder dienen im Heer; wollt Ihr menschliche Gesetze für sie, dann könnt Ihr am Tag der Wahl nicht eine Minute lang schwanken." So wird mans in jedem Reichsbezirk morgen hören; und der Wahrhaftige kann die Sprecher nicht bewußter Lüge zeihen. Das ist das Verdienst des Herrn von Bethmann, der so eifrig Beifall nickte,

als neben ihm Fürst Bülow rief, die Verbündeten Regirungen seien stets der Pflicht eingedenk, um keinen Preis der Sozialdemokratie einen Triumph zu bereiten. Sollte das Schlußgeböller gegen Scheidemann und Genossen die Wucht der Thatsache überdröhnen, daß den Rothen nun doch ein Triumph bereitet ward? Fruchtloses Mühen. Ihnen, nicht dem ragenden Kanzler, schreiten die Ochsen mit den vergoldeten Hörnern und die reichen Geiseln voran; ihnen nur jauchzt das Gewimmel: „Jo triumphe!" In ihrem Mythos und in ihrer Geschichte hat die Sozialdemokratie niemals einen diesem ähnlichen Triumph erlebt. Das Heer der Handarbeiter muß in allen Gliedern nun fühlen, was es ihr verdankt. Ihre Gewerkschaft schreibt dem Unternehmer die Arbeitbedingungen vor und rächt, mit geballter Kraft, jede Ungebühr. Ihre Fraktion sorgt für die Gleichheit aller politischen Rechte (die durch den Unterschied der Kopfzahl und der Konzentration zu einer die Masse begünstigenden Ungleichheit wird und der Oberschicht der Industriestädte die Vertretung nimmt) und entrückt den Anhang der Steuerpflicht. An dieses Ziel muß Einer hinstreben, der felsenfest überzeugt ist, daß Besitz und Rang immer und überall erlistet, erschlichen, erpreßt, erraubt, im verzeihlichsten Fall ererbt, doch nie durch gunstlose Tüchtigkeit erworben wird. Nur solcher Glaube könnte Herrn von Bethmann und seine Helfer entschuldigen. Das begreifen heute erst Wenige. Ward seit Jahrzehnten nicht jeder Fehltritt als Heldenleistung gepriesen? Wenn die Finanzminister und Bürgermeister die Hände ringen und die nun erkämpften, von Amtes wegen gebilligten Grundsätze für den Zolltarif und die Handelsverträge Geltung fordern, werden die noch Geblendeten oder Verschüchterten an den Juni des „Opferjahres" 1913 denken und den Mann verwünschen, der dem Sozialismus und der Demokratie einen Deich entgegenzustemmen versprach und ihnen, weil er nach Glorie langte, das Reichssiel aufschloß.

Fürstenruf.

Drei Fürsten wollten einst, als Gäste der Huldvollen Majestät von Großbritanien und Irland, in den Hyde Park reiten. Zwei schwangen sich rasch in den Sattel; und sahen dann schmunzelnd, wie schwer dem Aelteren der Aufstieg wurde. Ferdinand aber sprach zu Alfonso und Manuel: „Ich bin, liebe Freunde, nicht mehr so jung und so schlank wie Ihr und werde manchmal von der

Sicht gepeinigt. Drum kommt Ihr viel flinker auf den Gaul. Sitzet Ihr aber auch fest? Bin ich auf dem Pferderücken, dann ist Alles in Ordnung. Und das Wichtigste ist schließlich doch nicht, wer schneller hinauf klimmt, sondern, wer länger oben bleibt.“ Der Jüngste der Drei, der Keckste, ist schon gestürzt. Sitzt der Aelteste noch ganz fest im Sattel? Er ist Herr von Ostrumelien, Zar der Bulgaren geworden, hat das Vasallenband gelöst, den Lehnsherrn nach Tschataldscha gejagt und die Hand nach Thrakien und Makedonien gereckt. Bis an die Grezlinie Enos-Midia schien Alles ihm unterthan und der Tag kaum noch fern, der ihn, auf Symeons Weg, nach Konstantinopel führen werde. Jetzt ist sein Himmel umwölkt. Die Griechen herrschen in Saloniki, haben die bulgarische Mannschaft entwaffnet, fordern die reiche Handelsstadt Kawala, möchten ihn aus Thrakien wegtreiben, das sich dem Befreier, nicht dem Eroberer öffnete und in dessen Hellenenvolk nur Bulgarensplitter eingeklemmt sind, und mählich so einem neuen Griechenkaiser das Reich der Konstantine sichern. Der Verzicht auf Silistria hat die Rumänen nicht gesättigt; sie wittern die Gefahr, mit der ein in Großmachtformat wachsendes Bulgarien sie bedräuen würde, und sind entschlossen, ihr starkes Heer einem Krieg der Balkanvölker nicht thatlos zuschauen zu lassen. Serbien (dem Montenegro Waffenhilfe schuldet und leistet) leugnet die Rechtskraft des Bündnißvertrages vom dreizehnten März 1912. Der gab ihm den heiß ersehnten Ausgang in die Adria und den Anspruch auf dreihunderttausend bulgarische Soldaten, die zur Eroberung Makedoniens und zur Abwehr österreichischer Drohung mitwirken sollten. Sie sind nicht gekommen; die Serben (die in Durazzo freier zu sein hofften, als sie in Saloniki, zwischen Bulgaren und Griechen, je werden konnten) durch Europens Machtspruch vom Boden der Adriaküste gescheucht und von dem Bundesgenossen obendrein genöthigt worden, ihre besten Divisionen und ihre schwersten Geschütze (eines Kalibers, das dem Heer Ferdinands fehlte) vor die Festung Adrianopel zu schicken, deren Fall sie nicht reicher machte. Ein so oft durchlöcherter Vertrag, heißts, bände nur den Ohnmächtigen. Vier Feinde Bulgariens. Vier Königreiche, die ihr Territorium und ihre Wirthschaft auf Oesterreichs, des Bulgarenpatrons, Kosten ins Weitere dehnen könnten. Und hinter den Vorposten des Griechenglaubens das Heilige Rußland. Dom Manuel lernt wieder lächeln. Sitzt der Bulgarenzar noch ganz fest?

Das Raumproblem der Bühne.*)

Das echte Kunstgefühl ist, wie alle vollständigen Gefühle, ein polares. Es versetzt uns mitten in eine Welt, die zu betreten wir unvermögend sind. Lebendig von ihr umschlossen, daß uns und sie nichts mehr entsondern zu können scheint, von ihr getränkt, durchdrungen und bestätigt von ihr, erkennen wir sie doch als die auf ewig abgehobene Ferne. Sie ist Wirklichkeit, einig und gewiß wie keine naturhafte, sie allein ist fertige Wirklichkeit: wir überlassen uns ihr und athmen in ihrem Bereich; und sie ist Bild: ihrem Wesen nach uns entrückt und unzugänglich. Aus dieser Polarität von Vertrautheit und Fremdheit, vollkommenem Genuß und vollkommenem Verzicht kommen die Weihen des echten Kunstgefühles. In dem Erlebniß des szenischen Vorganges bewährt sichs, wenn wir zugleich unlösbar im Vorgang und unverknüpfbar außer ihm stehen: hingenommen vom Unbedingten, das vor uns geschieht, und doch in der Ordnung des Bedingten verharrend, die das Gesetz unserer Dauer ist; überwältigt und doch blickend; preisgegeben und bewahrt. All Dies aber nicht als Gespaltensein, als Schwanken, als Widerspruch, sondern als die polare Einheit des Gefühls. Mit der beliebten Scheidung von „Schein" und „Wirklichkeit" hat Das nichts zu thun; Schein könnte man gerechter Weise nur Das nennen, was nicht wahrhaft Kunst ist; der echte szenische Vorgang, der Kunst ist, ist Wirklichkeit, wenn irgendetwas Wirklichkeit ist: wir sind von ihm umfangen; aber er ist Bild: wir können in ihn nicht eingehen.

Ich will hier nur ein Element des szenischen Erlebnisses betrachten, ein wesentliches: das Raumgefühl. Wenn das szenische Erlebniß echt und zulänglich ist, fühlen wir, daß wir in den Raum der Bühne nicht eingehen können, obgleich wir erlebend in ihm leben. Die Bühne mag etliche Schritte vor uns beginnen; wir könnten diese etlichen Schritte vorwärts machen, aber wir wissen, daß damit nichts gethan wäre: unsere Füße könnten wohl den Boden der Bühne, wir könnten nicht den Raum der Bühne betreten. Weil er anderer Gattung ist als der unsere; weil er von einem Leben anderer Stufe, anderer Steigerung, anderer Dichtigkeit erschaffen und erfüllt ist als der unsere; weil unsere Dimen-

*) Der von den Herren Emil Strauß, Martin Buber, Jakob Hegner und Paul Claudel gegründete Verein Hellerauer Schauspiele will „dramatische Werke monumentalen Stils" aufführen. Während der Proben zu Claudels „Verkündigung" war dieser Aufsatz entstanden. Das Drama soll nun im Herbst auf die Bühne kommen.

sionen für ihn nicht gelten. Dieses Wissen als Gefühl ist der Kern des echten szenischen Erlebnisses.

Dieses Wissens Erzfeind ist die moderne Bühne; sie ist bestrebt, es zu vernichten oder zu verwüsten. Zu vernichten: wenn sie mit ihrer „vorgeschrittenen" Technik den Raum der Bühne in einen dem unseren artgleichen umzutäuschen sich bemüht; zu verwüsten: wenn sie Formen nachahmt, die in reineren Zeiten wahrhaft aus dem Geist erstanden und währten und die nun, des Lebens, das sie schuf und füllte, beraubt, das Theater zur Kuriosität erniedrigen. Auf beiden Wegen ist es ihr gelungen, das Raumgefühl des Zuschauers, sein Abhebungsgefühl zu depraviren.

Die antike Bühne steht unter der selben Optik wie der Zuschauerraum; aber sie ist von ihm absolut geschieden durch den kultischen Charakter, der ihr innewohnt und sie gestaltet. Wie die antike Tragoedie aus dem Opfer, das erst von dem schauenden Griechen (im Gegensatz zum Asiaten, dem das Opfer nie Objekt ist) als Schau empfunden wird, so ist die antike Bühne aus dem Festzug geboren, dessen Gehalt das sakramentale Schicksal, Opferung und Lösung, des Gottes oder Dämons oder Heros ist und der sich in dem Rhythmus einer vierfachen Bewegung, Kampf, Leid, Klage und Offenbarung, aufbaut. Dieser Festzug ist, an welche mythische oder geschichtliche Begebenheit immer er sich jeweilig binden mag, niemals bloßes Gedächtniß, sondern ein jener Begebenheit gleichgeordnetes, ewig neu geborenes und aus sich selber wirkendes Leben, denn nicht beschlossene Vorzeit, sondern aller Zeit Wachsthum ist dem Griechen der Dämon und sein Schicksal. Dieser Festzug ist das sichtbare Prinzip, das in seiner Entfaltung den Raum der antiken Bühne ausformt vom Saum der Orchestra bis zur Rückwand der Skene. Der Zuschauer, vom Athem des Chors angeweht, ist von ihm unüberwindlich weggehoben durch den Schauer vor dem Drama, das sich in diesem Raum vor ihm, in diesem Raum, den er nicht betreten kann, sakramental und wahrhaft begiebt.

Der mittelalterlichen Bühne ist diese sublime Aktualität mit Nothwendigkeit fremd. Für den Christen der späten Kirche geschieht das Entscheidende nicht, sondern ist geschehen; das Opfer ist nicht ewig neu, es ist gethan. Darum kann das Einmalige nur noch abgebildet, nur noch dargestellt werden. Die Mysterienbühne ist kein Altar mehr; sie ist ein Schaubrett. Gewiß wächst auch sie aus dem Kultischen auf, aber dieser Kult ist nicht Fortsetzung und Erneuerung, nur Anbetung und „Nachahmung". So wird das Ereigniß zum Spiel; seine Weihe ist die der Wiederholung und seine Kraft die der Vorführung. Aber damit es zu Spiel werden könne,

muß sich das Spiel in seinem Wesen verwandeln; wie sich in der griechischen Tragoedie das Wesen des Opfers verwandelte. Seinem elementaren Sinn nach besteht das Spiel für keinen Zuschauer, es wird von keinem Wahrgenommenwerden bestimmt, sondern einzig von der Erregung des Spielenden und der Regel, die sie rhythmisch bändigt und regirt. Nun aber wird es in allen seinen Momenten von der gemeinten sinnlichen Wirkung durchdrungen und umgeschmolzen; jedoch ohne daß in der Wandlung ein neues schöpferisches Gesetz geboren würde wie damals, als sich das Opfer zum tragischen Festzug gliederte. So lange das Spiel an die überlieferten Gegebenheiten des religiös-historischen Vorganges gebunden ist, den es darstellt, empfängt es von ihm ein Gesetz, das ein steriles Scheingesetz ist, wie immer, wenn ein endgiltig Festgesetztes nur nachgezogen werden darf. Aber es löst sich von ihm; es löst das Band, das kein wahrhaftes und zeugendes mehr sein konnte, da das Religiöse sich nur dann künstlerisch formschaffend bewähren kann, wenn ihm, wie im Orient, in Egypten, in Griechenland, auch noch in Byzanz, die freie Macht wirkender Aktualität, das Magische, die selbstthätige Fortsetzung und Erneuerung des Weltprozesses eröffnet ist. Das Drama löst sich ab und gewinnt seine abgründliche Freiheit, die Freiheit des losgemachten Spiels, das sich die fessellose Welt zu eigen macht. Das universale Spiel, das wahrgenommen werden will, das Schauspiel giebt sich sein eigenes Gesetz. Wie auf der Mysterienbühne das gebundene, so gestaltet auf Shakespeares Bühne das souveraine Spiel den Raum der Szene. Dort die Buden auf dem freien Platz, die Handlung einander zuwerfend wie Stationen des Kalvarienberges, jeweilig zum Spiel errichtet und nach dem Spiel niedergerissen; hier der dauernde Kasten mit nackten oder tapetenbehangenen Wänden, inmitten der säulengetragene Altan mit seinen Stufen, umwandelbar und alle Orte darzustellen fähig, der Befehle gewärtig, die der Prolog oder der Zettel mit dem Stadtnamen verkündet; Buden und Kasten von Gnaden des Spiels lebendig, das seine verwandelnde Macht übt an kahlen Brettern und in der Verwandlung seine Größe hat. (Man spreche Dies nicht der unvollkommenen Technik zu; unvollkommene Technik ist immer nur Parallelerscheinung.) Und der Zuschauer, sich an die Buden drängend oder gar auf der Bühne selber hingelagert, hat dennoch ihren Raum unzugänglich vor sich, weil dieser nicht der Raum ist, in dem er sich bewegen kann, sondern ein vom Spiel (durch das Ingenium des folgerichtig raumdichtenden Dichters, das Geschick des kunstfertig raumausführenden Schauspielers und seine, des Zuschauers, anpassungfähige Phantasie) erschaffener, gestalteter und erfüllter.

An die Stelle des welterneuernden Opfers und des weltumfangenden Spiels hat eine Beider unkundige Zeit keinen neuen Geist zu setzen vermocht, aus dem das Drama im Volk neu zu verwirklichen wäre. Der Raum der modernen Bühne ist nicht von einem Prinzip des Lebens und der Kunst gestaltet, sondern mit den Mitteln der detaillirenden Illusionerzeugung und des abbildenden Archaismus konstruirt.

Die Illusionenbühne will das Abhebungsgefühl des Zuschauers, das stärkste Motiv künstlerischer Theaterwirkung, überwinden, indem sie ihren Raum in einen dem unseren durchaus artgleichen umzutäuschen bestrebt ist.

Illusionirung gehörte wohl zu allen Zeiten in irgendeinem Grad zu den Elementen szenischer Darstellung; und schon die griechische Bühne hatte ihre Periakten. Aber diese Illusionenkunst wollte nicht den Schein erzeugen, als sei der Raum des szenischen Vorganges wie unserer beschaffen, sondern ihn uns durch Hinweis auf Orte und Ortsveränderungen in seinen jeweiligen inhaltlichen Beziehungen deutlich machen; die Coulisse war ein gemalter Zettel. Oder, von den Mitteln aus gesehen: diese Illusionenkunst wirkte nicht durch Einzelheiten, sondern durch Ganzheiten; sie stellte unserem Raum der Details einen Raum bedeutender Totalitäten gegenüber; sie ließ den Eindruck eines örtlich determinirten Raumes nicht aus Brocken sich zusammenfügen, sondern erweckte ihn durch wenige einfache, repräsentative, sinnbildlich giltige Form- oder Farbeneinheiten. Die heutige aber kann sich an zwei- und dreidimensionalen Details gar nicht genug thun, um nur ja den Raum als einen „wirklichen“ wirken zu lassen und so das Erlebniß des szenischen Vorganges seiner nothwendigen Polarität zu berauben: sowohl des echten Abhebungsgefühls als auch der echten Verbundenheit, die nur durch Aktivität möglich ist, wogegen die moderne Bühne den Zuschauer passiv, phantasielos die vollkommene Technik ihrer „Raumkunst“ anstaunen läßt.

Aus dem Verlangen nach Wiederherstellung der Totalitätwirkung und des Abhebungsgefühls erwuchsen einige archaisirende Experimente, die die Bühne einer früheren Zeit, die antike oder die mittelalterliche oder die elisabethinische, abzubilden versuchten und ihre Formen kopirten; als ob diese ohne das lebendige Prinzip, das einst lebenzeugend in ihnen wohnte, Bestand und Bedeutung hätten. In der That wurde das Abhebungsgefühl auf diesem Weg entweder überhaupt nicht oder nur als ein künstliches und mittelbares, als das „kultivirte“ Distanzgefühl des Kuriositätenbetrachters hervorgebracht und kaum etwas Anderes erreicht,

als daß der Museumscharakter unserer Zeit nun auch auf diesem Gebiete eine würdige Vertretung gefunden hat.

Eine andere Form der Reaktion stellen die Versuche dar, wohl einen andersartigen Raum zu gestalten, aber dessen Prinzip der malerischen oder ornamentalen Welt zu entnehmen; auch sie müssen unfruchtbar bleiben, weil sie statt des szenischen das Abhebungsgefühl einer fremden Kunst in das Erlebniß hineintragen und dieses spalten und zerstreuen.

Ob in unserer Zeit ein neuer Geist lebendig wird, der ein neues szenisches Prinzip aus sich zu entsenden vermag, können wir Mitlebende nicht ermitteln. Auch wenn wir solchen Geist zu ahnen glauben, können wir uns nicht vermessen, zugleich Lebende und Erkennende zu sein, das Neue zugleich zu empfangen und zu definiren. Was wir können, ist einzig, aus dem Bestand von Ort und Augenblick heraus, wie er uns als Bedürfniß und Möglichkeit fühlbar wird, zu arbeiten und zu hoffen, daß unsere Arbeit, wenn sie unserem Willen treu geräth, vom Geist nicht ungesegnet bleiben wird. Es gilt also nicht, ein neues raumgestaltendes Prinzip ausfindig zu machen, sondern eine den Formen unseres Lebens entsprechende und unsere technischen Mittel sinnvoll verwerthende Lösung für einen Raum, der die Grundforderung des Dramas an die Bühne erfüllte: der zugleich unbedingt einheitlich und unbedingt wandelbar wäre. Wenn er gelänge, dürfte von ihm wohl erwartet werden, daß er dem szenischen Erlebniß wieder seine volle Polarität, Verbundenheit und Abgehobenheit, gewähre. Denn unbedingt einheitlich inmitten der Wandlungen kann nur ein in seinem Wesen beschlossener, durch seine Art von unserem geschiedener Raum sein, der uns diese seine Art so rein und stark kundgiebt, daß wir seine fassende Form durch alle Ströme der Verbundenheit hindurch als unser einiges, unberührbares Gegenüber empfinden. Und unbedingt wandelbar inmitten der Einheit kann er nur sein, wenn seine Metamorphosen von der Aktivität unserer wahrnehmenden Seelen ergänzt und vervollständigt werden, wenn diese aktive (die einzige wahrhafte) Verbundenheit also nicht, wie von der modernen Bühne, gelähmt, sondern geweckt und genährt wird.

Daß ein im Wechsel einheitlich bleibender Raum nur durch die Einsetzung einfacher, gleichmäßiger, als Totalität wirkender Gebilde geschaffen werden kann, muß Jedem offenbar sein, der nicht durch den „Reichthum" der heutigen Bühne beirrt ist. Daß das einzige Element, das einem einheitlich beschaffenen Raum unbedingte Wandelbarkeit verleihen kann, das Licht ist, konnte einer Zeit, in der Rembrandts Geist wie in keiner früheren zu den Gei-

stern redet, nicht verborgen bleiben. Aus der Begegnung beider Erkenntnisse ist der Versuch hervorgegangen, von dem die Schauspielaufführungen der nächsten Jahre in Hellerau einige Theilexperimente darstellen werden.

Tessenows „großer Saal" ist in einfachen und bedeutenden Proportionen, in unentstellt direkten Linien gehalten, die den Eindruck wesenhaften Lebens wachrufen und erhalten. Architektonisch ist der Saal eine Einheit; die Bühne ist vom Publikum, das nicht in trennendem Dunkel, sondern im gemeinsamen Licht weilt, nicht durch ihre Konstruktion, sondern einzig durch Das abgehoben, was aus ihr gemacht wird: die Bühne ist, was mit ihr geschieht; aber Alles, was mit ihr geschieht, ist unter einander streng und klar verbunden, von uns streng und klar geschieden durch die Art, wie es geschieht: die uns keinen dem unseren im Wesen gleichen Raum vortäuscht, sondern uns einen von unserem Wesen verschiedenen Raum, den Raum des Dramas, darstellt. Dieser Raum ist technisch aus zwei Elementen aufgebaut: dem Substrat der Verwandlungen und dem verwandelnden Agens. Das Substrat sind etliche schlichte, graue Stoffflächen und Stoffbahnen, die die Bühne umgrenzen und gliedern. Das Agens ist das diffuse Licht, das nicht episodisch-herausreißend wie der übliche Scheinwerfer, sondern im Gleichmaß großer Flächen und Perioden wirkt. Durch die Variabilität der Belichtung kann das Substrat durch alle Grade der Materialität geführt werden; die Stoffe können bald weich, bald fest, bald flach, bald rund erscheinen: und mit ihrer Wandlung wandelt sich das Bild des Raumes, den das Licht aus einem eingeschränkten zu einem ins Unendliche offenen, aus einem in allen Punkten determinirten zu einem von Geheimniß schwingenden, aus einem nur sich selber bedeutenden zu einem Unnennbares andeutenden macht. Aber ein Unnennbares ist er selbst, dieser Raum; von einem Prinzip gestaltet, dessen Namen wir noch nicht, von dem wir nur eine sinnliche Kundgebung kennen: das schöpferische Licht.

Das Ziel, dem dieser Versuch zustrebt, ist: die Grundforderung des Dramas an die Bühne zu erfüllen. Aber Das wäre unfruchtbare und bestandlose Arbeit, wenn diese Forderung von dem Nachdenken über das Drama, nicht von dem Drama selber aufgestellt wäre. Sie als eine vom Drama selber aufgestellte anzusehen, ermuthigt uns die Erscheinung Claudels. Er ist, wie alle entscheidenden Bildner, von einer Sphäre bestimmt, die mehr (mehr: nicht Anderes) als Kunst ist. Aus dieser Sphäre werden, auch wenn die Bildner noch im Alten zu stehen glauben, die Zeiten erneuert.

Zehlendorf. Dr. Martin Buber.

Vor Rijsselberghes Bildern.

In der amsterdamer Heerengracht sah ich Bilder Theos van Rijsselberghe. Im alten Six=Haus, in dessen Räumen Rembrandt oft weilte. Daß diese Perle holländischer Architektur aus dem großen Jahrhundert (die jetzige Galerie Six ist in einem jüngeren Haus untergebracht) heute Geschäftsleuten aller Art ein Obdach bietet, ist tief zu bedauern. Die Stadt Amsterdam müßte so ehrwürdige Stätten besser wahren. Doch ich bin der Bilder wegen hier. Eine stattliche Sammlung. Sechzig Oelgemälde und einige Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen. Hell und froh strahlendes Licht durchfluthet die Räume, leuchtet aus jedem Bild in unendlichen Variationen und Stimmungen. Drei Hauptgruppen sind zu unterscheiden: Weibliche Figuren (bekleidete und unbekleidete); Landschaften; Stilleben.

Das Stilleben hat den Belgier oft angelockt; wohl wegen der mannichfachen Möglichkeiten der Farbenkombination. Ueberall, sogar auf den Portraits, ist ihm das Stilleben wichtig: Interieur, farbiger Hintergrund oder Blumenschmuck. Manchmal wird es zu wichtig und überwächst an Bedeutung die oft recht zarten Köpfe. Meisterhaft ist die Beherrschung des menschlichen Körpers in allen Bewegungen und Formen. Nichts von viel sagen wollendem Lallen aus tiefsinnigem Südseeformenschatz. Keine Kongogötzen, sondern europäische Menschen, gesehen vom Auge eines fein empfindenden, kultivirten, manchmal fast raffinirt geschmackvollen Europäers unseres Jahrhunderts. Rijsselberghe ist geschaffen, die nervöse Dame in der ihrer Persönlichkeit angepaßten Umgebung zu malen. Eine ganze Reihe fein empfundener Frauenbildnisse steht vor uns. Das junge Mädchen, schalkhaft lächelnd oder vor sich hin sinnend, elegante Damen der Gesellschaft, Matronen.

Eine Dame mit rothem Haar, in duftig weißem Kleid, im Garten, am Tisch. Sie sitzt im hell durchleuchteten Schatten. Auf dem Tisch steht ein Korb mit Früchten und hinter dem Stuhl ist ein Strauch mit brennend rothen Blüthen. Das Ganze kühl, thaufrisch, gut charakterisirt; der Kopf vielleicht etwas zu zaghaft wiedergegeben. Der sonnige Hintergrund und die (an sich vortrefflichen) Details des Mittelgrundes gehen nicht weit genug zurück, wirken zu gobelinartig und zeigen zu viele Einzelheiten in der Nähe des Kopfes; dadurch entsteht eine gewisse Unruhe. Die Haltung der Figur ist gefällig und reizvoll, von vornehmer Einfachheit.

Daneben das Portrait eines Mädchens mit einem Hund auf dem Arm vor einer Bibliothek. Kräftig ist hier der Zusammen-

klang des grauen Kleides mit dem grünen Sessel, dem violetten Kissen und dem rothbraunen Ton der Thür, die dem Kopf als Hintergrund dient. Dann ein Mädchen auf einem Sofa, die Linke lässig im Schoß, auf die Rechte gestützt und träumerisch ins Weite schauend. Alles vibrirt von Leben. Kein Bild ohne besondere Qualität. Jedes hat einen schönen Zusammenklang der Farbentöne in Raum und Gewanden.

Besonders hoch werden Rijsselberghes nackte Frauengestalten geschätzt. Die gelungenste zeigt uns das große Bild „L'heure du bain". Helles, flimmerndes Sonnenlicht fällt durch leichtschattige Bäume und kleidet Alles in tanzenden Glanz. Auf dem röthlichen Boden liegen starke Sonnenflecke und spenden sommerliche Wärme. Vorn, im Mittelgrund, dem Beschauer zugewandt, eine auf den Knien sitzende Figur mit strahlend rothem Haar. Volle Sonne auf Kopf, Brust und Leib, die Beine im Schatten. Bläuliche und grünliche Reflexe flimmern auf den Schenkeln, starke grüne Reflexe erhöhen die Leuchtkraft des Haares. Daneben eine stehende Figur, an den Stamm gelehnt, den Blick in die Ferne; ganz im Schatten, dem Beschauer den Rücken zuwendend. Vorn, links, eine sitzende Figur, auf der durchleuchteter Schatten liegt; grüne und perlmutterfarbige Reflexe spielen über sie hin. Als Kontrast zu dem rothen Stoff, auf dem sie sitzt, wirkt der dunkelgrüne Strauch links im Mittelgrund. Die formale Gestaltung der Figuren ist meisterhaft, die Farbe schön und kräftig, das Licht unübertrefflich. Doch könnten sie fast etwas breiter und weniger minutiös ausgeführt sein. So sind die Gestalten auf dem zweiten Plan, namentlich rechts zwei: eine, die sich neigt, und, hinter ihr, eine stehende, die ein helles Gewand in der Hand hält. Hellste Sonne; Frauen eilen dem Wasser zu. Sonniges Ufer mit Buschwerk, tiefblauer See mit rothen Felsenhängen auf dem jenseitigen Ufer. Im Hintergrund als Abschluß eine violette Bergkette. Das Ganze gebadet in Wärme, Sonnenlicht, Blüthenduft (die vordersten Figuren sind fast zu duftig, aufgelöst in der Luft); meisterlich in der Form.

Auf manchem Bild bewirkt das Streben, alles Licht eines Körpers aufzufangen und alle dunklen Töne zu meiden, daß die Figur etwas unkörperlich, schillernd, irisirend wird. Unter den weniger ausgeführten, mehr zu Studienzwecken entworfenen Bildern sind sehr gute Sachen. Besonders zu erwähnen sind zwei figurenreiche Entwürfe zu dekorativen Paneaus, heroische Landschaften mit halb oder ganz unbekleideten Gestalten. Hier ist die Behandlung größer, summarischer, körperhafter; und ich ziehe diese Skizzen vielen fertigen, detaillirten Bildern vor.

Auch die Landschaft ist sehr gut vertreten. Ueberall Sonne; die glühende des Mittags, die verschleierte des Morgens, die müde scheidende des Abends. „Les pins du Cap Layet“: An einem Abhang ein von Pinien überschatteter Weg, dunkel violett, doch durchleuchtet, ein Blick auf helles Meer und röthliche Berge im Hintergrund; die Bäume herrlich modellirt und gezeichnet. „Chemin à Brelade“: Im Vordergrund links ein von überhängenden Bäumen tief violett überschatteter Weg, im Mittelgrund ein schattiges Landhaus mit rothen Fensterladen, daneben helle Frühsonne auf ferner liegenden Häusern. Wunderschöne Blumenstücke, feine Stillleben mit Fischen oder Früchten, Studien aus dem Aquarium von Neapel. Röthelzeichnungen und Pastelle beweisen noch einmal, wie gründlich der Belgier die Form beherrscht. Eins nur vermißt man überall: animalisches Leben. Auch die Frauen sind zu kühl gesehen und erinnern nie an das Wesen der femelle. Deshalb wirkt das Interieur oft stärker als der Hauptgegenstand selbst.

Rijsselberghe ist einer der Begründer des Bundes der XX. Er wurde lange, als Pointillist, zu den Allermodernsten gezählt. Und dennoch wirken seine Bilder, nach Allem, was man in den letzten Jahren anzuschauen genöthigt war, ungemein ruhig, abgeklärt, fast „akademisch“. Man ist so sehr an wilde Ueberraschungen und Formlosigkeiten gewöhnt, daß Einem die Beherrschung der Form und des Handwerkes beinahe unmodern scheint. Ist aber nicht am Ende hier, von einem gründlich gebildeten Europäer, höherer Genuß und nützlichere Lehre zu holen als aus den Versuchen, den Künsten der Kongoleute und Papuas nachzustreben?

Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.

Die Jüdin.*)

Das Blutsband zwischen jüdischen Verwandten ist enger, wärmer als irgendwo anders. „Blutsverwandtschaft“ bedeutet im Judenthum von vorn herein: Recht und Anspruch auf ein gewisses Maß von Liebe, Anspruch auf äußeren und inneren Zusammenhalt, auf aktiv sich äußernde Hilfe, auf Unterstützung und Freundschaft. Sehr selten giebt es in jüdischen Familien tief einschneidende Konflikte, zerrüttende Zerwürfnisse zwischen den einzelnen Mitgliedern einer Familie. Selten

---

*) Fragmente aus dem Buch „Die moderne Jüdin“, das im berliner Verlag von Axel Juncker erscheint.

stört Einer die Kreise des Anderen, sucht Einer Glück und Fortkommen auf Kosten eines Angehörigen; es giebt keine Fehde, keinen Haß, wo das semitische Blut kittet. Eigentliche Familiendramen giebt es im Judenthum höchstens, wenn das religiöse Moment mitspricht. Eine Familientragoedie wie Hamlet oder die Braut von Messina sind aus Germanengeist erwachsen; der jüdischen Volksseele widerstreben sie. „Feindliche Brüder“ giebt es, in diesem Sinn, unter ihnen eben so wenig wie feindliche Söhne oder feindliche Schwestern.

Brüder und Schwestern in christlichen Familien gerathen, wenn sie erwachsen sind, mehr in ein vetterliches Verhältniß; die Beziehungen werden loser. Brüder und Schwestern in jüdischen Familien kommen, besonders, wenn die Eltern früh sterben, in immer engere Beziehungen; aus dem geschwisterlichen Verhältniß wird allmählich ein „elterliches“.

Jüdische Waisengeschwister, die in jungen Jahren ihre Eltern verloren haben, schließen sich mit intensiver Innigkeit an einander, trennen sich nicht, sondern führen einen gemeinsamen Hausstand. Oft bleibt der Bruder unvermählt, wenn die Schwester nicht heirathet; fast niemals heirathet er, ehe nicht seine Schwestern versorgt sind. Er fühlt Vaterpflichten und Vaterverantwortung den Schwestern gegenüber. Er führt ihnen Freier zu, sorgt für Aussteuer und richtet die Hochzeit aus; nicht selten giebt er den Schwestern eine Mitgift, die seinen eigenen Vermögensverhältnissen entspricht, oder sorgt, falls sie unverheirathet bleiben, für ihren standgemäßen Unterhalt. Aber all diese lebenslängliche Fürsorge ist sehr oft nur eine Gegengabe für eine Kette von Opfern, Entbehrungen aller Art, die jüdische Schwestern in ihrer Jugend den Brüdern gebracht haben. Sie arbeiten, entbehren, degradiren sich beruflich und menschlich bis zur Selbstauslöschung, um dem Bruder das heiß ersehnte Studium zu ermöglichen. Wie viele stille und stumme und doch erschütternde Tragoedien spielen sich in mittellosen jüdischen Familien ab; welcher heldenhaften Selbstentäußerung sind diese jüdischen Schwestern fähig! Sie verzichten auf jede eigene Fortbildung, ziehen mit einer ihnen sonst fremden Energie einen Strich unter ihre bisherigen Lebensansprüche, verlassen Schule und Seminare, gehen unverdrossen unter die Schaar der Geschäftsmädchen, arbeiten unermüdlich von früh bis spät wie ein Uhrwerk. Sie löschen ihre eigene Jugend aus mit einer entschlossenen Ruhe, die bei jungen Geschöpfen befremdet; ihr einziges Ziel, dem all ihre Arbeit gilt, ist: dem Bruder die großen Bildungthore zu öffnen, Abiturium, Universität, Staatsexamen. Ist er dann endlich am Ziel, ist er glücklich Arzt, Spezialarzt oder assoziirter Rechtsanwalt, winkt ihm die Hunderttausendmark-Partie und kann er daran denken, sich „zu arrangiren“ und in der zweiten Hälfte seines Lebens sich für die Mühsal der ersten schadlos zu halten, so ist inzwischen aus der Schwester ein reichlich verbrauchtes, verarbeitetes und verhärmtes Geschöpf geworden. Sie hat ja „wie eine Mutter“ all die Jahre für ihn gearbeitet und gehungert; wenn auch

nicht leiblich, so doch geistig. Ist es dann nicht erklärlich, wenn sie, nachdem der Bruder endlich ans Ziel gelangt ist, seine Unterstützung als ein Aequivalent, eine „Gegengabe“ auffaßt? Ohne Bedenken oder Scheu, scheinbar ohne Dankbarkeit, läßt sie sich dann von dem Bruder „versorgen“ oder gar einen Theil seiner Mitgift auszahlen. Das sind Verhältnisse, die ein jüdischer Eigenart Unkundiger einfach als „unmoralisch“ bezeichnen würde und die doch in Wahrheit die tiefste menschliche (vielleicht allzu menschliche) Moral bergen, die des bedingunglosen, geschwisterlichen Schutz- und Trutzbündnisses.

Arme, jüdische Schwestern, thut Ihr es wirklich nur um des Lohnes willen? Aus einer spekulativen Berechnung heraus? Darbt Ihr, arbeitet Ihr und demüthigt Euch, um Euch einen Versorger heranzuziehen? War also am Ende Eure selbstlose Liebe nichts als Selbstsucht?

Fragt sie selbst, fragt sie „beim Leben ihrer Brüder“; sie werden, alle, antworten: „Und wenn wir genau wüßten, daß er niemals eine sogenannte ‚Partie‘ wird und niemals auch nur so viel Geld verdient wie ein Buchhalter oder Reisender, wenn er nur dafür ein berühmter Gelehrter wird, ‚eine Leuchte‘, dann hungern wir und plagen uns mit Freude, denn wir wissen, wofür wir es thun. Unser Bruder mehrt den Ruhm der Familie.“ Jede jüdische Schwester sieht in ihrem Bruder einen zweiten Spinoza, eine „Leuchte Israels“; sie glaubt an sein Ingenium und schwört auf seinen Intellekt. Das Wort „Intellekt“ aber flößt ihr einen Respekt ein, dem nichts gleichkommt. Der Intellekt verlangt eben solche Opfer, wie etwa sonst nur Gott. Er ist für die jüdische Schwester das Heiligste in ihrem Leben.

Auch in pekuniär günstigeren Verhältnissen, wo die Frage gegenseitiger Unterstützungen keine Rolle spielt, leben Geschwister (nur von Erwachsenen ist hier die Rede) meist in engen Beziehungen. Sind Beide, Bruder und Schwester, verheirathet, so ziehen sie gern, wie man in Berlin hundertfach beobachten kann, räumlich dicht zu einander, möglichst in die selbe Straße, mindestens in das selbe Viertel, um im täglichen gesellschaftlichen Abendverkehr nicht gehemmt zu sein. Christen haben „Freunde“, Juden haben „Verwandte“. Die Intensität des verwandtschaftlichen Verkehrs läßt einen Freundeskreis oft gar nicht entstehen. Geschwister-Familien sind im Judenthum Schutzbündnisse für die Wechselfälle des Lebens; sie sind wie der wärmende Ofen in der Winterszeit; sie sind Quell der Anregung und Freude; sind die Basis aller jüdischen Geselligkeit. Fast unmöglich ists, in einer jüdischen Familie intimer zu verkehren, ohne sehr bald sämmtliche Geschwister der Hausfrau oder des Hausherrn kennen zu lernen. In christlichen Familien kann man oft ein halbes Leben lang verkehren, ohne je mit den Geschwistern des Hausherrn oder der Hausfrau in Berührung zu kommen; man hört nur ganz gelegentlich von ihnen.

Alle sozialen, geistigen und seelischen Verschiedenheiten übertönt das eine Wort „Geschwister“. Mag die eine Schwester einem Bankdirektor verheirathet sein, die andere einem kleinen Prokuristen oder

Reisenden (was allerdings wegen der bei Schwestern doch meist gleichen Mitgift selten vorkommen wird), so wirkt diese gesellschaftliche Kluft doch nicht im Mindesten auf die persönlichen Beziehungen der Schwestern zu einander. „Meine Schwester“: Juden mögen es mit Stolz (meist auf den Geldbeutel des Mannes) aussprechen oder das Wort mag Mitleid (oft in Folge schlechter Inventuren) ausdrücken, einerlei, ob diese Schwester der Glanz der Familie ist oder ob das unübersetzbare, einzige Wort „nebbich“ ihre wirthschaftliche Lage bezeichnet: Schwester bleibt Schwester; nichts kann ihr die Liebe rauben oder kürzen, mit der sie von ihren Geschwistern umgeben wird. Und wäre sie selbst eine Verbrecherin, eine Verlorene, hätte sie Schuld und Schmach auf sich und ihre Familie geladen: die Liebe ihrer Geschwister bliebe ihr doch erhalten; sie ist durch nichts zerstörbar, ein unverlierbares Guthaben.

Die Jüdin ist, wie mit Recht behauptet worden ist, das „weiblichste Weib“. Deshalb ist ihr das Geschlechtsleben ungeheuer wichtig.

Bei den alten Juden gab es keine eigentliche Erotik. Sie heiratheten so früh, daß der Uebergang von der Kindheit zur Ehe brüsk, ohne Zwischenstufen, erfolgte. Weise Gesetzgeber hatten, in richtiger Erkenntniß, den bei orientalischen Mädchen und Jünglingen früh und intensiv erwachsenden Geschlechtstrieb in das feste Gleis der Ehe gelenkt, ehe Gluthen, Leidenschaften und sexuelles Begehren sich entfachen konnten. Junge Juden und Jüdinnen waren meist längst verheirathet, ehe sie zum eigentlichen Bewußtsein ihres Sexuallebens kamen. Diese weise Einrichtung der frühen Heirath bewahrte sie vor Entgleisungen und Irrungen; aber auch vor Individualauswahl in der Liebe und vor den Spielen und Freuden durchseelter Erotik.

Innerhalb der Mauern des Ghetto galten frühe Heirath und möglichster Kinderreichthum als sittliches Gebot. Die Frauen lebten den Anforderungen ihres Naturells nach und erfüllten dabei zugleich das ihnen vorgeschriebene ethische Gesetz. Sinnlichkeit und Ethik gingen Hand in Hand. Mit dem Eindringen westlicher Kultur verschoben sich auch die jüdischen Ehesitten; die frühreifen Mädchen heiratheten nicht mehr, wenn die Natur ihnen das Ehereifezeugniß ausstellte, sondern, gemäß den germanischen Sitten, nach oder um Vollendung des zweiten Jahrzehnts. Sehr viel verborgene Sinnlichkeit mußte aufgestapelt und zurückgedrängt werden, bis die Erlösung in Gestalt des Ehemannes nahte. Die größere Heißblütigkeit, Lebhaftigkeit, Sensibilität jüdischer Mädchen beruhen auf ihrer Frühreife.

Am Schlimmsten betroffen sind heute die Unverheiratheten, die entsagend durchs Leben gehen. Orientalischem Frauenempfinden widerspricht (widerschreit, müßte man sagen) der Coelibat. Die Juden kannten keine Vestalinnen, keine Klöster und Frauenorden; den Begriff „unverehelicht“ gab es bei ihnen nicht. Niemals faßte eine Jüdin den Entschluß, nicht zu heirathen; lieber stieg sie zehn Stufen herab, als daß sie ledig blieb. Unverheirathet zu bleiben, galt nicht nur als Unglück, sondern auch als eine Art Schuld, die man der Glaubensgemein-

schaft gegenüber auf sich lud. Den neutestamentlichen Spruch: „Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser“, kannten weder Thora noch Talmud. Die Instinkte der Jüdin drängen nach der Ehe. Schon das fünfzehnjährige Mädchen empfindet, viel intensiver und klarer als das gleichaltrige germanische Mädchen, das Mysterium ihres natürlichen Berufes. Es sind nicht nur die äußeren Formen, die früher schwellen, auch die Augen blicken so eigenthümlich sehnend, Ahnungen keimen, die noch nicht Bewußtseinsinhalt geworden, die noch in der Tiefe des Seelenspiegels ruhen, aber doch schon leise Wallungen und harmonisch-disharmonische Schwingungen hervorrufen.

In den meisten Fällen heirathet die Jüdin nicht um der Liebe willen, sondern um der Ehe willen. Die Ehe, nicht die Liebe, ist ihr etwas Heiliges. Das germanisch-christliche Ideal der Liebe, die Vorstellung des einen Einzigen, der muthiger, kraftvoller, klüger, schöner ist als alle Anderen, der Dornröschenprinz, das Siegfriedideal: Das gab es bei den Juden nicht. Die Frauen verzehrten sich nicht im Gram, weil der Eine, Auserwählte nicht kam; ein Jahre oder gar Jahrzehnte langes Warten auf den Geliebten wäre eher verspottet als besungen worden. Eine jüdische Gudrun lebte nie. Lange Verlobungzeiten sind unjüdisch. Dem kräftigen Ideal der Ehe und Fortpflanzung hält das nebelhafte Ideal der seelischen Liebe nicht Stand. Die jüdischen Mädchen des Ghetto dachten: Lieber mit achtzehn Jahren einen Mann mit mäßiger Zuneigung heirathen als mit vierundzwanzig einen angenehmeren Mann. Sie waren in erster Reihe Gattungmenschen und strebten nach Arterhaltung, ganz triebhaft. Nicht sie heiratheten, sondern es heirathete in ihnen.

Einen Sexualverkehr außerhalb der Ehe gab es nicht für sie. Die Ehe war für sie Vorbedingung und Inbegriff aller Glücksmöglichkeiten. Da die Ehe an und für sich ihnen als das einzig erstrebenswerthe Ziel erschien, kam die Persönlichkeit des Ehemannes erst in zweiter Linie in Betracht. Individuelle Bewerthung, Seelenharmonie, Weltanschauung mußten ihnen gleichgiltig sein, ein Vertiefen in die Eigenart des Anderen, ehe man das entscheidende Wort sprach, kam kaum vor; das Transszendente der Liebe „war noch nicht erfunden“. Frei von Excentrizitäten und frei von Perversitäten, im eng begrenzten, fest gefügten Rahmen der Ehe spielte sich das Sexualleben der Jüdin ab, ohne Poesie, aber auch ohne Phantasterei.

Die moderne Jüdin hat auch in ihrem Geschlechtsleben einige Wandlungen erfahren. Gerhart Hauptmann schildert in seinem Stimmungdrama „Gabriel Schillings Flucht“ eine moderne, außer Rand und Band gerathene Jüdin. Sie hat alle Sitten- und Anstandsbegriffe ihres Volkes über Bord geworfen, drängt sich in eine Ehe hinein, stellt sich zwischen die Gatten und hängt sich an Gabriel Schilling wie eine Klette. Sie läuft ihm nach, ohne Scham und Würde, knechtet und quält ihn, saugt ihm das Lebensmark aus den Knochen und treibt ihn „durch ihre Liebe“ schließlich in den Tod. Was Hauptmann hier schildert, diese wildgewordene Intellektuelle, ist zwar eine Jüdin, aber keine deutsche

Jüdin, sondern eine russische. Ein solcher Typus Weib konnte nur da entstehen, wo die alte jüdische Kultur schnöde fortgeworfen wurde, ohne daß die Jüdin eine andere Kultur dafür eintauschte. Rußland hatte der Jüdin keine neue Kultur zu schenken, wie Deutschland. Die russische Jüdin, im Vollbesitz ihrer altererbten Stammeskultur, stand himmelhoch über der russischen Unkultur. Giebt sie diese alte Kultur aber auf, so tauscht sie nichts dafür ein und ist nun erst bettelarm an ethischen Werthen, bar jeder Kultur. Deshalb ist die Jüdin in „Gabriel Schilling" ein Gegenstück des eigentlich-jüdischen Weiberthypus, aber mit unheimlicher Schärfe gezeichnet. In Deutschland wäre dieser Typus unmöglich, weil die deutsche Kultur mit ihren hohen ethischen Werthen viel zu tief in den Seelen der deutschen Jüdinnen Wurzel gefaßt hat. Wohl giebt es auch unter den deutschen Jüdinnen Frauen, die dem männlichen Geschlecht gegenüber es an Deutlichkeit und Dringlichkeit nicht fehlen lassen, die ihr sexuelles Genügen über die herrschende Moral stellen, die über Keuschheit lächeln und ihr Triebleben höher stellen als alles Andere; aber sie sind vereinzelt. Die deutsche Jüdin ist, bei aller Intensität der Sinnlichkeit, nüchtern und wägend; sie wirft sich nicht weg, sie vergißt sich nicht in lauen Sommernächten oder in verschwiegenen Kammern, sie setzt nicht Alles auf eine Karte, sie behält den Trumpf in der Hand, bis sie diese Hand vergiebt. Das Geschlechtsleben wird bei ihr vom Intellekt geleitet, mehr als vielleicht bei irgendeinem Frauentypus der Erde. Die Jüdin ist nicht „Gretchen" und „Klärchen", sie will immer Königin in der Liebe sein; sie beschenkt, beglückt, erhöht, nicht der Mann.

Moderne Jüdinnen haben ein starkes Gefühl für Aesthetik und räumen diesem Gefühl innerhalb ihres Sexuallebens einen breiten Platz ein. Ibsens Hedda wollte „in Schönheit sterben"; Jüdinnen wollen „in Schönheit leben". Hier werden ihre sonst so nüchternen Sinne wahre Künstler. Orangenduft und Opalglas-Lichtreflexe, Seidenstoffe und Spitzengeriesel, Stimmung und Tönung ist ihren Sinnen Reiz.

Wenn im Leben der Jüdin die Glocke schlägt, die sie an den Abschied des Liebeslebens mahnt, so durchlebt sie ihre härtesten Konflikte. Kaum irgendeine Frau besitzt weniger Talent zur Abgeklärtheit als die Jüdin. Noch fühlt sie sich viel zu wenig als Persönlichkeit. Schwer kann sie sich daran gewöhnen, daß die Ballmutter die Balldame in ihr verdrängen muß, daß ausgeschnittene Straßenroben und durchbrochene Strümpfe der Mutter heranwachsender Kinder nicht ziemen, daß sie das „reizende" Element in ihrer Kleidung ausschalten muß und daß Etwas höher gilt als Reiz und Reizenwollen, als das Spiel der Koketterie und das Betonen der Jugendlichkeit: die Würde. Gerade für die Jüdin ist das Klimakterium deshalb das „gefährliche Alter", weil ihr auch seelisch besonders schwer wird, aus ihrem Leben Das auszuschalten, worin sie Meisterin war. Sie fühlt sich wie Eva aus einem Paradies vertrieben; und sie behält den Nachgeschmack des Apfels vom Baum der Erkenntniß meist ihr Leben lang auf der Zunge.

Else Croner.

Zuwachssteuern.

Die Werthzuwachssteuer hat eine Niederlage und einen Sieg erlebt. Die Budgetkommission des Deutschen Reichstages beschloß, allerdings nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen, die Reichswerthzuwachssteuer aufzuheben und die Besteuerung dieser modernen Vermögensform den Gemeinden zu überlassen. Das ist die Niederlage, die das Plenum bestätigt hat. Den Sieg brachte die Annahme der Vermögenszuwachssteuer. Das Prinzip ist also gewahrt worden. Man hat aus der Erfahrung im Grundstückhandel keine Konsequenzen gezogen, sondern einen Grundsatz, der vor wenigen Jahren noch als gefährliche Utopie galt, zur Quelle eines Reichsgesetzes gemacht. Das unearned increment John Stuart Mills und Henry Georges hat als Gegenstand der Besteuerung im Deutschen Reich keinen Erfolg gehabt. Zwischen der gesunden Idee, den Staat an einem Werth mitschmausen zu lassen, dem er die Existenzbedingung schuf, und der praktischen Ausbeutung durch den Steuerfiskal liegen Hindernisse, die den Mißerfolg verschuldet haben. Die ganze Entwickelung der Steuer in Deutschland spielte sich innerhalb eines Jahrzehntes ab. Die Thurmspitze über den verschiedenen Staats- und Kommunalgesetzen wurde durch das Reichszuwachssteuergesetz vom vierzehnten Februar 1911 gebildet. Was ist in der Praxis aus dem Paragraphen 1 des Gesetzes geworden? „Beim Uebergang des Eigenthums an inländischen Grundstücken wird von dem Werthzuwachs, der ohne Zuthun des Eigenthümers entstanden ist, eine Abgabe erhoben.“ Man sollte meinen, daß die Rechnung ziemlich einfach sei. Quod non. Die Klagen über mangelhafte Veranlagung füllen Bände. Zur Illustration nur einen Fall aus jüngster Zeit. Die Bodenaktiengesellschaft Bayenthal in Köln führte einen Prozeß gegen die Berlin-Anhaltische Maschinenbaugesellschaft (Bamag) wegen Belästigung durch Lärm. Sie forderte einen Schadensersatz von 100 000 Mark, der im Vergleich durch Ueberlassung eines Grundstücks zu niedrigem Preis erledigt wurde. Die Bamag verkaufte ein Objekt zu 352 110 Mark an die Bodengesellschaft. Diese hatte, bevor der Vergleich notariell beurkundet war, das Grundstück an einen benachbarten Eigenthümer weiterverkauft, der sich verpflichtete, an die Bodengesellschaft den Schadensersatz von 100 000 Mark bar auszuzahlen. Das Geschäft kam in dieser Form zu Stande. Die Gesellschaft wurde zur Zahlung einer Zuwachssteuer auf 100 000 Mark veranlagt und hat diese Abgabe geleistet. 9450 Mark. Die Steuerbehörde nahm an, die 100 000 Mark seien reiner Werthzuwachs gewesen. Diese Auffassung wurde von allen Instanzen, bis zum Oberverwaltungsgericht, getheilt. Die verurtheilte Bodengesellschaft ist aber der Meinung, daß nicht sie, sondern die Bamag die Steuer zahlen mußte. War der Verzicht auf den Schadensersatz als Leistung zu Gunsten der Bamag anzusehen? In diesem Fall hätte der Verkaufspreis des erwähnten Grundstücks nicht 352 110, sondern 452 110 Mark betragen und die Bodengesellschaft hätte zu dem Preis weiter-

verkauft, zu dem sie erworben hatte. Daß Schadensersatz unter den Begriff des „Werthzuwachses, der ohne Zuthun des Eigenthümers entstanden ist“, fallen soll, ist schon seltsam genug. Die Bamag war wirkliche Eigenthümerin, die Bodengesellschaft nur Durchgangsstation eines regulären Besitzwechsels. Da die Bamag einen auf das Grundstück erzielten Buchgewinn von 207 091 Mark zu Abschreibungen verwendete, so konstatirte sie selbst einen Werthzuwachs in dieser Höhe. Die Steuer dafür hat sie bezahlt. Wären jedoch die 100 000 Mark zugerechnet worden, so hätte der Zuwachs, statt 130 bis 150, mehr als 210 Prozent und die Steuer, statt 35 205, 67 560 Mark betragen. Das sind 32 355 Mark mehr. Da Bayenthal zu 9450 Mark veranlagt wurde, so wäre de facto eine Differenz von 22 905 Mark zum Nachtheil des Fiskus entstanden. Wären die 100 000 Mark des Schadensersatzes in barem Geld bezahlt worden, so hätte kein Mensch an einen Werthzuwachs gedacht.

Rebus sic stantibus ist dem Begriff des Werthzuwachses natürlich keine Liebe entgegengebracht worden; und der Beschluß der Budgetkommission weckte mehr Freude als Trauer. Damit ist aber die Steuer nicht aus der Welt geschafft. Die Gemeinden sollen sie behalten. Ob sie damit Glück haben werden, ist eine andere Frage. Der Vorstand des Preußischen Städtetages wagt nicht, sie zu bejahen. In einer Eingabe an den Reichstag fordert er eine Entschädigung der Kommunen, die den Ertrag aus der Werthzuwachssteuer brauchen. Die Städte sind mit 40 Prozent an der Reichssteuer betheiligt. Dafür haben sie auf die selbständige Erhebung der Abgabe verzichtet. Um ihnen Ersatz zu bieten, ergänzte das Plenum des Reichstages den Beschluß der Kommission durch den Zusatz, daß die Gemeinden ihre alten Steuerordnungen, die zum Besten des Reichsgesetzes fielen, wieder in Kraft setzen dürfen. Ein Danaergeschenk. Die Zuwachssteuer ist, durch die Ausführung, unpopulär geworden. Unter den Hausbesitzern sind die Ansichten getheilt. Eine Gruppe fürchtet die Rückkehr einer skrupellosen Grundstückspekulation und das Wuchern von Bauschwindlern. Der unsolide Unternehmer bekommt Oberwasser, sobald die Terrainverschiebungen wieder in Gang kommen. Die andere Partei ärgert sich über die Mängel der Veranlagung. Auch da handelt es sich nicht um die unsicheren Kantonisten, sondern um das solide Element. Kaufen und Verkaufen ist erschwert durch eine Steuer, die allerlei Chicane bringt. Man kommt nicht mehr vorwärts und denkt, daß mit dem Verschwinden der Zuwachssteuer der Weg wieder frei wird. Ob die Rechnung stimmt? Die Steuer allein würde den Aufschwung des Geschäftes nicht hindern. Sie hat die gute Konjunktur nicht vertrieben. Man bereitet nur neue Enttäuschungen vor, wenn man der Zuwachssteuer alle Schuld am Elend des Grundstückhandels aufpelzt und gewichtige Gründe den Laien verschweigt.

Der Fiskus liebt den Werthzuwachs so innig, daß er das unterscheidende Merkmal „unverdient“ sanft beseitigt hat. Er will den verdienten Werthzuwachs, die ersparte Arbeitleistung, haben. Das ist ihm sicherer als die Verbindung mit Henry George und dessen Nachfolgern,

So folgte auf das Gesetz vom Februar 1911 die „Vermögenszuwachssteuer", der clou der Finanzreform von 1913. In der Begründung zu dem neuen Entwurf wird gesagt, daß das neue Besitzsteuergesetz am ersten April 1916 in Kraft treten werde, wenn die Bundesstaaten nicht bis zu diesem Tag eine allgemeine Besteuerung des Vermögens, des Einkommens oder der Erbschaften eingeführt oder bestehende Steuern dieser Art erhöht haben. Der Vermögenszuwachs soll also nur eine Art ultimum refugium sein (so dachte man) und wird gewiß nicht in die Steuerpraxis kommen. Dieser Trost ist geschwunden. Der zum historischen Ereigniß gestempelte Steuerkompromiß hat aus der „Erfassung" (welch malerischer Ausdruck!) des Vermögenszuwachses den Anfang einer Reichsvermögenssteuer gemacht. Die ehrlichen Leute, die den Jammer sehen, zucken die Achseln und sagen: „Nach den Kommissionbeschlüssen bleibt jedenfalls für die vier Uebergangsjahre ein Fehlbetrag von 200 Millionen. Woher sollte aber der Ersatz für die aus der Regirungvorlage gestrichenen 180 Millionen genommen werden?" Die Antwort wurde auf dem Weg der Vermögenszuwachssteuer gefunden. Von ihr erwartet man 90 bis 95 Millionen. Der Rest des jährlichen Mehrbedarfes von 210 Millionen soll durch die Erhöhung der Erbschaftsteuer, den Gesellschaft- und Versicherungstempel und durch die Erhaltung der Zuckersteuer gedeckt werden. Prosit die Mahlzeit!

Der Vermögenszuwachs ist als Steuerobjekt nicht von diesem Jahr. Nur hieß er früher Ueberfluß, weil sich dieses Wort leicht in Luxus übersetzen läßt. Und den mit Extrasteuern zu belegen, scheint stets ein löbliches Beginnen. Leute, die der Meinung waren, daß die Spezies der unmöglichsten Dinge noch nicht ausgestorben sei, lachten über den Plan der Ueberflußsteuer und legten ihn zu den übrigen Requisiten der verschiedenen Finanzreformen. Der schärfste Kritiker aber, den die Steuer fand, war der preußische Finanzminister. Er widerlegte mit treffenden Gründen die Behauptung, daß der Vermögenszuwachs ein Zeichen wachsender Leistungfähigkeit sei; denn der Millionär, der sein Einkommen bis zur letzten Mark verbraucht, nichts zurücklegt und keinen Zuwachs hat, ist leistungfähiger als der Geschäftsmann, der von 12 000 Mark Einkommen im Jahr 3000 Mark spart. Da jede Vermehrung des Vermögens steuerbarer Zuwachs ist, mag Arbeit oder Glück die Quelle sein, so ist, wie ich schon sagte, von „unverdientem" Werthzuwachs nicht mehr die Rede. Der wirkliche Arbeitverdienst, die in Kapital umgesetzte und aufgespeicherte Arbeit, soll dem Fiskus zinsen. Wo bleibt die berühmte „steuerliche Gerechtigkeit", deren die hohe Behörde sich so gern rühmt? Der Reichsfiskus sagt: „Sie ist bewiesen"; der preußische Finanzminister: „Sie fehlt." In der Denkschrift, die, zum Besten der Reform der Einkommensteuer, mit den anderen Steuerprojekten aufräumt, wird von einer „Strafe für die Sparer" und einer „Prämie auf die Verschwendung" gesprochen. Wer ausgiebt, was er einnimmt, braucht sich um die Zuwachssteuer nicht zu kümmern. Nur wer sich erdreistet, zu sparen, wird mit der Steuerprämie belohnt. Wer zu Ver-

mögen kommt, nicht, wer es schon besitzt, ist Kunde des neuen Gesetzes. Das übliche „Entgegenkommen“ liegt in der Steuerfreiheit der Vermögen bis zu 20 000 Mark und des Zuwachses bis zu 10 000 Mark.

Veranlagt wird in jedem dritten Jahr. Die Grenzen für die erste Besteuerung des Wachsthums der Vermögen sind die letzten Dezembertage 1913 und 1916. An beiden Tagen wird das Vermögen gemessen; aus dem Vergleich beider Ziffern ergiebt sich die Steuerbasis. Wer Ende 1913 50 000 Mark hatte und diese Summe bis Ende 1916 auf 70 000 Mark brachte, hat 20 000 Mark Werthzuwachs zu versteuern. Dann zahlt er erst wieder, wenn der nächste Zuwachs mehr als 10 000 auf 70 000 Mark beträgt. Diese Rücksicht versteht sich von selbst. Sonst müßte ja auch der Verlust mit besteuert werden. Wenn Ende 1919 das Vermögen, statt 70 000, nur 30 000 Mark, Ende 1912 aber wieder 60 000 Mark betrüge, so träfe die Steuer auf den neuen Zuwachs von 30 000 Mark eine Summe, für die schon einmal gesteuert worden war, und wäre in solchem Fall eine Verluststeuer. Das heißt: milde Praxis!

Ungerecht ist die Steuer, weil sie in der Herkunft des Vermögenszuwachses keinen Unterschied macht. Die wirkliche Arbeitleistung wird der Börsenspekulation und dem Lotteriegewinn gleichgestellt. Was kümmern den Fiskus Grundsätze der Volkswirthschaft? Er fragt nicht nach der Bedeutung des Arbeitertrages, der den besten Köpfen der nationalökonomischen Wissenschaft zu schaffen machte. Die Hauptsache ist der Effekt (und, natürlich, die Effekten). Läßt sich der in runden, netten Ziffern ausdrücken, so fragt man nicht, ob ihn der Kopf oder die Kravatte erworben hat. So ists freilich bei jeder Steuer auf Einkommen oder Vermögen. Aber ein doppeltes Unrecht wird nicht halbirt, wenn man es verdreifacht; und die neue Abgabe ersetzt keine der schon bestehenden Vermögenssteuern, sondern ergänzt sie. Man klagt über die Schwerfälligkeit der Kapitalbildung und sieht in dem Mißverhältniß zwischen Kapitalverbrauch und Neuproduktion die wichtigste Ursache aller Krisen. Wenn man aber das Wachsthum der Vermögen künstlich hemmt und die Quelle, aus der die Ueberschüsse sprudeln, mit einem Steuerpflock verstopft: wie soll der beklagte Mißwachs aufhören? Billig ists, alle wirthschaftlichen Bedenken mit banaler Zuversicht („Es wird schon gehen“) abzuthun. Wenn Gewerbe, Handel und Landwirthschaft sehen, daß man ihnen die Rücklagen besteuert, so werden sie weniger vorsichtig disponiren und ihre Sache auf den Kredit stellen. Das geht wieder die Reichsbank an, die auf zudringliche Kreditsucher schlecht zu sprechen ist. Anders ist es mit dem Konjunkturgewinn. Der wird versteuert, auch wenn er nur auf dem Papier steht. Für Werthpapiere ist der Kurs vom einunddreißigsten Dezember 1913 und 1916 maßgebend. Ist er höher als am ersten Termin, so wird der Vermögenszuwachs berechnet, einerlei, ob er vier Wochen später durch eine Börsenkrisis vernichtet wird. Das gilt für jeden nicht verwertheten Gewinn. Wer lacht? Auch bei uns ist längst Alles möglich geworden. Ladon.

Literatur.

Namen- und personlose Literaturwesen, gruselige Schatten, fragwürdige „Geister“ suchen sich Beachtung zu verschaffen, indem sie mich anpöbeln. Persönlich kann ich mich nicht mit ihnen abgeben, da ich, wie ich andeutete, keine Person sehe. Diese gespenstigen Wesen, die in und an der Literatur herumspuken, habe ich in den „Intellektuellen“ bemamset, kenntlich gemacht, sie Allen gezeigt und getroffen. Ein ganzes Kaffeehäuschen heulte auf. Ich sprach dann in der „Zukunft“ von jener Art Unwesen, die ich Lemuren nannte, als von einem „Troß formalistisch Nachahmender, steril bis ins innerste Gefüge, grotesk im äußeren Aufputz, geflicktes, verlogenes, verlumptes Menschenpack.“ Ja, die „gute Frau“, mit ihrer Nase für das Echte, ist eine recht unbequeme Frau. Sie hat gesagt: „Eure Gespensterliteratur ist Schundliteratur.“ Darauf kam die Antwort: „Nee, was Du machst, ist Schundliteratur.“ Die Leute sind von herzerquickender Kindlichkeit. Grete Meisel-Heß

Sehr verehrter Herr Harden, Herr Eugen Reichel, dessen Novellen von Frenzel, Widmann, J. J. David sehr warm begrüßt worden sind und dem die literaturhistorische Forschung eine monumentale Gottsched-Biographie verdankt, hat im vorigen Jahr einen Roman, „Die Ahnenreihe“, veröffentlicht, der, von so verschiedenen Geistern wie Rosegger und Max Nordau fast enthusiastisch gelobt, von anderer Seite in einem unbilligen Sinn beurtheilt worden ist. Ein großer Theil der Kritik nämlich glaubte, Reichels Erzählung als künstlerisch abhängig von meinen „Buddenbrooks“, ja, als eine Nachahmung dieses Buches ansprechen zu sollen, und der Autor hat sich obendrein darüber zu beklagen, daß Verwahrungen, die er gegen eine so flüchtige Abfertigung seines Werkes einlegte, von den Redaktionen der Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Nun erledigt sich der Vorwurf der Nachahmung thatsächlich dadurch, daß, wie Herr Reichel mich informirt, sein Roman sieben Jahre vor dem Erscheinen von „Buddenbrooks“ entworfen und zum großen Theil ausgeführt worden ist und daß nur äußere Umstände die Herausgabe bis 1912 verzögerten. Aber vom Chronologischen abgesehen: Herr Reichel hat mir sein Buch geschickt, ich habe es gelesen, und da er Werth auf meine Meinungäußerung legt, so bitte ich, ihm öffentlich bestätigen zu dürfen, daß er ein von dem meinigen grundverschiedenes Werk geschaffen hat. Ich gebe zu, daß eine entfernte Verwandtschaft des Stoffes und gewisse epische Mittel, deren dieser Autor sich gleich mir bedient, jene eiligen Beurtheiler bis zu einem gewissen Grade entschuldigt. Nach meiner Meinung ist aber „Die Ahnenreihe“ ein humoristischer Roman von bedeutenden Eigenschaften, dessen Selbständigkeit gelegentlich bis zur Eigenbrötelei geht und der mit „Buddenbrooks“ innerlich durchaus gar nichts gemein hat. Noch Keiner, der Gerechtigkeit suchte, hat sich an die „Zukunft“ vergebens gewandt. Sie wird mich nicht abweisen, da ich Gerechtigkeit für einen älteren Kollegen suche, dessen Erfolge, wie es leider scheint, in keinem Verhältniß zu seinen Verdiensten stehen. Ihr ergebener Thomas Mann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Juli 1913.

Kladde.

Die Fabeln der Woche.

Als Herr Raymond Poincaré, von Briands (und ohne Clemenceaus) Gnade Präsident der Französischen Republik aus London in sein Elysion heimgekehrt war, lasen wir auf hundert Blättern, diesmal sei in der Themsestadt, im ganzen Reich Georgs des Fünften die Stimmung flau gewesen. Kein Enthusiasmus mehr. Keine Hausse für Geschäftsantheile der Triple-Entente Deren Kümmerlingsleben sei kaum noch ernster Beachtung werth. Die habe alle Hoffnung enttäuscht und schrumpfe allmählich in ein vom Kinderspott umheultes Angstgebild. Ueber dem Aermelkanal gar sei die Luft wieder unsichtig geworden und Britanien dulde Frankreichs Werben nur noch aus Erbarmen. Sobald der pariser Patriotenklüngel eine wilde Grimasse wage, werde aus London abgewinkt und ihm Gelassenheit, kühler Verzicht auf abenteuernde Pläne gepredigt. Deshalb sei der Präsident, der, als Lothringer, im Ruch eines brandigen Nationalismus steht, in London ohne fortzeugende Wärme empfangen und an jedem Morgen der Besuchszeit mit lauer Douche besprüht worden. Fiel Euch nicht auf, daß der King immer vom Frieden sprach und an die erfreuliche Uebereinstimmung aller Großmächte erinnerte? A bon entendeur salut! Natürlich: Georg war noch des Entzückens voll, das er von der Gevatterreise aus Berlin heimgebracht hatte; und die anglodeutsche Freundschaft ist wieder so herzlich, über ihr der Himmel

so wolkenlos, daß der Brite keine Lust hat, durch allzu zärtlichen Flirt mit Marianne sich ins Gerede zu bringen. So gings; bis Alldeutschlands Oeffentliche Meinung sich zu dem tenor sententiae geläutert hatte, der Präsidentenbesuch sei völlig mißglückt, und der angenehme Herr vom Rath, der, allen Politikern zu wonniger Kurzweil, im „Tag" mindestens zweimal in jeder Woche pythisch stammeln darf, aus dem reinen Born seiner Ueberzeugung die Kunde ins Land sprudelte, das Britenherz, dem die Herren Nikolai Alexandrowitsch und Raymond Poincaré fremde und uninteressante Leute seien, glühe innig für Einen nur: für Wilhelm den Zweiten. Höheres war nicht zu leisten. Ein paar Tage danach stand an der selben Stelle ein Artikel des Herrn Dr. Karl Peters; eines der wenigen Männer, die starkem Politikerinstinkt nüchterne Weltkenntniß vereinen (und die drum für den Dienst des bethmännischen Deutschen Reiches nicht brauchbar sind). Der schrieb aus London: „Der Besuch des Präsidenten Poincaré war nicht ein bloßer Erfolg; es war ein Triumph. Ich habe viele Monarchenbesuche hier erlebt; sie alle werden in den Schatten gestellt durch die stürmische Begeisterung, die dem Vertreter der Französischen Republik in allen Kreisen der Bevölkerung zu Theil ward. Das kam aus der Tiefe des Volksbewußtseins und bekundete, daß die Freundschaft zwischen den beiden Westmächten nicht auf Ausmachungen zwischen den Regirungen, sondern auf der breiten Oeffentlichen Meinung selbst beruht. Wir Deutschen müssen uns darüber klar bleiben, daß die Entente Cordiale heute den ganzen Westen von Europa umfaßt. Jedermann weiß, daß Spanien und Portugal dazu gehören. Worauf läuft all das Gerede über die ‚besseren Beziehungen zwischen Großbritanien und Deutschland' hinaus, welche die ‚feine Hand' eines oder des anderen deutschen Staatsmannes herbeigeführt habe? Von besseren deutsch-englischen Beziehungen ist auf dieser Seite der Nordsee nicht mehr die Rede. Und da Deutschland vor Allem weitere fünfundzwanzig Jahre Frieden haben will, braucht man sich um seine praktischen Wünsche, sei es im nahen Osten, sei es anderswo auf der Erde, nicht weiter zu kümmern. Die vielen Reden und Aufsätze über die besseren Beziehungen zu England schaden unserer Weltstellung erheblich mehr, als sie nützen. Im letzten Menschenalter habe ich noch nirgendwo auf der Erde auch nur den geringsten diplomati-

schen deutschen Erfolg bemerkt. Jedenfalls ist die Weltlage weit davon entfernt, besonders rosig für die deutsche Zukunft zu erscheinen." Ungefähr also, was hier, leider, zu Warnung vor schädlichem Trug und Täuschungversuch, oft gesagt werden mußte.

Aus den Prunktafelreden und aus der Presse (deren Gewicht in England viel schwerer ist als bei uns) konnte der Unbefangene merken, daß Präsident Poincaré von stärker betonter Herzlichkeit empfangen worden war als die Herren Loubet (1903) und Fallières (1908); von einem Volksgefühl, dessen Wärme aus tieferen Gründen kam als das 1855, nach dem Besuch des Kaisers Louis Napoleon, von der Königin Victoria (in einem Brief an den belgischen Onkel Leopold) „gewaltige Begeisterung" genannte. König Georg sprach von dem steten Zuwachs an wohlwollender Achtung und Einverständniß, von dem Geist rückhaltlosen Vertrauens, der die beiden Völker fest an einander binde, und schloß seinen Willkommensgruß mit dem Satz: „Aufrichtig ist in mir der Wunsch, daß die große Nation der Franzosen sich einer glorreichen Zukunft freue und daß die enge Intimität, die unsere Länder verbündet, in unerschütterlicher Lebenskraft weiterwähre." Konnte er, der nicht den Schleimschwätzern zugezählt werden möchte, mehr sagen? Drückt das Sehnen nach glorreicher Zukunft der großen Nation nicht Alles aus, was eines Franzosenherzens Begehr ist? Der König ist der Thatsache froh, daß während der Orientkrisis alle betheiligten Großmächte von dem Wunsch erfüllt waren, den Frieden zu erhalten. Sollte er nicht? Daß Deutschland diesen Frieden stören, von der süßen Schlendriansgewohnheit des désintéressement zu kräftiger Handlung vorrücken könne, war die Hauptsorge der ehrwürdigen Britania, die den besten Geschäftsertrag ihres Lebens von den südöstlichen Küsten aufs Trockene bringen wollte. Kiplings Hymne an Frankreich, „das aus tiefster Seele geliebte Land, das liebend der Menschheit dient", Garwins Lobgesang auf Frankreichs sittlichen Willen zu nationaler Stärkung, der überreiche, nicht befohlene noch von Gunstsucht erwirkte Straßenputz, die freundschaftliche Farbe der grüßenden Schmuckinschriften, der Empfang in der Britenfestung Portsmouth und die rasch darauf folgende Begegnung der Marineminister Englands und Frankreichs: Alles lehrte, daß der Journée d'Entente Cordiale die rechte Hochzeitstimmung und der ernsthafte Inhalt nicht fehlte.

Ein Bündniß ist freilich nicht daraus geworden. Das war vom konservativen Lord Lansdowne zu haben (und Delcassé hätte es geknüpft, wenn ihm von Rouviers Eitelkeit die dazu nöthige Frist gegönnt worden wäre); nicht von einem Ministerium Asquith, das internationale Verträge wie Knebelung fürchtet. Auch was Geschriebenes forderst Du, Pedant? Nach dem Aprilvertrag von 1904, nach allem seitdem in zwei Erdtheilen Geschehenen ists leicht zu entbehren. In diesen neun Jahren hat die Republik nie vergebens auf England gehofft. Die Westmächte sind auch jetzt in der Erkenntniß der wichtigsten Ziele einig und das Band, das ihre Interessen umschnürt, ist haltbarer als in der Krimkriegszeit. Britanien braucht, zu Gibraltar, Malta, Cypern, Kairo, Aden, noch Koweit; den Persergolf, den Suezkanal und das Rothe Meer; Arabien, die Transarabische Eisenbahn und damit alle Land- und Wasserstraßen nach Indien. Wird gar das alte Sehnen nach der kretischen Sudabai noch gestillt und Vetter Michel vom Persischen Busen und vom schiffbaren Euphrat weggedrängt, dann mag Rußland sich in Armenien „abrunden" und der Weiße Zar über Trapezunt herrschen, mag Frankreich sacht seine Trikolore nach Syrien tragen. Die Herren Edward Grey und Stephen Pichon wissen, was sie von einander zu erwarten haben. Und wenn beim Empfang und beim Abschied des Präsidenten nicht, wie anno 1855 vor dem Ohr des dritten Napoleon (dem zu Ehre der Waterloosaal in Windsor auf einen das Neffengefühl nicht kränkenden Namen umgetauft wurde), das Syrerlied Labordes und der Königin Hortense erklang, so durften, da dem letzten Ton der Marseillaise sich der fromme Rhythmus des „God save the king" vermählte, die Vertreter der Republik doch von dem nahen Tag träumen, der ihnen noch einmal den alten Sang auf die Lippe legt: „Partant pour la Syrie . . .!"

Die Freundschaft wurde stärker betont, weil man auf beiden Kanalseiten weiß: Wenn wirs leise machen, läutet die deutsche Preßmannschaft dem Einverständniß morgen die Sterbeglocke. Muß denn immer gelogen, die unkluge Sucht, sich störend in fremde Geschäfte zu drängen, immer wieder dem Auge der Nachbarn enthüllt werden? Der endlose Schwatz über Lockerung und Risse in den Bündnißverträgen der Gegner schadet uns nur. Die Franzosen glauben nicht, daß Rußland sie ausbeute, Britanien sie prelle, sondern finden, daß sie, die bis 1890 vereinsamt waren, heute, trotz

sinkender Volkszahl und mattem Industriepuls, in den Welthändeln eine gewichtige Stimme haben. Sie sind sicher, daß den Verbündeten in Ost und den Freund in West das eigene Interesse zwingen werde, die Gefahr deutscher Uebermacht, also die Zerstückung des Gallierlandes, abzuwehren, so lange ers kann. Ist es nöthig, durch die Bemäkelung fremder Geschäftsabschlüsse uns neuen Haß aufzuwirbeln? Kann der Nation steter Trug nützen? Und darf, wer sich zum Führer berufen wähnt, Tag vor Tag irren?

Gegenbeispiel. König Victor Emanuel kam mit seiner Frau, der Tochter Nikolas von Montenegro, auf der Reise nach Schweden für ein paar Stunden nach Kiel. Kaiser und Kaiserin empfingen das Paar und der Minister Marchese di San Giuliano plauderte ein Weilchen mit den herbeigewinkten Herren von Bethmann und von Jagow. Ereigniß. „Eine weithin wirkende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß; machen wird; gemacht hat." Und so weiter. Spielzeug für Kinder. Denen ist seit Monaten eingebläut worden, Italien sei von den „Extratouren" mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je zuvor an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. (So innig, daß nicht einmal ein kurz befristetes austro-italisches Kondominium in Albanien erträglich schien und daß in den Sphären von Trient, Triest und Otranto das Mißtrauen nie wacher war als unter diesem Hochsommermond.) Denn Italien lange nach der Vorherrschaft im Mittelmeer und habe eingesehen, daß nur die Bundesfreundschaft es an dieses Ziel lotsen könne. Welches Walzwerk hat solches Blech auf den Markt geschleppt? Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Eine zum Krieg nicht nur gerüstete, sondern, wenns nicht anders geht, auch willige Politik der zwei Kaiserreiche könnte den Römern Tunesien, den Schemel zu einem neuen Imperium (dessen Haupt sich getrost Kaiser nennen dürfte), versprechen und sie damit von Balkanplänen und von den Westmächten ablenken. Darauf ist, so lange in Berlin die Flaute währt und Habsburg um seinen Besitzstand bangen muß, nicht zu rechnen. Seit Italien am Syrtenmeer herrscht, von Malta und

Kypros, von Frankreichs tunesischer Provinz und vom englischen Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergriff nach Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst langer und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die Lockweise zu: „Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen.“ Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Italien ist den Briten, die den Türken während des libyschen Krieges Egypten sperrten, dankbar, hat mit Rußland ein Vortheil verheißendes Termingeschäft abgeschlossen und kann den Rest des Grolls über Poincarés Tölpelei morgen bestatten. Sein einziger Feind sitzt hinter den tiroler Alpenpässen und im Nordbecken der Adria. Sparet den Athem, Windmacher! Da Wilhelm auf jeder Fahrt nach Korfu den Italerkönig salutirt hat, durfte Victor Emanuel ihm nicht ausbiegen. Und da dem Deutschen Kaiser der Wunsch zugetraut wird, seinem Schwager Konstantin, dem Hellenen, gefällig zu sein, nützte San Giuliano die Konjunktur, um für Italiens Anspruch auf Südalbanien und auf einen Theil der den Türken abgejagten Inseln (die Griechenland mit derben Mitteln zu „hellenisiren“ trachtet) die deutsche Macht anzuschirren. Sonst? Null. Trinksprüche verbeten. Sogar auf den laut angekündeten Duettgruß an Franz Joseph wurde verzichtet. Löbliche Nüchternheit. Wozu aber der Preßlärm?

Auch durchs Franzenland watschelt eine fette Lüge, der endlich der Krötenkopf zerstampft werden muß. Das Deutsche Reich, fistelt sie, kann, wie durch das Junifiasko der Anleihen offenbar ward, aus der Tasche seiner Bürger nichts Rechtes mehr borgen, hat sich deshalb zur Konfiskation von Vermögensstücken entschlossen und muß, um auf diesem Weg nicht in den Abgrund zu stürzen, rasch die Gelegenheit zu einem Krieg suchen, der ihm neues Land und neues Geld schafft. Im Herbst wird es uns wieder einen Kongofetzen, diesmal einen größeren als im Agadirjahr, abfordern und, nach der Weigerung, sein ins Ungeheure vergrößertes Heer, ohne Kriegserklärung, über die Vogesengrenze werfen. Der Weinmonat bringt Krieg: Millionen Republikaner stehen auf diesem Glauben. Ward dessen Saat ausgestreut, damit ihr der Wille zu dreijährigem Wehrdienst entkeime? Das wäre begreiflich. Doch

der Glaube schadet uns: weil er trügen und den hold Enttäuschten das letzte Bleibsel alten Respektes aus dem Hirn jäten wird. Die zur Begründung der deutschen Militärvorlage ausgenützte „Verschiebung der Machtverhältnisse in Südosteuropa“, hat sich, heißts drüben, ja längst wieder verschoben; daß sich Deutschland dennoch in solchen Aufwand reckt, erweist seine Absicht auf Krieg. Erweist, liebe Nachbarn, nur, daß auch vernünftige Einfälle bei uns plump, ohne die behutsame Feinheit des Psychologen, ausgestaltet werden. Wir müssen mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem wir, allein, uns gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibundes und seiner Vorposten in Südwest und Südost zu wehren haben, und wären deshalb schon längst zur Rückkehr in den Zustand allgemeinen Wehrdienstes verpflichtet gewesen. Die dazu nöthige Jungmannschaft haben wir; das nöthige Geld hätte eine muthige Regirung, deren Gewissen vor Tribunengebrüll und Papiersturm nicht schwindelt, auf den gebahnten Pfaden anständiger Zoll- und Steuerpolitik leicht gefunden. Frankreich überrumpeln und den großen Wurf wagen? Wer Theobaldum in der Nähe sah, lacht solcher Mär. So aber gehts Einem, der nach neuer Rüstung stets von seiner Sehnsucht in Frieden lispelt: Jeder zeiht ihn der ärgsten Tücke. Die dreijährige Dienstzeit ist, fürs Erste, gesichert. (Unser Generalstab, Kriegsministerium, Reichskanzleramt müßten mit ernstester Kraft jetzt die Ermöglichung einjähriger Dienstzeit vorbereiten: Das wäre die wirksamste Antwort; würde die Kraft deutscher Menschheit hell beleuchten und unsere Wirthschaft, der die neue Präsenzziffer so viele Arme entzieht, aus dem Zwang lösen, noch mehr slavische Arbeiter einzustellen.) Vielleicht wird zwischen Calais und Marseille nun wieder Ruhe. Eine Gefahr freilich bleibt: jeder Franzos schwört knirschend, daß ihm das dritte Dienstjahr nur von Deutschlands übler Laune aufgepackt worden sei; und die der Erinnerung an Wörth und Sedan ferne Jugend lernt in der Kaserne den Ostnachbar grimmig hassen.

Conto Finto.

„Aller Augen haben, seit Zar Ferdinand zum Kreuzzug wider die Jungtürken rief, auf König Karol gewartet. Der, dachten aufgescheuchte, verstörte Diplomatenhirne, greift morgen ins Balkanwespennest; schickt seine guten Soldaten über die Dobrudscha-

grenze und zwingt die Bulgaren zum Rückzug aus dem Türkenreich. Die Kundigsten hatten sich am Rostgitter dieser Hoffnung gewärmt. Weil das rumänische Interesse in die Gemeinschaft mit den Osmanen zu zielen schien. Doch Karol blieb still. Ist der zweite Sohn Antons von Hohenzollern zu kühnem Mannesentschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde verzaudert? Hat ihn, der den Russen vor fünfunddreißig Jahren aus der Plewnaklemme half, die späte Verleihung russischer Feldmarschallswürde so innig gerührt, daß ihm der gerechte Groll über Gortschakows schnöde Untreue aus dem Gedächtniß schwand? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung und lehrte den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Feuer zu bringen? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem Herrn Vetter in Sofia über den Staaatshandel einig geworden? Herrscht der Bulgarenkönig über Makedonien, so hängt die Bäumung, die Brandung der Südslavenwelle an seinem Wink. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen Balkanstaaten steigt; und ist vor leichtem Diebstahl erst sicher, wenn es den Schlüssel zu seinem Haus in der Tasche hat." Diese Sätze fand der Leser hier in der zweiten Novemberwoche des Jahres 1912; nicht zum ersten Mal auch den Hinweis auf das Streben, Rumänien aus den Banden der Geheimverträge zu lösen und ins Lager Rußlands und seiner westlichen Sozien hinüberzuziehen. Deutlicher durfte Besonnenheit damals nicht reden. Noch durfte sie hoffen, in der Wilhelmstraße und am wiener Ballhausplatz werde der Werth Rumäniens für die strategische Stellung der Kaiserreiche nicht vergessen, die Tradition aus der ersten Bündnißzeit nicht verschwitzt und vertrunken sein. Und die Hoffnung rammte sich noch fester in gläubige Herzen, als Herr Eduard von Wertheimer die Schlußbände seines an neuem Material, also auch an Politikerlehre ungemein reichen Werkes „Graf Julius Andrassy, sein Leben und seine Zeit" (in der stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt) erscheinen ließ. Da war die Evolution des austro-rumänischen Verhältnisses und die Nothwendigkeit, es vor Rauhreif zu schirmen, so klar angedeutet, daß ein staatsmännisch geschulter Blick am Kreuzweg nicht zaudern konnte.

Die Abneigung von der (aus den Tagen der Kabinetsministerien bis auf Schleinitz vererbten) Gewohnheit, nationale

Kraft in den Dienst dynastischer Wünsche zu vergeuden, hatte Bismarck früh zu der Weigerung gestimmt, sich für Cusas Nachfolger in Bukarest einzusetzen. Ob Prinz Karl Eitel Friedrich Zephyrin von Hohenzollern sich in Rumänien hielt, war seine, allenfalls der Sigmaringer, nicht Preußens Sache. Der Bundeskanzler hob die Achseln, als ihm erzählt wurde, Fürst Karl, dessen Bruder Leopold für den Spanierthron ausersehen, von den pariser Machthabern aber hitzig befehdet worden war, werde gegen die Franzosenliebe seines romanischen Volkes einen schweren Stand haben. Mag er sich wahren. Daß er von Berlin nicht mildere Behandlung zu erwarten habe als irgendein fremder Balkanhäuptling, weiß er seit dem Winter 1868. Andrassy hat, als ungarischer Ministerpräsident, zu dem Marchese Pegoli, Italiens Vertreter am wiener Hof, gesagt, in dem nahen franko-preußischen Konflikt müsse Ungarn den Sieg Frankreichs wünschen, wenn der Kanzler des Norddeutschen Bundes dem bukarester Hohenzollern noch länger die Wühlarbeit auf magyarischem Boden erlaube; ein Panrumanimus, der die Walachen dem Apostolischen König wegködern wolle, sei nicht zu dulden. Von Pegoli, einem Freunde des Fürsten Karl, erfährts das florentiner Ministerium; Wesdehlen, der Preußische Gesandte, schreibts aus Florenz nach Berlin. Bismarcks Schläfe röthet sich. Das fehlte noch. Neben Beust bekommen wir in Oesterreichs Lager einen zweiten Feind. Schnell eine Note an unseren Generalkonsul Grafen Keyserling. Der soll Karl von Rumänien vor die eilige Wahl stellen: Entlassung des Kabinets Goleſku-Bratianu und Verzicht auf jeden Umtrieb in Ungarn oder öffentliche Rüge im Blatt der preußischen Regirung. Eine Episode; die aber das Gedächtniß an eine Zeit kräftigen, nicht von Cerebrasthenie angekränkelten Handelns erneut. Im selben Jahr macht der zweite Zar Alexander einen Fehler, der heute noch fortwirkt: er weigert dem Fürsten Karl die Hand einer russischen Großfürstin (wie 1872 dem jungen Milan von Serbien die Werbung um Wera Konstantinowna). Andrassy ist im Auswärtigen Amt Beusts Nachfolger geworden; und sieht sofort die Oese, in die er einhaken kann. Er empfiehlt sich durch loyale Haltung dem Fürsten, der ihn, noch im November 1871, in einem Brief an seinen Vater „einen aufrichtigen Freund Rumäniens“ nennt und hinzufügt: „Das Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn wird jetzt nur noch intimer werden. An diesen

Nachbarstaat knüpft uns auch das Gefühl der Dankbarkeit; denn in einem kritischen Moment hat die K. K. Regirung unsere Rechte zu wahren gewußt, die Andere verletzen wollten. Wie Alles sich ändern kann!" Oft genug noch hat sich „Alles geändert". Doch Andrassy zeigt sich als eifrigen Helfer. Er erwirkt von der Hohen Pforte die Erlaubniß zu offizieller Führung des Namens Rumänien (der Pariser Vertrag vom August 1856 kannte nur die dem Sultan unterthanen „Vereinigten Fürstenthümer der Moldau und Walachei") und lehnt sich nur gegen Karls Versuch auf, den Titel des Fürsten von Rumänien in den des Fürsten der Rumänen umzuwandeln, der dem Träger ein Hoheitrecht über die ungarischen Walachen gegeben hätte. Wenn Graf Berchtold im Archiv seines Amtshauses den Brief liest, den Andrassy am zwölften Juni 1872 dem Grafen Beust schrieb, weiß er, was auf dem Spiel stand und heute noch steht. In den Donaufürstenthümern, spricht der Magyar zu dem Sachsen, „hat unser Einfluß zugenommen und Rußland gilt dort nicht mehr als der einzige Förderer des nationalen Strebens." Im nächsten Sommer ist Karl in Wien. Vor dem Plan, die Suzerainetät des Sultans abzuschütteln, warnt Andrassy; verheißt dem Fürsten aber jeden möglichen Beistand der Monarchie, der nur Narren Gier nach rumänischem Gebiet andichten. Oesterreich-Ungarn müsse sich hüten, im Orient auf die selben Schwierigkeiten zu stoßen, die ihm in Deutschland und in Italien gefährlich wurden. Im Dezember 1876 räth Andrassy, im Fall russischen Einmarsches neutral zu bleiben; er werde in Konstantinopel dann die Erfüllung aller berechtigten Wünsche Rumäniens durchsetzen. Karl beschließt aber, mit den Russen wider den Suzerain zu kämpfen, der ihn, im siebenten Artikel der Verfassung Midhats, in den Rang des „ersten Beamten einer privilegirten Provinz" niederduckt und schon aus diesem Wort die Absicht auf neue Schmälerung der rumänischen Selbständigkeit hervorschielen läßt. Wien wüthet; als Karl dem Russenheer den Durchzug gestattet hat, wird dieser Vertrag in der Neuen Freien Presse „eine Schandsäule in der rumänischen Geschichte" genannt. Zwei Jahre zuvor hat Andrassy mit dem Fürstenthum einen Handelsvertrag geschlossen und ihm damit, als Erster, das Recht zu autonomem Handeln zuerkannt. Die Schwenkung zu Rußland wirkt nun wie Undank. Daß Gortschakow den Rumänen den Süden Bessarabiens abpreßt, scheint Österreichern und Un-

garn gerechte Strafe. Noch einmal aber „ändert sich Alles". Nach seinem Rücktritt schreibt Andrassy an Karl einen Brief, der Rumäniens Anschluß an den Bund der Kaiserreiche in des Fürsten Belieben stellt und die „Ansicht, die der Privatmann nun unumwunden aussprechen kann", in die Sätze faßt: „Rumänien hat, in seinem nationalen sowohl als im europäischen Interesse, denselben Beruf wie Oesterreich-Ungarn: gegen die Slavisirung eines Theiles von Europa und speziell des Orients eine Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der nord- und der südslavischen Elemente zu hindern. Eine Abweichung von diesem Weg müßte für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang bringen." Das hat in Wien und in Budapest drei Jahrzehnte lang, hat in manchem Jahr auch in Berlin als ein unversiechbares Dogma gegolten. Dessen Leuchtkraft thätiger Nachhilfe gar nicht bedarf. Vorgestern noch. Wie Alles sich ändern kann!

Vom Herbst bis in den Lenz, in den Monaten, die zwischen den Siegesposten von Kirkkilisse und von Adrianopel lagen, konnten die Kaiserreiche für Rumänien handeln. Mußten. Handlung wurde, nicht Rede, von ihnen gefordert. Sie hatten den alten König Karl weislich ermahnt, dem Krieg des Vierbundes gegen die Türkei fern zu bleiben, ihm aber (ohne Pergament und Siegel) den seinem Land gebührenden Theil des Kriegsertrages verbürgt. Officiosissime ließen sie gestern künden, ihr Eifer, der nicht zu überbieten gewesen sei, habe leider keine Frucht getragen. Ein Dysangelium thronender Dummheit. Wer Säumniß gesteht, hält die Hoffnung am Leben, daß er Verzaudertes nachholen werde. Wer sich eines Eifers rühmt, der wider Mächtigere nichts vermocht habe, treibt selbst den Enttäuschten auf die Seite der stärkeren Gewalt. Die Geschäftsführer der Triple-Entente waren behender als die des lockeren Dreibundes: sie erreichten, daß Prokuristen Rumäniens und Bulgariens zur Verhandlung nach Petersburg kamen und (mit saurer Miene) einen Vertrag unterschrieben, der dem Reich Karls die feste Stadt Silistria sammt einem Umkreisraum von drei Kilometern giebt und Bulgarien verpflichtet, seine Donaugrenze nicht zu befestigen und in dem ihm zufallenden Gebiet den Kirchen und Schulen der Kutzowalachen volle Freiheit zu gewähren. Im Mai. Zu wenig, schrie der Landwirthschaftminister Filipesku; und schied zornig aus dem Kabinet Majoresku. Der

Liberale Bratianu, der Altkonservative Carp, fast alle Städter und drei Viertel der Bauern waren unzufrieden. Ueberall murrte es, die günstige Stunde sei verpaßt, muthlos vertrödelt worden; und dem Ingrimm entband sich schon die Frage, ob man dem zweiten Hohenzollern, Karls Neffen Ferdinand, nicht die Thür des Thronsaales verriegeln solle. Denn die Hoffnung, an den Kaiserreichen eine Stütze zu finden, habe sich nach zwei Türkenkriegen nun als eitel erwiesen. Mit seinen 130000 Quadratkilometern war Rumänien ansehnlich, so lange Bulgarien 96000 hatte; das Großbulgarien mit 180000 Quadratkilometern, das Zar Ferdinand jetzt heischt, wäre dem Nachbar im Norden eine stete Gefahr. Ehe in Sofia die Kommissare ernannt sind, die den neuen Grenzstrich ziehen sollen, flackert zwischen den Verbündeten der Streit um die Beute auf. Nikolai Alexandrowitsch läßt sich von dem windelweichen, nur als Werkzeug Iswolskijs tauglichen Sasonow in den Weltrichterwahn eines Gossudar aller Slaven und in eine sakrale Warnung vor dem Verbrechen des Bruderkrieges schwatzen und ruft die Minister Bulgariens, Griechenlands und der zwei Serbenstaaten vor seinen Monomachensitz. Sechs Großmächte fordern die noch Verbündeten auf, die mobil gemachten Heere auf den Stand der Friedenspräsenz zu bringen. Aller Liebe Mühe bleibt unbelohnt. Das Schwert soll entscheiden. Serbien, Griechenland, Montenegro bereiten sich zum Krieg gegen Bulgarien, dessen Gebietszuwachs sie um 25000 Quadratkilometer kürzen wollen. Noch einmal bietet sich den Rumänen die Möglichkeit, ihre Zukunft vor übermächtiger Drohung zu sichern. Jetzt oder nie. Majoresku befiehlt den Gesandten, in allen Hauptstädten anzuzeigen, daß Rumänien sich für den Fall eines neuen Balkankrieges das Recht zum Eingriff vorbehalte. Und nach den ersten bulgaro-serbischen, bulgaro-hellenischen Scharmützeln ertrotzt die Gluth des Volkswillens von dem greisen Kriegsherrn die Weisung zu schleuniger Mobilisation des Heeres. Der Volkswille zum Leben in würdiger Freiheit; nicht die Verschwörerzunft franko-russischer Diplomatie, der blinde Wienerwuth das Gräuelwerk zuschreibt. Diese Wuth ist begreiflich; dürfte nur ihr Gestiebe nicht bis auf die Höhe des Staatsrathes werfen. Das arme Reich des Dualismus hatte eben erst, nach langer Pein, aufgeathmet. Deutsche und Magyaren einte die Ueberzeugung, das Heer des Koburgers werde die Serben eben so schnell

schlagen, wie des Battenbergers sie 1885 bei Sliwnitza und Pirot schlug. Diesmal, raunte der Spott, können die Serben lange auf einen Khevenhüller harren, dessen Machtspruch ihnen das Schlimmste erspart; wir lassen Bulgarien seinen Triumph schlürfen und päppeln uns in ihm einen Kumpan, dessen wuchtiger Arm die Südostsorgen in Schwaden mäht. Ins Luftgebild solcher Zuversicht trampelt Rumänien. Das nicht nur von der Dobrudscha bis übers Kap Sülgrad greifen, sondern auch der Bürge des équilibre balcanique werden will. Des in Oesterreich berüchtigten Gleichgewichtes, das ohne ein kräftig wehrhaftes Serbien nicht vorstellbar ist. Aus solcher Noth soll ein Opiat aus Andrassys Apotheke retten. „Nicht einen Schritt noch, Rumänen, auf diesem Weg! Er verleitet Euch in die Hölle der Russenknechtschaft. Sobald Ihr Euch von uns wendet, naht Eurem Staat rasch die Todesstunde."

Ob das Narkotikum noch einmal wirkt? Kaum über eine Historienwoche hinaus. Die Dako-Walachen haben gerade im letzten Vierteljahrhundert seufzend gesehen, daß unter Rußlands Schirm leidlich zu leben, wider Rußlands Willen nichts Gutes in Ruhe zu schmausen ist. Die Hoffnung, über die Donaumündung nordwärts nach Bessarabien vorzudrängen, ruht im Sarg; doch im Banat, in Siebenbürgen, in der Bukowina wohnen Rumänen, die, Millionen, nach nationaler Erlösung lechzen. Darf ein Land von der Leistung und Kultur Oesterreichs immer nur an den nächsten Morgen vordenken und die Kraft an kleine Finten verzetteln? Czechen, Kroaten, Serben, Rumänen, Bulgaren werden, seit Jahrzehnten nun schon, vor dem schwarzen Anschlag der Moskowiter gewarnt. Hats je geholfen? Kanns auf die Länge helfen? Auch ein erstarktes Bulgarien, ohne Konstantinopel, wäre nur für kurze Frist von der nordslavischen Vormacht zu trennen; wo die Blutsverwandtschaft schweigt, spricht, noch zu Finen, die Glaubensgemeinschaft (und ein neuer Stambulow wäre ohne türkischen Nachbar und ohne anglo-russischen Zwist nicht möglich). Wer leiht, wenn die Stürme verbraust und die Leichen verwest sind, den matten Balkanvölkern neues Geld? Paris, vielleicht auch London; nicht den von Rußlands in Oesterreichs Lager übergelaufenen. Unsere Gefährten im Habsburgerreich tasten hastig von einem zum anderen Heilmittel, von der Latwerge zum Hexenrezept. Ureinfalt räth, den verwundbaren Gegner ins Herz zu treffen. Den Feind, der ihn unüberwindlich dünkt, wirbt sich der Weise zum Freund.

Assessors Lehrjahre.

„Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia“, lehren uns die Pandekten; und auf diese Weise wird freilich der Jurist so ziemlich von Allem, was im Himmel und auf Erden ist, Notiz nehmen müssen. Daß er mit den himmlischen Dingen dennoch nicht auf allzu vertrautem Fuße steht, scheint das alte Sprichwort „Juristen sind schlechte Christen“ zu beweisen. Auch gute Juden sind sie, so weit bekannt, nicht. Und ihre Kenntniß von den irdischen Dingen? Ach, hier tönt ihnen ja überall der Vorwurf der Weltfremdheit entgegen. Also wäre wohl der Jurist nirgends zu Haus als in seinem juristischen Begriffshimmel, in dem Niemand mit ihm leben will.

Aehnliche Erwägungen scheint man in der preußischen Justizverwaltung angestellt zu haben, als man das immer stärker anschwellende Heer der Assessoren musterte. Was war gegen einen solchen „Weltfremdenandrang“ zu machen? Und siehe, man sprach zu ihnen: „Gehet hin in alle Welt und lernet von allen Völkern!“ Das heißt: man wies den jungen Nachwuchs der Themis an, einen Theil der Zeit, in der er sonst, als „überzählig“, die Gerichtssäle bevölkert, lieber außerhalb, in anderen Betrieben, zu verbringen, um sich dort „zu belernen“. Mögen sie nun in den rothen Häusern der Stadtverwaltungen das Regiren lernen und sich die Art, mit Stadtverordneten umzugehen, aneignen, mögen sie in die Geheimnisse des Bankfaches, des Großhandels und der Fabrikleitung (so weit man sie nämlich hineinsehen läßt) eindringen, ja, mögen sie selbst auf den friesischen Hochmooren als Moorkulturträger umherwaten, die Viehzucht oder den petkuser Roggenbau studiren oder auf unseren großen Schiffen Gott Aegir ihren Tribut zollen: zu lernen giebts überall; und die Wahl ihres Bethätigungzweiges hat man ihnen ganz anheimgestellt.

Auf diesem Weg hat sich nun freilich eine ganz neue Art von Assessorismus entwickelt: der Assessor als Volontär, als Eleve, oder wie man es sonst noch auf gut Deutsch ausdrücken kann. Wo man hineingreift ins volle Menschenleben, wird man ihn finden; und wo man ihn packt, da ist er interessant. Denn er weiß überall Bescheid. Man stelle sich mitten in das Gewimmel und Gesumme der Börsenbesucher, man tauche in das betäubende Getriebe der Räder und Walzen einer Spinnerei, man sehe die Riesenballen aus dem Bauch des überseeischen Dampfers in den Hafenspeichern verschwinden, auch die Arrestanten aus dem Grünen Wagen in den Räumen des Polizeigewahrsams, man blicke auf die bedenklicheren Posten aus den Geschäftsbüchern in der Bilanz der Aktiengesell-

schaft: stets sitzt in irgendeiner Ecke ein Assessor dabei und „belernt sich“. Der „assessor“ ist zum „Dabeisitzer“ geworden und ersitzt sich so die Kenntniß aller irdischen Dinge. Er kann bald einen Kurszettel so gut wie einen Steuerzettel ausschreiben, er berechnet die Wahrscheinlichkeiten einer Lebensversicherung so sicher wie die einer Betriebsstörung, einen Ultimoschluß wie einen Kurzschluß; er weiß auch mit ungefähr gleicher Sachkunde über eine Centrifuge und eine bachsche Fuge, über Frühbirnenkultur und Glühbirnenkonstruktion, über Schlacht- und Pachthöfe, Frachtbriefe und Schachttiefe zu urtheilen, — kurz, er hat von Allem einen Begriff. Vielleicht sogar von der Rechtspflege.

Freilich: hier sitzt die Achillesferse. Wenn der Jurist acht Jahre lang das Recht gelernt und zwei „Staatskonkurse“ (um es auf gut Bayerisch auszudrücken) glücklich überstanden hat, so wird es wohl Zeit, daß er seine Kenntnisse in die Praxis umzusetzen beginnt. Schon damit sie nicht einrosten. Er kann doch nicht ewig Lehrling sein und muß namentlich das Gefühl, auf eigene Verantwortung Entscheidungen zu treffen, endlich einmal kennen lernen. Das aber kann er nur auf dem Richterstuhl, und sei es auch zunächst in kleineren und einfacheren Verhältnissen, etwa bei der Erledigung von Ersuchen der Gerichte und Staatsanwaltschaften. Der Staat muß ihm nur Gelegenheit zur allmählichen „Einfühlung in die Praxis“, zur Umwandlung des geschriebenen Rechts in das gesprochene, geben. Statt Dessen schickt er den fast Dreißigjährigen noch einmal in die Lehre (und diesmal gar zu fremden Lehrherren) und meint, Das müsse seiner späteren Qualität als Richter zu Gut kommen. Aber die Praktiken des täglichen Lebens sind doch nicht das Selbe wie die Praxis einer gesunden Rechtspflege. Nur was sich davon im Rechtsverkehr niederschlägt und wie es sich niederschlägt, gilt es zu wissen; und Das lernt sich, außer in den Bureaux der Rechtsanwälte und der Staatsanwaltschaften, nur im Gerichtssaal. Was dort aus allen Gebieten dem Praktiker vorgeführt wird und von ihm in seiner rechtlichen Bedeutung erkannt und verarbeitet werden muß, Das läßt sich durch das dilettantische Herumstöbern auf einzelnen, oft mehr oder weniger willkürlich herausgesuchten Gebieten wahrlich nicht ersetzen. Ein solches Herumstöbern wirkt eher zerstreuend und verwirrend und befördert leicht ein vermeintliches Besserwissen in Fragen, die der Jurist verständiger Weise der Entscheidung der Sachverständigen überläßt; die rechtliche Beurtheilung vertieft es jedenfalls nur in den seltensten Fällen. Und darum muß man sagen, daß „Assessors Lehrjahre“, wie sie sich die Justizverwaltung denkt (oft werden sie gar zu „Wanderjahren“), wenn auch keine unbedingt verlorene Zeit,

so doch eine solche bedeuten, die besser verwendet werden könnte. Aber man ist den jungen Assessor eine Weile los; und man tröstet sich leicht über seine Abwesenheit mit der stattlichen Zahl seiner verbliebenen Kollegen. Aber Einiges kommt doch auch darauf an, in welcher Beschaffenheit man ihn wiedersieht und ob er, wenn man ihn dann schließlich doch behalten muß, die seinem Dienstalter entsprechende juristische Reife hat, mindestens nicht an Brauchbarkeit hinter der neugebackenen Waare aus dem Prüfungofen zurücksteht. Da wird es manchmal hapern. „Fremd kehrt er heim ins Richterhaus", wird es von Manchem heißen, der im Strom der Welt vielleicht seinen Charakter, aber nicht sein juristisches Talent gebildet hat. Und solche Rechtsfremdheit ist schlimmer als Weltfremdheit.

Man lasse sich überhaupt nicht länger durch Schlagwörter wie „Weltfremdheit" und „Formaljuristik" blenden, die ein Körnchen Wahrheit in einem Meer von Uebertreibung ersäufen und im Grunde doch nur politischen Zwecken dienen. Man setze den so lange und nach allen Regeln des Faches ausgebildeten, durch zwei Prüfungen Bewährten getrost in den Sattel; er wird schon reiten können, auch wenn er nicht gleich in alle Sättel „gerecht" ist. Daß ihm die genaue Kenntniß der mannichfachen Lebensverhältnisse noch fehlen wird, ist ja selbstverständlich. Darin müssen wir Alle noch täglich zulernen. Aber wer will, zum Beispiel, einen jungen Baumeister noch einmal bei einem Maurerpolier, einem Schacht- oder Ziegelmeister in die Lehre geben, weil er noch nicht alle Geheimnisse der Mörtelbereitung, des Ziegelstreichens und ähnlicher Künste beherrscht? Was an praktischer Kenntniß dem Juristen von vorn herein nöthig ist, Das müssen ihm schon die Studienjahre und namentlich die Referendarszeit geben; den Rest bringt die Berufserfahrung von selbst. Wenn Einer noch als Assessor Gelegenheit gehabt hat, sich auf Spezialgebieten Erfahrungen zu erwerben, meinetwegen in einer städtischen Baudeputation, einem Zeitungverlag oder einer Großbank zu arbeiten, so kann Das gewiß unter Umständen für seine spätere richterliche Thätigkeit von Vortheil sein. Aber daß nun jeder Gerichtsassessor erst, so zu sagen, „an dem Bau, am Verlag, an der Bank vorbei" auf den Richterstuhl gelangen soll, ist doch wohl zu viel verlangt. Man vergesse das Wort „multum, non multa!" nicht. Auch der Pandektenspruch über den Inhalt der Rechtskunde, von dem wir ausgegangen sind, fügt dem schon Mitgetheilten hinzu: „justi atque injusti scientia". Und Das bleibt schließlich wohl die Hauptsache. Trachtet zuerst nach der Gerechtigkeit, so wird Euch Alles zufallen!

Otto Reinhold.

Pro Patria.*)

I.

Ein leuchtender Meeresgolf; ein leuchtendes Felsengebirge, leuchtend Himmel und Erde.

Ueber einer hesperischen Fruchtbarkeit von Oelbaumwäldern und Rebengefilden, von Orangen- und Citronenhainen, inmitten eines Gartenlandes von Blumen und Blüthen, von Myrthen und Oleander, Granaten und Feigen, ein von jedem Gebüsch, jedem Grashalm entblößter Gipfel. Mit seinen senkrecht aufsteigenden Wänden, seinen schroffen Zinken und Zacken, seinem rostbraunen und rothen, violetten und purpurfarbigen zerrissenen Gestein gleicht die kahle Bergkuppe einer gewaltigen Flammensäule, die, während sie noch himmelan aufloderte, durch einen Zauber erstarrte.

In dieser unwirthlichen Höhe ein Dorf, aufgemauert aus Gestein, bewohnt von einem armsäligen Fischervölklein. Im Sonnenbrande des Sommers umbrauen das Häuflein eng aneinander geschmiegter elender Hütten dunstige Gluthen, daß es ist, als wolle der Fels wieder zu Feuer zerschmelzen; im Herbst, Winter und Frühling umbrausen die menschlichen Höhlen tagaus, tagein Stürme, als packten Gigantenfäuste den Berg, um ihn niederzuzerren in die Tiefe, aus der die brüllenden Meereswogen im Rasen der Windsbraut hoch aufsprühen: zu den Klippen dort oben schleudern sie ein schaumgekröntes Wellengebirge empor.

Eins der Gebäude auf diesem wilden Vorgebirge Kampaniens war vor Zeiten getüncht gewesen und seine zerbröckelnden Mauern tragen eine Wölbung, die mit viel gutem Willen für eine Kuppel gehalten werden kann. Daneben erhebt sich ein schmaler, grauer, thurmähnlicher Bau mit einem schwarzen, eisernen Kreuz auf der Spitze. Die Stürme haben das heilige Zeichen siegreichen Christenthumes so lange umtost und so lange daran gerüttelt, bis es sich gekrümmt und gelockert hat und nun dem Absturz nah ist. In dem Thurm dieses Gemäuers, das ein Gotteshaus vorstellt, hängt eine Glocke, von so trübsäligem Klang, daß er alle Hoffnung auf Lebensfreude zu Grabe zu läuten scheint; und doch bedeutet der heisere Ton auch hier die Stimme des Himmels, die über der Wildniß und den Wassern schwebt.

Die Glocke wird von Don Kostanzo geläutet. Das ist nicht etwa

*) Dichters Recht ist, Wirklichkeit werden zu lassen, was seinem Schöpferwillen beliebt. Nie konnte ein halbwegs kluger Papst verbieten, für die in Afrika fechtenden Söhne Italiens zu beten, Almosen zu sammeln. Nie hats Pius verboten. Sein Gebet eilte den Truppen gen Süd voran. Doch darf der Dichter, um in den Konflikt der Frommheit mit der Vaterlandliebe, der oft schon war und morgen wieder entstehen kann, hineinzuleuchten, solches Verbot nicht erfinden?

der Küster, sondern der Geistliche der armen Gemeinde, die keinen Küster neben dem Pfarrer ernähren kann und der die Kirche stets einen Priester schickt, für dessen Seelenheil sie die Verbannung dort hoch oben dienlich findet. Don Kostanzo ist noch jung, noch sehr jung. Dabei ist er körperlich schwach und überhaupt leidend; so schwach und leidend, daß er dem Vaterland nicht dienen konnte. Nur dem Himmel. Um den jungen Mund in dem blassen Asketengesicht zuckt bisweilen ein Schmerz, grimmiger, als trüge der Mann in seiner Brust eine blutende Wunde; und die dunkel umschatteten Augen haben einen Blick, als schauten sie das Leiden der Menschheit, die sein Herr und Heiland ja doch vom Leiden erlöst hat. Weil aber die schmerzlichen Augen aufsprühen können in einem verzehrenden Feuer heißen Verlangens, sollte die leidensvolle und leidenschaftliche Seele des Priesters ihre Prüfung empfangen: hoch über dem Meer, in einer der ärmsten Gemeinden seines schönen Vaterlandes, darüber selbst eine schwere Prüfung schwebte:

Krieg!

II.

Damals bestand die einem solchen Seelenhirten anvertraute Schaar gläubiger Christen nur aus Frauen, Kindern, Kranken und Greisen; alle gesunden und kräftigen Jünglinge und Männer waren abwesend. Manche zur Korallenfischerei an den Küsten Algeriens, Andere auch an afrikanischen Gestaden: in Tripolitanien, im Krieg. So war denn der einzige junge Mann des kleinen Ortes über den leuchtenden Golfen von Sorrent und Salerno der geistliche Herr mit dem Schmerzenszug um die Lippen und der Todestraurigkeit im Blick. Er mußte zurückbleiben; war körperlich viel zu schwach und zu leidend, um bei der großen Sache seinen Mann zu stellen. Dem Himmel mußte er dienen, statt dem Vaterlande; Gott und allen Heiligen angehören, statt dem König, Messe mußte er lesen, das Kreuz schlagen, das Sanktissimum halten, das Brot brechen, statt zu kämpfen, zu siegen, zu sterben.

Hatte Don Kostanzo seine geistlichen Pflichten erfüllt, dem Himmel genug gedient und Frauen und Kindern, Kranken und Greisen das göttliche Heil verkündet, er selber unter den Mühsäligen und Beladenen der Allermühsäligste, der am Schwersten Beladene, so stieg er auf schwindelnden Pfaden von seinem Gipfel in die Tiefe hinab. Das war ein Gang, der einem Versinken in Abgründe gleich kam. Denn oft, bei wüthendem Scirocco, mußte er an stacheligem Buschwerk, an Myrthenzweigen und Ginsterstauden sich halten, an spitze Felsblöcke sich klammern, in Spalten Schutz suchend, um von der rasenden Afrikanerin nicht gefaßt, zu Boden geworfen und über die Klippen geschleudert zu werden. Aber den Gang hinab that der junge Gottesdiener dennoch.

Erhob er von dem gefahrvollen Wege den Blick, so sah er vor sich, von dem fahlen Dunst des Südwindes umschleiert, jenseits von dem mit bleichem Gischt bedeckten Meeresarm, einen anderen nackten, umbrandeten Gipfel. Und Don Kostanzo mußte bei dessen Anblick des

einsamen Mannes gedenken, der von diesem furchtbaren Felsenthrone aus in der Raserei seiner kaiserlichen Weltverachtung hinabstürzen ließ, was er zuvor an seinem Herzen gehalten: an seinem Herzen, das die Menschen entmenscht hatten.

Und der junge Priester gedachte dabei des Menschen Sohn, der zu eben der selben Zeit, da Kaiser Tiberius der „Einsiedler von Capreae" war, sich für die Menschheit ans Kreuz schlagen ließ. Er aber durfte sein Leben nicht einmal für das Vaterland hingeben; denn er war „körperlich viel zu schwach und zu leidend..."

Ueber diese Worte kam Kostanzos Gemüth nicht hinweg. Sie bohrten sich in seine Seele gleich Stacheln, die immer wieder sich lockerten, immer wieder tiefe Wunden rissen. Er besaß keine Familie mehr; denn er hatte der Gottheit, der Kirche seine Familie zum Opfer gebracht: Vater, Mutter und Geschwister. Nun sollte er auch kein Vaterland mehr besitzen, dem er sein junges, so sehnsuchtvolles und schmerzenreiches Leben darbringen durfte: „Nimm es hin, Du mein Vaterland! Ich gebe es Dir mit Jubel und Jauchzen! Nimm mein Leben hin für Italiens Ehre und Ruhm, Du mein Vaterland, mein geeinigtes, großes, theures!"

Er aber sollte sein Vaterland nicht mehr kennen; denn es war der Feind seiner Kirche und die Kirche befahl ihren Dienern, nicht mit einzustimmen in den Jubel, der in Italiens Volk ausbrach, als es hieß: „Krieg! Krieg!" Und sie befahl ihnen, nicht mitzufühlen die reinste und mächtigste Empfindung eines Menschen: Vaterlandliebe, die der Gottesliebe gleich kommt. War doch die Kirche Roms eine Feindin des Reiches, das Rom zur Hauptstadt hatte; eines Reiches, das durch einen siegreichen Krieg wachsen würde an Ansehen unter den Völkern, zunehmen an Stolz, Stärke und Macht.

Weil er zu schwach befunden war, wurde der Jüngling zurückgewiesen vom Dienst für das Vaterland, wurde er mit Seele und Leib dem Himmel überlassen. Als dann der Krieg ausbrach, den die Volksseele als einen heiligen empfand, stieg der junge Priester von seinem Felsengipfel hinab in das üppige Fruchtland der Tiefe und bat die geistliche Behörde seines Bisthums; bat sie flehentlich: „Lasset mich mitziehen in den Krieg! Da ich nicht mitkämpfen darf, so laßt mich die Wunden der Kämpfer verbinden, die Erkrankten pflegen, die Sterbenden trösten. Nur laßt mich Etwas thun für das Vaterland, und sei es das Kleinste vom Kleinen! Lasset mich für das Vaterland leiden und sei es das Größte vom Großen! Ich bitte Euch; seht: mit aufgehobenen Händen! Flehentlich bitte ich Euch!"

Es wurde ihm nicht gewährt; er wurde abgewiesen: auch von seiner Kirche abgewiesen; in der Heimath sollte er Werke christlicher Barmherzigkeit üben. Als Priester sollte er in seiner Gemeinde bei den Frauen, Kranken und Greisen Seelenwunden verbinden und ein Samariter für die Beladenen und Mühsäligen sein: dort drüben in Afrika gebe es helfende Hände genug. Und dann: „Körperlich viel zu schwach!"

III.

Selbst in Gotteswort klang ihm dieses Menschenwort mit Donnerton hinein. Er hörte es in der Kirche vor dem Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl; hörte es in seinem Haus, das kaum besser war als eine der elenden Hütten seiner Gemeinde; hörte es in dem Rauschen der Wellen, die den Laut ihres dumpfen Anpralles zu ihm emporsandten, in dem Wehen der Winde, dem Tosen der Stürme. Und er hörte es in dem gequälten Pochen seines Herzens, das sein Vaterland heißer liebte als seinen Gott ...

War Don Kostanzo auf den gefährlichen Pfaden abwärts gestiegen und hatte er die Tiefe erreicht, so erkletterte er einen Felsblock am Meer. Hier war sein ständiger Platz durch Tage, Wochen, Monate; hier blieb er Stunden und Stunden.

Die Meerenge zwischen der Insel Capri und dem Vorgebirge von Massa mußten Italiens Schiffe passiren: alle die Dampfer und Fahrzeuge, die nach Afrika, nach Tripolis schifften; und weiter, weiter bis in den Peloponnes, bis ins Aegaeische Meer und in die Dardanellen, die stolze Wasserpforte, die nach dem einstmals goldenen Byzanz führt. Sie brachten Italiens kämpfenden Söhnen Munition und Lebensmittel. Und sie brachten Soldaten. Soldaten, immer wieder Soldaten! Alle die Heerschaaren der Beneidenswerthen, Glücklichen, die für ihr Vaterland kämpfen, leiden und sterben durften. Und die Schiffe kehrten von diesen fernen, wilden Gestaden zurück mit Verwundeten, Leidenden, Sterbenden: mit verwundeten, leidenden, sterbenden Siegern.

Die Beneidenswerthen, die Glücklichen!...

Don Kostanzo stand auf der Felsenklippe, eine einsame, dunkle, ragende Gestalt; schaute den Schiffen entgegen; schaute ihnen nach. Sie kamen ihm oft ganz nah vorbei. Dann streckte er seine Arme aus und rief ihnen zu: „Es lebe Italien! Es lebe der König! Es lebe unser theures, heiliges Vaterland!"

Und brausend schallte aus den Schiffen, aus den Kehlen der Beneidenswerthen und Glücklichen über die wogenden Wasser zurück: „Es lebe das Vaterland!"

Italiens Krieg mit seinem tapferen und hartnäckigen Gegner dauerte fort. Immer heißer schlug das Herz des Volkes; immer sehnlicher wuchs sein Verlangen nach einem letzten, entscheidenden Sieg; immer fester glaubte es an eine glanzvolle Zukunft Italiens in einem Lande, das unter Roms Caesaren ein Römerreich gewesen war. Und immer ungestümer erhoben sich in der Seele des jungen Priesters Wunsch und Sehnsucht, zu der großen Sache des Vaterlandes auch sein Scherflein zu geben; immer schmerzlicher wurde seine Erkenntniß, nichts geben zu können: dem Vaterlande nichts; nicht das Allerkleinste; nicht einmal sein Leben!

Unter dieser heißen Sehnsucht, diesem großen Schmerz verdüsterte sich des Jünglings Gemüth; er wurde krank im Gemüth.

Ihm war nicht befohlen worden, für Italiens Söhne im Krieg,

für Italiens Ehre und Ruhm und glorreichen Sieg mit der Gemeinde zu beten. Nach dem Meßopfer trat er daher jeden Tag ohne Gebet vor den Altar, hob Hände und Seele und betete mit machtvoller Stimme für Italiens Sieg und Heil.

Er rang mit seinem Gott: „Herr, Herr, ich lasse Dich nicht, Du verleihest denn meinem Vaterlande den Sieg!“ Er zürnte seinem Gott und haderte mit ihm, ihn so schwach geschaffen zu haben: „viel zu schwach“, um für sein Vaterland zu kämpfen können. Er schrie auf zu seinem Gott, ihn auf seinem Felsengipfel nicht sterben zu lassen, ehe er für sein Vaterland Etwas gethan habe. Irgendetwas! Und wäre es vom Kleinen das Allerkleinste! „Herr, Herr, ich lasse Dich nicht, Du hörtest und erhörtest mich denn!“

IV.

Auf dem kahlen Felsengipfel, hoch dort oben, wars ein harter Winter gewesen und auch der Frühling blieb rauh. Die Stürme schienen in diesem Jahre kein Ende zu nehmen. Bald kam der Nordwind einhergerast, umfuhr heulend die Klippen und erschütterte die Mauern; bald wars der Südwind, der mit glühendem Odem über das Meer fegte. Der Südwind von Afrika her!

Er trug auf seinen Schwingen Sand herüber: feinen, ganz feinen, rothen Staub, Sand der Wüste. Wie Blutstropfen hing es an Kostanzos Fenstern; klebte es an den Wänden; rieselte es vom Altar hernieder, darüber am Kreuz der blutende Heiland hing. Wie Blut athmete der Priester die Grüße aus Afrika ein: wie Blut aus dem Herzen von Italiens Söhnen, die für das Vaterland in der Wüste sterben durften, die Sand der Wüste begrub.

Der junge Geistliche mußte nun doch auf seinem Felsengipfel sterben. Er war krank und wußte, daß er totkrank war. Ein wüthender Husten quälte ihn Tag und Nacht; seine Stirn war in kalten Schweiß gebadet und sein Herz krampfte ein grimmiger Schmerz.

Und von Tag zu Tag wurde der Schwache schwächer. Mit Anstrengung raffte er sich jeden Morgen auf; läutete die Glocke; las die Messe; verrichtete seinen Dienst des Himmels; bat und flehte zu seinem Gott; rang mit seinem Gott. Tag vor Tag stieg er auf schwindelnden Pfaden nieder in die Tiefe, von Tag zu Tag mühsamer, matter.

Er stand auf der schwarzen, umbrandeten Klippe; schaute den Schiffen, die von Neapel kamen, entgegen; schaute den Schiffen, die nach Afrika gingen, nach; streckte die Arme aus und rief den Beneidenswerthen, den Glücklichen zu: „Es lebe Italien! Es lebe der König! Es lebe unser theures, heiliges Vaterland!“

Aber kein brausender Ruff schallte ihm zurück: zu schwach war seine Stimme, nicht gehört wurde sein Ruf. Immer mühsamer stieg er wieder hinauf zu seinem von Frühlingsstürmen umrasten Gipfel, in dumpfer Hoffnunglosigkeit, weil auch sein Gott sein heißes Flehen nicht hörte und ihn nicht das Allerkleinste vom Kleinen fürs Vaterland vollbringen ließ.

Nun konnte er sich nicht mehr von seinem Lager erheben; konnte auch nicht mehr dem Himmel dienen. Dabei war endlich auch dort oben Frühling geworden und von drüben, aus Afrika, traf Siegesnachricht auf Siegesnachricht ein. Er aber hörte sie nicht.

Aus einem nahen Kloster war der Gemeinde ein alter Mönch zugeschickt worden, der statt ihres totkranken Priesters das Wort Gottes in die Wildniß bringen sollte. So gut es dort oben anging, pflegte der Greis den Mann, der noch so jung war und sterben sollte, ohne Etwas gethan zu haben, das des Lebens und des Leidens werth gewesen wäre.

Dieser gute und getreue Diener des Herrn diente allein dem Herrn. Vom Vaterlande wußte er nur, es sei der Feind seiner Kirche, also seines Gottes; von dem Krieg, den Italien gegen die Türkei führte, nur, daß er seine Kirche nicht anging und daß den Dienern der Kirche verboten war, für die in diesem sündhaften Kriege erkrankten, verwundeten und sterbenden Söhne Italiens und deren Witwen und Waisen Sammlungen anzuregen oder gar wohl selbst vorzunehmen.

Einmal sprachen Mönch und Priester von der großen Sache des italienischen Volkes und der Alte sagte dem Jungen, was er darüber wußte und dachte. Da fuhr der Totkranke auf: „Den Geistlichen Italiens wurde verboten, für die Verwundeten und Sterbenden zu sammeln? Für Die zu sammeln, die für das Vaterland Gesundheit und Leben ließen? Verboten ward Italiens Priestern, für die Witwen und Waisen von Italiens Heldensöhnen Werke der Barmherzigkeit zu thun, wo der Aermste sein letztes Scherflein hergiebt? Verboten uns, die auch wir Italiener sind, die auch wir unser Vaterland lieben; die auch wir unseres Vaterlandes Größe wollen, seinen Sieg und seinen Ruhm? Pater Anselm, Ihr müßt mir noch einmal sagen, daß uns Geistlichen verboten wurde und von wem uns verboten ...“

Pater Anselm sagte es noch einmal. Da wurde der Totkranke still, ganz still.

V.

Der Sterbende wollte nicht sterben: leben wollte er. Leben; und nicht länger dem Himmel dienen, sondern dem Vaterland. So lange nur wollte er leben, bis er dem Vaterland mit dem Allerkleinsten vom Kleinen gedient hatte.

Wie ein Wunder wars, daß der Totkranke von seinem Lager aufstand und wandelte. Es war, als habe den Mann, der seinem Herrn und Heiland treulos werden wollte, des Heilands Hand berührt: „Stehe auf und wandle!“ In einer wonnigen Frühlingsnacht erhob sich Don Kostanzo; kleidete sich an; nahm einen festen Stab; öffnete die Thür seiner elenden Kammer; verließ sein armsäliges Haus; schlich davon. Heimlich, mitten in der Nacht.

Er hob sein junges Antlitz auf zu den Sternen. Dann ging er in die Kirche, die seine Kirche nicht länger war; trat an den Altar, wo die Ewige Lampe einen matten Schein über den blutenden Gekreuzig-

ten ergoß; hob die Hände; rief einen heiligen Namen: den Namen seines Vaterlandes; schrie auf zu Gott, ihn für sein Vaterland sein winziges Lebenswerk vollbringen zu lassen: „Höre mich, Herr, Herr! Erhöre mich! Ich lasse Dich nicht, Du hörtest mich denn!“

Da war ihm, als vernehme er eine Stimme von oben, die also zu ihm sprach: „Gehe hin und sündige! Gehe hin und sündige in meinem göttlichen Namen! Gehe hin und sündige für Dein Vaterland, das dem Menschen heiliger sein soll als sein Gott!“

Aufrechten Ganges, aufrechten Hauptes, mit aufrechter Seele ging der Mensch, zu dem Gott gesprochen, aus dem Haus Gottes; ging der Priester fort von seiner Gemeinde. Nicht des stützenden Stabes bedurfte der Sterbende: ihn hielt die heilige Liebe zum Vaterland aufrecht. An sie klammerte er sich. So stieg Don Kostanzo hinab. Er ging jedoch nicht den schwindelnden Pfad, der in die Tiefe niederführte zur Klippe am Meer; sondern er stieg hinunter zu den Menschen, deren Wohnstätten hesperische Fruchtbarkeit umfing; Olivenwälder und Rebengefilde, Haine von Orangen und Citronen, ein Gartenland mit Blumen und Blüthen, mit Myrthen und Oleander, Granatbäumen und Feigen.

In den wonnigen Frühlingstagen, die über das glückliche Kampanien hereinbrachen, geschah es, daß in die Thür jedes Hauses auf den gottgesegneten Hügeln des lachenden Sorrent ein junger Priester trat. Totblassen Angesichtes, aber leuchtenden Auges hob der Jüngling flehende Hände und bat mit flehentlicher Stimme: „Gebet mir, gebet mir für das Vaterland! Im heiligen Namen des Vaterlandes gebet mir für seine kranken und siechen, seine verwundeten und sterbenden Söhne und deren Witwen und Waisen!“

Sie gaben ihm nicht; sie sagten ihm: „Du bist ein Priester. Dir ward verboten, sammeln zu gehen. Wir gaben Anderen für die kranken und siechen, für die verwundeten und sterbenden Söhne Italiens und deren Witwen und Waisen. Du aber: geh!“

Er ging und ging und ging... Da ihm die Menschen für sein Vaterland nichts geben wollten, so ging er hinweg von den Häusern der Menschen. Er ging in die Tempel Gottes, in die Kapellen der Gottesmutter und der Heiligen. Erbrach die Almosenbüchsen und nahm dem Himmel, was des Himmels, den Armen, was der Armen war, um es dem Vaterland zu geben. Wurde ein Dieb und Kirchenräuber, ein Verbrecher und Missethäter.

Dann sammelte er seinen geraubten Schatz; brachte das Geld nach Neapel; wollte es einer Kommission für den Krieg übergeben. Sie nahm es nicht an. Nahm seine schwer errungene Gabe nicht. Da stellte sich der Kirchenräuber selbst dem Gericht...

Don Kostanzo starb in der Untersuchunghaft. Seine letzten, im Delirium als sein letztes Gebet gestammelten Worte lauteten:

„Pro Patria!“

Berchtesgaden. Richard Voß.

Bahr.*)

Ruhig auf sich zu beharren und die Früchte ihrer Gaben von selbst ausreifen zu lassen, ist der Kraft Bahrs nicht zugetheilt. Um zu wirken, muß sie sich selber spüren; um sich zu spüren, muß sie beweglich sein. Sie ist fest im Wesen dieses Mannes eingewurzelt und verläßt ihn nie; aber wenn sie sich zeigt, dann will sie rasch und vielfach um sich greifen. Diese leicht reizbare Beweglichkeit (das Temperament, wie man es zu nennen pflegt) giebt seiner Stärke Schwung, Geschmeidigkeit und Schlagkraft. Das führt ihn und verlockt ihn. Das erzeugt die Spannungen und Explosionen, die sein Werk und sein ganzes Dasein so auffallend und wechselvoll gestalten. Ja, oft drängt sich dieses Temperament in seiner Unbändigkeit noch vor die ursprüngliche Kraft, überschreit sie und möchte sie verleugnen. Dann kann es aussehen, als sei Bahrs Wesen überhaupt nur aus lauter Sprunghaftigkeit und jäher Hitze zusammengesetzt und habe keinen anderen Trieb als den, unaufhaltsam von Form zu Form überzuquellen. In solchen Jahren und nach solchen Leistungen entstand das Urtheil, er sei in der wahren Natur seines Geblüts mehr den Romanen (oder den Juden) verwandt als den Deutschen. Er selbst sagt einmal: „Ich hasse den Kelten in mir"; und scheint also wesentliche Züge seiner Persönlichkeit aus irgendwelcher keltischen Beimischung herzuleiten. Auch für diese läßt sich ja kaum ein genealogischer Beweis erbringen; und wäre er erbracht, so könnte er im besten Fall von allgemeiner rassenpsychologischer Bedeutung sein. Hier aber handelt es sich um ein einziges Individuum. Keltische Vorfahrenschaft ist bei allen Deutschen aus dem inneren und dem westlichen Oesterreich wahrscheinlich. Wenn die besondere Begabung, vorhandene Kulturformen zu ergreifen und analytisch zu überwinden, wenn kühner Witz, der sich in pathetischen oder ironischen Pointen gefällt, als die bezeichnenden Merkmale keltischen Geistes angesehen werden, dann ist bei Hermann Bahr die Wahrscheinlichkeit einer solchen Abstammung wohl begründet. Er hat von je die festgefügten klaren Formen geliebt, die sich aus lebendiger Tradition entfalten: Das machte ihn ja zum heißen Verehrer und Verkünder aller französischen Kunst. Noch mehr aber liebte er, diese Formen kritisch abzutasten, ihren Bestand, ihre Herkunft, ihre Uebergänge eindringlich aufzuklären. So hat sich ihm ein formales Gewissen von allergrößter Empfindlichkeit entwickelt. Was sicherlich auch einen bedeutenden Antheil daran hat, daß er in Formen, die seinem rasch und energisch arbeitenden Verstand nichts mehr zu sagen haben, auch nicht länger verweilen mag; ob es nun Formen lite-

*) Ein paar Seiten aus dem gescheiten und anmuthigen Buch „Hermann Bahr", das Herr Willi Handl (bei S. Fischer) erscheinen läßt. Allerliebst, wie hier ein Kluger, ein Mann von Stilgefühl und Stilkraft, sich einen derben Phosphoros gestaltet, von dem ein Leuchten ins Land geht. Bahr wird Fünfzig. Skal ihm und seinem Skalden!

rarischer, politisch-sozialer oder allgemein kultureller Thätigkeit sind. Er wirft sie leicht hinter sich, sobald sie seinem Kopf keine Arbeit, seinem Angriff keinen Widerstand mehr bieten können; und hat sich auch manches Mal gar nicht darum gekümmert, ob der Inhalt ausgeschöpft war oder nicht. Ergreifen, verstehen, vernutzen, weitergeben: Das ging eine Weile so überraschend und unaufhaltsam, daß böse und stumpfe Augen in dieser Kette eiliger „Ueberwindungen" ein Anzeichen innerer Haltlosigkeit und Leere erkennen wollten. Sie sahen eben nur die vehemente Bewegung, nicht aber die spendende Kraft. Und diese hat schließlich doch nach jeder solchen Ueberwindung ein fruchtbares Ergebniß für sich und für die Anderen festzuhalten vermocht. Denn sie hat sich vom Temperament nie zu Schanden hetzen, vom Witz nie ganz übertölpeln lassen. Im Gegentheil; sie hat gebändigt und korrigirt, ehe es zu spät war. Ihre ernste Gewichtigkeit hat doch verhindert, daß der Hang zur geistreichen Pose (der sich ja aus den keltischen Ursprüngen herschreibt) in eitel Donquijotterie und Klopffechterei ausarte. Daher hat sein Witz den starken Hintergrund und die schlagende Sicherheit. Aus den formalen Einwirkungen des keltisch behenden Witzes auf die germanisch ruhige Kraft stammt seine unermüdliche Geschmeidigkeit; stammt seine frohe Grazie, die lebhaft, mittheilsam, in nie erschöpfter Geberlaune zwischen den Menschen und den Dingen umläuft. Sie ist sich immer ihrer selbst bewußt; denn sie zieht wohl ihre Säfte und den Kern ihres Wesens aus den schweigsamen Tiefen dieser menschlichen Natur; aber ihre Aeußerung und ihre Richtung ist jedesmal ein Geschenk der unruhigen, helläugigen, formkundigen Intelligenz. So liebt sie es auch, von sich selbst zu wissen, sich selbst in ihrer Leistung zu ehren, sich lebhaft und vielfach auszudrücken, im wählerischen Gebrauch ihrer Mittel sich selber zu betonen: sich darzustellen.

Bewußte Nützung und Darstellung persönlicher Qualitäten: Schauspielerei. Hier wurzelt, was damals so oft als die komoediantische und theaterhafte Art Bahrs verschrien worden ist. Von hier aus sieht man, daß Dies niemals seine innerste Natur gewesen ist, sondern, so zu sagen, nur eine zeitweilige Methode, von ihr Gebrauch zu machen. Wie ja alle Schauspielerei nicht in der Fähigkeit unbegrenzter Verstellung beruht, sondern in dem Vermögen, seiner inneren und äußeren Natur so weit Herr zu werden, daß sie, innerhalb ihrer Grenzen, hergeben mag, was der darstellerische Zweck eben braucht. Und da unser Leben zu jeder Stunde vom Zweck beherrscht ist und da wir den Ausdruck unseres Wesens instinktiv oder routinirt auf den Zweck einzustellen gedrängt sind, so ist die Schauspielerei ein wesentliches Ingrediens unseres gesellschaftlichen und unseres privaten Daseins. Schauspielerei, nicht als heuchlerische Verstellung, sondern als Kultur des Ausdruckes. In diesem Sinne und nicht anders ist auch das schauspielerische Wesen an Hermann Bahr zu verstehen. Ein fortwährendes Ergreifen, Bewältigen, Auflösen lebendiger Formen. Es sind Wandlungen in der Art und Richtung des Ausdruckes, nicht so sehr im Wesen selbst. Da aber sein

Wesen vor Allem von einer ungewöhnlichen Kraft bestimmt ist, so muß auch sein Ausdruck meist von besonderer Vehemenz und Auffälligkeit sein. Ja, wie diese Kraft sich ihrer Eigenheit bewußt wird, verlangt sie geradezu nach einer starken und sinnlich einprägsamen Selbstdarstellung. Weshalb sich jedes Problem, das Bahr ergreift und bearbeitet, gleich auch als ein Problem der Form anzeigt.

In ungefähr gleicher Potenz stehen die drei Grundmächte seines Wirkens gegen einander: die elementare Kraft seiner Natur als der stetig zuströmende Urstoff des Geschaffenen; der instinktive Bewegungtrieb dieser Kraft, das Temperament, als der schöpferische Erreger; und über den Beiden noch die Bewußtheit, als Verpflichtung zur Form, als das schöpferische Gewissen. Sein scharfer und wacher Geist zeigt ihm wie ein Spiegel mitten unter den Dingen dieser Welt auch jene Kraft und jenes Temperament in dem perspektivischen Verhältniß, das seine augenblickliche Stellung zu sich selber eben angiebt. Daher die starke, immer spürbare Subjektivität seiner Leistung. Er muß unmittelbarer als Andere in all seiner Schöpfung sich selber darstellen, weil mit seinen besten Gaben immer auch dieses Wissen um sich selbst zu besonderer Helligkeit erweckt wird. So muß die gestaltende Kraft, indem sie thätig um sich greift, immer auch eine Spur, einen Widerschein der eigenen Persönlichkeit ergreifen; so muß das behende Temperament, wo es vordringt, immer auch irgendwie auf sich selber stoßen.

Deshalb ist sein Leben der wichtigste Theil seiner Schöpfung geworden und seine Persönlichkeit in ihren ausdrücklichsten Formen von ihm erarbeitet. Er ist (in seinen lebhaften Zeiten zumal) ein nie beruhigter Experimentator mit seinen eigenen menschlichen Werthen. Weil er aber die Formen seines Wesens in bedeutendem Wechsel selber auswählt und ihren Zwecken bestimmt, so mag er sich oft auch als den Allgegenwärtigen und stets Bereiten sehen. Ein starker Wille, nirgends zu fehlen und nie zu versagen, wo immer in seinem Bereich Hilfe oder Weisung nöthig werden könnte, treibt aus dem Experimentator den Agitator hervor. Leidenschaftliche Hingabe verstärkt oft den sachlich gestaltenden Ausdruck zum werbenden Ruf. Kaum hat er eine Möglichkeit des Miterlebens in irgendeiner Erscheinung aufgespürt, so macht er auch schon diese ganze Erscheinung zu seiner persönlichen Sache; wie er sich selbst in ihr entdeckt hat, entdeckt er sie nun seiner Mitwelt. Die Lust an der eigenen starken Mannichfaltigkeit macht ihn so zum Verkünder fremder Kräfte und Werthe; denn jede Schönheit, die er von außen her erfassen mag, hat vorher schon seinem inneren Reichthum zugehört. Und die „Manie des Entdeckens“, die man ihm vorgeworfen hat, ist vielleicht nichts als die Fähigkeit, sich selbst immer wieder und immer von einer neuen Seite her aufzufinden.

So ist er der große Unruhige im Bereich der österreichischen Kultur. Da giebt es kein Gebiet von öffentlicher Wichtigkeit, auf dem er nicht bedeutende Mitwirkung versucht hätte. Aber wo seine Kraft allein stand und für Alle schaffen konnte, dort fühlte sich auch sein Tempera-

ment am Freisten und Wohlsten, dort schlug seine Flamme um so schöner empor. Vor allen Anderen und gegen tausend Andere hat er am Ausgang des letzten Jahrhunderts den Bestand eines neuen Wuchses in den österreichischen Künsten festgestellt. Hat ohne Scheu vor Irrthum und Uebertreibung auf Alles, was da empor wollte, mit starker Geberde hingewiesen; lieber um Eins zu viel gethan, als daß er sich Blindheit oder Vernachlässigung hätte vorwerfen wollen. Er mußte eben mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit arbeiten; denn um diese hat es sich im Grunde gehandelt. Eine Kraft war da, der das schöpferische Spiel mit inneren Gesichten noch lange nicht genügte; ein Temperament, das sich in ruhiger Sachgestaltung allein nicht ausleben konnte; und ein Verstand, der diesem blinden Willen zur That immer wieder den Weg einer Nothwendigkeit wies. Zeigte sich etwa, daß er diese Nothwendigkeit nicht an ihrer sachlichen Bedeutung, sondern an seiner eigenen Thatfreude gemessen und also überwerthet hatte: wie billig war dann das Grinsen Derer, die niemals irren können, weil sie sich nie versuchen! Und wie dumm war es! Denn was sie für verthane Mühe und verlorenes Wagniß hielten, war doch immer ein Gewinn an persönlicher Form. Nicht Alles, was dieser Verkünder uns in die Zukunft voraus gezaubert hat, ist Wirklichkeit geworden; aber immer hatte es unmittelbare Wahrheit in seinem, in unserem Gefühl und hatte lebendigen Werth als Aeußerung eines gestaltenden Willens. Dieser Muth zum Irrthum, zur Uebertreibung, wenn man es schon so nennen will, war nie etwas Anderes als der Muth zum vollen Ausdruck der augenblicklichen Wesensform. Der Drang, sein Erlebniß auszuleben und auszugestalten, nach dem unverkümmerten Maß aller Entzückungen und Gereiztheiten: nur diese höhere Verpflichtung zur letzten subjektiven Wahrheit hat ihn in Irrthümer hineingeführt.

Doch wie viel Echtes ist bei seinen vulkanischen Umformungen auch gefördert und für die Dauer befestigt worden! Leichter ist es freilich, von den fruchtlosen Wagnissen zu reden, von den allzu vergänglichen Ekstasen, von den Verkündungen, die nicht bestätigt worden sind. Das ist sein eigenstes Eigenthum geblieben; und der hämische Ingrimm flacher Köpfe hat schon dafür gesorgt, daß es ihm nicht vergessen werde. Aber was er den Künsten und der Kultur an unverlierbaren Gaben zugebracht hat, ist, von der Kraft seiner Subjektivität einmal ins Weite hinausgeschleudert, nun längst in den regelmäßigen Kreislauf unserer geistigen Güter einbezogen; die Marken des persönlichen Verdienstes sind davon abgewischt. Was aber kein Grund sein muß, dieses Verdienst zu erkennen oder zu verkleinern. Wer das Herz hat, sich zu erinnern, weiß von der Größe dieses Verdienstes; und wer sonst davon überzeugt sein will, der findet in Büchern und Schriften kräftige Beweise. Die verblüffenden Feststellungen zunächst, in denen diese geschwinde Intelligenz den Geschmack und die Sehnsucht unserer Zeit um Jahrzehnte vorausgewittert hat. Wie viele der Namen, Richtungen, Ziele, die heute gelten, sind in seinen frühen kritischen Versuchen genannt und vorge-

zeichnet, noch lange, lange, ehe sie auf den Tafeln der gemeinen europäischen Bildung zu lesen waren! Es ist klar, daß der kritisch wägende Verstand allein die Höhe solcher Ausblicke nicht erreicht. Dazu gehört eine Vehemenz der Einfühlung, die sich kaum mehr von völliger Selbstverwandlung unterscheiden mag. Fast jeder neue geistige Fund bedingt so auch eine neue seelische Form; oder ist von ihr bedingt. Was ist Früher und Später in der Unlöslichkeit solcher innerer Zusammenhänge? Das Problem der persönlichen Entwickelung wird fast jedesmal auch zu einem Problem des künstlerischen Stiles. So kommt es, daß sich seine individuellen Lebenskämpfe oft unter dem Anschein sprachlicher Experimente äußern. Diese Kühnheiten des Wortes sind aber aus den Tiefen starker Gefühle emporgesprungen, sind von dem Zwang befohlen, mit dem verwirrenden Neuwuchs ringsum und im Innern fertig zu werden. Das gab ihnen so viel weiterwirkende Fruchtbarkeit. Es ist sicher, daß die literarische Sprache, die das heutige deutsche Oesterreich spricht (wenn man etwa von einiger Bauernrauheit absieht), zu einem großen Theil von Hermann Bahr gebildet, aus deutschem Klassizismus und französischer Moderne extrahirt und zu neuem, eigenem Wesen umgeschmolzen worden ist. Er hat diese Prosa empfindlich und beweglich gemacht, hat sie an allen Gelenken massirt, ihre Glieder frisch geschmeidigt und ihren ganzen Bau durch die verwegene Zufuhr von mancherlei fremden Giften so sehr gereizt, daß die Blutwärme darin für lange Zeit bedeutend erhöht ist. Er hat Worte aufgebrochen und neu in einander wachsen lassen; Regeln der Zierlichkeit und der Wucht nicht etwa theoretisch diktirt, sondern in wirksamen Beispielen aufgestellt. Und hat endlich, zur rechten Zeit wiederum, diese kräftige Reizbarkeit der Sprache in eine schöne Ruhe gebändigt, die unter dem Gesetz eines strengeren bildnerischen Gewissens den nervösen Reichthum des Ausdrucks der Formen von Gewicht und knapper Festigkeit noch aufbewahrt. Immer aber war seine sprachliche Gestaltung so anregend und überzeugend, daß sie sich, in zahllosen individuellen Abwandlungen, durch einen beträchtlichen Theil des heutigen deutschen Schriftthums fruchtbar verbreitet hat. Bis weit hinaus, wo persönliche Grundlagen und schriftstellerische Absichten schon keinen entfernten Vergleich mit Bahr mehr gestatten, sind für Den, der seine stilschaffende Macht kennt und anerkennt, die Spuren seiner Wortkunst und seiner Wortkühnheit erkennbar. Sein Antheil am Werden der modernen deutschen Prosa ist ungeheuer.

Und sein Antheil an Dem, was diese Prosa auszudrücken hat, nicht minder. Wie weit könnte denn der Einfluß eines sprachlichen Stiles reichen, wenn er, allzu eitel in sich selbst verliebt, die Kräfte nur auf das eigene Wesen und Werden gerichtet hätte? Hier aber hat fast immer ein Wille zur Sache das Wort gebildet. Es ist nicht gesagt, daß diese Sache jedesmal so groß, so wichtig, so ernst, so rein war, wie er sie uns zeigen mochte; aber daran ist kein Zweifel, daß er sie jedesmal so gesehen hat. Man vergesse nicht, daß eine im Grunde so derbe Kraft,

von einem so heißen Temperament gelenkt, gar nicht im Stande wäre, seine augenblickliche innere Wahrheit hinter ein fremdes Gesicht zu stecken und also der Welt zu irgendeinem listigen Zweck Maskeraden vorzumachen. Wenn es wahr ist, daß er in Momenten geistiger Ueberhast oder Ueberspannung zum Spieler wurde, dann war er gewiß auch der naivste und von seinem Part überzeugteste Spieler. Seine Narrheit, wenn sie je existirt hat, ist eine durchaus shakespearische gewesen: reizbare Klugheit, die verzweifelt um sich schlägt. Er hat es in jenen närrischen Jahren nie geleugnet, daß es ihm oft nur darum zu thun war, den Bourgeois zu bluffen; hat aber für Jeden, der aufmerksam mitfühlen mag, auch nie verhehlen können, wie bitter nothwendig für seine und für die allgemeine Sache ihm dieser Bluff erschien. Die ungeduldige Verwegenheit solcher Paraden hatte ihre innere Rechtfertigung in dem Drang, für eine im Uebermaß empfundene Nothwendigkeit Uebermäßiges zu thun.

Man hat den traurigen Unsinn begangen, aus diesen Gewaltsamkeiten und launischen Ausbrüchen seinen „Charakter“ konstruiren zu wollen. Als ob die gradlinige Verbindung äußerster Endpunkte auch nur den flüchtigen Umriß irgendeiner Wesenheit ergeben könnte! Im Gegentheil: die Kraft, die nach so verschiedenen Richtungen hin so Extremes hervortreiben mochte, hat damit nur ihre Stetigkeit und lebendige Energie bewiesen, das Temperament, das sich bis dort hinaus wagte, sein unverbrauchbares Feuer; und der Geist, der dem Ueberdrang der Beiden die Ziele suchte und etwa in die Irre gerieth, war nur ihr unvollkommener Diener, nicht aber ihr listig launischer Herr. Er konnte die menschliche Echtheit des Gefühls und des Geblütes wohl einmal verlocken, aber nie verfälschen. Ihre Reizbarkeit wäre nur dann als Schwäche zu deuten, wenn sie sich von den blitzenden Einfällen dieses Verstandes jemals hätten dauernd hypnotisiren lassen; so aber blieben sie immer frei, immer sprungbereit, immer gesund. Aus jeder heftigen Reaktion auf den geistigen Anreiz gewannen sie nur die Möglichkeit, zu erneuter Umformung frisch und gelenkig zu bleiben. Und ein faustischer Wille, die ganze Welt in sich zu fassen und aus sich zu gestalten, wächst aus dieser unverderblichen Kraft, die sich in jeder neuen Prüfung aufs Neue bestätigt sieht.

Endlich muß, mit der Nothwendigkeit eines eingeborenen Gesetzes, der Irrthum abfallen; der oft enttäuschte Geist tritt in Selbsterkenntniß hinter die untrügliche Natur zurück. Nun beginnt das Leben nach innen zu reifen; die Stunde überfließt nicht mehr, aber das Jahr wird voller und schwerer; Beschwichtigung kehrt ein. Was vordem wilder Drang zu geistiger Allherrschaft war, ist jetzt heitere Lust an gesichertem seelischen Besitz geworden. Den Verführungen des spiegelnden Verstandes, sich an die ganze Welt auszutheilen, widersteht nun der mächtigere Wille, für sich zu sein und in der eigenen Kraft zu ruhen. Da wächst das eroberte Stückwerk von selbst zur lebendigen Einheit zusammen. Da wird das bildnerische Gewissen mächtig und erkennt, daß

die Form nur dauern kann, wenn ihre Elemente aus den festen Beständen des eigenen Wesens genommen sind. Das Gefühl, dem die Wohlthat der Begrenzung heller und heller aufgeht, drängt zu gesammelter Sicherheit und zwingt das widerspenstige Temperament unter sich. Und im Glück dieser Reife streben alle menschlichen, geistigen, künstlerischen Gaben des Mannes dem einen Ziele zu, das für den Ueberschauenden einzig noch Würde und Werth hat: der Befestigung der eigenen Persönlichkeit.

Nicht etwa in Kargheit und Starre. Die lebendige Fülle verringert sich nicht an Gehalt und kaum an Beweglichkeit. Nur streben Rhythmus und Sinn der Bewegung nach einer großen, unverlierbaren Einheit. Die kostbaren Güter der Erfahrung, des Könnens, der Lebensherrschaft, die in den Jahren stürmischer Besitzergreifung aufgestapelt worden sind, ordnen sich nun nach den Plänen einer stilleren Weisheit; als hätte Diese, hinter den Kämpfen des Willens und des Verstandes unerschütterlich ruhend, von Anfang her Alles überschaut und vorbereitet. Nun vollendet sich das beste und klarste Werk, das einer freien Persönlichkeit gelingen kann: das Kunstwerk des eigenen Lebens. Da offenbart sich wieder die große und gesunde Kraft, die in Beharrlichkeit walten will, als der gesegnete Grund alles Gedeihens. Sie hält und hegt, was aus den Tiefen seines Lebens zu eigener Form will, giebt die Säfte und Salze für den organischen Bau, läßt es selbständig weiter wachsen. Der Geist, gewitzigt und dienstbereit, hat nur noch die Lichter aufzustecken, die den Sinn dieser Lebensschöpfung von außen her bis in den Mittelpunkt erhellen. Und das Temperament, quellend fruchtbar aus seiner vulkanischen Vergangenheit, giebt die stetige Wärme für dieses Wachsthum her. Die ganz germanische Sehnsucht, innerhalb der weit aufgethanen Persönlichkeit das All zu umfassen, hat auch den keltischen Witz, die romanischen Fieber des eigenen Wesens in sich geschlungen und wohlthätig gelöst. Alle diese Subjektivität hat sich nun auf ihren höheren Zweck besonnen: nicht mehr geberdeneifrig sich auszusagen, sondern sachgetreu sich zu gestalten, also im künstlerischen Sinn objektiv zu sein. Die ursprüngliche Kraft hat nun, in den langen Läuterungen, erkannt, was Herrschaft und Freiheit ist. Es giebt nur eine Herrschaft: von seinen Gaben wissen und sie nach den Maßen, die im Gefühl begründet sind, freudig gebrauchen. Es giebt nur eine Freiheit: sein ausgereiftes Wesen in Formen von lauterster persönlicher Wahrheit darbringen. Weltkundige Weisheit, künstlerische Gewalt und die Vollendung der Persönlichkeit finden sich auf einem letzten Gipfel der Entwickelung und wachsen unlöslich in eins.

Nach mancherlei Umwegen, tollkühnen Sprüngen, jähen Abstürzen, durch Zaubergärten und durch Wildnisse, nach den Entzückungen, Ermattungen, Todesschauern und aufstachelnden Aengsten, in denen auch die Seele von Europa gezittert hat und noch immer zittert. So exponirt sich in der Entwickelung dieses Mannes auch die Entwickelung der ganzen Epoche zu einem starken und bedeutsamen Theil.

Prag. Willi Handl.

■

Syndikate.

Im Rath der Berg- und Eisenherren wird die Syndikatfrage erörtert. Als der halbirte Stahlwerkverband im April 1912 zum Leben verurtheilt worden war, galt die Sorge um das Schicksal der ledigen B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren, Walzdraht) noch wenig. Man sonnte sich in den Strahlen der Hochkonjunktur und meinte, bis das Licht verdunkelt werde, könne noch lange Zeit vergehen. Dann werde schon vorgesorgt sein. Die Sonne hat ihr Antlitz verhüllt; und es war nicht vorgesorgt. Nun möchte Mancher ein schützendes Dach über dem Kopf haben. Das Röhrensyndikat ist gescheitert. Thyssen wollte nicht. Die Weigerung, sich an ein bestimmtes Kontingent binden zu lassen, war die natürliche Folge der Leistungfähigkeit. Wer seit Jahr und Tag in den Größenverhältnissen eines Trust steckt, findet sich in die altväterischen Bedingungen der Syndikatpolitik nicht mehr zurück. Das konnte man voraussehen, selbst wenn August Thyssen nicht stets, mit erquickender Offenherzigkeit, seine Meinung ausgesprochen hätte. Das alte Röhrensyndikat hatte sein Ziel nicht erreicht. Der Markt war desorganisirt. So kams, daß die Universalwerke ihr Band auch um die Röhrenindustrie schlangen, Gemeinschaften schlossen und sich auf freie Konkurrenz einrichteten. Phoenix, Gelsenkirchen; nur nicht Thyssen. Die Mannesmannwerke schufen einen eigenen Trust. Die Wittener Stahlröhrenwerke, die Firma Balcke, Tellering & Co., die Siegener Stahlröhrenwerke gehören zu dem Concern. Das Aktienkapital der Mannesmanngesellschaft, die sich eine Steinkohlengewerkschaft angliederte, wurde auf 61 Millionen gebracht. Vor einem halben Jahr sagte der Generaldirektor von Mannesmann, man habe für die Syndikate alter Art kein Interesse mehr. Aber die Röhrenkonvention, welche die neue Form verkörperte, hat sich eben so wenig bewährt wie das abgebrauchte Instrument. Durfte man ernsthaft an die Möglichkeit einer neuen Syndikatschöpfung glauben? Der Geist war nicht willig und das Fleisch nicht schwach. Am zwanzigsten Juni wurde die Syndikateridee begraben und die Röhrenkonvention aufgelöst. Die Werke Phoenix, Gelsenkirchen, Thyssen und Hahn übertrugen den Verkauf ihrer Produkte einer Gasröhrenverkaufsstelle in Düsseldorf. Neben dieser Gruppe besteht Mannesmann und der oberschlesische Concern. Daß die Rivalen einander nicht zerfleischen werden, ist anzunehmen. Vielleicht treibt sie widriger Wind bald zusammen. Und was wird aus dem Stabeisen?

Wie bei allen B-Produkten, so wehrte sich auch bei Stabeisen das Selbstgefühl gegen jede Fesselung. Stabeisen ist ein Kettensprenger wie Houdini. Aus allen Klammern und Bändern schlüpfte es heraus. Preiskonventionen wurden unter dem Spott der Außenseiter leck. Der Markt war verwüstet. Kaum hatte man eine Organisation zusammengezimmert, so kamen Preisunterbietungen; und mit dem Kartell wars Essig. Die Stabeisenpreise purzeln und decken knapp die Selbstkosten. Etwas muß geschehen. Die Werke, die zum Stahlwerkverband gehören, be-

riethen und fanden, daß sie im Prinzip einig seien. Allerdings waren die kleinen Betriebe nicht zugezogen worden, damit ihr berechtigter Widerstand (sie sind auf ungehinderte Ausnutzung der Konjunktur angewiesen) nicht den Anstoß zur „Ueberprüfung" des Prinzips gebe. Man hoffte, die Einigkeit der Großen werde die Minorität in den Bann des Syndikates zwingen. Ueber ein Quantum von mehr als 4 Millionen Tonnen hätte das Syndikat zu bestimmen. Ein Werthobjekt von 420 bis 440 Millionen Mark ist kein Pappenstiel. Die Kommission, die den Guß bereiten soll, hat keine kleine Verantwortung. Der Entwurf der neuen Syndikatsverfassung soll in siebenzigstündiger Arbeit fertig gemacht worden sein. Alle Achtung! Die Sache brennt den Betheiligten auf den Nägeln. Nur ist noch nicht sicher, ob der Erfolg die Mühe lohnen wird. Wird sich für die Quoten eine Basis finden, die alle Werke befriedigt? Die Riesenbetriebe haben neue Anlagen geschaffen, die erst produziren sollen. Selbst eine Höchstsumme für den Versand kann also die zu erwartenden Zusatzmengen nicht enthalten. Wenn Thyssen an dem Grundsatz festhält, der ihn zur Ablehnung des Röhrensyndikates trieb, wird er auch dem Stabeisenverband fern bleiben. Und ohne ihn kann nichts Rechtes werden. Mit dem Salutschießen hats also noch Zeit. Die Direktion des Stahlwerkverbandes hatte vorgeschlagen, daß das Stabeisenkartell unter die Fittiche des größeren Verbandes gebracht werde. Aber die Werke lehnten den Vorschlag ab. Sie trauen dem Frieden nicht und wollen, nach allen Mühen, nicht an das Schicksal eines anderen Kartells geschmiedet sein. Zweifel bestehen über die Behandlung der Ausfuhr. Das inländische Geschäft wird natürlich bis in die letzte Faser kontrolirt. Der Export ist jedoch nicht so leicht zu fassen. Vielleicht einigt man sich auf eine Abgabe, die einem Fonds zur Unterstützung des Außenhandels dienen soll. Diese Steuer darf nicht zu hoch sein, da sonst der Inlandspreis die Kosten der Ausfuhr tragen muß. Und es wäre kein Vortheil, wenn deutsches Stabeisen in der Heimath wesentlich theurer bezahlt werden müßte als im Ausland. Eine Leistung von 3 Mark für die Tonne würde die Grenze des Erlaubten bezeichnen. Nun müssen die Montandiplomaten ans Werk.

Der deutsche Bergbau bewährt seine Kraft. Die Roheisenindustrie, die sich eines gesicherten Kartells erfreut, rückt gegen die Amerikaner weiter vor. Deutschlands Eisen und Stahl beherrschen den Weltmarkt. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1913 betrug der Werth der Ausfuhr 558 gegen 463 Millionen im Vorjahr. Der Export von Stabeisen allein kletterte von 341 000 auf 447 000 Tonnen. Der Produzent, der über reiche Mittel gebietet, hält die Taktik der schrankenlosen Verwerthung des Auslandverkaufs für die beste Geschäftsmethode. Die Meinung wird nicht überall getheilt; und der Effekt ist, daß neben Schleuderpreisen vornehme Zurückhaltung besteht. Die ist natürlich nicht für die Ewigkeit gemacht. Zeigt sich, daß die Außenseiter nicht zur Raison zu bringen sind, so bleibt nur übrig, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Im Lande des Sternenbanners wird die deutsche

Eisenindustrie mit allem Respekt angesehen. Wenn der Underwood-Tarif in Kraft tritt, kanns schön werden. Mit den ermäßigten Zöllen können Halbzeug und Rohstahl aus Deutschland erfolgreich auf den amerikanischen Märkten konkurriren. Die Herstellung ist drüben theurer als in den deutschen Werken. Der Preisunterschied wird jetzt noch durch den Zoll ausgeglichen. Nach der Tarifreform hört dieser Ausgleich auf; und der Weg für die deutschen Fabrikate wird frei. Englands Konkurrenz wird nicht gefürchtet. Die englischen Hütten und Stahlwerke arbeiten mit höheren Selbstkosten als die deutschen Betriebe und sind in manchen Spezialitäten nicht einmal im eigenen Lande konkurrenzfähig. Der englische Schiffsbau benutzt deutsches Stahlmaterial. Daß ein Auftrag zur Lieferung von Schleußenthoren nach Deutschland gegeben wurde, hat neulich die englische Presse grollend verzeichnet. Aber das Können setzt sich gegen Pathos und Chauvinismus durch. Die Amerikaner möchten die Oeffentliche Meinung gegen die deutsche Industrie aufwiegeln. Sie rechneten auf Erfolg im Kampf gegen die Tarifreform. Das war falsch. Nun hofft man auf die „Anwendung" der Zollbestimmungen. Da läßt sich vielleicht nachholen, was beim Tarif nicht erreicht werden konnte. Interessant ist, daß nur für die Lieferung von Eisenbahnmaterial, besonders Schienen, der deutsche Wettbewerb nicht gefürchtet wird: wegen der Beziehungen zwischen den Bahngesellschaften und dem Stahltrust. Da herrscht nur ein Wille; und der gebietet, daß in Amerika gekauft werde. Das vermag ein Trust. Am Ende wird sich zeigen, daß die amerikanische Industrie gegen die Folgen eines Massenandranges fremdländischer Waaren sich nur durch die Trusts schützen kann. Uns kanns passen, wenn die Schutzwehr beseitigt wird.

In den Interessenbereich der Eisenindustrie ragt die Frage nach dem Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates. Als ich zum letzten Mal hier von den Chancen und Gefahren dieses Syndikates sprach, waren die Verhandlungen ins Stocken gerathen. Optimisten hatten bereits den Friedensschluß verkündet, mußten aber mit ihren Guirlanden wieder abziehen. An dem berühmten Status quo hatte sich nichts geändert. Das war vor einigen Monaten. Inzwischen hat die Sorge um die Marktkonjunktur der Neigung zum Paktiren nachgeholfen. Die Kohlenleute haben sich also wieder zusammengesetzt, um eine für alle Betheiligten annehmbare Formel zu finden. Hüttenzechen und Reine Zechen, Fiskus und Outsider sollten geeinigt werden. Die preußische Bergbehörde hat dem Kohlensyndikat im vorigen Herbst das Abkommen gekündigt, weil der Handelsminister mit der vom Syndikat beschlossenen Preiserhöhung für Hausbrandkohle nicht einverstanden war. Die Mehrbelastung der Industrie hätte der Bergfiskus allenfalls mitgemacht; denn damals war noch keine Wolke über den Glanz der Konjunktur geglitten. Aber die Kohle, die im Haus gebraucht wird, sollte unberührt bleiben. Das Volk stöhnte unter der Last einer allgemeinen Theuerung. Da wäre es unnöthige Grausamkeit, ihm auch noch das Brennmaterial zu belasten. So sprach der Fiskus. Ihm trat Hugo

Stinnes entgegen. In der Generalversammlung von Deutsch-Lux schilderte er die Entwickelung des Zerwürfnisses und zog sich eine zugespitzte Antwort in der Norddeutschen Allgemeinen zu. Damit war aber die Frage nach der Preispolitik des Fiskus nicht beantwortet. Man wartete, was die Königliche Bergwerksdirektion in Saarbrücken für das erste Halbjahr 1913 fordern werde. Da zeigte sich nun, daß einzelne Preise erhöht worden waren und im Uebrigen der selbe Effekt durch Ermäßigung der Rabattsätze erzielt wurde. Also: höhere Preise auf der ganzen Linie. Dem Syndikat könnte solche Taktik nur lieb sein; aber der Fiskus soll ja „preismildernd“ wirken. Der Staat ist zunächst Kohlenindustrieller und hat in dieser Eigenschaft mit dem privaten Bergbau zu verhandeln. Ueberliefert er sich dem Kartell mit Haut und Haar, so muß er ihm seine gesammte Produktion zum Verkauf übertragen. Nur was er selbst braucht, bliebe ihm überlassen. Ob ohne besondere Vorschriften des Syndikates, ist auch noch die Frage. Neben den beiden Parteien stehen die freien Zechen, die stark geworden sind und gewichtige Meinungen auf die Wagschale werfen. Sie können die Wahrung ihrer Lebensbedingungen fordern und brauchen nicht nach den Interessen der Hüttenzechen zu fragen, sondern nur für sich selbst zu sorgen.

Die privilegirten Zechen sind ihrer Existenz sicher und von der Konjunktur nicht so abhängig wie die andere Gruppe. Ob sie nachgeben? Die Temperaturkurve zeigt bei den Universalbetrieben nicht so spitze Ausläufer wie bei den Produzenten, die nur Lieferanten einer bestimmten Waare und nicht auch Verarbeiter sind. Die Vereinbarungen über Selbstverbrauch, Betheiligung, Fördereinschränkungen und Geschäftskosten waren im vorigen Jahr so wesentlich geändert worden, daß sich darin der Widerwille gegen die Preisgabe ererbter und erworbener Vortheile deutlich zeigte. Jetzt wird das weniger günstige Urtheil über die Marktlage mitsprechen. Das ist wichtig, weil, trotz den ermäßigten Preisen (auch der Stahlwerksverband hat, nachdem er die Ausfuhrvergütung erhöht hatte, die Halbzeugpreise für das dritte Quartal um 5 Mark pro Tonne herabgesetzt und damit der Minderung der Preise für Walzfabrikate Rechnung getragen), kaum erkennbar ist, wie die Industriemänner selbst über ihre Zukunft denken. Stimmen sie mit der Großfinanz überein, die im Rückgang der Beschäftigung und im Schwinden der Lagerbestände ein Mittel zur Lockerung der Geldfesseln sieht? Die Bergwerks- und Hüttengesellschaften haben sich in diesem Jahr noch nicht auf dem Geldmarkt gezeigt. Das ist kein schlechtes Zeichen, sondern der Beweis, daß sie auf eigenen Füßen stehen können. Neue Aktien sind nicht unterzubringen, sobald die Kurse den Halt verlieren; Anleihen sind kostspielig; und Bankkredit ist nicht zu bezahlen, auf lange Frist auch nicht zu haben. Eine Gesellschaft hat den für die Dividende bestimmten Betrag (10 Prozent) zum Ausbau ihrer Anlagen verwendet, weil ihr nicht möglich war, die Mittel dazu aufzutreiben. Solcher Fall lehrt, wie es aussieht, und erklärt die Spannung, mit der jeder industrielle Vorgang, als ein Symptom, heute beobachtet wird. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Juli 1913.

Laudes.

Naphthalin oder Chlorkalk: Das ist hier die Frage. Wird, nur für die Urlaubszeit, die Stadtgarderobe, mit dem nöthigen Schutz des status quo gegen Mottengefahr, eingespindet oder, für nahe Todesfälle, die alte Form der Mobilmachung gegen Fäulniß vorbereitet? Noch sind die Meisten sorglos. Stützen sich auf die Erfahrung, daß dem Kaiser jeder Personenwechsel unbequem ist, und meinen, da das Jubiläum so fein gefingert und die große Wehrvorlage sammt Deckung unters Dach gebracht worden sei, könne die Karre noch eine Strecke weiterlaufen. Zwar habe der Schatzsekretär nichts, aber der Kriegsminister (was in der Armee Keiner für möglich hielt) die ungefähr wichtigste Inspektion und unser Bedenkenmacher die Brillanten zum Schwarzen bekommen und die Stimmung sei, in Kiel und auf Ballins „Imperator“, im Superlativ sonnig gewesen. Mag Alles sein. Ich bleibe trotzdem fest in dem Glauben, daß Virement unvermeidlich ist. Wenn in der Jagdzeit noch die Lust fehlt, setzt sich im Frühjahr die Nothwendigkeit durch. Siebenhundertsiebenzig Gründe. Wir sind so schlecht assortirt, wie wir im Reich nie, in Preußen seit dem vierten Fritz Wilhelm nicht waren, und können, in diesem Jammerzustand, nicht noch tiefer in eine Zeit höllisch ernster Entscheidungen hineinrutschen. Noch haben die Leute zu essen, was ihnen an Festgepräng, Straßenhoftheater und anderem Kitsch geboten wird, hat die höchste Kiefern längst überwachsen (nur 1813 ist ihnen, weils

mit dem Jubiläum in gefährliche Konkurrenz kam, verekelt worden) und gelogen wird, daß unter Supradreadnoughts die Kiele sich biegen. Hilft auf die Dauer nicht. Panis schmeckt gut, circenses behagen dem Gaumen noch mehr; doch der nächste Juvenal wird zeigen, wie rasch im Wind unserer Tage die Pfuschmittel des Caesarismus ihre (unter anderem Himmel, in engen Verhältnissen bewährte) Wirksamkeit verlieren. Auch mit der Fälschung alles bei uns Geschehenden, alles draußen Gesprochenen und Gedruckten gehts nur eine Weile. Und der gute Bethmann ist zu ungeschickt und zu schwer mit Selbstbewußtseinshypotheken belastet, um in der Proskynesis vor Oeffentlicher Meinung den Tiefpunkt zu wittern, wo rien ne va plus und nichts Anderes übrig bleibt als die Auslieferung der Staatsschlüssel, auf einem hübschen Sammetkissen, und der Entschluß, mit der Fröhlichkeit des Gewissenlosen trällernd in den morastigen Freibädern der Demokratie zu plätschern.

Weit haben wir dahin nicht mehr. Die Steuergeschichte stinkt himmelan und von den Regirenden, die sich, in Berlin und den anderen bundesstaatlichen Residenzen, ihre Zustimmung abdrücken ließen, schämen neun Zehntel sich heute schon die Augen aus dem Kopf. Zu spät. Daß Alle Alles machen, ist das traurigste Sympton unseres Elends. Noch Rheinbaben, der doch leidlich schmiegsam ist und keine Gelegenheit, von der valeur seines Kaisers und Königs zu schwärmen, ungenützt entflattern läßt, hätte sich zu diesem Kram kaum hergegeben. Der Nachfolger trompetet sich erst als den Fels von Erz aus, an dem das Plänchen splittern werde, und flüstert dann, vor der Wahl zwischen Amt und Gehorsam, minniglich: Ja. Den Einzelstaaten und den Gemeinden wird das Kreuz hart werden. Ueber die Reichsverfassung hüpft man munter hinweg; deren Artikel 70 schreibt vor: „Insoweit die Reichsausgaben durch die gemeinsamen Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen." Bundesstaaten? Da hätte man mit dem Preußischen Landtag und den Ersten Kammern zu thun. Faule Sache. Viel netter, wenn ein Reichstag des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes die Rechnung ausschreibt, die Mehrheit der wenig Besitzenden verfügt, was die mehr Besitzenden zu zahlen haben. Netter für den einzelnen Abgeordneten, der seine Wähler nicht zu ärgern und abzuschrecken braucht, und

für das in Fraktionen gesprenkelte Rudel, dessen Macht so ins Riesenmaß wächst. Macht, versteht sich, ohne greifbare Verantwortlichkeit; die schon von dem klugen Quäker Gladstone gepriesene power without responsibility. Regirte, wie im Westen und seit gestern fast bis nach Teheran auch im Osten, das Parlament, müßten die Reichstagsbureaukraten, die von Verwaltung, von irgendwelcher Geschäftspraxis so weltenfern sind wie Theobald von den Trieben eines Politikerkopfes, mit den von ihnen durchgepreßten Gesetzen regiren, selbst, sammt ihren Parteien, vor Aller Augen verantwortlich sein, dann wäre ihre Herrlichkeit bald verläppert und die Kurzsicht sogar würde erkennen, daß auf dem Boden unwürdiger Massenschmeichelei kein Staat zu machen ist. Jetzt, hinter der Hecke der Bundesrathsbeschlüsse, ist jede Unzucht möglich. Aus sechsundsechzig Millionen Deutschen werden dreihunderttausend abgepfercht. Die haben zwar nicht um Haaresbreite mehr Recht als ein Kanalräumer: müssen aber elf Zwölftel des ganzen Kitts zahlen. Das zwölfte vertröpfelt sich noch auf Dreihunderttausend. Fünfundsechzig Millionen und Vierhunderttausend zahlen nicht einen Pfennig: sind also nicht einmal von Schwächlingen zu fürchten. Das ist die plumpste, unverschämteste Art der Expropriation; mit Staatspflicht und Anstandsbegriff nur vereinbar, wenn sie das Gemüth eines überzeugten Sozialdemokraten besiehlt, der in jedem Reichen den Expropriateur, Mehrwerthsdieb, Gauner, Wucherer sieht. Genügt aber noch nicht. Von Reiches wegen wird der Vermögenszuwachs besteuert, den doch schon die Einkommensteuer (des Bundesstaates, Kreises, der Gemeinde, in Preußen mit „dauernd provisorischem“ Zuschlag von fünfundzwanzig Prozent) abschöpft. Daß der am Tag der Steuererklärung angegebene Zuwachs sechs Monate danach, durch die Entwerthung von Grundbesitz, Aktien, Kuxen, Konsols, Waaren, zerschmolzen ist, trübt den Konfiskatoren mühsam erworbenen Vermögens, den Leuten, die durch ihr Duckmäuserthum und ihr beharrliches Hintertheil auf die Höhe gekommen sind, die niemals aus eigener Kraft Etwas erlangt hätten, nicht für Minuten die Frühstückslaune. „Zahlt nur, Ihr Schweinhunde; schlimm genug, daß Ihr mehr könnt als wir.“ Uns ist und bleibt eben 1805 näher als 1813; furchtbar nah die Zeit, in der Heinrich Friedrich Karl vom Stein wider die „eigenthumlose Schreiberkaste“ wetterte, die ihr Gehalt

aus der Staatskasse erhebt, ungekannt, ungerühmt lebt und unbedauert stirbt. „Da wir nun alle Macht und alles Ansehen der Beamtenkaste übertragen, so erhalten wir revolutionäre, das Eigenthum zerrüttende, auf luftigen Theoremen beruhende Gesetze, die, mit einem Heer von Modifikationen, Erläuterungen, Suspensionen, rasch auf einander folgen und oft, wegen ihrer Gehaltlosigkeit, in sich selbst untergehen, und eine centralisirende, höchst kostbare, in Alles eingreifende Verwaltung, die unter dem Gewicht der Aktenmassen erdrückt wird und in den Tintenfässern ersäuft." Die Helfershelfer im Reichstag, Parteisekretäre, Dutzendjournalisten, eitle Schwätzer aller Sorten, sind (jetzt ja auch besoldet) nicht um ein Blutkörperchen lebendiger als der ledernste Bureaukrat. Man schämt sich, dem Klüngel zugerechnet zu werden. Was sein Maul stammelt, seine Pfote schreibt, um das Handeln zu entschuldigen oder gar ein Rühmchen zu erraffen, ist die Tinte, den Speichel nicht werth. Vor dreizehn Jahren brauchte das Vereinigte Königreich von Großbritanien und Irland einen Haufen Geld. Burenkrieg. Anderthalb Milliarden mußten schnell neben den Wollsack des Speaker gelegt werden. Was thaten Salisbury und sein Schatzkanzler Hicks-Beach? Sie schlugen vor, die Tilgung der Schwebenden Schuld für eine Weile zu verlangsamen, Thee und Tabak, Bier und Whisky mit einer (erträglichen) Nothsteuer zu bepacken und jedem Einkommensteuerpflichtigen vom Pfund ein paar Pence mehr, als die Norm fordert, abzuknöpfen. Nach achtundvierzig Stunden war das Gesetz angenommen; trotzdem der Krieg in Westminster und draußen grimmige Gegner hatte. So hat mans, nicht nur im März 1900, im Lande der Erbfreiheit, Erbweisheit gemacht. Bei uns? Säkulartheater und Vermögenskonfiskation. Natürlich kennt Jeder Protzen, denen er gönnt, daß sie abladen müssen. Geht nicht. Principiis obsta; sero medicina paratur. Der Staat, den nicht Gerechtigkeit krönt, wird zum Gräuel. Da Vernünftige dem Herrn Bethmann den wüsten Unsinn seiner Finanzpolitik vors Auge rücken, scheint er erschreckt und in Einverständniß geneigt; spricht dann aber: „Versuchen Sie doch mal, Herrn Erzberger zu überzeugen." (Dieser emsige und gescheite Journalist hat also den Rang des Reichsregenten; meinetwegen: nur soll er sich dann ins Amt setzen und die Verantwortung tragen.) Das plaudert sich herum; und zeigt,

in schönem Verein mit dem Brief, der vor Heydebrand grober Beleidigung mit dem Hinweis auf schlaflose Nächte die Rechtswohlthat der Straflosigkeit sichern sollte, wo wir heute schon halten; die Umschmeichelung demokratischer Zeitungleiter gehört mit in das Bündel. Geistloser Plunder, der nach abermals zwei oder drei Jahren, deutschem Staatsmannsansehen zur Schmach, auf den Hängeboden kommt, wie nun die Grundwerthzuwachssteuer. Warum denn nicht vorsichtig ausgehobelte Monopole, gelinde Erhöhung der vom Massenluxus zu tragenden (und vom Zwischenhandel, so oft es ihm paßt, gemehrten) Last und Zuschläge zur Einkommensteuer, die mit ihr (und schneller als sie) steigen? Dann gäbe Jeder nach seinem Vermögen und der Grundgedanke allgemeiner Wehrpflicht käme zu Geltung. Warum nicht? Weil bei bloßer Vorstellung des Zetergebrülles, das begönne, das Unterzeug nicht nur von Schweiß feucht würde. Deshalb ward das Schlagwort „Besitzsteuer“ ausgestanzt. Falschmünzerwerk; wo kein Besitz ist, verliert selbst der Steuereinnehmer sein Recht. Jede Steuer quillt aus irgendwelchem Besitz, jede erträgliche ist dem Umfang des Besitzes angepaßt; und wenn Einer, der für alkoholischen Trank in jeder Woche zwei, für Steuer in jedem Jahr achtzehn Mark ausgab, dort nicht drei Pfennige, hier nicht, für ein paar Jahre, vier Mark drauflegen kann, soll der Ewige Bund in Firma Deutsches Reich den Konkurs ansagen. Jetzt ist, durchaus nicht nur unter den von staatlicher Plünderung Bedrohten, die Empörung mächtig; in allen Beamten von Staatsbewußtsein und besonders in den mitteldeutschen Regirungen, die eines Mittags die eingerührte Suppe auslöffeln müssen. Banke Demagogie, schwarzweißroth bewimpelt, und dabei Ablehnung aller verständigen, auf dem Ausleseweg liegenden Modernisirung: Das hält nicht. Fünfzehn Monate lang wurde der Sozialdemokratie nachgepfiffen, daß sie mit ihren hundertzehn Mann nichts erreicht habe. Dann kam der größte Triumph ihres Lebens und sofort, natürlich, der Rückfall in laute Traumreden von allgemeinem Strike als wirksamstem Mittel zum Erwerb politischer Macht. Würde morgen gewählt: sie dürfte auf hundertfünfzig Siege wetten; denn ihre Einschüchterung der Regirenden hat durchgesetzt, daß der Lehrsatz anerkannt worden ist: Für die Wehrfähigkeit des Reiches haben die reichen Leute aufzukommen. (Zu denen doch auch manche Bundesfürsten gehö-

ren. Ob diese Herren, aus freiem Willen, die Unsummen hergeben werden, die das Gesetz Bürgern ihres Vermögens abfordert?) Die Wähler des Reichstages wollen nicht, daß ihnen die Männer auf der Bundesrathsestrade geistig voraus seien; schon Bülows kultivirtes Wesen und Taktikergewandtheit war ihnen unheimlich und sie jauchzen in alle Lande, wenn sie mit Köpfen zu verhandeln haben, für die das Witzwort von der grenzenlosen Beschränktheit geprägt worden ist. Verargt Ihrs den Jubelnden? Ohne Mandat wären sie kleine Leute, die sich kümmerlich durchschlagen und auf den Verkehr mit dem Herrn Amtsrichter stolz sind; unter einer starken und klugen Regirung im besten Fall als tüchtige Komparsen geschätzt. Heute? Des Kanzlers Aeuglein hängt an ihrem Blick; Minister und Staatssekretäre, Generale und Admirale scharwenzeln um sie, die, am Ende aller Enden, „die Sache machen.“ (Du müßtest, aus Deiner Erinnerung an bismärckischen Dienstbetrieb, jetzt mal in solche Kommission hineingucken. Würdest die blausten Wunder schauen.) Trotz Alledem scheint der grenzenlos Beschränkte mir nicht konservirbar. Unsere Tanks sind an allen Ecken undicht geworden. Was ihm gelungen ist, hat den übelsten Nachgeschmack. Den Welfenhandel in manierliche Ordnung zu bringen, war kein Hexenmeisterstück. Für ihn aber zu schwer. Staunend hört Europa, daß er, als kaiserlicher Minister, sich mit werthlosen Versicherungen begnügt hat, daß die Agitation fortwährt, der Rittmeister der rathenower Husaren in bayerischer Uniform den alten Franz Joseph besucht und der dynastische Aerger obendrein ausgetutet wird. Solcher Kleinkram sogar braucht zehn Etapen. Mittelmaß schützt lange; nicht immer. Dem Besten ist offenbar, daß dieser Lotse nur auf Sandbänke steuert. Er mag sich für den providentiellen Mann halten und sein Troß darauf rechnen, daß die Konservativen ihn für den Zolltarif bewahren wollen. Der Glaube ist schief gewickelt und das Deckblatt schadhaft. Wer Nase hat, fragt nur noch: Wie lange? Und: Wohin? Die Pension sichert nicht die Lebenshaltung auf der Höhe des Kanzlers a. D. Für eine Botschaft Ersten Ranges reicht das innere Vermögen noch weniger als das äußere. Bliebe die Statthalterschaft. Auf die wunderschöne Stadt wird ja auch längst visirt.

Mobiliarschade ist zu ersetzen, wenn der Besitzer nicht etwa faul wird. Frankreich hat das zweite Kaiserreich gesund über-

dauert; wir kommen, mit kräftigerer Volksleistung, über einen zum Grausen ähnlichen Zustand hinweg. Nicht so leicht über den Verlust internationaler Geltung. Daß da keine Ewigkeit das von der Minute Ausgeschlagene zurückbringt, lehrt jedes Blatt der Geschichte. Soll man heulen oder lachen? Wir sind ein „Faktor des Weltfriedens“ geworden; was für Kundige heißt: Wir zählen nicht mehr mit. Das Kaliber der neuen (und der abständigen) Botschafter, die in Berlin auf Wache sind und unter denen der Franzose, mit kühlem Menschenverstand und rascher Auffassung des Nothwendigen, der aigle ist, beweist allein schon, wie wichtig wir genommen werden. Keinem fällt noch ein, uns die Erste Garnitur zu schicken. Wozu? Wenn London, Petersburg, Paris einig sind und in Rom die Temperatur gemessen ist, holt irgendein Glatter das Phrasenpacketchen aus der Wilhelmstraße. Ist uns wieder eine Stütze weggebrochen worden, dann bringt er Glückwünsche, öffnet, zwinkernd, anderen Gratulanten die Thür: und wir schwören, daß die Sonne uns niemals so hell schien. Wer die Werkstatt kennt, hält nichts mehr für unmöglich. Auch nicht, daß Bethmann sich zum zweiten Mal auf eine Konferenz schleppen läßt (die ja wieder Reunion getauft werden kann). Gar nichts. Kommt nicht endlich Einer an die Spitze, der mindestens den Sinn des Geschehenen versteht, Historie empfindet und ihrem Befehl zu schnellem Entschluß gehorcht, dann können wir einpacken. Jetzt ringen sogar im Auswärtigen Amt, wo der rächende Zorn doch nah ist, die Hellsten in Unmuth, oft in Verzweiflung die Hände.

Das nützt nicht. Eben so wenig das Geplärr über Vorgänge, die in der Geschichte ohne Beispiel seien. Welche denn? Ich sehe nur einen: daß eine Großmacht, die morgen, ohne Mobilmachung, mit neunhunderttausend Mann, ihrem Friedenspräsenzstand, manövriren kann und eine große Kriegsflotte hat, sich ausschalten läßt, wenn in einer Hauptsphäre ihrer Hoffnung die Verhältnisse umgestaltet werden, und noch von Dankbarkeit überfließt, weil man sie nicht zur Mitwirkung bemüht. Das ist ohne Beispiel in der Geschichte. Sonst? Daß Bundesgenossen über Nacht Feinde werden, ist nicht neu. Im Februar 1864 gingen österreichische und preußische Truppen gemeinsam über die Eider; zwei Jahre später schossen sie in Böhmen auf einander; und waren bald danach wieder auf dem Weg in Eintracht. Heutzutage durchfliegt ein Brin-

dejonc die ganze Marschstraße der Großen Armee von Paris bis nach Warschau in zwölf Stunden. Das Lebenstempo ist über alles Ahnen hinaus beschleunigt. Und da der Südslavenpuls nie gemächlich schlich, ist kein Grund zum Staunen darüber, daß drei der gegen die Türkei verbündeten Balkanvölker nun wider das vierte kämpfen. Drei, die sich verpflichtet fühlen, ihr Blut, ihren Stamm zu schützen und eine prahlerische Lüge zu entthronen. Noch was Beispielloses: Bulgariens Lügenexport. Der hat alle dem Balkan Fernen in die Ueberzeugung geschwatzt, daß Ferdinands Volk an bürgerlicher und kriegerischer Tugend in Südost voran stehe; daß sein Heer alles Beträchtliche geleistet und den Serben und Griechen nur Nebenarbeit gelassen habe. Lug und Trug. Der Bulgare ist ein tüchtiger Kerl, fleißig, genügsam, bis in Tollkühnheit furchtlos; aber Tatar geblieben und von den Türkenlastern mehr verseucht als seine Nachbarn. Ohne die winzigste Achtung fremden Glaubens, Volksthumes, Rechtes; und grausam wie ein von Hunger tolles Raubthier. Seine Leistung bei Kirkkilisse, Lüle Burgas, Bulair soll nicht geschmälert werden. Doch wir wissen nun Mancherlei, was wir noch im Frühling nicht wußten. Daß in Sofia die Korruption wie Hausschwamm wucherte; daß die Bulgaren die an Zahl größten, an Einheit, Gefechtskraft und Rüstung aber schwächsten Türkencorps niederrangen; daß sie weder vor Tschataldscha noch vor Adrianopel allein, ohne Hilfe, weiter konnten; daß ihr Sanitätwesen spottschlecht, dem Serbiens gar nicht zu vergleichen und deshalb ihr Menschenverlust so ungeheuer war. Das wurde, Alles, weggelogen; Verwaltung, Volksmoral, Heer als unübertrefflich geschildert; und darauf der Anspruch gestützt, in Südosteuropa die Vormacht zu werden und in Makedonien und Thrakien über Serben und Griechen zu herrschen. Vor der Wahl des Osmanenreichstages erzählte die bulgarische Zeitung „Dnewnik", die Führer und Glaubenshäupter haben ein Abkommen unterzeichnet, wonach in Thrakien den Bulgaren ein Wahlkreis, den Griechen acht Mandate, in Makedonien den Bulgaren sieben, den Griechen zehn zufallen sollten. „Diese Theilung entspricht der offiziellen Statistik und beide Völker sind darüber einig, daß sie ihre Rechte wahrt und von keiner Seite angefochten werden darf." Nach dem Krieg ist Alles vergessen. Ferdinand heischt den Löwentheil von Makedonien und das ganze Thrakien; Saloniki und Seres,

Drama und Kawala; Landstriche und Städte, in denen kaum ein Bulgare wohnt und deren Handel nur von Griechen betrieben wird. Hellenen und Serben sollen sich im Engen einrichten. Wollen aber nicht. Um den Bulgaren Adrianopel zu schaffen, haben sie den Friedensschluß Monate lang verzögert; die Griechen haben ihnen, als den Befreiern, die thrakischen Kaufhäuser geöffnet, die Serben Munition, Geschütz, Truppen geliefert. Beide wissen, daß ihren Brüdern unter Bulgariens Herrschaft und Exarchat die Vernichtung droht, wenn sie sich nicht in den Glauben und die Nationalität des Gebieters verkriechen. Serbien fordert eine der Leistung, nicht dem entkräfteten Vertrag anzupassende Landvertheilung, Hellas die Anerkennung seines nationalen Besitzstandes. Der nüchterne Ministerpräsident Geschow will mit den Sozien verhandeln. Alle vom Sieg Trunkenen wenden sich gegen ihn; Ferdinand, der die Zügel nicht mehr in der Hand hat, läßt ihn fallen und giebt das höchste Amt dem Herrn Danew. Den kennen wir von London her. Der arbeitet nur mit Bluffs und wähnt, ein Diplomat zu sein, wenn er dicke Lügen an den Mann bringt. Als die Botschafterreunion (Das heißt: Grey, Cambon & Co.) vor dem Entschluß zauderte, im Namen Europas dem alten Kiamil auch noch Adrianopel abzuzwicken, sagte Danew: „Wenn Sies nicht thun, geben wir den Befehl zum Sturm und haben die Stadt in zwei Tagen; nur der Wunsch, neue Menschenopfer zu sparen, hieß uns warten.“ Das Ultimatum ging ab und half der Jungtürkenbande noch einmal auf die Machtzinne. Sechs Wochen danach wurde der Bulgarensturm abgeschlagen; und Adrianopel fiel erst nach abermals vier Wochen, als die Serben herangewinkt und, unter dem General Stepanowitsch, mit achtundzwanzig schweren Geschützen eingetroffen waren. Der biedere Danew bekam von Grey Hiebe und war in Westeuropa unmöglich. Seit er Ministerpräsident ist, ahnte jeder Kundige, was die Glocke schlagen werde.

Noch ist ers nicht lange: und schon war Bulgarien gezwungen, in Petersburg, in Belgrad sogar um Frieden zu betteln, und sein Zar muß froh sein, wenn er Leben und Habe nach Semlin retten kann. Die jähste Peripetie, die ein Volk und ein Fürst jemals erlebte. Und doch war diese Schicksalswende früh vorauszusehen. Türkenkugeln, Seuchen, Mangel an Aerzten, Pflegern, Medikamenten, Verbandzeug, Krankenkost: das Heer war zermorscht; nur von Fa-

natismus noch aufzupeitschen. Woher soll der Müden kommen, wenns gegen rechtgläubige Christen geht? Die Russen, die in großer Zahl die unteren Kommandoposten besetzt, auch in Reihe und Glied gestanden hatten, wollten nicht wider die serbischen Brüder fechten. Als sie fort waren, klafften überall Lücken. Frauen, Greise, Kinder hatten, mit dem letzten Kraftaufgebot, den Acker bestellt. Nun lechzten die Männer (manche waren dreimal verwundet worden, dreimal ins Feld zurückgekehrt) nach der Möglichkeit neuen Erwerbes. Gelichtete, des Ernährers, des Nachwuchses beraubte Familien; Trauer, Noth, Lockerung aller Pflichtfesseln; und nur ein Trost: das eroberte Land, das die reiche Nordküste des Aegäermeeres umfassen, bis nach Monastir sich strecken und schnell von allem Verlust entschädigen wird. Da wird es, ehe das betrogene Volk die Gefahr ahnt, von allen Seiten zerstückt. Serben, Rumänen, Griechen fordern Beutetheile. Der Schreck lähmt die im ersten Scharmützel Ueberwältigten und mit dem Selbstvertrauen schwindet die Fähigkeit, die schwachen Stellen dem Feind zu bergen (der sie, als Genosse von gestern, kennt und zu nützen weiß). Excellenz Danew baut die Hoffnung auf die Allgewalt eines Weltschwindels, der jeden Erkenntnißkanal verstopft. Was je in Kriegen und nach Jagden erlogen ward, scheint neben dem Trugsystem dieses Einzigen neckisches Kinderspiel. Seine Depeschen überschwemmen den Erdtheil und melden: Sieg auf der ganzen Linie; gestern die Timok-, heute die Morawa-Division zersprengt; Serbien im ersten Anlauf beinahe vernichtet; das Griechengeplänkel nicht der Rede werth. Kein wahres Wort. Acht Tage lang muß die Menschheit glauben, Bulgarien sei im Süden und Westen mit den Gegnern fertig und könne sich, ungeschwächt, stämmig, gegen den rumänischen Einbruch wenden. Da endlich ein Wahrheitschimmer durchsickert, wird Heros Danew weich und winselt über die Untreue der Serben, die das arglose Heer des Verbündeten tückisch angegriffen haben. Lug. Der bulgarische Armeebefehl, der den Unterführern vorschrieb, die Serben in der letzten Juninacht zu überfallen, wird gefunden; die Handschrift eines Brigadekommandanten im pariser „Journal" veröffentlicht. Danew kreischt: Fälschung! Während er demüthig Waffenruhe erfleht, läßt er drucken, die Bulgaren seien weder geschlagen noch zurückgedrängt worden. Noch härter straft Mißwende den Uebermuth. Das Volk, das auf seinen Krieger-

ruhm viel stolzer war als auf die Keime organischen Gemeindelebens, muß, ohne den Versuch eines Widerstandes, dulden, daß die Rumänen einmarschiren, seinen Boden erobern, seine Hauptstadt bedrohen. Weil wirs erlauben, ächzt Danew; weil wir human sind und den Feind selbst vor Blutverlust behüten. Frech bis auf die höchste Sprosse der Galgenleiter. Durch alle Fugen des wehrlosen Staates prasselt nun Schande herein. König Konstantin schilt die Soldaten des Vetters Ferdinand Mordbrenner und Bestien, die nur das Antlitz von Menschen haben. König Nikola zeiht sie schnöder Habgier, die im Dunkel den Bruder bestiehlt, und ruchloser Untreue. König Peter hört die toten Serben in zorniger Scham zittern, weil ihr lebender Leib für solche Horde focht. Acht Monate nach einem Kampf, der die Hälfte, drei Viertel der Bulgarenjugend hingemäht oder vergiftet hat, doch dem Land zu ungeheurem Gewinn noch die Glorie der Kreuzritterschaft verhieß. Dieses Land, dachten die Fernen, ist auch von vier Heeren nicht zu bezwingen; dieses Volk ertrotzt sich, wie Fritzens Preußen, die Gewähr kräftiger Zukunft aus dem Geklirr der stärksten Koalition. So tief hatte der Trug gewirkt. Noch immer gellts: „Nicht die kleinste Schlappe! Kein Vorpostengefecht brachte den Gegnern nutzbaren Sieg!“ Vergebens. Bulgarien war von Serben und Griechen in Ohnmacht gebändigt, als die Rumänen einrückten.

Daß sie einrücken durften, ist Unsereinem das Wichtigste. Im November, noch im Mai wärs unmöglich gewesen. Wurde auch nicht versucht: trotzdem König Karl wußte, daß die Dynastie an der Unteren Donau verloren war, wenn sie der Dehnung Bulgariens thatlos zusah. Trotzdem. Aus Bessarabien wäre ein Russenheer gegen Braila und Bukarest vorgestürmt. Denn damals hätte ein rumänischer Feldzug nach Südost den Oesterreichern genützt. Die haben inzwischen wieder aufs falsche Pferd gesetzt. Bulgarien für viel stärker und dennoch lenkbarer als Serbien gehalten. Den alten Freund Ferdinand (römisch-katholisch, wiener Husar, Honved, als Koharysproß fast Magyar) angeködert und in ihm die Hoffnung gefüttert, daß ihr Beistand ihm bescheren werde, was der russische Patron den Serben nicht weigern wolle. Blieb den Rumänen nun eine Wahl? Deutschland half nicht, Oesterreich half nicht; trieb jetzt sogar den koburger charmeur vorwärts. Den Feind, der ihn unüberwindlich dünkt, wirbt sich der Weise zum Freund.

Warum, dachte der alte Karl, soll ich mich von dem Phantom der Slavengefahr bis ins Grab oder Exil schrecken lassen? Als Feind der Slaven habe ich an drei Grenzen ihren ersten Stoß auszuhalten (und wie es mit der militärischen Hilfe aus Wien und Berlin steht, sehe ich ja); als ihr Freund bin ich geborgen und im Gesammtbild slavo-romanischer Freundschaft, die, wenn der fettste Happen von Albanien erst ganz den Italienern gehört, den Partnern noch ansehnliche Dividende eintragen kann. So kams; wie es kommen mußte. Delcassé ist nicht ohne triftigen Grund von der Höhe Eines, dem jedes Ministerium offen stand, in eine Botschaft hinuntergeklettert. Er hat in Petersburg erlangt, was er wollte: Mehrung und Vorschiebung der Truppen und Verständigung mit Rumänien. Die wird freilich nicht plakatirt (Das geschähe bei uns), sondern verschleiert und mit treuem Blick abgeleugnet. Daß Karl marschiren durfte, können aber nur Lehrlinge zweifeln. Rumänien war einmal für uns. Auf diesen Streich folgt der Versuch, einen neuen, festeren Balkanbund zu knüpfen. Gehts nicht ohne derben Griff, dann wird die berliner und wiener Staatsmannschaft in eine Konferenz geschmeichelt (stelle Dir Bethmann vor!) und ihnen die Verantwortung alles Aergernisses aufgebuckelt. Wenns noch nöthig ist. Zwischen Rußland und Oesterreich ist der Graben so tief, die Feindschaft so giftig geworden (der sanfte Nikolai redet offen darüber und läßt die Zeitungen schimpfen), daß über Nacht Krieg oder Versöhnung kommen muß. Russen, Serben, Rumänen, Kroaten, Montenegriner: Alle wollen und können auf Habsburgs Kosten verdienen. Der enttäuschte Bulgare weiß, daß man ihm sämmtliche atrocities verziehen hätte, wenn der unselige Wahn vom schwarzgelben Albanien nicht den Serben in die Quere gekommen wäre. Franz Ferdinand wird nicht Lust haben, über einer neuen Türkei zu thronen, die von allen Perioiken gehaßt und in der günstigsten Stunde angeknabbert wird. Kaunitz hat im Grab noch eine Stimme. Westmächte, Oesterreich, Rußland, Balkan: da läßt sich wonnig leben ... Und wir? Unsere Danews fischen aus der Themse und Newa schon Zeitungfetzen, auf denen steht, leider habe das Blatt sich für den Dreibund gewendet. Wird geglaubt. Uebermorgen ists ein Bombenerfolg. Sicher. Von Midia bis Pola, von Konstanza bis Bodenbach Alles in Ordnung; und der Friede gewahrt.

Ochlokratie in Amerika.

Die politische Theorie der Vereinigten Staaten war ursprünglich religiöser Natur. Die Puritaner, die ihr Vaterland verließen, um in einer neuen Welt ihre Lehre zu leben, verwarfen die Autorität der Kirche, deren Dogmen und Satzungen, und nahmen die Bibel zum alleinigen Kanon für den Menschen, für die Kirche, für den Staat. Aus dem Alten und Neuen Testament leiteten sie das ganze System des öffentlichen und privaten Rechtes ab. So wenigstens lautete die Theorie: für die Praxis brachten sie englisches Gesetz, englische Tradition mit. Immerhin war das puritanische Gemeinwesen, wie es um 1620 in New England entstand, ein theokratisches. Die Auffassung, daß die Puritaner sich für die politische oder religiöse Freiheit des Individuums begeistert haben, ist irrig. Sie vertheidigten zwar die politische Freiheit (oder genauer: die ihnen gewährten Rechte) gegen die englische Regirung, sie hielten die korporative Unabhängigkeit hoch, scheuten sich aber durchaus nicht, die Freiheit des Einzelnen zu beschränken. Religiöse Duldung war ihnen vollends fremd. Die Geistlichkeit herrschte tyrannisch, unter und neben ihr eine Minorität von Vollbürgern, die Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaft sein mußten. Trotzdem fehlte dieser Verfassung nicht das demokratische Element. Dem Puritanerthum ist der Gedanke des Vertrages eigenthümlich. Die Kongregation besteht auf dem Grund eines Vertrages, den die Gemeindemitglieder geschlossen haben. Diese Auffassung sichert dem Individuum einen gewissen Werth; und hier lag der Keim zu demokratischer Entwickelung.

Dieser individualistische Gedanke „vom Rechte, das mit uns geboren ist“, erstarkte im Kampf gegen die heimische Regirung, die sich auf geschriebenes Gesetz, Autorität und Tradition stützte. Die Freiheiten, auf die die Kolonisten sich beriefen, stammten, so erklärten sie, nicht von Monarchen oder Parlamenten, sondern von „dem großen Gesetzgeber des Universums“. Deshalb sei die „Zustimmung der Regirten“, der Vertrag, die nothwendige Basis jeder gesetzlichen Regirung. Als die Kolonien sich dann 1787 entschlossen, ihren Bund durch eine Konstitution zu festigen, abstrahirten sie aus harter Erfahrung die Lehre, daß jede Regirung ihrem Wesen nach zur Tyrannei geneigt sei, und deshalb wurde die Exekutive erheblich eingeschränkt. Die einzige Bürgschaft gegen Despotismus schien die Uebertragung der Macht auf das Volk. „Wo die jährlichen Wahlen enden, beginnt die Tyrannei!“ sagte John Adams. Doch muß hier bedacht werden, daß das „Volk“ damals mit den

Vertretern des Grundbesitzes identisch war. Noch Franklin erklärte, es sei „ungehörig, denen, die keinen Grundbesitz haben, das Wahlrecht zu verleihen“ und Hamilton formulirte die selbe Ansicht noch schärfer. Das Wahlrecht unterlag ökonomischen und religiösen Beschränkungen, die eine Oligarchie schufen.

Nach einer Periode der Aristokratisirung und Centralisirung, die durch die Namen Hamilton und Adams bezeichnet wird und die unentbehrlich war, wenn ein dauerhaftes Staatsgebilde entstehen sollte, setzte unter Jeffersons Präsidentschaft (1801 bis 09) die Reaktion der Demokratie ein. Jefferson war von der Auffassung durchdrungen, daß alle Regirung ein Uebel sei. Dieser interessante höchste Beamte begeisterte sich, sogar angesichts eines greifbar nahen Falles, für Rebellion: „Gott verhüte, daß wir je zwanzig Jahre ohne eine solche Rebellion sein sollten!“ Harmloser klingt es, wenn er zwischen einer „natürlichen“ und einer „künstlichen“ Aristokratie unterscheidet, diese eine der Geburt und des Reichthums, jene eine der Begabung und Tüchtigkeit. Und wieder darf nicht vergessen werden, daß dieser unbeugsame Demokrat in einem Agrikulturstaat lebt, wo beinahe Jeder Eigenthum besitzt, das ihn an der Erhaltung geordneter Zustände interessirt. „Solche Männer“, sagt er, „können sich einen Grad von Freiheit wahren, der von der Canaille der europäischen Hauptstädte sofort zur Zerstörung der privaten und öffentlichen Wohlfahrt ausgebeutet würde. Nur so lange die Amerikaner ein Ackerbau treibendes Volk sind, werden sie tugendhaft sein und sich ihre demokratische Regirung erhalten. Wenn sie sich, wie in Europa, in großen Städten zusammenschaaren, werden sie eben so verderbt werden wie die Europäer.“ Ist diese Prophezeiung zu Schanden geworden? Die rasche Industrialisirung Amerikas mit ihren Begleiterscheinungen sollte den ethisch gerichteten Staatsmann und Patrioten nachdenklich stimmen.

Auch in dieser Aera des Radikalismus blieb das Wahlrecht streng beschränkt, die Dauer der Amtsführung war lang und das Volk hatte an der Ernennung der Beamten nur wenig Antheil. Die Gentry regirte.

Der zweite, viel stärkere demokratische Impuls kam vom Westen. Unter der Präsidentschaft Andrew Jacksons (1829 bis 37) wurde die Wählerzahl vergrößert, religiöse und ökonomische Beschränkungen wurden aufgehoben, man verkürzte die Dauer der Amtsführung und die Wahl der Beamten fiel dem Volk zu

Die Zeit, in der wir leben, sieht nun, unter Wilsons Auspizien, eine dritte Fluthwelle des Radikalismus. Typisch für die neuste Erscheinungsform des demokratischen Gedankens ist das Bestreben,

die Gesetzgebung unmittelbar in die Hände des Volkes zu legen und das repräsentative Element ganz auszuschalten oder zu unterjochen. Mittel zu diesem Zweck sind das Referendum, das jedes von der Legislative beschlossene Gesetz dem Volk zur Abstimmung unterbreitet, und die Initiative, die auf Antrag eines kleinen Prozentsatzes von Wählern die Volksabstimmung über irgendeine angeblich wünschenswerthe Maßregel herbeiführt. Diese Neuerungen, die schon in verschiedene Staaten eingeführt sind, zählen sowohl Theodore Roosevelt wie Woodrow Wilson zu ihren Anhängern, werden also von Millionen von Wählern als erstrebenswerth betrachtet. Man traut den Gesetzgebern eben nicht, hält sie, mit Recht, für intellektuell nicht überlegen, moralisch nicht einwandfrei und verzweifelt daran, ihre Qualität zu bessern. Deshalb giebt man die Macht lieber den Massen, die (so glaubt man) nicht bestochen und nicht eingeschüchtert (nur: betrogen) werden können.

In Amerika herrscht die Oeffentliche Meinung; und ihr Herrschaftgebiet soll noch erweitert, ihr Einfluß noch verstärkt werden. Die Oeffentliche Meinung ist überall schlecht unterrichtet, in Amerika genau so wie in Europa. Die politischen Aufsätze der amerikanischen Zeitungen erreichen nicht einmal das Niveau der deutschen. Der Durchschnittsamerikaner, dessen Ansicht ja den Ausschlag giebt, ist genau so unzureichend informirt wie der Durchschnittsdeutsche; und doch wird ihm politisch viel mehr zugemuthet. Bei einer Gemeindewahl in Portland (Oregon) im Juni 1909 hatte der Wähler nicht nur zwischen fünfundzwanzig Kandidaten für sechs Aemter zu unterscheiden, sondern auch über fünfunddreißig verschiedene und von einander getrennte Gesetzentwürfe sein Votum abzugeben. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Ich habe, als die ziemlich einfache Kanalgebührenfrage öffentlich erörtert wurde, mit gebildeten Männern gesprochen, die nicht eine Ahnung von dem Sachverhalt hatten, doch mit einem apodiktischen Urtheil nicht zauderten. Und nun erst „the man in the street“!

Dennoch läßt sich sagen, daß Dilettantismus, gleichviel ob der eines Herrschers oder eines Dieners, sich auf dem Gebiet der internationalen Politik schwer rächt, daß es aber auf ein paar Mißgriffe in der inneren Politik nicht ankommt, wenn nur dem Volk die Zufriedenheit mit dem Bestehenden erhalten werden kann. Die wird ihm aber erhalten, wenn das Volk glaubt, es habe immer die Macht, das, was besteht, nach Gefallen zu ändern. Man weist mit Genugthuung darauf hin, daß, im Gegensatz zu Europa, der „Umsturz“ hier keine Stätte finde. Mit der Regirungform, der politischen Machtvertheilung, seien Alle zufrieden. Das ist, im Großen

betrachtet, richtig; nur vergißt der Lobredner amerikanischen Bürgersinnes, daß die Massen mit der ökonomischen Machtvertheilung höchst unzufrieden sind. Und die Reform, die das komplizirte, von den „Vätern“ ausgeklügelte System der „checks and balances“ aufhebt und die Gewalt dem Volk (Das heißt: der Majorität) ausliefert, könnte doch einmal gefährlich werden. Warum und wie: Das hat vor Kurzem der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, Marshall, in einer Banketrede angedeutet. Er sagte, die Vielen, die nichts besitzen, könnten eines Tages Gesetze machen, durch die Eigenthum und Erbrecht abgeschafft würden. Er sprach Das nicht mit Abscheu, sondern als eine Warnung an die Reichen, ja, beinahe wie eine Ermunterung an die Armen aus. So unklug es ist, den Teufel an die Wand zu malen: sachlich war er im Recht. Warum sollen Initiative und Referendum nicht zur Vermögenskonfiskation benutzt werden? Der gebildete Amerikaner rechnet mit dem nüchternen und konservativen Billigkeitsinn, der seiner Nation eigen sei. Doch in einem Land, in dem Geld und nur Geld herrscht, in dem nie zuvor erblickte Abgründe zwischen Armuth und Reichthum sich aufgethan haben, in dem die Massen weder an die Integrität noch an die Ueberlegenheit der „höheren Stände“ glauben, in dem der „graft“ nicht selten beifällig belächelt wird, in einem Land, in dem die Sozialdemokratie täglich wächst, in dem oft Militär gegen Striker aufgeboten werden muß, in dem organisirte Arbeiter ein rundes Hundert von nachweisbaren Dynamitattentaten gemacht haben, in dem Millionen von Negern und Immigranten die sichere Beute des politischen Hetzers sind, — in einem solchen Lande sollten die Enterbten nicht auf den Einfall kommen, sich ihr Patrimonium auf gesetzlichem Wege anzueignen, ihre politische Macht zu ökonomischen Zwecken zu benutzen? Wir stehen jetzt vor der Einführung der Einkommensteuer und sehr bald wird die Phrase von den „stärkeren Schultern“ auch dem hiesigen Proletarier geläufig und lieb werden. Wo sind die Hemmnisse gegen eine gesetzliche Expropriation der Expropriateurs? Wenn der recall der Richter durchgeführt ist, giebt es ja im Staat nicht eine einzige vom Demos unabhängige Instanz. Das Schlagwort von der „Regirung durch das Volk“ wird die schlimmsten Folgen zeitigen. Die Einkommensteuer zeigt dem Demagogen den Weg. Wie rasch dieser Weg durchlaufen wird, lehrt die Entwickelung in Deutschland. Trotz der „starken“ Regirung, dem angeblich allmächtigen Junkerthum, dem Privilegienwahlrecht des größten Bundesstaates nimmt man dort den Besitzenden mit einem Schlag eine Milliarde ab. (Der denkende Auslanddeutsche konnte die Kabelnachricht nur begreifen,

wenn er annahm, daß Deutschland in spätestens drei Jahren losschlagen wolle.) Hier, wo diese Hemmungen fehlen, wo großer Stil beliebt ist, wo der Einfall rasch zur Laune, die Laune zur Manie wird, wo ein verblüffender Gedanke viel kontagiöser wirkt als drüben, hier kann, wenn man den Massen in ruchlosem Optimismus politische Allgewalt zubilligt, eines unholden Tages das Chaos hereinbrechen.

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen." Wie es scheint, war der Deichhauptmann von Nieder-Schönhausen der letzte Mächtige der civilisirten Welt, der gegen die Fluth der Nichts-als-Begehrenden Dämme zu errichten wagte. Der Machtgedanke ist überall in Verruf gerathen. Die Männer scheuen das Bekenntniß, daß sie über die Weiber herrschen wollen; und wenn es je ein Naturrecht gab, so ists dieses. Die Eltern erklären sich winselnd bereit, ins Land der Kinder zu gehen; sie willigen pflichtwidrig in den Verlust der Autorität, um sich die Liebe (lies: formlose Bethulichkeit) der Jungen zu erhalten. Die Regirenden verzichten marklos aufs Regiren; die Besitzenden lassen sich mit guter Miene schröpfen. Dies Alles geschieht, nicht etwa, weil die Ueberzeugung solche Resignation gebietet oder in gutem Glauben an das nahende Goldene Zeitalter, sondern, weil Jeder modern heißen, Niemand Barbar gescholten werden möchte.

Doch zurück zu meinem Unkenruf. Gewiß: noch ist es nicht so weit. Auf dieses Schlummerkissen mag der Philister beruhigt das Haupt betten. Wozu aber beschäftigen wir uns mit Politik, wenn wir über das Morgen nicht hinausblicken sollen? Meines Wissens ist die Besorgniß, der ich Worte gab, in Amerika noch nicht öffentlich geäußert worden. Das beweist aber nicht, daß ich mit ihr allein stehe. In einer Demokratie, die zur Ochlokratie hinneigt, scheut sich der Politiker, das der Masse Unliebsame im Hörbereich der Masse zu sagen. Nicht auf den Tribünen, nicht in Zeitungen, aber in Büchern werden vereinzelte Stimmen vernehmbar. So sagt der Präsident von Harvard, A. Lawrence Lowell, in seinen „Essays on Government": „Besser der Sozialismus eines gescheiten Autokraten als der einer ungezügelten Demokratie. Viel besser ein Bismarck als ein Jakobinerkonvent." Ein Hundertmillionenvolk, in dem die jeweilige Majorität schrankenlos waltet, wird im zwanzigsten Jahrhundert vermuthlich das interessanteste Schauspiel auf die Weltbühne bringen.

New York. Eduard Goldbeck.

Raiffeisen.

Im Wirthschaftleben der Gegenwart überwächst der kollektive Betrieb den des einzelnen Unternehmers immer mehr, weil sich auf manchen Wirthschaftgebieten der Großbetrieb gegenüber dem Kleinbetrieb als überlegen gezeigt hat. Eine der häufigsten Formen des Kollektivbetriebes ist die Genossenschaft, die an Zahl und Geschäftsumfang in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen und deshalb auch besonders interessant ist, weil sie die kleinsten wirthschaftlichen Kräfte zusammenfaßt und ihnen dadurch eine außergewöhnliche Leistungfähigkeit ermöglicht. Die Zahl der Genossenschaften im Reich betrug am ersten Januar 1910 29 437, die ihrer Mitglieder 4 877 850; am ersten Januar 1912 hatten wir 31 771 Genossenschaften. Unter ihnen sind wieder die landwirthschaftlichen oder ländlichen besonders wichtig. Ihre Zahl war im Jahr 1912: 26 026; die Zahl der Mitglieder wurde auf 2½ Millionen berechnet. Fast die Hälfte der landwirthschaftlichen Hauptbetriebe Deutschlands ist genossenschaftlich organisirt. Unter den ländlichen Genossenschaften ist die zahlreichste und wirthschaftlich bedeutendste Art die Kreditgenossenschaft oder, wie sie dort gewöhnlich genannt wird, der Spar- und Darlehnskassenverein. Er ist auch die Grundlage und (von den vorbereitenden Versuchen abgesehen) der Ausgangspunkt des ländlichen Genossenschaftwesens. Der Vater des ländlichen Genossenschaftwesens und dessen stärkster Organisator ist der Bürgermeister a. D. Raiffeisen.

Friedrich Wilhelm Raiffeisen wurde am dreißigsten März 1818 in Hamm an der Sieg als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Nach der Absolvirung der Volksschule und eines sich anschließenden dreijährigen Privatunterrichtes trat er bei der Artillerie in Köln als Freiwilliger ein, wo er es bis zum Oberfeuerwerker brachte. Ein Augenleiden, das später fast zu völliger Blindheit führte, zwang ihn jedoch, den Militärdienst zu verlassen. So wandte er sich der Verwaltung zu und trat zunächst bei der Regirung in Koblenz ein. Nach einer mehrjährigen Thätigkeit wurde er zum Kreissekretär in Mayen in der Eifel ernannt, dann 1845 zum Bürgermeister in Weyerbusch. 1848 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Flammersfeld und 1852 nach Heddesdorf bei Neuwied versetzt, wo er nach seiner Pensionirung im Jahr 1865 bis zu seinem Tod (am elften März 1888) lebte.

In seiner amtlichen Eigenschaft kam Raiffeisen mit der ländlichen Bevölkerung in ganz besonders enge Fühlung und lernte deren Nöthe wie nicht leicht ein Anderer kennen und mitempfinden. In dem Streben, diese Nöthe zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, wurde er der Gründer des ländlichen Genossenschaftwesens, dem Tausende und Abertausende von Landbewohnern ihre wirthschaftliche Existenz und Unabhängigkeit verdanken. Seine erste Schöpfung war der Weyerbuscher Konsumverein, den er im Winter 1846 auf 1847 mit einer Anzahl wohlhabender Einwohner gründete. Um die nach der Mißernte

des Vorjahres eingetretene Noth zu lindern und für die unbemittelten Leute die nothwendigsten Lebensmittel zu schaffen, befaßte man sich mit der Vermittelung von Brotfrucht und Kartoffeln, errichtete eine Bäckerei, die Tag und Nacht in Betrieb gehalten wurde, und konnte so bald das Brot um die Hälfte des damaligen allgemeinen Preises abgeben. Die günstigen Erfolge des Konsumvereins zeigten Raiffeisen, was vereinte Kräfte zu leisten vermögen, und so entwickelte sich in ihm der Genossenschaftgedanke, aus dem die Darlehnskassenvereine hervorgegangen sind. Nach seiner Versetzung gründete er im Dezember 1849 den Flammersfelder Hilfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirthe. Der Verein hatte anfangs die Aufgabe, dem sehr verbreiteten Viehwucher zu steuern. Vieh wurde angekauft und an die Landwirthe gegen allmähliche Tilgung des Kaufpreises in fünf gleichen Jahresraten abgegeben. Wegen der damit verbundenen Umständlichkeiten ließ man bald die Hingabe des Viehs in natura fallen und gab den Landwirthen das Geld zum selbständigen Ankauf von Vieh, womit der Uebergang zum Darlehnskassenverein bewirkt war. Die nöthigen Geldmittel wurden durch Anleihen beschafft; was zuerst nicht leicht war. Erst als ein rheinischer Kapitalist gegen besondere Bürgschaft von zwanzig der angesehensten und wohlhabendsten Mitglieder zweitausend Thaler vorgeschossen hatte, wurde der Kredit des Vereins gesichert und von da an floß ihm das Geld reichlich zu. Trotz den auch hier günstigen Erfolgen trat der nächste Verein erst im Mai 1854 ins Leben: der Heddesdorfer Wohlthätigkeitverein. Um den sinkenden Wohlstand nach Möglichkeit zu heben und auch in sittlicher Beziehung förderlich zu wirken, hatte der Verein die Aufgabe übernommen, für die Erziehung verwahrloster Kinder zu sorgen, arbeitlosen Einwohnern, besonders entlassenen Sträflingen, Beschäftigung zu geben, eine Volksbücherei zu errichten und das Geldbedürfniß der Bevölkerung zu befriedigen. Die Mittel brachte der Verein durch Anleihen, freiwillige Beiträge der Mitglieder und Sammlungen bei anderen Leuten auf. In seiner Satzung war eine Bestimmung, die den Vereinen auch später blieb: die nach Abzug aller Kosten bleibenden Ueberschüsse sollten nebst Zinseszins zu Kapital angelegt werden, bis die Summe von fünftausend Thalern erreicht war; dieses Kapital sollte für ewige Zeiten unantastbar, alleiniges Eigenthum des Vereins (nicht der Mitglieder) sein und auch bei der Auflösung des Vereins nicht vertheilt werden. Um der Gewinnsucht einen Riegel vorzuschieben, beschloß man, die Bestimmung für unabänderlich zu erklären. Bald aber zeigte sich, daß sich so verschiedenartige Geschäftszweige nicht in der selben Genossenschaft vereinigen ließen; und so blieb denn schließlich nur das Darlehnsgeschäft übrig. Raiffeisen verwandelte den Wohlthätigkeitverein im Jahr 1864, nach Abänderung der Satzung, in den Heddesdorfer Darlehnskassenverein, der eine Genossenschaft im modernen Sinn war. Nun verbanden sich nicht mehr Wohlhabende, um ihre der Hilfe bedürftigen Nachbarn zu unterstützen, sondern diese Bedürftigen selbst traten zusammen, um durch ihre Ver-

einigung sich selbst zu helfen. Von dem früheren Verein wurde nur der Geist der Nächstenliebe bewahrt, der damals Wenige bestimmte, Vielen zu helfen, jetzt aber Viele zusammenhält.

Als Raiffeisen pensionirt worden war, fand er die Muße, seine genossenschaftlichen Erfahrungen zu Papier zu bringen; und 1866 erschien sein grundlegendes Buch über die Darlehnskassenvereine, das die Aufmerksamkeit auf diese Vereine lenkte. Der Landwirthschaftliche Verein für Rheinpreußen nahm sich ihrer an und sorgte für ihre Verbreitung; auch andere Gönner und Förderer fanden sie. Obwohl die neue Bewegung von einem Mann der Praxis ausgegangen war, traten auch Männer der Wissenschaft, vornan die bonner Professoren der Nationalökonomie Dr. Held und Dr. Nasse, mit wärmstem Interesse für sie ein und halfen ihnen bei der Abwehr von Angriffen. Daran fehlte es nicht. Die Gegner waren Theoretiker, die die Grundsätze des allgemeinen Kredit- und Bankwesens auf die einfachen Darlehnskassenvereine angewendet haben wollten, oder Männer, die in den Raiffeisen-Genossenschaften unbequeme Rivalen ihrer Lieblingidee sahen. Aber all diese Stürme überstanden die Vereine, deren Grundsätze sich in der Praxis bis auf den heutigen Tag als richtig erwiesen und auch in Zeiten der allgemeinen Krisen und des Krieges bewährt haben.

Als Mitglieder werden nur solche Personen aufgenommen, die in einem bestimmten, möglichst eng begrenzten Vereinsbezirk ihren Wohnsitz haben, so daß sie nicht Mitglieder auch eines anderen gleichen Vereins sein können; die richtige Verwendung der Darlehen wird überwacht; auf die nach dem Gesetz zu bildenden Geschäftsantheile wird eine Dividende nicht gewährt; die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtrathes üben ihre Aemter als unbesoldete Ehrenämter aus, nur der Rechner (Geschäfts- und Kassenführer) erhält eine kleine Vergütung. Aus dem Geschäftsgewinn wird (nach den Zuwendungen zum gesetzlichen Reservefonds) ein unvertheilbares gemeinschaftliches Vereinsvermögen (Stiftungfonds) angesammelt bis zur Höhe des nöthigen Betriebskapitals, so daß der Verein allmählich von fremden Kapital unabhängig wird. Darüber hinaus wird der Gewinn zu wirthschaftlich gemeinnützigen Zwecken zum Besten der Mitglieder verwendet. In der ganzen Geschäftsführung aber soll der Verein bestrebt sein, in erster Linie die Stützung der wirthschaftlich Schwachen und neben der materiellen Förderung der Mitglieder auch deren geistige und sittliche Hebung zu sichern. Das giebt den Raiffeisen-Vereinen ethischen Werth.

In der Errichtung und dem Ausbau des Darlehnskassenvereins erschöpft sich aber Raiffeisens genossenschaftliche Thätigkeit und Bedeutung nicht. Er gab den Vereinen auch eine Organisation, um ihren Bestand zu sichern und ihnen eine Stütze zu schaffen. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, eine Bankverbindung der Vereine mit Sparkassen und anderen bestehenden Instituten herbeizuführen, gründete Raiffeisen 1872 die Rheinische Landwirthschaftliche Genossenschaftbank in Neuwied (unter Betheiligung einiger Darlehnskassenvereine als

Geldausgleichstellen). Anfangs wurden auch Privatpersonen als Mitglieder zugelassen, bald jedoch wurde die Mitgliedschaft nur auf die Darlehnskassenvereine beschränkt, die die bekannten Grundsätze in ihre Satzungen aufgenommen hatten. Und als sich die Darlehnskassenvereine über die Rheinprovinz hinaus gedehnt hatten, wurden unter Raiffeisens Mitwirkung auch in Iserlohn und Darmstadt ähnliche Genossenschaftbanken errichtet wie in Neuwied. Um diese Banken wieder zusammenzufassen, um die Lebensversicherung mehr als bisher der Landbevölkerung zugänglich zu machen und um die Prämienreserven des Versicherungsgeschäftes in Darlehnsgeschäften anzulegen, gründete Raiffeisen im Jahre 1874 die Deutsche Landwirthschaftliche Generalbank in Verbindung mit dem Versicherungsgeschäft Arminia, Deutscher Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Der Durchführung des Leitgedankens stellten sich jedoch unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die Konzession zum Betrieb des Lebensversicherungsgeschäfts wurde versagt und eine Interpellation von Schulze-Delitzsch im Reichstag bewirkte (1876), daß die Generalbank und die Provinzialbanken beseitigt wurden. In Iserlohn und Darmstadt erhielten sie keine Nachfolgerinnen; auf dem Platz der Rheinischen Genossenschaftbank aber gründete Raiffeisen am dreißigsten September 1876 die Landwirthschaftliche Central-Darlehnskasse in Neuwied, die heute den Namen Landwirthschaftliche Centraldarlehnskasse für Deutschland führt. Nur Darlehnskassenvereine, weder andere Genossenschaften noch Privatpersonen können Aktionäre werden. Das Aktienkapital stieg im Lauf der Zeit auf 10 Millionen Mark, die voll gezeichnet sind.

Raiffeisen sorgte auch für eine Organisation der Darlehnskassenvereine und anderen Genossenschaften zur Verbreitung der Genossenschaften, zur Unterstützung ihrer Bestrebungen, zur Ertheilung von Rath und Nachhilfe in der Geschäftsführung und zur Revision. Im Juni 1877 gründete er den Anwaltschaftverband, der heute den Namen Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland führt. Endlich sorgte der Organisator noch für eine Stelle, die den verbundenen Genossenschaften den Bezug von landwirthschaftlichen Bedarfsgegenständen und den Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse vermitteln sollte: die Firma Raiffeisen & Co., eine Offene Handelsgesellschaft. Nach dem Vertrag sollte der Gewinn nicht unter die Gesellschafter vertheilt, sondern, nach dem Abzug der Kosten und der Zinsen (5 Prozent) für die Einlagen und nach Deckung etwa vorliegender Geschäftsverluste, zur Ansammlung eines Reservekapitals und daneben durch Linderung der Noth der Dürftigen und zur Besserung der sozialen Verhältnisse verwendet werden. Die Firma hat auch zu den Kosten der Organisation namhafte Zuschüsse geleistet. Sie wurde 1899 bei einer durchgreifenden Aenderung der Genossenschaftorganisation aufgelöst und ihr Geschäftsbetrieb auf die Landwirthschaftliche Centraldarlehnskasse übertragen. In einigen Verbandsbezirken ist es heute noch so; in anderen führen diese Geschäfte seit einigen Jahren provinzielle Waareninstitute, meist als Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

In Weyerbusch und zuerst auch in Flammersfeld befaßte man sich nur mit der Beschaffung von Waaren (Saatgut, Getreide, Vieh); später ging man in Flammersfeld aus Gründen der Praxis schon zum Darlehnsgeschäft über, wenn man auch in die Satzung dazu passende Bestimmungen noch nicht aufnahm. In Anhausen und den drei anderen im Jahr 1862 gegründeten Vereinen kannte die Satzung als Vereinsthätigkeit von Anfang an nur das Darlehnsgeschäft. Bei der Umwandlung des Heddesdorfer Wohlthätigkeitvereins in den Darlehnskassenverein wurden die Träger des Vereins statt der Wohlthäter die Kreditsucher. Diese Aenderung ist das Einzige, was Raiffeisen von Schulze-Delitzsch übernommen und erhalten hat. Wegen dieser „Anleihe“ hat man versucht, Raiffeisens Verdienste um die deutsche Landbevölkerung zu schmälern. Ohne Grund. Die Bildung des Vereins aus den wohlhabenden Einwohnern war im Anfang, als solche Vereine noch unbekannt waren und noch nicht das nöthige Vertrauen besaßen, gerade auf dem Lande nöthig. Ein Verein weniger Wohlhabender mußte viel tauglicher sein, die Vortheile solidarischer Genossenschaft in helles Licht zu setzen und das Mißtrauen zu überwinden, als ein Verein vieler Armer. So war die Grundlage, die Raiffeisen seinen ersten Vereinen gab, eine Naturnothwendigkeit und erst, als sie bekannt geworden waren und Vertrauen gewonnen hatten, konnte er ihnen die selbe Grundlage geben, wie sie die Vereine nach Schulze-Delitzsch schon hatten.

Bei seinem Streben nach geistiger und sittlicher Hebung der Landbevölkerung war ihm der Zweck Alles, die Form nur Mittel, das, je nach Erfahrung und Umständen, geändert wurde. Als er dann für den Verein und die Organisation die brauchbarste Form gefunden hatte, hielt er allerdings mit der ihm eigenen Zähigkeit daran fest. Mit Recht. Wie sehr die centrale Organisation mit ihrem Ausgleich des Mangels und Ueberschusses der Mittel aus den verschiedenen Gegenden des Reiches in sich selbst der provinziellen überlegen ist, dafür liefern jetzt die Verhältnisse im landwirthschaftlichen Genossenschaftwesen Hessens einen klaren Beweis. Die provinzielle Organisation kann die Krisis nicht überwinden, sie versagt völlig: und die betheiligten Genossenschaften brauchen nun doch eine centrale Organisation; freilich ist es nicht eine auf der Selbsthilfe der Betheiligten aufgebaute, sondern eine „fremde“. Der von Raiffeisen seit 1864 verlassene Grundsatz der Wohlthätigkeit gilt nun in Hessen wieder. Bittere Ironie des Schicksals!

Als Raiffeisen starb, waren 359 Genossenschaften mit 50 000 Mitgliedern in seiner Organisation vereinigt; heute sind es 4400 Darlehnskassenvereine und 900 andere Genossenschaften. Nach den letzten statistischen Feststellungen betrug der Jahresumsatz in 4165 Darlehnskassenvereinen 1293 Millionen Mark, die Spareinlagen 538 Millionen Mark; an Darlehen waren ausgegeben 390, die Waarenvermittelung belief sich auf 46, der Reingewinn auf fast 2, der Reservefonds auf 20 Millionen Mark. Die Centraldarlehnskasse, die beim Tod Raiffeisens einen Umsatz von 4 Millionen Mark hatte, kam im Jahr 1912

auf 1239 Millionen Mark und ihre Reserven haben die Höhe von rund 833 000 Mark erreicht. Und mit diesen Zahlen, die man erst dann recht würdigen kann, wenn man bedenkt, daß sie das Ergebniß einer kaum geahnten Kleinarbeit sind, erschöpft sich Raiffeisens Bedeutung auch für die heutige Zeit keineswegs. Denn außer den in der von ihm selbst stammenden Organisation vereinigten Genossenschaften hat Deutschland noch eine große Zahl anderer, die ganz oder zum Theil nach dem von Raiffeisen gegebenen Muster gegründet sind und arbeiten. Aber nicht nur im Reich, sondern auch im Ausland, im europäischen und im außereuropäischen, hat „Raiffeisen“ Eingang gefunden; und auch dort wird die Wirksamkeit dieser Vereine dankbar anerkannt.

Das ist erreicht worden durch die Wiedererweckung und zeitgemäße Fortbildung des altbewährten Grundsatzes gemeinnützigen Zusammenwirkens und werkthätiger Nächstenliebe. Als dem Erwecker und Fortbildner gebührt Raiffeisen der Dank der Nation.

Generalsekretär Buchrucker.

Selbstanzeigen.

Kino und Kunst. Herausgegeben von der Lichtbilderei Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach. 1 Mark.

Ich habe dem Gedanken, „die in der Kinematographie schlummernden Möglichkeiten für Unterricht, Volksbildung, Wissenschaft und geschmacklich einwandlose Unterhaltung“ herausholen zu helfen, kostbare Jahre gewidmet. Das Hauptergebniß war die Einsicht, daß man hier vorläufig und auf Menschenalter hin, so weit es sich nicht nur um die Bekämpfung besonderer, allgemein verwerflicher Auswüchse handelt, jede Hoffnung auf praktischen Erfolg fahren lassen muß. Die eigenartige internationale geschäftliche Organisation des Kinowesens ist nur ein Grund dieser Hoffnunglosigkeit; und nicht der entscheidende. Entscheidend ist vielmehr die Erkenntniß, daß wir zum Mindesten noch keine „weiteren Kreise“, nicht die nöthigen Massen aufbringen können, die durch eigene Reife und Klarheit solchen neuen Problemen geistiger und sittlicher Volksbeeinflussung gegenüber berufen wären, dem Tiefstande des Kinematographenwesens eine wesentlich höhere Forderung entgegenzusetzen, und im Stande, sie durchzuführen. Uns mangelt heute eine einheitliche und selbstsichere gemeinsame Geistesrichtung. Dieser Mangel bewirkt, daß fast alle, auch die ernstgemeinten und von selbstloser Begeisterung getragenen Volksbildung-Reformbestrebungen, wie Das, was als „ästhetische Kultur“ zusammengefaßt wird, trotz oft bestechenden Grundideen entweder unweigerlich im Sande der Massen-

seichtheit verlaufen oder der Kraft ermangeln, allgemein anerkannt und wirksam zu werden. Sie bleiben dann Parteisache. Die so sehr in die Breite geschossenen Bestrebungen zur „Hebung der Kinematographie“ bieten in ihrer Gesammtheit das traurige Bild eines Spieles mit Aeußerlichkeiten, verbunden mit einem gewissen Bildunghochmuth. An jede Generation tritt heute dringender die Forderung, unmittelbar und ohne Zeitverlust sich den immer schneller wechselnden Forderungen ihrer Zeit anzupassen, „vorzudenken“, sollen nicht die neuen Mittel technischer Kulturerweiterung zugleich Mittel zu geistiger Verschlechterung werden. Immer dringender wird dann die Voraussetzung, daß wir die Erscheinungen materiellen Fortschritts in ihrer Gesammtheit über- und durchschauen, sie als Organismus für sich allein und in ihren Zusammenhängen mit der Umwelt verstehen, sie so geistig einordnen und auch selbsterzieherisch beherrschen lernen. So lange wir Das nicht thun, siegt überall immer wieder die klingende Münze, wirft alle „idealen“ Verbesserungbestrebungen über den Haufen oder spannt sie höhnend oder heuchlerisch ihrem Reklamewagen vor. So bleibt denn heute nur die Aufgabe, dieser gedanklichen Selbsterziehung der Mitlebenden durch theoretische Mitarbeit zu Hilfe zu kommen. Der „Volksvereins-Verlag“ thut das Beste, was zu thun ist: er veröffentlicht eine Reihe von Arbeiten, deren Verfassern er zu ernster Rede das Wort läßt. In seiner „Lichtbühnen-Bibliothek“ habe ich zunächst die Kinematographie als Kunstproblem behandelt.

Ullersdorf bei Dresden. Hermann Häfker.

Die tragische Geberde. Gedichte. Im Saturnverlag Hermann Meister in Heidelberg.

Mondanité.

Der kleine Saal ist nicht zu hell beleuchtet.
An einem Tische sitzt ein edles Paar.
Hell goldig glänzt ihr schön gewelltes Haar;
Roth sind die Lippen, die die Zunge feuchtet.

Sein schwarzer Scheitel zieht sich schnurgerade
Und setzt sich fort in straffen Hosenfalten.
Die braunen Augen sind sehr streng gehalten;
Um seine Lippen ziehn sich Wollustpfade.

Die Kellner eilen diskret wie Kavaliere;
Nur selten merkt man sie bei ihrem Lauf.
Nun beugt sich einer zu dem schönen Thiere;

„Fromage?“ und blickt ihr tief ins Décolleté ...
Sie schlägt madonnenhaft die Augen auf
Und flüstert lächelnd: „Oui, garçon, Gervais ...“

Wien. Heinrich Nowak.

Maras Liebe.*)

Mara saß am Klavier. Ihre schmalen Finger schlugen Akkorde wie in Harfensaiten. Dann sang sie. Von ihren Lippen floß das Wunder der Stimme. Schwebungen füllten den Raum. Silbern lächelnd und doch in lebenden Harmonien glitten die Wellen zu den Wänden und kehrten wieder zurück. Aus dem Nichts begannen die Töne zu leben. Ohne merkbaren Stimmansatz. Die Wellen vermischten sich und spielten mit einander. So entstand ein Lied.

Niemand fragte, was für ein Lied es sei. Niemand dachte daran, zu fragen. Auf einmal war es aus. Alle schwiegen. Wie ein Endvibriren war es in Allen.

Mara blickte sich um und sagte herausfordernd: „Nicht wahr, ich habe heute schlecht gesungen?“

Maurus wußte nicht, was sie wollte; starrte sie verständnißlos an. Franz aber sagte halb schmunzelnd, halb böse: „Ja, Mara, sehr schlecht! Ich habe vor dreißig Jahren einmal die Patti singen gehört. Wenn Sie wüßten, um wie viel besser Die gesungen hat.“

Mara mußte lachen: „Nein, ganz im Ernst, ich bin heute nicht bei Stimme. Das Wetter mag schuld sein.“

Fritzi stand beim Fenster, blickte theilnahmlos hinunter. Maurus fühlte, daß er jetzt kein Wort sprechen konnte. Mara blätterte unter den Noten, schlug ein Heft auf, begann wieder, zu singen. Es war schon ein Wenig dämmerig. Sie beugte sich nah an das Notenblatt, um deutlich zu sehen.

Maurus saß nach vorn gebeugt, starrte hin. Im Haar glänzte ihr der Goldreif der Prinzessin. Um den Goldreif lag ein Heiligenschein, warf gleichmäßige Lichtstreifen über ihre ganze Gestalt. Ihre ganze Gestalt war so unkörperlich. Ein singendes Wesen. Aber der Körper war vielleicht gar nicht da. Jede Bewegung kam vom ganzen Organismus. Jedes Atom ihres Wesens sang jetzt ein Lied. Silbern lächelnd flossen die Wellen. Maurus hatte das Gefühl, als gingen jetzt die schönsten, reinsten Augenblicke seines Lebens vorüber.

En passant stahlen sie sich in einen kommunen Sonntagnachmittag. Er lehnte sich zurück. Eine seidene Luft lag über dem verblichenen Teppich, der nach occasion roch, schwamm über die billigen, fabrikmäßig polirten Kästen und Kommoden. Vasen in unzarten Farben standen herum. Daneben Nippessachen, die nicht auf einander gestimmt waren. Die weißen Spitzenvorhänge hatten Lücken und gerissene Fäden. Drüben, die andere Gassenfront entlang, waren wieder kleine Fenster mit den selben weißen Spitzenvorhängen. Das Land der Sparkreuzer. Man sah die Menschen, die manchmal roh waren, Schimpfwörter schrien, sich periodisch zankten. Man sah die Menschen, die sich zanken

*) Aus dem Novellenband „Spielende Kinder“, das der junge Autor im Deutsch-Oesterreichischen Verlag erscheinen läßt.

mußten, weil sie sich andere Ausströmungen der Energien nicht leisten konnten. Männer gingen unrasirt ins Wirthshaus. Frauen waren schlecht angezogen und unreinlich.

Mara sang. Sie sang neben den nach occasion riechenden Möbeln. Eine Welt war da, in der man ein rohes Wort als tiefste, erbärmlichste Gemeinheit empfand. Es war unklar, wie sie in diesem Milieu so bleiben konnte. Sie sang ohne merkbaren Stimmansatz. Ihre Gestalt war edel und körperlos. Ihre wunderbar zarten Lippen waren voll Zurückhaltung und tiefen, verborgenen Klagen. Im Haar glänzte ihr der Goldreif der Prinzessin.

Maurus stand auf, setzte sich an den Tisch. Seine Nerven flogen über ihren Gesang weg. Auf dem Tisch lag ein Album. Neben groben Verwandtenphotographien einige Bilder von ihr. Er war fest entschlossen, ein Bild zu stehlen.

Mara hörte plötzlich im Spielen auf, schloß das Notenheft. Sie trat ans Fenster zu Fritzi, legte den Arm um sie. Fritzi schaute krampfhaft nach ihrem Egon aus, der sie jedes Mal länger warten ließ. Ihre Augen schimmerten von Thränen. Franz saß geruhsam auf dem Diwan und plunkerte mit dem Stock auf dem Teppich herum. Er schien zufrieden.

Maurus hatte ein Bild gefunden. Mara als Märchen. Es mußte schon einige Jahre alt sein. Mara trat von hinten zu ihm, schlug das Album zu, nahm es an sich. Dann legte sie es in einen Kasten. Maurus fühlte eine Ernüchterung. Eine gleichgiltigere Luft strich durchs Zimmer. Ein Mißtrauen etablirte sich zwischen zwei Menschen. Er hatte die Empfindung, daß sie ihm Unrecht gethan hatte. Ihr Postament sank um einige Stufen.

Franz, dessen instinktiver Takt die unwägbarsten Störungen des Gleichgewichtes spürte, wollte Uebergänge schaffen, hinüberleiten, fing zu plaudern an. Auf einmal sah er, wie Fritzi, deren Egon noch immer nicht sichtbar war, weinte. Als sie merkte, daß die Anderen sie beobachteten, wirbelte sie im Zimmer herum, tanzte einen Cancan, betäubte sich. Schließlich fiel sie in den Klaviersessel, spielte einen brausenden, rhythmischen Walzer. Franz warf sich in die Positur des französischen Marquis, lud Mara zum Tanzen ein. Sie entschlüpfte ihm, wollte sich fangen lassen. Er aber war zu bequem, kehrte wieder in seinen Diwan zurück.

Maurus dachte nicht daran, mit ihr zu tanzen. Sein Groll gegen sie schwoll an. Zugleich entstand eine Gegenströmung. Er dachte klar: es sind die letzten Takte. Dabei stand sie dort an den Kasten gelehnt, halb lächelnd, schöner als sonst. Fritzi aber spielte, als ob sie selbst mittanzte. Keine Pointe wurde fallen gelassen. Die Gegenströmung in Maurus wurde heftiger. Maras Augen blickten ahnunglos. Plötzlich kam ein Zusammenbruch. Der Unwille war verschwunden. Er trat zu ihr hin, machte die Engagirgeste. Wie er den Arm um sie legte, war es wie eine große Versöhnung. Es war ein intensiv zärtlicher, körper-

loser Tanz. Nur Rhythmus, Bewegung und Verinnerlichung war übrig. Kaum berührten seine Hände ihr Kleid. Ein stärkerer Druck des Armes hätte Gewalten wecken können. Das wußte er. Aber Das war nur Theorie. In Wirklichkeit war nur dieses eckenlose Hinschweben möglich. Der Uebergang war in einem anderen Theil der Welt. Der Raum war eng. Man mußte immer drehen. Er mußte sie behüten. Die Gefahr der Tischkanten war da. Die Lampe hing mit ihrem spitzen Ende bedrohlich herab. Er mußte sehr Acht geben. In dem Behüten lag eine große Befriedigung. Er hatte das Bedürfniß, Etwas für sie zu thun. Die geringe Thätigkeit für sie brachte ihm Erleichterung. Eine unendliche Wärme gegen sie breitete sich in ihm aus.

Fritzi hörte plötzlich zu spielen auf und brach in Schluchzen aus.

Mara tröstete sie: „Er wird ohne Schuld zurückbehalten worden sein."

Für Fritzi gab es keinen Trost: „Er macht es doch immer so. Neulich habe ich zwei Stunden bei ihm gewartet."

Alle ärgerten sich über seine ewige Rücksichtlosigkeit. Aber Fritzi gegenüber mußte man ihn doch in Schutz nehmen, damit sie sich nicht so sehr kränkte. Franz schlug vor, ihm zu telephoniren. Fritzi stürzte sich auf diesen Vorschlag, erklärte, mitzugehen. Man wußte, daß Egon jetzt nicht mehr in der Stadt sein konnte. Aber Niemand widersprach; um Fritzi zu beruhigen. Franz half ihr in die Jacke, nahm Hut und Stock, ging mit ihr . . .

*

Mara saß wieder am Klavier. Maurus setzte sich daneben, lehnte den Kopf an eine Kante. Der Abend war da. Trüber Lichtschein fluthete von den Gassenlaternen herauf. Maras Finger glitten oberflächlich und leise über die Tasten. Unbeweglich sah sie vor sich hin. Maurus hatte das Gefühl, als hätte sie traurige Augen.

Das Dunkel breitete großen Frieden. Maurus wurde wunschlos. Niemand redete. Es war kein drückendes Schweigen. Sie bemerkten es nicht. Die Akkorde gaben den Untergrund, leiteten hinüber, hüllten sie ein.

Maurus fühlte sich uferlos allein. Er saß mit Mara. Seine Freunde waren nicht da. Es war der Treubruch. Es fügte sich so. Niemand konnte deshalb ein hartes Wort sprechen. Schon dieses einsame Beisammensein und Schweigen war der Treubruch. Er stahl das Idol, das über allen Dreien geschwebt hatte. Es war natürlich, daß er jetzt redete. Die Grundlinien der Beziehungen zwischen Mann und Weib verlangten es. Er schwieg. Ihre Akkorde wurden fragmentarisch, verloren den Zusammenhang. Es wurde dunkel im Zimmer. Er schwieg noch immer. Einige tausend Jahre saßen sie so. Dann bereitete sich ein Durchbruch vor. Geräusche drangen von der Straße herauf. Mara spielte instinktiv einige abschließende Passagen. Sie senkte ihren Kopf tiefer, begann, ohne aufzublicken. Klar und negirend brach ihre Stimme das schweigende Leben: „Ich muß Ihnen ein Geständniß machen."

Wie es ausgesprochen war, klang es schwach, kraftlos verhallend. Man konnte zweifeln, ob die Worte wirklich gesprochen waren. Es war vielleicht eine Täuschung. Für Maurus gab es eine Invasion. Seine Füße berührten nicht mehr den Boden, sein Körper verschwand in der Luft. Nichts blieb als die Konzentrirung der hin und her zuckenden Gedanken. Er wußte, was Maras Worte bedeuteten, aber sein Gehirn hing sich an den Inhalt wie an etwas Fernes, Unbekanntes. Mara wendete ihr Gesicht zu ihm. Er nahm ihre Hand. Die tiefe Zärtlichkeit wurde wieder wach. Er redete mit aller Weichheit und Schonung: „Mara, wollen Sie mir nicht sagen, was Sie zu gestehen haben?"

Mara antwortete nicht. Maurus fühlte das Zittern ihres Körpers in seiner Hand. Er fühlte einen Kampf. Sie brach aus: „Ich kann nicht; ich kann nicht!"

Maurus stand auf, trat hinter sie, strich mild mit der Hand über ihr Haar. Es gab keinen anderen Menschen. Sie gehörte ihm.

Die Thür wurde aufgerissen. Die Drei stürmten herein, Fritzi voran, schon wieder übermüthig, weil Egon da war. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber, Kinder, was macht Ihr denn da im Dunkeln? Mir scheint, mir scheint ..." Nun ging das Lachen los. Fritzis Temperament kam zum Vorschein, brachte Leben in all die toten Menschen. Nur Egon blieb ernst, brachte seinem Vollbart das Opfer der Würde. Franz machte den Vorschlag, Jemand möchte einen Vorschlag machen. Egon proponirte, in ein Gasthaus zu gehen, wo das Bier berühmt war. Er hatte die Gewohnheit des guten Bieres.

Niemand war dafür. Aber auch Niemand dagegen. So wurde der Vorschlag angenommen. Die Damen richteten ihr Haar, nahmen die Hüte. Diese Prodezur dauerte eine Weile. Dann setzte man sich in Bewegung. An den Gangfenstern, an denen man vorbei kam, standen Leute, schauten nach, machten Bemerkungen. Maurus sah, wie Maras Gesicht sich unter einem körperlichen Schmerz zusammenzog. Auf der Straße wollte er sich ihr anschließen. Aber Egon behandelte Fritzi, als wäre sie nicht da, packte Maurus an, erzählte ihm eine wichtige Geschichte. Maurus hörte kaum zu. Egon war ihm ziemlich unsympathisch. Sonst nahm Willy ihn auf sich. Willy war heute nicht da. Der konnte eher mit ihm reden. Beide zeichneten. So hatten sie einen Berührungpunkt.

Maurus ging zur Hälfte rückwärts, zitterte vor Wuth über den redenden Menschen neben sich. Er hielt ihn für einen Schwindler. Jede Bewegung, jeder Tonfall, jede Ansicht, die von ihm ausging, war ihm unangenehm. Eine Viertelstunde mit einem Menschen gehen zu müssen, dessen Wesen seinem entgegen stand, war ein unwiederbringlicher Lebensverlust. Jemand hatte einmal von absolut negativen Momenten gesprochen.

Vor dem Lokal traf man Büchmann. Büchmann hatte schon drei Selbstmordversuche verübt. Er trug eine Malerkravatte, hatte aber

kein Talent. Dafür redete er im wiener Dialekt. Er wurde eingeladen, mitzukommen. Selbstverständlich nahm er an.

*

Das kleine Zimmer hinten war leer. Man war ungenirt, bestellte, aß. Lebhafte philosophische Diskussionen begannen. Egon dozirte. Die Mädchen erstarben in Ehrfurcht. Büchmann gab praktische Beispiele zu Allem.

Maurus' Blicke glitten zu Mara. Ihre Augen hatten einen zwiespältigen Glanz. Er ahnte das zweite Wesen in ihr. Von Zeit zu Zeit floß eine Welle des Einverständnisses zwischen Beiden. Maurus redet nicht mehr mit. Alle Anderen wurden ihm ganz fremd. Franz fühlte, wie die Unterhaltung ins Graue lief, packte aus seinen Taschen Bonbons, tausend Süßigkeiten. Alle fielen darüber her. Selbst Egon, trotz der Würde des Vollbartes. Die Philosophie wich den Zuckersachen. Eine leichtere Luft strich durch den Raum. Aber Alle waren schon müde. Das Gespräch kam auf Willy. Der arme Kerl hatte Kasernenarrest. Sein Temperament fehlte schmerzlich.

Maurus' Gedanken wurden schwer. Was Willy dazu sagen würde? Ihm stand sie in den Wolken. Es war eine wunderbare Harmonie. Drei Freunde und ein Weib, das in den Wolken stand. Es war nur eine kleine Schwankung des Gleichgewichtes; Alles wurde umgestoßen. Maurus fühlte den Treubruch. Aber tausend Gründe stiegen auf, nahmen seine Schuld, zeigten ihm Naturnothwendigkeiten. Mit Franz war es anders. Er hatte das wunderbare Talent der Uebergänge. Er konnte Alles wieder gut machen, das Gleichgewicht finden. Er hatte nicht so bald ein verurtheilendes Wort zur Hand. Er kannte ein weiteres Gebiet der Naturnothwendigkeiten. Nicht mit den Wimpern wird Franz zucken, wenn er hört, daß zwischen ihm und Mara Etwas vorgefallen ist. Aber Willy wird losbrechen. Ihm stand sie unnahbar hoch über Allem. Ihm raubte er sie. Es blieb ein Treubruch.

Franz bot Cigaretten an. Alle rauchten. Mara rauchte nicht. Alle redeten ihr zu. Aber sie bekam Kopfschmerz davon. Das Gespräch floß wieder in graue Theorien. Egon redete. Fritzi hing an seinem Munde. Man sah, daß sie kein Wort verstand.

Maurus umkreiste Maras Sammetjacke; dachte an die Klärung. Er warf alle Bedenken hinter sich. Es war eine Wahnidee gewesen, zu glauben, dieses Mädchen könnte unbefangen in ihrer Mitte leben. Die Wage mußte sich Einem neigen. Das ewige Gesetz der Isolirung mußte in Kraft treten. Der Eine begehrte die Eine. Man zahlte, brach auf. Maurus half Mara in den Mantel, umkoste sie mit Zärtlichkeiten, die nirgends Ausdruck fanden. Es war ein Fieberleben in ihm. Der Mantel schmiegte sich an ihre Schultern, sonderte den Körper von der Außenwelt.

Mara machte ihm ein Zeichen. Er folgte ihr. Sie waren die Ersten draußen, gingen schnell, damit Keiner sich anschloß. Und wieder

begann das Schweigen von früher. Ein Tosen erhob sich in Maurus. Ein feuchter Wind strich ihrem Hasten entgegen. Sie kamen in Gassen, die er nicht kannte. Enge, finstere Häuser kletterten in die Finsterniß. Sie hielten sich bei den Händen. Er spürte in ihrer Hand, wie ihr Körper von zuckenden Schlägen geschüttelt wurde. Dabei immer ein totes Fortjagen mit abgewandtem Gesicht. Er suchte ihre Augen, fand sie nicht. Sie starrten leer in etwas Fremdes.

Er nahm ihren Arm, preßte ihren Körper an sich.

Sie brach in Thränen aus. Unter Thränen hauchte sie: „Ich kann nichts dafür."

„Wofür, Mara?"

„Ich kanns Ihnen nicht sagen. Sie werden mich nicht mehr anschauen."

Er sagte fest: „Jetzt müssen Sie reden."

Ein Schluchzen: „Es war ein Zufall. Ich war bei Carmen. Er war auch dort, ganz zufällig."

„Wer?" fragte Maurus tonlos.

„Willy!"

„Und?"

„Und wie wir hinausgegangen sind, regnete es furchtbar. Da hat er einen Wagen genommen; und so ist es geschehen."

Schluchzen.

Maurus schwieg.

Sie zitterte. „Jetzt werden Sie nicht mehr zu mir kommen."

Maurus sagte: „Das wird jetzt schwer sein."

Sie weinte. „Ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen. Aber ich schwöre es Ihnen, ich habe Euch alle Drei gleich lieb. Es war ein Zufall. Er hat ihn ausgenützt."

Maurus fühlte, daß seine zusammengepreßten Nerven matter wurden. „Ich danke Ihnen, daß Sie es mir sagten. Unklarheiten sind unwürdig."

Ihre Hände lösten sich. Sie gehörte nicht mehr ihm. Sie gehörte dem Freunde. Sie gehörte dem Anderen allein. Er löste seine begehrlichen Gedanken von ihr, vernichtete den Nachmittag, zerhieb seine Wünsche. Mara wurde ihm zum fremden Fräulein. Sie gehörte dem Freunde. Er athmete schwer.

Mara sah den Kampf, fragte: „Es thut Ihnen sehr weh?"

Er zwang sich zur Ruhe, log: „Nein, da ist doch nichts Besonderes dran."

„Maurus!" Ihre Augen bettelten. Ihre Stimme flehte. Maurus wurde wankend: „Nun ja, ich gebe zu, ein Wenig hat es mich gepackt. Aber . . ."

„Aber?"

Seine Stimme wurde fester: „Aber jetzt ist es vorüber, es muß vorüber sein. Sie gehören Willy."

„Aber ich will ihm gar nicht gehören. Es war ein Zufall."

„Ja, Mara, vielleicht war es ein Zufall!“

Er wurde ruhig. Sie kamen an ihr Haus. Die Anderen standen schon dort, warteten. Ein rascher Abschied. Der Hausmeister wollte sperren.

Ein nichtssagender Händedruck. Mara verschwand im Thor.

Maurus ging noch eine Weile mit Franz und Büchmann. Büchmann sprach aufgeräumt über das Leben. Franz vermittelte zwischen ihm und dem Leben. Die Straßen glänzten feucht. Maurus ging stumm neben den Anderen. Und wie die Beiden redeten und stritten, nahm er erst wirklichen Abschied von Mara.

Wien. Otto Myller.

Buchforderungen.

Als vor vier Jahren die Deutsche Bank die Diskontirung von Buchforderungen aufnahm, sprach ich hier von den Bedenken, die der neuen Kreditform den Weg erschwerten. Die Deutsche Bank hoffte damals, mit der Neuerung die Zahlungverhältnisse in Deutschland fördern zu können; und die Deutsche Effekten- und Wechselbank in Frankfurt betonte, als sie den selben Weg beschritt, daß unter keinen Umständen eine „ungesunde geschäftliche Expansion“ genährt werden solle. Die Diskontirung könne nur nützen, wenn sie der Stärkung der Betriebsmittel und der Ermöglichung des Bareinkaufs diene. Vier Jahre sind seitdem vergangen; und wie lautet nun das Urtheil? Sind die Zahlungverhältnisse besser geworden und wurde einer ungesunden Expansion vorgebeugt? Die Antwort findet man in den Centralausschußprotokolen der Reichsbank. Da liest man von den Ausschweifungen des Kredits. Den Banken wurden Vorlesungen über die richtige Lösung des Kreditproblems gehalten. Und als bitterer Rest blieb die Erkenntniß, daß nichts so unvollkommen sei wie das Verhältniß zwischen Denen, die Geld brauchen, und Denen, die es haben. Der Check ist noch immer nicht das Geld des kleinen Mannes; und die Vermehrung des Silbergeldes und der Reichskassenscheine soll die Elastizität der Betriebsmittel sichern. Die Diskontirung der Buchforderungen hat manches Hoffen enttäuscht. Der preußische Handelsminister ließ sich von der Handelskammer ein Gutachten erstatten, das die noch glimmenden Hoffnungreste zum Verlöschen brachte. Im Kreis der berliner Großbanken hat sich der Buchforderungskredit nicht eingebürgert. Nur wenige Institute haben ihn aufgenommen. Die Handelskammer stellt trotzdem fest, daß die Diskontirung ziemlich häufig ist und besonders

bei Konkursen und anderen Erscheinungsformen der Zahlungunfähigkeit oft bemerkt wurde. Die Banken, die Buchforderungen diskontiren, urtheilen natürlich anders als der Waarenhandel, der sich mit diesem Kreditsurrogat abzufinden hat. Dort Lob, hier Tadel. Und die Handelskammer stellt sich auf die Seite der Tadler. Fabrikanten und Kaufleute, die nicht unmittelbar an die Konsumenten, sondern an Zwischenhändler absetzen, machen die Geschäfte von der Bedingung abhängig, daß der Abnehmer seine Buchforderungen nicht diskontiren darf. Das Verlangen ist auf üble Erfahrungen begründet. Der Lieferant von Waaren hat für den Kredit, den er dem Kunden gewährt, keine andere Sicherheit als dessen Vorräthe und Außenstände; sind jene verpfändet, diese diskontirt, dann steht der Forderung keinerlei „Masse“ gegenüber.

Vor vier Jahren sah man die Schwierigkeiten mehr bei den Banken und bei den Verkäufern der Buchforderungen als bei den Waarenlieferanten. Ob die Bank sich in genügendem Umfang sichern könne und ob das geschäftliche Ansehen der Kreditnehmer nicht leiden werde: Das war damals die Hauptsorge. Die Kontrole der Kredit gewährenden Banken schien den Waarengläubiger zu schützen. Die Bank, meinte man, würde sich ihre Leute ansehen, bevor sie ihnen die Außenstände versilbert. Das geschieht natürlich; aber die Debitoren können gut und ihr Verkäufer kann faul sein. Oder kann es werden, wenn er den Kredit, den er auf seine Außenstände hin erlangt, nicht zur Zahlung von Waarenschulden, Löhnen und Betriebskosten, sondern zu Spekulationen verwendet. Der Gläubiger, der hinter der Deckung geborgen zu sein schien, empfiehlt sich nun plötzlich dem Schutze des geehrten Publikums. Die Bank hat ihren Schuldner in der Hand; sie kennt seine Vermögenslage und kann den Kredit einschränken oder einstellen, sobald sie sieht, daß das Gleichgewicht in Gefahr kommt. Der Waarengläubiger erfährt nichts von der erfolgten Diskontirung von Buchforderungen; sein Schuldner aber kann sich mit dem Kredit, den ihm der Lieferant gewährt, neuen Kredit verschaffen und damit neue Geschäfte machen. Also eine Verwerthung des Kredits bis zur dritten und vierten Potenz; in einer Zeit, die den Kredit eingeschränkt sehen möchte. Man soll eben in die natürlichen Beziehungen des Geschäftslebens nicht Ersatzformen hineinkünsteln. Einst gab der Wechsel die einzige Möglichkeit zum Austausch von Waaren gegen Geld. Aber der Waarenwechsel ist genöthigt worden, dem weniger soliden Finanzwechsel einen Platz neben sich einzuräumen. Der Käufer sträubt sich, dem Verkäufer, der ihm Kredit gewährt, ein Accept zu geben. Vielleicht will er in der Zahlung seiner Schuld gar nicht säumig sein; aber der Wechsel, der unerbittliche Mahner, soll ihn nicht immer an die pünktliche Erledigung erinnern. Der Debitor will kein „Papier“ mit Querschrift; die Folge davon ist, daß der Kreditor, der die Außenstände diskontirt, einen Wechsel acceptiren muß. Der wird ihm von der Bank zum Lombardzinsfuß der Reichsbank abgenommen, während für die auf seine Forderungen eingehenden Gelder nur der Depositenzins ver-

gütet wird. Der Wechsel, den der Kreditnehmer unterschrieben hat, kann von der Bank weiterbegeben werden. Er dient dann zur Beschaffung von Geld und hat damit das Wesen des Finanzwechsels: eines Papiers, dem die wirthschaftliche Voraussetzung des Güterumsatzes fehlt. Nicht ohne Grund hat die Reichsbank angeordnet, daß Firmen, die ihre Buchforderungen diskontiren, Wechselkredit nur noch gegen besondere Deckung erhalten. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank giebt in solchem Fall überhaupt keinen Kredit.

Die frankfurter Handelskammer hat schon vor zwei Jahren neue Vorsichtmaßregeln gefordert. Jetzt sagt sie: „Die weitere Ausdehnung des Diskontirens von Buchforderungen hat zu Mißständen geführt, die immer deutlicher hervortreten. Sehr viele Personen erhalten Kredit, die sich auf andere Weise überhaupt nicht mehr helfen können.“ Wer von Anfang an mehr die üblen Folgen als die vermeintlichen Vortheile sah, darf sich auf solche Verurtheilungen berufen. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Klagen der Waarengläubiger berechtigt sind und daß die Diskontirung von Buchforderungen vielfach zu einer Unsicherheit in den Kreditverhältnissen geführt hat. Sollte man diese Kreditform nun nicht wieder abschaffen? Für Kleingewerbe und Handwerk kommen die Banken als Kontrahenten überhaupt nicht in Frage. Wer seine Waaren an den Konsumenten verkauft, kann nach der Bankregel seine Forderungen nicht verwerthen. Der Debitor muß selbst Geschäftsmann sein und die ihm gelieferten Waaren entweder gewerbemäßig veräußern oder im eigenen Betrieb verwerthen. Außenstände, die sich auf solche Beziehungen gründen, sind diskontabel. Die Abschaffung würde also nicht die Kleinen treffen (denen giebt die Genossenschaft Kredit), sondern mittelgroße Firmen. Deshalb ist das neue Kreditsystem ein Schlagwort der „Mittelstandspolitiker“ geworden, die darauf nicht verzichten wollen. Was aber kann geschehen, ehe das Uebel weiter um sich greift? Man hat an die Einführung eines öffentlichen Registers gedacht, das die Namen des Gläubigers, Schuldners, Kreditgebers und den Betrag der verpfändeten Summe enthält, scheut sich aber, mit Recht, vor einer solchen Entschleierung der Geschäftsgeheimnisse. Schützt man den Schuldner, der den Offenbarungeid geleistet hat, vor der Publikation, so darf man den soliden Kaufmann erst recht nicht in eine Liste zwingen. Das Handelsregister wäre kein Beispiel, da es den Geschäftszustand nur in den äußeren Umrissen zeigt. Noch schlimmer als eine Katalogisirung der wesentlichen Dinge wäre ein bloßes Namenregister. Da hätte man die Aechtungliste in aller Form. Aber der Widerwille gegen die Preisgabe des Verhältnisses zu der geschilderten Kreditform spricht doch ziemlich laut gegen deren Eigenschaften. Kein Geschäftsmann zaudert, zuzugeben, daß er den Lieferanten mit seinem Accept bezahlt hat. Wohl Dem, dessen Unterschrift negoziabel ist! Keiner wird aber gern sagen, daß er seine Außenstände zu Geld gemacht habe. Und doch ist keine Sicherheit möglich, wenn der Waarengläubiger nichts von der Verpfändung der Buch-

forderungen weiß. Weiß er davon, so weigert er Lieferung und Kredit. Ein böses Dilemma. Die Gesellschaft, die Rohmaterial an den Fabrikanten verkauft, würde sich kaum zu einer Verbindung entschließen, wenn sie erführe, daß ihr Mann seine eigenen Außenstände diskontirt hat. Auch das Accept des Fabrikanten würde sie in diesem Fall nicht nehmen. So ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Großlieferanten, der mit seinen Waaren den Betrieb des Unternehmers nährt und ihm dadurch verwerthbare Außenstände schafft, aus dem Spiel zu lassen. Diese Nothwendigkeit führt aber zu einer argen Ungerechtigkeit. Erstes Gebot müßte sein, daß von dem Erlös der verpfändeten Außenstände die Schulden bezahlt werden. Nur unter solcher Voraussetzung läßt sich von einem wirthschaftlichen Werth des getadelten Mittels sprechen. Wer seine Gläubiger befriedigt, ist des Kredites würdig und darf ohne Scheu zugeben, daß er in den Tagen der Noth nach der rettenden Planke gegriffen hat. Aber der Waarenlieferant muß bis ins letzte Glied gesichert sein; denn im Konkurs sind Die gerade, die zuletzt geliefert haben, schutzlos. Werden Buchforderungen kurz vor der Insolvenz diskontirt, um einen Theil der Gläubiger zu befriedigen, so müssen die Letzten, die noch liefern, wenn die Außenstände schon verpfändet sind, leer ausgehen. Um dieses Risiko auszuschließen, wurden neue gesetzliche Bestimmungen vorgeschlagen. Die frankfurter Handelskammer hat dem Deutschen Handelstag einen Vorschlag unterbreitet.

Am Ende ist aber jede Garantie nur Flickwerk, das an dem Wesen der Kreditform nichts ändert. Ist es nothwendig, im Güterverkehr den Prozeß der Ergänzung des Betriebskapitals aus dem Umsatz zu beschleunigen, so muß man Mittel finden, die den Kredit nicht diskreditiren. In Oesterreich ist das Verpfänden von Buchforderungen weiter verbreitet als in Deutschland; ob die Methode sich in den Tagen der Bedrängniß durch den Balkankampf bewährt hat? Auch in Oesterreich möchte man gern Besseres finden und versucht nun, für die in Frankreich heimische „Tratte ohne Accept“ Anhänger zu werben. Der Verkäufer zieht auf den Käufer und setzt den Wechsel in Umlauf ohne das Accept des Bezogenen. Der wird natürlich von der „Ziehung“ benachrichtigt, braucht aber seinen Namen nicht auf das Papier zu setzen (was er nie gern thut); und der Verkäufer kann sich Geld machen, ohne seine Außenstände preisgeben zu müssen. Der Wechsel wird am Verfalltag präsentirt; wenn er nicht eingelöst wird, kommt es zum Protest und haftbar sind dann der Aussteller und die Indossanten. Der Bezogene kann im Wechselprozeß nicht belangt werden, weil er die Tratte ja nicht acceptirt hat. Die Verwerthbarkeit dieser Papiere wird dadurch nicht gemindert: die Unterschriften der übrigen Wechselschuldner genügen; und die Tratte hat ihre wirthschaftliche Aufgabe erfüllt, wenn sie dem Aussteller die Möglichkeit gab, sich Kredit zu verschaffen. Dieses neue Instrument wird für das stets wachsende Kreditbedürfniß vielleicht mit größerem Nutzen zu brauchen sein als die heimliche Diskontirung von Buchforderungen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Juli 1913.

Die vier Könige.

Karl.

„Wer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, einen Anderen durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nöthigt, ist wegen Erpressung mit Gefängniß nicht unter einem Monat zu bestrafen. Der Versuch ist strafbar. Wird die Erpressung durch Bedrohung mit Mord, mit Brandstiftung oder mit Verursachung einer Ueberschwemmung begangen, so ist auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu erkennen. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.“ (StGB. X, §§ 253 bis 256). An verblümter Mahnung, dieser Paragraphen sich allergnädigst zu erinnern, hats Ihnen in diesem sonnenlosen Heuert nicht gefehlt. In der Heimath nennt Mancher Ihr Handeln unsittlich und meint, die Ausnützung der bulgarischen Nothlage, die Bedrohung mit Massenmord und Brandstiftung müsse, weil sie einen rechtswidrigen Vermögensvortheil, die Eroberung eines Ihnen nicht gebührenden Landstückes, zu erlangen strebe, von der haager oder wenigstens von der himmlischen Vorsehung geahndet werden. Unsinn. Die alte Sucht, den Bürgerbegriff persönlicher, vom Bedürfniß friedlich schachernder, schwatzender, schmatzender Leute erzwungener Sittsamkeit in die Klüfte und auf die Höhen der Walstatt einzuschmuggeln, wo um die Macht der Völker gekämpft wird; in das Gitter individuellen Anstandes den Willen einer um Athemraum ringen-

den Gesammtheit zu zäunen. Jeder Krieg: ein Verbrechen; die Wahl der zur Machtmehrung günstigsten Stunde: ruchlose List; der Minister, der, nach dem Recht und der Pflicht des allein Verantwortlichen, den Ton einer von seinem König geschriebenen Depesche stärkt und ihren stumpfen Schaft zum Pfeil spitzt: ein Fälscher. Kennen wir. Vorschrift der Sozialisten und (viel schlimmeren) Pazifizisten; Aller, die noch ohne Macht sind und, weil kein Hunger von ihnen Nährstoff heischt, nie eine Eierschale zu brechen brauchen. Getretener Quark. In dem alten Reiterherzen Eurer Majestät lebte gewiß der Wunsch, mit dem Nachbar abzurechnen, ehe er von anderer Meute lahmgehetzt war; nicht erst zu warten, bis er, keuchend, blutend, nicht mehr ernsthaft widerstehen konnte. Doch dieser Nachbar ist nobler Behandlung nicht würdig; durch Schlupf- und Trugtaktik, hinterlistiges Mäkeln am verpfändeten Wort und grausamste Niedertracht hat er den Inbegriff vereinbarter Kollektivsittlichkeit in den aus Hunnentagen im Gedächtniß haftenden gewandelt und sich dadurch aus dem Bezirk civilisirter Menschheit geschieden. Und Ihre Landsleute (Das sind, wie Sie richtig betonen, heute die Rumänen, nicht Sigmaringer und andere Deutsche) durften fordern, daß Sie vermeidbare Gräuel vermieden. Noch im April wäre der Krieg gegen Bulgarien schwer und theuer gewesen. Jetzt war er, gegen das von Serben und Griechen besiegte, im Innersten zerrüttete, vom mal' occhio der Magyarengunst sieche Land, leicht und billig: und bringt dennoch das von Turtukaja, Dobritsch, Baltschik begrenzte Land ein. Fürs Erste; Fortsetzung folgt. Rumänien macht ein gutes, ein glattes Geschäft: ohne im Kampf gegen die Türken mitgefochten, ihm auch nur einen Mann oder Lëu geopfert zu haben, heimst es ein dickes Beutestück ein. Das buchen die Rumänen, die im Frühling fast schon zur Trennung von der östlichen Hohenzollernfiliale entschlossen waren, dankbar nun als ihres Königs Verdienst.

Sie kennen den Krieg. Bald ist ein Halbjahrhundert geschwunden, seit Sie, als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen, in Schleswig-Holstein einritten. Premierlieutenant der Zweiten Gardedragoner; mit einem Schwärmergefühl für ein schönes Fräulein aus der Sippe Louis Napoleons im Herzen, das diesem Glück doch entsagen sollte. (Mir, sprach König Wilhelm später zu Ihnen, „ist die Ueberwindung meiner Jugendliebe nicht so leicht gemacht worden; mich hat kein Kriegs- und Feldleben zerstreut.“) Düppel und Fridericia. Der jütische Wind verwehte das Leid.

Sie haben erlebt, daß Preußen und Oesterreich sich verbündeten, schieden, wieder fanden. Wilhelms Ministerpräsident besinnt schon die gewaltsame Scheidung, als, am letzten Märztag 1866, Bratianu Ihren Vater, den Fürsten Karl Anton, Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, in Düsseldorf bittet, Ihnen die Annahme der rumänischen Fürstenwürde zu gestatten. Vierzehn Tage danach sitzen Sie mit Kameraden am Kasinotisch und lesen in der Zeitung, die Lieutenance-Princière und das Ministerium in Bukarest habe Sie, als den Nachfolger Kusas, zum Fürsten vorgeschlagen, Ihnen den Namen „Karol I." zugedacht und das Volk freue sich des Planes. Gesegnete Mahlzeit! Karl von Preußen nennt Sie, als künftigen Vasallen des Sultans, im Opernhaus schon einen Türken. Fünf Millionen Rumänen, depeschirt Bratianu, huldigen ihrem Herrn und erflehen ihm, in alle Kirchen des Landes geschaart, den Segen des Himmels. Wilhelm sieht, wie immer, zuerst das dichte Gewölk vor dem Azurzelt; als Haupt des Hauses schreibt er: „Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger sind." Meint, erstens, als Vasall der Pforte habe ein Hohenzollern keine würdige Stellung; zweitens, Preußen könne, wenn Karl Antons Sohn dem Rufe folge, in den Orientsachen nicht mehr neutral bleiben. „Uns bliebe eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten." (Hört! Hört!) „Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen; wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, müßten wir, bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern, die materielle Unterstützung versagen, also auch von vorn herein die moralische Verpflichtung als nicht existiren könnend perhorresziren, was doch wiederum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Aus dynastischen und politischen Rücksichten kann ich diese wichtige Frage nicht couleur de rose ansehen." Macht nichts. Sie wollen hin; vor der großen Lebensaufgabe sich nicht in thatlose Prinzenbehaglichkeit verkriechen. Am neunzehnten April holt Keudell Sie zu Bismarck (den Venenschmerz am Gehen hindert). Andere Tonart. „Fahren Sie sofort nach Bukarest!" Ohne Erlaubniß des Familienhauptes und Kriegsherrn? „Ersparen Sie ihm die Entscheidung. Das wird ihm willkommen sein. Nehmen Sie Urlaub ins Ausland; er ist fein genug, die Absicht zu durchschauen (ich kenne ihn genau). Dann nach Paris; Geheimaudienz bei Napoleon, der Ihre Sache, ohne den Umweg über die

Pariser Konferenz, bei den anderen Mächten führen soll. Rußland und die Türkei werden protestiren; Oesterreich wird Alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen; für die nächste Zeit werde ich Oesterreich beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie stimmen, weil ich im Augenblick Rußland nicht ärgern will und den Staat nicht dem Familieninteresse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Rumänien, steht Europa vor einem fait accompli, dann findet sich alles Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die Thatsache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie abreisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben, in Gemeinschaft mit Rußland einst zur Lösung des Orientproblems mitwirken zu können. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen festen Halt. Gehts in Rumänien nicht, dann kommen Sie eben zurück; und werden sich stets mit Vergnügen eines coup erinnern, wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich, sous discrétion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser werde Ihnen ein Schiff zur Verfügung stellen, das Sie von Marseille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim bleibt." Der Rath hat Hand und Fuß. Kommt von Einem, der sofort sieht: Die Westmächte werden für Sie, Russen und Türken nicht unversöhnlich sein und die Wiener Sie als ein nothwendiges Uebel ertragen. Der König warnt noch einmal und findet Bismarcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber Urlaub nach Düsseldorf und entläßt Sie mit den Worten: „Gott behüte Dich!" Die Pariser Konferenz beschließt, ein Rumäne solle in Rumänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber schreibt Ihnen die kluge, von der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hortense Cornu: „Nehmen Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind Sie der Erwählte der Nation und bleiben, Ihr Leben lang, Fürst von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche Meinung. Sogar die Gegner Ihrer Wahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen Sie nicht in den unleidlichen Fehler der Deutschen, die ‚Rücksichten'. Wer stets ‚Rücksichten' nehmen will, leistet nichts und ist nichts."

Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat

Ihre Wahl annullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich mobilisirt. Oberst von Redern fordert Ihre Rückkehr in die Garnison. Jetzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch an Wilhelm (ders erst bekommen soll, wenn Sie in Salzburg sind). Ritt nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner. Umzug im Schloß. Der Civilist trifft Husaren und Kürassiere, denen er vorflunkern muß, morgen werde er wieder in Berlin sein. Fährt aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon, Abd ul Aziz, Alexander Nikolajewitsch. Der Zar darf den süßesten Bonbon lutschen. „Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Interessen Ihres großen Reiches weichen von denen Rumäniens nicht so weit ab, daß ich gehindert wäre, meine Pflicht mit ehrfürchtiger Anhänglichkeit an Eure Majestät zu vereinen. Das Verhältniß der beiden Länder soll noch inniger werden. Und bis zu der von der Vorsehung zu bestimmenden Stunde, die den Orient und die Christenheit befreit . . .“ Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman Aepli für Pässe (Ihr Vater ist Ehrenbürger der Stadt). Sie klemmen eine Brille hinter die Ohrmuscheln und sind nun Herr Karl Hettingen, der „in Geschäften“ nach Odessa reist. München; Salzburg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die Sie aus Schleswig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt: „Die Oesterreicher lassen Sie erschießen.“ Eine Zeitung großen Formates deckt Sie vor gefährlichen Blicken. Auf allen Bahnhöfen wimmelts von Militär; und Karl Hettingen sitzt zwischen Mittelbürgern im überfüllten Abtheil Zweiter Klasse. In Basiasch ist das Eilschiff schon fort; Sie müssen zwei Tage in dem austro-serbischen Grenznest warten, lassen es, via Aepli, der unruhvollen Familie melden; und hören, abends, am Wirthstisch: „Der neue Rumänenfürst? Den jagen die Walachen doch bald wieder weg. Uebrigens sind die Türken schon eingerückt.“ Die Geschichte fängt gut an. In der Pfingstsonntagsfrühe sitzen Sie, zwischen Kleinbauern und Frachtstücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier ist Turnu-Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Sie wollen von Bord. Der Kapitän hält Sie auf. „Ihr Billet gilt ja bis nach Odessa.“ Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Sie springen auf die Landungbrücke: und sind in der neuen Heimath. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den Dorobanzen (Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast, über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen,

nach Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf Sie. Trop de fleurs? Vom Himmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land: und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause steht ein Doppelposten neben der Fahne. „Was ist denn da?“ General Goleskn: „Das ist das Schloß.“ Sie sind im Orient.

Den (in seiner dem Ostvortrupp Europas sichtbaren Form) kennen Sie nun wie kaum noch ein heute Lebender. Der erste große Aerger kam von den Bulgarenbanden. Die Mordbrennerei dieser struppigen Kerle war Ihnen lästig; galt den Türken aber als das Symptom romano-bulgarischer Gemeinschaft gegen das Osmanenreich. Im Sommer 1868. Midhat Pascha schlägt eine starke Bande, findet in der Hemdtasche der Häuptlinge einen „Aufruf der provisorischen Balkanregirung“, läßt Alle, Jeden in seinem Heimathort, henken und die Leichen (der „liberale“ Midhat) drei Tage lang am Galgen baumeln. Ist, neun Lustren danach, der neuste Bulgarenärger Ihr letzter? Rußland hat Ihnen, dem Helfer aus der Plewna-Klemme, Bessarabien abgepreßt und Sie von dem Verlust durch die Dobrudscha entschädigt. Seitdem ist nie rechte Ruhe. Beim Nahen der Schicksalsstunde, die ihr züricher Brief an den zweiten Alexander bedachte, sind Sie gefragt worden, ob Sie mitfechten wollen. Die Blinden von Wien und Berlin rathen ab; schwören auf den Türkensieg, verheißen Ihnen aber für den unwahrscheinlichen Fall der Mondsichelschrumpfung den wohlwollender Neutralität gebührenden Beutetheil; sprechen, wie die Bajadere zum Gott: „Was Du willst, Das sollst Du haben“; auch ohne Mobilmachung; aus dem Füllhorn unserer Gnade. Als der Wechsel präsentirt wird, sind die Aussteller nicht zu sprechen. Einem blutet die Nase; den Anderen plagt Schreckdiarrhöe. Daß ein Neffe in Potsdam gestreichelt und Eitel Fritz, gratis und franko, dem Pathen nach Bukarest geschickt wird, ist nett; nützt aber nicht. Was Sie brauchen, ist die durch Thurn und Pourtalès an die petersburger Sängerbrücke zu bringende Erklärung: „Wenn Rumäniens Wunsch (Sicherung der Südgrenze durch die Linie Turtukaja-Baltschik) nicht rasch erfüllt wird, rückts in Bulgarien ein; wird es dann von Rußland angegriffen, so leisten wir, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, ihm Waffenhilfe.“ Das hätte gewirkt; den ganzen Orient endlich wieder erinnert, daß auch hinter der Donau noch stämmige Menschen wohnen. Drum eben geschieht es nicht. In Wien muß man die Serben schelten; in Berlin dampft,

aus Jubelchören, die Politik der vollen Hose himmelan. Frau Cornu sah weit, als sie Ihnen schrieb: „Ne donnez pas dans ce défaut si énervant des Allemands, les ‚Rücksichten‘!“ Die führen nach Olmütz und Algesiras, in den Kongosumpf oder in die londoner Botschafterreunion. Daß Berchtold, in dem Irrglauben an Bulgariens Kraft und Willen zu österreichischer Politik, Ihnen, am Tag von Königgraetz, ein Stück serbischen Nordlandes angeboten habe, möchte ich, trotzdem Franzosen und Briten es aus allen Fenstern schreien, nicht glauben. Wäre zu aberwitzig dumm gewesen. Auch zu spät. Für diesmal hatte Oesterreich verspielt; seit es die Frage nach seiner Bereitschaft zum Beistand zehn Tage lang ohne Antwort ließ und dann eine gab, die muffig roch und Keinem schmeckte. Die Kulturliga mahnte laut, „das unerlöste Rumänien“ nicht zu vergessen; die vier Millionen Brüder, die in Oesterreich und Ungarn „geknechtet werden“. Schutzleute bewachen das Haus, in dem Prinz Fürstenberg Habsburgs Geschäft betreut; und aus den Gassen heults: „Nieder mit Oesterreich-Ungarn!“ Dessen Feind (und Verbündeter) Italien wird hitzig gefeiert und Frankreichs Vertreter, Herr Blondel, von der Menge umjauchzt. Aus einem heiteren, einem nassen Auge sehen Sie das Spektakel. Das nasse ist des Deutschen, der dem Versickern germanischen Einflusses nachklagt; das heitere des Rumänenkönigs, der ohne Louis Napoleons Hilfe nicht auf dem Thron geblieben wäre und sich erinnert, daß Waddington, auf dem Berliner Kongreß, fürs Walachenland stritt, ihm die Süddobrudscha erfocht und, schon damals, Silistria sichern wollte. Wien unschlüssig und wirr, Berlin im Schlepptau der anglo-russischen Orientpiloten. Die flüstern: „Wilhelm hat seinem Hochzeitgast Nikolai völlige Freiheit in allen Balkanfragen zugesagt; deshalb das Angebot russischen Schiedspruches und Nikolais Weisung an die Preßgenerale, Oesterreich kräftig zu prügeln, doch Deutschland, dessen Kaiser ihm plein pouvoir gegeben habe, zu schonen.“ Unglaublich scheints Ihrer Personalkenntniß nicht. Allein in der Kälte bleiben? Dann wird die Prophezeiung aus Basiasch am Ende noch schmerzhafte Wahrheit. „Rumänien bedarf, nach seiner geographischen Lage, der freundlichen Beziehungen zu Rußland in höherem Maße als der zu anderen Mächten.“ Das hat Ihnen Bismarck geschrieben. Und zu Ihrem Vater gesagt: „Die Anlehnung an Rußland darf nicht zu sichtbar werden. Rumänien ist das Belgien des Südostens; es muß neutral scheinen, mit Allen gut stehen, warten, bis ihm die Früchte, die es nicht

selbst pflücken darf, in den Schoß fallen, und erst, wenn Alles zusammenbricht, im letzten Augenblick sich der Macht anschließen, von deren Sieg es überzeugt ist.“ Ein hübsch begabter Vorgänger Bethmanns. Weil Rußland weder die Großfürstin noch Bessarabien hingab und im Vorderorient die Adler Hohenzollerns und Habsburgs weder die Slavensonne noch gar den Türkenmond fürchteten, konnten Sie sich in die Verträge und Geheimkonventionen mit Wien und Berlin bequemen. Wartehalle; wie für Italien das Bündniß mit Oesterreich sammt dem albanischen Wurmfortsatz, der, wenns so weit ist, den Vorwand zu chirurgischem Eingriff bietet. Jetzt bricht Alles zusammen; und Rußland hat die stärksten Trümpfe. Trop visible darf die Anlehnung auch heute nicht werden; muß abzuleugnen sein. Das paßt ins verschleierte, die Hauptzüge aufschiebende Spiel der Triple-Entente und freut die Berliner, die das artige Wort so gern fressen wie die vierbeinigen Vettern Hafer und Klee. Fünf Armeecorps, Mannlichergewehre, Kanonen von Krupp, Haubitzen aus Schneiders Creusot und (das Wichtigste) Rußlands Erlaubniß zum Vorsprung: diesen Krieg konnten Sie wagen. Dem Neffen Ferdinand, damit der Dynastie der Ruhmeszins nicht entgehe, das Feldherrnamt aufbürden. Und, fast ohne Schwertstreich und Geböller, wenns Ihnen behagte, in Sofia den Frieden diktiren. Die Volksgunst ist Ihnen zurückgekehrt. Und der Glaube, daß Ihren Latino-Orientalen von den Slaven Lebensgefahr drohe, ist von der (wiener und pester) Wurzel geschnitten. Obenauf. Morgen können Sie zwischen Rußland und Petersburg vermitteln. Nur: nicht Unreifes pflücken! Im Balkanland ists wie im berliner Postbezirk W 8: mindestens eine Bank zu viel. Ihr Erbe muß warten lernen. Silistria-Baltschik ist nur ein Anfang.

Peter.

Kennen Sie Ranke, der Ristitschs Lehrer war? In seinen Bruchstücken aus Serbiens jüngster Türkengeschichte erzählt er von der Zeit, da Ihr Vater, des Schwarzen Georgs Erbe, sich von Habsburgs Hand lenken ließ, und ruft, fast bekümmert: „Welch ein Zustand bildete sich nun! Die Nation russisch durch und durch, der Fürst ganz in den Händen von Oesterreich!“ So sollte es nicht wieder werden. Sie hatten erlebt, daß Graf Buol für Ihren Papa keinen Finger rührte, witterten, daß es heute, unter der Vorherrschaft der Magyaren, die vor der Slavenfluth beben und gegen sie Oesterreich, so lange es hält, als Wehr und Deich benutzen möch-

ten, Ihnen nicht besser gehen würde. Als Hauptmann der französischen Fremdenlegion hatten Sie gegen Deutschland, als Führer empörter Bosniaken an Kroatiens Grenze gefochten. Solche Erinnerung zieht man nicht mit dem Waffenrock aus. Obendrein war Obrenowitsch, auch der letzte (noch nach dem Uebergang vom Hand- zum Maschinenbetrieb), österreichisch: also mußte Karageorgewitsch russisch sein. Dazu Goluchowskis Agrarpolitik, die Gräuelmalerei der aus Semlin herüberschielenden Preßlegaten, die Annexion der an Ihr und Ihres Schwiegervaters Länder grenzenden Serbenprovinzen: Grund genug zu heller und dumpfer Wuth. Der Unbefangene darf auch nicht leugnen, daß Oesterreicher und Ungarn ein Schock Fehler gehäuft haben. Die Tapferkeit, würdige Haltung, solide Tüchtigkeit der Serben nie laut anerkannt; den Fall Prohaska, aus dem weder Lorber noch Martyrdorn zu zupfen war, ins Ungeheure gebauscht und, als in Seres ihrem Konsul von den Bulgaren viel Aergeres geschah, kaum die Brauen gereckt; Euch Südslaven, von denen sie doch kein Herrgott und kein Satan befreit, die Adria gesperrt und die Italiener, gegen die Ihr der verwundbaren Monarchie die Ostflanke decken könntet, nach Albanien gewinkt. Das wird ihr Schleswig-Holstein; und Bosnien-Herzegowina kann ihnen werden, was dem dritten Napoleon Elsaß-Lothringen war; wenn sie nicht rasch umlernen, sich in ganz neue Anschauung und Pflichtauffassung entschließen und mit der alten Brille auch die Selbsttäuschungsucht in die Rumpelkammer legen. Der Niederbruch der Türkei hat die Kluft zwischen Rußland und Oesterreich nicht zugeschüttet, sondern vertieft; denn danach erst wurde die Frage nach der Herrschaft über Südosteuropa, die von Rom und von Byzanz einst gestellte, eine von morgen, von heute. Nicht minder fadenscheinig ist der allerneuste wiener Trostspruch: „Daß Rumänien sacht abrückt, ist gar nicht übel; fest oder locker im Balkanbund: es nimmt ihm die Slaveneinheit und macht ihn uns ungefährlich.“ Welches Teufelskinn soll dieser Schaum denn einseifen? Wenn die Südslaven sich so stark fühlen, daß sie, mit Rußlands Segen und Frankreichs Geld, ihre Front wenden und, in der Hoffnung auf die Serben, Tschechen, Kroaten, Slovenen, Rumänen auf beiden Seiten der Leitha, gegen Oesterreich-Ungarn versuchen, was gegen die Türkei gelang, rennen sie nun nicht mehr an den Walachenwall. Rumänien kann mitkämpfen und mitverdienen. Nicht nur in Nord und Nordwest; auch in Makedonien und Albanien (in dem nicht nur Morton-Fullerton das künftige

„Reichsland“ des Balkanstaatenbundes sieht und das in keinem Fall noch ein haltbarer Stützpunkt der Habsburgermacht wird). Da ist das Ziel. Deshalb wars Ihnen willkommen, daß Oesterreich den ganzen Einsatz nach Sofia trug, durch Berchtolds Preßbureau und Tiszas Rede (immer der Wahn, Leitartikel und Wortpatronen könnten Bayonnettes und Feldartillerie ersetzen) Bulgarien gegen Rußland stachelte und den petersburger Schiedspruch vereitelte. Das galt in Wien als diplomatischer Erfolg; und war doch der Krieg. Der Krieg ohne Oesterreich, in dem Sie siegen und an dessen Ausgang Sieger und Besiegte knirschen mußten: „Wenn Oesterreich den Serben einen Adriahafen gegönnt und den Bulgaren nicht Hoffnung zugezwinkert hätte, brauchten wir nicht wieder zu bluten.“ Das aber war auch der Krieg, der Ihnen Rumänien zutrieb.

Als Michael Obrenowitsch Serbenfürst war, schloß er mit den Bandenführern aus den türkischen Bulgarenprovinzen einen Vertrag, der ein Südslavisches Kaiserreich vorbereiten sollte. Für Serben und Bulgaren einen Staatsverband, ein Heer, eine Fahne. Der Name: Serbo-Bulgarien oder Bulgaro-Serbien. Kern des Kaiserreiches. Mit Albanern und Kroaten (für die Erzbischof Stroßmayer verhandelte) war angebändelt worden. Michael kam selbst nach Bukarest; und im Januar 1868 wurde ein serbo-rumänischer Freundschaftvertrag unterzeichnet. Heimlich war vereinbart worden, daß Rumänien das Donaudelta und das von Rustschuk und Warna begrenzte Stück bulgarischen Bodens, Serbien den Westen Bulgariens, Bosnien und die Herzegowina sammt dem altserbischen Land erhalten, Karl die Griechen, Michael die Montenegriner in den Bund überreden solle. Bald danach wurde der im Lindenwald bei Toptschider mit seiner Braut spazirende Fürst Michael erschossen; vom Anhang Ihres Hauses, dem diese Art, für die Beschleunigung der Thronfolge zu sorgen, seitdem liebe Gewohnheit ward. Sind wir, Petruschka, nicht wieder bei dem Plan von 1868? Ueber die neunzigtausend Kleinwalachen, die in Ihrem Donaubezirk die Felder bestellen, und über die tsintsarischen Hirten in Makedonien werden Sie sich mit Karl rasch verständigen. Bulgarien wäre ein Bissen. Der Exarch verschwände und ein Glaubensband umschlänge die vier Nationen (die, Slaven, Dako-Walachen, Griechen, durch Kreuzung und Lebensgemeinschaft einander sehr ähnlich geworden sind und, wie die Weißen Südafrikas, einen aus allerlei Blut gemischten Sondertypus herausden werden: den Balkanier). Da ist das Ziel. Deshalb will Karl

nur zugleich mit Ihnen und dem Athener Frieden schließen. Des Gleichgewichtes wegen; versteht sich. Berlin W 8: eine Bank zu viel.

Schnell wirds aber nicht gehen. Diese Artischoke hat auf jedem Blatt, das man ihr abrupfen will, einen Dornbesatz. Rußland wird mitreden; doch, wenns den Topfdeckel in der Hand behält, auch mit sich reden lassen. Drum würde ich, auf Ihrem Sitz, den Draht nach Wien nicht abschneiden. Fürs Erste wäre ein leidliches Verhältniß gut. Mit dem Russen Hartwig herzlich, mit Oesterreichs Ugron höflich; und nicht vergessen, daß Sie deutsches Geld wollen, daß Ugrons Freundschaft mit unserem Von Griesinger nicht ewiglich das berliner Wetter machen und ein kluger Herr des Ballhausplatzes selbst nicht wünschen kann, auch uns von den Geschäften, die Oesterreichern geweigert werden, fern zu halten. Sie machen die Sachen ja nicht. Sind ein kranker Mann, lassen den Wojwoda Putnik schalten und begnügen sich mit den drei Galatafeln, auf denen die Diplomaten mehr Caviar, Austern und feinsten Sekt finden als auf denen viel größerer Höfe. Aber Sie ernten die Ziwios. Und sind beinahe populär. Die Mordquittung ist verziehen. Finanzen und Heer (das gegen Oesterreich, nicht gegen die Türken gedrillt war) in Ordnung; die Mobilmachung ging über Erwarten schnell; Waffen und Munition ohne Fehl; und unter den deutschen Aerzten eine Stimme über die Tapferkeit und meist anständige Haltung der Offiziere und Mannschaft. Serbiens Ruf ist so hell, wie er nie war. Das wird auch Wien und Budapest merken. Und Sie kommen ans Meer. Fortsetzung folgt.

Konstantin.

Auf die Numerirung als den Zwölften können Sie verzichten; Dragades, der Konstantins Stadt verlor, und die glücklicheren Palaeologen ungestört in ihrer Gruft lassen. Auch ohne Dutzendziffer gehts einst vielleicht in die Sophienkirche. Eine Sophie haben Sie schon. Deren Bruder faßte in Danzig um die Jahrhundertwende die härteste Kritik eines Truppentheils in die Worte: „Wie die Griechen bei Larissa!“ Jetzt: „Mein Schwager ist der Einzige, der im Feld was geleistet hat; die Anderen haben zu Haus ihre Hunde gekämmt.“ Klingt besser. Ueberall. Der Diadoch und Herzog von Sparta wurde gehöhnt und aus dem Heer gedrängt; der Basileus wird umjubelt und von Kindergemüthern dem Napoleon Bonaparte verglichen. Ein Bischen viel; aber Ihr Anfang ist gut. Sieger und Zuchtmeister. Daß ein so kleines Volk eine Viertel

million tüchtiger Soldaten hinausschickt, ist des Rühmens werth. Daß Sie Thrakien wollen (weil dort fast nur Griechen wohnen), ist nicht ungerecht. Daß Sie mehr fordern, als zu haben sein wird, ist klug: Sie wahren für den Tag der Inseltheilung das Recht auf Kompensation. Mancherlei Glückspilze: Sohn einer Russin; dem Deutschen Kaiser verschwägert; bei den Westmächten, nebst Ihrer Nation, beliebt; Herrn Venizelos, der bisher still und zäh war; und selbst ein Bulgarenbezwinger, wie Theophanos Sohn Basilius. Die Wuth gegen die Bulgaren ist in Hellas um rund tausend Jahre älter als die gegen die Türken. Nun darf sie sich austoben und braucht die dem Exarchat günstigen Berats nicht mehr zu fürchten. Von den Walachen trennt die Griechen kein unüberwindlicher Groll. Als Sie, 1868, in Athen geboren wurden, hatten Serben und Rumänen leis die Eingliederung Bulgariens verabredet. Und vor zehn Jahren hat Herr Bérard vorausgesagt, daß der Glockenschlag, der Makedonien vom Osmanenjoch erlöst, Slaven und Hellenen, Türken und Walachen wider den gemeinsamen Erbfeind in Einmuth aufrufen werde: wider Bulgarien.

Ferdinand.

„Fahr'n mer kreuz, Euer Gnaden?" Vielleicht hören Sie die spöttelnde Frage bald aus dem Mund eines Fiakers. Wenn auch Ihr letzter Bluff verpufft ist und die Rückkehr der Türken nach Kirkkilisse und Adrianopel die seitab gewichenen Helfer nicht zu Ihrer Rettung geschaart hat. Wenn Ihnen nicht noch in der äußersten Noth ein Schöpfergedanke dämmert; oder Slavenhaß und ugro-finisches Familiengefühl die Magyaren in den Kampf für Ihr Land reißt. Ihr armes Land. Zwei Drittel der männlichen Jugend hingeopfert: und nun wehrlos; in Ohnmacht; auf Gewinsel und Lüge angewiesen. War der verschlagene Bandit Stambulow doch im Recht? Sah dieser Türke alten Schlages Sie nüchterner als die Journalistenbrigade, der Sie, Unermüdlicher, die Schläfe kränzten? Mit solchen Künsten ists aus. Sie haben gearbeitet und manches Nützliche für Bulgarien gethan. Doch Ihre Menschen, koburgischer Südslave, schlachten Kinder und Greise, martern Weiber, brennen ihnen die Augen aus, schneiden Ohren, Nase, Geschlechtswerkzeug ab. Parsifal, für dessen mitleidige Weisheit Sie bayreuthisch glühen, erzwang mit sanfterem Gebot keuschen Wandel; und hat in der Brüderschaft die Scham nicht verlernt.

Romain Rolland.

Ist unser Leben ein einzelnes Schicksal? Ist es ein einziges Sein? Ein einziges Ereigniß?

Schauen wir von einer Höhe unseres Weges rückwärts, so sehen wir es anders. Wir sehen in unserem einen Leben eine Ueberfülle sich kreuzender Schicksale, tausendfaches Sein, eine schwingende Spirale von Ereignissen. Die ewige Wandelbarkeit der umgebenden Welt gebiert unser Leben täglich neu, wandelt uns täglich. Der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht ist der Mikrokosmos unserer Seele. Die umgebende Welt giebt ihr die Färbung: glühende oder bleiche, fanfarenhafte oder nachtschwarze. Die Aufnahmefähigkeit für dieses Außen ist der Gradmesser ihrer Kraft. Oder: je heißer ihr tiefster Kern glüht, um so mehr saugen ihre nach außen brechenden Strahlen das Meer der umfließenden Welt in sich hinein. Eine ewig im Gleichen, ewig in sich beharrende Seele ist ohne Schwung, ohne Erhebung, ist stumpf und dem Tod nah.

Wenn wir schauend das Sein erfassen und es dichtend gestalten wollen, müssen wir, um eine von einem inneren Centrum aus bestimmte Form schaffen zu können, eine in sich beschlossene Form, in den Kern einer Lebensperipherie untertauchen und von ihr aus dies Leben intuititiv erfassen, wie auch von diesem Centrum aus die fliehende Peripherie der Außenwelt schauen und bilden. Nur so ist es möglich, einen Charakter, ein Leben rundplastisch zu sehen, ein Dichter des Lebens zu sein. Aber nicht Alle sind es. Viele schauen die Peripherie von außen und versuchen, sie schildernd zu gestalten, oder sie machen wohl auch einen Querschnitt durch die Lebenskreise und versuchen, so bis zum Kernpunkt zu dringen. Sie wählen sich ein Thema, verlieben sich in die Geschichte einer Liebe, eines Ruhmes, eines Unterganges, und gestalten den Vorgang mit seinem Vor- und Nachgeschehen. Sie sind nicht Lebensdichter, sondern Themendichter. Der Lebensdichter schafft eine Rundplastik, der Themendichter ein Relief. Der Themendichter abstrahirt von einem Menschen alle Eigenschaften um einer einzigen Eigenschaft, manchmal um einer einzigen Geste willen; diese Eine steigert er dann zur Größe eines ganzen Seelenumfangs; er beleuchtet sie wie mit dem Scheinwerfer von einer Seite und läßt alle anderen im Dunkel. Stimmt das so geschaffene Relief mit der Ansicht überein, die auch wir zufällig von einem ähnlichen Menschen empfingen, näherten wir uns ihm gleichsam von der selben Seite, so kann uns die Darstellung überzeugend, uns „symbolisch“ für eine ganze Menschengattung erscheinen. Von

einem naiven Blick geschaut, durch primitives Können gestaltet, entsteht auf diese Arbeitweise der „Bösewicht“ und der „Tugendheld“. Auch wo es sich um eine differenzirte Anschauung handelt, wo ein Psychologe sich sein Thema wählte, bleibt die Darstellung doch Relief. Immer fehlt ihnen die Dreidimensionalität. Die giebt der Lebensdichter. Er schafft kein Symbol, setzt also kein Zeichen für einen Menschen, sondern er giebt die Offenbarung der innerlich geschauten Vision eines lebendigen Menschen oder einer Menschengattung, er bildet sie nach. Diese Vision wird ihm nicht durch das Auswählen einer Eigenschaft, die ihm die charakteristische für die Gattung, Klasse oder Spezies scheint, sondern dadurch, daß er in das Centrum vieler Lebenskreise, in die Seele vieler Menschen untertaucht und das für ihre Klasse Charakteristische mit einander multiplizirt, es zu seiner Vision eines Menschen verschmilzt. So stellt er Menschen hin, die unser Leben bereichern, weil wir sie in jeder Stunde unseres Daseins handelnd, deutlich eingreifend hinzustellen meinen können. Und mit diesen Menschen gestaltet sich die schwingende Peripherie seines Lebens, seine Welt, wie sie sich vom Centrum aus offenbart.

Vor mir liegt ein Werk, das sich diese Aufgabe gestellt hat und sie löste: der „Johann-Christoph“ des Franzosen Romain Rolland; das Werk, das die pariser Akademie im Juni mit einem Preis gekrönt hat. Romain Rolland zeigt uns das Leben seiner Generation, gesehen von dem Centrum seines Helden, des Musikers, Menschen, Kämpfers Johann-Christoph Kraft. Dieses Leben dehnt sich beständig ins Außen, in seine Welt: die Welt zieht sich beständig von allen Seiten auf ihn zurück. Diese Welt umfaßt das Gegenwartleben Deutschlands und Frankreichs, Italiens und der Schweiz. Rolland zeigt uns das Leben dieser Völker in ihren Hoffnungen und Verzweiflungen, in ihren künstlerischen und politischen Bestrebungen, bei ihrer Arbeit und ihrem Genuß, zeigt sie uns in ihren Feierstunden und in ihren Gemeinheiten.

Hans-Christoph giebt uns die Vision einer Welt, gesehen durch das Spektrum einer einzigen menschlichen Seele, seines „Helden“. Dadurch wird dieses Weltbild bedingt durch den Charakter Christophs, durch dessen innere Wahrhaftigkeit, die alle Schwächen und alle Brutalität seiner Zeit, wie sie in ihrer ganzen Nacktheit sind, sehen will, durch die unerbittlich hohen Anforderungen an sittliche Gesundheit und künstlerische Reinheit, dann aber auch durch eine überströmende Lebensliebe, die auch das Häßliche bejaht und auch den Schmerz als Lebenssteigerung empfindet. Diese persönliche Bedingtheit macht das Werk zu einem glühenden, das uns

mitreißt. Gleich dem glänzenden Band eines Stromes enthüllt sich uns das Leben Christophs. Harmlos und schmal wie ein Bach auf kühler, ärmlicher Höhe, fängt es mit den ersten Tagen des Neugeborenen an, strömt dann, breiter und breiter werdend, durch die Wirrnisse der Jünglingsjahre, schaut Städte und Seelenlandschaften, nimmt die Quellen anderer Leben in sich auf, bäumt sich über Hindernisse fort, stürzt in jähem Fall, fließt dann wieder majestätisch weiter, befruchtet und tränkt und schenkt sich endlich dem offenen Meer.

Lösen wir das konkrete Leben Christophs aus der Fülle der Episoden und Nebengestalten, die sich mit ihm verschlingen, es ergänzen, es beschatten oder beleuchten, so haben wir schon in dieser Centrumsachse einen Reichthum, der drei andere Bücher aufwiegt: wir erleben das Werden eines Menschen in dreifacher Beziehung; zuerst als ein persönliches Werden, als eine Entwickelung aus sich selbst zu sich selbst. In der ewigen Zeitlosigkeit der Kindheit, die, gleich dem Bach in Schneeregionen, noch nichts von der kulturell bedingten Epoche des eigenen Lebenslaufes weiß, beginnt das Werden. Wir sehen ein musikalisch genial begabtes Kind in einer deutschen Mittelstadt aufwachsen, wie es in jedem Land und in jeder Zeit aufwachsen könnte; aber wir lernen durch den Psychologenblick Rollands in die Dramatik und Tragik der ersten Jahre hineinschauen: wir erleben die ersten Begegnungen mit dem Schmerz, die ersten seelischen und sinnlichen Leidenschaften, die inneren Kämpfe des schaffenden Künstlers. Wir sehen ihn sich mit ererbten dunklen Mächten in der eigenen Seele herumschlagen, sehen ihn zwischen Freiheitdrang und Sohnesliebe kämpfen, sehen ihn in innere Wirrnisse verstrickt, straucheln, fallen, sich wieder aufraffen und schließlich sich selbst, seinen Gott finden. Johann Christoph ist, wie vielleicht sein Schöpfer, von tiefem religiösen Geist erfüllt. Zuerst wird ihm das Göttliche in der Natur nah gebracht, dann findet er es als Streitmacht gegen alle niederziehenden Mächte seiner Seele in sich selbst und schließlich ringt er sich zu einem Glauben an einen persönlichen, kämpfenden, leidenden Gott durch.

Zweitens erleben wir diese Menschenentwickelung als die eines Deutschen zu seiner nationalen oder internationalen Reife; das Deutschthum Christophs ist dabei die bindende oder abstoßende Substanz, die auf alle Erscheinungen dieses oder jenes Landes mit Liebe oder Empörung, Verachtung oder Bewunderung reagirt. Er ist durch und durch Deutscher, mit allen Schwächen, aber auch aller Kraft und Unberührtheit eines jungen Landes ausgestattet; und

entstammt von Vaters Seite her einer aus den Niederlanden eingewanderten Familie, einem ewig umherirrenden Geschlecht, das um seines Freiheitdranges, seiner Ruhelosigkeit willen überall verbannt ist, einem Geschlecht, das, als Beute seines inneren Dämons, nirgends sich festnisten kann, „dennoch ein der Scholle verankertes Geschlecht, der es, entrissen, noch liebevoll anhängt“. Auch Christoph wird von seinem Dämon, seinem Freiheitsehnen aus dem Vaterland vertrieben; er geht nach Frankreich, kostet alle Bitternisse und alle Reichthümer der Fremde aus und verlebt dort seine schwersten Kampfjahre. Der Herbst des Lebens läßt ihn dann Ruhe in der harmonischen Atmosphäre Italiens suchen; er lenkt seine Schritte auch in die Schweiz, um fern von allen politischen Wirren großer Nationen die freien Winde des Hochlandes zu athmen.

Drittens erleben wir dann noch die äußerlich menschliche Entwickelung und Schicksalsbahn Christophs; schauen und fühlen, wie er sich mit den Geschehnissen des Lebens, mit der Welt, mit Tod und Leben auseinandersetzt.

Eine so runde, gleichsam dreidimensionale Gestaltung eines Menschen muß überall an das Außen anstoßen, so daß sich die Beziehungen dieser einen Gestalt organisch, natürlich nach allen Seiten Dem verknüpfen, was der Historiker Rolland über seine Zeit, der Kritiker über die Zustände seiner Zeit zu sagen hat. Und er hat uns viel zu sagen; denn er sieht nicht nur die Oberfläche der Dinge, sondern: die Seele eines Volkes, einer Rasse. Er sieht, wie die alte deutsche Seele, die des Volkes eines Goethe und Herder, mit dem Geist des neuen Kaiserreiches kämpft; er sieht den deutschen Idealismus und die deutsche Sentimentalität, die deutsche Kraft und das deutsche Parvenuthum. Er sieht die Doppelnatur Frankreichs. Er geißelt mit scharfen Hieben die falsche „Elite“, das laute, nach Glück jagende, verseuchte Paris und offenbart uns das andere, das stille, arbeitsame, intelligente und bescheidene Volk, das sich selber und seiner Ueberzeugungen lebt. Er zeigt uns den engen, erstickenden, harten und unerbittlichen Geist der Kleinstadt und er läßt uns Etwas vom brausenden, fiebernden Leben der kosmopolitischen Weltstadt spüren. Er eröffnet uns die sittlichen Schatzkammern der französischen Provinz und weist uns das Erdreich, aus dem das deutsche Gemüth, verborgen und aller Wunder doch voll, erblüht.

Wenn wir Christophs Leben mitgelebt haben, so meinen wir, alles einem Menschen Mögliche an Liebe, an Freundschaft, an Haß und Verfolgung, an Glück und Leid erfahren zu haben. Rolland erschöpft das Motiv der Liebe in unzähligen Variationen, in allen

Tonarten; einmal in rauschenden Akkorden, mit der Begleitung fiebernder Läufe, ein anderes Mal in einer zarten, pastoralen Melodie. Er verleugnet in der Behandlung dieser einzelnen Motive, in der Art, wie sie ins Ganze verschlungen, bis zum Ende durchgeführt sind, nicht den musikalisch schöpferischen Künstler, der in seinem Dichterthum beschlossen ist. Die geschilderten Gestalten sind uns, dank ihrer plastischen Durchbildung, so vertraut, daß wir ihres Handelns oft schon im Voraus sicher sind: und doch liest man die selbe Szene immer mit der selben Athemlosigkeit. Es handelt sich um die rein künstlerische Spannung und Erregung, die uns einzig durch das mitreißende Tempo, durch den Pulsschlag des Dichters, die gesteigerte Kraft, Fülle und Schönheit des Ausdrucks in ihren Bann zieht.

Rolland hat sich stilistisch in bewußten Gegensatz zu dem modernen Frankreich, zu den Tendenzen französischer Literatur überhaupt, gesetzt. Diese hat, durch große Fähigkeiten verführt, von je her den Kultus der Sprache, des Wortes höher getrieben als jede andere. Oft hat diese abgöttische Liebe zum Wort den Stil überwuchert; man hat dem Wort an und für sich eine fast magische Gewalt zugesprochen. So dankt Victor Hugo den größten Theil seines Ruhmes seiner Sprachgewalt. Immerhin glüht unter seiner Rhetorik starkes Leben, bewegte Kraft. Oft aber ist das Leben in dem allzu kostbaren Kleid erstickt worden und die Wortmusik drückt kein innerlich Geschautes oder Empfundenes mehr aus. Rolland wollte in seinem „Johann-Christoph“ den Stil zu neuer Bescheidenheit erziehen; er wollte nicht, daß er um seiner selbst willen glänze, sondern die durchsichtige Hülle für den Gedanken, das Bild sei. So schmiegt sich dieser Stil denn auch dem jeweiligen Inhalt an und wechselt mit ihm. Handelt es sich um einfaches Erzählen oder um Gedankenvermittelung, so ist der Stil nur klar, logisch, schlicht, knapp. Steigt die Leidenschaft und jagt den Puls schneller, so wird auch der Stil leidenschaftlicher; die Worte voller, der Rhythmus bewegter, die Musik reicher. So am Schluß des ersten Bandes, als der heroische Athem einer Symphonie Beethovens in die Seele des verzweifelten, empörten und unterdrückten Kindes einfluthet und sie zum ersten Mal zum Bewußtsein der eigenen Kraft emporreißt; so am Sterbelager des Vaters, als der fünfzehnjährige Knabe das Leben als unerbittlichen Kampf gegen die inneren zerstörenden, niederziehenden Mächte erkennt; so in der Schilderung des Schaffensrausches des Jünglings. Oft geschieht es, daß dann die Sätze sich zu freien Rhythmen fügen und die Worte im vollen Klang der Alliteration dahinrauschen.

Ueberschauen wir dann das ganze Werk, so sehen wir, wie sich solche bewegten Wellenkämme anderen einen, wie sich ihr Rhythmus über die Stille des Meeresgrundes fortpflanzt und schließlich ein Gesammtrhythmus des Werkes fühlbar wird. Fast in jedem Band findet man eine Art von musikalischem Präludium, das die Stimmung des Folgenden vorbereitet, verschwimmende Harmonien, aus denen die Symphonie geboren wird. Ferner finden wir ein Nachspiel, in dem, einmal in kräftigen, dann wieder in sanften Akkorden, die Harmonien verklingen. Dazwischen ein Crescendo und Decrescendo des ganzen Orchesters. Lyrische Melodien, sanftes Ausruhen, Kampf, Sturm; niederstürzende Fluthen, Schweigen. Was dazwischen liegt, ist thematische Arbeit. Verknüpfung der Motive. Seelenanalyse. Aeußere Geschehnisse des Lebens, das selbst, wo es stillzustehen oder zurückzugehen scheint, stets auf dem vorgezeichneten Wege geführt wird.

Die unendliche Fülle von Geschehnissen, Gesellschaftschichten und Anschauungen, durch die wir geführt werden, wird durch die Weisheit des Aufbaues übersichtlich. Fast jedem Kreis, jeder Frage, jeder Nebengestalt ist ein Abschnitt, ein Kapitel für sich gewidmet, nachdem das Geschilderte wieder in den Hintergrund getreten ist; wie ja auch die Einzelseele ein Interesse in sich aufnimmt, großzieht, wieder fallen läßt und nur das dadurch ihrem tiefsten Wesen Verschmolzene in das Zukünftige mit hinübernimmt.

Legen wir dies schöne und wohlthuende Werk aus der Hand, so sind wir in der Stimmung, die Schiller als „hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden", charakterisirt und die, nach seinem Wort, „der sichere Probirstein der ästhetischen Güte eines Kunstwerkes ist".

Paris. Otto Grautoff.

Anzeigen.

Seelen und Sinne. Neue Novellen von Hugo Salus. Im Xenien-Verlag in Leipzig. 4,50 Mark.

Daß Hugo Salus in Empfinden und Gestalten durchaus Lyriker ist, beweist von Neuem sein jüngstes Novellenbuch „Seelen und Sinne": es bietet keine Novellen in des Wortes strengster Bedeutung, sondern wieder „Novellen des Lyrikers"; Bilder und Zeichnungen, die eine Situation oder ein inneres Erlebniß in lyrischer Form wiedergeben. Nicht nur durch den Stoff gewinnt Salus den Leser für sich, mehr noch durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Schönheit der Darstellung und die Feinheit der Lebensbeobachtung. Er wirkt mit den

einfachsten Mitteln. Die Sprache ist natürlich, ohne äußeren Prunk, und trotzdem von einem Zauber, dem sich Niemand entziehen kann. Von den elf Erzählungen, die der Band bringt, seien hervorgehoben: „Der Ruhm“, „Die verstummte Glocke“, „Die Hochzeitnacht“.

Breslau. Dr. Hellmuth Wocke.

Gedichte. Im Insel-Verlag zu Leipzig.

Nachtlied.

Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Thal.
Doch schon blinken ruhige Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.

Immer klarer, immer milder
Längs des Stroms gebognem Lauf
Weisen irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinauf.

Der Kranke.

Ich liege still im stillen Haus,
Ich bin vergraben im Winterwald,
Vor meinem Fenster im Nebelbaum
Grüßt ein Rabe jeden Morgen ...

Dies ist nicht mein einziger Freund.
Es wird manchmal dunkel am Tage,
Dann kommen die lieben Schneefinken
Vom Berg heruntergeflattert ...

Das sind die grauen Vögel,
Die den Sturm verkünden.
Sie flüchten sich an mein Fenster,
Wenn oben der Tod sie bedroht ...

Es dämmert; nun kommt meine Schwester,
Sie singt und entzündet die Lampe,
Sie hat eine sanfte Stimme,
Doch ich, ich fürchte sie heimlich ...

Meine Schwester hat einen Schneefinken
Ans Fenster gelockt und erdrosselt,
Der prangt nun auf ihrem Hute, —
Noch weckt mich sein Angstruf bei Nacht ...

Oft setzt sich am Abend ein Fremder
Zu mir und behorcht meine Brust,

Meine Schwester umflüstert ihn leise,
Er zuckt mit den Schultern und schweigt ...

Hans Carossa.

Balladen. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld. 5 Mark.

Aus dem Inhalt dieses Bandes möchte ich die durch Rezitatoren schon bekannteren Stücke: „Die Drei vor der Himmelsthür“, „Lea weint um Rahel“, „Eisernes Recht“, „Der Scherbenweg“, die auf einem alten thüringer Volksbrauch beruhende Ballade „Der Lichtertanz“, „Der Fakir“, die „Schneeballade“ zuerst nennen. Der Band enthält im ganzen fünfzig Balladen, die mit vier Ausnahmen in den letzten Jahren entstanden sind. Aus den 1908 im Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig erschienenen Kinderballaden (Balladen, die von Kindern handeln) habe ich „Margaret“, „Hansei der Knappe“, „Wie Klein Harald seine erste Saga sang“ in diesen Gesammtband mit Erlaubniß beider Verleger aufgenommen. Ich lasse eine Ballade folgen.

Der Scherbenweg.

„Herr, es murrt das Volk, daß Euch Keiner trifft
Denn auf dem Kirchhof allein.
Ihr verwirrt Euch den Sinn durch Lesen der Schrift
Auf Eures Mädchens Stein.

Ihr sitzt beim Mahle, fern und stumm,
Den Sinn wie mit Staub bestreut.
Tausendmal traurig um und um
Eine Rose wandtet Ihr heut.

Gottwidrig gebt Ihr der Toten Macht.
Kommt heim, Herr, laßt sie ruhn!“
Der Jungherr sah auf wie aus Brunnennacht.
„Mein Knappe, ich will es thun.

Vorbei sei, was ich verloren hab!
Laßt wieder die Banner wehn!
Mit scharfen Scherben bestreut zum Grab
Den Weg, will ihn nie mehr gehn!“

Am andern Tag. Er sitzt und sinnt.
Scheu faßt sein Knappe Muth:
„O Herr, aus Euren Schuhen rinnt
In breiten Strömen Blut!“

Er saß, als wär ihm nichts bekannt,
Sah auf, blieb fern und stumm.
Eine müde Rose in müder Hand
Wandt er träumend um und um.

Frida Schanz.

Der gefoppte Herzog.

Heute will ich von Herzog Ludwig in Bayern erzählen, dem ersten seines Namens, der sonder Schwertstreich und Blutvergießen, nur durch den friedlichen Empfang eines Lehens die Pfalz an Bayern brachte. Der geneigte Leser braucht nun aber nicht zu denken, daß ich ihm den Kopf schwer und die Augen schläfrig machen werde durch Aufzählung und tiefsinnige Deutung pfälzisch-wittelsbachischer Schenkungurkunden und Erbverträge: danach steht mir nicht der Sinn. Was ich vom Herzog Ludwig berichten will, ist nicht die friedliche Eroberung des von Rebenduft und Winzerlust erfüllten Landes, sondern die Historie seiner Brautfahrt, die er zornig begann und fröhlich endete.

Selbige Brautfahrt war nämlich gar nicht nach seinem Geschmack, denn er hatte eine große Scheu vor dem angeblich so süßen Joch der Ehe. Er war stark und wild wie ein Füllen und seine junge Freiheit dünkte ihn so köstlich, daß er nicht verstand, wie ein Mann sie eines Weibes wegen aufgeben mag. Er birschte Tage lang in Forst und Sumpf, saß halbe Nächte lang bei Becher und Würfelspiel und kannte die hübschen Mädchen seiner Residenz genauer, als ihren Vätern lieb war. Ja, er triebs eine Weile so toll, daß sie im Volk lachend hinter ihm her raunten, er werde einst, wenn er erst zur Regirung gelangte, buchstäblich der Vater seiner Unterthanen sein. Man braucht Das aber nicht aufs Wort zu glauben; denn erstens ist die Geschichte schon viele hundert Jahre her und außerdem haben sich wohl die losen Mädchen zu allen Zeiten gern auf einen Herzog hinausgeredet. Jedenfalls aber gefiel dem jungen Ludwig sein lustiges Leben so gut, daß er gar nie daran dachte, es aufzugeben, und seinem Vater, dem alten Herzog, der ihn natürlich gern verheirathet hätte, mit allen möglichen Ausflüchten kam und alle möglichen Widerstände entgegensetzte. Weil aber bei einem Fürstensohn nicht nur der eigene Wille und der des Vaters in Betracht kommt, sondern auch noch die Thronfolge, das Wohl des Landes und eine Menge anderer schöner und wichtiger Dinge und weil es außerdem damals Sitte war, daß man den Eltern gehorchte, gab der junge Herzog schließlich nach und entschloß sich, auf die Freite zu gehen. Der alte Herzog hatte nun die Sache insofern ganz klug eingefädelt, als er dem Sohn nicht etwa befahl, irgendwohin zu reisen und dort um irgendeine Prinzessin anzuhalten, nein: er hatte ihm nur, wie beiläufig, gesagt, daß seine, des alten Herzogs Jugendfreunde, der Graf von Marquartstein, der von Sulzbach und der von Pogen, sehr wünschten, den Sohn ihres Jugendgenossen aus Bayern kennen zu lernen, und daß es wohl schicklich sei, wenn Ludwig dem Wunsch der werthen Herren nachkäme und sich zu Jagd und Fest auf ihren Burgen einfände. Der junge Ludwig lächelte ingrimmig, da er die honigsüßen Worte vernahm, sagte aber nur: „Herr Vater, wie Ihr wünschet, so soll es geschehen. Rüstet mir mein Gefolge, so reiten wir morgen in aller Frühe zunächst nach Marquartstein, später nach Sulzbach und zuletzt nach

Pogen, das ja schon an böhmische Lande grenzt. Und ich will mich überall Euren Freunden gar artig erweisen und ihren Frauen und Töchtern erst recht".

Bei dieser letzten Versicherung wurde dem alten Herzog zwar ein Wenig schwül, denn er dachte sich, daß Ludwig die Artigkeit gegen das schöne Geschlecht doch vielleicht anders verstehen könne, als es dem väterlichen Herzen just in diesem Fall wünschenswerth schien; aber schließlich war er froh, daß der Sohn ganz willig zu den drei Grafen zog, denn jeder von ihnen besaß ein schönes Stück Land und eine nicht minder schöne Tochter. Hätte dem Marquartsteiner, dem Sulzbacher oder dem Pogener Land oder Tochter gefehlt, so wäre wahrscheinlich dem Bayernherzog die alte Jugendfreundschaft und ihre Auffrischung durch den Sohn nie in den Sinn gekommen.

Am nächsten Morgen, kaum war die Sonne aufgestanden, zogen sie aus. Es war ein Frühsommermorgen voll Halmgewoge und Vögeljubilo; und der junge Herzog dachte, wie viel schöner als eine Brautfahrt jetzt ein Finkenfang sein müßte. Er drückte seinen grauen Hut verwegen auf das dichte dunkelblonde Haar, hob sich im Sattel, athmete tief und sprach zum Ritter Jettenbach, dem Vertrauensmann des alten Herzogs: „Wenn ich an solch gottesschönem Tag freien sollte, müßte ich ein Esel sein!"

„Oder das Fräulein ein Engel", entgegnete Jettenbach, der vom alten Herzog Befehl hatte, dem jungen das Heirathen als die angenehmste Sache von der Welt darzustellen.

Ludwig lachte hell auf. „Einen Engel heirathet man doch nicht!"

Jettenbach, der ganz persönlich reiche Eheerfahrungen hinter sich hatte, schüttelte das Haupt und meinte trübsälig: „O, Hoheit, Das kommt wohl immer auf den Engel an!"

„Auf die Macht seiner Schönheit, meinst Du?"

„Oder auf seine Klugheit!"

Da lachte Ludwig unbändig. „Jettenbach, wenn Du meinst, daß ich jemals einer Klugen ins Garn ginge, irrst Du gewaltig. An meinem kleinen Finger habe ich immer noch mehr Verstand als ein sogenanntes kluges Weib mit Haut und Haaren!"

Der Jettenbacher seufzte. „Hoheit, so meint Ihr wohl, weil Ihr jung seid. Das meinen wir ja Alle einmal. Aber die Weiber sind eben doch klüger als wir; die klugen nämlich. Nur die dummen werfen uns ihren Verstand gleich an den Schädel, daß der brummt und nichts mehr von ihnen hören mag. Die gescheiten aber... Hol' mich der Teufel! Die gescheiten Weiber stellen sich so fein und thöricht und lieblich an, thun immerfort so, als ob wir der Herr wären und sie die Magd, die sich in Demuth vor uns neigt. Aber hinterher..."

Der Jettenbacher brach unvermittelt ab, denn er merkte, daß er im Drang seiner Selbstbekenntnisse dem jungen Herzog die Ehe und die Ehefrauen doch wohl nicht ganz so schilderte, wie der alte Herzog es ihm warm empfohlen hatte. Ludwig aber lachte noch mehr, denn

Jeder wußte, daß der Jettenbacher in seinem eigenen Haus vor der gestrengen Ehefrau wie ein geducktes Hündlein herumging, obgleich er sie einst aus Liebe gefreit und für das sanfteste Mädchen auf hundert Meilen im Umkreis gehalten hatte.

In fröhlichster Stimmung ritten sie in Marquartstein ein. Der Graf empfing sie voll geschäftiger Freude, ließ ihnen Bad und Willkommtrunk rüsten und führte sie, als sie den Reisestaub abgeschüttelt und sich erquickt hatten, ins Gemach zu den gräflichen Frauen. Da Ludwig die junge Maria erblickte, that sein Herz gleich einen vergnügten Sprung, denn sie war schlank und licht anzuschauen wie eine frühe Birke im Maienwind und so scheu, daß ohne jeden Grund das Blut ihr immer wieder sichtbarlich in die lilienweißen Wangen stieg und alsbald, wie erschreckt über die eigene Kühnheit, wieder daraus zurückwich. Dies purpurne Ebben und Fluthen kam dem Herzog gar reizvoll vor, und als sie nun gar einmal die Augen hob und unter goldenen Scheiteln zwei blaue Lichter ihm entgegen leuchteten, da merkte er, daß hier seine Liebe zur Junggesellenfreiheit einen harten Strauß bestehen müßte. Ja, es müßte gar schön sein, diesen jungen, weißen Vogel zu fangen, gerade weil er noch so scheu war und gar nichts wußte von all den Dingen, die Herr Ludwig doch so genau kannte. Der Jettenbacher mit seiner Warnung vor den klugen Frauen fiel ihm ein; und er mußte vor sich hin lächeln. O Du alter Hasenfuß, nicht die Klugen, nicht die Herrischen sind die Gefährlichen, sondern die Schönen, die Unschuldvollen, die von keiner Lust und von keiner List noch wissen und denen der Blick des Mannes unaufhörlich das Blut in die Wangen treibt.

Am nächsten Morgen zog man auf Marquartstein zur Jagd. Die junge Maria saß in einem lichtblauen Kleid auf einem weißen Pferd mit rosigen Nüstern und sah so lieb und unschuldvoll drein, als ob die Himmelsmutter selber zur Birsch auszöge. Auf zierlich gebogener Hand hielt sie ihren verkappten Falken, und wie der Herzog ihr ein huldigend Wort über ihre Schönheit sagte, erglühte sie wie eine Sommerrose am Strauch. Mit Hörnerklang und Rüdengebell gings dahin; neben dem Rappen Ludwigs flatterte immerfort das lichtblaue Kleid. Wie es dann kam, wußte er selber nicht recht (und es schien ihm auch fast unbegreiflich), aber plötzlich war er mit dem schönen Mädchen ganz allein mitten im Forst, so weit abgetrennt von den Anderen, daß ihr Hörnerruf ihn nicht mehr erreichte. Nun wäre ihm Das gar nicht unangenehm gewesen; aber die junge Maria schien so voll Angst und so voll Hast, wieder zu ihren Leuten zurückzukehren, daß er alle süßen Worte vergaß, die er gern gesagt hätte, und nur bedacht war, den rechten Weg wieder zu finden. Der weiße Zelter mit den rosenfarbigen Nüstern ging gar fromm neben seinem Rappen hin; aber an diesem Morgen mußte irgendein böser Geist umgehen, der in Menschen und Thiere fuhr, daß sie den Weg verloren oder wild wurden. Unversehens bäumte sich der Schimmel und setzte, ohne daß die geringste Ursache ersichtlich war, in heißen Sprüngen mit der erschreckten Reiterin weiter, als hätte

ihm Einer die Flanke gestochen oder Gott weiß was sonst zugefügt. Mit größter Mühe nur gelang es Ludwig, das wilde Thier einzufangen und zu zügeln; aber die Reiterin wußte nichts mehr davon, denn sie glitt bewußtlos vom Sattel herab in die Arme ihres Retters. Das war nun an sich ein gar erfreulicher Augenblick, aber im nächsten schon mußte Ludwig darauf bedacht sein, die Hingesunkene wieder ins Leben zu erwecken, ihr die Stirn mit Wasser zu netzen, das Kleid zu lösen und sonst alle Dienste zu leisten, die bei einem solchen Unfall nöthig sind. Er bettete das Mädchen sorgsam auf Moos unter eine alte Buche, lief zum nächsten Quell, in seinem Jagdhut Wasser zu holen, und schickte sich eben an, neben ihr niederzuknien und ihr die Schläfe zu waschen, als er unfern dem ungeberdigen Schimmel, den er, wie seinen Rappen, an einen Baum gebunden hatte, auf dem Waldboden Etwas silberig glitzern sah. Er dachte, es sei ein Geschmeid, das Maria im Fall verloren hatte, ging hin und hob es auf. Es war aber kein Geschmeid, sondern ein Büchschen, angefüllt mit einem beißenden Gewürz, das (wie er schnell merkte) niesen machte, wenn man daran roch. Er hielts noch in der Hand, dachte nach, was es wohl zu bedeuten habe, da kam ihm vor, als ob die Bewußtlose sich geregt hätte. Schnell erinnerte er sich seiner Pflicht, kehrte zu ihr zurück und beugte sich über sie, die immer noch leichenblaß und regunglos lag. Wie er aber nun das kalte Quellwasser auf ihre Stirn träufelte, fuhr sie zusammen und er merkte, daß sie heimlich hinter den geschlossenen Lidern vorblinzelte und daß beim Anblick des Büchschens, das er neben dem Jagdhut zwischen den dritten und vierten Finger der Linken geklammert hatte, ein jäher Schreck ihr Gesicht überflog, aus dem sie durch kunstvolle Athmung bis jetzt das Blut zurückgehalten hatte. Nun wußte der Herzog Ludwig, daß sie ihren Schimmel mit dem scharfen Gewürz absichtlich wild gemacht und die Waldeinsamkeit mit Vorbedacht aufgesucht hatte, damit ihr hier von ihm geschehe, was bei einem so vornehmen Fräulein nur durch den Ehering gebüßt werden kann...

Da wusch Ludwig ihr wohl immer aufs Neue die Schläfe, hütete sich aber jetzt, ihr das Kleid oder die Schuhe zu lösen, und stieß so lange ins Horn, bis die Anderen schließlich merkten, daß auch Waldeinsamkeit nicht immer einen Zweck habe. Wortlos, mit zusammengebissenen Lippen, kehrte die blonde Maria heim, und am nächsten Morgen ritt Herzog Ludwig von Marquartstein nach Sulzbach.

In Sulzbach war die Freude bei seiner Ankunft nicht weniger groß als in Marquartstein. Auch hier hatten sie schon von der Ehescheu des Fürstensohnes gehört und fühlten sich darum geschmeichelt, daß er überhaupt kam. Graf und Gräfin begrüßten ihn wie einen lieben Vetter, ihre Tochter aber, die braunhaarige Mechtild, stand regunglos und sah ihn entgeistert an, als wäre er eine überirdische Erscheinung. Er war sonst nicht gar zu eitel, aber diese offenkundige Bewunderung gefiel ihm doch sehr und er dachte, daß es vielleicht gar nicht übel sei, ein Weib zu freien, das vor Einem dastand, als sei man der Herrgott selbst.

Später, als sie beim Mahl saßen, erzählte ihm Mechtild stockend, mit geheimnißvollem Ton, daß sie sein Kommen lange voraus gewußt, daß sie ihn jede Nacht im Traum erblickt habe. Welchem jungen Mann wird nicht wohl und heiß ums Herz, wenn ein schönes Mädchen ihm anvertraut, daß all ihre Gedanken ihm gehört haben, noch ehe sie ihn je gesehen? Ludwig fand bald, daß die dunklen Schwärmeraugen Mechtilds und ihr seltsames Ahnungvermögen tausend Mal reizvoller seien als die gespielte Scheu der blonden Marquartsteinerin. Und da die Nacht sank und Alles im Schloß längst schlafen gegangen war, schweifte er noch erregt, mit klopfendem Herzen, in dem dunklen, süßduftenden Burggarten umher und suchte mit den Augen das Fenster, hinter dem ein holder Mädchenkopf von ihm träumte. Wie er in einen Gang breit geästeter Linden einbog, hörte er hinter einem Gebüsch vor das Geflüster zweier Stimmen, unterdrücktes Lachen und ein Geräusch, das der weltkundige Herr alsbald als den Niederschlag unzähliger Küsse erkannte. Er lächelte vor sich hin: „Wohl ein verliebtes Paar aus der Gesindestube! Ja, Die habens gut!"

Und er suchte wieder mit den Augen das Fenster, hinter dem Mechtild ahnungvoll von ihm träumte. Aber horch: jetzt sprach die eine Stimme, die Frauenstimme, nicht mehr im Flüsterton, sondern laut; und Ludwig meinte, zu sehen, wie eine schlanke Mädchenhand liebkosend über die zarte Stirn eines jungen, blonden Fantes fuhr: „Du süßer, dummer Junge! Daß Ihr Männer doch immer nur glaubt, was Ihr seht und was man Euch sagt, nie aber, was man fühlt! Nun glaubst auch Du, daß ich in den albernen Herzog aus Bayern verliebt bin! Weil ich ihm die hübsche Komoedie mit meinen Träumen und Ahnungen vorgespielt habe? Wahrhaftig, Dich hätte ich für gescheiter gehalten!" (Wieder das Geräusch unzähliger Küsse.) „Heirathen muß ich ihn ja wohl, weil mein Vater es so sehr wünscht und weil er mich ja doch nie Dir, einem armen Sänger, zur Frau gäbe. Aber wenn ich Herzogin in Bayern bin, dann berufe ich Dich an meinen Hof und ..."

Man kann sich denken, daß Ludwig das Ende dieses Gespräches nicht abwartete, sondern die Burg schon am nächsten Morgen wieder verließ. Die mißlungene List der Marquartsteinerin hatte er dem Jettenbacher mit lachendem Triumph erzählt, aber die bittere Viertelstunde im nächtlichen Garten zu Sulzbach verschwieg er ihm; jeder Mann wird ihm nachfühlen, warum. Dem Jettenbacher wars auch gleich, warum der junge Herr nicht freite, er trug nur Sorge, daß er ihn am Ende unbeweibt nach Haus bringen und vom alten Herzog darob viele Vorwürfe empfangen müßte. Sie ritten also nach Pogen, Beide nachdenklicher, als sie ausgezogen waren, und in tiefes Sinnen über die Thorheit und Abgefeimtheit des Weibervolkes versunken.

Der Empfang war zu Pogen ganz ähnlich wie in Marquartstein und Sulzbach, nur stand hier zwischen dem Grafenpaar weder ein kindlich-scheues noch ein entgeistertes Mädchen, sondern ein Fräulein, das mit seinem brünetten Gesicht den eintretenden Herzog gleich so wun-

derschön anlachte, daß ihm warm ums Herz wurde. Der Mund des Fräuleins war ja nicht gar klein, die Augen ein Wenig geschlitzt, die Nase kurz abgestumpft und das Haar über der schmalen Stirn so schwarz und kraus wie bei einer Zigeunerin; aber dies Lachen war so sonnig, so spitzbübisch und zugleich so rührend-albern in seiner Grundlosigkeit (wenigstens schien es dem Herzog so), daß Ludwig mit erneutem Ingrimm an die verlogene Maria und die verschlagene Mechtild dachte und zu sich selber sprach: „Mit Dieser hier wirds keine Schwierigkeiten geben, sondern vielleicht blos ein süßes Abenteuer. Hübsch ist sie und dumm scheint sie. Das ist gerade die Mischung, die am Besten küßt!"

Der Graf ließ ein reiches Mahl auftragen, bei dem Fräulein Kunigunde fast immerfort lachte, besonders, wenn sie den Herzog ansah. Ihr Lachen wirkte ansteckend: und bald saß die ganze Tafelrunde in großer Heiterkeit und trank eifrig, um die vom Lachen trocken gewordenen Kehlen immer wieder anzufeuchten. Einmal fragte der Herzog: „Fräulein, seid Ihr immer so lustig?"

„Nein, nicht immer, nur heute, Euch zur Ehre!"

Er sah sie an, denn in ihren Worten lag Etwas, das er nicht verstand und das ihn ein Bischen unruhig machte. Er beugte sich näher zu ihr hin und flüsterte: „Mir zur Ehre! Wie meint Ihr Das?"

Da lachte sie noch stärker, drückte die geschlitzten Augen ein, daß man kaum mehr Etwas von ihnen sah als ein lustiges dunkles Blinken, und entgegnete: „Wenn Ihrs nicht versteht, werde ichs Euch nicht auf die herzoglich-bayerische Nase binden!"

Da verstand ers und freute sich, daß es solche Mädchen gebe. Freute sich noch viel mehr, daß sie gar nicht von Heirath sprach oder daran zu denken schien, sondern nach etlichen Flüsterreden hin und her, auf die Keiner in der lärmenden Tafelrunde achtete, ihm einen geheimen Gang beschrieb, durch den er zu später Stunde, wenn Alles in der Burg schlief, ihr Gemach betreten konnte.

Athemlos, auf den Fußspitzen wie ein Dieb, schlich er um Mitternacht in ihre Kemenate. Alles ging gut, ohne Hinderniß; doch als er das Gemach betrat, prallte er einen Augenblick erschrocken zurück, denn von der einen Längswand schienen drei finstere, gewappnete Ritter auf ihn zuzuschreiten. Kunigunde lachte, als sie seinen Schreck sah, und er lachte mit ihr, denn er merkte schnell, daß es nur drei gemalte Ritter waren, drei Ahnherren Derer von Pogen, die wegen weiß Gott welcher Heldenthaten hier für ewige Zeit im Bild festgehalten waren. Kunigunde glitt lachend mit der Hand über die Malerei und sagte zum Herzog: „Das sind meine drei Schutzengel! Verneige Dich artig vor ihnen und sage ihnen schön ‚Guten Abend'!" Der Herzog thats und sprach fröhlich: „Vieledle Herren, Ihr habt mich zwar sehr erschreckt, aber jetzt sehe ich, daß Ihr ganz harmlos seid. Und nun entbiete ich Euch meinen Gruß und bitte Euch, mich und mein süßes Mädchen hier weiterhin nicht zu stören oder zu ängstigen!"

Und dann nahm er Kunigunde in die Arme, küßte sie wie ver-

rückt, flüsterte und schwur all die thörichten Dinge, die man in solcher Stunde und bei solchen Gelegenheiten flüstert und schwört. Kunigunde verstand das Küssen nicht weniger gut als das Lachen; mitten drin aber wurde sie einmal ernst und sagte: „Nein, erst schwöre, daß Du mich heirathen willst!“

Wer schwört an der Schwelle der höchsten Seligkeit nicht, daß er heirathen und noch ganz andere Thorheiten begehen will? Der Herzog, der schon ganz in Feuer stand und nur daran dachte, wie er seinen Brand löschen könne, stieß athemlos hervor: „Ich schwöre es Dir!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nicht mir, denn der Schwur, den Ihr einer Frau schwört, gilt nicht!“

„Dann schwöre ichs dem Herrgott!“

„Nein! Der ist gegen Euch Mannsbilder bei solchen Schwüren immer gar so nachsichtig!“

Der Herzog, der jetzt so weit war, daß er dem Herrgott und dem Teufel alle Schwüre geleistet hätte, die sie nur irgend verlangen konnten, wenn er sich damit endlich den Eintritt in das Paradies hätte erkaufen können, nach dem es ihn drängte, rief wie ein Verzweifelter: „Ich schwöre es Jedem in die Hand! Nur mach' jetzt ein Ende und ...“

„So schwörs meinen drei Rittern hier!“ sagte sie scheinbar ernsthaft, während um Mund und Augenwinkel kleine, spöttisch-verwegene Teufelchen tanzten. Der Herzog hatte nach einen einzigen klaren Moment; den benutzte er, um zu denken, daß Fräulein Kunigunde doch noch alberner sei, als ihm zuerst vorgekommen war. Weil er aber fand, daß nun genug geredet und gescherzt sei und man die schöne Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen dürfe, trat er vor die drei Ritter hin, hob die Schwurfinger der Rechten empor und sprach laut und feierlich: „Ich schwöre Euch, daß ich das Fräulein von Pogen als mein ehelich Gemach nach Bayern führen werde!“

Dann lachten Beide unbändig. Was sonst noch in jener Nacht geschworen und gethan wurde, läßt sich leichter errathen als erzählen.

Am Morgen, noch ehe der erste rosige Streif im Osten dämmerte, nahm der Herzog Abschied von Kunigunde und dem verschwiegenen Paradiesgärtlein, das sie ihm erschlossen hatte. Wohl that es ihm leid, daß diese holde Nacht schon entschwunden war, aber er nahm sich vor, ihr keine zweite folgen zu lassen. Zu süß, allzu süß war gewesen, was sie ihm offenbart hatte, und er spürte deutlich, daß er, sofern er diese Süße noch öfters genoß, sich nimmer werde losreißen können. Und mußte sich doch losreißen, weil er seine junge Mannesfreiheit so über Alles liebte oder zu lieben meinte. Er drückte Kunigunde ans Herz, küßte sie viele Male und beinahe wären Beide traurig geworden in dieser frühen, trennenden Morgenstunde. Der Herzog aber wollte kein Weh aufkommen lassen, sondern scherzhaft beschließen, was begonnen hatte; darum verneigte er sich jetzt wiederum vor den drei gemalten Rittern und sprach: „Habt Dank, Ihr Herren, daß Ihr uns so freundlich bewacht habt! Habt Dank und ...“.

Weiter kam er nicht. Schrecken trat plötzlich in sein Gesicht, sträubte sein Haar, ließ ihn zurückprallen, bis ans andere Ende des Gemachs. War Das, was er sah, Wahrheit oder Sinnestäuschung? Wars ein Spuk, der ihn äffte, oder eine Wirklichkeit, die er gestern abends, in Rausch und Brand, nicht erkannt hatte? Wie immer es gewesen sein mochte: die drei gemalten Ritter waren jetzt lebendig. Ihre Gewänder und ihre Harnische waren immer noch gemalt, aber unter den mit Federn geschmückten Helmen blickten drohende Männergesichter mit funkelnden Augen hervor, und als der Herzog jetzt unwillkürlich nach dem Schwert griff, das er an das Bett gelehnt hatte, und erproben wollte, ob die spukhaften Ritter am Ende hiebfest seien, da zogen die Arme, die gestern noch aus Farbe und Leinwand schienen, drei breite Schwerter aus den Scheiden und von bärtigen Lippen, die gestern noch ewige Stummheit vorgetäuscht hatten, scholl es drohend: „Herr Herzog, denkt an Euren Schwur!"

Da wußte der Herzog, daß Fräulein Kunigunde, die ihm so thöricht vorgekommen, viel schlauer war als die gewitzten Damen der vorigen Tage und als er selber dazu. Er ließ sein Schwert wieder fallen, wandte sich zu ihr und wollte ihr eben sagen, daß er diesen Handel nicht schön finde, aber sie kam ihm zuvor und sprach sehr ernst: „Ich bitte Euch, Ihr drei Herren, gebt dem Herzog sein Wort zurück! Gestern noch kams mir nur darauf an, ihn und seine Ehescheu, von der ich so viel gehört, zu überlisten. Heute aber (hier überzog ein tiefes Roth ihr blaß gewordenes Gesicht) weiß ichs besser, und wenn der Herzog mich nicht aus freien Stücken, nur, weil er mich lieb hat, freien will, dann mag ers sein lassen, und so mein Vater es wünscht, will ich den Scherz dieser Nacht gern mein Leben lang im Kloster büßen!"

Da wußte der Herzog plötzlich, daß ihm seine Mannesfreiheit gar nicht mehr so übermäßig theuer war. Er beugte das Knie vor Kunigunde und sprach: „Mein Fräulein, ein Wittelsbacher läßt sich weder Geschenke noch Worte zurückgeben, nicht von Euch und nicht von diesen Herren. Was ich geschworen, bleibt bestehen, und wenns Euch recht ist, bitten wir sofort um Eures gräflichen Vaters Segen."

Da lachte und weinte Fräulein Kunigunde und die drei wirklichen Ritter traten hinter den gemalten vor, um das junge Paar feierlich zum Grafen zu geleiten.

Kurze Zeit danach zog das Grafenkind von Pogen fröhlich als Herzogin in Bayern ein. Unter ihrem reichen Brautschatz war auch ein altes Bild, das drei Ritter darstellte und darum seltsam war, weil Gesichter und Arme der Ritter durch einen Druck zurückgeschlagen und durch dahinter tretende, lebendige Menschen ersetzt werden konnten, was eigenartig und schreckhaft aussah. Wer immer am Hof dies Bild erblickte, hielt es nur für die müßige Spielerei des Malers; das Herzogspaar aber lächelte jedesmal, so oft davon die Rede war. Wer eifrig sucht und Glück hat, findet das Gemälde heute noch in irgendeinem verlassenen Gang der Residenz.

München. Carry Brachvogel.

Fleischnahrung.*)

Trotz den ewig wiederkehrenden Klagen über zu wenig Fleisch ist es eine unumstößliche Thatsache, daß der Fleischkonsum in den Städten (weniger auf dem Lande) in fortschreitendem Steigen begriffen ist. Man müßte, wenn heutzutage noch immer viel zu wenig Fleisch vorhanden ist, annehmen, die Bevölkerung früherer Dezennien sei aus dem Hungerzustand nicht herausgekommen; und doch sehen wir die Nachkommen aller dieser Menschen heute der Hauptmasse nach wohl und gesund unter uns.

Im Anfang der siebenziger Jahre beobachtete schon Voit, daß münchener Arbeiter einen sehr ausgeprägten Drang nach Fleischgerichten haben, und sagte: „Es giebt aber auch einen Luxus in der Fleischkonsumption; einen solchen treiben die gut bezahlten Arbeiter, die sich in den günstigen Verhältnissen Münchens an eine zu reichliche Fleischkost gewöhnt haben; ich fürchte oder bin überzeugt, daß dieser Luxus bald verschwunden sein wird.“ Die Zeiten haben dieser Prophezeiung nicht Recht gegeben. Im Gegentheil: der Fleischkonsum ist stetig größer geworden. Unser Fleischkonsum ist groß gegenüber früheren Jahrzehnten und enorm im Verhältniß zu manchen anderen Nationen, wie gegenüber den Italienern, die, trotz einem vielleicht nur ein Fünftel so großen Fleischkonsum, gewiß körperlich nicht zurückgeblieben sind und sich recht wohl befinden.

Die Zahlen über den Fleischkonsum stimmen nicht ganz überein. So giebt das Kaiserliche Gesundheitamt für 1905 bis 1911 52,3 Kilo pro Kopf und Jahr für Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch zusammen an als Schlachtgewicht. Eßlen suchte in einer Polemik zu beweisen, daß es nur 46 Kilo seien. Verzehrbar ist aber noch mehr an Fleisch. Das Schlachtgewicht bedeutet die ausgeweideten Thiere; bei den Rindern sind Kopf und Schwanz, Leber, Milz, Herz, Lunge, Gehirn, Euter, Zunge, Blut usw. schon abgerechnet; bei den Schweinen wird Kopf und Haut nicht abgerechnet. Ein beachtenswerther Theil des Schlachtthieres fällt also außerhalb der Berechnung. Zu den Schlachtabfällen gehören nicht, wie das schlecht klingende Wort Abfall vermuthen läßt, nur ungenießbare, sondern zum Theil sehr wohlschmeckende und recht werthvolle Dinge.

Der Deutsche hat die besondere Eigenschaft, daß er das Fleisch und die fleischigen Theile der Thiere besonders ökonomisch verwerthet. Kein

*) Herr Geheimrath Rubner, Kochs Nachfolger in der Leitung des berliner Hygienischen Institutes, läßt (in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft) ein Buch erscheinen, von dem hier ein Stückchen veröffentlicht wird. Ein wichtiges Buch, in dem, unter dem Titel „Wandlungen in der Volksernährung“", der berühmte Physiologe und Hygieniker „das eigentliche Wesen und die unbewußte Tendenz“ der Volksernährungsitten als ein Meister der Theorie darstellt.

Land kennt die Wurstfabrikation in ähnlicher Ausdehnung, wie sie sich bei uns entwickelt hat. Ich vermuthe, daß die Ausbeute an genießbaren Theilen kaum in allen Ländern gleich sein wird.

Ueber die Beziehung des Schlachtgewichts zu den Bestandtheilen, die noch genießbar sind (inclusive Bauchfett), wurden in neuster Zeit einige Mittheilungen gemacht, die sich auf sorgsame Auswiegungen, ausgeführt im berliner Schlachthof, stützen. Danach ist das Schlachtgewicht zu vermehren bei Rindern um 21,96, bei Kälbern um 32,31, bei Schweinen um 26,88, bei Schafen um 20,89 Prozent. Da bei uns von der Gesammtmasse des Fleisches 30,4 Prozent auf Rindfleisch, 6,2 auf Kalbfleisch, 61,3 auf Schweinelfeisch, 2,1 auf Schaffleisch trifft, berechnet sich für das Gesammtmittel des Schlachtabfalles eine Korrektur von + 26,6 Prozent (davon könnte man etwa 4 für Bauchfett noch in Abzug bringen), so daß die verzehrten Theile also das 1,276fache des Schlachtgewichts aller Thiere betragen.

Darin ist aber noch das Bauchfett und das am Schlachtstück haftende Fett enthalten, von dem ein Theil ohne Weiteres entfernt wird und als solches in den Handel kommt. Wenn man die bei König (Chemie der Nahrungmittel) angeführten Werthe des Fettgehalts der Schlachtstücke betrachtet, so sind die Zahlen nur zu einem annähernden Mittelwerth geeignet (in runder Zahl: Rind 27, Kalb 16, Schaf 30, Schwein 42 Prozent Fett). Nach der Mischungzahl unserer Schlachtthiere käme man rund auf 35 Prozent Fett. Nimmt man, was allerdings ziemlich willkürlich ist, an, daß die Hälfte dieses Fettes als solches beseitigt werde, was zu hoch erscheint, so müßte die Rohfleischberechnung um 17 Prozent zu hoch werden.

100 Schlachtgewicht	= 122,6	Theile Rohfleisch + Fett
davon ab für Fett	17	„
	105,6	Theile für Rohfleisch.

Das Verhältniß von Rohfleisch zu Reinfleisch setzt man meist wie 100:80; also würden sein: 100 Kilo Schlachtgewicht = 106 Kilo Rohfleisch × 0,8 = 84,8 Kilo Reinfleisch. Demnach die von Eßlen berechneten 46 Kilo Rohfleisch × 0,8 = 36,8 Kilo Reinfleisch.

Dazu kommen noch andere Fleischarten. Wahrscheinlich sind die Schätzungen dieser Fleischquellen zu klein. Für See- und Süßwasserfische werden nach der Statistik rund 7 Kilo pro Kopf und Jahr angegeben. Die eßbaren Theile werden mit Eßlen zu 4 Kilo angenommen. Lichtenfelt giebt für Deutschland Geflügel zu 2,25 und Röhrig giebt Wild zu 1,8 Kilo pro Kopf an. Manche meinen, Dies sei zu viel, ohne daß ersichtlich wäre, wie man eine genaue Angabe heute machen könnte, Eßlen reduzirt diesen Konsum auf 2 Kilo pro Kopf und Jahr.

Man käme sonach

auf	37,0 Kilo	= 86,0	Prozent
+	4,0 „	= 9,3	„
+	2,0 „	= 4,7	„
=	47,0 Kilo reines Fleisch pro Kopf und Jahr.		

Mit dieser Annäherung müssen wir uns vorläufig genügen lassen; weitere experimentelle Untersuchungen über die Möglichkeit einer genaueren Feststellung sind für die Zukunft nicht zu entbehren. Ein eben so gesuchtes, dem Fleisch gleichbewerthetes „Eiweiß“ wären die Eier, deren Konsum, wie der des Fleisches, sich steigert. Genaueres ist nicht bekannt.

In der Literatur wird vielfach von einem Normalfleischbedarf einer Nation gesprochen; den giebt es überhaupt nicht. Man könnte also höchstens die Frage stellen, wie groß der heutige Konsum sei. Diese Konsumzahlen sind so gewonnen, daß die Gesammtfleischvorräthe durch die Einwohnerzahl dividirt ist. Damit hat man denn oft verglichen, wie viel für einen Arbeiter (nach Voit) Fleisch gefordert werde. Das Ergebniß dieses Vergleichs hängt von vielen wandelbaren Verhältnissen ab, wie der Relation der Stadt- zur Landbevölkerung vor Allem, von der Zahl der Nachwuchses (der ja in der ersten Zeit hauptsächlich mit Milch aufgezogen wird) und von vielen nationalen Gewohnheiten. Das Resultat wird weder für noch gegen eine gute Ernährung einer Nation entscheiden.

Man hat aber bei allen solchen Berechnungen auf die „Nation“ generell den Fehler gemacht, auf Kopf und Jahr zu rechnen, wobei man sich nicht klar machte, daß man bei solchen Rechnungen nicht mehr mit dem Wort „pro Kopf“ operiren darf, sondern sagen muß, was man sich darunter vorstellt. Die Ernährung hängt von der Masse des Körpers ab; ob unter „Kopf“ der Eine 70 oder 60 oder 55 Kilogramm schwere Menschen verstanden wissen will, ist gar nicht erörtert worden. Höchstens hat man Kinder unter sechs Jahren und ältere Leute über Siebenzig bei der Berechnung außer Betracht gelassen.

Wir müssen das mittlere Gewicht der Bevölkerung für die folgende Betrachtung annähernd kennen. Die Berechnung geschieht elementar so, daß man die in jeder Altersklasse vorhandenen Menschen und deren mittleres Körpergewicht als Ausgangspunkt nimmt und so das allgemeine Gewichtsmittel ableitet. (Im Grunde genommen, wäre es wichtiger, die Oberfläche der einzelnen Altersklassen zu berechnen und aus der mittleren Oberfläche zunächst auf die Masse zu schließen; ich habe Dies auch ausgeführt; die Differenzen sind praktisch ohne Belang.) Das Mittel der „Nation“*) ist pro Kopf der Bevölkerung 45 Kilo, das Mittel einer Großstadt, wie Berlin, mit anderem Aufbau der Bevölkerung 49 Kilo. Der Fleischvorrath des Reiches hat also nur 66 Millionen Menschen zu 45 Kilo Körpergewicht zu ernähren, aber nicht „Personen“, deren Gewicht man sich beliebig vorstellen kann.

Berechnen wir jetzt den thatsächlichen Fleischgebrauch, so erhalten wir für das Reich für 45 Kilo Körpergewicht 43 Kilo Fleisch, pro 1 Kilo Körpergewicht also 0,955 Kilo, oder für den Erwachsenen von 70 Kilo

*) Ich habe die Werthe von Quetelet benützt, da vorläufig nur Näherungzahlen genügen.

66,8 Kilo reines Fleisch pro Jahr oder für den Tag 183 g. Ein Zufall will, daß Dies fast Voits Forderung (191 g) für den mittleren städtischen Arbeiter erreicht.

Hätte man also das vorhandene Material richtig berechnet, so wäre man zu dem Resultat gekommen: es fehle nicht nur nicht an Fleisch, es reiche sogar der Vorrath hin für 35 Prozent Fleischeiweiß in der Tageskost aller Menschen.

Lichtenfelt (Landwirthschaftliche Jahrbücher, 1897) giebt den Fleischverbrauch für Berlin zu 70,9 Kilo und für München zu 80 Kilo pro Jahr an (für 1893). Den Grad der Zuverlässigkeit solcher statistischen Erhebungen zu bemessen, liegt außer meiner Möglichkeit. Treffen aber die Angaben zu und betrachtet man sie auch nur als Schlachtgewicht und rechnet daraus das Reinfleisch mit Hinzufügung der angegebenen Werthe für Fische, Geflügel und Aehnliches, so hätte man rund

	für Berlin	für München
Fleisch	60,3 Kilo	68,0 Kilo
Fische	4,0 „	4,0 „
Geflügel	2,0 „	2,0 „
pro Kopf	66,3 Kilo	74,0 Kilo
pro Kilo	1,35	1,57
und pro Erwachsenen und Tag	259 g	289 g

Der Fleischvorrath bedeutet, daß, wenn Groß und Klein Fleisch äße, vom Säugling bis zum Greis Jedes, Frau und Mann, so viel essen kann, wie ein Mensch von 70 Kilo, wenn er 259 bis 289 g pro Tag verzehrt. Wollte man also Kinder und alte Leute mit reduzirten Werthen einsetzen, so würde der Konsum für die Uebrigen noch viel höher werden.

Wenn man die für eine Bevölkerung unhaltbare Forderung von 191 g reinen Fleisches pro Tag beibehalten wollte, so sehen wir in München einen Konsum, der fast um die Hälfte höher ist, als man für eine wohlsituirte Familie je gefordert hat. Mag es also auch begründet sein, daß gerade diese städtische Konsumptionstatistik nicht allzu genauen Anforderungen gewachsen ist, so ergiebt sich doch, wie enorm ein reichlicher Fleischgenuß in den Städten sich ausgebreitet hat.

Dieses gewaltige Mehr an Fleisch kann doch unmöglich so erklärt werden, daß etwa im Mittelstand und im sehr begüterten Stande allein viel verzehrt wird und daß so für den gelernten und ungelernten Arbeiter zu wenig bleibt. Der Mittelstand und der begüterte machen einen viel zu kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus. In deren Konsum ist auch jener einer großen Zahl von dienenden Personen noch mit einbegriffen, die meist, was die Art des Essens anlangt, von ihrem Arbeitgeber nicht sehr verschieden sich verhalten. Vom Fleisch allein kann ohnehin Niemand leben, und wenn man selbst mit Forster annehmen wollte, daß die Kost Bemittelter allgemein 20 Prozent Eiweiß enthält, wie er es in einigen Fällen gefunden hat, oder auch noch mehr, so ist Das nur um wenige Prozente höher, als dem mittleren Gehalt der Kost

an Eiweiß (16 Prozent Eiweißkalorien) entspricht. Demnach läßt sich die begüterte Klasse nicht so mit Fleischeiweiß „belasten“, daß dadurch eine irgendwie nennenswerthe Schmälerung der anderen zahlreichen Konsumenten in Frage käme. Da man ferner gewiß sein kann, daß in jeder Stadt, abgesehen von Kindern und alten Leuten, auch viele Erwachsene, besonders oft Frauen, entweder kein Fleisch oder wenig essen, aus irgendwelchen diätetischen Gründen, so muß ein großer Theil der Bevölkerung also mehr konsumiren, als man vor ein paar Jahrzehnten auch nur für möglich gehalten hätte.

Was mag der Städter wohl im Durchschnitt überhaupt verzehren? Völlige Nachweise über den Nahrungmittelkonsum habe ich nur selten gefunden. Von Schiefferdecker und Mayr rühren Angaben aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts her, die ich bei Voit (Untersuchung der Kost) citirt finde. Die Nahrungmengen sind angegeben; den Kalorienwerth füge ich nach eigener Berechnung hinzu. Täglicher Konsum pro Kopf:

	g Eiweiß	g Fett	g Kohlehydrate	kg Kalorien
München	96	65	492	3013
Paris	98	64	465	2903
London	98	60	416	2661
Mittel	97	63	443	2896

Alkoholica sind nicht angegeben; sie würden noch zu beachten sein.

Ich habe mir einmal die Aufgabe gestellt, in einer sehr mühsamen Ausrechnung auf Grund unserer wissenschaftlichen Erkenntniß des Nahrungbedarfs unter Berechnung aller Altersklassen und unter Schätzung der Berufe nach ihrer mechanischen Arbeitleistung für eine Stadt zu berechnen, wie groß man wohl pro Kopf den Konsum annehmen müßte; das Gewicht verschiedener Personen verschiedener Altersklassen nahm ich nach Quetelet an, den Altersaufbau gleich der Nation, was einige Prozent Ungenauigkeiten bewirkt. Ich fand als Konsum pro Kopf und Tag = 45 Kilo Lebendgewicht: 88 g Eiweiß, 56 g Fett, 342 g Kohlehydrat = 2281 kg Kalorien. (Rein-Kalorien, Harn und Koth abgerechnet.) Das würde ausmachen, auf einen Menschen von 70 Kilo gerechnet: 136,5 g Eiweiß, 85,4 g Fett, 532,0 g Kohlehydrat = 3549 Kalorien. Dabei sind also die wohlhabenden Klassen wie die minder bemittelten entsprechend eingeschätzt.

Wenn man bedenkt, daß die erste Berechnung nach der Zufuhr der Nahrungmittel in die Stadt und meine nach den unbedingt in den Körper einzuführenden Nahrungmitteln aufgestellt ist, so stimmt die Kalkulation besser, als man hoffen durfte. Denn von den Nahrungmitteln verdirbt viel, die Zubereitungverluste sind nicht unerheblich und der Verlust bei Tisch ist beachtenswerth. Vergleiche ich einen Städtekonsum mit 2859 kg-Kalorien pro Kopf mit den 289 g Fleisch des münchener Konsums, so käme dabei schon so viel Eiweiß auf Fleisch, daß fast zwei Drittel des gesammten Konsums an Eiweiß gedeckt werden könnten; in Berlin nicht viel weniger.

Nun muß ja allerdings in Erwägung gezogen werden, daß in den Großstädten immerhin ein ziemlicher Prozentsatz an Fremden lebt, die nicht alle in der Statistik wieder erscheinen. Dies allein dürfte aber den Unterschied nicht erklären; denn München hatte den hohen Fleischkonsum, als es noch weit davon entfernt war, Fremdenstadt zu sein. Dies weist vielleicht auf einen Umstand hin, der allerdings statistisch nicht zu fassen ist: auf das enorme Anwachsen der Verköstigung außer dem Hause, in den immer mehr anschwellenden Restaurationen und öffentlichen Lokalen ähnlicher Art, was namentlich auch für Berlin gilt. Die Kost ist dort überall eine fast ganz überwiegende Fleischkost, die wichtigsten Speisen sind immer Fleischspeisen und das Uebrige, wie Gemüse und Beilage, ist recht unbedeutend; und die Brotdosis reduzirt sich bei vielen auf eine sehr schmale Ration. Das Essen außer dem Hause bildet für viele Tausende einer Großstadt die Regel, und welchen immensen Einfluß Dies auf das Budget ausübt, ist oft genug hervorgehoben worden.

Um Etwas über die Kost außer dem Hause zu erfahren, hat Kißkalt einige Untersuchungen in Berlin angestellt und gefunden:

1908 erhielt man für 1 Mark

in einem Restaurant nur	775	Kgcal.	mit	84,3	g Eiweiß
in einer Kutscherkneipe	1862	„	„	72,8	„ „
in einer Arbeiterwirthschaft	1919	„	„	78,2	„ „
in einer Volksküche	3991	„	„	108,3	„ „

Selbst die Kost in der Volksküche war für viele Kategorien von ungelernten Arbeitern noch zu theuer und dabei zu eiweißarm. Unter den Restaurants wurde sogar zu der Feststellung nur eins der bescheideneren gewählt, das für 1,20 M. etwa ein Mittagessen liefert.

Was hier an ein paar Beispielen über die großstädtische Ernährung sich sagen läßt, wird zweifellos auch für manche andere Fälle Geltung haben, wenn schon die Verköstigung außer dem Hause in anderen Ländern nicht ganz die Rolle spielt wie bei uns. Ueberall aber (und damit kehre ich zur allgemeinen Betrachtung zurück) finden wir Gruppen von Menschen, deren Ernährung aus manchen Gründen nicht den unerläßlichen Ansprüchen genügt. Tausende müssen sich wohl oder übel mehr an die überwiegende vegetabilische Kost halten und empfinden im Stadtmilieu ihre Ernährung als eine Armuth, obwohl in anderen Theilen des Landes mit der selben Ernährung und den selben Nahrungmitteln Zufriedenheit herrscht.

Aus den soeben gegebenen Darstellungen geht aber, wie ich meine, auch zur Genüge hervor, daß man von einer ungenügenden Ernährung im Sinn eines allgemeinen Mangels an Fleisch gar nicht reden kann; wohl aber bringt es eine allmähliche Aenderung der Ernährungweise, die durch Einführung nicht gerade als zweckmäßig zu bezeichnender Speiseformen bewirkt wird und offenbar noch in der Entwickelung begriffen ist, mit sich: daß viel Fleisch gefordert wird, wo andere Ernährungweisen genau das Selbe erzielen würden.

Professor Dr. Max Rubner.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. August 1913.

Die vier Völker.

Bulgaren.

Hat Ihr König die Türken nordwestwärts gewinkt? Daß die Braven vom Ausschuß für Einheit und Fortschritt auf die Gelegenheit lauerten, durch andere That noch als durch Massenmord, der sich ins Kleid eines der Justiz dienenden Strafvollzuges mummt, den Nutzen ihrer Rückkehr in die Macht zu erweisen, ist leicht begreiflich. Leicht, daß sie dem murrenden Haufen, der zornig auf ihr Prassen und Henken blickt, zeigen wollten: Wir haben, erstens, das Heer in der Hand und wir bringen Euch, zweitens, Adrianopel mit Selims Moschee zurück, die Kiamils Feigheit an die Gjaurs verschleudern wollte: also war unsere Wiederkehr, unser Putsch, unsere Meuchelei Das, was die Oesterreicher, unsere Freunde von gestern, eine Staatsnothwendigkeit nennen. Begreiflich. Doch diese Jungtürken waren völlig entkräftet; waren so weit, daß ihr Großwesir Said Halim, der verschuldete, eitle, zerfahrene Enkel des berühmten Egypterpaschas Mehemet Ali, sich schon, wie Scherif Pascha in seiner Monatschrift „Mècheroutiette" berichtet, an einen Sohn des entthronten Sultans herangemacht und versucht hatte, den alten Schlaukopf Abd ul Hamid noch einmal auf den Khalifensitz zu schwatzen. Als den Sultan der Jungtürken diesmal, denen er zuvor einen Generalpardon zu verbürgen hätte. So hoch wippte schon die andere Seite des Schaukelbrettes. Das Prachtkerlchen Enver, das immer aus der Versenkung taucht, wenn

mit Lärm und Glanz Etwas zu unternehmen ist, das nie Frucht tragen kann, hat, als verhaßter Mörder des Generals Nazim, der beim Griechendorf Tschataldscha den Vormarsch der Bulgaren hemmte und Konstantinopel vor dem Sturm schirmte, weder Gewalt über die Armee noch die Finderkunst, die unter der Erde das paktolische Goldbett ahnt. Woher kam der schnelle Entschluß, woher das Geld, auf einem zerstampften, ausgeplünderten Boden, in diesem des Viehs und des Korns beraubten Thrakien ein Heer von hunderttausend Mann zu ernähren? Daß die Türken einen internationalen Vertrag, dessen Abschluß sie, nach vier Monaten eklen Geschachers, erfleht hatten, plötzlich, ohne den allerwinzigsten Rechtsgrund, brachen, ist ein Verbrechen (das jetzt noch nicht gestraft wird, weil Kitchener üble Folgen für Egypten, Hardinge üblere für Indien fürchtet). Um auf die Spur des Anstifters zu kommen, muß man zunächst der alten Kriminalistenfrage nachsinnen: Cui bono? Wem nützt dieser plumpe Vertragsbruch? Außer dem Gelichter, das auf dem Bajesidplatz alle Gegner des Komiteeklüngels henken läßt, nur Ihrem König. Ferdinandus Rex hat viel Geld und weiß von Mama Klementine (wenn diese kluge Tochter des Bürgerkönigs ihn noch beriethe, wäre Ihnen manche Thorheit erspart geblieben), daß man nicht knausern darf, wos an den Kragen geht. An den Hermelinkragen gar; und in dem sind die Motten, seit der Zwist mit Peter, Konstantin und Karl begann. So fest, wie er sich vor Alfonso und Manuel in London einst rühmte, saß Ihr Koburg-Bourbon schon im Mai nicht mehr auf seinem Gaul. Hat er Ihnen nie das Eisenbahnerlebniß mit dem Chiromanten erzählt? Der weissagte ihm aus der Handtellerlinie einen ungeheuren, alles Hoffen überstrahlenden Erfolg fürs Jahr 1912. Und danach? „Nichts mehr zu sehen." Für einen Abergläubigen unheimlich. Rumelien, Thrakien, Makedonien: und gleich danach das Ende aller Herrlichkeit? Der kluge Mann baut vor. Rühren die Türken sich, scheinen sie wieder gefährlich, dann können Serben, Griechen, Rumänen nicht ihre ganze Kraft an die Schwächung Bulgariens wenden; dann müssen sie raschen Friedensschluß ertrachten und sich, noch einmal, wider Osmans Horde bündeln. Bliebs in Südost still, dann ließen König Konstantin und Wojwoda Putnik sich auf dem Marsch nach Sofia nicht hemmen; hätte auch Rumänien die Grenze Turtukaja-Baltschik sammt der freien Aussicht nach Rust-

schuk und Schumla nicht ohne Kampf durchgesetzt. Danach? Wahrscheinlich: Revolution. Fast sicher: Thronwechsel. Der Einfall, die Türken heranzuwinken (und, da sie kamen, Europam schluchzend anzuflennen), wäre ein Kunststück tüchtiger Balkandiplomatie gewesen. Und ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Adrianopel, das unentbehrliche Kronjuwel, in Nothzeit beinahe ungeschützt war?

Sie brauchten die Türkei als repoussoir, als den dunkel schattirten Grund, von dem Ihr hellerer Wesenston sich abheben konnte; und werden diese Folie noch oft vermissen. Wer aus den verwahrlosten Wilajets, von der siechen Türkenerde über Ihre Grenze kam und sah, wie fleißig und sauber da für Roggen und Weizen, Hafer und Gerste, in der Ebene von Philippopel für Reis und Bohnen gesorgt wurde, wie ansehnlich der Viehstand, wie weit gediehen der Anbau von Mais, Rosen, Reben, Maulbeeren, Tabak war (wenn Ghenadiew im Auswärtigen Amt nur die Hälfte Dessen leistet, was er als Ackerbauminister geleistet hat, können Sie zufrieden sein), Der trug den Ruhm Ihres Volkes und seiner Lebensschöpfung durch den Erdtheil und rief in jedes Ohr, von Bulgarien sei noch Ungemeines zu erwarten. Glauben Sie nicht, daß wirs vergessen haben und, seit das repoussoir fehlte, auf Ihrem mühsam bestellten Boden nur noch Dunkel und Gräuel erblickten. Nein. Doch wir haben dieses Volk von Bauern und Hirten ein Bischen gründlicher kennen gelernt. Tapfere Kerle; baumstark und dabei zäh wie Katzen; heute schwer verwundet und nach vier Wochen wieder, lachend, im Feld. Aber Bauern im Stil Zolas, nicht Mistrals, Anzengrubers oder gar Auerbachs. Auf greifbaren, münzbaren Nutzen erpicht; ohne das kleinste metaphysische Bedürfniß (die Religion gehört zum Geschäft, das einer sicheren Geltung im Kreis der Rechtsgenossen bedarf), ohne ein Fünkchen ehrfürchtiger Inbrunst vor irgendeiner Person, einem Ding; auch ohne Skrupelknubben im Hirn und die leiseste Hemmung im Gewissen („Was ist Das?“ Der Bulgarenkatechismus antwortet nicht); stets bereit, sich dahin zu wenden, wo höherer Gewinn lockt, vom battenbergischen zum russischen Alexander, von Stambulow zu Ferdinand, von Holstein-Gottorp zu Habsburg-Lothringen; mit Bewußtsein, mit grinsendem Stolz undankbar (den Rumänen und Russen, die für ihre Befreiung fochten, den Deutschen, die auf Hauptgebieten nationalen Lebens ihre Lehrer

und Drillmeister waren); die akkumulirte Kraft nur der Aufgabe zugewandt, sich selbst und, weil davon jeder Einzelne Vortheil hat, das Vaterland zu bereichern, mit dem Pflugschar, mit Kaufmannslist, mit dem Schwert. Sems Söhne, deren pfiffige Betriebsamkeit dem russischen Bauer bis zur Lebensgefährdung überlegen ist, haben Ihnen nie zu schaden vermocht; konnten auf Ihrer Scholle kaum vorwärtskribbeln. Deshalb möchte die Judenstadt Saloniki tausendmal lieber türkisch als bulgarisch werden. Der Bulgare ist nicht einzuseifen; will Jeden, dem er ans Kinn kann, über den Löffel barbiren; und würde wild, wenn von ihm ein Anderer Schmarotzerprofit heimtrüge. Auch den Ertrag des Parasitenwerkes will er für sich. Bulgarus: ein stämmiger Kerl, doch einer, mit dem nicht gut Kirschen essen und über Rosenöl feilschen ist; le bougre der Franzosen: Strolch und Henker in einer Hülle; ein wüster Gesell, der sich, weil er stramm geschanzt und gefochten hat, noch nicht einbilden soll, er dürfe sich in die Hochzucht der Menschheit reihen.

Trotz allem von der Habgier gepeitschten Fleiß, trotz steter Bereitschaft zum Blutopfer und einer Nachahmerbehendheit, die den im Tiefsten und Höchsten Unproduktiven, Einzelnen und Völkern, oft als Trostgeschenk ward, steht Ihre Masse noch auf der untersten Stufe des Menschenempfindens. Mit beiden starken Beinen noch in der Höhlenmoral, die ihre Ahnen vor tausend Jahren zum Schrecken Europas machte. Beschönigung hilft nicht. Ihre Soldaten haben gehaust wie Attilas Hunnen, wie, an ihren schlimmsten Tagen, die Mongolenhorde unter Dschengis Khan. Nicht nur gegen Musulmanen, an denen ganze Geschlechter, ganze Jahrhunderte gräßlichster Sklavenpein zu rächen waren; nein: gegen Christen; serbische und griechische Glaubensgenossen. Das haben nicht allein die Könige Peter und Konstantin, nach den Meldungen ihrer Heerführer, bezeugt, von denen Ihr sagen mögt, daß sie aus feindsäligem Auge aufs Schlachtfeld schauten; auch französische Journalisten, Oesterreicher, Beamte und Bürger (in Seres), und die von der serbischen Regirung berufene Aerztekommission, in der neben einem Serben (und einem mit Photo- und Kinematographie beauftragten Rassegenossen) ein Deutscher, ein Norweger und zwei Franzosen (Arzt und Zeitungmann) sitzen. Diese Sechs sind von Belgrad nach Paracin, Zajecar, Kujagewatz gereist, über Negotin und Radujewatz (zu Wagen und zu Schiff) heimgekehrt und haben

überall die Bewohner aufgefordert, den durch Bulgaren erlittenen Leibesschaden untersuchen zu lassen. Ernste, unparteiische Männer, die keinen Grund haben, Euch zu grollen, und nur aufschrieben was die Nachprüfung als wahr erwies. Abgeschnittene Ohren, Nasen, Geschlechtswerkzeuge, Folterung Verwundeter, Ertränkung Gefesselter, Enthäutung und Blendung Waffenloser: diese Liste kannten wir schon. Was der neue Bericht meldet, könnte Abgehärtete selbst in Herzkrämpfe hinstrecken. In dem kleinen Ort Zajecar wurden neununddreißig Frauen und Mädchen untersucht, die, nach dem Ueberfall, von bulgarischen Soldaten geschlechtlich mißbraucht oder entjungfert worden waren; Kinder von elf, Greisinnen bis zu neunzig Jahren. Neunzig! Ein paralytisches Weib dieses Alters ist von zwei Soldaten geschändet worden; einer kletterte auf sie, wie auf ein Reitthier, der andere sah zu. Eine siebenzigjährige Witwe, der fünf Kinder gestorben waren, wurde vom Feld weggeschleppt und mit Kolbenstößen gezwungen, vier wiehernde Soldaten über den welken Leib zu lassen. Ein junges Weib mußte, mit dem einen Monat alten Kindchen im Arm, eine Schändung und einen Versuch dazu dulden. Zwölf Mann, in einem Fall zwanzig, haben, einer nach dem anderen, das selbe Weib (oft vor dessen junger Brut) mißbraucht; blutende, zerschrammte Leiber, aus denen das Bewußtsein gewichen war. Wo die Patrouillereiter, Gemeine und Chargirte, auf dem Feld einen Weiberrock gerochen hatten, saßen sie ab und fielen über die Trägerin her. „Der Gesammtertrag der Zeugnisse und Untersuchungen mußte die Kommission in die Ueberzeugung bringen, daß die Bulgarentruppe die Frauenschändung systematisch getrieben hat. Im Bezirk von Kujazewatz war die Mehrheit der geschändeten Kinder und Weiber der Kommission unerreichbar; Scham und Angst (ihre Leibesschmach ans Licht zu tragen) hielt viele zurück und andere waren mit den überlebenden Dorfgenossen in die Ferne geflüchtet.“ In diesen Satz mündet der Bericht. Namen und Wohnorte sind angegeben; die Unterschrift des Herrn Dr. Schliep von der berliner Universitätklinik bürgt Deutschen für die Gründlichkeit der Prüfung. Alle Dörfer und Städte wurden zerstört; Briefkasten und Geldschränke erbrochen; Häuser verbrannt; Getreidevorräthe mit Petroleum begossen und angezündet; Apotheken vernichtet; Krüppel und Greise mit Kolben oder Bayonnette getötet. Geistig

erkrankte Weiber, syphilitisch verseuchte Mädchen irren heulend durch die Brandstatt. Die Schandkerle, die sich an ihnen geletzt hatten, waren meist sinnlos trunken. (Bei Kula, im widiner Winkel, wurde eine fast vollzählige Bulgarencompagnie gefangen, während sie ihren Rausch ausschlief.) Ists genug? Wollen Sie, unter solcher Beweislast, noch länger von „einzelnen bedauerlichen Ausschreitungen“ faseln und, wider die Aussage unbefangener Augenzeugen, der Welt einreden, von Ihren Gegnern sei Schlimmeres geschehen? Uns ekelt vor den ruchlosen Lügen, mit denen Sie die Oeffentliche Meinung Ungarns, Oesterreichs, Europas zu spicken versuchten. Am elften Juli telegraphirten aus Sofia sechzehn Ihrer Notabeln an mich, Exminister (Ghenadiew und Tontschew, die seitdem wieder ins Amt kamen, waren darunter), Synodalpräsident, Metropolit, Großrabbiner, Kammer-, Akademie-, Handelskammer-Präsident, Universitätrektor, Mitglieder der Sobranje und der Wissenschaftakademie; baten mich, gegen den „in der Geschichte beispiellosen Vandalismus der Griechen“ zu sprechen, die in Saloniki die kleine Bulgarengarnison, statt ihr für die Mitwirkung zur Einnahme der Stadt dankbar zu sein, überrumpeln und vernichten (anéantir) ließen. „Bis auf den Grund der Seele sind wir von dieser unerhörten Handlung empört; und wir beklagen das Verbrechen der Griechen um so schmerzlicher, als wir mit ihnen in Eintracht und Brüderlichkeit zu leben wünschten.“ Dieser Wunsch ist, werthe Herren, nicht fühlbar geworden. Daß Ihre Truppe plötzlich Gjewgeli besetzte und die Griechen von den Serben zu trennen versuchte, war doch wohl kein Zeichen brüderlicher Zärtlichkeit. Und die Thatbestände? Hassan Tahsim Pascha hat am achten November 1912 Saloniki den Griechen übergeben, die am neunten einzogen; als von den Bulgaren erst ein Reitertrupp dort war, dem dann die Struma-Armee unter dem Kronprinzen Boris folgte. Die drang, wider den Wortlaut des Protokols vom einundzwanzigsten Mai, über die neutrale Zone in das von den Griechen okkupirte Gebiet vor; und nachdem die Bulgaren obendrein Gjewgeli besetzt hatten, ließ, am ersten Juli, der Kommandant von Saloniki die bulgarische Garnison auffordern, die Waffen abzulegen und in einem Sonderzug über die Grenze heimzukehren. Das wurde geweigert. Bis in die Nacht hinein haben Ihre Leute tapfer widerstanden. Artillerie zwang sie, sich zu ergeben; zwölfhundert Gefangene wurden in den Piraeus geschickt. Vernichtung einer

Truppe, die zur Einnahme mitgewirkt hatte? Die Notabeln von Sofia sind, wie das Ausland, betrogen worden. Was die Griechen thaten, war von harter Kriegspflicht geboten; und ihre Haltung blieb menschlich. Dagegen soll ich sprechen und die Hinterlist und Schandthat der Bulgarenhorde verschweigen? Niemals.

Woher stammen Sie? Niemand weiß es noch recht genau. Von den Finen, die sich bis nach Moesien durchfochten, kommt der Volksname; von den Slaven Religion, Sprache, Alphabet. Neben rein slavischen sieht der Blick echte Mongolenköpfe mit kleinen Schlitzaugen, aus denen das Aepfelchen vorzuspringen scheint. Seit Nikephoros Phokas, der Basileus von Byzanz, gegen Euch Wladimir von Kiew (der später der Schwager Ottos des Großen wurde) in die Donauthäler rief, waret Ihr den Slaven oft befreundet, öfter verfeindet; stets aber, außen und innen, anders als sie; ganz anders als Polen und Russen, Tschechen und Serben. Längst wurdet Ihr Mitlauter in der wirren Polyphonie des Slaventhumes: und bliebet ihm dennoch fremd, wie der Japaner dem Mandschu und Chinesen. Mischvolk. Unter den Ahnen sind pontische Hunnen und Slovenen, Avaren und Türken. Wie mächtig das mongolische Element noch immer ist, wird jetzt offenbar. Besser als die Sawow, Iwanow, Dimitriew würde ein Dschengis Khan an die Spitze dieser Heerhorde taugen, die am Liebsten, als gäbe es keine Maschinengewehre und Shrapnells, noch heute in Klumpen, blind, vorwärts stürmt. An Dschengis mag auch Herr Pinon gedacht haben, da er, vor sieben Jahren, nach einer Rundreise, die ihn die Leistung des Volks und des Fürsten bewundern lehrte, in der Abschiedsstunde den Gastfreunden eine von Marco Polo überlieferte Geschichte erzählte. Als Kübilai Khan, ein Enkel des Allmächtigen, den letzten Sung-Kaiser von China entthront, die Mongolenherrschaft (seit 1280) gesichert und Peking zur Hauptstadt seines Reiches gemacht hatte, ließ er aus der centralasiatischen Steppe Pflanzensamen kommen, ihn in den Hof seines funkelnden Prachtpalastes säen und zeigte im Lenz dann den Kindern das Beet und sprach zu ihnen: „Gedenket der Ahnen; vergesset nie Euren Ursprung aus Niedrigkeit; und wahret stets dieses Fleckchen Erde, aus dem das Kraut der Bescheidenheit sprießt.“ Solche Mahnung hat Ferdinand vergessen. Durfte sie wohl auch nicht wagen. Aber der Bulgarus muß noch viel lernen, viel Laster abthun, ehe er sich einen Europäer dünken und in fremden Bezirken, südlich von der Maritza und west-

sich vom Wardar, Herrschaftrecht heischen kann. Er prahlte frech, übertraf an Grausamkeit das scheusäligste Raubthier und brach dann winselnd zusammen. Wie einst unter der Geißel des Türkensprossen Stambulow, des letzten Paschas in Bulgarien, gegen den in der ersten Woche nach seiner Entamtung sechzig Klagen wegen Frauenschändung eingebracht wurden. Serben und Griechen haben Euch Uebermüthige niedergeschlagen, die Rumänen Euch bis in den Staub gedemüthigt. Daß sie jetzt freundlich sind, rühmt Ihr gar noch. Meinet Ihr nicht, daß auch die Franzosen höchst freundlich zu uns wären, wenn wir ihnen ohne Schwertstreich Elsaß-Lothringen geräumt hätten? Fühlet nicht, daß solche Loblieder Eure Schande nur mehren? Seit der Reussenzar Eurem König verheißen hat, das Aeußerste abzuwenden, athmet Ihr wieder. Soll das alte Spiel sich erneuen? Morgen Oesterreich betrogen werden, wie gestern Rußland betrogen ward? Zu spät. Pflanzet vor den Konak das Kraut der Bescheidenheit. Lasset saubere Menschen still die Mongolensaat ausjäten und den Keim des Gewissens züchten. Nur dann öffnet sich Euch die civilisirte Gemeinschaft.

Griechen.

Jakob Philipp Fallmerayer, der Sie herrisch, als Intimus und Reisegefährte des russischen Generals Ostermann-Tolstoi, aus der vornehmen Familie der alten Hellenen wies und ins Kirchenbuch des Slavengemengsels schrieb, ist heute vergessen. Und mählich schwindet dem Ohr der Menschheit auch der Nachhall des ächtenden, verachtenden Wortes, das den Niedergang des Hellenismus kündete. Seit Bulgarien erstarkt, mit russischer Hilfe Herr über Rumelien geworden war, beim Sultan, beim Zaren, beim Kaiser und König Franz Joseph in Gunst gelangt schien, die Serben besiegt und seinen Erbanspruch auf Makedonien angemeldet hatte, schauten die Balkanvölker nicht mehr aus frommer Sehnsucht nach Athen als nach dem Schoß, dem das Heil orthodoxer Christenheit sich entbinden müsse. Rechtgläubig (im Sinn östlicher Schismatiker) ist ja auch der älteste Sohn Ferdinands (der, ehe er nach Sofia ging, inbrünstig doch um den Segen des Heiligen Vaters warb). Und der Bulgare ist, durch Kraft und List, Ausdauer und Bauernschlauheit, für den Kampf ums Dasein tauglicher als der Grieche; kommt rascher vorwärts, hat mächtigere Sozien, versteht sich besser aufs Geschäft. Hellas? Kann nicht

einmal Kreta zurückerobern. Ist von den Türken geschlagen worden. Das wird nicht wieder. Im letzten Abendstrahl verblühender Schönheit siecht es hin und muß froh sein, wenn die Korinthenernte es vor dem Bankerot rettet. Ihre Lage war unbequemer als die der Nachbarn. Im Wettlauf mit Rußland, Oesterreich, bulgarischen Spinnern, turko-jüdischen Kaufleuten und Geldleihern erlahmten Industrie und Handel (nur im Wilajet Saloniki hielten sie sich vornan, besonders weit in Kawala); und auch das politische Handeln war durch die Pflicht gelähmt, die Türken, in deren asiatischem Reich, von Smyrna bis nach Trapezunt, viele Griechen wohnen, nicht in Rächerwuth zu reizen. Was blieb Ihnen? Der Entschluß zum Bündniß mit Serben und Bulgaren war nicht leicht. Venizelos, der kretische Rechtsanwalt, hatte den Muth, ihn zu fassen. Und der frevle Aberwitz der Bulgaren bescherte ihm doppelte Frucht. Lorber gürtet jetzt die Fustanella der Evzonen. Janina, Saloniki, Kawala, Drama, Seres, Simetli, Xanthi: Schlag auf Schlag. Die Griechen haben gekämpft, daß die Marathonomachoi sich solcher Enkel nicht zu schämen brauchten. Alles war gründlich vorbereitet; überall Ordnung und Mannszucht. Ringsum brummts: „Sie fordern zu viel.“ Abwarten! Venizelos pflegte bisher den Bogen nie allzu straff zu spannen. Freilich: der Weg nach Sofia ist offen und der tausendjährige Hellenenzorn wider den Bulgaren sehnt sich endlich ans Ziel. Aus Thessalien, Thrakien, Makedonien, dem Epirus leuchtet altgoldener Griechenglanz. Von der Aigaierküste her ächzen Gefilde und Städte, in denen fast nur Griechen wohnen und in denen der Bulgare nun schlimmer noch als der Türke gehaust hat. Auferstandener Volksgeist kriecht nicht feig ins Grabgewölb zurück. Bedenket aber: daß noch manche keimkräftige Wurzelknollen aus der langen Zeit graeco-walachischen Haders wegzuroden sind; daß der Bulgare im Weichen schon den Anlaufsraum zum nächsten Vorsprung berechnet; daß Ihr den Türken noch immer, für die Diaspora Eures Siedlervolkes, brauchet (drum durftet Ihr ja gegen ihn nicht so hitzig fechten wie gegen Ferdinands Schwarm); daß Ihr fürs Erste genug zu verdauen, zu assimiliren, zu organisiren habt; daß in Bukarest flink eine Nothbrücke gezimmert, nicht die endgiltige Machtvertheilung bestimmt wird. Griechenlands Gefühl und Geldbedürfniß flattert, wie Rumäniens, gen Frankreich. Die Zwei können in dem romano-slavischen Bund, der entstehen soll, fest zu einander halten; als die byzantinisch-römische Gruppe. Die nun kein großer Otto bedräut.

Serben.

Laset Ihr in dem Patent, das den Landtag des Königreiches Böhmen auflöste, wieder einmal die Titel Franz Josephs? „König von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien, Illyrien, Jerusalem; Großherzog von Toskana; Herzog von Lothringen, Modena, Parma, Piacenza, Guastalla; Großwojwod der Wojwodschaft Serbien …“ Geschmolzener Schnee, von dem die Rinnsale schwellen. Wer überklettert sie als Erster? Die Wojwodschaft Serbien ist Schall und Rauch; wie die Monarchie über Illyrien, Jerusalem, Toskana, Lothringen und den italischen Kleinkram. Rauch, der nicht mal mehr Himmelsgluth umnebelt. Seid vernünftig, Urenkel Duschans; machet dem Ruf Ehre, der Euch als den kühnsten und zugleich den besonnensten Südslavenstamm preist. Bedenket, wie schwer dem Erzhaus der Entschluß werden mußte, nach der deutschen und der italischen nun auch die orientalische Hoffnung einzusargen. Daß die Hand, die Schollen draufgeworfen hatte, sich unter dem brennenden Auge in Zorn ballte, ist natürlich. Doch muß ein Ende des Zwistes sein; in Frieden oder in Krieg. Wie nach ihrem in Größe gereckten Peter den Russen mit Westeuropa, gerade so gehts, unter einem Peter anderen Formates, Euch mit Oesterreich; hier wie dort spricht der Seufzer: Nec tecum possum vivere nec sine te. Ihr kommt mit Oesterreich nicht in Vertraulichkeit; und könnt es dennoch nicht missen. Glaubt Ihr, es zerschlagen zu können? Ja (wir wollen ohne Hinterhalt reden); im Bund mit Rußland, das Galizien, mit Italien, das die Südostküste der Adria, mit Rumänien, das Stücke von Ungarn und der Bukowina will (Montenegro nehmt Ihr ja als einen Theil des Serbenreiches); die Tschechen, Walachen, Bosniaken, Herzegowzen, Kroaten, Dalmatiner, Slovenen, Italiener werden in der Schicksalsstunde die Kette sprengen: und so wirds gelingen. Das ist Eure Rechnung; Mancher, nicht Aller. Und danach? Serbien wäre ein russischer Vorposten; ein bunter Stein in der südöstlichen Mosaik. Der kann vergrößert oder verkleinert werden; je nach dem Willen, der die musivische Arbeit lenkt. Serbiens Zukunft könnte recht sauer werden; und gegen das nicht mehr von einer Ostgroßmacht gehemmte Rußland vermöchte es nichts. Obendrein könnte die Rechnung trügen und der Germanenprall, trotzdem er so spät käme, die romano-slavische Koalition in Splitter zersprühen. Ist weise Verständigung nicht besser als Wagniß, dem sich das Leben verpfändet?

Oesterreich, sagt Ihr, sinnt uns den Untergang. Von ihm kam

die Adriasperre, die uns verbot, endlich am offenen Meer einen nicht fremder Gnade unterthanen Hafen zu besitzen. Von ihm kam die Losung, Bulgarien solle über den Wardar, bis in die Gegend von Ochrida, vordrängen, sich zwischen uns und die Griechen klemmen und so ermöglichen, daß wir von Nord (Oesterreicher), von Süd (Bulgaren) und West (Albaner) zugleich gepackt und im Kessel erstickt werden. Um dieser Lebensgefahr und Ehrennoth zu entgehen, haben wir den Sommerkrieg geführt; nicht, um Herrn Ferdinand etliche Hundert Quadratkilometer abzujagen. Und was hat, als dieser Krieg ausgebrochen war, Oesterreich gethan? Weil es über unser Land und dessen Kraftquellen nie Wahrheit hörte noch hören wollte, war es unserer Niederlage gewiß; war, wenn Rumänien ruhig blieb, des Bulgarensieges so sicher wie neun Monate zuvor des türkischen. Und Rumänien würde ruhig bleiben, wenn es, statt des bulgarischen, serbisches Land erhielt. Das war ihm angeboten; die Hauptportion sollte unser negotiner Nordbezirk liefern, in dem fast hunderttausend Rumänen, Einwanderer aus der Kleinen Walachei und dem Banat, den Boden bestellen. Schleppen Sie Herrn Dr. Danew vor ein unbefangenes Gericht und fragen ihn unter seinem Eid, ob Oesterreichs Gesandter ihm nicht Rumäniens friedliche Ruhe verbürgt habe; in aller Form: verbürgt. Das Uebrige, meinte man in Wien und Budapest, ist Kinderspiel. Wir bekommen Hiebe, jagen die den Oesterreichern verhaßte Dynastie Karageorgewitsch fort und sind selig, wenn Bulgarien uns in seinem Himmel wohnen läßt. Unsere Skupschtina wählt den orthodoxen Kronprinzen Boris zum Regenten: und nach Ferdinands Abdankung oder Tod ergiebt die Personalunion sich von selbst und der Serbenlümmel ist zahm. Dieser Plan war fix und fertig; und seine Agenten, Fürstenberg und Ugron, sonnten sich schon im Glanz nahen Erfolges. Sie hehlten ihre Freude gar nicht, als die Kunde von dem Bulgareneinbruch in die Tennisklubs platzte. Nun ists anders gekommen. Die Diplomaten sind, nach Noten, dupirt worden und ähneln heute Lohgerbern, denen die Felle (und Vließhoffnungen) wegschwammen. Als die österreichischen Zeitungen noch mit Bulgarenlügen vollgepfropft waren und die Ballhausplatzblätter ihre Konsorten siegen, Städte stürmen, ganze Provinzen besetzen ließen, hatte Bulgarien Alles verloren; sammt der Ehre. Und nicht, wie aus den selben Blättern dann geflötet ward, in einem undurchführbaren Kriege gegen vier Fronten, son-

dern (nicht einen Schwertstreich hats gegen Rumänen und Türken versucht) in einem nur gegen uns und unsere griechischen Freunde auszufechtenden. So stehen die Dinge. Oesterreich wollte uns zerstücken, in Fremdherrschaft knebeln; will wider uns jetzt einen bulgaro-rumänischen Bund. Und Sie predigen Verständigung!

Jeder ernste Freund wird, trotz Alledem, Ihnen dazu rathen. Sie haben gekämpft wie tapfere und gesittete Männer. Noch ihr Drittes Aufgebot, Leute über Fünfundvierzig, scheuchte die Bulgaren wie ein Hasenvolk; daß sie Dutzende brauchbarer Kanonen stehen ließen und den Fluchtweg mit Gewehren besäten. Der serbische Schütze hat sich auf der Walstatt wie im Waidwerk bewährt. Mobilmachung, Generalstab, Mannszucht, Sanitätwesen, Feuerdisziplin: Alles hohen Lobes würdig. Und Ihr in karge Schlichtheit gewöhnter Agrarstaat hat den langen Kriegszustand besser, mit geringerer Kerneinbuße, überdauert als ein feiner verästeltes Gebild. Wenn nicht etwa die launische Fortuna noch den Bulgaren lächelt, ists, staatlich und militärisch, eine ganz ungemeine Kraftprobe, auf deren Gelingen Sie stolz sein dürfen. Das wittert auch Oesterreich. Leugnet selbst kaum noch, daß es dicke Fehler gemacht hat. Entwurzeln Sie aus der Nachbarmonarchie die Ueberzeugung, daß Serbien ihr Feind sein müsse und wolle. Morgen dehnt sich das Land aus entkräftender und schändender Umschnürung. Die Nation, die sich in Jahrhunderten steter Kämpfe fast verblutet hatte, kann Luft holen und den Hauch des Meeres einschlürfen. Braucht nie wieder Rußlands Hetzhund, Rußlands Balkanbüttel zu werden. Das enttäuschte, aus einem Lügenwust aufgerüttelte, verarmte und ringsum gehaßte Bulgarien kann sich ohne russische Gunst jetzt nicht durchfristen (kanns nur, durch neuen Trug, dem Blick verbergen). Serbien kann frei sein, auf eigenen Füßen stehen; und sich, endlich, den Luxus gönnen, mehr als ein Eisen in seinem Feuer zu haben. Bosnien und die Herzegowina? Sind nicht auch Deutsche, Italiener, Russen, Hellenen durch die Stacheldrähte und Zwirnsfäden der Staatsrechte von den Stammesbrüdern getrennt und im Fühlen, im Allerheiligsten des Volksthumes ihnen dennoch ewig vereint? Der Traum vom austrischen Makedonien, von der Habsburgerstraße nach Saloniki ist zerronnen. Oesterreich fängt zu empfinden an, welche Pflichtbahn sein Stern ihm weist. Freimüthig männliche Verständigung: und es öffnet die Schranken von Semlin, schickt sich in Anerkennung

des Serbenwerthes, bläst der Meute ab, die Sie umbellt, und späht nach der Möglichkeit, ohne Gefährdung seiner Land- und Meermacht bis an die Adria den neuen Bund zu flechten. Weil es muß; weil es die Herrschgewalt über den Balkan nicht an sich raffen wollte oder konnte. Serbien ist stark; sein erster Schritt würde nicht mehr mißdeutet. Will es kleiner scheinen als sein Schicksal?

Rumänen.

Bukarest ward zum Balkantribunal. Das Königreich an der Unteren Donau, das fürchten mußte, von den in Eisen starrenden Spielern geprellt zu werden, sieht sie nun, Gewinner, Verlierer, in seinem Schiedsgerichtssaal. Sieht sich von West und Ost umworben; von dem gestern noch hochfahrend frechen Bulgarien umdienert, umbettelt. Die Großmächte wollen nicht ins Feuer, von Medua bis Brussa ist alle Stoßkraft gemindert und Rumänien hat ein Heer von vierhunderttausend Mann in unversehrter Rüstung. Macht: also einen Rechtstitel. Einen behutsam anzufassenden freilich. Die wiener Rechnung, die den König Karl als allmächtigen Herrn der Stunde sähe, hätte wieder ein Loch. Wenn er sich mit Bulgarien auf Serbien, mit Serbien auf Bulgarien stürzte, zerstöbe Rußlands Feuerscheu wie Rußflocken im Wind. Aber der Himmel leuchtet über der Walachei und der Moldau; und vielleicht vollendet Venus nächstens das Werk des Mars. Da Deutschland und Oesterreich nichts Greifbares brachten, wurde das Geschäft in Nordost abgeschlossen. Oesterreichs Vorschlag, das Flachland über Negotin zu nehmen, höflich angehört und heimlich belächelt (mit Recht: denn ein starkes Bulgarien, ein ihm unterworfenes Serbien wäre für Rumänien doppelte Lebensgefahr). Weil Karl fürchtete, Bulgarien werde die Gegner im Sturm überrennen, befahl er die Mobilmachung des ganzen Heeres, das dem Sieger die Beute entreißen, das Gleichgewicht wiederherstellen sollte. Ein Glück, daß der Gesandte Filality in Belgrad nicht merken ließ, wie fest die Abrede mit Serbien war. Der Sohn des klugen Karl Anton kennt seine Leute. Wird dafür vorsorgen, daß die Rache, die Bulgarien bebrütet, nicht flügge werden kann. Und spät noch die Frucht der Erkenntniß ernten, daß Besseres als lauter Hast dem Stillen gelingt, der mit gespeicherter Kraft zu warten vermag. Drei schleiern sich schwarz. Rumäniens goldene Schildsonne strahlt.

Exercitationes Paradoxicae.

„But if a question arises as to the postulates on which their whole system rests, if they are called upon to vindicate the fundamental maxims of that system which they have passed their lives in studying, these very men often talk the language of savages or of children.“

Macaulay.

Treppenwitz der Literaturgeschichte.

Newton lehrt uns, daß frei fallende Körper sich so bewegen, als ob sie sich in einem bestimmten Verhältniß anzögen; „aber“, fügt er hinzu, „wie ein vernünftiger Mensch eine solche Anziehungskraft für möglich halten kann, ist mir unbegreiflich“. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß diese von Newton selbst als geradezu unsinnig hingestellte Hypothese von der Anziehungskraft der Körper zum Dogma wurde und Newton außerdem als der Entdecker dieser Anziehungskraft höchlich gepriesen wird.

Sie wissen, was sie wollen.

Einen Vorgang mechanisch erklären oder verständlich machen: Das heißt, ihn auf das Wirken von Kräften zurückführen, die uns ihrer Wirkungweise nach bekannt sind. Nun giebt es aber nur eine uns bekannte Wirkungweise von Kräften: die Art, wie unser eigener Körper auf Andere wirkt, also durch Druck oder Stoß; denn was wir Zug nennen, ist nur ein modifizirter, indirekt angreifender Druck. Einen Vorgang mechanisch erklären, heißt daher, ihn auf das Wirken von Druckkräften zurückführen. Jeder andere Erklärungversuch ist ein Versuch, ihn dadurch verständlich zu machen, daß man ihn auf unbekannte Kräfte zurückführt, also unverständlich macht. Unter diesen Umständen versteht es sich eigentlich von selbst, daß man heutzutage Gravitation, Magnetismus, Affinität und ähnliche Erscheinungen auf das Wirken von Anziehungskräften zurückführt, also, laut Definition, sie dadurch verständlich zu machen versucht, daß man sie unverständlich macht.

Die experimentelle Methode.

1. Schwindel. In einem Panoptikum in Cincinnati sah ich einst ein zartes, schwächliches Frauenzimmer, das behauptete, durch einen bloßen Willensakt der Schwerkraft entgegen wirken zu können. Sie versuchte, diese Behauptung experimentell zu beweisen, indem sie mit wagerecht ausgestrecktem Arm einen glatt po-

lirten Besenstiel, der gegen die Fläche ihrer mit dem Daumen nach oben gekehrten Hand gelegt war, ohne die Finger zu krümmen, in der Schwebe hielt, auch dann noch, als sich drei dicke Zuschauer, die zusammen an die sechshundert Pfund wiegen mochten, an diesen Besenstiel hingen; wobei der geneigte Leser erwägen möge, daß professionelle Athleten es bei diesem Kunststück mit geschlossenen Fingern im besten Fall auf wenig über hundert Pfund bringen. Wer Lust dazu hatte, konnte das niedrige Podium betreten und mit Stock oder Hand sich überzeugen, daß sich das junge Mädchen dabei nicht etwa „unerlaubter Mittel bediene", wie wir Schulmeister sagen. Dies Experiment war jedoch Schwindel, wie man mir sagte, und kein Mensch, der auf sich hielt, ging hin.

2. Exakte Wissenschaft. In einem großen Hörsaal der berliner Universität hörte ich einst einen bekannten Physiker über Mechanik sprechen. Er behauptete, die Erde habe eine Anziehungskraft, und versuchte, es experimentell dadurch zu beweisen, daß er ein Lehrbuch der Experimentalphysik, das er gerade in der Hand hielt, losließ oder, wie ers ausdrückte, seines Unterstützungpunktes beraubte, worauf sich das Buch, wie er vorausgesagt hatte, unter dem lebhaften Beifall der Zuschauer mit wachsender Geschwindigkeit auf die Erde zu bewegte, bis es mit einem lauten Knall auf den Fußboden schlug.

Ich dachte im Stillen: „Sehr geehrter Herr! Wenn ein Lehrbuch der Experimentalphysik, seines Unterstützungpunktes beraubt, den Weg zur Erde antritt, so beweist Das nichts, aber auch gar nichts weiter als dieses Eine, was Sie mit den Augen sehen oder mit den Händen fühlen, nämlich, daß es sich auf die Erde zu bewegt. Alles Andere ist Dichtung, die nur dann einen Sinn hat, wenn sie uns den Vorgang mechanisch verständlich macht oder, mit anderen Worten, ihn auf das Wirken von Druckkräften zurückführt, denn Das heißt, mechanisch verständlich machen. Da ich nun, wenn ein Lehrbuch der Experimentalphysik sich auf die Erde zu bewegt, offenbar eben so gut annehmen kann, daß es von irgendwelchen Aether- oder Elektronenströmen auf die Erde zugetrieben wird, wie ich annehmen kann, daß es von der Erde angezogen wird, und da die erste Annahme uns den Vorgang mechanisch verständlich, die zweite aber ganz unverständlich macht, so muß doch ein Mensch von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er, um den Vorgang zu verstehen, just die Hypothese aussucht, die ihn unverständlich macht, und sich dann noch einbildet, er könne Das experimentell beweisen. Mit genau dem selben Recht könnte ich, wenn der Wind eine Schneeflocke gegen meinen Hut treibt, behaupten,

dieser Hut besitze eine Anziehungskraft. Das wissen Sie, sehr geehrter Herr, natürlich so gut wie ich; Sie haben offenbar nur einen Witz machen wollen, um Ihre Zuhörer auf die Probe zu stellen."

Ich schickte mich zu einem dezenten Gelächter an; ehe ich jedoch losdrückte, sah ich mich vorsichtig im Saal um, denn ich lache bei solchen Gelegenheiten nicht gern allein; aber kein Mensch lachte, auch der bekannte Physiker nicht. Denn, lieber Leser, Dies war kein Witz, sondern exakte Wissenschaft, wie man mir sagte.

Darwinismus.

1. Vererbung. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie es kommt, daß man, wenn Einem das Haus über dem Kopf brennt, schleunig hinausläuft? Nein? Die Sache ist im Grunde furchtfar einfach. Also, nicht wahr, vor vielen Hunderttausend Jahren saßen einst in einer Höhle Menschen und ließen sichs wohl sein. Plötzlich erscholl ein furchtbarer Krach, blaue Flammen züngelten aus dem Feuer unter dem mächtigen Braukessel hervor, um die sie gelagert waren, liefen wie feurige Schlangen auf dem Estrich hin, fraßen sich in die Wände ein: und im Nu stand die ganze Höhle in hellen Flammen. Eine Flasche mit Doppelkümmel, die man zu nah ans Feuer gelegt hatte, war explodirt. Dieser Vorgang, als Reiz auf die peripheren Nervenenden der Zecher wirkend, löste nun bei Jedem eine andere, an sich ganz zwecklose Reaktion aus: Einer ging sofort ins Bett, ein Anderer stimmte das Flaggenlied an, ein Dritter fiel rücklings in einen Mülleimer, wieder Andere liefen nach allen Richtungen gegen die Wände. Einer von ihnen kam zufällig an die Stelle der Wand, wo der Höhlenzimmermann zufällig ein Loch gelassen hatte, und gelangte so zufällig ins Freie. Während nun die anderen Höhlenmenschen, als zum Weiterleben offenbar ungeeignet, elend im Feuer umkamen, blieb dieser Eine, als der zum Weiterleben Geeignete, am Leben und vererbte seine Eigenschaft, bei ausbrechendem Feuer durch ein Loch in der Wand zu laufen, auf seine Nachkommen. Daher laufen wir Alle jetzt noch bei ausbrechendem Feuer durch ein Loch in der Wand ins Freie.

2. Wahrscheinlichkeitrechnung. Damit auch der einfachste Organismus nur eine Minute am Leben bleibe, muß er auf die unablässig auf ihn eindringenden Reize eben so unablässig zweckgemäß reagiren. Die zweckgemäße Reaktion muß die Regel, die zwecklose die seltene Ausnahme sein. Nun ist wegen der unendlich vielen Richtungen des Raumes die Zahl selbst der einfachsten auf einen Reiz möglichen Reaktionen unendlich groß; bildet man daraus noch alle eben so gut möglichen Kombinationen, so erhält

man eine Zahl, die ich nicht auch nur anzudeuten vermag. Da nun unter diesen unendlich vielen möglichen Reaktionen immer nur eine ganz kleine Anzahl, meistens sogar nur eine einzige, zweckgemäß ist, so ist die mathematische Wahrscheinlichkeit, daß auf einen Reiz vor dem Ablauf einer unendlichen Zeit zufällig eine zweckgemäße Reaktion erfolgt, gleich Null. Und zwar ists ganz gleichgiltig, ob es sich dabei um einen Menschen oder um eine Hyazinthe, um Karl den Dicken oder um eine Amoebe, um den komplizirtesten oder um den einfachsten Organismus handelt: die Wahrscheinlichkeit, daß irgendeins von diesen Wesen auf einen Reiz zufällig zweckgemäß reagirt, ist in allen Fällen genau gleich, nämlich immer gleich Null. Was soll da der gewaltige Umweg, den die Darwinisten machen? Weshalb sagen sie nicht, daß alle scheinbar zweckgemäßen Handlungen, auch unsere eigenen, zufällig entstehen? Der Grund liegt auf der Hand: weil die einzige Antwort darauf ein lächelndes Achselzucken sein würde; vielleicht auch, wenn der Forscher Geld und zuständige Verwandte hat, der Antrag auf Einleitung des Entmündigungverfahrens. Das aber ist der Zauber der Ferne, der räumlichen wie der zeitlichen: wenn Jemand uns erzählte, daß unser heutiges Zahlensystem sich erst allmählich aus einem primitiven, chaotischen Zahlenschleim im Stillen Ozean entwickelt habe, daß noch in der älteren Steinzeit zweimal Zwei gleich Fünf gewesen sei und erst durch geschlechtliche Zuchtwahl, Anpassung und survival of the fittest seinen heutigen Werth angenommen habe: wir würden es als eine werthvolle Vertiefung unserer Weltanschauung dankbar-gläubig hinnehmen.

3. Die Prinzipien der Mechanik. Wenn es gelungen wäre, das organische Leben ganz allein aus den Prinzipien der Mechanik zu erklären, so wäre man gerade da angelangt, wo das Problem anfängt, interessant zu werden; denn bei dem geringsten Besinnen zeigt sich, daß diese Prinzipien vom Standpunkt einer mechanistischen Betrachtungweise durchaus nicht selbstverständlich, sondern höchst räthselhaft und der Erklärung mindestens in dem selben Grade bedürftig sind wie die Zweckmäßigkeit der Organe lebender Wesen. Das ganze Zweckmäßigkeitproblem taucht hier von Neuem in einer Form wieder auf, die keine Reduktion auf noch einfachere Formen oder ein Abschieben in das Dämmerreich einer fernen Vergangenheit mehr zuläßt. Und dann zeigt sich, daß gerade die Prinzipien, mit deren Hilfe man jeden Zweck, jede Vernunft aus der Welt zu scheiden gedachte, die aber selbst, eben weil sie der ganzen Mechanik zu Grunde liegen, nicht mehr mechanisch erklärt werden können, die ganze Teleologie und damit die

Vernunft und damit den Lieben Gott wieder in die Wissenschaft hineinbringen. Die stärksten Beweise für das Dasein Gottes wird man dereinst gerade in den Prinzipien erblicken, durch die man dem Glauben an ihn den Todesstoß versetzen zu können hoffte.

4. Blinde Naturkräfte. Was ist eine blinde Naturkraft? Wir nehmen in der uns umgebenden Welt doch immer nur Bewegungen, niemals aber Kräfte wahr. Die Kraft dichten wir hinzu, um uns die Bewegungen verständlich zu machen. Dieser Begriff einer wirkenden Kraft entstammt aber ausschließlich der Selbstbeobachtung; und das reale Substrat dieses Begriffes ist identisch mit Dem, was wir sonst Willen nennen. Die einzige, uns ihrem Wesen nach bekannte Kraft, die einzige also, durch deren Wirken wir uns einen Vorgang restlos erklären können, ist demnach unser eigener Wille oder eine ihm im Wesen gleiche, nur quantitativ von ihm verschiedene Kraft. Diese Kraft, unser Wille, ist aber stets bewußt, nie blind; wir müssen also entweder auf den Begriff der Kraft und damit auf jeden Versuch einer Naturerklärung überhaupt verzichten (und Das bedeutet eine auf die Dauer unerträgliche Knebelung unseres Verstandes) oder wir müssen mit Kräften rechnen, die ihrem Wesen nach mit unserem menschlichen Willen identisch sind, also bewußt nach Zwecken wirken; wobei man freilich, ehe man zu vorschnellen Analogieschlüssen eilt, über das Wesen seines eigenen Willens vollkommen ins Reine gelangt sein muß. Jedenfalls ist der Glaube an blinde Naturkräfte grassester Köhlerglaube und erfordert ein viel größeres sacrificium intellectus als etwa die Hypothese, daß der Mond aus halbfettem Tilsiter Käse besteht.

Triumph der Mathematik.

Mit Ausnahme der Arithmetik beruht fast die ganze Mathematik auf einem bisher unbewiesenen Satz, dem Parallelenaxiom. Nachdem man sich seit fast zweitausend Jahren vergeblich bemüht hat, einen Beweis für diesen Satz zu finden, ist es den modernen Mathematikern gelungen, zu beweisen, daß ein Beweis des Satzes überhaupt unmöglich ist. Einen mathematischen Satz beweisen, heißt: ihn auf eine offenbare Selbstverständlichkeit, auf eine offene Tautologie zurückführen. Das ist nur möglich, wenn der Satz zwar richtig, aber nicht schon offenbar tautologisch ist; es ist unmöglich, wenn der Satz entweder falsch oder selbst schon eine offene Tautologie ist. So ist, zum Beispiel, der Satz $2 \times 2 = 5 - 1$ eines Beweises bedürftig und fähig, denn er ist wahr; und seine Wahrheit ist dadurch versteckt, daß der Begriff „vier“ das eine Mal durch die Symbole 2×2 und das andere Mal durch $5 - 1$ wiedergegeben

wird. Der Satz $2 \times 2 = 5 - 1$ ist eines Beweises auch bedürftig, aber nicht fähig, denn er ist falsch.

Sage ich also, das Parallelenaxiom ist unbeweisbar, so heißt Das entweder: es ist eine offene Tautologie; oder: es ist falsch. Da es nun, wie die Inspektion des Wortlautes ergiebt, keine offene Tautologie ist (sonst müßten Voraussetzung und Behauptung auch dem Wortlaut nach identisch sein), so bleibt nur die andere Möglichkeit, daß es falsch ist. Wenn aber das Parallelenaxiom falsch ist, so sind auch die daraus gezogenen Folgerungen falsch; und da die Mathematiker selbst behaupten, daß dies Axiom die nothwendige Voraussetzung der Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie, höheren Analysis (und was weiß ich noch Alles) ist, so folgt, daß diese Disziplinen unmöglich sind. Quod erat demonstrandum. Zu den, wie Chamberlain sagt, Schwindel erregenden Leistungen der modernen Mathematik gehört also auch die, bewiesen zu haben, daß sie unmöglich ist. Als vorsichtige Leute haben die Mathematiker aber schon bei Zeiten vorgesorgt und eine andere, die nicht-euklidische Geometrie geschaffen, die des Parallelenaxioms nicht bedarf. In dieser Geometrie geht es so seltsam zu wie in einem Traum; man erfährt nicht ohne einiges Entsetzen, daß darin ein Streifen gleich seinem achten Theil ist. So lange die Sache rein theoretisch bleibt, mag Das hingehen; wenn aber erst das nicht-euklidische Waarenhaus auf dem Platz erscheint, dann helfe uns Gott.

Immerhin ist auch die ganz gewöhnliche Geometrie, die wir in der Schule lernen, nicht von Pappe, wie man sagt; denn auch in ihr ist die gerade Linie eine gleichmäßig gekrümmte Kurve, und wenn man auf einer geraden Linie immer in der selben Richtung fortgeht, so kommt man schließlich wieder an den Ausgangspunkt zurück, wie etwa ein Schiffer, der die Erde umsegelt, sagen die Mathematiker. Ich dagegen sage, daß, nach diesen und ähnlichen Erfahrungen zu urtheilen, das wesentliche Merkmal der geometrischen Begabung in einem ungewöhnlichen Mangel daran zu suchen ist.

Zurück zu Kant!

Der geneigte Leser wird zugeben, daß die Konfusion nicht klein ist. Der Spezialist, dem Begabung und Beruf gestatten, die Schicksale des vortonigen, gedeckten a im Südwestsächsischen liebevoll zu verfolgen, merkt wenig davon; wer aber genöthigt ist, die Wissenschaften dann und wann auch einmal aus der Vogelschau zu betrachten, Der sieht die Paranoia Eruditorum die Geister umschatten und stößt in seiner Herzensangst den für solche Fälle vorgeschriebenen Schrei „Zurück zu Kant!“ aus. Kehren wir also zurück zu Kant; waschen wir uns in dem lauteren Bade des transszendenten-

talen Idealismus die empirischen Spinnengewebe aus den Augen. Es giebt in Wahrheit keinen Raum und keine Zeit, lehrt Kant; Raum und Zeit sind nur Formen unserer Sinnlichkeit, nichts weiter. Es giebt in Wahrheit auch keine Einheit und keine Vielheit, keine Qualität und keine Quantität; es giebt keine Möglichkeit, keine Wirklichkeit und keine Nothwendigkeit: sie Alle sind nur Kategorien unseres Verstandes, das subjektive Fachwerk, so zu sagen, in das wir, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres Gemüthes, das Chaos der uns gegebenen Empfindungen einzuordnen gezwungen sind. Es giebt in Wahrheit nur Dinge an sich, ohne Ausdehnung und ohne Dauer, ohne Qualität und ohne Quantität, ohne Möglichkeit und ohne Wirklichkeit . . .

Wenn Goethe, der Beneidenswerthe, Das las, wurde ihm zu Muth, als ob er in ein helles Zimmer träte.

Hat Kant gelebt?

Leider ist aber der Trost, den wir aus dieser lichtvollen Lehre schöpfen können, höchst problematischer Natur, denn wenn wir auf Kants eigenem Lehrbegriff fußen, so ergiebt sich unwiderleglich, daß der Schöpfer dieses Begriffes gar nicht gelebt haben kann. Denn um gelebt zu haben, muß er doch irgendwo und irgendwann gelebt haben. Nun giebt es ja aber, wie wir soeben gesehen haben, gar keinen Raum, in dem er hätte leben können, also kann er auch nirgends gelebt haben; und eben so wenig giebt es eine Zeit: und deshalb kann er nie gelebt haben. Wer aber nie und nirgends gelebt hat, Der veraltet zwar nie, wie Schiller sehr richtig beobachtet hat, aber gelebt hat er jedenfalls auch nicht; nicht einmal in Königsberg, was an sich schon nicht viel heißen will.

Wie Professor Jensen in Marburg überzeugend nachgewiesen hat, sind die Kantbiographien von Borowski, Wasianski, Jachmann und Anderen nur als Varianten des altbabylonischen Gilgamesch-Epos zu betrachten, während die Kant zugeschriebenen Schriften mißverstandene und nachträglich verballhornte Kriegervereinsreden des selben altbabylonischen Gottmenschen sind.

In Summa.

Wenn wirklich, wie die Logiker immer behaupten, die Fähigkeit, richtig zu denken, den Menschen angeboren ist, dann wissen sie es so geschickt zu verbergen, daß auch der schärfste Beobachter nichts davon merkt. Sollte diese Annahme aber irrig sein, so hoffe ich, im Vorstehenden einiges Material zusammengebracht zu haben, um unsere viel geschmähte Schule wenigstens von dem Vorwurf zu entlasten, daß die durch sie vermittelte Bildung eine einseitige und übertriebene Schulung des Verstandes biete.

Jena. Max Kleinschmidt.

Franziska Ellmenreich.

Die Zeit, in der es, nach einem bekannten Wort, Schillerhasser gab, hat auf keinen Zweig der Kunst so verhängnißvoll eingewirkt wie auf das Schauspiel. So nothwendig die naturalistische Umwälzung vielleicht für unsere Dichtung war, so unheilbar hat sie die Ueberlieferung des klassischen Stils zerstört und insbesondere den Darstellern die Fähigkeit genommen, Schillers und Goethes Verse so zu sprechen, wie sie gesprochen werden müssen. Immer wieder bedauert man, auch in unseren besten Schauspielhäusern, die Hilflosigkeit, mit der reich begabte junge Schauspieler vor der Kunst der Klassiker stehen, die eben auch ihren eigenen Stil hat und nicht so gespielt werden kann wie die Kunst von 1890 und 1900. Um so schöner hebt sich davon die reife Sprache und die durchgebildete Darstellung der wenigen Künstler ab, die verstanden haben, die Ueberlieferung weiterzutragen, von der man noch vor zwölf Jahren im alten Burgtheater einen Hauch verspürte. Heute ist sie nur noch bei Wenigen zu finden; am Reinsten wohl bei Franziska Ellmenreich.

Freilich zeigt die Darstellung des großen Dramas, wie Frau Ellmenreich sie pflegt, weder Schema noch hohles Pathos, überhaupt nicht Schablone. Was wir aus Schillers Werken, was wir aus dem „Tasso“ und der „Iphigenie“ heraushören, ist ja das volle Leben jeder einzelnen Gestalt. Die lebendigen Menschen des „Wallenstein“ sind auch dem fernsten Geschlecht jeder Zeit wieder erweckbar. Wie eine Gestalt gewordene Durchdringung von Ehrgeiz, Familienstolz, politischem Fieber und vielleicht einer schon über die Bewunderung hinausgehenden Liebe zu Wallenstein erschien uns stets die Gräfin Terzky der Frau Ellmenreich. Die Nervosität der ganzen Gestalt zitterte vom ersten bis zum letzten Wort durch ihre Verkörperung; und besonders stark empfand man sie, wenn sie gegen die ganz anders geartete Nervosität Wallensteins anprallte. Hier der Held, der große Thaten hinter sich hat und doch von Jahr zu Jahr mehr in den dunklen Dunstkreis des Sternenaberglaubens, in ein Räthseln und Sinniren über die Natur seiner Umgebung hineingerathen ist; dort die Frau mit dem starken, fast männlichen Wesenstheil, die in jedem Augenblick die Schwingungen der Ereignisse mitfühlt, der die Entscheidungen im Blut liegen, deren kluger Ehrgeiz sich leidenschaftlich aufbäumt und die Anderen mitreißen will. Feuer und Schwungkraft athmete aus jedem dieser unvergänglichen Verse, wenn Franziska Ellmenreich sie sprach. Und wie sich der Hohn der Stärke beigesellt, wie verletztes Gefühl sich hoch aufbäumt und verrathene Liebe sich nicht anders

denn durch Rachedurst verrathen will: Das zeigte sie als Hebbels Brunhild, deren düstere Majestät überragend Bergers schöne Inszenirung des endlich unseren Bühnen ganz gewonnenen Werkes in ihrem ersten Theil durchschien. Es war ein reizvolles Schauspiel, im zweiten Theil die von Haß erfüllte Kriemhild einer ganz anders gearteten Darstellerin, der Frau Adele Doré, von ihrer Empfindung her einen zweiten Gipfel deutscher Schauspielkunst erklimmen zu sehen.

Die selbe Franziska Ellmenreich sahen wir immer wieder in den reifen Frauengestalten Goethes. Wie gab sie die Klugheit und Weiblichkeit der Margarethe von Parma und ließ die stille Neigung zu Egmont durch jeden Satz durchklingen! Herrlich sprach sie die Verse der Prinzessin im „Tasso"; gerade hier empfanden wir, daß diese Künstlerin aus dem Quell der einheitlichen Kultur schöpfte, die uns die zehn Jahre der Vereinigung Goethes und Schillers in reiner Klarheit verkörpern und deren Verlust wir in den wenigen Stunden der Besinnung, die uns heute bleiben, oft schmerzlich beklagen. Und das düstere Bild der Isabella aus der „Braut von Messina", das Frau Ellmenreich vor uns hinstellte, lehrte wiederum die volle Lebendigkeit auch dieses schwierigsten und seltsamsten der Trauerspiele Schillers.

Leben darstellen und Leben wecken, war von je die Aufgabe und das immer wieder erreichte Ziel dieser großen Kunst; kein Satz, der nicht neu erfühlt war, keine Geberde, die nicht aus der vollen Gewalt der dem Dichter nachempfundenen Minute sprach. Und insbesondere der leidenschaftlich herrische und dann wieder der schmerzvoll tragische Gang dieser im Auftreten jedes modische Mätzchen verschmähenden Gestalt ergriff immer wieder. Franziska Ellmenreich hatte in Hebbels „Demetrius" die ungemein schwierige Aufgabe der Marfa; man muß sie gesehen haben, um zu erleben, was eine große Darstellerin aus dem lange andauernden stummen Spiel des zweiten Aktes macht, wie sie uns jede Seelenregung in dem schwersten Seelenkampf ohne ein lautes Ausdrucksmittel miterleben läßt. Und sie schafft auch da Leben, wo der Dichter sie im Stich läßt; wenn sie in Augiers „Haus Fourchambault" eine sentimentale Rolle durchführen muß, begnügt sie sich nicht mit dem herkömmlich Gesellschaftlichen, sondern vertieft die gute Theatermache zu lebendigem Spiel. Oder sie hebt in Wildes „Unbedeutender Frau" die Gouvernantenempfindsamkeit der Hauptrolle zu echter Frauenleidenschaft. Und in Sudermanns „Es lebe das Leben" gab sie der Gräfin Beate an der Stelle, wo sie mit dem einst Geliebten alte Briefe durchliest, hinreißenden Zauber einer noch im Vergehen tief ergreifenden weiblichen Anmuth. Und wäh-

rend die durch den Naturalismus erzogene Kunst so schwer den Weg zu der Größe einer anderen Zeit findet, fand Frau Ellmenreich durchaus die Ausdrucksmittel für die Kunst der Gegenwart. Man hätte dieser Isabella, dieser Mutter Koriolans kaum die resche und humorvolle Lona Hessel zugetraut, die sie (in den „Stützen der Gesellschaft“) uns gab. Die selbe Künstlerin, deren sprühende Alexandra in „Herodes und Mariamne“, deren großartige Elisabeth in „Maria Stuart“ den letzten Gehalt der Dichtung zeigten, wußte sich dem dichterischen Gebilde der Gegenwart nicht nur einzugliedern, sondern erwies auch da die feinen Nerven und die Klugheit ihrer großen Kunst.

Ein immer noch loderndes Temperament, eine Sprachzucht, die auf der heutigen Bühne doppelt rühmenswerth ist, eine Geberdensprache, die Allem den Ausdruck findet, eine Kunst, die in dem Kunstwerk die ewige Menschlichkeit des Dichters voll erfaßt und herausbringt, will von uns scheiden. Denn Franziska Ellmenreich, durchaus nicht müde, immer noch neuen Aufgaben gegenüber schöpferisch und in jeder Rolle ganz lebendig, hat die Stätte verlassen, die ihr zum guten Theil Ruf und Ruhm dankt, das hamburger Deutsche Schauspielhaus, in dem Alfred von Berger mit einer nirgends erreichten Eindringlichkeit Friedrich Hebbel einem ganzen großen, großstädtischen Hörerkreis vertraut gemacht hat. Wir empfinden ihr Scheiden schmerzlich als zu früh und sehen sie noch nirgends ersetzt. Immer schauen wir um sie den großen Kranz unvergeßlicher Gestalten, die sie, treu den tief verstandenen Dichtern, in das Licht der Rampe gerückt hat. Und wir sehen sie selbst, die aus dem unerfreulichen Bühnenbetrieb der Gegenwart fraulich und heldisch zugleich emporragt.

Hamburg. Heinrich Spiero.

„Der Traum“ von Karl Walser.

Phantasie zu einem Bild meines Bruders.

Mir träumte, daß ich ein winzig kleiner, unschuldiger, junger Bursche sei, so zart und jung, wie noch nie ein Mensch war, wie man nur in dunklen, tiefen, schönen Träumen sein kann. Ich hatte weder Vater noch Mutter, weder Vaterhaus noch Vaterland, weder ein Recht noch ein Glück, weder eine Hoffnung noch auch nur die blasse Vorstellung einer solchen. Ich war wie ein Traum mitten im Traum, wie ein Gedanke, gelegt in einen anderen. Ich war weder ein Mann, der sich je nach dem Weibe sehnte, noch ein Mensch, der sich jemals Mensch unter Menschen fühlte. Ich war wie ein Duft, wie ein Gefühl;

ich war wie das Gefühl im Herzen der Dame, die an mich dachte. Ich hatte keinen Freund und wünschte mir auch keinen, genoß keine Achtung und wünschte auch keine, besaß nichts und begehrte auch nie irgendetwas zu haben. Was man hat, hat man schon wieder nicht mehr, und was man besitzt, hat man schon wieder verloren. Nur Das, wonach man sich sehnt, besitzt und hat man; nur, was man noch nie gewesen, ist man. Ich war weniger eine Erscheinung als ein Sehnen, ich lebte nur im Sehnen und war, war nur ein Sehnen. Weil ich nichts kostete, schwamm ich im Genuß, und weil ich klein war, hatte ich hübsch Platz, in eines Menschen Brust zu wohnen. Entzückend war, wie ich es mir in der Seele, die mich liebte, bequem machte. Da ging ich also. Ging ich? Nein, ich ging nicht: ich spazirte in der leeren Luft, ich brauchte, um zu gehen, keinen Boden; höchstens berührte ich den Boden leise mit den Fußspitzen, als sei ich ein talentreicher, von den Göttern mit allen Gaben der Tanzkunst begnadeter Tänzer. Mein Kleid war weiß wie Schnee und Aermel und Hosen schleppte ich nach; sie waren mir um ein Erkleckliches zu lang. Auf dem Kopf trug ich ein zierliches Dummkopfkäppchen. Die Lippen waren roth wie Rosen, das Haar war goldgelb und ringelte sich mir um die schmalen Schläfen in anmuthigen Locken. Einen Körper hatte ich nicht oder kaum. Aus meinen blauen Augen schaute die Unschuld. Ein schönes Lächeln hätte ich gar zu gern gelächelt; doch es war zu zart; es war so zart, daß ich es nicht zu lächeln, sondern nur zu denken und zu fühlen vermochte. Eine große Frau führte mich an der Hand. Jede Frau ist groß, wenn sie zärtlich ist, und der Mann, der geliebt wird, ist immer klein. Liebe macht mich groß; und geliebt und begehrt sein, macht mich klein. Da war ich Dir, lieber huldreicher Leser, so fein und klein, daß ich bequem in den weichen Muff meiner hohen, lieben, süßen Frau hätte schlüpfen können. Die Hand, die mich hielt und an der ich tanzend schwebte, war mit einem schwarzen Handschuh bedeckt, der hoch hinauf bis über die Ellbogen reichte. Wir gingen über eine graziös geschweifte und gebogene Brücke und die röthliche, dichterisch-phantastische Schleppe meiner holden Herrin schlang sich der Länge nach über die ganze Brücke, unter welcher schwarzes, warmes, duftendes Wasser träge floß, goldene Blätter mit sich tragend. War es Herbst? Oder war es ein Frühling nicht mit grünen, sondern mit goldenen Blättern? Ich kann es nicht mehr sagen. Unsagbar zärtlich schaute mich die Frau an: ich war bald ihr Kind, bald ihr Mäuschen, bald ihr Mann. Und immer war ich ihr Alles. Sie war das überragend gewaltige und große Wesen, ich das kleine. Kahle Aeste stachen hoch oben in die Luft. So wurde ich weiter, immer weiter weggeführt als eine Art von niedlichem Besitz, den der Eigenthümer ruhig mit sich nimmt. Ich dachte nichts und wollte und durfte auch von Denken nichts wissen. Alles war weich und wie verloren. Hatte mich die Macht des Weibes zum Knirps gemacht? Die Macht des Weibes: wo, wann und wie regirt sie? In der Männer Augen? Wenn wir träumen? Mit Gedanken?

Charlottenburg. Robert Walser.

Selbstanzeigen.

Eugenik. Wege zur Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft im deutschen Volke. Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig.

Die Lehre von der Eugenik stammt von Francis Galton, dem berühmten englischen Anthropologen und Enkel des Erasmus Darwin, der sie in den Schriften „Hereditary Genius", „Natural Sulperitance", „Human Faculty and its Development" und anderen begründet und ein Institut für Eugenik („Eugenics") in London gestiftet hat, das im Juli 1912 den ersten Kongreß für Eugenik dort abhielt. In Deutschland ist diese Lehre von mir in der Schrift „Menschen- und Bodenreform: Galton contra Malthus" vor einem Jahrzehnt eingeführt worden; Galton ließ in Anerkennung des Verständnisses für seine Ideen und Bestrebungen diese Schrift übersetzen. Er hat seine Bestrebungen in dem Ausdruck „Eugenics" zusammengefaßt, wofür in Deutschland das Wort „Eugenik" geprägt worden ist, und damit einen entscheidenden Stoß gegen die malthusische Theorie geführt. Die Verhinderung der Volksvermehrung, die Malthus fordert, kann nach Galton nur zum größten Nachtheil der Rasse ausschlagen. Die Beschränkung in der Fortpflanzung würde nämlich hauptsächlich von den höher Gebildeten, den selbstlosen und gewissenhafteren Naturen befolgt werden, während die rohen und weniger gewissenhaften Volksschichten sich nicht daran kehren dürften. Gerade die aber, deren Schlag wir besonders brauchen, würden damit auf den Aussterbeetat gerathen, während die Anderen, die wir los sein wollen, den Platz mit ihrer Nachkommenschaft ausfüllen würden. So wäre mit der Einschränkung der Volksvermehrung nur eine dauernde Verschlechterung der Rasse vorbereitet. Das nothwendige Ergebniß der praktischen Verwerthung der malthusischen Lehre würde sein, daß die Rasse der vornehmer gearteten Individuen, der Führernaturen, nach einigen Generationen zu einer verschwindenden Zahl gegenüber dem Durchschnittstypus zusammenschrumpfte. Galton protestirte daher mit ganzer Energie dagegen, daß die fähigeren Elemente ermuthigt werden, sich auf diese Weise aus dem Kampf ums Dasein zurückzuziehen. Zur Entdeckung und Erweckung solcher verborgenen, vereinzelten, in die Minderheit gedrängten und mit der Gefahr des Aussterbens bedachten wohlgearteten und befähigten Lebenskeime beizutragen, daran hatte Galton seine Lebenskraft gesetzt: die Rassetüchtigkeit, zunächst seines Volkes, zu erforschen und die Gefahr vor Augen zu stellen, der die modernen Völker durch die planlose Vermischung mit jeglichem Menschenmaterial entgegengehen. Ich gehe in meiner Schrift „Eugenik" noch weit über Galtons ursprüngliche „Eugenics"-Lehre hinaus; denn ich fordere eine eugenetische Politik, die alle Partei- und Konfessionpolitik ab- und in sich auflösen soll. Ja, in diesem Einen könnten sich alle Richtungen und Strebungen zusammenfinden, aus welchem politischen oder religiösen

Lager sie auch herkommen mögen: in einer Eugenik, welche die schöpferische Kraft und Selbstherrlichkeit der Nachkommenschaft sicherstellt. Darin gipfelt für mich die schon verschiedentlich von mir angeregte und erörterte Idee eines sogenannten „Kulturparlaments“; und wenn die Kulturparlamentarier sich nur auf diese eine Bestrebung der „Eugenik“ konzentriren wollten, in der Alles enthalten ist, was unser Volk zur Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft braucht, dann dürften sie alle sogenannten Politiker hinter sich lassen, als die wahrhaften Realpolitiker unseres Volkes. Ich fordere Naturparks für die Jugend, in denen sie sich kraftvoll für Jahre ausleben kann, bevor sie in den eigentlichen Ernst des Unterrichts und der Erziehung tritt, in den Ernst des Lebens genommen wird. Damit will ich mich natürlich nicht auf diesen einen Vorschlag festlegen, sondern es offen lassen, in welcher anderen Weise man etwa noch die Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft erwirken zu können glaubt. Jedenfalls müßte der Weg zu einer völligen Herauslösung aus den gegenwärtigen Kulturverhältnissen führen, wenn auch nur zeitweilig, auf ein paar Jahre. Durch Absonderung, Abstufung, „Pathos der Distanz“ (Nietzsche) ist alles Menschenwesen allein geworden, was es ist, groß und hoch gewachsen. Wenn der Mensch sich aus dem Affen entwickelt hat, dann muß einmal ein Individuum, ein Paar, eine Gruppe von Uraffen sich von der übrigen „Aefferei“ losgesagt und andere, eigene Lebenswege eingeschlagen haben. Die Menschwerdung hat jedenfalls geistig eingesetzt, intellektuell, und nicht zuerst somatisch durch nur äußerliche Zuchtwahl, und hat dann erst auf dem Wege der Auslese allmählich die körperliche Beschaffenheit gewissermaßen nach sich gezogen. Und so dürfte es sich auch in unserer Civilisation und Kulturwelt wieder vollziehen, wenn daraus noch etwas mehr werden und wachsen soll; denn sie ist im Grunde doch auch nur eine ungeheure Aefferei und Komoedie; eine wahre Affenkomoedie. Wir sind wie in der Lage eines Menschen, der im Abgleiten von einem Berge begriffen ist und, den Abgrund vor Augen, sich im Abrutschen nur mühsam an Bäume und Sträuche anklammert, die seinen Untergang für eine Weile aufhalten, aber nicht mehr dauernd verhindern können. Nicht phraseologisch kann die Kulturfrage beantwortet werden, sondern nur biologisch; nicht ideologisch, sondern nur biogenetisch. Die Biologie in den Vordergrund alles wissenschaftlichen Betriebs und zur Grundlage aller Kultur- und Geschichtwissenschaft aufzurücken: Das ist die Lösung des Problems für alle Verhältnisse.

Heinrich Driesmans.

Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Bernhard Weise in Tempelhof-Berlin. 2 Mark.

Die deutsche Wandervogelbewegung war ihrer Natur nach ein Jugendaufstand, eine Empörung wider die das Gemüth verbildenden Inhalte der Schulerziehung. Ihre zehnjährige Geschichte war bisher,

von außen gesehen, ihre zehnjährige Trivialisirung; von innen gesehen, ist sie das schwerwiegende Erlebniß des besten und zugleich gedrücktesten Theiles der deutschen Jugend. Man darf nicht alle Schuld in den berühmten „Bücherstaubhaufen“ suchen; auch nicht in den kleinlichen Chicanen des alten Erziehungsystemes: entscheidend war für diese Jugend die Nothwendigkeit, ihr Gemüth umzustilisiren, und zwar aus der erzwungenen klassisch-humanistischen Form in eine romantisch-dionysische. Ueberall in der Natur, wo sich die Richtung ändert, wird Energie umgesetzt. Wenn ein fallender Körper plötzlich umlenken muß, so wird Wärme frei, und wenn eine Jugend ihr Gemüthsleben mit einem Stoß ins Romantische zurechtrückt: Sexualität. Das hat man bisher übersehen; wollte und mußte es übersehen, weil die Thatsachen zu hart und aufrührend waren. Aber hierin steckt das erotische Thema aller Jugendbünde. Die Jugend bewegt sich stets nach unabänderlichen sexuologischen Gesetzen. Mein Buch „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen“ ist der erste, aber sicherlich nicht der letzte Versuch, diesen Gesetzen auf einem Sondergebiet auf die Spur zu kommen. Ich glaube, daß dadurch die Frage der sexuellen Anziehung von Mann zu Mann und vom Mann zum Weib wesentlich gefördert werden wird. Hans Blüher.

Die große Pantomime. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Drei Menschen, die mir lieb sind, sitzen um meinen runden schwarzen Tisch. Grete Wiesenthal, die Tänzerin, Fran Zavrel, der Regisseur, Erwin Lang, der Maler. Sie sitzen, von dem Großstadttreiben abgetrennt, wie auf einer weltenfernen Insel. Gesellschaftliche Fragen, Politik, bürgerliche Angelegenheiten: das Alles giebt es; irgendwo; im Hintergrund. Doch vornan, als wichtigstes Geschäft des Lebens der Drei, steht ihre Kunst. Tanz, Theater, Malerei. Drei Kunstformen, an sich verschieden, vereinigt durch ein gemeinschaftliches Streben nach dem selben Ziel. Die Alltäglichkeit durch Stilisirung zu erhöhen, die Wirklichkeit nicht auszuschalten, doch durch ein Plus von spielerischer Phantasie dichterisch umzuwerthen. Die stummen Dinge zu beseelen, daß sie dem Wort ebenbürtig sind, die Möbel, das Kostüm, vor Allem die Linie, die Geberde. Einen neuen Ausdruck für die Wirrsale des Menschlichen zu finden, für das Geheimniß der Beziehung zwischen Mann und Frau, durch Kolorit, durch Rhythmus, durch Bewegung. Ich höre zu. Und der Eindruck, den ich von dieser Leidenschaft und Farbigkeit empfange, ist so tief, daß ich ihn bewahren muß. So entsteht mein Buch „Die große Pantomime“ und seine Zueignung an Grete Wiesenthal. Kein Zug des Wesens und Charakters meiner drei Besucher ist darin enthalten. Sollte dennoch ihrer Passion, ihrer Besessenheit von Kunst, ihrer Hingegebenheit an eine einzige herrschende Idee ein Hauch darin zu spüren sein: Das freilich hätte ich ihnen zu verdanken. Auguste Hauschner.

Der Flieger. Ein Buch aus unseren Tagen. Rütten & Loening, Literarische Anstalt in Frankfurt. 3 Mark.

Ich schlief und lag auf meiner linken Seite und träumte meinen Traum. Meine Sehnen spannten und entspannten sich und die Entspannung war Genuß. Ich schnellte ruckweis durch die Luft, als eine Stimme rief: Wache auf! Ich kippte noch im Fluge hoch und stand erwacht im Raum. Eine Stimme gellte: Versucht den Gott, der Euch befahl: Herrschet über die Vögel unter dem Himmel! Ich fragte: Ist es nicht Gott, der uns versucht? Die Stimme schmeichelte: Eure Augen werden aufgethan und werdet sein wie Gott. Ich erschrak und wehrte mich: Verstoßen sind wir und verflucht um dieses Wortes willen. Die Stimme aber rühmte sich und sprach: Was wäre Euch das Paradies, wenn Ihr nicht verstoßen wäret! Ich sagte: Eine Fläche ohne Tiefe, ein bewegtes Bild im Kugelrahmen, eine Gewohnheit ohne Sinn. Die Stimme triumphirte: Und jetzt? Eine Sehnsucht und ein Zorn, eine Trauer und ein Ansporn, ein Glaube an den Ring, der in seinen Anfang mündet, und an das ewige Licht, das im Anfang brennt.

Ich fragte: Was willst Du, daß ich thue? Die Stimme rieth: Spring in allen Anfang, wo der Schöpfungfunke loht, und springe durch die Ewigkeit zurück in Zeit und Raum. Ich hob den schöpferischen Funken aus dem Ursprung und warf ihn in den Stoff. Und ich beschwor den Stoff. Ich beschwor das Holz: Holz, totes Holz, wie Du Dich aus Deinem Kern in die tausendfache Form verzweigtest, wie Du Kraft aus der Erde zogst, um dem Himmel zuzuwachsen: also senke Deine Wurzeln in mich, also wachse aus mir in mein Ziel, Theil meiner Ganzheit, Kraft von meiner Kraft. Das Eschenholz der Holme belebte sich in meiner Hand. Mein Blut rann in den Röhren seiner Ringe, mein Wille fieberte im Mark und in seinem Strahlenkranze. Ich zerrte beide Holme mit aller Macht in den Gelenken; sie schlugen träg auf und ab. Ich verzweifelte: Wie soll ich Euch beflügeln, träge Schwingen? Die Stimme spottete: Willst Du kläglich flattern wie ein Huhn, das vor Hundezähnen flieht, wo Du Adler sein und herrschen darfst? Ich erwiderte: Wie kann Ohnmacht Herr sein? Die Stimme raunte: Ist es nicht des Menschen Art, gegen Kraft die List zu setzen?

Was in mir noch schwank und zag war, stieß ich heftig ab: wie bald begab sich nicht mein junger Storch der Flügelschläge und stellte seine Schwingen fest; so will auch ich in arbeitlosem Fluge segeln. Ich befahl den Eschenholmen: Wart Ihr nicht Bäume, die im Winde trotzten? So werdet wieder starr und trotzt. Sie wurden starr und unbeweglich. Dem Rippenwerk der Weiden drohte ich: Biegt oder brecht! Sie bogen sich und brachen nicht. Sie wölbten sich im Zwang der Verspannungdrähte, die zu den unteren Spieren liefen, und krümmten dann die Enden aufwärts nach den oberen Spieren zu: umgelegte Fragezeichen, die sich selber aus den Lüften Antwort holen würden. Ich zog das eingeölte Linnen an seinen Maschen auf die Weidenrippen. Und siehe: Flügel waren mir gewachsen, riesenhaft vergrößert hielt ich

zwischen ihnen. Die Arme in den Polsterstützen, griff ich nach der Querstange vor mir, um mich festzuhalten, und beugte meinen Oberkörper rückwärts: der Vogel richtete sich vorn auf und stieg. Der Vogel stieg; und das Gewölbe that sich auf, die Sterne wuchsen mir entgegen. War mein Flug nicht königlich? War ich nicht Herr des Windes, der mich zu seinem Herrenthum erhöhte?

Eine Thür ging auf, der Großknecht trat aus seiner Kammer auf den Bodenraum heraus. Wir standen stumm, Blick in Blick. Ich fühlte seine rauhe Stimme, die doch lautlos blieb: „Wat makst Du hir vör Hahnenschrag?“

Schweigend jauchzte ich: „Ich fliege.“

Er knirschte: „Zerschlug ich nicht Deine Vögel?“

Ich höhnte: „Mücken schlugst Du tot: da wurden sie zu Adlern. Spielzeug nahmst Du mir: da wurde es zu Mannesthat.“

Er grollte: „Was fliehst Du unsere Erde, die Dich nährt?“

Ich entgegnete: „Fliehe ich sie denn? Fliegt sie nicht mit in meinen Himmel? Wie Du in der Erde wurzelst, also wurzelt sie in mir. Ich steige: und mehr Erde schießt in meinen Kreis, mehr Weltall ist um mich im Kugelraum.“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Narr, der Du bist; wartet nicht die Erde schon, Dich in sich zu begraben?“

Ich trumpfte auf: „Wurm, der Du bist; so eilt es mir, mich über sie zu heben.“

Blick sank aus Blick. Stumm wandte sich der Alte ab und verließ den eingeschrumpften Raum. Der Tag brach an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen dem blutigen Mars und der silbern strahlenden Venus galoppirte, Sturm verkündend, eine Wolke. Der Mond lag kupferfarbig an den Rand der Welt gerollt. Wie löste er sich leicht und ganz unmerklich, wie schwamm er in das dunkle Blau! Nachtwächter Du der arbeitmüden Erde, selbstwandelnde Laterne mit erborgtem Licht: komm her zu mir mit Deinem Schein und lehr mich Deine Künste.

Die braune Haide war in Milch getaucht. Einmal rief es mich bei Namen, wie durch Wasser oder Wände hindurch; ich beschleunigte unseren Schritt. Der Segelflieger, den wir umgekehrt und nach der Flügellänge trugen, stieß und zerrte ungeberdig, gleich einem edlen Thier, dem man Gewalt anthut. Ich drehte ihn herum und in die Breite: es war, als seien Pfundgewichte von ihm abgefallen. Wir eilten jetzt dem Winde entgegen; da bäumte er in Stößen hoch und gehorchte jedem Fingerdruck.

Am Waldrand, wo sich Findlinge zur Totenkammer eines Dolmens zusammenschlossen, bekalmten wir den Riesenvogel. Ein Dachs, der seine Weide stach, fuhr in den Bau zurück; ein Fuchs, der auf dem Hasenpasse schlich, beobachtete uns aus seiner Deckung. Der Jungknecht bückte sich nach einem Stein: sofort verschwanden beide Lichter.

Wir hatten Brise aus Nordost, die langsam stärker wurde. Wartend hockten wir bei unserm Segler. Hein, der gedankenvoll an einem Grashalm kaute, gab Sprüche seiner Weisheit von sich. „De Luft is dünner as dat Water."

Ich bestätigte: „Säbenhunnertsäbentigmol lichter."

Hein muschelte sich in die Gräser. Nach einer Weile fragte er, spitzbubenhaft aus dem Versteck: „Uns' Herr sall en Studirten sin?"

„Jo."

„Un hei is doch en Buer worden."

Ich sagte nichts; der Jungknecht pfiff sich Eins.

Als der Wind die Blätter fegte, schafften wir den Segler auf den Hügel. Ich war ruhig und fast heiter: geschehe, was da will. Sorgsam prüfte ich die Eschenholme und die Weidenruthen, die das sanft gewölbte Flächenpaar und den stumpfen Fächerschwanz geschmeidig machten. Schon die Arme in den Stützen, spürte ich die Kraft der Bise, die den Berg herauflief, und warf mich in wilder Freude ihr entgegen. Der Hügel glitt von meinen Füßen, ich baumelte wie ein vom Dach Gestürzter, der sich an die Rinne klammert. Kam ich nicht vorwärts, hing ich angeseilt im Leeren und schwang wie eine Glocke unter fremder Willkür? Wie sich die Unterarme wüthend in die Stützen pressen, wie mein Oberkörper vorwärts drängt ... Triumph: der Vogelt pfeilt nach vorn ... Verrath: die tote Fläche stampft und kippt! „Hein," schrie ich auf und war dem Weinen nah, „die Holme sind zu schwer!"

Ich beugte mich zurück, um das Flugzeug aufzurichten, umsonst; es schleuderte kopfüber in die Haide. Zwei Storchenständer, blutroth trotz der Nacht, schnellten mir vor Augen vor: ich that es ihnen gleich und fing den Stoß mit vorgeworfenen Beinen ab. In die Knie gebrochen, fühlte ich die Flügel unter meinen Armen zittern, fühlte Erde, Schmerz und Staunen. Der Jungknecht half mir auf; verwirrt sah ich, daß ich am Hügelfuß gelandet war. Von meinen Knien rann es feucht.

Ich überdachte angestrengt und lange meinen Unfall. „Hein," sagte ich (und sagte es zu mir), „es waren nicht die Holme; die Erde ist es, die nach Allem greift, was ihr untreu werden will." Ich sprach ganz leise, in geheimer Sorge, daß sie mich verstehen könnte: diese Erde, die nicht mit mir war und also gegen mich. „Help mi."

Hein war bleich im Mondenschein. Er bat: „Lat doch sin!" Seine Stimme war beklommen. Statt jeder Antwort packte ich den Segler mit den Händen und trug ihn wieder auf die Kuppe. Zögernd faßte Hein mit an. Ich athmete noch einmal tief und durch den ganzen Leib. Dann hieß ich Hein beiseitetreten und drückte laufend beide Flügel in den Wind. Hein schrillte angstvoll: „Lat sin!"

Ein Tornado riß mich hoch, ich wirbelte im Tanz der Luft. Blindlings parirte ich: parirte Stoß auf Stoß. Mein Körper ruckte wie in Todeszuckung und war doch seines Lebens unerhört bewußt. Ich schaute nicht zur Erde: und wußte, daß sie mir entgegenfloh; ich schaute nicht zum Himmel: und wußte, daß er auf mich sank. Eine Bö, die mich von

unten traf, hob mich empor; vibrirend hielten meine Schwingen jetzt auf einem Punkt. Ich stand gelöst im Weltenraum.

Dann glitt ich wieder leicht geschrägt nach vorn. Der Gegenwind war stetiger geworden und lüftete die linke Flächenseite: der Segler neigte sich nach rechts, als wolle er in eine Kurve biegen. Lockst Du mich, mein junger Storch, kreisend die Hügelkämme und den Forst zu überwinden, selig über den Dingen zu schweben? Ich darf nicht, der Hügel hinter mir lauert schon geduckt zum Ansprung; ich will nicht: und ich neige mich doch schon auf den geneigten Flügel, beschreibe, Stern unter Sternen, meinen eigenen Kreis ...

Was verführte mich? Mein Schwingenpaar schoß plötzlich flammenhaft unter mich und über mich hinaus. Aus meinen Eingeweiden stieg ein schmerzlich süßes, aufwärts ziehendes Gefühl, flimmernd sauste die Haide auf mich los, Wacholderbüsche peitschten mein Gesicht, mit einem dumpfen Schmerz schlug ich auf. Vor meinen Augen drehten schwarze Kreise, in denen Sterne sprühten, auf meinem rechten Bein lastete ein schwerer Druck. Ich sank in eine Tiefe ohne Ende, sank und tauchte auf im Rhythmus des Getragenwerdens und hörte ein Kommando unseres Großknechtes und fiel zurück in grenzenlose Nacht.

Gauting-München. Leonhard Adelt.

Amerikanische Bankpolitik.

Der gefährlichste Feind der Prinzipien ist die Praxis. Und die Feindschaft wird da besonders fühlbar, wo die nüchternste Weltanschauung zu Hause ist: im Geschäftsleben. Da siegt die Praxis sicher über die geistreichste Theorie. Beweis: die neue amerikanische Bankbill und ihre Würdigung. Im Dollarland wird auf die „politische Platform" ein Programm mit volltönenden Schlagwörtern gebaut und kaum je gefragt, ob das Material zum Grundriß paßt. So entstand das Geldsystem. Erst kamen die Demokraten mit dem Staatspapiergeld, den Greenbacks. Die United States Bank blieb ohne Erfolg und die demokratischen Grundsätze wurden durch die Praxis besiegt. Nun kamen die Republikaner. Neues Programm. Beseitigung der staatlichen Zettelwirthschaft; Erhebung der Nationalbanken zu Emissionstellen des Papiergeldes. In der Währung sollte nicht der Staatswille, sondern die private Erfahrung bestimmend sein. Sehr schön. Die Nationalbanken vermehrten sich ungemein rasch. Schon waren die Staaten in ein Netz von 7000 Zettelgeldsträngen verwickelt. Siegte das Prinzip? Zwar wuchs das Kapital unter den Strahlen der Republikanersonne; aber das Geld blieb in seiner Leistungfähigkeit zurück und die Krisen häuften sich. Den Amerikanern wurde von deutschen Geschäftsfreunden gesagt: Ihr kommt aus der Geldmisere erst heraus,

wenn Ihr statt der Nationalbanken ein Centralinstitut geschaffen habt. Die Finanzverbindung mit Europa zwang zu einer That. Eine Kommission sollte ein Bankgesetz entwerfen; ihr Präsident wurde Senator Aldrich. Jahre vergingen; dann war ein neues Programm geboren, dessen Inhalt hier besprochen wurde. Sofort war zu merken, daß aus dem Stück Papier niemals ein aufrechtes Werk werden könne. Mit den Republikanern verschwand auch die Aldrichbill. Der Präsident der Demokraten versprach die Notenbankreform; sie sollte die Aenderung des Zolltarifs ergänzen. Woodrow Wilson liebt rasche Entschlüsse; er ist nicht so bedächtig wie sein Vorgänger Taft. Bald lag die neue Bankbill auf dem Tisch. Die Arbeit der Aldrich-Kommission war nicht ganz nutzlos; man konnte auf ihrem Material weiterbauen. Aber si duo faciunt idem, non est idem. Wenn Republikaner und Demokraten ein Bankgesetz machen, wirds nicht das Selbe. Die Republikaner schufen die Macht des Privatkapitals; die Demokraten wollen den Reichthum unter das Joch der Staatsgewalt zwingen. Der Politiker soll König sein. Und wo ließe sich dieser Royalismus des Staatsmannes, im Gegensatz zum republikanischen Imperialismus des Kaufmannes, besser zum Ausdruck bringen als in der Herrschaft über das Geld? Aldrich hütete sich, die Privilegien der Bankwelt anzutasten; Mr. Glaß, der Schöpfer des neuen Gesetzes, arbeitete im Geiste des großen Silbermannes Jennings Bryan, der stets für das Staatsgeld eingetreten ist. Ihm gelten die Vorrechte der Nationalbanken wenig. Er ist für das ungemilderte Staatsprinzip, das die einzig sichere Bürgschaft für eine sachgemäße Gestaltung des Zinsfußes biete. Sein Ideal ist: die Beherrschung des Diskontsatzes durch den Staatsbeamten. Man kann sich denken, daß die Geschäftswelt der Entwickelung dieser Prinzipien mit Bangen entgegensieht. Ihre Gemüthsstimmung verräth eine newyorker Börsendepesche, die sagt: „Absoluter Verfall des Geschäfts, da Niemand weiß, welche Ueberraschungen die Demokraten noch planen.“ Zunächst: ein neues Trustgesetz.

Wenn der Kongreß dem demokratischen Bankgesetz zustimmt, so entstände eine Organisation des Geldumlaufs, wie kein anderes Land sie kennt. Unsere Reichsbank ist kein reines Staatsinstitut. Sie hat ihren Centralausschuß und die äußere Form der Aktiengesellschaft. Rußland hat zwar die reine Staatsbank, aber nichts dem amerikanischen Gebilde Aehnliches. Zwölf Federal Reserve Banks sollen errichtet werden, die Aktieninstitute sind und der Eintheilung der Vereinigten Staaten in zwölf Geschäftsbezirke entsprechen. Mitglieder der neuen Bundesbanken müssen sämmtliche Nationalbanken, können die Trust Companies und die Staatsbanken werden. Das Direktorium der neuen Institute besteht aus Bankiers, aus Vertretern von Handel, Industrie und Landwirthschaft und aus drei von der Regirung in Washington ernannten Mitgliedern. Je sechs Direktoren werden von den Aktionären gewählt, je drei von der Behörde ernannt. Die Direktorien sind nur Verwaltungorgane, die für die

Technik des Bankgeschäftes zu sorgen haben. Die Bankpolitik bleibt der Regirung vorbehalten. Das ist das Wesen der demokratischen Schöpfung: der Sieg des Politikers über den Bankier. Die Aufsicht über die zwölf Bundesbanken wird nämlich von einer Staatsbehörde geführt: dem Federal Reserve Board; und alle sieben Mitglieder dieses Board sind Beamte oder Männer, die vom Präsidenten ernannt und vom Senat bestätigt werden. Die obersten Leiter des Schatz- und Ackerbauamtes und der Kontroleur des Geldumlaufes sitzen im Federal Reserve Board. Und die anderen Aufseher werden natürlich aus dem feinsten Klüngel der regirenden Partei genommen.

Daß die Centralstelle für den amerikanischen Geldmarkt ein wichtiger politischer Vorposten sein soll, zeigt auch die Bestimmung, nach der von den Sieben, die je zehntausend Dollars Gehalt bekommen, nur Einer Bankpraxis zu haben braucht. Die Bankleute, die in den Direktorien sitzen, haben nichts zu sagen; die sieben Stützen der Centralbehörde, die zu sechs Siebenteln vom Bankgeschäft nichts zu verstehen brauchen, haben alles für den Geldmarkt und das Wirthschaftleben Wichtige zu bestimmen. Sie können die Bundesbanken zwingen, Wechsel anderer Institute zu rediskontiren, um in einzelnen Geschäftsbezirken auf den Zinsfuß zu wirken. Auch der Diskontsatz wird von den washingtoner Sieben beliebig festgesetzt, und zwar nicht für das ganze Land gleichmäßig (was jede Willkür zum Nutzen oder Schaden eines bestimmten Produktionbezirkes ausschließen würde), sondern, je nach Bedarf, für einzelne der zwölf Bankdistrikte. Die Diskontpolitik muß, wenn eine centrale Regelung des Geldumlaufs möglich werden soll, eine Basis und eine Spitze haben. Was draus wird, wenn Beamte und Parteimänner entscheiden, kann Jeder sich vorstellen, der an die großen Wirthschaftgruppen der amerikanischen Union, an die Weizen- und Baumwolldistrikte, die Bergwerk- und Hüttenbezirke, die Großindustrie und Hochfinanz im Osten und die Landwirthe im Westen und Süden denkt. Der Politiker, der dem Board angehört, wird entscheiden, wie es seinen Wählern angenehm ist; und wird wenig danach fragen, ob die Bezirke mit republikanischer Mehrheit unter dem von ihm bestimmten Diskontsatz leiden. Präsident Wilson glaubt nicht an die Einmischung der Politik in die Amtshandlungen der neuen Geldbehörde. Er wird sich wundern.

Die Demokraten möchten ihre Abkehr von den Bräuchen des Großkapitalismus noch deutlicher zeigen, als es die Republikaner gethan haben. Sie übernahmen die Ergebnisse des grotesken Verfahrens gegen den Geldtrust und faßten sie in die klangvolle Anklage, daß die Vereinigten Staaten, die Schöpfung eines Washington und Lincoln, in beschämende Abhängigkeit von Bankleuten gerathen seien. Schnell also eine neue Geldverfassung! Dabei wurde Geldtechnik mit Geldmacht verwechselt. Die Shermanbill hat den amerikanischen Reichthum nicht gemacht. Und der Federal Reserve Board wird das amerikanische Geldsystem nicht bessern. Auch nicht mit 500 Millionen

Dollars Bundes-Reserve-Schatznoten, die als neues Staatspapiergeld die Noten der Nationalbanken aus dem Umlauf drängen sollen. Das ist nicht die Arbeit eines Tages; und bis sie gethan ist, sollen die neuen Zettel die Elastizität des fehlenden Centralsystems einem verehrlichen Publiko vortäuschen. Die Noten der Bundesbanken sollen zu einem Drittel mit Gold, zu zweien durch Wechsel und „andere liquide Unterlagen“ gedeckt sein. Das ist der einzige reine Ton, der aus den Saiten der neuen Bankbill ans Ohr gelangt. Die Vorschrift ist der Bestimmung der deutschen Währung nachgebildet. Sie wächst über den Werth einer bloßen Nachahmung hinaus durch die Standeserhöhung, die dem Kommerzwechsel gewährt wird. Die Banknoten der Vereinigten Staaten sind jetzt mit öffentlichen Schuldverschreibungen gedeckt. Daß diese Bundesobligationen ihre Qualitäten haben, leugnet kein Mensch. Aber es ist nicht würdig, ein Schuldversprechen durch ein anderes sicherzustellen. Staatspapiere sind die beste Bürgschaft, wenn es sich um eine Ergänzung persönlicher Eigenschaften handelt. Kautionen werden auf diese Weise geleistet. Aber das Geld eines Landes, die Signatur des öffentlichen Kredits, kann nur dann als glaubhaft legitimirt gelten, wenn die Materie zu seinen Gunsten spricht. Beim Waarenwechsel sagt man, er sei so gut wie bares Geld, weil eine abschätzbare geschäftliche Transaktion seine Voraussetzung bildet. Das sagt aber selbst vom vornehmsten Staatspapier Keiner.

Die United States Bonds galten immer für das Wahrzeichen finanzieller Größe und waren das wirksame Werkzeug der Valuta. Mit der Würde verband sich der kluge Geschäftssinn, der den Nutzen eines Heeres von 7400 sicheren Abnehmern für Staatsanleihen richtig erwogen hat. Der Kommerzwechsel wurde nicht sehr hoch geschätzt; man sah in ihm den Ausdruck der Verlegenheit, nicht den nothwendigen Vermittler zwischen Geldumlauf und Waarenumsatz. Ob er auf dem neuen Weg, den ihm die Glaßbill ebnet, rasch vorwärtskommen wird, ist fraglich. Was wird aus dem Gesetzentwurf? Die Nationalbanken, die Aldrich geschont hatte, wollen von der neuen Bill nichts hören und rechnen darauf, daß ihr Einsatz im Geschäft der Union schwerer wiegt als ein demokratischer Grundsatz. Werden sie siegen? Ein Generalstrike der 7000 Nationalbanken würde das amerikanische Wirthschaftleben einer niemals erlebten Katastrophe aussetzen. Ein solches Massenaufgebot von Banksuffragetten können wir uns freilich kaum vorstellen. Aber man muß die gewagtesten Versuche erwarten; denn die Tradition der amerikanischen Finanz steht auf dem Spiel. Mag sie gut oder schlecht sein: sie lebt und hat Leistungen aufzuweisen. In Pittsburg, einem der wichtigsten Industriebezirke der Union, gab es neulich ein paar unangenehme Banküberraschungen. Zwei Nationalbanken, eine Saving-Bank und eine Privatfirma geriethen in Verfall. Große Engagements hatten die Krisis herbeigeführt. Wenn im Bankenbereich die Erde bebt, ist Vorsicht die erste Bürgerpflicht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. August 1913.

Bukarester Friede.

Alexander-Franz.

Zum dritten Mal soll in der Tiefebene der Dimbowitza, wo in Mythentagen der Hirt Bukur seine Heerde weidete, wo Fanarioten einst, Häupter und Sprossen der Familien Ypsilanti und Maurokordato, als Hospodare hausten, zwei Jahre lang Habsburg gebot und seit 1867 ein Hohenzollern herrscht, das Fundament eines Orientfriedens vermörtelt werden. Der zweite war langer Rede kaum werth. Als Alexander von Battenberg dem Ruf der Rumelioten (1885, nach dem Septemberputsch von Philippopel) gehorcht und seinem Fürstenthum die autonome Türkenprovinz Rumelien vereint hatte, fanden Serben und Griechen durch dieses vergrößerte Bulgarien das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel gestört und Milan Obrenowitsch, König von Serbien, versuchte, durch einen Erobererkrieg seine unbequem gewordene Stellung im Land zu bessern. Er schickte seine Truppen gegen Widin, das sich aber, unter Usunows Kommando, wider alles Einbruchsstreben hielt, und gegen Sofia, vor dessen Gemarkung sie, bei Slivnitza, geschlagen wurden. Fürst Alexander (als Brecher des Berliner Vertrages beim Zaren in Ungnade und allen russischen Würden entkleidet) weiß, daß er um seine Krone ficht; rückt den weichenden Serben nach; besetzt ihr Pirot; und wird nur von dem Grafen Khevenhüller, Oesterreichs Gesandten, am Vormarsch nach Belgrad gehindert. Der in fünfzehn Novembertagen ausge-

fochtene Krieg wurde durch den (von der Hohen Pforte vermittelten) Bukarester Frieden vom dritten März 1886 beendet. Serbien und Bulgarien blieben, was sie gewesen waren (das Konstantinopler Protokol vom fünften April machte den Fürsten Alexander, zunächst für fünf Jahre, zum Generalgouverneur von Ostrumelien), und erneuten nur das friedliche Nachbarverhältniß. Kleinkram. Im Frühling des Schicksalsjahres 1812 aber war Bucuresci, die Residenz der Walachenfürsten, der Schauplatz einer Staatsaktion (ihres letzten Aufzuges wenigstens) gewesen, deren Ergebniß lange nachgewirkt hat und aus der dem ernstlich rückwärts gewandten Sinn heute noch wichtige, morgen zinsbare Lehre quillt.

Seit dem vorletzten Tag des Jahres 1806 führt Rußland seinen dritten Krieg gegen die Türkei; und mit ihm ist der Sieg. Ueber dem Universum funkelt, aus schwarzem Gewölk, Napoleons Auge gen Ost. Wird der Russe ihn, wird er den Russen angreifen? Am zwanzigsten März 1811 hat Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, ihm den Knaben geboren, der lallend schon König von Rom heißt. Vermuthet Zar Alexander, was Franz höre, werde bald auch ins Ohr Napoleons dringen? Graf Stackelberg, der ihn in Wien vertritt, muß ein Allerhöchstes Handschreiben in die Hofburg tragen. Ich, sagt Alexander darin, will den Krieg nicht; doch Bonaparte bereitet ihn vor und will ihn offenbar mit der Wiederherstellung des Königreiches Polen, dem Galizien einzugliedern wäre, beginnen. Von dem Gebietsverlust würde er Oesterreich dann wahrscheinlich an der Ostküste der Adria, mit dalmato-albanischem Land, entschädigen. Rußland braucht keine Grenzdehnung und hat längst erkannt, wie wichtig ihm die Stärkung österreichischer Macht ist. Sichert der Krieg mir Polen, dann gebe ich Dir, lieber Herr Bruder, die Moldau und die Walachei bis an den Sereth, gestatte Dir gern, durch die Annexion Serbiens Dein Reich abzurunden, und schütze Dich so lange, wie Du es willst, in den Donaufürstenthümern mit meinem Heer gegen türkische Belästigung. Ich habe auch nichts dagegen, daß Du, wenn wir siegen, die Italerprovinzen zurücknimmst, die einst österreichisch waren. Was Oesterreichs Herrschaftbezirk weitet, dient auch dem Russeninteresse. Rumanzow, der Staatskanzler, wiederholt in einer Depesche seines Kaisers Hauptsätze; sagt auch, wie Alexander, daß von Oesterreich nicht Waffenhilfe, die es nicht leisten könne, sondern nur wohlwollende Freundschaft gefordert werde. Schon

aber ist mißtrauische Furcht vor Rußland der Kompaß aller wiener Politik. In dem schönen, von Maria Theresia für den Fürsten Wenzel Kaunitz gebauten Palast am Ballhausplatz herrscht Klemens Metternich, der Rußland ganz genau, bis ins Innerste, zu kennen wähnt und immer darauf bedacht ist, nicht „dupirt“ und aus dem Ruf der Allwissenheit geschoben zu werden. Neun Tage nach der Geburt des aiglon läßt er Großvater Franz dem Zaren antworten. Sehr herzlich; aber sehr türkisch. Die alte Freundschaft mit den Osmanen, deren Regirung sich dem Haus Habsburg immer als treu bewährt habe, hindere ihn, an Gebietszuwachs zu denken, der von der Hohen Pforte aus als Ertrag feindsäligen Handelns zu sehen wäre. Zar und Kanzler lesen auch einen Brief Metternichs, der, im höflichsten Ton, dem Russenreich die Schuld an der üblen Lage Europas aufbürdet, ihm raschen Friedensschluß mit der Türkei empfiehlt, die Wahrscheinlichkeit bonapartischen Sieges andeutet und betheuert, daß Oesterreich, jedem Ehrgeiz, jeder Ländergier fern, auch jetzt, wie so oft schon, dem Gemeinwohl des Erdtheiles alle tragbaren Opfer bringen wolle. In beiden Briefen steht kein Wort über Oesterreichs Entschluß für den Fall franko-russischen Krieges. Der Gesandte, Graf Saint-Julien, sollte in Petersburg nur sagen, Kaiser Franz werde, was auch geschehe, die Unabhängigkeit seines Reiches zu wahren wissen; und, wenn Rußland (wie Stackelberg angedeutet hatte) Galizien besetze, darin den casus belli erblicken. Aus Wien kam an Saint-Julien, immer wieder, die Weisung: Nur keine Intimität noch gar Bundesgenossenschaft mit dem Zarenreich, das dem Abgrund entgegentaumelt; die Folge solchen Bündnisses wäre der Zusammenbruch unserer Monarchie. Deshalb weigert der wiener Hof auch den petersburger Ehestiftungwünschen barsch die Erfüllung. Großfürstin Anna (um die Napoleon geworben hatte) sollte sich dem Erzherzog-Thronfolger Karl Leopold (der als Kaiser dann Ferdinand hieß) und Amalie von Baden, die Schwester der Zariza, sich dem Erzherzog Karl vermählen. Beide Pläne scheitern; der Thronfolger, schreibt Metternich, ist körperlich so zurückgeblieben, daß seine Eltern noch nicht daran denken können, ihn zu verheirathen. Januar 1812. Daß die Russen in den Donaufürstenthümern sitzen, ist ärgerlich. Aber Oesterreich kann sich nicht zu dem Entschluß aufraffen, gegen sie (die es doch schwach, kopflos, durch Polenaufstände gefährdet glaubt) vorzugehen und für die Türkei das Schwert zu ziehen.

Passiv bleiben, abwarten, den russo-türkischen Frieden nach seinem Wunsch gestalten: da ist Metternichs Ziel. Der Franzosenkaiser hat ja versprochen, daß er unter allen Umständen das rechte Donauufer den Russen sperren und ihnen Serbien niemals gönnen werde. Wenn nun aber Canning, Englands Vertreter in Konstantinopel, richtig voraussah, als er an Hardenberg nach Wien schrieb, Napoleon werde, sobald sein Feldzug gegen Rußland begonnen habe, durch die Rückgabe der Moldau und Walachei die Türkei auf seine Seite ziehen? Dann erntet nur Frankreich langen Mühens Frucht, wird im Osten allzu stark und Oesterreich hat keine Hoffnung, seine „Großmuth“ (so nennt Metternich die marklose Schwachheit der wiener Mächlerei) von der Pforte nach Gebühr belohnt zu sehen. Der Orientfriede muß geschlossen, der russo-türkische Vertrag paraphirt sein, ehe an der Weichsel oder am Niemen zwischen Bonaparte und Alexander die Entscheidung fällt.

Seit dem Juni wird in Bukarest verhandelt. Sacht; nach der Schachermode des Orientbazars, die immer ums Hundertfache mehr zu verlangen vortäuscht, als sie selbst erlangen zu können glaubt. Nur auf der Basis des Machtzustandes, der vor dem Krieg war, ist eine Verhandlung möglich: kreischt Hamid Effendi; und der Russe lacht dem Erzähler der Mär vom status quo ante bellum ins Gesicht. Die Türken werden etwas weicher, als Michael Kutusow sie bei Rustschuk mit mächtigem Streich aufs Haupt geschlagen hat. Der Herr des Ballhausplatzes ringt die Hände. Rußland kommt an die Donau, wird Oesterreichs Nachbar: und diese Gefahr sollte, um jeden Preis (nur, schon damals, nicht um den eines Krieges), doch vermieden werden. Der Russe fordert alles Gebiet bis an den Sereth, Grenzregulirung in Asien, Autonomie für Serbien. Der Türke will nur den Pruth (wo, hundert Jahre zuvor, der große Peter von den Osmanen umzingelt wurde) als Grenze gewähren. Dabei, läßt Metternich dem Reis Effendi zutuscheln, solle er stramm bleiben; der Zar werde bald in Bescheidenheit gezwungen werden. (Daß Alexander sich schon jetzt mit der Pruthgrenze begnügen würde, weiß der Oesterreicher seit dem September; sagts aber dem Sultan Mahmud und dessen Großwesir nicht.) Nach dem Zaren hat Kara Georg den Wienern die Besetzung Serbiens angeboten; auch er vergebens. Am zehnten Februar rückt das Russenheer in Belgrad ein. Die Türken athmen auf; jetzt, denken sie, muß Oesterreich sich ja gegen Rußland wenden. Nein.

Metternich hat nur grimmige Worte; niemals, spricht er zu Stackelberg, wird mein Kaiser dulden, daß Ihr Euch am rechten Donauufer einnistet. Der Russe hört artig zu; fühlt aber in seinen Nerven nichts, was ihn das Fürchten lehren müßte. Er kennt seinen Mann. Kennt ihn noch, als Klemens, nun Frankreichs Bundesgenosse, ihm Rußlands nahen Untergang weissagt und höhnend fragt, ob denn irgendein Zurechnungfähiger glaube, ein Kutusow könne je einen Bonaparte besiegen. Stackelberg saß geduldig in Graz und wartete; nach der moskauer Katastrophe, als die Große Armee in wirrer Flucht schon westwärts strömte, schrieb ihm Metternich dann: „Ich beginne, etwas klarer zu sehen.“ So weit sind wir noch nicht. Beim Abschluß des franko-austrischen Bündnisses ist in Bukarest der Friede nicht fertig. Metternich will den Türken beweisen, daß er der festeste Hort ihrer Hoffnung ist; überzeugt er sie, dann helfen sie ihm zu dem Versuch, die Russen von der Donau wegzudrängen. Weil er nicht sicher ist, wie weit an der Dimbowitza die Dinge gediehen sind, erhält Stürmer, der Internuntius bei der Pforte, eine doppelte Instruktion: er soll, wenn der Friede noch nicht geschlossen ist, anzeigen, Oesterreich habe sich den Franzosen verbündet, der Vertrag mache beide Reiche zu Bürgen der Integrität türkischen Gebietes und Oesterreich werde mit Frankreich gegen Rußland kämpfen; den letzten Theil der Anzeige aber fortlassen, wenn der Friedenspakt in Bukarest schon unterzeichnet sei. Ein allerliebstes Gericht aus der wiener Küche. Doch der Türke riecht den Braten, der ihm nicht munden könnte. Siegt Rußland, meint er, dann wird Polen wieder Königreich, Kaiser Franz verliert Galizien und muß davon entschädigt werden. Auf Kosten der Türkei, versteht sich. (Die Rechnung war nicht falsch: den Oesterreichern war ja, unter bestimmten Umständen, die Erwerbung der Moldau und Walachei zugesichert worden.) So sieht Stürmer, in der ersten Aprilwoche, am Goldenen Horn die Stimmung. Gemeinschaft des türkischen mit dem österreichischen Heer, damit in Bonapartes Sperrkette, die von der Ostsee bis ans Schwarze Meer reichen soll, sich das östliche Schlußstück einfüge? Der Gedanke funkelt den Diplomaten der Pforte nicht. Sie wollen nicht einmal einen wiener Stabsoffizier in ihrem Hauptquartier haben; sonst heischt am Ende auch aus Paris einer Zulaß: und Sir Stratford Canning läßt keinen Zweifel darüber, daß England den ersten Schritt in turko-französische Waffengenossenschaft strafen würde.

Schon ist Oesterreich, seit dem fünften März nun auch Preußen den Franzosen verbündet. Soll dem Korsen noch gelingen, die Türkei seiner Sache zu verpflichten? Sie mit dem Versprechen der Krim, die Katharina ihnen nahm, in sein Netz zu ködern? England will schnellen Friedensschluß. Und drückt ihn durch.

Am achtundzwanzigsten Mai wird, während Napoleon in Dresden von den versammelten Fürsten Abschied nimmt, in Bukarest der Vertrag unterzeichnet. Die Türkei braucht, nach einem Krieg, der sich ins sechste Jahr hingeschleppt hat, endlich Ruhe; Schlachten und Hunger, Seuchen und Desertion haben ihr Heer zerbröckelt. England ist bereit, ihr neue Guineen zu spenden, und hat Morusi, den Dragoman des bukarester Unterhändlers, in seinem Sold. Wer hülfe dem Sultan in die Pracht der Janitscharenzeit zurück? Oesterreich schlägt mit Worten, bombardirt mit Noten; wirft sein Schwert aber nicht auf die Wagschale. Bonaparte? Der hat (die russische Staatskanzlei verwerthet in Konstantinopel und Bukarest den Brief schlau) am zweiten Februar 1808 dem Zaren die Theilung der Türkei vorgeschlagen und diesen Plan seitdem sicher nicht aufgegeben. Der hat auch eben erst Narbonne nach Wilna geschickt. Wer weiß, ob seine sichtbare Kriegsvorbereitung die Russen nicht nur einschüchtern und in neues Bündniß nöthigen soll? Kutusow (den man nicht aus Tolstois Auge, als einen unthätig frommen, bis zum Ruf des Herrn schlafenden Riesen sehen darf) nützt jeden günstigen Umstand mit flinker Geschicklichkeit und erlangt einen Vertrag, der dem Sultan zwar den größten Theil der Donaufürstenthümer zurückgiebt, dem Zaren aber Bessarabien, fünf Festungen, ein Stückchen asiatischer Erde, im Ganzen fünfundvierzigtausend Quadratkilometer Türkenlandes, einbringt. Der Pruth, bis zu seiner Mündung, und das linke Ufer der Unteren Donau, bis ans Schwarze Meer, sollen Rußland fortan von der Türkei abgrenzen. Serbien bleibt dem Sultan unterthan und tributpflichtig; doch wird ihm, im achten Artikel, zugesagt, daß es seine inneren Angelegenheiten selbst ordnen, die Gewährung der manchen Inseln des Archipelagus eingeräumten Vorrechte erwarten dürfe, nur noch niedrige Steuern zu zahlen brauche und vor neuer Verfügung des Großherrn gehört werden solle. Zwar nennt der Vertrag jedes Zugeständniß einen Beweis barmherzigen Edelsinnes; daß aber in dem von der Türkei mit einer fremden Großmacht geschlossenen Vertrag diese Zugeständnisse erwähnt und festgelegt wurden, war für

die Serben ein Erfolg „von unberechenbarer Wichtigkeit“ (Ranke): und ihn hatten sie dem Bezwinger, nicht dem Freund der Türkei, dem Weißen Zaren, nicht dem Kaiser von Oesterreich, zu danken. Als die russische Garnison aus Belgrad abmarschirt ist (sie hat später an der Beresina gegen Napoleon mitgefochten), versuchen die Türken freilich, ihr Wort zu brechen, die serbische Rajah in die alte Sklavenpflicht zurückzupferchen; und bereiten so selbst sich neue Aufstandsgefahr. Niemals aber kann ihr Verhältniß zu Serbien wieder werden, wie es vor der Anerkennung russischen Kontrolrechtes gewesen war. Wenn der Bukarester Friede ratifizirt wird. Wird er? Weder den Türken noch den Russen genügt er ganz. General Andreossy findet, als er die Geschäfte Frankreichs in Konstantinopel übernimmt, im Bereich der Pforte die Stimmung sehr trüb. Die Große Armee überschwemmt Rußland: in solcher Zeit war die Hingabe so breiter Stücke türkischen Bodens vermeidlich gewesen; hätte der Zar, der jeden Mann gegen Frankreich braucht, sich auch mit kleinerem Ertrag beschieden. Die Schlüssel zu den Heiligen Stätten, die von den Wechabiten befreit sind, werden aus Arabien nach Stambul gebracht. Noch schwindet die Mondsichel nicht von Europens Himmel. Daß sie über der Walachei und Bulgarien wieder glänzt, ist schön; auch Bessarabien aber brauchte man ihrer Herrschaft nicht zu entziehen. Islamische Wuth späht nach einem Sühnopfer: und Demetrius Morusi wird als Verräther gehenkt. Auch Alexander ist unzufrieden. Kutusow hat die Türken nicht in das Bündniß verpflichtet, das Bernadotte als die Hauptbedingung des Friedensschlusses empfohlen hatte. Admiral Tschitschagow soll Kutusow, der im Norden nöthig ist, an der Spitze der Donauarmee ablösen; ein tüchtiger und verwegener Mann, der sich aber, weil ers nützlich glaubt, zum Affen Bonapartes erniedert hat und ihm Haltung und Gestus, Räuspern und Spucken nachstümpert. Vielleicht ist das Schutz- und Trutzbündniß noch zu erreichen, wenn man die Ratifikation des Vertrages aufschiebt und dem Sultan Dalmatien und die Jonischen Inseln verheißt. Er braucht nicht gegen Frankreich vorzugehen; nur zu erlauben, daß Tschitschagow an der Donau und auf dem Balkan Banden werbe, sie rasch drille und mit ihnen, als dem Khalifen Verbündeter, von den Illyreralpen aus über das französische Dalmatien herfalle. Gelang es dann nicht, über Venedig die Fackel des Aufruhrs in die Schweiz und nach Tirol zu tragen, durch anglo-russischen

Flottenangriff auf Italien das Königreich Neapel in Rebellion zu treiben, also das Reich des Korsen, während er in Rußland einbricht, in Brand zu stecken (wie Scipio das Karthago Hannibals, der vor Roms Thore zu rücken trachtet), so mußte die behende Ausführung des Planes mindestens Oesterreich hindern, dem Bedroher Rußlands Hilfe zu bringen. Zum ersten Mal entschleiert sich den Petersburgern völlig die Stelle, wo Habsburg sterblich ist. Zum ersten Mal sehen sie deutlich an Oesterreichs Leib den Sitz reizbarer Schwachheit. Wer die christlichen Völker der Balkanhalbinsel von der Türkenkette löst, in Freiheit und Selbstbewußtsein aufscheucht, weckt der wiener Großmacht eine Lebensgefahr. Denn Blutsbrüderschaft muß die Südslaven und die Moldo-Walachen auf den Weg zur Einung mit Oesterreichs Tschechen, Kroaten, Serben, Slovenen, Rumänen drängen; und ihr Ruf bleibt in Böhmen, Slavonien, Kroatien, in der Bukowina und in Siebenbürgen gewiß nicht unerhört. Brennen am Habsburgerhaus aber alle Giebel, dann wird der drinnen Lebende sich hüten, die Löschmannschaft dadurch zu kleinern, daß er dem Feind Rußlands ein Armeecorps leiht. Im Juni 1812 hatte Tschitschagow alles Mögliche für die Brandstiftung vorbereitet. Auf seinen Wink würden aus Serbien, Montenegro, Dalmatien, der Walachei Funken nach Oesterreich hinüberfliegen; und die Heftfäden, die das Gezettel zusammenhielten, waren so fein, daß ein Aufgewiegelter vom anderen nichts wußte und der Agitator in seinem Versteck hoffen durfte, zugleich mit den siebenbürgischen Rumänen ihre Erzfeinde, die Magyaren, sich gegen Oesterreich wenden zu sehen. In einer Stunde hemmungloser Keckheit wagt Alexander, die Möglichkeit solcher Gefahr in der Hofburg andeuten zu lassen: und erlebt die Freude des Anblickes, daß Metternich weich wird und neuen Trug, nur ihm unverhüllten, anbietet.

Der listige Klemens hat überall Sprenkel und Leimruthen gelegt; noch aber kein kostbares Vöglein gefangen. Der Sieger von Austerlitz und Wagram zwingt ihn in Heeresfolge. Die Türkei läßt sich durch die winselnde Selbstanzeige seiner „uneigennützigen Politik“ nicht rühren; sie gewährt den Russen das Recht, Kriegsschiffe bis an die Pruthmündung zu schicken und noch drei Monate lang Truppen an der Donau zu halten. Rußland ängstet mit dem Gespenst slavischer, magyarischer, walachischer Aufstände. Da ist die nächste Gefahr. Deshalb schlägt Metternich in Petersburg und

Wilna ein Tauschgeschäft vor. Erklärt sich bereit, Napoleon übers Ohr zu hauen, ihm weniger Truppen, als vereinbart ist, zu stellen und den Krieg nur lau, nur zu Wahrung des Scheines, zu führen, wenn Rußland sich zur „Lokalisirung" des Kampfes verpflichte und nirgends Oesterreichs und Ungarns Grenze bedrohe. Der Vorschlag wird angenommen. Rußland und Oesterreich werden gegen einander also einen Theaterkrieg führen und sorgsam darauf achten, daß sie einander nicht ernstlich verwunden. Handschlag besiegelt den Pakt. Und nun scheint die Ratifikation des Friedens von Bukarest kaum noch ein ernstes Ungemach. Er nähert die nordslavische Vormacht den österreichischen Grenzen und giebt ihr ein Patronatsrecht auf Serbiens gehorsamen Dank. Doch Franz und Alexander sind nun ja Freunde; trotzdem ihre Truppen wider einander ins Feld ziehen. Und da der Sultan den russophilen Großwesir nach Silistria verbannt und einen den Wienern ergebenen Mann, Janko Karadja, zum Hospodar der Walachei ernannt hat, ist von Südost fürs Erste nichts zu fürchten und der Ernteertrag in diesem Sommer nicht allzu schmal. Den Hilferuf der Serben erhören? Unsinn. Die soll das Jucken ihrer Haut empfinden lehren, wie wenig Rußland für sie thue. An Trostgründen hats der wiener Politik nie gefehlt; und wenn ums Gebälk ihres Reiches das Wasser stieg, hat sie immer, im Ton gesättigten Glückes, verkündet, daß ihr Gegner morgen ertrinken müsse. Metternich konnte sich den Franzosen, den Türken, den Russen, schließlich auch, noch im selben Jahr, den Briten (Antrag Cathcart-Walpole) fest verbünden; konnte die Donaufürstenthümer und Serbien haben. Er hat Alles abgelehnt oder durch Spiegelfechterei vereitelt. Und schwor darauf, daß seine Selbstlosigkeit die Herzen des Zaren und des Sultans, des Regenten von England und des Franzosenkaisers für immer erobert habe.

Katharina-Joseph.

Der Konferenz, die nach Katharinas erstem Türkenkrieg, vom November 1772 bis in den März 1773, in Bukarest tagte, war keine Frucht beschieden gewesen. Erst als Rumanzow im erneuten Krieg Warna besetzt und bei Schumla gesiegt hatte, als die Türkei erschöpft und Rußland durch Pugatschews Bauernaufruhr an der Wolga verschüchtert war, wurde der Friedensschluß (im Dorf Kütschük Kainardsche) möglich. Der erste Erfolg zarischer Diplomatie

in Südosteuropa. Fünf Jahre danach läßt Katharina ihren zweiten Enkel auf den Namen Konstantins, des Oströmerkaisers und Basileus von Byzanz, taufen; und deutet mit diesem Symbolon auf Rußlands Pflicht, nach dem Erbe der Palaeologen zu trachten. Bald, spricht sie, wird der deutsche Habsburgerkaiser in Rom, der Zar in Konstantinopel residiren. Nach dem Tod Maria Theresias mahnt Kaiser Joseph der Zweite den Gesandten Grafen Ludwig Cobenzl, in Petersburg den Grundsatz dick zu unterstreichen: „Vereint können wir Alles, ohne Oesterreich aber kann Rußland, ohne Rußland kann Oesterreich nur schwer etwas Wesentliches und Nutzbares ausrichten." Im Mai 1781 ist das austro-russische Bündniß fertig; und gewährt Katharinen (die sich schon, auf Medaillen, als Schützerin aller Gläubigen darstellen und im Kadettencorps eine Abtheilung für Griechen einrichten läßt) jeden erdenklichen Vortheil. Im September 1782 bietet sie Joseph dem Zweiten, der sie als seine Freundin, Verbündete, Heldin anschmachtet, einen neuen Vertrag an. Erster Theil: Verbürgung beider Besitzstände. Zweiter: Moldau, Walachei und Bessarabien werden, damit Rußland und Oesterreich nicht durch Nachbarschaft in Reibungsgefahr kommen, in ein unabhängiges Königreich Dazien vereint; Rußland erhält das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug nebst zwei Inseln im Archipelagus, Oesterreich, was es von Bosnien, Serbien und dem Banat Krajowa begehrt; wird, in einem neuen Türkenkrieg, der Islam nach Kleinasien zurückgejagt, dann ersteht, endlich, wieder das alte Reich der Griechenkaiser, deren Krone Großfürst Konstantin erbt; doch darf dieses Reich niemals mit Rußland vereint, nie von ihm abhängig werden. Joseph ist einverstanden; für Oesterreich fordert er die Kleine Walachei bis zur Aluta, beide Donauufer von Nikopolis bis hinter Belgrad und alles westlich von der Linie Belgrad-Kap Rodoni liegende Land sammt Istrien und Dalmatien; Freiheit von allen Schiffahrtabgaben an Dazien und Konstantins Reich. Der Plan scheitert an der venetischen Küste. Nach Katharinens Willen darf weder Venedig Festland (Istrien) noch das künftige Griechenreich den Archipel verlieren. Dann, pfaucht Joseph, ist der Theilungvorschlag Harlekinswerk; und wenn Kaunitz ihn nicht in kühle Vernunft zurückzupfte, schriebe er der Heldin und Freundin, sie solle sich nicht einbilden, aus ihm „une dupe" machen zu können. Er verschluckts; und sie nützt den Bündnißvertrag, um sich aus der Hohen Pforte einen günstigen Handelsvertrag

und danach die Krim zu holen. In die Hofburg spendet sie herzlichsten Dank. Und Joseph schanzt sich in den Glauben, seine Klugheit sei der Fährniß, von der stettiner Russin geprellt zu werden, just noch ausgewichen. Was aber hat er nun? Außer dem ihm von dem toskanischen Bruder zugeschriebenen Ruhm des selbstlosen Friedensstifters und Wahrers osmanischer Macht: nichts. Dem Fürsten Kaunitz, der vor entschlußloser Verzauderung der Stundengunst warnt, ruft er zu, „ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens“ dürfe nicht in das Wagniß eines Kampfes treiben, der großen Verlust bringen könne. Fritz von Preußen schreckt ihn; wie seinen Neffen Franz später Bonaparte. Im Frühjahr 1787 ist Joseph mit Katharina in der Krim. Die fordert der Sultan im August herrisch zurück. Neuer Krieg; in den die Bündnißpflicht nun auch Oesterreich zwingt (obwohl Joseph, wie Ségur in seinen Memoiren bezeugt, schon erkannt hat, daß die Nachbarschaft des Turbans den Habsburgern nicht so gefährlich ist wie die der breiten Mütze). Der schöne Patiomkin hat seiner unersättlichen Käthe, die ihm persönlichste Dienstleistung mit der Krone von Dazien lohnen wollte, nicht nur in Reichthum strotzende Dörfer und Prunkpaläste, sondern auch eine starke Land- und Seemacht vorgegaukelt; Mannschaft aus anderen Garnisonen in neuer Uniform vorgeführt und Listen gezeigt, die vor Rußlands Batterien und Kriegsschiffen Angst machen mußten. Auf dem Papier; als die neuen Regimenter marschiren, die Geschütze Feuer geben, die Schiffe auslaufen sollten, wurde die Täuschung offenbar. Patiomkin, der gepriesene Taurier und Präsident des Kriegsrathes, will die Krim opfern und demüthigenden Frieden schließen. Da strafft Katharina die Muskeln ihres heldischen Willens; und wendet, noch einmal, das Aergste ab. Ihr Wink besät alle Osmanenprovinzen mit Feuerflocken; während sie Rumanzow an die Donau, Patiomkin an den Dnjestr vorschickt, läßt sie Griechen und Slaven, Albaner und Walachen, Tschernagorzen und Egypter, den Pascha von Skutari sogar wider den türkischen Zwingherrn aufstacheln (und vergißt nicht, ihren Sendlingen zwischen der Adria und dem Schwarzen Meer auch gegen den lieben wiener Freund heimliche Wühlarbeit aufzutragen). Im Dezember 1788 fällt Otschakow (im Kreis Odessa). Bald danach stirbt Abd ul Hamid und der dritte Selim wird Sultan und Khalif. Den Verbündeten lächelt Fortuna nun hold. Akkerman und Bender öffnen den Truppen Patiomkins die Thore. Suworow und Josias von Koburg schlagen gemeinsam

die Türken. Feldmarschall Gideon Laudon erobert Gradiska, Belgrad, Semendria. Am vierzehnten Juli 1790 stirbt er, als Generalissimus, in Neutitschein. Sein Kaiser ist ihm vorangegangen. Seit dem zwanzigsten Februarabend ist der zweite Leopold Oesterreichs Haupt. Dieses Hauptes Auge blickt, trotz allen Siegen, nicht heiter in den Lenz. Neuer Aufstand in dem habsburgischen Niederland. Britania droht den Alliirten, denen sie die Absicht auf überrumpelnde Theilung der Türkenbeute zutraut. Preußen hat sich mit den Polen verständigt, die ihm, wenns ihnen Galizien verschafft hat, die Städte Danzig und Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch abtreten sollen; und ist fast auch schon mit den Türken einig. Leopold fühlt, daß er schnell Frieden schließen muß. Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen thut, was Fritz niemals gethan hätte: hilft den Oesterreichern aus enger Klemme. Die Vorarbeit zum reichenbacher Vertrag sichert ihre Norwestgrenze und öffnet den Weg in erträglichen Frieden mit der Türkei, den England und Preußen, wenn er den status quo ante bellum nirgends ändere, rasch vermitteln wollen. In Sistowa wird er unterzeichnet. Katharina verwünscht den zaghaften Genossen und schwört, sich nie von Briten und Preußen ins Joch knechten zu lassen; weiß aber selbst noch nicht, wie sie ungezaust in ruhige Freiheit kommen solle. Als sie auf der schwedischen Seite in Ordnung ist und mit dem „Halbnarren“ Gustav Frieden geschlossen hat, schreibt sie an Patiomkin: „Eine Pfote haben wir nun aus dem Dreck gezogen; ist die andere heraus, dann singen wir Halleluja“. Sie verliert die Geduld nicht und meistert die Nerven. Die englische Volksstimmung, die gegen alles Gerede über den Werth der Krim noch taub ist und den anglo-russischen Handel nicht schmälern läßt, hindert Pitt an ernster Bedrohung Rußlands. Und Friedrich Wilhelms Preußen ist weder stark noch muthig genug, um allein den Kampf gegen das Genie im Weiberrock zu wagen. Nach langwieriger Verhandlung wird am neunten Januar 1792 in Jassy der russo-türkische Friedensvertrag unterschrieben. Moldau und Walachei fallen an die Türkei zurück; Rußland erlangt nur die Dnjestrgrenze. Auch die zweite Pfote ist aus dem Dreck; aber der Traum vom Griechenreich eines russischen Konstantin ist zerflattert und großer Aufwand bringt winzigen Ertrag. Beträchtlicheren immerhin als dem Balkanrivalen in Wien. Der hat von allen Vorrechten, die er als Nachbar und Patron der Türkei einst besaß, nicht eins wieder-

erworben. Und kann Rußlands Machtstellung in Südosteuropa nicht mehr schwächen; nur mit ihm noch „Wesentliches ausrichten."

Nikolai-Franz Joseph.

Zweimal hatten, 1737 und 1788, Russen und Oesterreicher in Waffengemeinschaft gegen die Türkei gekämpft. Aus beiden Feldzügen haben die Führer, trotz der ausdauernden Tapferkeit ihrer Truppen, keinen dreschbaren Halm auf die Reichstenne heimgebracht. Nicht einmal das 1718, im Frieden von Passarowitz, der den Habsburgern einen Theil serbischen Landes gab, Erlangte, 1739, im Frieden von Belgrad, Verlorene, ist seitdem aus dem Feuer türkischer Geschütze und Flinten zurückgeholt worden. Rußland erobert, nach verzauderten Anläufen, die Krim, Schutzrechte über Moldau, Walachei, Serbien, das ihm wichtigste Stück Bessarabiens und die Anerkennung als Vormacht im Balkanbezirk. Oesterreich selbst muß 1849, nach den Niederlagen des kaiserlichen Heeres, gegen die Magyaren den Nebenbuhler nach Ungarn rufen; kann nur mit seiner Hilfe des Aufstandes Herr werden. Nach dem Krimkrieg verliert Rußland, 1856, im Pariser Frieden, die asiatische Grenzfestung Kars (die ihm nicht nur strategisch werthvoll, sondern auch von der Erinnerung an Paskewitschs Sieg zur Weihstatt geworden war), das Befestigungrecht an den Küsten des Schwarzen und Asow-Meeres, die freie Benutzung des Donaustrombettes, den Einfluß in die moldo-walachischen Fürstenthümer und fünfzehnhundert Quadratkilometer bessarabischen Bodens. Oesterreich schien zufrieden. Zwar mußte es die Fürstenthümer, die es seit zwei Jahren besetzt und, nach Buols Wort, „in der Tasche" hatte, räumen und blieb einsam zwischen starken und kühnen Feinden; doch seine Staatsmänner waren gewöhnt, sich, wie Tubal den Shylock, mit dem Blick auf das Unglück anderer Leute zu trösten. Rußland gedemüthigt, von der Unteren Donau weggescheucht, nicht mehr im Glanz des Christenhortes und Schützers habsburgischer Hausmacht: Grund genug zu heimlicher Freude. Nach dem Berliner Frieden noch, als der Zar wieder im Besitz des ihm Entrissenen (und die „Integrität der Türkei", das seit dem Bukarester Frieden ausgehöhlte Schlagwort, zum Kinderspott geworden) war, hieß es in Wien und Budapest, die Zerstückung des Osmanenreiches habe den Erben Peters und Katharinens keinen der Nachbarschaft lästigen Nutzen gebracht. Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ost-

rumelien ganz oder fast frei, Thessalien griechisch, Bosnien österreichisch, die Meerengen und Konstantinopel unter sicherem Verschluß; und daß dem Rumänenkönig von dem Zaren, dem er den Sieg beschert hat, Bessarabien abgepreßt ward, ist ein Glück: denn zwischen Walachen und Russen wuchert nun Feindschaft.

Der Hang in Selbsttäuschung will vom Hirn unserer wiener Freunde nicht weichen; immer neue Schleier webt er ihnen vors Auge und zerrt die klarer Voraussicht Beraubten in die von ihrem Joseph erblickte Gefahr, „une dupe" zu werden. Die Gemeinschaft der Interessen und der Dank, den wir ihrer unter kaum noch tragbaren Opfern bewährten Treue schulden, verpflichtet uns zu nachdrücklicher Warnung; auch, wenn wir wissen, daß sie ungern gehört wird. Josephs Orientträume sind mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, des Eroberers von Kehl und Siegers bei Aspern, sich auf die Slaven zu stützen und im Bund mit ihnen die Hegemonie in Südosteuropa an sich zu reißen, ist unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Magyaren, verschüttet. Katharina bot einen Märchenschatz an; der erste Alexander reichen Gewinn; noch der erste Nikolai, für die Anerkennung seines Christenprotektorates, den Beistand der russischen (und, behauptete er 1853, der preußischen) Wehrmacht gegen jeden Angriff, zunächst Italiens, auf Habsburgerland. Alles wurde abgelehnt; stets das Beharren in neutraler Ruhe gewählt; seit Laudons belgrader Ehrentag weder mit noch gegen Rußland das Schwert gezogen. Die Krimkriegszeit gebar einen Entschluß: zu dem Ultimatum vom dritten Juni 1854, das die Russen aus den Donaufürstenthümern trieb und Oesterreich, außer den Kosten der Mobilmachung und Okkupation, nichts eintrug als den wilden Haß aller (nicht polnischen) Slaven. Nun webt sich ein neuer Flor. Rechts soll das unabhängige Albanien (das den Italienern zum Sprungbrett, den erstarkten Balkanvölkern zum Ziel heißesten Trachtens werden muß), links ein rumano-bulgarischer Damm das Reich der zwei Adlerköpfe, zwei Seelen, zwei Grundgesetze vor der Südslavenfluth schirmen. Vanitatum vanitas. Ein Haupttreffer liegt noch im Losspiel. Wer, vor Aller Augen, Thrakien, wer Adrianopel den Türken entwindet, hebt sich in Slavenglorie. Und diesen Weg kann und wird Nikolai dem Willen des alten Kaisers nicht verriegeln.

Armidas Zaubergarten.

(Diese Stanzen, die schönsten, die es neben Rafaels Stanzen im Italienischen geben soll, stehen im sechzehnten Gesang des Heldenliedes von der „Befreiung Jerusalems", das Torquato Tasso gedichtet hat. Der Gesang besingt, wie die beiden Ritter Carlo und Ubaldo den verirrten Helden Rinaldo bei der Zauberin Armida suchen, finden, befreien und wieder mitnehmen, Jerusalem zu erobern.)

Rund ist der reiche Bau, darin umschlossen,
so wie der Mittelpunkt in einem Kreise,
ein Garten liegt, von Blüthenpracht umflossen,
dem keiner gleicht in seiner Wunderweise.
Laubgänge sind zur Zier um ihn ergossen
von Zauberhänden, dicht verhüllt und leise.
Und auf verschlungnen übergrünten Stegen
geht man dem Innersten im Kreis entgegen.

Es scheint — so mischt sich Künstliches und Wildes —,
als habe theils Natur dies Werk vollendet,
theils sei es Abbild eines alten Bildes.
Sonst lehrt Natur die Kunst, hier scheints gewendet.
Ein Lüftchen macht die Bäume grün, ein mildes,
von mächtiger Magie hierher gesendet.
Mit ewigen Früchten eint sich ewiges Blühen,
man sieht es knospen und gereift verglühen.

Auf einem Baum und zwischen gleichen Zweigen
sieht man die Feige blühn und sieht sie reifen;
und von den selben Aesten, die sich neigen,
kann man die Aepfel grün und goldig greifen.
Die Reben hasten, krumm ins Licht zu steigen
und aus dem Sonnengarten abzuschweifen;
dort grünen sie noch herb und dort schon schwillt
die Traube purpurn, die der Most durchquillt.

Wollüstig singen, im Gebüsch versunken,
die Vögel ihre liebetollen Töne.
Es klingt die Luft; die Brunnen seufzen trunken
und aus den Bäumen dringt ein Lustgestöhne.
Die Vögel schweigen dann und tiefer tunken
sie sich ins Dunkle nun und seine Schöne.
So wechselt immerzu Musik und Stille;
man weiß nicht, ist es Wunder oder Wille.

Ein Zaubervogel, bunt gefärbt vor allen,
mit purpurrothem Schnabel schön geschmückt,
läßt eine Menschenstimme draus erschallen,
wenn er ihn öffnet, die den Hain entzückt.

Er giebt sie ihm zurück im Widerhallen,
sobald er spricht, von seinem Schmelz beglückt.
Die andern Vögel bleiben stumm und lauschen.
Und selbst die Winde hören auf, zu rauschen.

Jetzt schweigt er. Und die Vögel lösen lüstern
sich aus dem Bann und singen, ihm zu danken.
Die Tauben küssen heißer sich und flüstern
und jedes Thier strömt über seine Schranken.
Der keusche Lorber, selbst die ernsten Rüstern
umbuhlen sich und ihre Blätter schwanken.
Und es vermischt mit süßesten Geberden
sich, was da lebt im Wasser und auf Erden.

Trotz all den Tönen, wollustvoll und heiter,
trotz all den Reizen, die sie fast verführen,
gehn ernst und fest die beiden Ritter weiter
und lassen sich von keinem Zauber rühren.
Da stutzen plötzlich die geweihten Streiter,
die nun der Zweige schwankend Netz durchspüren.
Dort ruht, tief in Armidas Schoß geschmiegt,
der Held, den sie im weichen Moose wiegt.

Vor ihrer Brust theilt sich der dünne Schleier,
ihr wirres Haar spielt in dem lauen Winde.
Erschlafft vom Kosen ruht ihr wilder Freier
erblaßt bei ihr; ein Schweiß kühlt sie gelinde
und lächelnd funkelt, wie ein Strahl im Weiher,
ihr feuchter Blick; sie gleicht fast einem Kinde.
So hängt sie über ihm. Und hingegeben
kann er sein Auge kaum zu ihr erheben.

Und im Genießen nach Genuß noch lechzend,
verzehrt er sich für sie und und schmilzt dahin.
Sie neigt sich zu ihm und sie küßt ihn lechzend
und saugt und trinkt ihn aus, die Zauberin.
Und jetzt, vor tiefem Schauder süß aufächzend,
glaubt er — und es verwirrt sich fast sein Sinn —,
die Seele müsse ihm vor Lust entschweben.
Die Krieger sehn es im Versteck und beben.

Von ihrer nackten Hüfte hängt hernieder
ein seltner Schmuck, kristallenklar und werth.
Sie hebt ihn hoch und reicht ihn Jenem wieder,
den sie die ganze Liebeskunst gelehrt,
und zeigt ihm lachend ihre schönen Glieder
in diesem Ding, das alle Dinge zehrt.

Ein Spiegel ists. Er blickt ihr in die Augen,
die, ach, viel lieber ihm zum Spiegeln taugen.

Sie will als Herrin, er als Sklave gelten;
sie ist nur stolz auf sich, er nur auf sie.
„Willst Du, o, willst Du Alles mir vergelten",
so flüstert er und küßt ihr kühles Knie,
„so sieh mich an, Du Wunder aller Welten!
Denn schöner als in mir sahst Du Dich nie.
Dein Antlitz, Deine weichen, üppigen Glieder
giebt meine Brust mehr als Dein Spiegel wieder.

O! Könntest Du, die süß mich unterjocht,
die zarten Züge sehn, die ich stets sehe,
Dein wildes Herz, das für nichts Andres pocht,
es würde froh wie ich in Deiner Nähe.
Ein Glas hat Dich zu bilden nie vermocht,
Du Paradies, an dem ich gern vergehe!
Der Himmel ist Dein Spiegel, in den Sternen
kannst Du allein Dein Abbild kennen lernen."

Armida lächelt; und mit weichem Kosen
liebäugelt sie mit ihrem holden Bilde.
Sie ordnet ihre Locken, ihre losen,
und ringelt ein paar ausgelaßne, wilde
und streut auf ihren Scheitel rothe Rosen;
so giebt man Schmelz und Glanz dem goldnen Schilde.
Dann glättet sie den Schleier auf den Brüsten:
sie locken lilienweiß zu neuen Lüsten.

So schön ist nicht der Pfau, wenn er das hehre
Gefieder, das von Augen strotzt, ausspreitet,
so schön ist nicht das Morgenroth am Meere,
wenn es sein Gold in stille Buchten breitet.
Doch über Allem strahlt an der Chimaere
der zarte Gürtel, der ihr kaum entgleitet.
Man sieht ihn nicht: und doch ist er vorhanden;
und keine Fesseln jemals fester banden.

Was hat sie lüstern nicht hineingemischt
in diesen Gürtel: Trotz und Süßigkeit
und sanftes Sträuben, das den Mann erfrischt,
Thränen und tolle Wörtchen, heitres Leid
und halbes Seufzen, das im Kuß erlischt,
und Lust, die langsam brennt vor Seligkeit.
Dies hat sie in den Gürtel eingefangen,
mit dem die nackten Flanken sie umhangen.

Doch endlich macht auch sie dem Spiel ein Ende;
sie küßt ihn und er sieht sie von sich gehen.
Auf daß sie an ihr Zauberwerk sich wende,
verläßt sie ihn. Er läßt es matt geschehen
und bleibt zurück im lieblichen Gelände.
Er wandert niemals weiter auf ihr Flehen
und irrt, durch Wald und Wild die Schritte lenkend,
still ohne sie, doch ewig an sie denkend.

Doch wenn die Schatten in die Thäler sinken
und Diebe wie Verliebte Thaten sinnen,
dann nahn die Stunden mit verstohlnem Winken
aufs Neue wieder, die sie hold umspinnen.
Doch diesmal — kaum hört man die Thüre klinken,
mit der sie sich verschließt beim Hexen drinnen —,
da stürzen, wie vom Berg ein Ungewitter,
auf den verlornen Mann die beiden Ritter.

Kaiserswerth am Rhein. Uebertragen von Herbert Eulenberg.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze sprechen!
Was ich gewollt, ist löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher schönen Tage,
Der stille Raum so mancher tiefen Nächte
War einzig diesem frommen Lied geweiht.
Bescheiden hofft' ich, jenen großen Meistern
Der Vorwelt mich zu nahen, kühn gesinnt
Zu edlen Thaten unsern Zeitgenossen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Christenheere
Gefahr und Ruhm des Heiligen Kriegs zu theilen.
Und soll mein Lied die besten Männer wecken,
So muß es auch der besten würdig sein.

(Goethes Tasso.)

Neu-Amerika.*)

Amerika steht an einem neuen Wendepunkt seines Nationallebens. In kurzer Zeit hat die Union mit einer Kraftentfaltung, die Bewunderung erzwingt, eine Entwickelung durchmessen, die das Land vor einen Scheideweg stellt; sie fordert eine tiefer greifend Entscheidung als die schlichte Wahl zwischen Rechts und Links. Das ganze Netzwerk ethischer Kräfte, die den Werdegang Amerikas bestimmten, harrt einer neuen Musterung. Die Fragestellung hat Dimensionen angenommen, denen die Beantwortung einzelner politischer und wirthschaftlicher Tagesfragen nicht mehr gerecht werden kann. Der beispiellose wirthschaftliche Aufschwung der letzten Jahrzehnte, der in seinen Ausmaßen die europäische Parallele, den Aufschwung Deutschlands, in den Schatten stellt, wälzte seine Fluth mit stürmischer Macht einem durchaus plutokratischen Wirthschaftsystem entgegen. Das geschah mit dem ganzen Ungestüm einer Nation, die an ihrem Dogma der politischen und wirthschaftlichen Voraussetzungslosigkeit trotzig festhielt. Diese Etape mußte von Amerika durchmessen werden; wie ja auch ältere Nationen sie mit größerer Bedachtsamkeit zu durchemssen sich anschicken. Vielleicht war es die klügere Politik, die Tiefe dieser Sackgasse gleich im Sturmschritt zu durcheilen, um durch schnellere Erkenntniß die Kostspieligkeit des Experimentes abzukürzen. Radikalismus war der bessere Dienst. Das in wenigen Jahrzehnten aufgethürmte plutokratische System, dessen Krönung die riesenhafte Machtanhäufung der das Land gleich einem Spinnennetz überziehenden Trusts verkörpern, wirkte durch seine Ueberspannung eines an sich gesunden wirthschaftlichen Grundsatzes gleichsam wie ein gewaltiges Staubecken, das dem Strom der Gesammtheit Einhalt gebot. An Stelle einer mannichfachen Vielheit frei fließender Kräfte, die, allen Volksschichten entquellend, konzentrisch dem Ziel der allgemeinen Wohlfahrt zustrebten, entstand eine mächtige Wasserfläche, die den ganzen Druck der aufgehäuften Mengen in einige schmale Kanäle einfing, deren Schleußen ein paar Industriekapitäne reguliren.

Wenn nur eine Eindämmung wirthschaftlicher Kräfte gefolgt wäre, hätte der unaufhaltsam zunehmende Druck durch sein eigenes Wachsthum vielleicht automatisch seine Ventile geschaffen. Auf dem Weg der Gesetzgebung wären die Schleußenthore Schritt um Schritt verbreitert und vermehrt worden. Wege hätten sich gefunden, die abfließenden Gewinnmassen auf größere und breitere Gebiete des Volksthums zu vertheilen. Daß der Versuch nicht zur rechten Stunde vorbereitet und begonnen wurde, wird die Geschichtschreibung auf der

*) Fragmente aus der Einleitung in das Buch: „Die neue Freiheit; ein Aufruf zur Erweckung der edleren Kräfte eines Volkes“. Verfasser: Präsident Woodrow Wilson. Uebersetzer: Herr Hans Winand. Bei Georg Müller wird es im August erscheinen.

Sollseite der amerikanischen Industrieführer buchen. Aber dieser strategische Irrthum ist kein zufälliges Versagen des Weitblickes. Er wuchs aus dem Radikalismus des amerikanischen Temperamentes, das in seinen reinsten Formen noch immer Etwas von der draufgängerischen Ungebrochenheit der ewigen Jugend bewahrt und triebhaft Extremen zustrebt. Die ungewöhnlichen wirthschaftlichen Vorbedingungen dieses Landes haben stets, auch auf dem Weg über gewaltige Krisen, zum Erfolge geführt. Wirthschaftliche Schönwetterperioden glichen die Wirbelstürme vergangener Irrthümer mit uneuropäischer Schnelligkeit wieder aus. Das „Vorwärts", dieser kategorische Imperativ amerikanischen Lebens, bannt den Blick des Einzelnen auf die Zukunft. Errungene Erfolge erscheinen nur als das Vorspiel künftiger Erfolge und dem Auge bleibt keine Zeit, sinnend auf Vergangenheit und Gegenwart zu verweilen. Die Schöpfer der großen Trusts hätten auch auf die Fragen, die sie zu stellen versäumten, in der Vergangenheit eine Antwort kaum gefunden. Nur aus dem dumpfen Raunen der Gegenwart tönten ihnen Stimmen entgegen, die Warnungen glichen. Aber sie mußten ungehört verhallen, wo die Gegenwart nur Schwelle zur Zukunft ist und die letzten Träume der großen Trustarchitekten, die Vertrustung aller Trusts, noch nicht restlos verwirklicht waren. Dazu kam, daß es keine Gewalt gab, die dem Sturmlauf in die Zukunft eine Schranke zu setzen vermochte.

Daß dieser Widerstand fehlte, lag in Mängeln, die von der amerikanischen Regirungpraxis während der letzten Generation herausgebildet worden waren. Methoden, die einer unfertigen und gleichsam noch flüssigen Gesellschaftmasse gerecht zu werden vermochten, konnten nur durch eine zeitgemäße Umformung einer neuen Ordnung angepaßt werden, einer Gesellschaft, die sich immer klarer gliederte und immer schärfer abstufte. Die Anpassung blieb aus. An diesem Punkt, wo die Linien der Regirungpraxis und der Gesellschaftentwickelung sich kreuzen, offenbart sich eine Eigenthümlichkeit der politischen Begabung Amerikas. Die Geschichte der Union zeigt, daß mit der wachsenden Sicherung der nationalen Selbständigkeit dem pragmatischen Denken Amerikas seine Ziele und Gesetze fast ausschließlich von der unmittelbaren Nothwendigkeit diktirt wurden. Immer war es die Gegenwart, die drohend oder bittend den Staatsmännern entgegentrat und ihnen bestimmt umrissene Aufgaben stellte. Und die Gegenwart stellte ihre Aufgaben ausnahmelos mit einer Wucht, die Vertagungen ausschloß. Man hat oft den Eindruck, daß diese Unmittelbarkeit der Nothwendigkeiten sich wie ein Alb auf das staatsmännische Denken der Nation legt und im seltsamen Gegensatz zum wirthschaftlichen Streben die Blickrichtung in die Zukunft verhindert. Daß die Union noch stets in entscheidender Stunde die Staatsmänner großen Formats aufbrachte, die ihre Aufgaben anzupacken und zu bewältigen wußten, ist ein Beweis für die ungewöhnlich reiche Produktion staatsmännischer Talente in der Neuen Welt. Sie erklärt sich uns durch die strenge

politische Schulung, die Amerika von Anbeginn zuerst seinen Gästen, dann seinen Söhnen auferlegte; sie erklärt sich zum Theil auch durch das von Anfang an demokratische Verwaltungsystem, das seit dem Tag der Unabhängigkeit (und auch schon früher) die Angelegenheiten der Regirung zu Angelegenheiten Aller machte und politische Begabung erzog, indem sie Jedem die Bahn zur Bethätigung freimachte. Aber gerade dieses System, das, mit seiner kurzfristigen Machtverleihung, die Kraft eines Bismarck zu neun Zehnteln zur Untätigkeit verdammt hätte, erklärt auch die mit dem Lauf der Jahrzehnte zunehmende Beschränkung des politischen Handelns auf die Gegenwart.

Die Lehre, nach der Gesetze nur die Spiegelung und das Ergebniß der Wirklichkeit sind, durchzieht das gesammte staatsmännische Walten der Vereinigten Staaten in neuerer Zeit. Aber im Lauf der Generationen glitt das politische Wirken bei der Verwirklichung dieses Grundsatzes immer schneller einer Auslegung zu, die ohne Weiteres die Wirklichkeit mit der Gegenwart identifizirte. Wie die Staatsmänner die Impulse ihres Handelns unter zunehmender Ausschaltung der Zukunft von der Gegenwart empfingen, gingen auch die Antriebe zur Gesetzgebung aus der Wirklichkeit des Tages hervor. So konnte nicht ausbleiben, daß die jüngeren Regirungabschnitte der Union gleichsam ein retrospektives Wesen annahmen. Sie wurden in ihrer inneren Politik weniger durch eigene Initiative als durch die allgemeine Entwickelung vorwärtsgestoßen. Für den Idealismus der Nation zeugt, daß die Nothwendigkeiten, die die Staatsmänner zum Handeln trieben, durchaus nicht nur materieller Natur waren. Die große Krisis der amerikanischen Nationalgeschichte, der Sklavenkrieg, begann als ein ethischer Konflikt und wurde zu einem Kampf um das Ideal der nationalen Einheit. Daß der Süden dabei auch die materielle Zweckmäßigkeit seiner sozialen Gliederung vertheidigte, stärkt nur die wirkende Bedeutung der ethischen Postulate, die den Norden zum Angriff trieben. Für ihn handelte es sich nicht um wirthschaftliche Nothwendigkeiten: er kämpfte für ein unmaterielles Ideal und besiegelte seinen Glauben auch mit seinem Blut. Von diesem letzten blutigen Konflikt und den bereits plutokratisch gefärbten imperialistischen Extratouren der jüngsten Zeit abgesehen, blieb aber das neuere staatsmännische Denken Amerikas fast ausschließlich der Beseitigung bereits erwachsener Mißstände zugewandt. Man steht hier vor der logischen Folge des alten Ideals, das jene Regirung die beste nannte, die am Wenigsten regire. Die Zeit hat es übernommen, die Unzweckmäßigkeit einer konsequenten Durchführung dieses Gedankens zu erweisen. Daß immer wieder versucht wurde, mit diesem (unter neuen Verhältnissen lebensunfähig gewordenen) Ideal zu liebäugeln, ist eins der politischen Versäumnisse, die heute das Land vor die Nothwendigkeit einer Umkehr stellen.

Seit den Tagen, da, in den letzten zwanziger Jahren, das berüchtigte Spoilsystem mit seinem Schlachtruf: „Dem Sieger die Beute“

nationale Geltung erlangte, ist es trotz allen heilsamen Reaktionen nicht gelungen, diesen Grundsatz völlig aus der amerikanischen Politik zu verbannen. Diese Praxis, die persönlich-egoistische Momente in das politische Walten hineintrug, mußte einen mächtigen Ansporn zum Ausbau der politischen Kampforganisationen bergen. Aber sie bereitete nicht nur einer strafferen Organisation der politischen Maschinen den Boden: sie ebnete auch das Feld, auf dem die Ausbildung des Boßsystems und die selbstsüchtige Mechanisirung des politischen Apparates emporwachsen sollten. Die Kurzfristigkeit der politischen Machtertheilung, die von der Verfassung der Union und noch mehr von denen der Einzelstaaten vorgesehen ist, führte auch dazu, daß die Vervollkommnung der Parteimaschinen nicht der Regirunggewalt nützte. Immer klarer offenbarte sich im Lauf der Jahrzehnte die merkwürdige Erscheinung, daß die Wucht der politischen Leidenschaft dazu neigte, ihre fruchtbare Kraft viel mehr auf die Gewinnung der Regirung als auf deren Ausübung zu konzentriren. Der Kampf um politische Ueberzeugungen sank zu einem Ringen um die Macht herab: und war die Macht errungen, dann ließ das Verlangen nach ihrer schleunigen Ausnützung und die Sorge um ihre Behauptung die Ideale vergessen, unter denen man in den Kampf gezogen war.

In den siebenziger Jahren, nach der „Rekonstruktion" der Union, tritt ein neues Element, das bald lawinenartig anschwellen sollte, in das Leben der Nation. Der Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat bereitet sich vor. Mit ihm beginnt die Neuorganisation des Geschäftslebens, die von Anfang an dem Großbetrieb zusteuert. Entscheidenden Einfluß und nationale Breite erlangt diese Strömung nach der großen Wirthschaftkrisis von 1893. Sie wird das Signal zum Aufruf aller Kräfte und ihr Ziel ist zunächst der Aufbau einer Industrie, die die Union vom Weltmarkt unabhängig machen soll. Der Elan, mit dem hinter den Mauern des Hochzolles dieses Industriegebäude, mit einer fast magischen Thatkraft, aufgerichtet wurde, hat etwas Imponirendes, das immer wieder die europäische Einbildungskraft in Schwingungen versetzt. Denn hier feierte das Zauberwort modernen Wirtschaftkampfes, das Zauberwort Organisation seine höchsten Triumphe.

Bald aber sollte sich dabei zeigen, daß die Praxis der Regirung mit diesem Eiltempo der Entwickelung nicht Schritt zu halten vermochte. Zum ersten Mal trat klar zu Tage, daß das retrospektive Regirungsystem, das sein Ziel darin sieht, entstandene Mißstände zu verringern, und prophylaktische Arbeit unbewußt vom Arbeitprogramm streicht, nicht immer ausreichen kann. Man sah sich vor der Gefahr des Zuspätkommens, der amerikanischen Staatsmänner sonst stets zu entgehen verstanden. Und zum ersten Mal erwies sich auch das Dogma von der Vertheilung der Gewalten, das den Schöpfern der amerikanischen Verfassung in ihrer Furcht vor den Gespenstern der Pöbelherrschaft und der Autokratie vorgeschwebt hatte, als ein Hinderniß. Die Drei-

theilung der Macht, unter den Präsidenten, den Kongreß und den Bundesgerichtshof, war der in so kurzer Frist gewaltig angewachsenen Macht des plutokratisch organisirten Kapitals nicht gewachsen. Das Prinzip der Centralisirung in der Geschäftswelt zeigte sich dem Regirungprinzip der Decentralisirung überlegen. Die Abhängigkeit von einer Parteimaschine, die der Exekutive den Weg zur Macht gebahnt hatte, ward zu einer Fessel, die mit der bisher üblichen politischen Praxis nicht abgestreift werden konnte. Die Arbeit der Parteimaschinen hatte sich immer enger mit dem Boßsystem verknüpft. Und über diese Brücke der reinen Geschäftspolitik führte der Weg in die mächtigen Industrie- und Handelskombinationen, die heute das wirthschaftliche Leben der ganzen Nation bestimmen. Trotz allen konstitutionellen Blitzableitern sah Amerika das Gewitter heraufziehen, vor dem die Gründer des Staates ihre Nachkommen zu schützen gesucht hatten. Das Gespenst der Autokratie gewann plötzlich ein Leben, das dadurch nicht weniger beängstigend wurde, daß aus einer Autokratie eines Einzelnen die Autokratie einer kleinen, durch Interessengemeinschaften verbündeten Gruppe geworden war.

Hätte diese Gruppe ihren Einfluß mit staatsmännischer Mäßigung zur Geltung gebracht, dann wäre der Uebergangsprozeß, vor dem Amerika heute steht, weniger gewaltsam geworden. Aber jede Macht, die, im Bewußtsein ihrer Stärke, jeder Verantwortung vor der Oeffentlichkeit entrückt ist, neigt dazu, die Intensität ihrer Einwirkung zu steigern. Das geschah; und im Vertrauen auf die eigene gute Sache geschah es mit jenem Ungestüm, der schon im ersten Anlauf die Schranken der Zweckmäßigkeit durchbricht. Den Nachkommen der Männer, die eine feindsälige Wildniß in eine Heimath verwandelten, eignet noch heute der weltenversetzende Optimismus, der eine Ueberschätzung der eigenen Kraft nicht kennt. Und es war auch vielleicht weniger eine Ueberschätzung als eine Uebersteigerung der eigenen Kraft, die in dieser hastigen wirthschaftlichen Neuordnung die Organisation überorganisirte. Die vollbrachte Arbeitleistung war so gewaltig, daß ihre Schatten sich über das ganze nationale Leben erstreckten. Die Monopolisirung des Kapitals bestimmte die Entwickelungmöglichkeit des Individuums. In dem Maße, in dem diese Abhängigkeit zunahm, vertiefte sich die Wirkung. Sie griff über eine Monopolisirung der materiellen Daseinsmöglichkeiten hinaus und beschwor den Ansturm moralischer Kräfte herauf, die hinter der Schlachtlinie des wirthschaftlichen Kampfes die Impulse eines Volkes bestimmen. Die Größe der Gefahr beschleunigte deren Erkenntniß. Eine Weile konnte der Glanz des wirthschaftlichen Aufschwunges das Auge blenden. Aber als die gepanzerte Faust des überorganisirten Kapitals immer härter in die Lebensbedingungen der Allgemeinheit eingriff, merkte man, daß an die Stelle demokratischer Selbstregirung eine Art plutokratischer Oligarchie zu treten drohe.

Schon Mc Kinley sah in seiner letzten Lebenszeit diese Wolke

heraufziehen. An der Spitze der Regirung blies später Roosevelt Alarm. Er blieb dem Land Manches schuldig; der winkende Ruhm eines „praktischen Politikers“ blendete seine sonst so scharfen Augen. Jahre eines nur halb erfolgreichen Ringens mochten sein stürmisches Temperament gebändigt haben: und in einer Stunde, da nur ein „Alles oder Nichts“ heilsam werden konnte, ließ er sich Schritt vor Schritt zu dem Verlangen treiben, seinen Ehrgeiz auf „realisirbare“ Kompromisse zu richten. „But I want to get something through“: diese Antwort, die er dem fortschrittlichen Senator La Follette immer wieder gab, wenn ihm durchgreifende Maßnahmen (deren Nothwendigkeit er mit offenem Sinn würdigte) vorgeschlagen wurden, blieb für die letzten Präsidentenjahre des früheren Götzenzertrümmerers charakteristisch. Roosevelt erkannte die Thatsache der Gefahr besser als ihre Tragweite. Ihr Umfang begann sich ihm erst zu enthüllen, als er die vereinzelten schüchternen Abwehrversuche gegen die Trusts wieder aufnahm. Er mußte erlahmen. Statt gegen die Wurzeln des Uebels hatte er seine Waffen nur gegen deren schlimmste Auswüchse gerichtet. Und die Waffen mußten versagen, weil Kongreß, Staatsgerichtshof und vor Allem die eigene Partei unter der Suggestion der großen Organisationen beharrten. Dem fernen Beobachter erscheint heute die Macht der Widerstände, die Roosevelt in die seinem Wesen ungewohnte Welt der Kompromisse trieben, fast wie eine günstige Fügung des amerikanischen Schicksals. Theodore Roosevelt ward die Aufgabe, die Allgemeinheit aufzurütteln. Er wurde ein Erwecker des Volkes aus einer Lethargie, die gefährlicher war als freimüthige Unzufriedenheit. Die ärmlichen Erfolge, die er in seinem Kampf gegen die Auswüchse des Trustwesens erntete, wurden indirekt fruchtbarer, als die volle Verwirklichung seiner Absichten geworden wäre. Die Ohnmacht der Regirung trat ins Licht. Taft ließ die wenig beneidenswerthe Lage der Exekutive noch deutlicher erkennen. Nur ein Appell an die höchsten Mächte der Demokratie konnte noch helfen.

Der alte Grundsatz der Souverainetät des Volkes, das Allerheiligste amerikanischer Ueberlieferung, schien bedroht, fast schon aufgehoben. Er war im Lauf der letzten Jahrzehnte, unter dem Druck einer zum Schematismus gewordenen legislativen Praxis, einer Art Starrkrampf verfallen. Behutsame Hände hatten dies demokratische Heiligenbild aus dem Reich der lebendigen Wirklichkeiten längst in den Schrein der Nationalideale überführt. Hier wurde es am vierten Juli und bei anderen festlichen Anlässen dem Volke noch gezeigt. Und in Stunden patriotischer Weihe bezeugte ihm Amerika freudig und stolz eine Ehrfurcht, deren Widerhall manchmal, in Augenblicken nationaler Erbauung, den schlummernden Schutzpatron seinen Kyffhäuserträumen zu entreißen schien. Aber das Mysterium sollte doch Wirklichkeit werden. Um die Inbrunst dieses Vorganges zu verstehen, muß man sich klar machen, daß in der amerikanischen Union Nationalgefühl und demokratisches Fühlen identisch sind. Die wirklich zu einer kraftvollen „moralischen Energie“ ausgebildete Vater-

landsfreudigkeit Amerikas, die als ein oft verborgenes, aber stets thatbereites Imponderabilium die Impulse der Volksseele beherrscht, ließ die Erkenntniß der Lage zu einer tiefgreifenden Aufrüttelung der Masse werden. Das war nicht ein abstrahirter Grundsatz oder eine blutlose theoretische Formel, die in Gefahr schien: Das war das heilige Erbe, für das die Väter ihr Blut verpfändet hatten, war der Quell, aus dem das Amerikanerthum den Stolz und das zur Arbeit und zu Thaten stählende Selbstbewußtsein schöpft. In den Visionen der Patrioten begann das Schreckbild einer „Freiheit“ aufzutauchen, die von sorgsamen und gewissenhaften Kellermeistern destillirt, auf Flaschen gezogen und mit Fachkenntniß kühl und trocken gelagert wird. Es genügte, um eine Nation zu mobilisiren, die gewohnt war, nach eigenem Willen den Weg an den Quell zu gehen.

Aber auf den ausgefahrenen Gleisen der bisherigen politischen Gepflogenheiten schien das Ziel nicht mehr erreichbar. Roosevelts fröhliche Fanfare, der so schnell die sanfte Chamade gefolgt war, hatte Das schon gezeigt. Die folgenden Zeiten politischer Ohnmacht gaben der Allgemeinheit Muße; daheim konnte sie im Stillen Inventur machen. Man begann, zu prüfen, wie die mitgeführten Ueberzeugungen und ethischen Instinkte, die tief aus dem leisen Reich des Gefühlslebens emporsteigen, die scharfe Luft einer neuen Welt vertrügen, die über Nacht wie durch Zaubergewalt umgeschaffen schien und mit der Vergangenheit kaum noch schwache Familienähnlichkeit aufwies. Und jenseits von den Tagesfragen politischer Verwaltung ersteht die Aufgabe, im Angesicht einer neuen Lebensordnung den ganzen Umkreis amerikanischer Kulturideale zu revidiren.

In der sozialen Geschichte der Union bestimmen zwei Ideale in seltsamer Verknüpfung den Kulturwillen der Nation. Beide entwuchsen dem in der Neuen Welt fruchtbar gewordenen Boden des Calvinismus. Von der Gleichheit aller Seelen vor Gott, die Amerikas erste Versuche einer staatähnlichen sozialen Gliederung von Calvin übernahmen, war nur ein durch die Umstände der Kolonistenarbeit gebotener Schritt zum religiösen und zum politischen Individualismus. Ihn zwang das republikanische Staatsideal zur Ehe mit den Theorien der Demokratie, die aus den Verhältnissen folgerecht emporwuchsen. Ueberträgt man diese Tendenzen auf eine moderne Gesellschaftordnung, die im Zeichen der Großorganisation ihre höchste Leistungfähigkeit sucht, so zeigt sich bald, daß die neue Ordnung das demokratische Ideal zwar aufnimmt, aber dem radikalen Individualismus des älteren Amerika keinen Raum mehr gewähren kann. Dieser alte Individualismus war ein etwas ungewiß umgrenzter Sammelbegriff, aber Grundlage und Nährboden jener Willensimpulse, die in Tagen der Einzelwirthschaft die Pioniere Amerikas mit der prachtvollen Energie sättigen, ohne die das heldische Epos der Erschließung eines neuen Welttheils niemals in den unverlierbaren Besitz der Menschheit übergegangen wäre. So lange dieses individualistische Ideal gleichsam ein Nutzwerth war, der durch täg-

liche Anwendung vor der Gefahr bewahrt blieb, theoretisch zu Ende gedacht zu werden, konnte sein Bündniß mit der demokratischen Idee ohne Mißklänge bleiben. Der Verflechtung dieser im Wesen verschiedenen Lebenstendenzen entsprossen in buntem Wechselspiel treibende Kräfte, die auf eine gewisse, nicht kurze Zeitspanne des Tempo des sozialen und politischen Fortschrittes heilsam fördern konnten. Aber die neuen sozialen Umformungen mußten das demokratische Denken Amerikas zu einer Revision des alten Ideals zwingen, das einem Minimum der Regirungorganisation zustrebte. Die anarchischen Elemente, die in jedem konsequent zu Ende verfolgten Individualismus verborgen liegen, mußten dabei an den Tag kommen und ihre praktischen Unzuträglichkeiten enthüllen. Das war auch schon früher geschehen, wenn radikale Individualisten versuchten, ihre Gedanken als Bausteine einer Weltanschauung zu nützen. Noch in den dreißiger Jahren mochten beschauliche Gemüther in den wundervollen Betrachtungen Thoreaus Fundamente suchen, auf die sich eine Lebensphilosophie bauen ließ, mit der man leben konnte, ohne darum gleich Eremit oder aus Liebe zum All antisozial zu werden. „Alleinsein ist Weisheit, Alleinsein ist Glück, die Gesellschaft macht uns heutzutage niedergedrückt, hoffnunglos, Alleinsein ist der Himmel“, schrieb Emerson noch im Jahr 1835. Doch inmitten des werkthätigen Lebens der Gegenwart und inmitten eines Wirthschaftsystems, das auf dem Weg des Zusammenschlusses der Arbeitmöglichkeiten weit fortgeschritten ist, bleibt mit einer folgerichtigen Verwirklichung individualistischer Ideale nicht viel zu erreichen. Sie führen innerhalb der heutigen Wirthschaftordnung in gerader Linie zur Brachlegung der individuellen Leistungskraft. Mit der Negation der Gesellschaft ist nichts gebessert. Die Genüsse des Alleinseins sind nur einzelnen philosophischen Gemüthern erreichbar, die der Nothwendigkeit des wirthschaftlichen Lebenskampfes entrückt sind. Das ist eine winzige Minorität: und die Aufstellung eines Ideals, das nur solcher Minorität zugänglich bleiben muß, wäre eine Verneinung demokratischen Denkens. Einer Vielheit von Menschen, die durch die Bande der Nothwendigkeit und des Gefühls zu einer größeren Gemeinschaft, zu der eines Volkes, zusammengeführt wurden, muß jede Spielart dieser individualistischen Lehren zur Negation ihres Daseins werden. Amerika mußte beginnen, sein altes individualistisches Ideal umzuformen und soziabel zu machen. Unbewußt mochte dieser Prozeß einsetzen, aber darum nicht mit geringerer Entschlossenheit. Erst allmählich nimmt er den Charakter bewußten Wollens an. Schon Walt Whitman bereichert mit der rhapsodischen Intuition des Sehers das individualistische Ideal Amerikas um das Attribut der Kameradschaft. Sein poetisch verklärtes Lebensziel wird, nah an der „großen Heerstraße“ zu wohnen und „allen Menschen Freund zu sein“. Und als er sagte: „Ich will nichts annehmen, was nicht Alle zu gleichen Bedingungen erhalten können“, gab er nur die neuere Variante des demokratischen Stolzes, der ein Lowell auf den Satz von der Ueberlegenheit der

weißen Rasse erwidern ließ: „Kein Gentleman kann ein Vorrecht annehmen, das Anderen unzugänglich bleibt.“

Dem Amerika von heute fällt die Aufgabe zu, die angebahnte Umwandlung seines individualistischen Ideals zu vollenden. Es muß eine Form erhalten, in der es sich den erweiterten demokratischen Gefühlskreisen einfügt. Denn die neue Demokratie schickt sich an, ihre alten Vorstellungen vom Wirkungfeld einer Regirung vom Grund auf zu revidiren. Die Nothwendigkeit ist gekommen, das Aufsichtrecht der Staatsgewalt auf Gebiete auszudehnen, die dem älteren Amerika als ein unantastbares Allerheiligstes des Individuums galten. Wo früher die Rechte der Regirung aufhörten, werden morgen ihre folgenreichsten Pflichten beginnen. Die Uebernahme dieser Pflichten wird in der Praxis unwillkürlich eine Vergrößerung der Machtbefugnisse mit sich bringen.

Wie schnell es der Nation gelingen wird, über diesen Wendepunkt hinauszukommen, vermag heute Niemand vorauszusehen. Harte und geräuschvolle politische Kämpfe werden dem Land vielleicht nicht erspart bleiben. Und ein stilleres, geistigeres Ringen wird hinter der politischen Arena den Waffenlärm begleiten. Die Geschichte Amerikas bietet keine Analogie für diese Duplizität eines kulturellen und politischen Kampfes. Zum ersten Mal fällt in der Entwickelung des Landes eine schroffe politische Wegbiegung mit einer Neuorientirung des ganzen Kulturgewissens zusammen. Eine über Nacht emporgetauchte neue Wirthschaftordnung kreuzt eine in stiller Sammlung sich rüstende ethische Strömung, deren letzte Ziele noch nicht sicher abzumessen sind. Für die Zukunft ist der Weg vorgezeichnet. Der staatsmännischen Kraft harrt eine Ueberfülle der Aufgaben, die jeder neue Tag vervielfacht. Aber welche Einwirkung die unausbleibliche politische Neuordnung auf die Kulturideale des Landes ausüben wird, ist heute noch nicht zu errechnen. Einer individualistischen Heldenverehrung nach Carlyles Muster versperrt das auf ethischer Grundlage ruhende demokratische Fühlen den Weg. Die Gefahren der Demokratie, die Neigung zu einer nivellirenden Uniformirung des Denkens und Strebens, wird heute auch in der Neuen Welt nicht mehr verkannt. Und man fühlt, daß durch die erlahmende Triebkraft des individualistischen Denkens der Kultur ein heilsames Korrelat der konsequent demokratischen Weltbetrachtung verloren geht. Aber wie diese Lücke gefüllt und wie der Gefahr der Nivellirung begegnet werden soll, darauf fehlt einstweilen noch die Antwort. Das Schlagwort von einer „Vergeistigung der Demokratie“ ist zwar gefallen, doch der Sinn, der hinter diesem Wort Versteck spielt, hat sich bis heute einer klaren Deutbarkeit entzogen. Und so steht an der Stelle eines klaren Ideals noch der etwas verschwommene, beinahe fatalistisch gefärbte Optimismus, dem einst Walt Whitman Ausdruck lieh, als er sagte: „Bringt große Männer hervor; alles Uebrige wird sich finden.“

... Daß die Persönlichkeit Wilsons so plötzlich in den Vordergrund trat, erklärt sich nicht allein durch den starken Einfluß, der von

seinen Schriften ausging, und auch nicht durch die große Zahl der Männer, die einst als Studenten den Einfluß seiner Persönlichkeit empfingen und den Weckruf zu einer politischen Erneuerung, der seine Lehrthätigkeit durchklang, ins Leben hinaustrugen. Zwei einander schnell folgende Ereignisse haben die Gestalt dieses Mannes in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt: Wilsons Verzicht auf die Präsidentschaft der Princeton-Universität und sein Wirken als Staatsoberhaupt von New Yersey.

Von Wilsons Rücktritt aus dem Präsidium von Princeton hat Hale eine auf Akten gestützte Darstellung überliefert. Sein Abschied war die Handlung eines Mannes, der eine Brachlegung seiner Ideale nicht hinnehmen wollte. Was sich in Princeton abspielte, hat manche Berührungpunkte mit dem heutigen Kampf der Ueberzeugungen im ganzen Land. Es war der Kampf um den Sieg eines demokratischen Ideals über Mächte der Plutokratie; aber in Princeton nahm das Ringen die reine Form eines Kampfes um ethische Grundsätze an. In den Jahren seiner Präsidentschaft hatte Woodrow Wilson die Organisation des Princeton College von Grund auf reformirt; nun blieb der Aufbau der Graduate-school zu erneuen. Princeton wurde von je her von der Jugend der reicheren Stände bevorzugt. Der draußen im Leben hervortretende Zug zu üppiger Lebenshaltung mußte mit der Zeit auch in der Studentenschaft sein Echo finden. Aristokratische Neigungen wurden merkbar und drohten einen Keil in die Einheit der Jugend zu treiben. Neue Klubs waren erstanden, durch die sich eine Hälfte der Studentenschaft, die Söhne vermögender Eltern, von den anderen abschlossen. Klassengegensätze traten hervor, wurden bestärkt und gefährdeten das demokratische Ideal einer Alle gleichmäßig umfassenden Kameradschaft. Wilsons Reformpläne steuerten einer Verstärkung des persönlichen Kontaktes zwischen Lehrer und Schülern und einer Erhöhung des kameradschaftlichen Zusammengehörigkeitgefühls unter den Studenten zu. Der Konfliktstoff war gegeben. Und der Macht des Geldes blieb der Sieg. In entscheidender Stunde fiel der Universität ein Zwölfmillionenlegat zu; nach den Bestimmungen des (verstorbenen) Stifters sollte die Summe in einer Weise verwandt werden, in der Wilson eine Verschärfung der Klassengegensätze sehen mußte. Die amerikanischen Hochschulen sind in ihrer Erhaltung auf Schenkungen angewiesen. Die Schwierigkeiten der Geldbeschaffung sind oft gewaltig: sie machen begreiflich, daß der Aufsichtrath, der Wilsons Absichten bis zu diesem Augenblick energisch gestützt hatte, zögerte und schließlich vor der Höhe der Summe kapitulirte.

Die ungewöhnlichen Umstände, unter denen dieser Kampf der Ueberzeugungen geführt und entschieden wurde, fanden im Land ihr Echo. Die Antwort war die Wahl Woodrow Wilsons zum Gouverneur des Staates. In kurzer Frist hatte er eine neue Gesetzgebung durchgesetzt, die dem seit Jahrzehnten von den Trusts beherrschten Staat New Yersey die Selbstverwaltung zurückgab. Das Ueberraschende

dieser Vorgänge lag in der Sicherheit, mit der hier ein einzelner Mann ein seinen fortschrittlichen Plänen widerstrebendes Parlament nöthigte, die eingebrachten Gesetzentwürfe zu ratifiziren. Der neue Gouverneur begann seine Amtsführung mit einem Bruch mit der alten Tradition, die eine engere Zusammenarbeit der Exekutive mit der Legislative verhinderte. Allem Brauch zuwider erschien der Gouverneur im Parlament, um seine Gesetze in offener Diskussion Punkt vor Punkt zu vertheidigen. Um zu ermessen, was dieses Vorgehen in Amerika bedeutete, muß man bedenken, daß das Prinzip der Theilung der Gewalten im Laufe der Generationen zu einem unangefochtenen Dogma erstarrt war, das dem Präsidenten und dem Gouverneur verbot, mit dem Parlament anders als schriftlich zu verkehren. Gegen die Opposition einer Mehrheit von Volksvertretern wandte Wilson ein schlichtes Allheilmittel an: den unmittelbaren Appell an die Wählermassen. Am Rednerpult und in den Spalten der Zeitungen kämpfte er für das Programm, zu dessen Durchführung er gewählt worden war. Die Oeffentliche Meinung wurde in das Vertrauen des Gouverneurs gezogen; es gab für die Parlamentarier kein Ausweichen mehr. Die Hoffnung, die den Sonderinteressenten unerwünschten Gesetzentwürfe unauffällig in den Kommissionen beerdigen zu können, war vernichtet. Jeder mußte Farbe bekennen. Im Plenum gegen die Reformen zu stimmen, ward eine mißliche Sache. Die Gesetze erzielten im Parlament Mehrheiten, die den Kennern der Verhältnisse wie ein Wunder erscheinen mußten. Und dem Gouverneur blieb erspart, das Mittel wohlmeinender Nachhilfe anzuwenden, auf das er bei Beginn des Kampfes offen hingewiesen hatte. Das Mittel, dessen Erwähnung eine so große Zauberwirkung hatte, war einfach. Nur in einem Lande, in dem die Methode der heimlichen Abmachungen und das Walten hinter verschlossenen Thüren das Verantwortlichkeitgefühl der Gesetzgeber eingeschläfert hatten, konnte diese mild drohende Mahnung Früchte reifen. Sie lautete: die Namen der Abgeordneten und Senatoren, die die Reformgesetze zu Fall zu bringen suchen, werden der Wählerschaft und dem Volk bekannt gemacht.

Ob und wie Woodrow Wilson als Präsident der Union die größeren Widerstände, die seiner im Senat harren, überwinden kann, wird die Zukunft lehren. Die tiefere Bedeutung von Wilsons Einzug ins Weiße Haus greift über künftige Erfolge und Mißerfolge seiner Amtsführung hinaus. Seine Präsidentschaft bezeugt, daß der Wille zu einer politischen und ethischen Rekonstruktion des nationalen Lebens stark genug geworden ist, um fortan der Gegenwart auf ihrem ewigen Marsch in die Zukunft die Richtung zu weisen. Wie oft und wie wirksam machtvolle Widerstände diesen Willen noch hemmen werden, bleibt eine Angelegenheit des flüchtigen politischen Alltags. Rückschläge mögen das Tempo verlangsamen: in die alten Bahnen werden sie den Lauf der Dinge nie mehr ganz und nie mehr für die Dauer zurückdrängen.

Hans Winand.

Japanische Wirthschaft.

Die diplomatischen Kämpfe, die in den letzten Monaten auf beiden Seiten des Stillen Ozeans über den ferneren Landerwerb der Japaner in Kalifornien entbrannt waren, haben, weit über die Grenzen beider Länder hinaus, das Interesse der ganzen Welt erweckt. Sie wurden in beiden Ländern mit Erbitterung geführt, und wenn auch die Regirungen sich in den Grenzen des diplomatischen Verkehrs gehalten haben und in Japan, wo Das besonders nöthig ist, den Ausschreitungen einer „yellow press" nach Kräften gesteuert wurde, so sind doch hier vielfach Drohungen aufgetaucht, die bevorstehende Panama-Ausstellung zu boykottiren und im Nothfall den Handel mit den Waffen in der Hand zum Austrag zu bringen.

Der Rassenkampf in Kalifornien, der schon über ein Jahrzehnt dauert und sich gegen die Ueberfluthung des Landes mit asiatischen Einwanderern der niedrigsten Klassen richtet, hat die chinesische Einwanderung völlig zum Aufhören gebracht, die japanische unter Mitwirkung der japanischen Regirung so eingeschränkt, daß nur relativ gebildete Japaner, die einen Paß von ihrer Regirung haben, ins Land gelassen werden. Diese Verträge wurden, zum Schutz der heimischen Arbeiter und Fischer, namentlich von den kalifornischen Trade-Unions erzwungen. Ich muß daran erinnern, daß in den Vereinigten Staaten jeder Einzelstaat für innerpolitische Fragen seine eigenen Gesetze und sein eigenes Parlament hat. Wenn die Einwanderersperre auch vom Standpunkt internationalen Rechtes hart und vielleicht ungerecht erscheint, so darf man doch nicht vergessen, daß auch Japan, das für sein Recht in Kalifornien so erregt kämpft, keine Arbeiter-Invasion gestattet. Eine kleine deutsche Werft in Kobe, die vor einigen Jahren ungefähr zwanzig chinesische Schiffszimmerleute (nicht Kulis) zu importiren versuchte, wurde gezwungen, sie wieder zurückzusenden.

Heute leben etwa 50 000 Japaner in Amerika, besonders viele an der Westküste, die 240 000 acres (1 acre = 40,5 Ar) Land in Kalifornien allein besitzen oder in Pacht haben und außer der Landwirthschaft im Allgemeinen vielfach Fruchtbau und Fruchtkonservirung für den Export und ähnliche Gewerbe mit Fischereiprodukten betreiben. Der Werth ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse allein wird auf jährlich 73 Millionen Mark geschätzt. Während sie 1905 erst 62 000 acres Land bearbeiteten, hat sich dieses Areal bis 1912 auf 235 753 acres erhöht. Wie diese rasche Zunahme für die Tüchtigkeit der japanischen Landwirthe, die wir auch im Mutterland bewundern, spricht, so kann man auch die Befürchtungen der Kalifornier wohl verstehen. Nicht um die nächsten zehn Jahre handelt es sich; man will die Folgen, die ein Jahrhundert ungestörter Einwanderung haben könnte, abwehren. Tausende von Japanern sind natürlich auch als Aufwärter, Köche, Dienstboten aller Art in Hotels und Privathäusern thätig. Ueber ihr sittliches Verhalten sind die Urtheile, je nachdem sie

von dem einen oder dem anderen Lager ausgehen, verschieden gefärbt. Nach Allem, was ich von den Japanern seit zwanzig Jahren in ihrem eigenen Land gesehen habe, glaube ich, daß sie durchaus nicht schlechtere Staatsbürger sein würden, wenn sie, erstens, sich in ehrlicher Weise nationalisiren ließen und, zweitens, das amerikanische Bürgerrecht erwerben könnten. Das wird durch den japanischen Patriotismus und durch die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten, die Mongolen das Bürgerrecht weigern, gehindert. Aber auch wenn diese Hindernisse aus dem Wege geräumt wären, würde das japanische Element, im Gegensatz zu den aus Europa Eingewanderten, doch nie ein wesentlicher Theil des amerikanischen Staates werden. Jeder Japaner, der mit vollen Taschen zurückkäme (und die meisten würden zurückkehren), fände sofort wieder Aufnahme in das japanische Bürgerrecht.

Während anfangs die japanische Einwanderung in Amerika frei war, wurde sie später eingeschränkt; während der Landerwerb dann noch Jahre lang frei blieb, soll er jetzt in Kalifornien verboten werden (wobei natürlich bereits erworbene Rechte gewahrt bleiben, nur nicht mehr übertragbar sein sollen). Dieses Vorgehen müßte nicht nur überraschen, sondern auch bedingten Tadel finden, wenn Japan selbst sich nicht seit Jahrzehnten der besten Waffe, dagegen moralisch anzukämpfen, beraubt hätte. Auch in Japan kann nämlich heute kein Ausländer auf seinen Namen Grund und Boden bedingunglos erwerben. Daß der Erwerb vor 1900, als die Fremden noch unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln standen und keine Steuern zahlten, nicht erlaubt war, ließ sich rechtfertigen. Als aber die neuen Verträge unter japanischer Leitung vom Viscount Aoki zuerst in London berathen wurden und der Vertreter Englands den Vorschlag machte, von nun an auch den Landerwerb den Fremden frei zu geben, schob Aoki, mit dem Hinweis, solches Gesetz werde das ganze japanische Volk in Harnisch bringen, die Entscheidung hinaus und begnügte sich mit vagen Verheißungen auf die Zukunft. Er ließ sich damals wohl kaum träumen, daß dieser Schachzug (Anderes war es nicht, da das japanische Volk in der Gesetzgebung, trotz seinem Parlament, noch heute gegen die bureaukratische Regirung nie aufkommt) wenige Jahre später im Ausland sich gegen Japan selbst wenden würde. Damals sagte Mr. Bertie, der Vertreter Englands, bei der Neuberathung der Verträge, die sich sehr lange hinzog, daß Japan immer mehr fordere und weniger zugestehen wolle, je länger die Verhandlungen dauern. Wir Ausländer haben in Japan ja wirklich damals alle Vorrechte verloren und geringere Rechte, als die Einheimischen besitzen, dafür eingetauscht. Man bequemte sich in die Institution der Superficies oder Emphyteusis, nach der ein Ausländer zwar auf 999 Jahre Land kaufen kann, das aber auf den Namen eines für alle Steuern und Pflichten verantwortlichen Japaners eingetragen werden muß. Daraus konnten natürlich für den Käufer und jeweiligen nominellen Besitzer, besonders bei Todesfällen, Vererbungen und Wiederverkäufen, allerlei Unan-

nehmlichkeiten erwachsen, wie die Erfahrung inzwischen bereits gelehrt hat. Eine zweite Erwerbsmöglichkeit unter dem Titel einer Juristischen Person erwies sich als eben so unzulänglich.

In all diesen Jahren stillen Kampfes um das Besitzrecht des Ausländers hatte der Japaner in fast allen Kulturstaaten der Welt das Recht, so viel Land zu erwerben, wie er wollte. Nirgends nützten die Japaner dieses Recht so eifrig aus wie in Kalifornien und Kanada, wo große Länderstrecken, Minen, werthvolle Fischereigerechtsame und andere Vortheile seitdem in ihren Händen sind. Als dieses Mißverhältniß, vor vier Jahren, zu ernsten Agitationen führte, die bezweckten, den Japanern allen Landerwerb zu verbieten, erschrak die japanische Regirung und machte schnell ein Gesetz, das dem Ausländer nun auch in Japan freieren Erwerb sichern sollte. Das Gesetz wurde vom Reichstag angenommen und dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt. Erstens aber war dieses Gesetz, das Formosa und die wichtige Nordinsel Hokkaido völlig ausschloß (Korea war damals noch nicht annektirt), so illiberal und mit so vielen Klauseln bepackt, daß es für den Ausländer werthlos wurde und nur Kalifornien und Kanada, wo das Danaergeschenk nicht richtig erkannt wurde, beruhigte. Und zweitens blieb die kaiserliche Bestätigung aus: bis heute.

Ist unter solchen Verhältnissen nicht begreiflich, daß in den letzten Monaten die Agitation in Kalifornien aufs Neue begann? Nicht ein japanischer Zeitungleiter fand in den Hunderten von Artikeln, die über diese Frage erschienen und das Volk aufhetzten, den persönlichen Muth, seinen Lesern zu sagen, daß sie doch eigentlich im Ausland nicht verlangen könnten, was sie im eigenen Land dem Ausländer seit langen Jahren hartnäckig verweigern. Aber Mangel an Reziprozitätgefühl ist eben der schlimmste Defekt im japanischen Staatsleben und im japanischen Volk der denkenden Klassen. Die Losung heißt: „Alles für Japan, nichts für Andere“.

Die eigentliche Küstenschiffahrt war von je her dem Ausland verschlossen. Das ist an manchen Küsten eben so. Doch konnten in Japan bis vor wenigen Jahren die großen europäischen Linien auf durchlaufender Fahrt in Nagasaki, Kobe, Yokohama Passagiere und Ladung zwischen einem dieser drei Häfen aufnehmen oder absetzen. Das hat Japan nun auch verboten; aber seine große, von der Regirung mit etwa 12 Millionen Mark jährlich subventionirte Postlinie, die Nippon Yusen Kwaisha, landet auf der Fahrt nach England noch immer in jedem der vielen englischen Häfen Passagiere und Ladung und nimmt sie auf. In dem gewaltigen Rohbaumwollengeschäft zwischen Bombay oder anderen indischen Häfen und Japan machen seit anderthalb Jahren japanische subventionirte Dampfer den englischen Schiffen, besonders der British India Company, durch Frachtschneiderei schwerste Konkurrenz. Die englischen Schiffe haben keine Subvention, müssen aber in ihren eigenen Häfen die durch japanische Staatsunterstützung unlauter werdende Konkurrenz dulden. Diese hohe

Subvention und ihre unausbleiblichen Folgen sollten bei neuer Subvention der deutschen Postlinie nach Ostasien, die naturgemäß unter dem so erleichterten japanischen Wettbewerb mitleidet, beachtet werden. Auch auf dem Yangtse läuft eine ganze Flotte von japanischen subventionirten Dampfern, die fast zweitausend Kilometer ins Innere von China eindringt. Zu diesen Subventionen tragen natürlich auch die in Japan lebenden Ausländer durch ihre Steuern mit bei, die, zum Beispiel, in Kobe und Yokohama dreizehn Prozent der gesammten Steuerquote betragen, obwohl unter hundert Einwohnern dort noch nicht ein fremder Steuerzahler ist. Trotzdem ist dem Ausländer in Japan nicht erlaubt, Aktien der Nippon Yusen Kwaisha zu erwerben, der es nur durch ihre hohen Subsidien ermöglicht ist, seit Jahren zwölf Prozent Dividende zu geben. Das Selbe gilt von den Aktien mehrerer staatlich subventionirten großen Banken in Japan. Steuern darf der Ausländer bezahlen, aber der Weg zu günstiger Kapitalanlage ist ihm an Hauptstellen gesperrt.

Regirung und Presse rufen: „Nieder mit dem Import, Hebung des Exports um jeden Preis!“ Fast unübersteigliche Zollmauern sind darum in den letzten Jahren um Japan errichtet worden; die Industrie, die ihre Rohprodukte zollfrei einführt, wird durch alle möglichen Subventionen und Begünstigungen noch obendrein unterstützt. Trotzdem gelang es bis heute kaum, ein wichtiges Industrieprodukt bei auch nur annähernd gleicher Qualität billiger herzustellen, als es die fremde Industrie, trotz ungeheuren Zoll- und Transportkosten, in Japan auf den Markt werfen kann. Daß „manus manum lavat“ und daß Völker da nichts kaufen, wo ihnen der Verkauf künstlich gehemmt wird: dieses alte Gesetz von Handel und Verkehr ist in Japan noch wenig verstanden. Große Anleihen mußten immer wieder die schweren Verluste decken, die durch das künstliche Aufpäppeln von lokal unmöglichen Industrien entstanden; aber wie lange wird das Ausland sein gutes Geld dahin geben, wo man ihm die Möglichkeit wirthschaftlicher Bethätigung zu verengen sucht?

Wie weit das Streben nach Einfuhrhinderung führt, erweist die Thatsache, daß Prinz Tokugawa, ein allerdings schon recht alter Herr und Präsident des Oberhauses, auf einem Staatsbanket vorschlug, bei allen festlichen Anlässen das „Hoch“ nicht mehr mit Champagner, sondern mit japanischem Sake zu begießen. Das wäre ungefähr so, wie wenn wir bei solchem Anlaß Nordhäuser Kümmel trinken wollten; Sake ist ein stiller Reisschnaps von etwa fünfzehn Prozent Alkohol, der wohl gründlich trunken machen, aber nicht in gehobene Stimmung bringen kann. Der Vorschlag fand natürlich begeisterten Beifall; erst später spotteten einige klarere Köpfe darüber.

Der Genuß von Milch, früher dem Japaner fremd und sogar widerlich, hat in den letzten fünfzehn Jahren mehr und mehr zugenommen. Die rein japanische Kuh giebt so geringe Milchmengen, daß man sie vielfach durch importirtes Vieh und Kreuzungprodukte

ersetzt hat. Aber auch diese Kühe liefern in drei Vierteln des Landes nur wenig Milch, die obendrein an Fett und Eiweißstoff weit hinter der europäischen oder amerikanischen Durchschnittsmilch zurück bleibt und mit ungefähr vierzig Pfennigen pro Liter im Land bezahlt wird. Diese Verhältnisse können nicht besser werden; das warme Klima läßt die kräftigsten Grassorten nicht aufkommen. Oft wird kondensirte Milch, aus Amerika, Holland und der Schweiz, verwerthet; besonders für Säuglinge. Vor ein paar Jahren hat man nun den Zoll auf diese Büchsenmilch, der schon damals hoch genug war, fast vervierfacht, um damit einer japanischen Industrie zu nützen. Als das Mittel nicht half, gewährte man der japanischen Kondensmilch-Industrie hohen Raabtt auf die Zuckersteuer; als auch Das erfolglos blieb, wurde dieser Industrie auf vier Jahre Befreiung von der Gewerbesteuer zugesichert. Mancher Industrielle hatte sich den ganzen maschinellen Apparat herauskommen lassen und merkte erst, als er nun anfangen wollte, einzudampfen, daß die Gegend nicht das nöthige Rohmaterial liefere; und aus Wasser kann eben selbst der Japaner, dem seine Zeitungen fast täglich vorerzählen, daß er jetzt Alles mindestens eben so gut wie der Europäer kann, keine Kondensmilch herstellen. Solche Beispiele könnte ich in großer Zahl anführen. Auch das große japansche Stahlwerk in Wakamatsu ist ein „white elephant“, wie die Engländer sagen, der schon viele Millionen verschlungen hat und jetzt durch hohen Zoll auf Eisen und Eisenprodukte lebensfähig gemacht werden soll.

Von Reziprozität ist nirgends viel zu spüren. Kein ausländischer Rechtsanwalt, auch wenn er der Sprache völlig mächtig ist, kann in Japan für Ausländer plaidiren; jetzt will man sogar Privatkonsultationen ausländischer Anwälte verbieten. Als ein Japaner in Hongkong um die Zulassung vor das Gericht bat, wurde sie ihm, obwohl er seine Papiere noch nicht völlig in Ordnung hatte, in freundlichster Weise gewährt. Die wenigen ausländischen Aerzte, die in Japan ihre Landsleute behandeln (es ist noch kein Dutzend), sind den japanischen Zeitungen ein Gräuel und werden geschmäht, weil sie „den japanischen Aerzten das Geld entziehen“. Daß aber in Hongkong, Singapor und anderen Häfen viele japanische Aerzte (und nicht nur unter Japanern) praktiziren, davon wird den Lesern nichts gesagt.

Japan macht eine ausgiebige und recht theure Reklame für sich und mancher aufmunternde Bericht über japanische Finanzen und Industrien wird auf Kosten der Regirung in ausländischen Blättern untergebracht. Wenn trotzdem in den letzten Jahren die Oeffentliche Meinung der Handelswelt, besonders in England und Amerika, den Japanern nicht mehr so günstig ist wie zuvor, so haben sie es sich selbst zuzuschreiben. Japan hätte alle Ursache, die natürlichen Rassengegensätze nicht zu vertiefen, sondern durch eine liberale Verkehrspolitik und auch durch fremde Hilfe seinen Handel und seine Industrie, damit also die arg geschwächte Finanzkraft, zu fördern.

Kyoto. Dr. Ernst Papellier.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. August 1913.

Finale.

Generalmarsch.

Frankreich hat die Last dreijährigen Waffendienstes auf sich genommen; ohne, nach dem ersten Wuthgeheul, noch laut zu knirschen, eine Last, die den Kopf schwerer als den Rumpf bebürdet. Und im Senat (wo, nur für diesen Programmpunkt, das Ministerium Barthou in Clemenceau einen starken Helfer fand) hat General Pau die Dehnung der Dienstzeit in einer Rede empfohlen, die in der Französischen Republik bewundert, im Nachbarreich nicht so beachtet wird, wie sie verdient, und deren Hauptsätze ich hier deshalb wiederholen will. „Der Organisator eines Heeres muß zunächst immer den Kraftwerth des Gegners wägen, mit dem dieses Heer sich eines Tages vielleicht zu messen haben wird. Wenn ich von unserer Armee spreche, ist mein Blick also immer auf die des Deutschen Reiches gerichtet.“ (Rufe: „Très bien!“) „Einzelne glauben, die höhere Präsenzziffer des durch das Gesetz vom Sommer 1913 vergrößerten deutschen Heeres könne durch unsere Reserven ausgeglichen werden. Das ist ein Irrthum. Deutschland wird 830 000 Mann unter den Fahnen haben; wir verfügen (ohne die eingeborenen Truppen) über 530 000 Mann, von denen 50 000 in Afrika stehen; ob diese 50 000 am Tag der Mobilmachung in der Heimath sein können, wissen wir nicht. Deutschland hat also 350 000 Mann mehr als wir. Diese Ziffer bedarf keines Kommentars. Wie steht es mit den Reserven? Wir dürfen nur die Leute

rechnen, die mindestens ein Jahr lang ausgebildet worden sind. Dann kommen wir auf die Gesammtziffer von 3978000 (darunter ist aber ein großer Theil aus nur einjähriger Dienstzeit); in Deutschland ist die unserer entsprechende Ziffer: 4376000. Deutschland hat also 400000 Mann mehr als wir; und wird, wenn das neue Gesetz in volle Auswirkung gelangt ist, 1200000 mehr als wir haben. Aus diesem Vergleich schließe ich, daß sich uns die Pflicht zu neuer Anstrengung aufzwingt, deren Grenze nur durch die Kopfzahl der nachwachsenden Männer, durch finanz- und sozialpolitische Erwägung bezeichnet wird, der Frankreich sich aber nicht entziehen kann, wenn es nicht abdanken, sich selbst aus der Reihe der Großmächte streichen will. Gewiß: was uns an Zahl fehlt, müssen wir durch die Leistung, des Stehenden Heeres und der Reserven, auszugleichen trachten. Nicht immer hat das größere Truppenaufgebot den Sieg erfochten. Ausbildung und innere Einheit müssen erhöht werden; schon dazu brauchen wir die längere Dienstzeit, die uns den dritten Jahrgang unter die Fahnen stellt. Das deutsche Wehrgesetz ist die (durch äußere Umstände beschleunigte) Krönung eines Werkes, dessen Vorbereitung und Ausbau jeder Anerkennung würdig ist. Die deutschen Effektivbestände sind heute so stark, daß sie nach der Ankunft der nächsten Reservisten (für Pferde ist gesorgt und automobile Lastwagen liefern der Artillerie die nöthige Munition) sofort ins Feld rücken können. Diesem Zustand müssen wir unseren Grenzschutz anpassen. Heute könnte Deutschland mit der Mobilmachung bequem zwei Tage vor uns fertig sein und uns überrumpeln. Wenn wir uns nicht gegen solche Möglichkeit sichern, locken wir selbst den Gegner in eine ihm günstige Gelegenheit; und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß er sie nicht ausnützen werde." (Rufe: „Très bien!") „Das deutsche Heer hat eine Offensivkraft, wie sie seit den Tagen unseres Ersten Kaiserreiches in Europa nicht mehr gesehen ward. In ihm lebt der Geist der Offensive; nicht nur strategischer: auch politischer. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht sind seine Führer ganz erfüllt. Feldmarschall von der Goltz hat gesagt, daß starke, aufsteigende Völker offensiver Politik bedürfen, deren Folge dann eine offensive Kriegführung ist; trägegewordene, zu Rückzügen bereite Völker führen den Krieg widerwillig und beschränken sich auf strategische und taktische Vertheidigung. Dem Feldmarschall scheint der Grund-

gedanke der Strategie untrennbar von dem der Politik. Und was wir vom Handeln Deutschlands sehen, zeigt uns die Wesenszüge kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf Deutschland stolz sein. Unsere Pflicht aber ist, auf diese Regungen ernsthaft zu achten. Alle Redner haben den friedlichen Geist Frankreichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig gedeutet." (Très bien!) „Die Französische Republik will den Frieden, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgendeine Macht herauszufordern oder anzugreifen." (Beifall.) „Sie will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Um dieser Zukunft sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung gestörte Gleichgewicht wiederherstellen. Dann erst kann sie sich sorgenlosen Friedens freuen." (Beifall.) „Da wir den Frieden wollen und dem Gegner mit der Möglichkeit auch die Verantwortung des Angriffes lassen, befiehlt Pflicht uns, dafür vorzusorgen, daß unser Heer immer und überall zur Abwehr bereit sei. Der Friede ist nur zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß und unsere Kraft achten gelernt hat." (Lauter Beifall.) „Deshalb brauchen wir eine Organisation, die er selbst für nützlich hält. Glaubt er uns schwach, dann verführt dieser Glaube leicht in Mißbrauch der Ueberlegenheit. Ist er von der hohen Leistungfähigkeit unseres Heeres überzeugt, dann wird er vor dem Entschluß zum Krieg zaudern. Sind in beiden Heeren die Cyklen nicht mehr gleich, werden nur auf einer Seite die Daten der Einstellung und der Entlassung geändert, dann hat das zur Offensive bereite Heer den Vortheil. Hier ist der Hauptgrund, der den Obersten Kriegsrath verpflichtet hat, dem Vorschlag, den Mann dreißig oder zweiunddreißig Monate dienen zu lassen, seine Zustimmung zu weigern und ein ungeschmälers drittes Dienstjahr zu fordern. Ich hoffe, daß mir gelungen ist, Ihnen ein klares Abbild der Bedingungen zu geben, denen unsere Heeresorganisation fortan genügen muß."

Ein Beifallssturm, wie der Greisensaal des Luxembourg ihn lange nicht hörte, hat den Redner belohnt (der dicht vor der Altersgrenze steht, aus dem aktiven Dienst scheiden muß, bald aber vielleicht als Kriegsminister vor die Kammern treten wird). Als junger Offizier ist Pau im franko-deutschen Krieg schwer verwundet worden, wird von den Schreibern drum „le glorieux mutilé" genannt: und da die Tribunenfirma Barthou-Etienne ihn, als den Marius

der alten Triarier, vorschickte, konnte man fürchten, seine Hasta werde versuchen, den Schild des Deutschen Reiches zu zerbeulen, sein Mund kränkende oder Kränkung andeutende Worte sprechen. Nicht eins kam über die Lippen des tapferen Mannes. Schlicht, ernst, würdig sprach er; aus dem selben noblen Soldatengeist wie, vor dreizehn Jahren, General de Galliffet, der mir, als Kriegsminister, sagte: „Ihre Armee ist höchster Anerkennung werth. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glückszufall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Nothwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Zunftsoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg." Der Muth zu solchem redlichen Urteil ist nach drei Jahrzehnten leichter aufzubringen als in der von gegenwärtiger Ueberlegenheit bedrückten Stimmung. General Pau ist heute dem deutschen Heer von 1913 so gerecht, wie Marquis de Galliffet 1900 dem von 1870 war. Und wir hatten so oft über Franzenschimpf, über französische Kitzelrede zu klagen, daß die Anstandspflicht heischt, diesem General die Ehrerbietung nicht karg zu bemessen. Mit dem System, dessen Wortführer er ward, läßt sich leben. Der Soldat rechnet nicht mit dem von Rußland der nation alliée et amie zugesagten Beistand noch mit dem Helfercorps, das England über den Kanal werfen könnte. Er will, was er wollen muß: daß seines Landes Heer an Zahl so groß, an Schlagkraft so stark werde, wie es irgend vermag. Und läßt (so weit die Optik eines Abgeordnetenhauses Das erlaubt) den Strahl der Erkenntniß durchschimmern, daß mit diesem Heer, auch nach dessen Stärkung, dem deutschen eine Aenderung des territorialen Besitzstandes nach der Voraussicht menschlicher Vernunft nicht abzuringen sein wird. Die Möglichkeit, morgen den Elsaß und Lothringen zurückzuerobern, dünkt ihn wohl schmal: und er bescheidet sich drum, nach dem Ziel hinzustreben,

hinter dem Frankreich gegen überrumpelnden, rasch und völlig überwältigenden Angriff geschirmt wäre. Damit die hellsten Köpfe der Republik den Weg in solche (muthige, nicht entehrende) Resignation finden, ist hier seit 1905, immer wieder, die volle Ausnützung deutscher Pflicht zu allgemeinem Wehrdienst empfohlen worden. Das ist erreicht. Und Frankreich könnte nun, im Selbstbewußtsein gesteigerter, doch beschränkter Kraft und vor dem Auge seiner Jugend, die in ernsterem Nationalgefühl erwächst als seit der Ligenzeit je eine auf gallischer Erde, endlich auf die Phrase, die Tirade einer Rachgier verzichten, die doch kein zuversichtlicher Glaube an ihres Sehnens Erfüllung stützt; auf die unklug reizenden, unverschämt ärgernden Kneipensänge, Zeitungartikel, Schauspielszenen, Tingeltangelsketchs, mit denen nichts auf irgendeinem Gebiet der Republik Nützliches einzuhandeln ist. Freilich: der Sieg im letzten Treffen verpflichtet zu gutem Beispiel; nach Jahrzehnten noch. Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen die römischem Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in minder hartkantige Form sänftigen; für zuchtlose Abenteurer und Lüdriane braucht Alldeutschland nicht zu kämpfen. Ist diese Legion deutschen Jünglingen eine Gefahr, so wird Frankreich den Wandel des Rekrutirungsystems höflich festem Antrag nicht weigern. Das Geschimpf schadet nur. Zwei große Nachbarvölker dürfen sich nicht in unheilbare Zwietracht verhetzen lassen, weil Monsieur Durand und Herr Schmidt sonst um die Gelegenheit kämen, nette Artikelchen zu schreiben und in der Brüllrolle des Helden zu glitzern.

Noch ist die Stimmung der französischen Gesellschaft uns unfreundlicher als je seit dem Jahr, an dessen Wiege Gortschakow den Botschafter Gontaut-Biron mahnte: „Il faut que la France soit forte et sage.“ Stark ist die Republik jetzt, deren Dreifarbentuch über Indochina, der Aequatorialprovinz, Senegambien, Dahome, Somaliland, Marokko, Algerien, Tunis, Guadeloupe, Guayana,

Neukaledonien, Madagaskar, La Réunion weht. Und daß sie noch im Groll nicht ihres Nutzens Wahrung versäumt, hat eben wieder die Jahresrechnung erwiesen: die Einfuhr deutscher Waaren, vor deren Kauf so laut gewarnt wurde, hat, trotzdem, abermals zugenommen. Der Grimm drückt sich in derber Höhnung („Le professeur Knatschké“ und ähnlicher Beschreiberei) deutschen Wesens und in schroffer Ablehnung aller Verkehrsgemeinschaft aus. Der Schwarm der Franzosen wills mit uns halten wie Shylock mit dem christlichen Kaufmann: „I will talk and walk with you, but i will not eat, drink nor pray with you.“ Von den Bergen und Küsten neutraler Länder sogar, aus schweizerischen und belgischen Kurorten brachten Deutsche die Botschaft, daß die Franzosen ihre Nähe mieden und oft sich schon wider den Zwang sträubten, mit ihnen des selben Raumes Luft einzuathmen. Daß wir an dieser Verbitterung nicht ganz unschuldig sind, müssen wir, uns selbst und dem Nachbar, ehrlich gestehen. Wer einen Stolzen, nach dem Zins seines Stolzes Langenden demüthigt, ohne zugleich ihn zu schwächen (Agadir), wer ihm mitten im Frieden einen Landfetzen abpreßt (Kongovertrag), in sein Hoheitrecht (Beamtenschub; Jagow-Cambon) dreinzureden, ihn, unaufgefordert, in die Ueberzeugung zu schwatzen, zu schreiben versucht, daß er in Fäulniß hause und von den Bundesgenossen, den Freunden geprellt werde, darf nicht staunen noch schelten, wenn der von solcher Thorheit Erkältete sich barsch von ihm wendet. Räth kluge Selbstsucht aber nicht beiden Völkern, das Vergangene vergangen sein zu lassen? Jeder zwanzigjährige Franzose, der auf drei Jahre in die Kaserne geholt wird, ballt die Hand gegen die deutsche Willkür, die ihm so harte Pflicht aufzwinge. Daß er irrt und seinen Zorn nach einem Trugziel reckt, kann die Rede des Generals Pau ihn erkennen lehren. Der sagt offen: Deutschland handelt, wie kräftige Vaterlandliebe von ihm fordert. Der zweifelt im Innersten selbst vielleicht an der Möglichkeit, auf der Höhe französischer Kultur und Wirthschaft, in einem Lande, dem die Zeuger, die Arme, die Siedler für seine über vier Erdtheile gestreckten Gebiete fehlen, den dreijährigen Waffendienst vor Durchlöcherung zu bewahren. Der pocht ans Gedächtnißthor, um die Erinnerung zu wecken, daß Politik und Strategie einander bedingen, bestimmen und daß der Verzicht auf strategische auch den auf politische Offensive zur Pflicht macht. Das Deutsche Reich hat

eine um fast sechsundzwanzig Millionen höhere Menschenzahl als die Republik. Ueber diese Kluft zimmert nicht der Entschluß zu einer (in Männernoth, unter der Herrschaft von Jakobinern und Sozialisten auf die Dauer unhaltbaren) Dienstzeitdehnung, nicht die Hoffnung auf Russen, Briten, Spanier, Südslaven, Hellenen, von französischen Zuchtmeistern gedrillte Kreolen und Schwarze die Trostbrücke, die das Schicksal eines Landes von solcher Geschichte zu tragen vermag. Deutschland könnte, wenns nöthig würde, morgen seine Heereszisser um ein Beträchtliches erhöhen. Das könnte Frankreich nicht; und in den Vorschlag vierjähriger Dienstzeit möchte wohl selbst der Lothringer Poincaré sich nicht verklettern. Die Republik kann die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern und wäre noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutscher Wuth allzu nah. Sie kann aber ruhig leben und alle Kraft an die Civilisirung und Ausnützung ihres ungeheuren (jetzt noch oft vom Raubbau der Ausländer verherten) Kolonialbesitzes wenden, wenn sie neben der toten Hoffnung die Freude an einem Gestus, der nicht mehr schreckt, nur noch ärgert, ins Grab bettet. Dann brauchte sie kein Bündniß (gegen deutschen Angriff, den, rebus sic stantibus, nur Wahnsinn beschließen könnte, hülfe ihr, auch ohne Vertrag, das Lebensinteresse der beiden größten Erdreiche) und würde wirklich so frei, von Rußlands Gunst und Englands Kram so unabhängig, wie ihrs der beste Sohn wünscht. Das Bewußtsein solcher Möglichkeit, ihrer Vortheile und der Frist, die für ihre Sicherung noch bleibt, muß sich einwurzeln, wenn wir ihm Ruhe gönnen; und aus ihm muß im Lenz die Erkenntniß keimen, daß Frankreichs Glück an dem Verzicht auf eine Grimasse hängt.

Was verlangen wir denn? Die Bezirke der Ardennen oder der Meuse, das Burgunder- oder Champagnerland, Belfort oder Toulon? Nichts; nicht das winzigste Stückchen französischen Bodens. Nur: nicht mehr zu hören, daß übermorgen der Rächerzorn sich sättigen werde; nicht auf alle Wege die Gewißheit mitschleppen zu müssen, daß jedem Feinde Deutschlands die Freundschaft und Waffengenossenschaft Frankreichs winkt. Nur: sicher zu sein, daß dem Elsaß und Lothringen nicht andere Gefahr, nicht nähere droht als irgendeinem Reichstheil; nicht länger noch, Tag vor Tag, zu sehen, daß Frankreich sich mit Lasten und Fronpflichten bepackt,

die ihm Willen und Kraft für die wichtigste Arbeit lähmen und deren Zweck doch nur sein kann, den Schein emsiger Rachebereitung zu wahren. Was können wir dagegen thun? Nicht viel. Ohne Gebrüst zeigen, daß unser Kraftaufwand den französischen zu überbieten vermöchte. Unwürdige Zumuthung mit der Wucht des in Ruhe Starken abwehren. Unter dem Alltagshimmel aber höflich sein und eine Nation, die sich gern einer schönen Frau aus vornehmem Haus vergleicht, nicht wie ein Hürchen behandeln, das sich vom Pächter im Wohnzimmer prügeln, im Bett mit süßen Katzenzungen füttern läßt. Und (die Hauptsache) jeden erfüllbaren Wunsch unseres Reichslandes erfüllen. Dem hat unverzeihliche Dummheit nun einmal das Allen gemeine, für Alle gleiche Wahlrecht beschert. Dem müssen wir endlich in dauerbare Ordnung helfen, aus der Zufriedenheit aufsprießen kann. Jede Volksabstimmung würde erweisen, daß Elsässer und Lothringer nicht den Rückfall an Frankreich wünschen; jede, daß sie in die Selbständigkeit eines von eigenem Recht lebenden Bundesstaates hinstreben. Dieses Wunsches Erfüllung wird allgemach möglich (und würde uns, wie von anderem Elend, auch von der schmählichen Entwerthung preußischer Bundesrathsstimmen erlösen). Preußen kann viel, hat, für sich und für Deutschland, Unvergängliches geleistet, strotzt heute noch in ungestümem Jugendmuth und braucht gegen Anwürfe keine andere Wehr als den Stahlpanzer seines Genius, der aus stolz lächelndem Auge das Schmutzgerinnsel wegtropfen sieht. In elsässische, gar in lothringische Stammesart sich einfühlen: Das kann Preußen nicht. Dazu wäre eine Hingabe nöthig, die der männischen Borussenpersönlichkeit nicht abzutrotzen noch abzuschmeicheln ist. So lange ein Zwang in Fürsorgeerziehung, ins ungewohnt rauhe Reichsgewand unentbehrlich war, stand der preußische Landpfleger, Waibel, Büttel auf ihm gebührenden Platz. Jetzt ist zwischen Mosel und Rhein, zwischen Diedenhofen und Mülhausen das Volk in mündiges Selbstgefühl erwachsen. Im Reichsverband will es bleiben, doch seine Sonderheit auch, wie Bayern, Sachsen, Schwaben, Badener, drin zu ziemlicher Geltung bringen; und neun Zehntel aller Schwierigkeit kommen aus dem unklugen Versuch, dieses Volk in die preußische Wolljacke zu zwängen. Drum ist der Rath schädlich, die Nachfolge des Grafen Wedel (der alt ist und die hastige berliner Ablehnung seines Ausnahmege-

setzentwurfes im Amt, ohne neue Ansehensminderung, nicht lange überleben kann) dem Prinzen August Wilhelm von Preußen anzuvertrauen. Dieser Prinz mag Manches gelernt haben, bescheiden und liebenswürdig geblieben sein: auf die Zinne des Reichslandes taugt er nicht; taugt kein Sohn des Kaisers. Der wäre, noch in der Rüstung mit bestem Willen, dort ein Fremdkörper, wie im ergrauten Straßburg, Kolmar, Metz berliner Stuckprunk; müßte, in einem an altem und wohlhabendem Adel armen Land, seinen Verkehr fast völlig auf den mitgebrachten Hofstaat und die Oberschicht der Offiziere und Beamten beschränken und würde so zum lebenden, ragenden Wahrzeichen der Scheidung in einheimische und eingewanderte Menschheit. Er könnte, wenn ihn Gewissenspflicht, nicht die Lust an der fast einzigen dem Civilprinzen zugänglichen Pfründe stimmt, des Lebens, des Wirkens niemals froh werden; auf diesem Vorposten, von dem er nur nach staatsrechtlicher Theorie absetzbar wäre, dem Deutschen Reich niemals nützen. Dessen Südwestecke ersehnt nicht eine preußische Sekundogenitur (die von allen Bundesstaaten, großen und kleinen, ungern geduldet würde), sondern die ihrem eigensinnigen Wesen, wie die Schale dem Fruchtkern, angepaßte Staatsform, die ihr gestattet, von dem aus der Wurzel steigenden Saft die Wölbung der Blüthenkrone zu hoffen. Republik (warum nicht, da die Hansestädte gedeihen und in zärtlichem Hätschelverhältniß zum Kaiser stehen?) oder eine aus der Scholle süddeutsch-katholischen Empfindens erwachsene Dynastie, der rasche Einfühlung ins Allemannenthum gelingt und die sich an der Schärfe des Lothringertones nicht wundreibt. Wird das Reichsland aus der unfruchtbaren Zwieherrschaft importirter Preußen und strebsamer, scheel angeschauter Notablen erlöst, wird es, im vierundvierzigsten Lebensjahr, ein in sich freier, zufriedener Bundesstaat, dann ersucht es sehr bald die Franzosen, ihr Werben, Trösten, Wühlen einzustellen und den Rächerdurst aus anderem Born zu stillen; dann seht Ihr die Elsässer und Lothringer sogar, die heute lieber noch Französlinge als Preußens Fürsorgezöglinge und Nachäffer scheinen, von Stolz und Nutztrieb fest in die fröhliche Empfindung unausrodbarer Urdeutschheit gerammt. Was bliebe danach dem Nachbar? Soll er Wohlthat aufzuzwingen trachten, die nicht gewünscht, deren dreifarbiges Gewimpel schon als Belästigung empfunden wird? Alles in vier Kontinenten Er-

worbene an einen Krieg setzen, aus dem er als Sieger zwei ihm entwöhnte, ihm widerspänstige Provinzen und die Todfeindschaft von sechsundsechzig Millionen Menschen heimbrächte? Nein. Frankreich war oft jäh, hat oft sich fesselnder Vernunft entrafft, doch nie in plumpe Aufdringlichkeit verpöbelt. Neben einem zufriedenen Allemannenstaat (dessen Eisengurt nicht leichter, nicht weicher werden dürfte) würde es sich schnell in den Umstand neuer Zeit schicken; neuer Lebensart, die es aufathmen ließe. Honoris causa zwischen Hardt und Meurthe irgendwo eine Grenzregulirung mit einfacher, von behutsamem Taktgefühl ersonnener Gedächtnißfeier. Ein der Aequatorialprovinz nützlicher Ausgleich in West- und Mittelafrika. Austausch des Anspruches auf Syrien gegen deutsche Verbürgung des Gesammtbesitzstandes der Republik (der so groß ist, daß er einem Volk von viel höherer Kopfzahl auf ein Jahrhundert hinaus reichlich lohnende Arbeit böte und der Weitung nach Kleinasien wahrlich nicht bedarf). Am nächsten Tag könnte die Heereszıffer herabgesetzt, von dem überschüssigen Haushaltsgeld Marine, Luftschiffahrt, Kolonialverwaltung genährt werden. Deutscher Wucht sich Frankreichs Flamme vermählen.

Ein Trugbild, wie es die aus ihrem Kristallschloß auftauchende Fee Morgana in neckendem Spiegelspiel mit Luftschichten verschiedener Wärme und Dichte dem Betrachter vorgaukelt? Nein: eine Möglichkeit, in die das neue System Pau uns den Weg weist. So hat der Mund der französischen Armee öffentlich niemals von uns, ihr Vormund nie zu uns gesprochen. Noch Galliffet bat den Gast: „Verrathen Sie mich nicht; sonst wird aus allen Kübeln der Unrat auf mein Haupt geschüttet.“ General Pau sprach von der Tribüne des Senatssaales aus: und erntete einen lange durchs Hohe Haus brausenden Beifallssturm. Erklimmt der Tag des Wasgenwaldes dunstige Höhen? Frankreich sah, seit es sich den Briten versöhnt, dem Bretonenwolf das Heulen verboten und in der Hirtin aus Domremy nicht mehr die Ueberwinderin der Suffolk und Talbot, nur noch das Reis vom Lothringerstamm gepriesen hat, auf dem weiten Erdrund einen einzigen Feind; sah ihn, weil es ihn sehen wollte. Ihm schrie oder raunte es, aus nie ermattender Wuth, zu, naher Morgendämmerung werde sich das heilige Werk der Rache entbinden: und staunte dann und bestöhnte des Nachbars Herzenshärte, wenn der immer wieder Gescholtene, Gewarnte, aus fleißiger Arbeit Aufgescheuchte die Rüstung dichtete und sein

Schwert noch schärfer schliff. Nicht für einer Stunde Dauer hat ers je aus freier Willensregung bedroht; allzu oft und laut ihm seine Liebe bekannt. Erb- und Erzfeind ist er nur, so lange Frankreich ihn durchaus dafür halten und zwar begreifen will, daß auf die Niederlage am roßbacher Janushügel der Sieg bei Jena, nicht aber, daß auf Jena dann Sedan, auf die Verwüstung des Allemannenlandes, der Pfalz, Preußens die Rücknahme altdeutschen Bodens, des Reichsglacis, folgen konnte. Fügt es sich in das fest vermauerte Gehäus dieser Thatsache und verzichtet nicht nur auf einen Kampf, den eines Wunders Macht ihm zum Sieg wandeln müßte, sondern auch auf die stete Ankündung, Andeutung dieses Kampfes, dann dräut ihm von keiner Grenze mehr irgendwelche Gefahr. Dann erst kann es, statt das Leihhaus, Gasthaus, Lusthaus aller Prasser, Gauner, Hochstapler aus Ost und West zu bleiben, rasch wieder werden, was es einst war: das von den feinsten Seelen gesuchte Hochland der Europäerkultur. Noch klagt es, das Deutsche Reich ähnele einer Festung und Kaserne: und zwang, weil es sich hurtig jedem Gegner Germaniens gesellte, selbst doch dieses Reich aus altem Sinnirerbehagen in eisernen Harnisch. Widerräth ihm Vernunft nicht den Wahn, es könne das an Kopfzahl stärkere, den Komfort täglich der Manneszucht opfernde Nachbarvolk überwinden? Die als letzte Gottheit von ihm angebetete clarté gauloise nicht, durch nutzlose Gesten (die nicht Dei per Francos sind) sich selbst die Gefahr zu schaffen, deren Abwehrbereitung ihm den Blutumlauf einschnürt, und das Fahnenband nationaler Zukunft an den Popanz eines Erlösergedankens zu nageln, gegen dessen Ausführung die zu erlösenden Stieftöchter sich leise, aber inbrünstig sträuben? Der Tag erwacht. Waffnet Euch, ernste Menschen beider Reiche, für ein Weilchen noch in Geduld. Der Verzicht auf die Kränzung des Steinbildes von Straßburg mindert die Macht und die Würde der Republik nicht um eines Messerrückens Breite. Und Frankreich sinnt uns nicht den Untergang, weil es die Männerkraft stählen und nicht in träger Genußsucht verwittern will.

Duo.

Aus Oesterreich trägt mancher Brief mir den Widerhall enttäuschter Hoffnung ins innere Ohr. Nur ins innere; am Zügel alter Gewöhnung in Höflichkeit wurde das Empfinden zurückgehalten und den Huf, den der Nerv dennoch einmal hastiger vor-

wärts treiben konnte, hatte sorgende Voraussicht mit weichem Stoff umwickelt, damit der Schlag nicht erschrecke, nicht kränke. Trotz solcher Behutsamkeit bleibt leiser Nachklang verstimmten Wesenstones hörbar; eines dépit amical, der verhalten werden sollte und doch nicht in völlige Stummheit zu zwingen war. Gedämpft klingt es, wie durch Florschleier; und ists nur ein Seufzer, so kommt er aus einem Gefühl, das sich nicht tiefer verwurzeln, nicht, wie ein Schimmelpilz, ins Gebälk alter, längst als nützlich bewährter, just heute als nothwendig erkannter Freundschaft einwuchern darf. Deshalb will ich versuchen, dieses Seufzers Inbegriff ins Gewand klarer Worte zu kleiden und ihnen dann zu antworten. Offen und öffentlich; wie in der Stahlklammer unserer Eidesformel, die dem Zeugen befiehlt, die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen. Das ist unbequem; doch nöthig geworden.

Der Seufzer spricht: „Ihr, im Deutschen Reich, seid uns nicht ganz gerecht. In unserem internationalen Handeln, in Dem, was man Oesterreichs Balkanpolitik nennt, scheint Euch manches Unzulängliche Ereigniß geworden zu sein. Dieser Meinung stimmen wir zu; sind, wirklich, nicht so phaiakisch selbstzufrieden, wie Ihr, auf dem sicheren Grunde der aus Operetten und von Gschnasabenden heimgetragenen Erfahrungen, vielleicht noch glaubt. Ihr tadelt oft laut und derb. Das ist Euer gutes Recht; ist Eure Art. Und wir wollen in rauher Sturmzeit weder altjungfernhaft empfindlich sein noch die stachelige Kritik mit der Frage kitzeln, ob ihr nie die Ahnung genaht sei, daß wir auch an der deutschen Geschäftsführung Allerlei bemängeln, bemäkeln könnten. Der Knorr müßte den Knuppen hübsch vertragen und ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde nicht entschossen. Der beste Wille und das schärfste Auge sieht nicht, welche Klippen, Untiefen, terrestrischen Hindernisse verschiedenen Umfanges dem Navigator seine Karte mahnend vorführte; warum er mit halber Kraft fahren, dann stoppen, nun aus der alten Richtung biegen hieß. Doch in dem Glauben, daß nicht immer richtig navigirt wurde, sind wir ja einig; und noch die härteste Rüge solcher Fehler, deren Wiederholung Gefahren heraufbeschwören, Unwiederbringliches hinwegschwemmen könnte, zinst dem Empfänger reichlicher als feige Höflichkeit Eines, der streichelt, wo er kratzen, und über den Schläfer, den er aufpochen, aufrütteln müßte, eine wattirte Bettdecke spreitet. Nur: müsset Ihr thun, als sei die ganze Sache Euch lästig, als Ding

an sich kaum der Rede werth, halte Euch von wichtigerem Unternehmen ab und brauche Euch doch nur zu bekümmern, weil Ihr eben gutmüthige Menschen und treue Bundesgenossen seid? Müsset Ihr, mit so zäher Beharrlichkeit schon seit fünf Jahren, daß unser Selbstgefühl nachgerade wund wird, wiederholen, daß der ganze „Balkankram“ Euch nur als uns Verbündete interessire? Jetzt, schauen Sie, so ist es doch nicht. Diese Sache ist beiden Reichen gemeinsam. Wir tragen die Hauptlast. Daß wir sie gestern abwerfen konnten (und morgen noch könnten), steht nicht, hinter Wolken, im Blau, sondern im Buch der Geschichte. Auch Berlin weiß, mit welchen Wünschen König Eduard von England zu seinem letzten Besuch nach Ischl kam. Und diese Wünsche sind nicht mit seinem Leib in Windsor eingeurnt worden; mehr als einmal, mehr als zwanzigmal haben wir sie und ihr Echo gehört. Wir weigerten die Erfüllung, nahmen die Folgen auf uns; und meldeten den Entschluß nicht als verdienstlich (wie Andere vielleicht gethan hätten) fürs Saldokonto an. Die Last ist nicht leicht zu schleppen; und der Belastete dürfte wohl fordern, daß man ihn endlich, im Wortsinn Eurer Banksprache, „erkenne“. Abnehmen könnt Ihr uns das Sorgenbündel nicht. Sogar auf genügende finanzielle Aushilfe mußten wir verzichten, weil das Geld knapp ist und Euer Imperialismus und Industrialismus, mit seiner ungeheuren Kreditanspannung, beträchtliche Summen nicht fortströmen, fortsickern läßt. Nicht lassen darf: denn das Hemd ist nicht nur dem Menschen alter Ritterkomoedien näher als der Rock. Abgemacht. Aber juckt unter dem Hemd nicht manchmal die Haut? Beschlich Euch niemals der Gedanke, daß die Opfer, die wir bringen, mit für Euch gebracht werden und daß Ihr, wenn sie nicht ganz fruchtlos bleiben, aus ihnen, ohne so hohes Risiko, eben so ansehnlichen Gewinn einstreichen werdet wie wir? Untreue wäre uns bezahlt worden, wie kaum je einer schönen, begehrlichen Sinnen gleißenden Frau. Wir sind treu geblieben. Anstand und Vernunft (die viel öfter, als das Uebermenschenthum der zerfransten Beinkleider wähnt, in guter Ehe leben) mahnten einträchtig in diesen Entschluß. Loblieder verlangen, erwarten wir nicht. Möchten aber auch nicht nur mit Tadel bewirthet, von des Nachbars freundlichster Laune mit den Brosamen mitleidiger Herablassung gefüttert werden. Nicht, während wir unter der Bürde, unter dem Druck der Verantwortung, die uns die Zukunft der Monarchie aufbuckelt, ächzen, Tag vor Tag hören

und lesen, daß wir Euch in eine Sache hineingezerrt haben, die Euch gar nicht anging, und daß Ihrs, weil Ihr halt brave und nette Leute seid, Euch gefallen lasset, obwohl Ihr Ursache hättet, die Belästiger scheel anzublicken. Das, bitte schön, scheint uns nicht gerecht."

So, ungefähr, spricht mir der Seufzer. Er heischt eine Antwort, die am hellsten Tage bloß, durch Sonnenschein nackt gehen darf.

„Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, wird heute, wie 1805, in der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten und seines Haugwitz, nicht klar erkannt. ‚Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgefahr aus?' Das hört man täglich; von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland und Oesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn der Wahl nicht auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten. Also muß Jeder, der an Bismarck glaubt, die entschiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik tadeln? Nein. Erstens gilt hier Molières Wort: ‚Quand sur une personne on prétend se régler, c'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler'; und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren Seiten bismärckischen Wesens gehört die mißtrauische Antipathie nicht, die der größte Preuße gegen Oesterreich hegte, seit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850 gelesen hatte, ‚in welcher der Fürst die olmützer Ergebnisse so darstellt, als ob es von ihm abgehangen habe, Preußen zu demüthigen oder großmüthig zu pardonniren'. Zweitens ist die Zeit, von der und für die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die Furcht, Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwollende Neutralität weigern, einer uns feindsäligen Machtkoalition anschließen, unzeitgemäß, seit dieser Anschluß zur Thatsache geworden ist. Drittens hätte der Mann, der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, die Wiederholung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und viertens handelt sichs für uns da unten nicht um österreichische Interessen, sondern um deutsche. Merken wir Das wieder zu spät, dann treiben wir Oesterreich in das Lager des Feindes und erneuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort Peters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte. Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immer neuer Schwierigkeit umdrängt? Weil es dem Deutschen Reich verbün-

det und noch nicht entschlossen ist, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen. Was seit dem siegreichen Jungtürkenputsch geschah, hat bewiesen, daß unsere Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. Die Heere der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß selbst der skrupellose Herr Iswolskij nicht wagen würde, die russische Wehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb soll Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und, da Oesterreich sich dem feindlichen Concern anschließen müßte, gezwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich, unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner hindern kann, an dieses Ziel ihrer Wünsche zu kommen, muß versucht werden. Und der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht den Habsburg-Lothringern, sondern dem Deutschen Reich. Das muß als Oeffentliche Meinung proklamirt werden. Der Krieg, der von Osten kommen kann, wäre nicht, wie die Kurzsicht glaubt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen."

Diese Sätze habe ich am dreizehnten März 1909 veröffentlicht: und daran den Ausdruck des Bedauerns geknüpft, daß die Nation auf solche Möglichkeit nicht vorbereitet werde und sich drum immer noch in den Irrwahn verspinne, auf dem Balkanspiel stehe als Einsatz nur eine causa austriaca. Fritz von Holstein, ohne Amt, nicht ohne Einfluß, schrieb mir über den Aufsatz, dem ich hier ein Bruchstückchen entnahm: „Die drei Westmächte arbeiten rationell, wenn sie die Balkanfragen, insbesondere die Zukunft von Konstantionpel und Saloniki, zu regeln suchen, während Rußland noch schwach ist und innere Koliken hat. Wenn aber Rußland selbst dabei mithilft und das Tempo beschleunigt, dann arbeitet es pour le roi d'Angleterre. Die anglophile Politik Iswolskijs findet in der russischen Diplomatie auch durchaus nicht allgemeinen Anklang. Man wird bald sehen, ob Oesterreich sich hart oder weich giebt. Wenn noch irgend Etwas wirken kann, muß Ihr so ruhiger und doch so wuchtiger Artikel wirken. Wie habe ich mich darüber gefreut! Daß auch ein mündiges Volk vorbereitet werden muß: Das ist der Punkt, wo gesündigt worden ist." Après la lettre nicht weniger als zuvor. Noch im Mai dieses Jahres dünkte michs Pflicht,

die Warnung vor dem Beharren in Irrthum zu wiederholen und, wie ich es sah, das Ziel des Kesseltreibens zu zeigen, von dessen Geräuschen über Oesterreich-Ungarn die Luft dröhnt. „Aehrenthals ruhige Umsicht und Bülows leise, doch kräftig zugreifende Taktik sicherten den verbündeten Kaiserreichen einen diplomatischen Sieg. Die Triple-Entente wich und ratifizirte Oesterreichs Handel (Bosnien-Herzegowina). Pflanzte ans Grab alter aber sofort das Panier neuer Hoffnung. Iswolskij, der nach der Niederlage sich als einen ungemein klugen, zähen, odyssisch verschlagenen Diplomaten entpuppt, tröstet die südslavischen Brüder, die ihren Traum vom Großserbien zerrinnen sehen, und weist sie auf den Schleichpfad in einen Balkanbund, dem, unter anglo-russischem Patronat, mehr gelingen könne als einem einzelnen, in allerlei Sippenfeindschaft verstrickten Haemusstaat. Die Türkei ist zu ernster Wehr ohnmächtig, hats in Afrika wieder gezeigt und wird von der Rajah grimmiger gehaßt als in hamidischen Tagen. Die Einung von Nord- und Südslaven ist das wirksamste Mittel gegen deutsch-russische Eintracht. In aller Hast und Heimlichkeit wird, mit Londons und Petersburgs Hilfe, der Balkanbund geknüpft. Nicht Tscharykows, der dem Sultan den Vorsitz gewähren wollte, sondern Iswolskijs, der die Spitze des Slavenschwertes gegen die Türkei zückt. Der letzte Türkenkrieg kann auf Europas Erde beginnen. Britanien hat sich entschlossen, die Assekuranz gegen deutschen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slavischer Macht zu bezahlen; den Nord- und Südslaven Osteuropa zu gönnen. D'Israeli verhüllt im Himmel der Judenchristen das Haupt. Pitt aber spricht tröstend zu Benjamin: „British policy is british trade".

Der Zweck dieser Citate ist nicht, am Grill der Erinnerung geckige Eitelkeit Dessen, ders „gleich gesagt hat", zu rösten; nur, unzweideutig, durch Augenschein, zu erweisen, daß die von vielen Oesterreichern ungern vermißte Meinung im Nachbarreich laut ausgesprochen und von einer beträchtlichen Schaar ernster Menschen gebilligt worden ist. Die wissen, daß der Funke, der seit fünf Jahren fortschwält, nicht aus dem heißen Auge einer Südslavin fiel, nicht für dieses Auges Leuchten ein ganzes Lustrum lang nun schon getobt und gezettelt, Massentod verhängt und Erdtheilsgeschichte gemacht wird. Denen hat sich tief ins Gedächtniß gefurcht, wie oft, seit 1908, der Monarchie Oesterreich-Ungarn der Versucher nahte. Einer, der minder dürr und liebenswürdiger war als

die Satanas, Luzifer, Volland der Legende, doch, wie sie, die Reiche der Welt und deren Heiligkeit ihr vor den Blick rückten und sprachen: „Das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest.“ Alles: den halben Balkan und den Zugang ins Aegaeische Meer; eine breitere Einflußsphäre, als von der großen Katharina, als in Reichstadt, Wien, Budapest verheißen worden war. Die werden, auch wenn Ueberzeugung sie in schroffen Widerspruch oder Tadel drängt, niemals vergessen, daß der Genosse drei Viertel, neun Zehntel gar der Last trug und weiter trägt, die nur diese Genossenschaft ihm auf die Schultern bürdete. Sie haben gestöhnt und geknirscht, weil es nicht möglich war (oder: schien), gerechten Ausgleich der Gewichtsmengen zu finden; weil stete Rücksicht eben nicht vorwärts schaut und Kunktatoren und Kalkulatoren heute die Ladung der im Körper Europas wandernden Jonen und Elektronen, morgen die Enge der Geldklemme überschätzen. Denn diesen ernsten Menschen ist, als unumstößliche Wahrheit, bewußt, daß Oesterreich wieder, wie 1805 und 1909, für die Sache aller Deutschen ringt, für die dauernde Wirksamkeit eines Bundes, der, ohne die Gewißheit, daß er beiden Sozien genützt habe und ferner noch nützen werde, dem Bel zu Babel gliche, von dem Daniels lachender Mund aussagte: „Er ist inwendig nichts denn Leimen, nur auswendig ehern und hat noch nie nichts gegessen.“

Das Herz Oesterreichs denkt richtig: diese Sache ist beiden Reichen gemeinsam. Und gemeinsam (ohne Erbarmen wird es die Rächerin Zeit einst offenbaren) wäre die Schuld, wenn Abschluß und Ertrag anders würden, als sie sein konnten, sein mußten. Nicht Alle hat bei uns im Reich Erziehung oder eigenes Denken schon in die Klarheit geführt. Allzu Viele hängen noch, blind und ärgerlich zappelnd, an der Thorenpredigt, nur als Oesterreichs Freunde seien wir an dem blutrünstigen Hader interessirt. Ohne sich zu fragen, ob die Machtgestaltung, Machtvertheilung auf einem großen, fruchtbaren Erdstück, dem uns nächsten unter allen noch nicht von einer Großmacht in ihr Grundbuch eingetragenen, auf dem Weg nach Asien und in den warmen Orient Rußlands (das auch einen kalten hat), einem Volk, dessen Kopfzahl, auf schmalem Raum, in jedem Jahr um eine an die Millionengrenze kletternde Ziffer wächst, wirklich nur von Freundesgefühl in den Interessenkreis geschoben werde. Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen. So lautet der Bannerspruch aller Politik, die Oligarchie erhalten oder wieder-

herstellen will. Ist sie noch zeitgemäß? Dem Bedürfniß von Staatswesen angepaßt, zu deren Weisthümern Parlament und Presse gehören und in die von der Straße her die Flammen schlagen? Nicht ganz geringe Schwierigkeiten Oesterreich-Ungarns keimten (so scheint mir) an den Rändern des Spaltes, der zwischen demokratischen Einrichtungen und Kavaliersgewohnheit klafft. In der alten „Gesellschaft“, die sich herabgesetzt fühlte, wenn ein gnädig Zugelassener sie die gute hieß, verbot Takt jede Erwähnung des nützlich Geleisteten. „Sich brüsten: mauvais genre; und das mit uns geborene Vorrecht würde ja durch kein Verdienst erhöht.“ So hübsch sie noch im Welken uns anlächelt: solche Gesellschaftspielregel taugt nicht mehr in unsere Tage des Panmechanismus. Am Wenigsten in den von den Schallwellen der Kämpfe um Herrschgewalt und Volkszukunft umbrandeten Bezirk. Wer Oeffentliche Meinung als Brustwehr gebrauchen will, muß vorsorgen, daß ihm der Gurt, der sie festigt, nicht entgleite. Wer sich grün macht, sagte Bismarck, der Bauer Deutschlands, wird von den Ziegen gefressen. Oesterreich käme nicht aus dem Ruf seiner Höflichkeit, wenn es, leis, doch in blanken Worten, Gegner und Freunde von Zeit zu Zeit an seine Leistung erinnerte. Die Gegner: daß es, furchtlos, handeln konnte, wie, in günstiger Stunde, Rumänien gehandelt hat. Die Freunde: daß es ohne Murren für sie mitrang und ihnen, als seinen Himmel Gewitter fegten, ohne Phrasenbehang die Treue hielt.

Nah bei Berlin hörte ich von der Lippe einer Frau, die einen kleinen Logirgast auf den Bahnsteig geleitete: „Sag' aber auch zu Haus, wie gut Dus bei uns gehabt hast und daß Du in Annemariechens Bett schlafen durftest!“ Der Süden wird, auch in Kellerlüften, selten so deutlich. Hier? Jeder hat den Kopf von Geschäften voll. Die Temperatur ist anders. Aus feuchter Luft ballen sich Akustische Wolken. Wer sein Empfinden, frohes und wehes, ins spinnfadendünne Kleid eines Seufzers preßt, wird nördlich von Tetschen nicht mehr in jeder Gasse, jeder Schänke verstanden.

Rondo.

Diese Rückschau, die am dritten Augustmorgen in der wiener Neuen Freien Presse zu finden war, wurde hier anderen Lesern vors Auge gerückt, weil sie inzwischen als Vorschau erwiesen ward und Zweifler endlich erkennen lehren kann, wie lange aus den Fugen austro-deutscher Freundschaft schon der Kitt bröckelt. Vor vierzehn Tagen noch wars ein undankbares Geschäft, der Katze die

Schelle umzuhängen. Jetzt, seit dem zehnten August, lärmt ihr Gepfauch und Geläut durch alle Provinzen Europas. Soll dieser Kalendertag, in dessen Frühroth auf dem Lechfeld bei Augsburg das deutsche Heer Ottos des Großen einst die ugrische Magyarenhorde schlug, der dem Preußenkönig Fritz die feste Stadt Breslau, den Konventstyrannen die Tuilerien, der Residenz Friedrich Wilhelms des Dritten eine Hochschule gab, der den Abbruch des prager Kongresses von 1813, das Morgengrau des nikolsburger Präliminarfriedens, das erste Schwertgeblitz der geeinten deutschen Stammeswehrmächte an Frankreichs Grenze und, 1887, des koburgischen Prinzen Ferdinand schüchtern feierlichen Zug nach Sofia sah, etwa noch einmal ein Schicksalsdatum der Weltgeschichte werden? Von ihm wurde in der Neuen Freien Presse, dem mächtigsten und deshalb uns wichtigsten Blatt Oesterreichs und Ungarns, gesagt, er habe, durch die Veröffentlichung der zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Rumänenkönig gewechselten Depeschen, das Habsburgerreich „bloßgestellt, in seinem Selbstbewußtsein getroffen, an den eisernen Bestand seiner europäischen Existenz gerührt und eine unverzeihliche Sünde wider den Heiligen Geist der Politik entschleiert.“ Harte Worte. War die Warnung vor dem Schimmelpilz, der sich nicht ins Gebälk alter, als nützlich bewährter Freundschaft einwuchern dürfe, unnöthig, nur eines Irrwahns Hirngespinnst? Wir wollen nicht ungerecht werden. Weder den leisen Grafen Berchtold, der mit einem Ruhebedürfniß, mit zwei Höfen, mit einem Bündel von zehn, zwölf Volkskräften, Volksgefühlen zu rechnen hat, nach ehrfürchtigem Aufblick zu Theobaldur und Gottlieb einen Stümper schelten noch Oesterreichs Verdienst um die alldeutsche Sache schmälern. Wieder verbietet der Zweibund von Anstand und Vernunft solches Thun. Horchen wir seiner Mahnung nicht, dann sind wir selbst vielleicht morgen, vor höhnisch lachenden Augen, der Sünde bloß. Nicht immer wollte, seit dem Oktober 1912, Oesterreich in neutraler Ruhe beharren. Nicht immer wars gewiß, daß der Freund, von dem stets gar erbauliche Mahnpredigt zu sittsamer Mäßigung kam, in frohem Muth mit ihm kämpfen werde. Und nach dem berliner Hochzeitspektakel hörte es, daß der Zar aller Reussen sich geheimen Einverständnisses mit Wilhelm rühme, der ihm Abstinenz von allen wiener Balkanhändeln versprochen habe. Genug. Richtet nicht; sonst würdet auch Ihr streng gerichtet. Oesterreich ist uns treu geblieben: und Untreue

wäre ihm hoch bezahlt worden. Warum es treu blieb, brauchen wir jetzt nicht zu wägen. Tapfere Staatsmannsweisheit vom Preußenschlag der Fritz und Scharnhorst, Stein und Bismarck hätte, statt ihm Halfter und Trense anzulegen, es in den Kampf vorgestoßen, ohne den aus dem Balkan, wie aus jedem Gefild jungen Rassenzwistes, Beträchtliches nicht zu holen war. Das geschah nicht: weil bei uns, unter herrschendem guten Willen, blinde und obendrein eitle Thorheit regirt (deren Mißwirthschaft nicht so schnell wie anderswo offenbar werden kann, weil die Wucht der Volksleistung hinter jede geräumte, verschüttete Schanze in der nächsten Nacht einen neuen Schutzwall häuft). Folge: kein Gewinn, nicht der winzigste, für Germaniens Orientzukunft; auf jedem Blatt der Finalbilanz nur Verlust; auf der kleinen Haemushalbinsel wie auf der großen zwischen Ural und Pyrenäen, die Prahlermund den Erdtheil Europa nennt, das selbe Bild: slavo-romanischer Vormacht, über die der Britenleu segnend die gesalbte Tatze reckt. Ob wir mit einem Bretterkniff, ehe der Vorhang fällt, den Spielern, Gewinnern einen Applaus ablisten, ist einerlei. Der schützt uns nicht besser als ein Grobsieb vor dem Höllengelächter, das losprasseln müßte, wenn der letzte Gefährte von unserer Seite schliche. Auch daran stürben wir nicht; wären fürs Erste aber zu neuer Werbung untüchtiger. Wir haben unserem Willenskanal nicht den breiten Einfluß, der nothwendig war, in Oesterreichs Handeln zu sichern vermocht. (Wer staunt drüber? Ein Kanzler, dem Geschichte und Politik ungefähr so Erlebniß ist wie dem dekorirten Nachtwächter das Ordensfest. Ein Staatssekretär, der schluchzend von Rom in die berliner Machtsphäre fuhr und sich in Wien morgens zuerst mal ins Imperialbett legen muß, weil er „Bahnfahrten nicht verträgt." Ein Botschafter eiusdem farinae, den, in der selben Hauptstadt, Ebi Reuß nicht als Sekretär möglich fand und der nicht ein Gramm persönlichen Gewichtes zu der Depesche oder Verbalnote auf die Wagschale legen kann.) Wir sahen, wie Polonius die Thränen um Hekuba, mit dem Blick kühler Langweile zu, während die Diplomatie (und das Preßbureau) der Magyaren unseren Gefährten ins Dickicht eines Irrgartens drängte; als wäre Oesterreich nicht ein Stück von uns, nicht Deutschland dem Kameraden, wie er ihm, verpflichtet. Ihn jetzt blamiren, Europens Spott ausliefern: der Einfall würde das Recht auf die Narrenkrone. Wer Oesterreich heute wegschiebt, stößt es ins Lager unseres Feindes von morgen.

Oesterreichs ungarische Diplomatie ist an dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges mitschuldig. Sie hat in den Flackerwillen des Bulgarenkönigs geblasen, bis er wider die Ladung vors zarische Schiedsgericht aufloderte. Sie hat sich vor dem Ohr dieses Königs für die Ruhe Rumäniens (dem sie, statt des bulgarischen Dreiecks, das Serbenland des negotiner Bezirkes anbot) verbürgt; vor seinem Auge mit dem Truglicht bulgaro-serbischer Personalunion gefunkelt (als Bukarest und Belgrad schon ganz einig waren und Pasitsch den Gesandten Filality zu trauter Zwiesprache aus dem Kino ins Ministerpräsidium holen ließ); ihm für den Nothfall Wiens Hilfe in Sicht gestellt, aber, nach den Berichten der Ugron, Gelline & Co., in zuversichtlichem Glauben auf die rasche Zerstückung, Vernichtung Serbiens und Griechenlands geschworen. Der Bukarester Friede, der solche Träume begrub, gefiel ihr nicht und sie bäumte sich in den Entschluß zu einer dem Kunden Ferdinand günstigen Revision. (Sie, nicht Oesterreich; in der Neuen Freien Presse wurde am Tag des Friedensschlusses gesagt, nur Aberwitz könne die Umstülpung des Vertrages planen.) Dieser Friede ist ein gutes, aus ernstem Streben nach lauterer Gerechtigkeit erwachsenes Werk. Er giebt den Siegern, was ihnen gebührt; und giebt dem schmählich besiegten Bulgarien über Gebühr. Daß sie ihm in Makedonien und Thrakien mehr Land und viel mehr Griechenvolk ließen, als ihm nach zuverlässiger Nationalstatistik zukam, mögen die Serben, Rumänen, Hellenen schon bitter bereut haben, als sie Ferdinands komoediantischen Aufruf an sein Hunnenheer lasen, dieses unwahrhaftigste, unwürdigste Dokument neuer Geschichte, das einem Freundschaftvertrag ein verlogenes Gekreisch über Treubruch folgen und das kläglichste Gewinsel um Friedensgewährung in die frechste Fanfare zu wildem Bandenkrieg ausklingen läßt. Daß der Wunsch, zum Vortheil des Honvedoffiziers, der als Oströmerkaiser und als Makedone einstweilen nur auf ihm theuren Photographien lebt, den Vertrag zu zerfetzen, unklug und unerfüllbar sei, mußte dem Grafen Berchtold, ehe er sich regte, von Tschirschkys blasser Lippe gekündet werden. Daß der Minister, daß Franz Joseph, Franz Ferdinand aus der Zeitung erfuhr, der Deutsche Kaiser habe den Friedensvertrag als endgiltig anerkannt, brachte ihnen den coup de théâtre berlinois, vor dem sie oft gewarnt worden waren. Dem Deutschen Reich aber nicht den Ruhm dankbarer Treue und nüchterner Rechnerarbeit fürs Staatsgeschäft.

Radioaktive Umwandlungen.

Der Schleier, der über dem Radium und den anderen strahlenden Körpern lag, lüftet sich immer mehr. Exakte Messungen bestätigen in vollem Umfang die Theorien, die früher fast zu kühn und neuartig erschienen. Die Umwandlung chemischer Grundstoffe unter Entwickelung latenter Energie von einer Größenordnung, die alle bisher bekannten Energiequellen übertrifft, zwingt uns, ganz neue Fundamentalbegriffe in der Chemie und Physik anzunehmen. Dem Auge des Forschers erschließt sich die Welt der Moleküle und Atome, jener kleinsten Bausteine, aus denen die Materie bestehend gedacht wird. Und dabei treten immer neue wunderbare Erscheinungen auf. Wie die belebte Welt in fortlaufender Entwickelung begriffen ist, so scheint auch die unbelebte Materie einem allgemein giltigen Abbauprinzip zu gehorchen. Die Gesetze, die für die radioaktiven Stoffe gelten, sind wahrscheinlich von viel umfassenderer Bedeutung; wir müssen annehmen, daß alle Stoffe einer Selbstzersetzung unterliegen. Freilich scheint der Vorgang so langsam zu sein, daß die feinsten Mittel für den direkten Nachweis versagen. Hier helfen dann nur Analogieschlüsse von den wahrnehmbaren Prozessen auf die hypothetischen. Um das Verständniß zu erleichtern, müssen wir näher auf die Umwandlung der radioaktiven Elemente eingehen, selbst auf die Gefahr, einige bekannte Dinge zu wiederholen.

Ramsay hat als Erster mit Sicherheit festgestellt, daß die vom Radium ausgehende Emanation beim Zerfall Helium bildet. Da kein Grund vorliegt, der Emanation den Charakter eines Elementes abzusprechen, so ist damit die Umwandlung eines Grundstoffes in einen anderen zur Evidenz erwiesen. Bald stellte sich heraus, daß hier ein Spezialfall einer viel allgemeineren Erscheinung vorliegt. Das Radium selbst ist das Umwandlungprodukt des Joniums, das wiederum ein Abkömmling des Urans ist (wobei von den Zwischenstufen abgesehen sein möge). Mehr als zwölf Glieder der Uranreihe sind jetzt bekannt. Wahrscheinlich, fast sicher ist, daß das Endprodukt der Reihe aus Blei besteht. Nun giebt es neben der Uranreihe noch eine andere, davon unabhängige aktive Reihe, die des Thoriums, und eine dritte, die mit der ersten in Verbindung zu stehen scheint, die Aktiniumreihe. Auch die Thoriumreihe hat als Ausläufer das Blei. Nur muß dieses Blei ein Wenig anders sein als das erste; es hat ein anderes Atomgewicht. Diese Größe ist eine für ein Element fundamentale Konstante, die maßgebend ist für die jeweils in Verbindungen eingehende Menge.

Giebt es zwei verschiedene Bleiarten, die, je nach ihrer Abstammung, verschieden sind, so bedeutet Das für den Chemiker eine weitere Umwandlung des klassischen Elementenbegriffes. Und der Schluß liegt dann nah, daß überhaupt alle bekannten Elemente mehr oder weniger vieldeutig und unbestimmt seien. Man muß sehr genaue Atomgewichtsbestimmungen erreicht haben, um die Frage beantworten zu können.

Diese Probleme tauchen vor Allem auf bei dem an sich nah liegenden Versuch, die neu entdeckten radioaktiven Stoffe, deren Zahl die Dreißig bereits überschreitet, in Mendelejews „periodisches System" einzureihen. Alle bekannten Elemente lassen sich nach steigendem Atomgewicht ordnen, so daß eine Tabelle entsteht, die aus neun Horizontal- und neun Vertikalreihen gebildet ist. Aus dieser Gruppirung läßt sich dann eine ganze Reihe von wichtigen Schlüssen ableiten. Die verwandten Elemente stehen in der gleichen Vertikalreihe. Die Lücken gestatteten die Voraussage von Elementen, die dann später wirklich gefunden wurden. Zweifel über das richtige Atomgewicht sind auf Grund der neuen Eintheilung erfolgreich zu beseitigen.

Der Versuch, die neuen Elemente in das Periodische System einzureihen, liegt nah und ist von verschiedenen Autoren unternommen worden. Besonders einleuchtend sind die Schlüsse, die Fajans zog. Zum Verständniß einige Worte über das Wesen der Radioaktivität. Die Definition eines radioaktiven Stoffes beruht auf der von ihm ausgehenden Strahlung. Wie schon der Entdecker der Radioaktivität, Henri Becquerel, erkannte, ist diese Strahlung zusammengesetzt aus drei Strahlengruppen, den Alpha-, Beta- und Gammastrahlen. Die Alphastrahlen sind positiv elektrisch geladene Heliumatome, die mit großer Geschwindigkeit ausgeschleudert werden; die Beta sind freie negative Elektrizitätstheilchen, die als Kathodenstrahlen seit den klassischen Arbeiten Hittorfs bekannt sind. Die Gamma sind noch nicht mit gleicher Gewißheit unter bekannte Vorgänge zu rubriziren. Mit der Alpha-Emission ist ein Abbau des Atoms verbunden; das Atomgewicht vermindert sich jeweils um den Betrag Vier. So hat das Radium das Atomgewicht 226,5, die Emanation des Radiums 222,5. Da es gelungen ist, die Alpha-Theilchen mikroskopisch zu zählen, und da auch ihr Gewicht bekannt ist, so läßt sich die Gewichtsabnahme des Radiums berechnen: und daraus die Zeit, in der ein bestimmter Bruchtheil der Substanz verbraucht ist. Die Strahlung kann nicht unendlich lange dauern. Das würde gegen das Energieprinzip verstoßen. Diese Fundamentalregel der Physik ist auch hier

erfüllt. Auch ist es jetzt, wo größere Mengen des werthvollen Radiums zu Untersuchungzwecken zur Verfügung stehen, gelungen, die entwickelte Heliummenge direkt zu messen. Das hat den weiteren Vortheil, daß aus der bekannten Anzahl von Alpha-Theilchen, die eine bestimmte Radiummenge entsendet, und aus der entstehenden Gasmenge sich mit großer Genauigkeit die Avogadro-Zahl berechnen läßt, die angiebt, wie viele Moleküle in einem Kubikcentimeter Gas vorhanden sind. Es sind mehrere Trillionen, eine Menge, die sich der menschlichen Vorstellung vollständig entzieht. Hätte man nicht auf anderen, ganz verschiedenen Wegen immer die selbe Zahl gefunden, so könnte man wohl an dem Ergebniß zweifeln; so aber wird durch die Bestimmung die Theorie von Rutherford bestätigt, nach der die Radioaktivität auf der Desintegration der Materie beruht. Die Lebensalter der verschiedenen Stoffe sind sehr verschieden; einige, zum Beispiel: das Uran, leben sehr lange; fünf Milliarden Jahre verstreichen, bis die Hälfte verschwunden ist, einige leben nur wenige Sekunden, sogar Bruchtheile von Sekunden. Da versagt natürlich der gewöhnliche Nachweis, und wäre mit dem Zerfall keine Strahlung verbunden, so wären diese Stoffe uns nie bekannt geworden.

Man hat nun schon seit längerer Zeit vermuthet, daß das Periodische System auf der Umwandlung der Elemente beruhe. Alle, auch die gewöhnlichen Stoffe sind wahrscheinlich dem Abbau unterworfen; nur verläuft der Prozeß in den meisten Fällen so langsam, daß er nie nachzuweisen sein wird, wenn nicht eine Beschleunigung gelingt. Bisher ist es unmöglich, einen radioaktiven Zerfallsprozeß zu beeinflussen. Unsere stärksten Mittel, hohe Temperaturen, Druck und andere Agentien, scheinen abzuprallen. So ist der Traum der Alchemisten, die Umwandlung der Elemente nach Willkür des Menschen, in unserer Wirklichkeit auch heute noch ein ungelöstes Problem.

Betrachtet man die radioaktiven Umwandlungen, so ergiebt sich die Regel, daß bei solchen, wo Alpha-Theilchen ausgesandt werden, ein Körper entsteht, der im Periodischen System zwei Gruppen weiter nach links liegt; aus der vierten kommt man in die zweite, aus der sechsten in die vierte. Bei der Beta-Emission aber erfolgt ein Sprung in eine benachbarte Gruppe; und eine Gewichtsabnahme ist damit nicht verknüpft, da das Beta-Theilchen nur etwa ein Zweitausendstel von dem Gewicht des leichtesten Atoms, des Wasserstoffes, wiegt. Ordnet man nun die bisher bekannten (etwa dreißig) neuen radioaktiven Stoffe in das System ein, so gerathen mehrere an den selben Platz. Das ist insofern nicht

verwunderlich, als ja gar nicht so viele Plätze verfügbar sind, wie Stoffe vorliegen. Vergleicht man nun das chemische Verhalten solcher an den selben Platz gelangenden Stoffe, dann zeigt es sich als so ähnlich, daß eine Trennung auf chemischem Wege unmöglich ist. Solche Gruppen, denen Fajans den Namen „Plejaden“ zulegt, täuschen, wenn man von ihren radioaktiven Eigenschaften absieht, ein einziges Element vor. Die Atomgewichtsbestimmung ergiebt das Gewicht des Stoffes, von dem am Meisten vorhanden ist, oder, was das Selbe sagt, des langlebigsten. Nun liegt der erwähnte Schluß nah, daß überhaupt alle Grundstoffe solche Komplexe sind. Dafür sprechen noch andere gewichtige Gründe. Aus Mendelejews System fiel bisher das Jod heraus. Seinen Eigenschaften nach mußte es in einer Gruppe stehen, wo es gegen die Regel vom steigenden Gewicht verstieß. Es steht hinter dem Thallium, obwohl sein Atomgewicht kleiner ist. Auch einige Unklarheiten, die bei der Gruppirung der seltenen Erden, jener aus der Glühstrumpfindustrie bekannten Stoffe, vorlagen, erklären sich leicht aus der neuen Hypothese, daß mehrere am selben Platz stehen. Man muß auch für sie Muttersubstanzen annehmen, wie sie für die radioaktiven Körper im Uran und Thorium nachgewiesen sind. Vielleicht könnten das Tantal und Niob hier in Frage kommen. Alle diese Betrachtungen zeigen, wie befruchtend die Lehre vom Radium in der Chemie und Physik gewirkt hat.

Welchen Nutzen können wir sonst noch aus der Entdeckung der Becquerel und Curie ziehen?

Die vom Radium ausgehenden Strahlen machen die Luft in der Nähe leitend. Ein geladenes Elektroskop ist das empfindlichste Reagens auf alle strahlenden Substanzen. Der beschleunigte Abfall der geladenen Blättchen läßt die Anwesenheit von einem Billiontel Gramm erkennen. Die Luft ist ionisirt. Sind von den Trillionen Molekülen, die im Kubikcentimeter Luft enthalten sind, zwanzig bis dreißig ionisirt, so läßt sich Das elektroskopisch nachweisen. Jonen kann man auch daran erkennen, daß übersättigter Wasserdampf in staubfreier Luft, wo die Tröpfchen keinen Anhaltepunkt zum Kondensiren finden, an ihnen sich niederschlagen. Hat sich um ein Jon ein Tröpfchen gelagert, so kann man es mit dem Mikroskop verfolgen und aus seiner Bewegung im elektrischen Felde die Größe der kleinsten, nicht weiter untertheilbaren Elektrizitätmenge bestimmen. Man denkt sich die Elektrizität auch aus einzelnen Atomen bestehend. Sie heißen Elektronen. Das kleinste Theilchen heißt Elementarquantum. Die Bestimmung dieser ungemein wichtigen Größe erfolgte früher auf dem zuvor angedeuteten Weg.

Eine Wolke wurde an den Jonen kondensirt, die durch Röntgenstrahlen erzeugt waren. Jetzt benutzt man zur Jonisirung meist radioaktive Substanzen, weil es heute möglich ist, eine fast genau punktförmige Strahlenquelle zu bekommen. Wilson hat die Bildung der Jonen unter dem Einfluß der verschiedenen Strahlen in reizvoller Weise sichtbar gemacht, wieder mit Hilfe der Nebeltröpfchen, die im Moment ihrer Bildung mit dem ungemein kurz dauernden elektrischen Funken photographirt wurden. Wie Schußkanäle verzweigen sich die Bahnen. In der That ist ja auch ein Radiumkorn ein Maschinengewehr im Kleinen, aus dem mit riesiger Geschwindigkeit Milliarden Partikelchen in der Sekunde herausgeschleudert werden.

Sehr wichtig ist die Radioaktivität für die Theorien der Erdelektrizität. Das normale Feld der Erde, das Ladungen nicht nur bei Gewitter, sondern ständig verräth, ist nur zu erklären, wenn die Luft eine gewisse Leitfähigkeit hat. Diese erhält sie zum Theil durch die radioaktive Strahlung. Man kann diese Strahlung überall nachweisen; auf dem Festland, auf dem Meer, auf hohen Bergen, sogar im Freiballon in zweitausend Meter Höhe. Größere Mengen von Emanation bringen die aus dem Erdinnern dringenden Quellen mit sich. Man vermuthet in der Radioaktivität den heilkräftigen Faktor, den Brunnengeist, der so lange geheimnißvoll sich der Kenntniß des Menschen entzogen hat. Wie leicht lassen sich unter diesem neuen Gesichtswinkel die Eigenthümlichkeiten der Heilquellen deuten! Sie wirken nur am Orte selbst, eben weil die Aktivität verklingt. Chemisch ganz indifferente Wasser zeigen intensive Wirkungen, weil sie Emanation gebunden haben. Daß sich aus dieser Erkenntniß eine ganz neue Industrie, die der künstlichen Heilwasser, entwickelt hat, sei hier nur erwähnt.

Der Mediziner hat sich des Radiums mit Eifer bemächtigt. Wie die Röntgenstrahlen (nur bequemer anzuwenden und zu dosiren), zerstört das Bombardement der kleinen Theilchen bösartige Wucherungen. Die durchdringenden Strahlen können sogar in den Tiefen des Körpers, wohin sonst nur das Messer des Chirurgen dringt, wohlthätig wirken. Die Einathmung der Emanation lindert die Schmerzen der Gicht; das Blut hat eine erhebliche Affinität für die Emanation.

Die Dosirung und Messung ist jetzt in ein Stadium getreten, das eine exakte Zurückführung auf Normalen erlaubt. Die Einheit der Radioaktivität ist bis auf die Dezimalen genau fixirt. Ein Gramm Radium, im Werth von etwa einer halben Million Mark, liefert einen genau bekannten Strom und erzeugt ein be-

kanntes Wärmequantum. Die Emanation, die damit im Gleichgewicht ist (sie bildet sich ständig und zerfällt wieder), nennt man „ein Curie“ zu Ehren des Ehepaares, dem die Darstellung des Radiums und des Poloniums neben anderen bedeutenden Entdeckungen zu danken ist.

Die vom Radium ausgehenden Strahlen setzen sich, falls sie absorbirt werden, in Wärme um. Da die Wärme, die von einem Gramm pro Stunde entwickelt wird, genau bekannt ist, so kann man auch aus der Wärme die Stärke eines Radiumpräparates messen. Und da in der ganzen Erde sehr große Mengen Radium vorhanden sein müssen, ist der Schluß nicht zu kühn, daß zum Theil die Erdwärme vom Radium stammt (woraus sich für das Alter der Erde ganz neue Möglichkeiten ergeben).

An einige chemische Wirkungen der Radiumstrahlen sei hier noch kurz erinnert. Diamanten und andere Edelsteine färben sich, wenn sie den Radiumstrahlen längere Zeit ausgesetzt werden. Gefäße, in denen Radium aufbewahrt wird, färben sich bald braun oder blau. Sauerstoff wird durch Radium zu Ozon oxydirt. So kann man starke Radiumpräparate am Geruch erkennen. Echte Diamanten leuchten auf, wenn sie von den Strahlen getroffen werden. Zinksulfid leuchtet, vermischt mit einer minimalen Spur Radium, so hell, daß man auf damit bestrichenen Uhren das Zifferblatt im Dunkeln erkennen kann.

Wie die Strahlung auf bösartige Wucherungen zerstörend einwirkt, übt sie auch auf das gesunde Gewebe einen Einfluß aus. Schmerzhafte Röthung, bei längerer Einwirkung schwer heilende Wunden sind die Folge der Bestrahlung. Ein kleines Metallkapselchen freilich verschluckt die Wirkung fast ganz, so daß es ungefährlich ist, Radium bei sich zu tragen.

Das Radium hat uns also sehr viel Neues gelehrt und hat sich auch in der Praxis schon wohlthätig bewährt. Kein Wunder, daß Arzt und Naturforscher sich in dem Ruf nach mehr und nach billigerem Radium vereinigen. Kann man erst in größerem Stil damit arbeiten, so mag noch manches Große gelingen. Werden die Hoffnungen von heute bestätigt, dann tritt die Chemie in ein neues Stadium. Dann hat wirklich das Radium sich als Das erwiesen, was es nach dem Wort eines geistreichen Mannes sein sollte: als den Revolutionär in Chemie und Physik.

Karlsruhe. Professor Dr. Hermann Sieveking.

Selbstanzeigen.

Cézanne und Hodler. Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart. Delphinverlag in München.

Große Umwälzungen vollziehen sich auf dem Gebiete der modernen Kunst und Kultur und zwingen Jeden zu ernsterem Nachdenken über diesen neuen Willen seiner Zeit. Die Entwickelung der Kunst hat nach dem Impressionismus einen ganz anderen Verlauf genommen, als man erwartet hatte; unser „naturwissenschaftlich" gerühmtes Zeitalter scheint ins feindliche Lager der Mystik übergehen zu wollen. Die Kunstausstellungen bringen da und dort das Räthselhafteste und Absonderlichste vor das verwunderte Auge; und die bange Frage nach dem Werth des Vergangenen, dem Willen der Gegenwart und dem Schicksal der Zukunft drängt sich auf Aller Lippen. Mein Buch hat sich zur Aufgabe gemacht, auf diese Fragen einige Antworten zu geben. Die Schwierigkeiten waren groß; deshalb mag man auch den Fehler verzeihen, daß der Leser erst über den Dornenweg prinzipieller Auseinandersetzungen allmählich an den eigentlichen Stoff der Betrachtung herangeführt wird. Ohne diese prinzipielle Verständigung wäre eine ernste und wirksame Behandlung dieses schwierigen Themas nicht möglich gewesen. Das Buch will auch weniger zum Genuß als zur Arbeit anregen und daher nicht eine Monographie im historischen Sinn sein, sondern auf pädagogischer Grundlage in das Schaffen der Gegenwart einführen, das sich um Cézanne und Hodler, der beiden Polpunkte des künstlerischen Lebens, im Wesentlichen gruppirt. Die Tragoedie des menschlichen Daseins spielt sich aufs Neue vor unserem Auge ab und wir erkennen, daß der zeugende Geist der Menschheit an seiner eigenen Zeugung zu Grunde geht wie die Raupe, aus der ein Falter aufflattert. Was vor hundert Jahren in Kunst und Weltanschauung der nachkantischen Romantik geschah, wiederholt sich hier stärker im Erlebniß, konsequenter und rücksichtloser im Ausdruck des „Ich"; die Persönlichkeit, im großen Weltgebäude verloren, zieht sich verlassen in ihre Seele zurück, um in ihr aufs Neue den Kosmos zu finden. Die Summe objektiver Wahrheiten, die uns die Kultur als den eisernen, durch die Geschichte geheiligten Bestand unseres Denkens übermittelt, wird als Knebelung der Persönlichkeit empfunden. Man trauert dem Organ unserer Kindheit nach, das uns mit den Dingen, mit der Natur eins werden ließ, sehnt sich, geblendet von dem grellen Schein des Tages, in die nebligen Sphären kindlicher Traumwelt, in denen die Dinge leben und Sprache gewinnen, um von ihrem Wunderreich und von unserer Einsamkeit zu erzählen. Niemand hat Das feiner geschildert als Herder, der „durch den dichten Wust der Voreingenommenheit nach der unverstellten Jugend der menschlichen Seele" seufzte; und auch Goethe hielt es für das Schicksal der Civilisation, daß sie fortschreitend die wahre Bildung unmöglich mache, die aus uns selbst und zu uns selbst führt. Der historische, registrirende Geist, der Alles wissen und

kennen will, sieht sich heute der Form- und Grenzenlosigkeit seiner Forschungmaterie gegenüber und sucht nach einem Ausgleich der Vielheit des Gegebenen und der Einheit seines persönlichen Bewußtseins. Man sucht nicht mehr den unendlichen Wechsel der Erscheinungen wie der Impressionismus, sondern das Gesetz im Sein und Thun. So vollzieht sich nun in der Kunst, auf sinnlichem Gebiet, etwas Aehnliches wie auf dem Gebiet des Denkens durch Kants Philosophie: man objektivirt die Gesetze unseres gestaltenden Bewußtseins. Die Kunst schildert zum Theil nicht mehr das sinnliche Denken über einen Gegenstand, sondern ihren Inhalt bilden die Formalien des Gestaltens selbst. In der „inhaltlosen" Kunst erscheint als höchster Inhalt: die Form als gestaltendes Prinzip, die Form als schaffende Wundermacht. Auf diese Weise kommt die moderne Kunst in Sphären, die denen der mittelalterlichen Anschauungweise verwandt sind. Die Vergangenheit beginnt, uns neue Seiten ihres Wesens zu entschleiern. Unser kritischer Standpunkt verändert sich besonders der Renaissance gegenüber. In ihrer besonderen Wesenheit zeigt uns die moderne Kunst zugleich die charakteristischen Seiten des modernen Denkens überhaupt, auf dem Gebiete der Literatur und Musik eben so wie in der Philosophie und der Wissenschaft. Ueberall die große Sehnsucht des Kulturmenschen, das irrationale Wunder der Urnatur zu begreifen. Gewiß giebt es keine Rückkehr in Urnatur, deren Produkt schließlich auch unsere Kultur ist und die auch ihre grausamen, fürchterlichen Züge hat. Was uns vorwärts treibt, ewig hassend, ewig liebend, ist der ἔρως in uns, der uns in der Kunst wie in einem Spiegelbild immer wieder die Natur unseres Wesens zeigt und in uns aufs Neue die unbändige Sehnsucht nach des Lebens Urbild und Einheit weckt. So ist unsere Kultur die Quelle des Bösen und Guten zugleich, unser Drama der unversöhnliche Haß von Begriff und Leben. Wo dieser Haß heiß aufglüht, da suchen wir in der Kunst die Versöhnung. Denn sie ist „Gestalt" wie der Begriff und hat doch die Fülle reinsten Lebens. Je weiter wir uns von dem sogenannten Urzustand der Natur entfernen. um so mehr lernen wir ihn lieben, und was dem Wilden als ein nichtiger Besitz von Gotteshand gegeben scheint, wird für uns ein hohes Ideal. Indem wir aber nützen, was wir nicht besitzen, lernen wir diesen Besitz in seiner ganzen Größe erkennen, wir Fremden im Lande der Kindheit. Die neue Kunst will keinen Gegensatz von Diesseits und Jenseits, keinen von Mensch und „Natur" oder von Mensch und „Thier", keinen der Geschlechter kennen. In der Aufhebung der Grenzen des Einzelnen liegt das urtragische Phänomen alles Lebens, in dem Schmerz und Liebe sich einen. Die moderne Kunst ist in gewissem Sinn geschlechtslos. Der Versuch, die Geschlechtsgegensätze aufzuheben, ist ein bedeutsames Zeichen der mystischen Sehnsucht nach der Erkenntniß der Welteinheit. In der spätgriechischen Welt äußerte sie sich in dem Hermaphroditenkult und in Michelangelos hermaphroditischem Gestaltenideal kehren ähnliche Ideen wieder. Die Grenzen der Geschlechter verwischen sich, um jen-

seits von aller Geschlechtlichkeit einem Menschheitideal Platz zu machen, welches das Absolute der menschlichen Natur und in ihm die Ewigkeit umfaßt. In dem „Eroico furore“ sieht Michelangelo die Macht des Gesetzes in uns, das zu Erkenntniß und Erlebniß der Einheit und Ursprünglichkeit der Natur treibt. Er ist ihm aber nicht das Wesen des Lebens, sondern das Mittel zum Erlebniß, das Mittel, in dem sich die Weltendisharmonie, die Grenzen der Geschlechter, von Diesseits und Jenseits, von Sinnlichkeit und Geist von selbst aufheben. Als Sohn der Renaissance ist Michelangelo unter dieser Erkenntniß zusammengebrochen. Die moderne Zeit macht ähnliche Erschütterungen durch, indem sie über den Ideengang der Renaissance hinaus, hinauf zur mittelalterlichen Weltanschauung sich durchzuringen versucht. Aber sie verbannt den Sinnesgenuß aus der Kunst nicht der religiösen oder der ethischen Ideale, sondern der allumfassenden Erkenntniß wegen. Sie, die von der Naturwissenschaft auf diesen Weg gewiesen wurde, sucht ja weder den Typus der Gattung noch den der Gottheit, sondern das Absolute, die Alles einigende Urwesenheit in den Dingen, der das Thier nicht ferner steht als der Mensch, der Beide wie einem unsichtbaren Lebenspol zustreben. Phosphoreszirende Farben, leuchtende Wunder, das Auge der Ewigkeit, nicht das Auge der Gestalt (Nolde, Jawlensky, Marc). Im Blick des Thieres, im Denken des Kindes, im Thun des Wilden sieht die moderne Zeit ein Stück der wunderbaren, verlorenen Urwesenheit, der Thier, Kind, Wilder näher sind als edle Menschlichkeit. Aber der uralte Gegensatz bleibt auch für die Moderne bestehen: die Einen suchen das Wunder der Ewigkeit rein in der Gestaltung, wie Cézanne, Hodler und Picasso, die meisten Nachfolger aber in der Gestalt. Die Kunst beginnt, durch eine sinnliche Symbolik zu illustriren. Mag sein, daß hier die Grenzen der Kunst überschritten werden; wer will heute richtend sagen, wo diese Grenzen sind? Und schließlich ist Sterben Schicksal. Aber das memento mori war immer zugleich ein memento vivere. Und wärs nicht so, dann dürften wir uns noch mit Schlegels prophetischem Wort trösten: „Wirst leben wie Wenige, wirst an der Ewigkeit sterben.“

Fritz Burger.

Felix Schweighofer: Mein Wanderleben. Heinrich Minden in Dresden. 2 Mark.

Am zwanzigsten November 1912 wäre Felix Schweighofer siebenzig Jahre alt geworden. Er hat den Tag, an dem seine Erinnerungen veröffentlicht werden sollten, nicht erlebt. Das „Wanderleben“ giebt eine kurze und ungekünstelte Schilderung der vierzigjährigen Bühnenlaufbahn Schweighofers. In bunten Bildern zieht ein merkwürdiges Leben an uns vorüber. In einem kurzen Vorwort habe ich versucht, den prächtigen Menschen Felix Schweighofer zu skizziren.

Blasewitz. Heinrich Minden.

Omnibus.

Der berliner Börse wurde zugleich mit dem bukarester Friedensinstrument noch eine freundliche Gabe des Schicksals gespendet. Den Genuß des neuen Haussemotivs versüßte dankbare Erinnerung an den verblichenen Freudenbringer Karl Neuburger. Dessen Allgemeine Berliner Omnibusgesellschaft hat sich aus den Banden der dividendenlosen, der schrecklichen Zeit gelöst. Nur noch eitel Wonne herrscht im Umkreis der ABOAG; und Jeder berechnet, wie hoch der Nutzen aus der Annäherung der Großen Berliner Straßenbahn und der Hochbahngesellschaft an die Omnibus noch werden kann. Die Trinität der drei großen berliner Verkehrsgesellschaften ist die letzte Neuheit der Sommersaison. Daß Groß-Berlin keinen Raum für drei Konkurrenten dieser Art biete, hat man nie für möglich gehalten. Man klagte nur, daß die Transportleistung noch immer nicht auf der Höhe des Bedürfnisses sei, und dachte selten an die Kosten solcher Kraftentfaltung. Die drei Gesellschaften setzten ein Betriebskapital von rund 300 Millionen in Bewegung; und dieses Kapital will verzinst sein. Die Große Berliner ist seit vielen Jahren über 8¾ Prozent nicht mehr hinausgekommen und hat zuletzt etwas weniger gegeben. Die Hochbahn schwang sich erst für 1912 zu einer Dividende von 6 Prozent auf. Nur die Omnibusgesellschaft zog Nutzen aus dem Kontrast der drei genullten Jahre und lieferte eine dreijährige Progression von 6 bis 8 Prozent. Die Große Berliner hatte im Juli zum ersten Mal einen Rückgang in der Einnahme zu verzeichnen. Die Schuld wurde aufs schlechte Wetter geschoben, das den Wandertrieb gehemmt habe. Aber die Rivialität der anderen Verkehrsgesellschaften wird doch unangenehm empfunden; und man ist seit dem Tag des Friedens mit der Stadt Berlin nicht wieder recht froh geworden. Damals, fast auf den Tag ists zwei Jahre her, erklärte die Große Berliner, daß sie nicht das Recht habe, der Herstellung oder dem Betrieb von Konkurrenzunternehmungen irgendwelcher Art (Hoch-, Untergrund-, Schwebe- oder Flachbahnen) im Bereich Groß-Berlins zu widersprechen. Auch unter die Vergangenheit mit ihren Schadensersatzansprüchen wurde ein Strich gemacht. Die Stadt Berlin sicherte dafür die Straßenbahngesellschaft nur innerhalb des Stadtringes gegen neue Konkurrenzlinien. Das war nicht viel; denn die Ringe, die sich um den ersten Kreis angesetzt haben, boten ein weites Feld für neue Linien über, auf und unter der Erde. So hatte die Große Berliner die wichtigste Etape ihrer bewegten Geschichte am Tag des Friedens hinter sich. Sie interessirte das Publikum nicht mehr durch kriegerische Haltung und verlor auch für den Börsenmann ihre Reize. Die Aktie, die noch 1911 einen Höchstkurs von 202 (bei nur 8½ Prozent Dividende) erreicht hatte, senkte sich langsam auf 163. Wer nach der Ursache dieses Verblassens der einst so gesunden Kursfarbe fragte, bekam selten anderen Bescheid als ein Achselzucken. In die Fäden der Politik war das

Straßenbahnnetz nicht verstrickt; brauchte also unter der allgemeinen Schwäche nicht zu leiden. Aber die Börse hatte jüngere Reize entdeckt.

Nun ist der alte Kampfesmuth wieder erwacht. Als Karl Neuburger noch Berather des Fürsten Max Egon Fürstenberg war, hatte er ihn auch an dem Aktienkapital der Allgemeinen Berliner Omnibusgesellschaft betheiligt. Dieser Besitz, rund 4 Millionen, wurde von der Handelsvereinigung, der Bank der Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe, übernommen. Die Unternehmungen des Fürstenconcerns sind oder werden nun von der Deutschen Bank sanirt. Und bei dieser Gelegenheit sind die erwähnten 4 Millionen Mark Omnibusaktien (direkt oder indirekt) für die Hochbahngesellschaft, der die Deutsche Bank ja nah steht, erworben worden. Die Fürstengruppe, die eine Großaktionärin der ABOAG, hat sich ihres Besitzes entledigt, um bares Geld zu bekommen. Die zweite Großaktionärin, die Firma S. Bleichröder, die einen eben so großen Antheil hatte, verkaufte ihn an die Große Berliner Straßenbahn. Drüben also Hochbahn und Deutsche Bank, hüben Straßenbahn, Dresdener Bank und Bleichröder. Als Neuburger von Bleichröder unsanft entthront worden war, folgten drei dividendenlosen Jahre und der Kurs war schlecht. Heute verkauft Bleichröder seine 4 Millionen zu 180 Prozent. Für eine Aktie, auf die zuletzt 8 Prozent ausgeschüttet wurden, ist der Preis recht üppig. Man kann also nur annehmen, daß die Große Berliner gute Gründe hat, für ein Papier, dessen Dividende niedriger war als die der eigenen Aktie, einen um 17 Prozent höheren Kurs zu bewilligen. Im Allmeinen sind solche Geschäfte nicht so theuer. Wohl Dem, der zu rechter Zeit einen Riecher für die Konjunktur hatte und die Omnibusaktie wohlfeil einhandelte! Die Große Berliner will sich eine 4½ prozentige Anleihe von 25 Millionen bewilligen lassen und 15 Millionen davon flüssig machen, um die Mittel zum Ankauf der Aktien zu gewinnen. Von der vierprozentigen Anleihe 1911 (45 Millionen) sind noch 13 unbegeben, die auf Erlösung warten müssen, bis sich das Schicksal der festverzinslichen Papiere wieder geändert hat. Sind alle Anleihen untergebracht, so hat die Gesellschaft eine Gesammtschuld von 70 Millionen zu verzinsen, bei 100,06 Millionen Aktienkapital. Werden die Aktionäre schließlich Freude an dieser Ausbreitung der finanziellen Basis erleben? Das hängt wohl von der endgiltigen Beantwortung der Omnibusfrage ab. Noch ist der dritte Theil des Aktienkapitals der ABOAG parteilos. Keine der beiden Gruppen hat schon die Majorität. Die Omnibusaktie kann also ein begehrtes Objekt werden. Die Große Berliner will 15 Millionen aufnehmen, braucht aber für den Erwerb der Omnibusaktien zunächst nur 7,20. Der Rest des Geldes wird also Kampffonds oder Kriegsschatz sein; und der tertius gaudens ist der Aktionär, der noch nicht verkauft hat. Billig einzuramschen, wie einst im Mai, sind die Omnibusaktien heute nicht mehr.

Am Ende war es nur ein Zufall, daß gerade die Omnibusgesellschaft zum Ausgleichsobjekt wurde. Den Anstoß gab der Verkauf der

Aktien aus dem Fürstenbesitz. Der hohe Preis, den die Straßenbahn gezahlt hat, widerlegt die Vermuthung, es könne sich um den Plan einer Zerstörung Karthagos handeln. Wer über die Omnibus gebietet, kann sich einen Zutreiber für die eigenen Wagen anstellen. Die Hochbahn, hieß es, wolle Motorwagen einführen, die als Zubringer dienen sollen. Das wird bequemer, wenn Beziehungen zur Omnibusgesellschaft hergestellt sind. Die Hochbahngesellschaft schwimmt nicht gerade im Geld; und die Einrichtung neuer Autobuslinien ist theuer, selbst wenn man die Fehler meidet, die einst von der Großen Berliner und von der ABOAG gemacht wurden. Die Straßenbahn aber muß immer mehr die Rivialität der Untergrundbahnen und den Erfolg der Omnibus in ihre Rechnung stellen. Auch an die städtischen Straßenbahnen ist zu denken. Ein großer Concern, in dem sich die verschiedenen Interessen nicht feindlich kreuzen, sondern ergänzen, wäre die Erfüllung vieler heimlichen Wünsche. Ein Monopol wäre bedenklich, wenn der Fahrgast die Zeche zu tragen hätte. Von der Tarifhoheit zur Tarifwillkür ist oft nur ein Schritt. Wer in den Bereich von Großberlin festgeschmiedet ist, braucht Transportmittel von großer Leistungfähigkeit; und der Grundstücksbesitzer Verkehrslinien, die den Werth seines Bodens erhöhen. Heute klagen viele Hausbesitzer, daß sie durch willkürliche oder knausernde Verkehrspolitik ruinirt werden. Ob der neue Concern das schwierige Problem lösen wird? Die Verbindung von Straße und Untergrund wäre sicher nützlich. Noch ist die Hochbahn für allzu Viele unbenutzbar.

Die Fürsten haben ihr Schicksal der Deutschen Bank anvertraut. Die räumt auf. Hoffentlich so gründlich, daß von dem Fürstentrust nur noch die Erinnerung bleibt. Der Direktor der Handelsvereinigung, Herr Ernst Hofmann, ist ausgeschieden und die Deutsche Bank leitet die Geschäfte. Nach der schroffen Trennung im März 1912, die nur eine zweite Auflage des Konfliktes mit der Berliner Handelsgesellschaft gewesen war, hatte man solchen Schritt nicht erwartet. Zwar bestanden noch, via Hohenlohewerke, Beziehungen zur Deutschen Bank, die für die Obligationen bürgt; aber die konnten auch ohne solche Wendung fortdauern. Daß sie beschlossen wurde, ist dem bösen Geld zuzuschreiben. Das Jahr 1913 zwang zur „Konsolidirung“ des baren Geldes und zur Veredelung des Kredits, die schon im Herbst 1912 begonnen hatten. Schwierige Engagements fraßen am Vermögen; denn fremdes Geld, sie zu stützen, gab es nicht oder nur zu Wucherzinsen. Die Aergernisse im Bezirk des Fürstenconcerns reichten hinter den Beginn der politischen Drangsal zurück. Jetzt muß Geld herangeschafft werden. Das Effektenportefeuille der Fürstenbank wird deshalb, so weit es möglich ist, liquidirt. Verkauft wurden außer den Omnibusaktien 3 bis 4 Millionen Mark Aktien der Niederlausitzer Kohlenwerke. Diese beiden Verkäufe werden zusammen 13 bis 14 Millionen gebracht haben; denn die Niederlausitzer gehören, wie die Hohenlohewerke, zu den Zählern des Fürstenbesitzes. Auch sie standen einst unter

der Aegide Karls Neuburger, durch den ihre Aktien an den Fürsten Fürstenberg kamen. Der Verkauf dieser Kohlenaktien hat eine besondere Bedeutung. Käufer ist die böhmische Kohlenfirma Petschek in Aussig, die längst bemüht ist, die Kontrole über die deutsche Braunkohlenindustrie zu erlangen. Da noch eine zweite böhmische Kohlenhandelsfirma diesen Weg eingeschlagen hat, so kann der deutsche Braunkohlenmarkt mit der Zeit eine böhmische Enklave werden. Diese Gestaltung mag dem Geschäftsmann nützlich scheinen, der deutschen Volkswirthschaft kann es nicht zum Ruhm gereichen, wenn wichtige Bestandteile ihrers Körpers unter fremländischer Herrschaft stehen. Aber die Aufgabe, der sich die Deutsche Bank unterzogen hat, läßt offenbar keine Sentiments aufkommen. Die Hauptsache ist, daß das Geld im Kasten klingt. Die Yankees sind doch Waisenknaben. Sie regen sich auf und rufen nach dem Kadi, wenn ausländische Kapitalisten ihre Industrie zu leiten suchen. Auch in Italien wird gegen die Betheiligung fremden (besonders deutschen) Geldes an industriellen Unternehmungen agitirt, trotzdem sichs da nicht etwa um „maßgebenden Einfluß“ handelt. Bei uns? Bagatelle. Lustig wärs immerhin, wenn die „Entdeutschung“ der Braunkohle mittelbar gerade das Werk zweier deutschen Fürsten wäre (deren einer freilich auch Oesterreicher und dort sogar ein Haupt des Herrenhauses ist). Weniger lustig, wenn unsere Wirthschaft nicht bald von all diesen allzu ruchbaren Fürstengeschäften befreit würde. Die Leute, die jetzt schon von Zusammenbruch und Aehnlichem reden, könnten irren; die Sache kann sich noch eine ganze Weile hinziehen. Die Aufräumungarbeit ist nicht leicht. Als wir neulich lasen, Petschek habe die Herrschaft über die Kohlenfirma Wulff & Co. erlangt, also wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts, nach Deutschland hinein, gemacht, erinnerte Mancher, trotz allen Dementirmühen, sich wohl der eigenartigen Beziehungen Hohenlohewerke-Wulff.

Die Deutsche Bank sorgt nicht nur für die Versilberung des Effektenbestandes der Fürstenbank, sondern auch für neue Dividendenpolitik bei den Gesellschaften, die zum Fürstenconecrn gehören. So hatte sie veranlaßt, daß die Niederlausitzer Kohlenwerke die auf 14 Prozent gesetzte Dividende auf 12 erniedrigen; und die Hohenlohewerke mußten sich sogar eine dreiprozentige Verminderung des letztjährigen Satzes (8 gegen 11) gefallen lassen. Die Hohenloheaktie, die, als Karl Fürstenberg vom Vorsitz zurücktrat, auf 223 stand, ist jetzt für 149 zu haben. Die Erlangung einer „angemessenen“ Rentabilität war also mit einigen Kosten verbunden. Auch die Beziehungen der Fürsten zur Schiffahrt wurden neu geregelt. Die bekannte Transaktion zwischen der Deutschen Levantelinie in Hamburg und der bremer Dampferlinie Atlas ist so abgewickelt worden, daß die Handelsvereinigung keine Verpflichtungen mehr hat. Was schließlich aus dem Fürstentrust werden wird, ist noch unklar. Wir dürfen froh sein, wenn er im Verscheiden nur seinen Häuptern Schaden bringt, nicht: Omnibus. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. August 1913.

Morgenröthe.

Denkt im Land der alten Europa Keiner noch der heute unermeßlichen, doch gewiß ungeheuren Wirkung vor, die das zwischen dem Oktober 1912 und dem August 1913, zwischen Kirkkilisse und Bukarest Geschehene auf die Macht, den Schiffsraumgehalt, die Kuppelwölbung der Morgenlandskirche üben muß? Ist Rampolla selbst, nach sieben Lebensjahrzehnten, zu müde geworden, um den Blick des Hirnes in die Ferne zu schicken, die nach einer Lebenswoche schon dem am Römerdogma Hängenden höllisch nah scheinen könnte? Wenn der Wahn, ihn (der auf seinem Schreibtisch Wilhelms Bild vor sich hat) als Deutschenfeind ächten und mit dem Veto (von bestreitbarer Rechtskraft) treffen zu müssen, ihn nicht von der Nachfolge Leos ausgeschlossen hätte: dieser Papst wäre in solchem Jahr nicht, wie der zehnte Pius, auch innerlich passiv geblieben. Der hätte erkannt, daß der Kampf um Südosteuropa Roms Grundmauer bedrohe. Nun fehlt ihm das Geschäft, fehlt er dem Geschäft; blinzelt nicht mehr nach der Tiara und kümmert sich wohl kaum noch um Aussaat, die er nicht keimen sähe. Von den Katholikentagen in Metz und Linz ist nicht zu erwarten, daß sie die Größe des Vorganges begreifen; sie haben sich mit Bewußtsein in Mittelstandspolitik jeden Sinnes eingeschränkt und leisten im Engen Löbliches. Der Erdtheil, aus dem zwei Jahrtausende lang Gaias Schicksal wuchs, wird von kleinen Leuten regirt, in deren Kreis der klare, der Vermögensgrenze bewußte

Wille Edwards Grey fast eines Titanen scheint. Und das im Errechnen der Machtmöglichkeit unübertroffene Genie der Angelsachsen versagt jenseits von den tellurischen Fragen. Mancher Brite hat, nie aber das Britenimperium erfaßt, was ein Islam ist; nie nur den Sinn dieses Araberwortes, das völlige Ergebung in, Hingebung an einen eben dadurch zur Seelenheimath, zum Vaterland und Gehäus des Nationalempfindens werdenden Glauben bedeutet. Ein Islam ist, wie der dem Khalifen unterthane, über weite Erdräume versplitterte Hordenstaat Mohammeds, auch das Christenthum des Morgenlandes. Das hat England nie gewittert. Daher die falsche Behandlung der Türken, der Russen und Griechen. Metaphysik ist dem Britenschwarm für einen small talk brauchbar und willkommen; träte sie mit ihrer Schwester leibhaftig vor ihn, er würde sich aus derber Lebenslust flink der Physik zuwenden. Deshalb ist jetzt die Losung: Nichts anfangen noch mitmachen, was unsere indischen Mohammedaner ärgern oder gar rebelliren könnte; und an das Ziel des Zustandes hinstreben, der die Bereitung jedes Turbans aus englischem Stoff sichert. Der Islam, des Khalifates und des ökumenischen Christenthumes, hat in der City keinen Kurs. Die aber liefert Europen die Stimmung.

Kann Byzanz (als der Inbegriff der griechisch-orthodoxen Kirche) morgen so mächtig werden, wie Rom gestern war? Der Patriarchat die Großmacht ballen, die der Hand des Papstes enttropft? Um Ursprung und Art des Heiligen Geistes, des in der Dreieinheit dunkelsten Wesenstheiles, flackerte einst der Streit auf. Nur von Gott selbst, dem ewig thronenden Vater, strömt er in die Welt, riefen die Griechen. Auch der Sohn zeugt ihn, erwiderten die Lateiner; und fügten dem in Nikaea beschlossenen Glaubensbekenntniß, in den Satz, der kündet, daß der Heilige Geist vom Vater ausgehe, die Worte „und von dessen Sohn“ ein. Seitdem lautet der Satz: „Et credo in spiritum sanctum, dominum et vivificantem, qui ex patre filioque procedit, qui cum patre et filio simul adoratur et conglorificatur, qui locutus est per prophetas.“ Der dritte Papst Leo will sich in den Zusatz („filioque“) nicht bequemen und stellt vor den Schrein des Heiligen Petrus zwei schwere Silberschilde, in deren jeden eins der beiden Glaubensbekenntnisse eingegraben wird. Doch Karl der Große erzwingt, mit der durch die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthumes gemehrten Schwertgewalt, daß

in der vatikanischen Liturgie der Lateinertext gesungen wird. Neuer Streit: über die Ehegemeinschaft der Diakonen und Popen, das Wesen des Abendmahles, den Genuß gesäuerten Brotes und erwürgter Thiere, über die Pflicht, in der Fastenzeit Milch und Käse zu meiden, über das Recht der Bischöfe, mit Fingerringen und anderem Schmuck zu prunken; über solchem ähnlichen Kleinkram. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wird Photius, Offizier und Geheimsekretär, Patriarch von Konstantinopel; drängt den alternden Ignatius vom östlichen Hirtensitz; erklärt den Papst, dessen Schiedsrichterspruch dem Ignatius günstig ist, des petrischen Thrones verlustig und die Lateinerkirche der Glaubensspaltung und Ketzerei schuldig; wird zweimal abgesetzt, läßt scheidend aber die tiefe Kluft zwischen den Kirchen des Abend- und Morgenlandes. Am sechzehnten Julitag des Jahres 1054 legen Roms Legaten auf den Altar der Heiligen Sophienkirche die Handschrift der Bulle nieder, die sieben Erzketzereien der Griechen aufzählt und die Sünder in den Machtbereich des Satans verflucht; schütteln dann den Staub von ihren Schuhen und verlassen Konstantins entweihte Stadt. Wenns nicht anders ging oder der Vortheil dringlich dazu rieth, wurde der Verkehr wieder aufgenommen. Aber die Bannbulle ist nicht widerrufen noch je von den Griechen Reue bekannt worden. Das Schisma, das drohte, seit Konstantin auf der Fortführung des höchsten Priestertitels bestand, war Ereigniß. Der Haß wühlt und schwält durch die Jahrhunderte. Als während des Kreuzzuges Ludwigs des Siebenten ein französischer Priester in der Sophienkirche die Messe gelesen hat, schaart der Griechenklerus sich zu feierlicher Reinigung der Altäre. Friedrich Rothbart fühlt sich mit seiner Mannschaft von der Wuth griechischer Bischöfe und Mönche umzüngelt. Das Jahr 1183 bringt ein wüstes Gemetzel lateinischer Menschen. Sie werden, Italer und Franken, geschlachtet, verbrannt, zu Tausenden den Türken in Sklaverei verkauft; und als das abgeschlagene Haupt eines römischen Kardinals, der als Legat des Papstes nach Konstantinopel gekommen ist, als Hängsel am Schwanz eines Hundes durch den Straßenkoth geschleift und vom rohsten Hohn des johlenden Haufens gepeitscht und bespien wird, schickt die Klerisei Dankgebete ins Himmelszelt. Drei Jahre danach, unter der Herrschaft des trägen Prassers Isaak Angelos, der nur an Feste, Jagd, Bauten, Gaukelwerk denkt, zwanzigtausend Eunuchen und Haus-

diener hält und alljährlich achtzig Millionen Mark vergeudet, stehen die Bulgaren, weil Isaak ihnen die Heerden, ihren einzigen Besitz und Lebensunterhalt, wegtreiben ließ, wider den Basileus auf; verkünden, daß der allmächtige Demetrios sich von der Sache der Griechen geschieden habe; tragen die Brandfackel bis an die Felswände Thrakiens und Makedoniens, bis auf die Pässe des Haemus; erpressen dem Schwächling in Byzanz ihre Unabhängigkeit und krönen ihre Häuptlinge Peter und Asen in Tirnowo zu Zaren. Deren jüngstem Bruder und Erben, einem Johannes, kommt der (fast koburgisch verschmitzte) Einfall, sich, um gegen Byzanz einen Wall zu haben, für Roms treusten Sohn auszugeben. Er stamme, läßt er durch Boten dem dritten Papst Innozenz melden, aus edlem Altrömergeschlecht, das mit Trajans Kolonisten an die Donau gegangen, vom Wirbel der Völkerwanderung an die Wolga geschleudert und nun wieder in die Gegend des Dakerlandes zurückgespült worden sei: und erlangt, daß der Papst ihn als Sprossen aus altem Römeradel anerkennt, die Aehnlichkeit bulgarischer und römischer Sprache hervorhebt, ihm das Königsrecht, eigene Münze zu prägen, zuspricht, eine geweihte Fahne spendet und einen Patriarchen gesellt. Jubel durchbraust den Vatikan. Die Gerichtsbarkeit über Bulgarien, die seit dem Zwist der Patriarchen Photius und Ignatius streitig gewesen war und den ersten Anstoß zu offenem Schisma gegeben hatte, scheint der Römerkirche (die bulgarische Treue und Verläßlichkeit noch nicht kennt) fortan gewiß. Nach der Wende des zwölften Jahrhunderts erobern die Lateiner Konstantinopel und zahlen den Griechen mit Zins und Zinseszins heim, was ihnen an Qual und Schande angethan ward. Sie schälen dem Patriarchen die Kleider vom Leib und lassen ihn im Hemd auf einem Esel durch die Straßen reiten. Aus den Heiligen Kelchen klaubt ihr gieriger Finger die Edelsteine; dann füllt ihr Wink sie mit Wein, leert ihr Mund sie in einem Zechgelage, das zwischen Altargeräth herumschmatzt, herumrülpst und die Heiligenbilder als Spielkarten benutzt. Maulthiere und Pferde werden in die Sophienkirche getrieben, alles kostbare Schnitzwerk aus Gold und Silber, die Splitter des zerstückten Altars, die Goldfransen des Allerheiligstenschleiers ihnen aufgepackt und mit dem Blut der zusammenbrechenden, von Treiberungeduld niedergestochenen Thiere wird die Weihstatt besudelt. Eine öffentlich bekannte Dirne muß, beinahe nackt,

den Thron des Patriarchen erklettern, ihm nachäffen und im Kirchenschiff, als Tochter Belials, singend und tanzend den Griechenritus dem Hohngebrüll trunkener Gaffer als Sinnenweide hinwerfen. Franzosen und Venezianer theilen das Reich Konstantins. Balduin von Flandern, der Rufer zum Vierten Kreuzzug, wird Kaiser. Wird von den Bulgaren des Johannes aber, der ihm zuvor, versteht sich, als getreuer Nachbar, durch eine Gesandtschaft den Zutrauen weckenden Willkommensgruß kredenzt hat, und von dessen skythischer Genossenhorde in der dem Ueberfall, nach langer Wohlwollensheuchelei, günstigsten Stunde angegriffen und im April 1205 gefangen. Der Bulgare, der auszieht, Adrianopel zu entsetzen, lacht jedes christlichen Kriegsbrauches, haust hunnisch in Thrakien und lügt, nachdem sein Befehl den Kaiser zuerst der Arme und Beine, dann des Kopfes beraubt hat, dem Papst, der ihn beschwört, die lateinischen Glaubensbrüder zu schonen, vor, Balduin sei im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben. Noch hoffen die Griechen, dieser Johannes fechte für ihre Sache; noch, als er Thessalonike (Saloniki) belagert. Da sie aber sehen, daß bulgaro-skythische Barbarenwildheit Thrakien entvölkert, Städte zerstört, Dörfer in Asche legt und wie aus Riesenkeltern Menschenblut fließen läßt, empört sich (wie wirs im Lenz und im Sommer dieses Jahres 1913 erlebten) ihrer Seele Eingeweide wider die „Bestien mit Menschenantlitz“; und da der Zar vor Thessalonike in seinem Zeltbett erstochen ward, jauchzen sie und pochen Weiber und Kinder aus dem Schlaf zum Dankgebet an den Patron Demetrios, dessen Lanze sie von dem Wütherich befreit habe.

Balduins milder Bruder Heinrich trachtet als Kaiser, die Griechen den Lateinern zu versöhnen. Kann aber nicht hindern, daß Roms Legat Pelagius den Unterworfenen die finstere Stirn zeigt; den Griechen die Zehntpflicht und blinde Fügung in den Willen des Papstes aufzwingt, die alte Form ihres Gottesdienstes und die Kündung des Glaubens verbietet, nur vom Vater komme des Heiligen Geistes Lebenskraft. Der Kaiser ist stark genug, trotz Innozenzens strengem Tadel im Haus der Heiligen Sophia seinen Thron rechts von dem des Patriarchen zu wahren; ist zu schwach, um dem flehenden Wunsch der Griechen, die mit Fug darauf pochen, daß ihr Leib zwar dem Kaiser, ihre Seele aber dem Himmelsherrn angehöre, die Erfüllung zu sichern. Unter dem zweiten Balduin

verliert die Oströmerhauptstadt ihren heiligsten Schatz: die Dornenkrone, die dem zur Kreuzigung verurtheilten Nazarener aufgestülpt worden war. Sie ist den Baronen von Romania verpfändet, wird von dem reichen Venezianer Querini ausgelöst und in die Dogenstadt am Lido gebracht, auf Balduins Befehl aber, da er selbst das Lösegeld nicht erschwingen kann, dem Allerchristlichsten König, dem von Frankreich, angeboten. Der schickt (Ludwig der Neunte, der seiner Menschheit der Heilige heißt) zwei Dominikaner mit der nöthigen Goldsumme nach Venedig. Der Holzschrein wird geöffnet, vom Silberschrein, den er birgt, das Siegel des Dogen, das beglaubigende der romanischen Barone gelöst und von Priesterhand aus einem güldenen Gefäß die Dornenkrone ans Licht gehoben. In Troyes empfängt Ludwig sie aus der Obhut seiner Boten; bringt sie in prunkvollem Zug des ganzen Hofstaates nach Paris; entkleidet sich vor dem Thor bis aufs Hemd und trägt so, auf nackten Füßen, die Reliquie andächtig durch die Straßen seiner Hauptstadt. Balduin wird mit vierhunderttausend Mark (unserer Währung) von dem Verlust entschädigt; und dadurch gespornt, auch andere Schätze seiner Hofkapelle auszubieten: den Stab des Moses, Knochen vom Schädel des Täufers Johannes, die Windeln aus der Krippe von Bethlehem, die Lanze, den Schwamm, die Kette und ein großes Stück des Kreuzes von Golgatha. Ludwigs Heiligenwahn erwirbt Alles (Boileau hat im „Lutrin“ diese Sammlung fröhlich verspottet); und noch 1656 wird, vor Pascals Auge, durch die Bestreichung mit einem Dorn der Christuskrone ein langwieriges Geschwür enteitert und geschlossen (und, seltsam genug, durch dieses nach Charcot nicht mehr unerklärliche Wunder Port Royal des Champs, die Klosterschule der Jansenisten, vor dem Ansturm der Jesuiten geschirmt, denen solcher Heilung Möglichkeit zu spät eingeleuchtet hatte). Die Griechen aber sind um ihre so lange von frommer Ehrfurcht bewachten Heiligthümer. Da wendet sich, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ihr Schicksal. Vatazes von Nikaea jagt die Bulgaren aus Thrakien und Makedonien, pfercht das wilde Volk wieder ins Gelände des südlichen Donauufers, legt die gepanzerte Faust auf Thessalonike und herrscht vom Aigaiermeer bis an die Adria. Und unter dem Juniusmond des Jahres 1261 erobert der Feldherr Alexios Strategopulos Konstantinopel wieder den Griechen und seinem weisen Michael, dem ersten Pa-

laeologen. Verbannte, spricht Der zu den einberufenen Bischöfen und Edlen, armsälige Flüchtlinge waren wir und suchten nur mit der Seele noch das Römerreich, das sich von der Adria einst bis an Aethiopiens Wand dehnte; nach endlos scheinender Ebbe hebt sich uns nun wieder die Fluth: und wenn wir tapferer Kraft geschmeidige Weisheit paaren, steigt uns über Konstantins Heiliger Stadt eine neue Sonne auf. Die Lateiner werden wie Spreu weggeweht, das goldene Thor öffnet sich und hinter dem Bilde der Heiligen Jungfrau schreitet der Basileus in Sophiens Kathedrale. Nach einem Streit mit, nach tiefster Demüthigung vor dem frommen Patriarchen Arsenios besinnt er sich auf seine Verheißung geschmeidiger Weisheit und schleicht sich, trotz lautem Widerspruch der Griechenpriester, denen die Lateiner verächtliche Ketzer sind, in die Gunst Gregors des Zehnten. Durch Bestechung und Drohung gewinnt er fünfunddreißig geistliche Stimmen, läßt ihre Träger eine Urkunde, die dem Papst Gehorsam zuschwört, unterzeichnen, die Namensliste durch Lug erweitern und vor der Sella des Heiligen Vaters niederlegen. In Lyon, wo er einer Versammlung von fünfhundert Bischöfen vorsitzt, empfängt Gregor die Boten Michaels; und da sie, im Namen des Kaisers und seines jungen Sohnes und Mitregenten Andronikos, das Schisma abschwören, rinnen Thränen über die Wangen des Papstes. Thränen der Freude darob, daß verlorene Söhne reuig der Römerkirche zurückkehren und seinem Oberhirtenstab das Glück beschieden ist, zwischen Morgen- und Abendland die Kluft zu schließen. Er umarmt die Gesandten, schmückt das Haupt der Prälaten von Byzanz mit den Infuln, ihren Finger mit dem Bischofsring und löst des Herzens entzückte Spannung in den Gesang des nikaeischen Glaubensbekenntnisses. Zweimal singt ers, in der Sprache der Römer zuerst, dann der Griechen, und hebt das „filioque“, den Zusatz des Frankenkaisers, durch die Tonschwingung in Aller Ohr. Also haben die Griechen doch Reue bekannt und damit das Schisma geendet? Nein. Michaels Werk war Trug, sollte Trug sein; und obwohl er das Heuchlermühen von unbarmherziger Grausamkeit bedienen und die dem Papst Widerstrebenden martern und meucheln läßt, wird er bald entlarvt und, sieben Jahre nach der Mummenschanz von Lyon, vom Bannstrahl des vierten Papstes Martinus getroffen. Als er, der an dem Gräuel der Sizilianischen Vesper mitschuldig ward, den

letzten Athem verhaucht hat, wird die erkünstelte Kircheneinheit gesprengt, jeder Altar von dem Unrat römischer Messen gereinigt, dem Papst die Gehorsamspflicht aufgesagt und Kaiser Andronikos genöthigt, Irrthum und Sünde seiner Jugend mit salzigen Zähren wegzuwaschen und dem unbußfertig gestorbenen Vater die Ehren christlichen und imperatorischen Begräbnisses zu weigern.

Was Michael dem zehnten Gregor abzulisten versucht hat, will der vierte Palaeologe, Johannes, aus ernsterer Absicht vom sechsten Papst Innozenz erlangen. Der Türkensultan bedrängt, Matthias Kantakuzenos, der gefährlichste Nebenbuhler ums Thronrecht, bedroht ihn von Adrianopel her und die Mutter, die Savoyerin Anna, räth, vom Statthalter Petri Hilfe zu erflehen. Wenn Innozenz fünfzehn Galeeren, tausend Schützen und fünfhundert Reiter schickt, wird Johannes im ganzen Glaubensbezirk sein Lehnsmann. Der Vertrag wird von Innozenz nicht ausgeführt und muß Geheimniß bleiben. Nicht des Papstes, sondern des Sultans, Amuraths, Vasall wird Johannes, der Adrianopel und Romanien schon verloren hat. Noch einmal aber strafft er sich in den Entschluß auf, das Heil aus Rom zu holen. Dahin ist aus Avignon der Heilige Stuhl nun zurückgekehrt. Da kniet vor Urban dem Fünften der Palaeologe, der des Oströmerreiches Krone trägt. Daß nur dem Papst die Schlüsselgewalt anvertraut sei, daß auch vom Gottessohn, nicht vom Vater allein, des Heiligen Geistes Wesen in die Welt ströme, bekennt seine Lippe. Dann darf er in der Peterskirche, vor den Kardinälen, die Füße, die Hände, den Mund des Papstes küssen; darf mit seinen Fingern den Zaum des Maulthieres umklammern, das den Stellvertreter des Christus trägt. Auf der Rückreise wird der lüderliche Basileus in Venedig von Wucherern, deren Anspruch er nicht befriedigen kann, in Schuldhaft geliefert; und muß lange harren, bis ihn sein zweiter Sohn aus der Schmach befreit. Auch dieser Manuel ist als Kaiser ins Abendland, an die Höfe Karls des Sechsten von Frankreich und Heinrichs des Vierten von England gegangen; ist vom römischen Papst aber (den er mied, um nicht der Parteinahme in dem Streit Avignon wider Rom verdächtig zu werden) als halsstarriger Ketzer und Bilderdienstweigerer verrufen worden. Als der Mongole Timur die Türken geschwächt hat, schwindet in Konstantinopel die Sucht, die Lateiner zu versöhnen. Wächst

aber schnell wieder mit dem Drang. Vor seinem Sohn Johannes und seinem Kämmerer Phranzes hat Manuel das Geheimniß dieses Stimmungwechsels entschleiert. Wenn Dich, mein Sohn, sprach er, „die Osmanen je ängsten, so schrecke ihr Auge mit dem Luftbild latino-griechischer Kirchengemeinschaft; denn der Türke fürchtet die Kriegskraft der Abendlandsvölker, die uns neue Glaubenseinheit leicht verbünden könnte. Unterhandle dann stets mit Rom, schlage ein Konzil vor, laß Botschaft hin und her laufen; doch hüte Dich vor jedem Schritt in den Bezirk ernsthafter Entscheidung, die, weil der Lateiner stolz und der Grieche schroff ist, zu unwiderruflicher Scheidung werden, die Kluft vertiefen, die Türken entschüchtern und unser Reich in Lebensgefahr zerren müßte.“ Den ungehorsamen Sohn hat der Lockruf Roms, dessen Macht durch das fünfzigjährige Schisma des Westens erschüttert war, bald übers Meer geschmeichelt. Auf acht vom Papst Eugenius geschickten Galeeren schifft er sich mit den Häuptern der Griechenkirche, der Staats- und Hofbehörden ein; wird, nach einer siebenundsiebenzig Tage durchdauernden Fahrt (vom Goldenen Horn in die Adriabucht!), von dem Dogen und dem Senat der Republik Venedig wie ein Triumphator mit einem Geschwader funkelnder Galeeren und Gondeln eingeholt und unter Glockengeläut, festlicher Musik und Jubelrufen der um die Adler Roms und den Löwen des Heiligen Markus geschaarten Menge durch den Hauptkanal und das Gebälk der Rialtobrücke geleitet. In Ferrara reitet er, unter einem von den Prinzen des Hauses Este getragenen Baldachin, bis an die Treppe des Palastes, an dessen Saalthür ihn der Papst erwartet. Johannes der Zweite braucht nicht zu knien, der Patriarch von Konstantinopel nicht den Fuß des Bischofs von Rom zu küssen. Wie im Rang Gleiche umarmen die beiden Priester einander. Und in der Synode thront, im langen Purpurkleid, über dem Scheitel die mit leuchtendem Edelstein geschmückte Tiara, der Kaiser aus Morgenland, neben seinem Episkopat, fast eben so hoch wie, auf der anderen Saalseite, der Erbe des Apostels Petrus. Mit dessen Gefolgschaft ist kein Kirchenstaat zu machen; fünf Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, zehn Aebte: alles Andere ist ihm durch den Kirchenspalt entschlüpft. Außer dem Burgunderherzog ist nicht ein Fürst des Westens anwesend oder vertreten. Und rasch sickert die Kunde durch, daß im

Gegenkonzil von Basel die Wahl eines neuen Papstes vorbereitet wird. Nach der ersten Sitzung muß die Synode um Monde hinausgeschoben und dem Basileus ein ferrarisches Landkloster als Sommerquartier eingeräumt werden. Dort haust er mit seinen Günstlingen, Lustgesellen und der Leibwache, die er, der Christenkaiser, Janitscharen nennt; schlägt, auf der Jagd, beim Becher, im Getändel mit Mignons, den leidigen Kirchenstreit eben so schnell in den Wind wie die Noth seiner karg gehaltenen, oft darbenden Landsleute; und taumelt erst auf, als die Truppe des Herzogs von Mailand und, mit schlimmerer Drohung, die Pest, des Schwarzen Todes grausige Majestät, die Heimath Ariostos umlauert. Jäher Schreck fegt die Hirne. Auf Schmugglerpfaden trabt Alles leis und doch hastig, Papst, Kaiser, Patriarch, Bischöfe, Troß, in wirrem Knäuel reinerer Luft zu; von Ferrara ins liebliche Florenz.

Da stolzirt Eugenius, dem die wirkunglose Wahl des fünften Felix, als des Gegenpapstes, nur genützt hat, in stärkerer Rüstung. Zwei Patriarchen, acht Kardinäle, acht Erzbischöfe, fast hundert Bischöfe und Aebte stützen sein Wort; und stärken ihn in alle Wege mit so pfiffigem Trost, daß er nach einer Verhandlungfrist, die freilich so lange währt wie im Schoß das Reifen der Weibesfrucht, die Einung der Kirchen ins Register seiner Großthaten schreiben darf. Um die Frage, ob zum Heiligen Abendmahl ungesäuertes Brot tauge, knistert jetzt nur ein Weilchen noch, sacht schon verglimmend, der Streit (den der Legat und Kardinal Julian Cesarini, als Roms Anwalt, wider die nicht minder scharfsinnigen und taktisch gewandten Bischöfe Bessarion von Nikaea und Markus von Ephesus führt). Auch über das Fegfeuer, dessen Wesen und Läuterwerk der Grieche anders als der Lateiner empfindet, hüpft der Hader mit Flackersprüngen hinweg, deren Hall wie ein Kichern in die Ohrmuschel klingt. Ein Funkengestiebe aber umprasselt die zwei Hauptfragen: Ist der Papst auch der Morgenlandeskirche höchster Gerichtsherr und wirkt der Heilige Geist auch aus dem Sohn, den er in den Leib der Jungfrau pflanzte, in die Christenheit fort? Gluthflammen röthen den Rauch des Theologenzankes; und wo Senghitze der Weisheit den Athem hemmt, hilft listige Schweigsamkeit und, im Nothfall, kecke Lügnerkunst vorwärts. Haben wir, fragen, unter züchtigem Augenaufschlag, die Griechen, je denn geleugnet, daß dem Bischof von Rom im Zug der fünf Pa-

triarchen der Vortritt gebühre? Da wirs nie thaten, genügt, Umfang und Grenze seiner Gerichtsbarkeit zu bestimmen, in jedem einzelnen Fall der Wortlaut des kanonischen Gesetzes. (Drücke, Juliane, drum ein Auge zu und traue unserem von Orientalenklugheit gepolsterten Pflichtgefühl.) Ueber dem schwierigsten und wunderlichsten Kapitel steht das nun sechshundert Jahre alte Satztheilchen „filioque“. Ist die Ueberzeugung, daß auch dem Gottessohn der Heilige Geist entströme, vom Gesetz befohlen und entsteht, wo sie fehlt, in der Grundmauer rechtgläubiger Seelen eine Lücke? Unmöglich, sprechen Bessarion und Markus; in Chalkedon hat das Konzil vor fast tausend Jahren verboten, dem Symbolon von Nikaea Neues einzufügen oder anzuflicken. So that es, erwidern Julians Assessoren; das „filioque“ war aber nicht neu, war eben kein Zusatz, sondern schon Zubehör des nikaeischen Credo; und legen den Griechen, die Lateinisch gar nicht oder nur mühsam lesen können, eine gefälschte Handschrift des Glaubensbekenntnisses vor, in dessen siebentem Satz nach den Worten „ex patre“ deutlich „filioque“ steht. So, betheuern sie eifernd, ists im Heilandsjahr 325 beschlossen und gekündet worden. Während die Vorhut der Klerisei den Bau einer Nothbrücke besinnt, rüttelt Ungeduld den Papst und den Kaiser. Eugenius ist, als des Meineides und Aemterschachers, der Tyrannenwillkür und Ketzerei schuldig Erkannter, in Basel mit Schimpf und Schande abgesetzt worden: und braucht, wenn ihn auch der Lästerspruch so befangener Richter nicht vernichtet, für sein Praestigium immerhin einen der weiten Welt sichtbaren Hirtenerfolg. Und wie sollte Johannes sich ohne Roms Hilfe aus der türkischen Kneifzange lösen? Lahmt der Verstand der Verständigsten im Staub des Gezänkes und der Kurialakten, dann muß der Zucker der Gunst und die Peitsche der Herrschgewalt ihm Beine machen. Rasch den Purpur für Bessarion, dem der beredte Mund gestopft werden muß, und für Isidorus, den Primas von Rußland; als Kardinäle werden sie dem Bedürfniß päpstlicher und kaiserlicher Politik den Hörgang nicht sperren. Die Anderen? Arme Schächer, die ihre paar Goldgulden ausgegeben haben, meist in enger Schuldpflichtschlinge hängen und von deren drei Röcken wenigstens einer schon fadenscheinig ist. Wer schützt sie, wenn sie bockig bleiben, in fremdem Land vor der Lateinerwuth, die Enttäuschung rächen will? Wer kauft sie vom Gläubiger los, zahlt

ihre Heimfahrt und entwindet ihre Pfründeneinkunft der Türkenfaust, die sie inzwischen doch sicher errafft hat? Das Geflecht solcher Gründe schmeichelt oder striemt Jedem sich ein. Dreien nur enthürnt nicht Hoffnungwispern noch Strafdrohung die Haut; zwei Männern und einem Thier. Demetrios scheidet sich von dem gekrönten Bruder und kehrt, dessen Schmach nicht zu schauen, nach Venedig zurück. Der Epheserbischof ist zum Martyrium eher als zur Schmälerung seiner Glaubenshabe bereit und wehrt jede Gemeinschaft mit Rom schroff ab. Und des Kaisers Leibhund, der stumm und artig sonst auf dem Thronteppich lag, bricht, als die Einheiturkunde verlesen wird, in tobsüchtiges Gebell aus, ist nicht durch Streicheln und Leckerbissen, nicht durch Hiebe zu schwichtigen. Prügelt, Ihr, den frechen Köter hinaus; und freut Euch, daß nur eine Mannesstimme noch der Union widerspricht. Die ward durch allerlei verschmitzte und zweideutige Formeln ermöglicht. Aufrecht kommt man nicht aus der Bekenntnißklemme; krümmt Euch, Brüder in Christo, und kriechet auf Schneckentastern ins Freie. Horchet zuvor! Vater und Sohn sind aus einer Substanz und eines Wesensgedankens. Beide können deshalb den Heiligen Geist zeugen, Beide ihn in die Christenwelt hauchen; und stammt er vom Vater, so führt sein Weg durch den Sohn, dessen Wesen ihm den Ausgang öffnet. (Dürfen wir staunen, weil ein Hund beknurrt und verbellt, was flinker Menschenmuth, als unverständlich, bemurren und höhnen würde?) Die zierlichste Wattirung der Kantenspitze, die das Leck in das Kähnlein Petri riß. Der Papst zahlt allen Griechen die Heimreise; verpflichtet sich, alljährlich zwei Galeeren und dreihundert Söldner, in Drangsal viel mehr nach Konstantinopel zu schicken, jedes Pilgerschiff dort für ein einträgliches Weilchen vor Anker gehen zu lassen und mit regstem Hirteneifer von Europens Fürsten dem Basileus Beistand zu werben. Ein feiner, von Politikerköpfen bebrüteter Vertrag. Flink Eugens, Johannis, aller Priester, Mönche, Schreiber Namen darunter. Vier Hand-, vier Unterschriften. Nun ists vollbracht. Am sechsten Julitag des Jahres 1438 Schlußfeier in der Kathedrale von Florenz. Ein Schaustück. Papst und Kaiser, der Apostelfürst und Konstantins Erbe, auf ihren Thronsitzen. Von der Kanzel liest Julian in lateinischer, Bessarion in griechischer Sprache die Einheiturkunde; dann umarmen die zwei Kardinäle einander und alles dem Heiland verlobte Kirchen-

volk jauchzt dem Bruderkuß zu. Hochamt des Papstes. Liturgie nach dem in Rom seit Leo dem Dritten üblichen Wortlaut. Filioque? Wer soll in dem Stimmengeschwirr und Orgelgedröhn einzelne Wörter, gar Silben mit dem Gehör erhaschen? Einem nach Toskana verschlagenen Griechen ists nicht zuzumuthen. Kommts denn darauf noch an? Der Pakt ist sturmfest. Johannes kann aufathmen. Und Eugenius bettet sich in die Glorie des Friedensstifters.

Des Stifters dauernden Friedens? Das gläubige Herz Eugens frohlockt. Ihm nahen aus Egypten, Syrien, Armenien, von Maroniten und Jakobiten Gesandte; als dämmere aus den Abendnebeln der Zwietracht über das Wesen des Heiligen Geistes ein neues Pfingstfest. Alle beugen das Knie. Alle siegeln das Gelübde ehrfürchtiger Inbrunst mit der Lippe auf den Fuß des Papstes. Triumphantis? Felix, der ihn überragen, entkrönen sollte, stieh't sich ins wohlige Dunkel der savoyischen Einsiedelei Ripaille. Der baseler Banngerichtshof verdunstet lautlos. Und vor dem Lenker der Abendlandsseele liegen, wie vor Dem einst, dessen Vermächtniß ihn auf den Fels hob, die Hirten, die Könige aus Morgenland im Staub. Kein Spalt klafft noch aus dem Felsstein, auf den Christi Kirche gebaut ward. Zwar: britische Diplomaten, die in Bologna aus dem Munde der mürrisch heimziehenden Griechen das Geschehene hörten, haben des Einheitwahnes gelacht. Doch die Bank der Spötter wird eben niemals leer; und aus der Kehle Derer, die da hocken, kommt dem Frommen nur unwerther Schall. Sind Rom und Byzantion, Mutter und Tochter, nicht einen Sinnes und wacht nicht die Hoheit Bessarions, von dessen Kardinalshut die Infuln des Patriarchen von Konstantinopel flattern, am Tiber für das Heil seiner Griechenkirche? Er wacht. Muß aber, in Geschäften der Kurie, bis ins Frankenreich und nach Deutschland reisen: und verliert die Heimath aus dem Gesicht. Der nachtet ringsum das Himmelsgewölb. Im Juli 1438 im Florentinerdom, unter Brunellescos Kuppel, der Bruderkuß. Im Spätherbst, schon auf Morea, Korfu, Lesbos, ein Massengemurr, das die Bringer der Einheitkunde verschüchtert und vor Konstantins Thor zum Geheul anschwillt. Den Bischöfen, Metropoliten, Mönchen weicht das Blut aus der Wange. Bleich und bebend stöhnen sie, Römertücke habe ihre arglose Einfalt übermocht. „Gottlos sind wir geworden, haben uns in den Brauch geschickt, neben dem Abend-

mahlskelch ungesäuertes Brot zu brechen, und das reine Bekenntniß versudelt. Leibesnoth und Hirnestrug, Todesangst und Gier nach Erdentand lockten uns vom Abhang in den Sumpf. Solchen Frevel sühnt keine Reue. Die Hand, die den Schandfetzen der Urkunde unterschrieb, muß mit der Armwurzel vom Rumpf getrennt, die Zunge, die das gefälschte Symbolon der Lateiner nachstammelte, aus dem Gaumenschlund gerodet werden.“ Grauen packt, dann wilde Empörung die Stadt und wirbelt alle Bleibsel des Reiches in Brand. Metrophanes wird in der öden Sophienkirche zum Patriarchen gewählt. Pfui über ihn, der sich in Belialsdienst hingiebt! Keines Rechtgläubigen Blick will die Schmach schauen. Die Kreuzträger entbinden sich ihrem Amt und verloben sich dem Epheserbischof, dem Einzigen, der in Ferrara und Florenz standhaft blieb; dem tapferen Markus, dessen letzter Hauch noch jeden der römischen Ketzerei Anhangenden aus der Trauermesse, aus der Gruftfeier, aus jeder Bittgemeinschaft weist. Eine rasch berufene Synode verwirft alles in Italien Beredete, Unterschriebene und dräut dem in Sünde verharrenden Basileus mit der Zinke der Kirchenacht. Isidorus, der seine Russen beschwatzen und einlullen will, wird überschrien. In fürstlichem Pomp eilt er herbei, hat den Bart geschoren, trägt Ringe, umklammert mit bekleideter Hand ein Lateinerkreuz! Wie aus gischtendem Strudel gurgelts auf; und den Purpurgecken verschlänge die Brandung, wenn ihn das Mitleid der Synodalhäupter nicht in ein Kloster riegelte. So ist die Frucht aus emilischem und toskanischem Boden. Manuels Wort, das Phranzes bewahrt hat, wird Wahrheit. Nie war das Schisma so unüberbrückbar tief wie zwei Jahre nach dem Frieden von Florenz.

Kaiser Johannes muß den mit Eugenius geschlossenen Pakt widerrufen. Sein in Sparta gekrönter Bruder, der elfte Konstantin, fleht aus der von Mohammed belagerten Stadt noch einmal um Roms Hilfe; will, wenn sie gewährt ist, sich und sein Volk unter den Tritt des Papstes ducken. Wieder naht Isidorus (der dem Grimm der Athosmönche entschlüpft ist); wieder im Glanz. Als Legat des Apostelfürsten; mit einem Priestergewimmel und einem reisigen Haufen. Unter den Text, den Johannes unterschrieben hat, setzt Konstantin Dragades nun seinen Namen. Sommer war in Florenz; fahle Wintersonne blinzelt scheel auf Byzanz. Am vierzehnten Dezembertag des Jahres 1452 sind im Sophiendom

beide Nationen, beide Glaubensgemeinden zum Heiligen Abendmahl vereint. Am Altar ein römischer Priester. Goß er nicht kaltes Wasser in den Kelch? Segnete ungesäuertes Brot? Still! Vor dem Thor reckt der Osmanendrache die schuppigen Glieder; ist er überwunden, so kehren wir in den alten Glauben, den rechten, zurück; bis an diesen Tag muß der löbliche Zweck jedes Mittel der Heuchelei heiligen. Doch aus seiner Zelle warnt Gennadios, der, trotzdem er in Florenz die Einung mitverbrieft hat, dem Volk jetzt als Prophet und Heiliger gilt, mit einer Tafel, auf der geschrieben steht, der Abfall vom Griechenkreuz müsse den freien Staat in Knechtschaft reißen. Frommer Zorn lodert, zuerst, aus den Nonnen: Niemals, gellt ihr Chor, ködert uns Satans Angel; Lug und Trug war die Union und als Lug und Trug scheuern wir sie von den Fliesen unserer Seele. Nah und fern zünden die Funken. Aus den Schänken, wo der Bürger Trost oder Betäubung sucht, schießen Feuergarben himmelan. Fluch dem Balspfaffen in Rom; tausendfacher Fluch seinen Miethlingen. Trunkenheit, vom Wein aus der Wuth Verzweifelnder gezeugt, durchtaumelt die Straßen und brüllt träge Gewissen aus dem Schlaf in den Kampf gegen die Lateinerunzucht. Wie des Henkers Herd meide Jeder die vom Meßopfer der Römer beschmutzte Kathedrale. Vernahmet Ihr nicht, daß der Erste aus des Kaisers Staatsgesinde sprach, er wolle lieber noch Mohammeds Turban als die Tiara des vatikanischen Götzen in der Stadt des Großen Konstantin sehen? Lernet fühlen wie er und ergebet Euch dem Sultan eher als dem Papst. Bis in den Frühling verseucht das Sektirerfieber alle Quellen des Geistes und Herzens. Der Totfeind der Christenheit rüstet zum Sturm: und der Grieche bäumt sich wider die Möglichkeit einer Glaubensgenossenschaft mit dem Römer, der seine Priester anders kleidet, zum Abendmahl andere Oblaten wählt und in die Liturgie drei Silben eingeflickt hat. Am neunundzwanzigsten Mai stürmt Mohammed die Stadt. Der letzte Palaeologe fällt. Vom Thurm der Sophienkirche preist der Muezzin den einen Allah und seinen Propheten.

Fast war ein Halbjahrtausend seit dem ersten, helleren Lostag der Griechenkirche verstrichen. Wendet das Auge rückwärts in die Zeit des Nikephoros Phokas und des Armeniers Zimiskes, der im Bette Theophanos, der Kaiserin, den Kaiser, den Buhlen von gestern der Buhle von heute, erstach. Wie eine Springfluth ist die

Bulgarenhorde ins Süduser der Unteren Donau eingebrochen. Die finischen Barbaren hatten Phokas geschlagen; mit schlauer List und glatter Mongolenbehendheit sich dann aber ins Zutrauen der Griechen genistet. Die erzogen Simeon; in Konstantins Palast, in allen Wortkünsten aristotelischer Logik und demosthenischer Beredsamkeit. Als Zar der Bulgaren lehrt sie der Zögling erkennen, daß sie selbst das Schwert geschliffen haben, von dessen Schärfe ihres Leibes Blut triefen soll. Feindschaft und Aussöhnung, Krieg und Friede: wie Aprilwetter wechselts; und nur die seit dem Hunnenschrecken in Europa unerschaute Grausamkeit der Bulgaren überdauert Sonne und Sturm. Nicht darin allein ähneln sie den Magyaren; sind ihnen verwandt, manchmal verbündet und stets in der Verachtung feineren Menschenwesens gesellt. Die Magyaren schlägt Otto der Große am Lech mit Konstantins Schwert; die heilige Lanze, deren Spitze aus den Nägeln des Christuskreuzes geschmiedet ist, schlitzt das Banner ihrer Macht. Und dieser selbe Kaiser des Westens hemmt den Basileus Phokas auf dem Eroberzug nach Apulien; hindert ihn, noch einmal sich mit dem Ruhm des Nikephoros, des Siegbringers, zu schminken; und erzwingt seinem Sohn Otto die Vermählung mit Theophanos Tochter aus dem Samen des zweiten Kaisers Romanos. Das Weiherecht der alten Römerkaiser wandert mit dieser Braut ins Sachsenland. Mit einer anderen Braut, der Prinzessin Anna, wandert der Griechenglaube ins Russenreich der Waraeger. Phokas hat, wider die Bulgaren, Ruriks Söhne in das Donauland gerufen. Wladimir von Kiew hat, mit seinem Heerbann, dem Ruf gehorcht, nach dem Kampf um Annas Hand geworben und ist in Cherson getauft und ihr angetraut worden. Als er heimgekehrt ist, läßt er das Holzbild (mit silbernem Kopf und goldenem Bart), das er dem Donnergott Perun (Perkunos) errichtet hat, von zwölf stämmigen Kerlen mit Keulen zerbeulen, durch die Straßen schleppen, in den Dnjepr werfen; und verkündet, daß alle sich gegen den Taufbefehl Sträubenden als Feinde des himmlischen und des irdischen Gebieters zu behandeln seien. Furcht vor folternder Strafe hilft dem Christenthum des Nordens in das Leben. Griechen ziehen, als Kirchendiener und Kunsthandwerker, nordwärts: und in Kiew und Nowgorod entstehen Dome, deren Gewölb und Wandschmuck dem der Sophienkirche nachgeahmt, nachgestümpert ist. Theophano (sie

empfing den Namen der Mutter) und Anna, zwei Töchter der großen Buhlerin von Byzanz, zwei Enkelinnen eines lakonischen Schankwirthes, tragen das Lebensprinzip des Oströmerreiches gen West und gen Nord. Stat crux; dum volvitur orbis. Der Caesar des Westens kann, seit Luthers Bauerntrotz ihn bekehrt hat, niemals mehr nach dem Amt und der Schlüsselgewalt des Petrus langen. Die oft von Zwietracht splitternde, doch bis zur Reformation im Innersten unlösliche Zweieinheit papaler und imperialer Macht ist für immer zerstört. Das Imperium Romanorum der Augustus, Konstantin, Karl könnte Wilhelm nicht, wie Otto der Dritte, einst „das Wunder der Welt“, zu erneuen trachten. Zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren aller Reussen färbt manchmal wohl noch ein aufzuckender Blitz das Gewölk butroth; und mahnt nachdenkliche Klausner, daß Ottos, des Großen, Kampf gegen Phokas und dessen Byzantion nicht bis ans Ende ausgekämpft, sondern durch Waffenstillstand abgethan ward. Griechenland hat die Russen getauft; der Tag von Cherson wurde in seiner Kirchengeschichte das durch die Fortwirkung bedeutsamste Datum. Weil dieser Tag aus Nordensgrau gedämmert hatte, konnte das Christenthum des Morgenlandes den Verlust Konstantinopels, seiner ehrwürdigsten Weihstatt, rüstig überleben.

Vierhundertundsechzig Jahre nach Mohammeds siegreichem Sturm wollte Einer sich, trotz dem Podagra, mit jähem Ruck auf den verrosteten Goldstuhl des Basilius von Byzantion schwingen: Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der im strengsten Römerglauben erzogene Sohn Klementinens von Orleans, der Zar aller griechisch-orthodoxen Bulgaren. Ists Wahrheit oder Dichtung, daß er in Wien einen Wäscheschatz mit der Krone von Byzanz und dem Prunkzeichen S II (Simeon der Zweite) besticken, in Venedig sein und seiner zweiten Frau Mosaikbild für die Sophienkirche bunt fügen ließ, nach solchen Symptomen also entschlossen war, als Herr über Konstantins Stadt dem Sohn Boris in den Griechenritus, als in neue Heimath, zu folgen? Wahr oder klug einer Sehnsucht nachempfunden, die sichtbar geworden ist; allzu sichtbar gewiß dem von rauher Wirklichkeit nun aus dem Traum von Größe Gerüttelten. Denn außer der in Sofia gedruckten, in Kawala hurtig verbreiteten, in der pariser „Illustration“ dem Abendland vors lachende Auge gerückten Karte, auf der im Westen Ueskük, Prizrend, Dibra, im Süden Saloniki sammt der Chalkidischen

Halbinsel zu Bulgarien gehören, der ganze Sandschak und der Epirus dem neuen Albanien zugezeichnet, den Serben und Hellenen also sämmtliche Stücke der Kriegsbeute entrissen sind, außer diesem hübschen Dokument (das, nebenbei, unzweideutig erweist, wer im zweiten Balkankrieg der Vertragsbrecher, Raubsinner, Angreifer war) giebt es noch allerliebste Postkärtchen, die Ferdinandum als makedonischen Schollenbauer und als Oströmerkaiser (mit der Krone, versteht sich) zeigen. Hat Nikolai Alexandrowitsch noch keine erblickt? Sie könnte ihn lehren, daß in der Slavenhülle der Tatar, Rußlands Erbfeind, lebt. Solche Symbiose ist möglich. Doch: Rock ist weg, Stock ist weg. Ueskueb (Skoplje), Saloniki, Kawala; und der Qualm bulgarischer Gräuel und Lügen hat, überall, einen Ekel geweckt, der Europen einstweilen noch hindert, sich emsig mindestens für die Rückerstattung Adrianopels zu regen.

Die Füllung der Kirchenkluft, die so oft mißlang, wird in absehbarer Zeit kaum noch einmal versucht werden. Zu spät; oder zu früh. Orient und Occident, die unserem Dichter schon untrennbar schienen, sind dennoch nicht ans selbe Kreuz zu schnüren. Leo der Dreizehnte und Rampolla haben mit Rußland (das, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Iswolskij damals bei der Kurie vertrat) über einen modus vivendi, niemals über neue Einungmöglichkeit verhandelt. Wie aber wird die Welt der Gottesvorstellung aussehen, wenn, 1954, neun Saekula seit dem Tage verglüht sind, da Roms Legaten die Bannbulle auf den Altar der Sophienkirche legten und, nach der Aufzählung der sieben griechischen Erzketzerstreiche, den Staub von ihren Füßen schüttelten? Rußland, Serbien, Hellas, Rumänien, Montenegro: Alles der Morgenlandskirche pflichtig; die auch einem Bulgarien, das der Vermögensgrenze und des Menschlichkeitwerthes endlich bewußt geworden wäre, weit ihre Pforte aufthäte. Aus der Griechenkirche, die als vermodert, deren Baugrund als völlig unfruchtbar verschrien war, blüht grünes Leben; ein Lenz? Frankreich walkt die Kutte, Italien dünkt den Papst ein Kerker, Spanien, Portugal, Nordösterreich bücken sich nur unwillig noch, selten, unter den Wink des Hirtenstabes; ein Herbst? In Südost wird ein Zollverein, vielleicht, auch nach deutschem Muster, ein Staatenbund. Nur Gebild irdischer Wirthschaft? Keiner kann heute schwören, daß dem uralten Gedanken der Oikumene, der zu Weltmacht gerüsteten Gemeinschaft im rechten Griechenglauben, der Lebenssaft schon verdorrt ist.

Disputation.*)

(In der Hütte Laziusa. Am Herd sitzen Valentius und Rufus und löffeln aus irdenen Schalen eine dampfende Suppe. Weiter im Hintergrund und im Schatten lehnt Susa am Thürpfosten und sieht auf die beiden Männer, die an Alter und Haltung wie an Aussehen verschieden sind. Rufus ist groß und stattlich, mit bartlosem Gesicht, die Runzeln des beginnenden Alters um Augenwinkel und Nasenflügel, mit blitzenden, aufmerksamen Augen und hoher, klarer Stirn. Valentius hält sich etwas gebückt, obwohl er erst dreißig Jahre alt sein mag. Um Kinn und Wangen wächst ihm ein dünner, flaumiger Bart. Die niedrige Stirn durchziehen lange Falten, aus seinen Augen aber bricht von Zeit zu Zeit der Strahl eines Feuers, das eine Schwärmerseele verräth. Er ist sehr mager, von Staub bedeckt, der kurze Mantel ist zerrissen und zeigt lange, mühsälige Wanderschaft an.)

Rufus: Bist Du satt?

Valentius: Ich bin satt und danke Dir im Namen des Herrn, den Du in mir gelabt hast.

(Rufus macht eine unmuthige Geberde der Abwehr, schweigt aber.)

Valentius: Wir trafen uns schon einmal auf der Wanderschaft. Weißt Du es noch?

Rufus: Ich erkannte Dich erst, als Du Dich von Deinem Sturze ein Wenig erholt hattest.

Valentius: Ich erkannte Dich gleich. (Sich zu Susa wendend): Du warst damals noch wie ein Kind, obschon es erst ein Jahr her sein mag, daß ich Euch am Straßenrand gegenüber saß.

Rufus: Sie ist mein Weib.

(Susa geht schüchtern zu ihm hin, legt ihm die Hand mit einer bittenden und dankbaren Geberde auf den Arm und zieht sich dann wieder ins Halbdunkel des Hintergrundes zurück.)

Valentius: Ich dachte damals nicht, daß ich Dich so bald wiedersehen würde, der Du so eiserne Worte zu mir gesprochen hattest. Ich dachte oft an Deinen Stolz und betete für Dich.

Rufus (abwehrend): Sag mir lieber, wie Du in diese Einsamkeit nach Laziusa geriethest.

Valentius: Ich war auf dem Weg zu den Brüdern. Im Gebüsch, unter Felsen schlief ich. Am Morgen schüttelte ich den Schlaf von den Gliedern und nahm meinen Weg wieder auf. Das Land ist verödet; Du weißt. Die Bauern in den Thälern sind geflohen, die Höfe stehen leer. Niemand, der Einem die Richtung zu zeigen vermag. Genug! Auf einmal war ich in wilder Thalschlucht, die allen Ausblick verwehrte. Ich stieg und stieg. Immer fremder wurde mir die Gegend. So gerieth ich in eine waldige Schlucht, die ich nie gesehen hatte. Die

---

*) Aus dem Band „Der Tod der Götter“, den der Dichter bei Albert Langen in München erscheinen läßt.

zackigen Berge, die von fern auf Pons Drusi niederschauen, waren mir nun auf einmal nah. Im Norden sah ich Rauch aufsteigen. Ich sah das Eichhörnchen vor mir fliehen; große Vögel kreisten über den Baumwipfeln. Nur den Schrei des Hirsches hörte ich und das Tosen des Wassers in den Klüften. Ich schlief ein paar Stunden am Rand einer Waldwiese, unter einer kleinen Höhlung. Aber als der Mond aufging, aß ich mein letztes Stücklein Brot und schleppte mich in Gottes Namen weiter. Da kam ich an eine Geröllhalde, deren Blöcke wie die Knochen einer offenen Gräberstelle im Mondlicht dalagen. Die ersten Steine hielten meinem Fuße Stand, aber als ich schon fast drüben war, hörte ich Steinfall über mir sausen ... Ich schaue auf. Ich will springen: da durchzuckt mich plötzlich ein Schmerz, mit den Händen greife ich um mich ... Dann wird es dunkel ... das Weitere weißt Du selbst.

(Pause. Susa zündet eine neue Kienholzfackel an und steckt sie in den Ring am Herd.)

Rufus: Du bist viele Tage unterwegs gewesen?

Valentius: Ich komme von Pons Drusi.

Rufus (düster): Du sahst die Barbaren in römischen Häusern Siegesmahle halten, Du sahst unsere griechischen Statuen von ihrem Unrath befleckt, Du sahst das üppige Land von ihren wimmelnden Horden bedeckt und kahl gefressen, als wären Heuschreckenzüge in die Rebengärten eingefallen?

Valentius: Ich saß an den Feuern Derer, die Du Barbaren nennst, und redete mit ihnen.

Rufus: Wie weit sind sie ins Land gedrungen? Ist ihre Zahl sehr groß? Was treiben sie? Hat es den Anschein, daß sie zu einer neuen Wanderschaft sich rüsten, oder bleiben sie und wohnen sie in unseren Häusern? Wie steht es mit den Obstgärten und mit den Weinbergen? Kennst Du ... Cornelianum, die einstige Stätte des Friedens? Sage mir, sahst Du Cornelianum? (Von Schmerz bewegt): Die sanften Rebenhänge? Die Pfirsichbäume, die von Früchten schwere Aeste zum blumenübersäten Mutterboden niederhängen lassen? Die vom Efeu überwucherten niedrigen Mauern? Die grünen Wege, über die die Eidechse im flinken Spiel huscht? Die klaren Wasser, die zu Thal murmeln? Und das Vergißmeinnicht beugt seine blauen Sterne darüber. Die Nußbäume, in deren Schatten Steinbänke stehen, zum Ruhen ladend? Die alten Bilder, die ich in den Kapellen aufgestellt habe? (Er schweigt, das Haupt gebeugt, die Augen mit dem linken Arm deckend. Susa tritt zu ihm und legt ihm zart die Hand auf die Schulter.)

Valentius (nach einer Pause): Du stellst der Fragen so viele, daß ich mich zu antworten fürchte. Du zwingst mich, Dir Kummer zu bereiten; denn ich sah Cornelianum. Ich bin viel herumgegangen, obwohl mich die Sieger zuerst höhnten. Aber sie sind wie Kinder, mit hellen Augen, und ihr Herz ist nicht böse. Sie werden erlöst werden, denn Gott hat ihnen das Herz erweicht und hat ihnen die Augen geöffnet durch seine Gnade. Wie viele ihrer sind: ich weiß es nicht. Es

mögen an dreitausend sein, ohne die Weiber und Kinder, von denen es in den Lagergassen und in den Wagen wimmelt, Bestand und Zukunft ihrem Stamm verheißend. Der größte Theil des Heeres ist aber nach Südwesten, nach den Thälern des Ronsbergs, abgezogen. Die aber, die geblieben sind, machen keine Anstalt, zu weichen. Das Land gefällt ihnen. Sie bauen Häuser. Sie befestigen ein Lager. In den Wiesen arbeiten ihre Weiber und führen das Heu ein. Da ihr Führer durch den Einsturz eines brennenden Hauses erschlagen wurde, haben sie einen neuen König gewählt. Sie gaben mir zu essen und hörten zu, wenn ich zu ihnen sprach ... (Von Bewegung übermannt, steht er auf und neigt sich tief vor einem kleinen Holzkreuz, das er aus den Brustfalten seines Gewandes zieht.) Sie hörten die gute Botschaft von mir und weinten um den Opfertod des Herrn. Ja, ich niedriger Knecht, der geringsten einer von allen, ich durfte ihnen die Geburt und das Sterben des Herrn und Heilands künden und durfte sie aus der Nacht ihrer heidnischen Blindheit in das Licht Gottes führen. Nun gehe ich zu den Brüdern in Sabionae, um Hilfe zu holen, Säleute, zu säen den Samen des ewigen Heils. Denn so hungrig begehren Jene die Taufe, daß meine Kräfte allein nicht ausreichen ... Ja, Kinder sind es, lärmende, frohe Kinder, die an dem Lehrer hängen, ein einfaches Volk, das nichts von Steinhäusern weiß noch von dem vielfachen Geräth, das Rom in die Welt gebracht hat. Und ihre Kindschaft hat sie zu Zerstörern gemacht. Wohl! Die Stadt ist verwüstet. Hallen und Säulenwerk liegt zertrümmert am Boden. Aber es kommt eine neue Zeit. Was stand, muß stürzen; und Gott führt die sündige Welt zur Erlösung.

Rufus (drohend): Von Cornelianum sprich mir, wortreicher Mann! Von Cornelianum, wenn Du es sahst.

Valentius: Ich sah auch Cornelianum.

Rufus (hastig): Es ist eine Trümmerstätte?

Valentius: Ein wüster Ort, eine zerstampfte Wildniß, ein wirrer Haufen von Steinen und verkohlten Balken; und das verwelkte Laub abgeschnittener Rebenstöcke bedeckt die Blumenfülle seines Bodens. Aber was hülfe es, zu blühen, wenn ein Herz nicht zum Herrn heimgefunden hat? Und besser der Bettler und der Verirrte in wildem, steinigen Land als der Reiche, dessen Seele dürr ist und verdursten muß, da sie sich nicht aus der Quelle laben kann.

(Lange Pause. Der Nachtwind rüttelt am Hüttendach. Ein seltsamer Ton ist in der Luft.)

Rufus (sich straff aufrichtend): Fürchte nicht, daß ich Dich die schwere Trostlosigkeit Deiner Nachrichten entgelten lasse! (Stolz, mit steigender Wärme, immer lauter und sicherer): Es gab eine Zeit, da ich solchen Unheilsboten mit diesen meinen Händen erdrosselt hätte. Es gab eine Zeit, da ich meinte, die Fundamente der Welt geriethen ins Wanken, wenn mir selber Uebles geschah. Das ist vorüber. Ich habe mein Herz mit dreifachem Erz gepanzert und verlange nicht mehr nach Dem, was einstens war. Hier sitze ich, mein Weib halte ich an der

Hand, ich esse mein dürftiges Brot und bin Herr und König in meiner Einsamkeit.

Valentius: Es steht geschrieben: „Ich kenne Deine Werke, daß Du nicht kalt noch warm bist. Wärest Du doch kalt oder warm! So nun, weil Du lau bist und weder warm noch kalt, will ich Dich ausspeien aus meinem Munde. Denn Du sagst: Ich bin reich, ja, reich bin ich geworden und brauche nichts, und weißt nicht, daß Du unglücklich bist, elend, arm, blind und bloß. Ich rathe Dir, bei mir Gold zu kaufen, im Feuer geglüht, damit Du reich werdest, und weiße Gewänder zum Anlegen, daß die Schande Deiner Blöße nicht offenbar werde, und Salbe, auf Deine Augen einzureiben, um zu sehen.“ Und weiter steht geschrieben: „Denn welche ich liebe, Die strafe und züchtige ich; so beeifere Dich nun und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an: Wer meine Stimme hört und die Thür aufmacht, zu Dem werde ich eingehen und mit ihm Mahlzeit halten und er mit mir.“

Rufus (kalt): Ich hörte diese Stimme schon oft, aber sie verführt mich nicht. Es ist wohl wahr, daß ich selber wieder ein Schüler geworden bin und neu zu lernen beginne; der Lehrer aber ist in mir selbst.

Valentius: Ach, Du Armer! Nicht durch das Lernen und selbst nicht durch ein unsträfliches Leben ist das Heil zu erlangen, sondern nur durch die Sakramente. Den Hochmüthigen aber hat Gott von Uranfang verworfen, wie der Kaufmann verwirft die schlechte Waare.

Rufus: Es giebt eine Wahrheit. Auch Ihr habt sie vielleicht erfragt. Ich weiß es, daß Ihr das Gute nehmt, wo Ihr es findet. Aber es ist in Eurer Hand gleichsam verdorben, da Ihr den Menschen zum winselnden Hunde vor Gott gemacht habt. Gott ist, weil der Mensch ist; ohne den Menschen wäre Gott nicht. Ich suche ihn; Ihr wähnt, ihn zu haben, und seht nur den Schein, nicht das Wesen. Im Symbol erstickt Euer Gott und lebt nicht, wie er nie gestorben ist, eben, weil er nie lebte. Aber mein Gott lebt, denn täglich schaffe ich ihn neu, täglich komme ich ihm näher und sehe ihn wachsen und sich wandeln und über Menschliches ins Unermeßliche hinauswachsen ... O, ich kenne viele Götter und jeder füllte mich eine Zeit lang aus, bis ich erkannte, daß Gott größer sein muß als sie alle ... Hast Du einmal von dem Unbekannten Gott gehört, dessen Tempel auf dem Forum zu Rom steht, von ihm, der keinen Namen hat, weil ein bloßer Name ihn begrenzen würde, und er ist doch so groß, daß er, über alle Grenzen hinauswachsend ins Unermeßliche, Ewige hinein, die Welt erfüllt und größer ist als diese Welt? Und ist doch nur ein Hauch vor meinem Munde und zittert um mein Bekennen. Denn was ist er, wenn ich ihn nicht erkenne?

Valentius: Ich bin ein einfacher Mann. Ich weiß nichts als: Mein Erlöser lebt und wird mich erretten. (Er bekreuzigt sich.)

Rufus: Ja, bekreuzige Dich! Denn ich muß Dir Satanas und Verführer sein. Und ich sage Dir noch mehr. Ihr brüstet Euch mit Eurem dreieinigen Gott; aber auch Den habt nicht Ihr gefunden, sondern Pythagoras, dem Zwei der Ausdruck des Unvollkommenen, Sünd-

haften, weil im Stoff Steckengebliebenen war. Die Dreizahl aber umschloß Anfang, Sein und Ende. Was wäret Ihr ohne diese mystische Vorstellung von der Dreiheit, die Himmel und Erde umfaßt!

Valentius: Auch für die tugendhaften und erleuchteten Heiden ist der Heiland gestorben. Und auch Du wirst zu uns kommen, denn Du bist auf dem Wege zu uns.

Rufus: Nicht auf dem Wege zu Euch. Bei Euch ist keine Luft; da kann man nicht athmen, da erstickt man im karg zugemessenen Raum.

Valentius: Der Mensch ist ein armsäliger Wurm, von Anfang an mit der Sünde belastet an seiner Seele. Nicht durch ihn selbst kann er selig werden. Sein Heiland ist gekommen, die Sünder selig zu machen, nicht die Gerechten. Darum glaube ich an meinen Herrn und Heiland. Der rechte Glaube wird mich erretten.

Rufus: Und wer ist es, der den rechten Glauben hat? O des Hochmuths Eurer Seele, die Ihr so demüthig zu sein vorgebt! Nicht umsonst bekennt Ihr Euch zur Einfalt der Seele, denn Das ist das Mittel, Eure eigene Ueberzeugung für die einzig mögliche und wahre auszugeben.

Valentius: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jesum Christum, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, sitzt zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Ich glaube an den Heiligen Geist, die Heilige Katholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Nachlaß der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen.

Rufus: Und mag es drum sein! Wer giebt Dir aber das Recht, zu verlangen, daß Alle es glauben?

Valentius: Auch schon vor dem Gesetz war die Sünde in der Welt. Das Gesetz ist gekommen, damit die Uebertretung völlig werde. Wo aber die Sünde völlig wurde, da ist die Gnade überreich geworden, damit, wie die Sünde im Tod geherrscht hat, so auch die Gnade herrsche durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum unsern Herrn.

Rufus: Du weichst mir aus und birgst Dich hinter den dunklen Sprüchen Eurer Verkünder. Sage mir, woher weißt Du, daß Dein Glaube der rechte ist?

Valentius: David und die Propheten haben den Christus vorausverkündet und seine Wunder bestätigen ihn.

Rufus: Und wer bestätigt die Wunder?

Valentius: Er selber, der mein Heiland ist.

Rufus: So dreht Ihr Euch ewig im Kreise.

Valentius: Wir glauben und darum wissen wir. Und wenn es Kleinmüthige unter uns giebt, so werden auch sie glauben müssen, da

heute noch täglich jene Wunder geschehen, die den Christus bestätigen. Gott lebt in alle Ewigkeit bis zu den Tagen, da sein Reich die ganze Welt erfüllt. Thue die Augen auf, Rufus, und falle nieder, wenn nicht vor den Lebenden, so doch vor den Toten, deren heilige Leiber Wunder wirken, auf daß Gott erkannt werde und sein Wort Geltung habe durch alle Zeiten.

Rufus: Sprichst Du von jener Varuna, der armen Kranken, die durch die Welt geschleppt wird, so daß sie nicht leben noch sterben kann? Sprichst Du von Sisillus, dessen verwesendes Fleisch in goldbeschlagenem Sarg als ein Feldzeichen vor Euch hergetragen wird? Wunder sind billig. Frage die Priester unserer Götter, ob nicht auch sie solche Wunder thaten.

Valentius: Es mag sein, daß auch Eure Dämonen Manches vermögen. Aber solche Wunder blenden nur den Irrgläubigen. Wehe Dem, der an sie glaubt; er ist den Dämonen verfallen und kann nicht selig werden. Nur der rechte Glaube macht selig.

Rufus: Euer Glaube ist nur eine Vorstufe, ein armer Anfang, keine Erfüllung. Was da eine Ahnung giebt von dem ewigen Räthsel, das Ihr frech als gelöst ausgeben möchtet, Das habt Ihr aus jenen Urweisheiten geschöpft, die Ihr als verwerflichen Dämonenglauben abthut. Ihr habt einen Gott, einen ewigen, allmächtigen Gott, der den Menschen aus freiem Willen geschaffen hat; aber Gott schafft zugleich die Erbsünde, als gelüste ihn, sich selber Schwierigkeiten zu machen, mit sich zu spielen, zu erproben, ob der von ihm gebildete Mensch stärker sei als sein Schöpfer, indem er die in ihn gelegte Sünde überwindet. Ein Gott ist es, der sich selbst verneint. Denn nicht Gott kann den Menschen von dieser Sünde lösen, die er auf ihn legte. Er bedarf eines Sohnes, der durch den Vater als Logos von Ewigkeit her gezeugt ist. Der Logos aber kann nicht Mittler sein, denn er ist göttlich. Darum muß der Sohn Mensch werden. Einen Menschen wiederum kann Euer Gott nicht aus sich schaffen, er, der doch nach Eurer Meinung Adam und Eva schuf aus dem Staube und ihnen seinen Odem einhauchte als unsterbliche Seele. Er kann den Sohn, seinen Mittler, nicht als Menschen schaffen. Er bedarf eines irdischen Weibes, das der Heilige Geist, die Hauch gewordene Person Gottes, beschattet. Und dieser Mensch, der göttliche Sohn, muß sterben, damit der Mensch erlöst werde. Gott muß sich also selbst opfern, um Das, was er von Anfang an schlecht gemacht hat, obschon nichts ihn zwang, es schlecht zu machen (denn er ist ja der Unsterbliche, Ewige, Allmächtige), um Das, was ihm gleichsam ein Spiel war, wieder gut zu machen. Ein Spiel, das die Menschheit in Nacht und Entsetzen und ewige Verzweiflung getaucht hat. Ich sagte: Ihr nahmt von dieser Lehre Das, was an die ewige Wahrheit zu rühren scheint, aus alter Menschenweisheit. Hast Du nie von Mithras gehört, dem Gottessohn, der in der Person des geliebten Stieres sich selber opferte, um die Menschheit von dem Uebel zu erlösen, das zugleich mit der Geburt des Menschen auf die Welt gekommen ist? Weißt Du nichts

von der Vereinigung des Menschen in Gott, die seine Lehre lehrt? Hast Du von der Gottesgebärerin Isis nie gehört, die streng geschlossen dasitzt, den Sohn an der Mutterbrust? Ihr nahmt das Gute, wo Ihr es fandet, und zerstörtet die Quellen, aus denen Euch die Weisheit floß, indem Ihr die Tempel niederwarft, denn Eure Mißgunst duldete nicht, daß die Wahrheit schon vor Euch auf der Welt gewesen sein sollte. Selber selig werden: ist der Inhalt Eurer Lehre. Darum ist Euer Ideal der Einsiedler, der sich in Unrath und Hunger in der Einöde verschließt und, seinen Nabel betrachtend, das Leben verneint. Eigenthum, die Sorge für morgen, Fleiß, Wissen verwerft Ihr. Nach dem Evangelium braucht Ihr keine Neugier, keine Forschung mehr. Wenn Ihr nur glaubt, verlangt Euch nach nichts, was über diesen Glauben hinausginge. Das Gute thut Ihr zur Erlangung des Himmelreichs, die Befreiung von der Sünde ist Euch nicht auch allein durch innere Befreiung möglich, nicht durch das Ringen der Seele nach Unsträflichkeit. Ihr braucht dazu außermenschliche Gnadenmittel. Ahnt Ihr denn auch, welche Aufforderung zum Verbrechen Ihr der Welt gebt, da Ihr Eure Sakramente ihr zugleich in die Hand gegeben habt als ein billiges Mittel, an die Stelle des wahren Ringens um Gott die außermenschliche Gnade zu setzen? Und wer braucht Gnade? Ein niedriger Knecht! Nicht der freie Mensch, der Gotterlöser, in dessen Auge sich das Wesen der Welt froh und schön spiegelt. Zum Wurme macht Ihr den Menschen und werth des Unterganges. Ihr betet: Gott erlöse uns von dem Uebel! Ich bete: Gott erlöse uns von Eurer Demuth!

Valentius: In Deiner Weise kann ich Dir nicht antworten. Denn es ist uns gelehrt, daß unsere Tugenden die Liebe, die Freude, die Geduld, die Freundlichkeit, die Sanftmuth, der Glaube und der Friede sind. Darum will ich Dir nicht antworten, sondern hoffe in Gott, daß auch Du den Weg finden wirst. (Heftig bewegt schlägt er die Hände vor das Antlitz. Ein Zucken geht durch seine Schultern.)

Rufus: Du warst doch Soldat? Und stehst da und weinst? Und hast Alles vergessen, was man Dich einst lehrte. Und gehst nun predigend durch die Welt, des Vaterlandes vergessend, ein Ueberläufer zu rohen Barbaren, die Roms heiligen Leib anzutasten sich vermessen haben. Deinen Frieden hast Du mit ihnen gemacht und brüstest Dich noch Deiner That als einer Selbstüberwindung. Es scheint, daß die Vaterlandliebe nicht zu Euren Tugenden gehört. Denn Eure Heimath ist da oben, über den Wolken irgendwo, aber diesen Boden hier, den das Blut Eurer Väter gedüngt hat, mißachtet Ihr, als wäre er nichts. Ihr wißt ja nicht, was es heißt, in trunkener Anbetung den Staub der Heimath zu küssen, im vertrauten Gefilde zu wandeln und sich als Sohn und Beschützer ihres Bodens zu fühlen. Ihr versteht nicht, was es heißt, verlieren, vertrieben sein und nur aus der Ferne den Rauch des heimathlichen Herdes sehen zu dürfen, was es bedeutet, wenn die wunderbare Geliebte fremde Arme brünstig umschlingen und ihr Hilferuf in der Ohnmacht des Verlassenseins erstickt. Ich sehe Rom hilflos

und nackt, seines Daches beraubt. Ich sehe es frieren und zittern und kann ihm nicht zu Hilfe kommen. Aber im Leid wenigstens will ich ihm gleich sein und Die verfluchen, die, seine Noth vergessend, keine andere Sorge kennen als die Betreibung ihres Seelenheils. Wer seine Heimath gering achtet, ist mir nicht besser, als wer seinen Vater hungern ließe, und wer überall und nirgends zu Hause ist, ein habloser, schnell bereiter Wandersmann, Den nenne ich einen dürftigen, kalten Gaukler, der noch an seiner Selbstzufriedenheit ersticken wird.

Valentius: Wir wandern Alle. Auch Du wanderst und weißt nicht, welches Dein Ziel ist. Denn hier sind wir nicht in der Heimath; aber der Erlöser lebt.

Rufus: Anders lebt der Erlöser, als Du meinst. Es kommt eine neue Zeit; und wir sind der Dünger, mit dem das Brachland fruchtbar gemacht werden soll. Du gehst aus dem Barbarenlager hinweg und lachst vor Stolz und Freude, statt zu weinen. Denn Die, die Du Deine neuen Freunde nennst, sie werden auch Dich hinwegfegen, wie sie mein Haus hinweggefegt haben. Sie werden ihre Rosse über Dich hinwegstampfen lassen, wie sie sie über meine Wundergärten hinwegstampfen ließen. Die Welt legt sich zum Sterben und hinterläßt ihr Erbe den helläugigen, lauten Barbaren, die aus der Erde wuchsen, zahllos wie Grashalme aus angeschwemmtem Marschland. Aber ich klammere mich an diesen Boden, der mir einst Kraft gab, groß und stolz zu werden. Wer, wie Ihr, überall daheim ist, Der wird ohne Nachhall und Namen im Winde verwehen. Wer aber die Heimath liebt, Den liebt sie unverbrüchlich wieder, Den macht sie heilig. Sieh Diese! (Er zieht Susa aus dem Schatten ins helle Licht des Herdfeuers und legt den Arm um ihre Schultern.) Sieh Diese an! Sie ist mein Weib, sie ist dieser Scholle entstiegen wie eine eingeborene Höhenblume, sie ist der wundersame Hauch der Luft, die von den Gletschern weht, sie ist der Fall stürzender Wasser und das Raunen, das nachts durch die Wälder geht, wenn die erste Tagesahnung von Osten her durch die Baumwipfel streicht, sie ist Gebein vom Gebein dieses Landes und Fleisch von seinem Fleisch, sie ist Die, die Mutter werden wird aus meiner Lende, um einen Sohn zu gebären als den Retter vielleicht dieser weithin gelagerten Berge. In ihr und durch sie habe ich Wurzeln geschlagen und erhebe mich über mein Geschick und meine Aengste. Und durch sie habe ich die Kraft, nachdem ich die Götter sterben sah und in ihrem Sturz nicht unterging, in mir Gott zu suchen und ihn selber zu erlösen. Ich weiß, daß ich sterben werde. Aber ich weiß auch, daß der Tod des Lebens größte Köstlichkeit ist, wenn ich ihm ohne Furcht ins Antlitz blicken kann, und daß ich in meinem Wollen, Suchen und Finden Bestand habe, auch ohne Gnade von oben, ohne winselnde Gebete, ohne Selbstdemüthigung.

Valentius (ist immer unruhiger geworden. Jetzt springt er entsetzt auf, hebt abwehrend die Hände und betet): Hilf mir, o Gott, denn Wasser geht bis an meine Seele; ich erstickе im Schlamm, da kein Grund ist. In Wassertiefen bin ich gerathen, schon überströmt mich die Fluth! (Er

betet lange lautlos mit den Lippen, bekreuzigt sich und läßt sich tief seufzend auf seinen Sitz niedergleiten. Dann leise): Ich kann Dir nicht antworten. Ich bin ein einfacher Mann, dem Gott nicht die Kraft des Wortes verliehen hat. Aber ich fühle im Innersten, daß Du den rechten Weg verlassen hast und in der Irre gehst. Und dennoch: ich verzweifle nicht um Dich. Hat nicht auch Jakob gerungen mit dem Engel des Herrn und hat nicht abgelassen, denn er segnete ihn? Und steht nicht geschrieben, daß Gott den Sohn nicht in die Welt geschickt hat, damit er die Welt richte, sondern, damit die Welt durch ihn gerettet werde?

Rufus: Ihr habt Männlichkeit und Zorn verlernt; und wenn man Euch Euren Gott mit Geißeln schlägt und Eure Tugenden mit Ruthen, so werdet Ihr Euch noch demüthig beugen und die Hand hinhalten, damit man auf sie speie.

Valentius: Unser ist nicht die Rache. Wir werfen unsere Noth auf Jesum Christum, dem die Herrlichkeit, Ehre, Größe und ein ewiger Thron von Geschlecht zu Geschlecht ist.

(Lange Pause. Ein seltsamer Ton erklingt draußen im Wald.)

Rufus (aufhorchend): Hörst Du es, Susa?

Susa: Schon wieder Tirli!

Rufus: Sie bellen und schreien wie hungrige Wölfe.

Valentius (furchtsam sich bekreuzigend): Was ist Das?

Rufus: Ein schleichendes Gezücht aus verschollenen Zeiten, das hier in dunklen Nächten sein Wesen treibt.

Valentius: Es giebt Dämonen und es ist den Aposteln befohlen von Jesus Christus, die Dämonen auszutreiben. Und hatte nicht Maria von Magdala sieben Dämonen?

Rufus: Diese da sind nur dürftige Wesen, die lichtscheu in Höhlen hausen und sich von jedem Unrath nähren.

Valentius: So mag die Hölle aus ihren Tiefen schreien. Mir klopft das Herz. (Der Ton erklingt wieder. Valentius reißt sein Holzkreuz aus dem Gewande.) Es schreit der Unreine aus den Abgründen der Nacht und hofft, den Frommen zu Fall zu bringen. Ich sage Dir, Rufus, die Dämonen bekennen sich selbst, so oft sie von uns durch die Folter der Worte und durch die Gluth des Gebetes vertrieben werden. Selbst Serapis, Kothyto und Zeus Bronton sprechen, vom Schmerz bezwungen, aus, was sie sind. Und wer es nie geglaubt hat, muß ihnen auf ihr Zeugniß hin glauben, daß sie Dämonen sind, da sie es selbst bekennen. Denn sobald sie beschworen werden bei dem wahren und einigen Gott, erschauern sie unwillkürlich und im Gefühl ihres Leidens und fahren aus ihrem Versteck oder aus dem Leib, den sie besessen haben, oder verschwinden allmählich, immer kleiner und schwächer werdend. (Er reißt die Thür auf und horcht in das Schweigen hinaus. Berg und Wald bilden eine einheitlich dunkle, undurchdringliche Masse.) Nichts! Nichts! Dunkel! Es verbirgt sich der Sohn der Hölle; aber ich will ihn bannen, daß er ausfährt und dahin flüchtet, woher er gekommen ist. (Er tritt auf die Schwelle, hält das Kreuz mit beiden Händen in die Nacht hinaus und exorzisirt): Fliehe schnell, Betrüger, aus

Deiner Zufluchtstätte! Fliehe aus Baum und Strauch, aus Fels und Thier! Weiche von hinnen, Räuber, Schlange, Gottloser, Tod, Dieb, Bestie, Mörder, der Du den Stammeltern den Tod gebracht hast, der Du Dich in der Nacht verbirgst, der Du aus der Ferne höhnst, da Du mich nicht kanntest. Aber Du sollst meine Macht erfahren, so daß Du erbleichst und vor der Gluth meiner Flamme ohnmächtig hinsinkst. Denn ich kenne Dich, das Thier mit zehn Hörnern und sieben Köpfen und mit zehn Diademen und sein Name ist Lästerung. Gefallen ist das große Babel, denn es kämpften wider Dich die sieben Erzengel Michael, Raffael, Gabriel, Suriel, Zaziel, Badakiel, Suliel. Und über ihnen die sieben Himmel. Und über den sieben Himmeln kämpft wider Dich der Eine in Dreien, dessen Namen sind: Lamm Gottes, Hirte, Erzhirte, Eckstein, Thür und Weg, Weizenkorn, Brot, Weinstock, Licht und Leben, Haupt und Leib, A und O, Zeuge, Anwalt und Richter, Menschensohn, Gottes Sohn, Hohepriester, Herr und König. Er, der Herr Jesus, der Gebieter, befiehlt Dir durch meinen Mund, zu fliehen, in das Meer, in die Felsen, in die Schweineheerde. Weiche, damit ich Dich nicht mit dem Kreuze schlage, vor dem Alles zittert ... (Er schweigt erschöpft. Vor dem Mund steht ihm Schaum.)

Rufus: Wenn Du den Dämon niederzwingen wolltest, den Du vielleicht in mir vermuthest, so sage ich Dir, daß Du unterliegen wirst. Meinst Du aber die schleichende Feigheit, die draußen ihr Wesen treibt, so nimm einen Stein und schleudere ihn ins Dunkel; Das wird besser sein als abgeschmackte Beschwörungen. (Er tritt vor die Thür, rafft einen Stein vom Boden auf und wirft ihn aufs Gerathewohl ins Dunkel.) Hast Du gehört, wie es durch die Bäume brach? Wie wenn ein Hirsch durchs Dickicht flieht, mit dem Geweih an die Stämme stößt und mit den Hufen sich im Dorn verfängt. Aber über ihm ist der Schrecken und mit seinem Blute zeichnet er den Weg.

Valentius: Was da floh, war nicht von dieser Welt. Ich weiß, daß Satanas wachsam ist. Und ich verfluche ihn, ich scheuche ihn mit diesem Kreuz, den Lügner und Abgott, das Thier mit den Flügeln, das durch die Nacht kriecht und auf dem Drachen reitet. Schwefelgelb ist es und hyazinthenfarbig und hat Haare wie Weiberhaare. Merke auf, Satanas, geschwänzter Affe und Engel des Abgrundes, der Du heißest Abaddon. Du bist gezeichnet. Du bist in Dornen verstrickt und windest Dich in Qualen, denn hinter Dir her ist die Stimme der Diener des Herrn. Hier stehe ich, von Gott mit seinem Kreuze gerüstet, mit aller Macht ausgestattet, die dem Bekenner verliehen ist. Ich mache hell das Dunkel und leuchte in die Nacht bis in die Eingeweide der Erde, Deine Höllen auszuräuchern und Dich im Qualm zu ersticken. Denn ich bin der Anfang und das Ende, spricht Gott, und werde meine Söhne schirmen, daß sie getrost wandeln auf der Erde, denn ich bin bei ihnen. (Er streckt das Kreuz gegen das Dunkel aus, seine Stimme überschlägt sich, ein rauhes Stöhnen bricht aus seiner Brust, dann fällt er von Krämpfen geschüttelt in Zuckungen hintenüber.) Richard Huldschiner.

Sentiments.

Wenn das sittliche Empfinden ins Kaufmännische übertragen wird, macht man entweder sehr gute oder sehr schlechte Geschäfte. Welche Sorte steht den Vereinigten Staaten bevor? Noch sieht man nicht, wie die zunächst altmodisch anmuthende Politik des Präsidenten Wilson sich mit den Geschäftsbräuchen seines Landes abfinden wird. Zum ersten Male zeigte sich der neue Gegensatz, als es um die Unterzeichnung des chinesischen Anleihevertrags ging. Auf Wunsch des Präsidenten zogen die amerikanischen Banken sich aus der Partnerschaft zurück, um nicht zu einer „Demüthigung“ Chinas mitzuwirken. Rieth dazu besondere Schlauheit, die aus gehäuftem Wohlwollen reiches Kapital schlagen will? Dem Präsidenten Wilson lag sicher daran, die Chinamänner nicht zu kränken. Viele newyorker Geldmacher waren aber wüthend und klagten den Präsidenten der Geschäftsstörung an. Zweites Gefühlsdrama: Mexiko. Woodrow Wilson versagt Victoriano Huerta die Anerkennung, weil er ihm nicht die Fähigkeit zutraut, in der aufgewühlten Republik die Ordnung wiederherzustellen. Alle Regirungen haben den Präsidenten Huerta anerkannt; nur Washington nicht. Folge dieser Gefühlspolitik ist, daß in Mexiko die Anarchie fortwährt. Wer sein Geld am Rio Grande angelegt hat, schilt die Yankees. Nicht nur, weil sie die Monroedoktrin vor den Grenzen der Republik als Wall aufgebaut haben; kümmern sie sich auch nur im Geringsten um das Schicksal der Kaufleute und Kapitalisten? Seit dem Sturz des alten Porfirio Diaz sieht es in Mexiko schlimm aus. Der Name Diaz war für jeden Unternehmer so gut wie eine Avalbürgschaft. Das fremde Kapital interessirte sich für mexikanische Anlagen, weil der Respekt, den der Bezwinger der Bürgerkriege genoß, als sicheres Unterpfand gewerthet wurde. Nun wird den Yankees nachgesagt, daß sie die mexikanischen Revolutionen heimlich fördern, bis die Republik reif geworden sei, den Vereinigten Staaten einverleibt zu werden. Daran denken sie nicht; sie wollen Mexiko nicht aufnehmen. Wilson wünscht keinen Krieg gegen Mexiko, will dort aber durchaus einen besseren Präsidenten sehen.

Die Geschäftsleute der Union haben im Bereich der Pesos eifrig finanzirt und dürfen sich als Großaktionäre fühlen. Sie sind aber nicht eifersüchtig auf dem Erworbenen sitzen geblieben, sondern haben Europa daran betheiligt. Die Aktien der National Railways of Mexico, des großen mexikanischen Eisenbahnsystems, wurden, gefördert durch newyorker Propaganda, „den weitesten Kreisen des geehrten europäischen Publikums“ angeboten. Ergebniß: Kursverluste von 80 bis 90 Millionen Dollars und, zum Theil, Ausfall jeder Dividende. Die Stammaktien der Gesellschaft sind, zum Glück für das Privatkapital, Staatsbesitz; aber die Vorzugaktien (im Ganzen 300 Millionen Dollars) waren dem Schutz des Publikums empfohlen. 240 Millionen blieben dividendenlos und senkten sich auf einen Nennwerthkurs von

10 Prozent; 58 Millionen brachten bis ans Ende des letzten Jahres noch schmalen Ertrag, werden aber, nach der Hinderung des Bahnverkehrs, kaum noch Etwas bringen. In Deutschland, wo die Aktien amtlich nicht gehandelt werden (nur die 4½ prozentigen Schuldverschreibungen haben eine Börsennotiz), gab es genug Leute, die den mexikanischen Eisenbahnshare für ein feines Spekulationpapier hielten. Die Nordamerikaner sind auf die Eisenbahn nicht angewiesen; die werden sie zu rechter Zeit mit Nutzen saniren; bis dahin aber der anderen nützlichen Beziehungen gedenken. Kupfer und Petroleum, Silber und Blei sind Produkte von dauerndem Reiz; und wenn die Engländer nicht den unangenehmen Ehrgeiz hätten, an der wirthschaftlichen Erschließung Mexikos mitzuarbeiten, würde der Yankee sich noch wohler fühlen. Die Germans aber sind an der Front, wenn sichs um Staatsanleihen handelt. Der berliner Kurszettel zeigt vier Notizen fünfprozentiger, zwei vierprozentiger Mexikaner. Beide Anleihegruppen umfassen konvertirte Schuldverschreibungen; denn Mexiko durfte, dank den Erfolgen des Musterpräsidenten Diaz, den alten, exotischen Zinsenmaßstab schon vor Jahren verkleinern. Wann die Fortsetzung folgt, ist noch dunkles Geheimniß. Der edle Volksfreund Madero, der die Expropriation der Expropriateure auf sein Programm gesetzt hatte, ist dieser Aufgabe nur insofern gerecht geworden, als er die Staatskassen geleert hat. Diaz bemühte sich, die Schulden zu verringern; sein Nachfolger verringerte nur die Menge des baren Geldes. Ohne neue Mittel läßt sich das mexikanische Finanzelend nicht beseitigen. Was das Ausland in der letzten Zeit hergab, mußte wieder hoch verzinst werden. Von der letzten Anleihe (500 Millionen Franken) wurden im Juni 151 Millionen zur Zeichnung aufgelegt. Die Führung hatten zwei pariser Banken. Auf die Emission in Deutschland wurde verzichtet, weil die Regirung die Zulassung an der Börse nicht wünschte. Die dem Uebernahmekonsortium angehörenden deutschen Institute haben diese jüngsten Mexikaner in ihren Portefeuilles behalten oder in aller Stille der Kundschaft verkauft. Die letzte Anleihe kostete wieder 6 Prozent; bei einem Zeichnungpreis von 97! Fünfprozentige Mexikaner hatten 1912 einen Höchstkurs von 102,75. Tempora mutantur. Auch die National Railways of Mexico mußten ihren dringenden Geldbedarf durch sechsprozentige Schuldverschreibungen decken: Gold-Notes mit nur zweijähriger Laufzeit. Der Gesammtbetrag stellte sich auf 6 Millionen Pfund Sterling; und die deutsche Finanz war auch an diesem Geschäft betheiligt. Ob es beim heutigen Zustand der National Railways möglich gewesen wäre? Im Juni wußte man noch nicht, daß der Coupon der einzigen Dividende tragenden Aktiengruppe in Noth gerathen werde.

Man hat gefragt: „Warum lassen die deutschen Finanzleute nicht die Hände von Geschäften, die ihnen die Yankees doch verderben?“ Gefühlssache. Die Theilnahme an internationalen Unternehmungen ist ehrenvoll (und bringt manchmal auch Gewinn). Ueber-

läßt man Engländern, Franzosen, Amerikanern das Feld, so heißt es sicher: „Die deutsche Finanz hat kein Geld mehr und muß zu Haus bleiben.“ Gerade in Mittel- und Südamerika ist es schwer, die beste Geschäftstaktik zu finden. Die Yankees wollen am Rio Grande, Amazonenstrom, La Plata die Liquidatoren und Regulatoren sein. Mit John Bull finden sie sich ab. Frankreich stört sie nicht. Nur Michel soll Fersengeld geben. Wird er der freundlichen Einladung folgen? Nach dem Verzicht auf die Beschickung der Weltausstellung von San Franzisko konnte mans glauben. Onkel Sam will der Pacific-Küste zeigen, was die Eröffnung des Panamakanals in Aussicht stellt. Aber die industrielle Eroberung des Westens soll der Union vorbehalten bleiben. Das ist durch das Panamakanalgesetz zu allgemeiner Kenntniß gebracht worden. Bleiben noch Lücken, so werden sie durch die bekannten Polizeivorschriften der neuen Tarifbill ausgefüllt. Die Ironie der Weltgeschichte hat sich selten ein so glaubhaftes Dokument geschaffen wie die amerikanische Tarifreform. Die Nationen, die erst Beifall klatschten, pfeifen im Schlußakt auf Schlüsseln. Großbritanien wird in San Franzisko nicht ausstellen: Quittung für den Aerger am Panamakanal. Die Schweiz hat die Betheiligung an dem Riesenjahrmarkt abgelehnt, weil die amerikanischen Gesetze keinen Schutz gegen unlauteren Wettbewerb bieten. Und die deutsche Industrie will nicht nach Frisko gehen, weil die amerikanischen Richter sich zu oft mit deutschen Wirthschaftorganisationen beschäftigen. Die Anklagen gegen den Schiffahrttrust und die Aktion gegen die deutschen Farbenfabriken, die den comble der Feindsäligkeit zeigt, haben dem Faß den Boden ausgeschlagen. Die Abneigung der deutschen Großindustrie kommt nicht aus der Gefühlszone. Bitteres Erleben hat den Entschluß gereift; und da, wie die Früchte von Chicago und Saint Louis erwiesen, auf reiche Ernte nicht zu rechnen ist, bliebe nur die Rücksicht aufs Prestige, um einen ungeheuren Kostenaufwand zu rechtfertigen. Die Sorge, Amerika könne sich gekränkt fühlen und an Vergeltung denken, ist nicht begründet. Den amerikanischen Industriellen kann es nur lieb sein, wenn sie ohne starke Konkurrenz ausstellen können. Als Deutschland sich mit dem Petroleummonopol beschäftigte, spielten die Yankees die Gekränkten. Sie sahen in der (einst von ihnen zum Tode verurtheilten) Standard Oil die heiligsten Güter der Nation bedroht und zogen schiefe Gesichter. Wenn sie damals nicht gerade wichtigere Sorgen als den deutschen Monopolgesetzentwurf gehabt hätten, wären noch ganz andere Männertöne über den Atlantic gedrungen. So aber ging die Sache glimpflich ab; und die deutsche Regirung beeilte sich, dem amerikanischen Oeltrust wohlwollende Beachtung zu versprechen. Changement de décorations: während man sich in Deutschland die Lex unter den Hintertheil geschoben hat, ist im Dollarland manövrirt worden, als müsse das Gesetz morgen in Kraft treten. Die Standard Oil hat versucht, mit verschiedenen Outsiders ins Reine zu kommen, um ein

paar Quellen, aus denen das deutsche Reichspetroleum sprudeln sollte, zu verstopfen. Und wie wird es in Mexiko werden, wenn die große Union die Kontrole übernimmt? Das mexikanische Erdöl hat in der Rechnung der Gegner des Oeltrust einen wichtigen Platz; in der Reihenfolge der Lieferanten steht es an dritter Stelle. Die Standard Oil war nur an einer mexikanischen Gesellschaft, der Waters-Pierce Oil Co., betheiligt und sollte auch diese Verbindung gelöst haben. Aber die Verhältnisse können sich ändern, wenn Mexiko von der Union abhängiger wird. Dann wird Rockefeller wohl munter sein.

In dem ganzen Monopolhandel ist auf deutscher Seite zu sehr mit Gefühlen, zu wenig mit wirthschaftlicher Vernunft gearbeitet worden. Nur in Preußen ist die Staatsgewalt noch für das deutsche Petroleummonopol begeistert und opfert diesem Gefühl sogar die berechtigten Interessen der verehrlichen Aktionäre. Die Deutsche Erdöl-Gesellschaft, unser Oeltrust, hatte mit der preußischen Regirung einen Zwist über die Zulassung ihrer Aktien in den Börsenhandel; und im Reichstag wurde interpellirt, weil das Veto des preußischen Handelsministers erfolgt war, bevor die Zulassungstelle gesprochen hatte. Das Ergebniß von Frage und Antwort war, daß der Minister das Finanzkonsortium gebeten habe, den Zulassungantrag zu verschieben, bis über das Monopol entschieden worden sei. Das geschah im Februar 1913. Damals war man noch der Meinung, das Monopolgesetz werde vor den Sommerferien in Kraft treten. Doch der Entwurf wurde furchtbar zerzaust und hatte der Kommission noch nicht Adieu gesagt, als die Wehrvorlage auf dem Plan erschien und alle unfertigen Gesetze in tiefen Schatten stellte. Heute weiß kein Mensch, wann und ob das Reichsmonopol kommen wird. Rebus sic stantibus müßte in der schwebenden Angelegenheit der Erdöl-Aktien eine neue Entscheidung getroffen werden. Der Erdölgesellschaft hat die Sperrung der Börseneinfahrt nicht geschadet. Sie hat ihre Geschäfte abgewickelt, als ob niemals eine Börse nothwendig gewesen wäre. Auch die betheiligten Banken sind nicht in Verlegenheit gekommen. Nur die Aktionäre (von 20½ Millionen Mark Stammkapital sind 6,70 im Börsenhandel) leiden unter dem Mangel der Börsennotiz und sind auf unverbindliche Offerten angewiesen. Ob es nicht möglich wäre, den Weg frei zu machen und der Zulassungstelle das letzte Wort zu gewähren? Oder rechnet das preußische Handelsministerium mit einer Verabschiedung des Monopolgesetzes in absehbarer Zeit? Der Bundesrath ist der preußischen Regirung mit gutem Beispiel vorangegangen. Er hat die Aktie der Naphtaproduktiongesellschaft Gebrüder Nobel in den Ultimohandel zugelassen und ihr damit die letzte Börsenweihe ertheilt. Wenn man schon von Gefahren redet, dann hat die ausländische Aktie, die unter dem Einfluß ausländischer Spekulanten steht, gewiß den Vortritt. Aber am Ende spricht wieder irgendein Gefühl mit. Das Beste wäre freilich, wenn in allen Bezirken der Politik die Gefühlsfragen von der Vernunft beantwortet würden. Ladon.

Deutsche Kolonialpolitik?

Ein Brief.

Als Herr Dernburg die Leitung des Kolonialamtes übernahm, begann er einen Kampf gegen die Konzession-Gesellschaften in unseren Kolonien. Dieser Kampf wurde von seinem Nachfolger fortgesetzt; der Staatssekretär trat von dem mit der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun“ geschlossenen Vertrag zurück, weil er fand, die Gesellschaft habe Vertragspflichten, die von ihr bestritten wurden. Trotzdem sie bereit gewesen war, dem Wunsch des Amtes weit entgegenzukommen, erklärte der Staatssekretär den Vertrag für aufgehoben; und als die Gesellschaft den Klageweg beschritt, erhob der Staatssekretär Einspruch, da sein Rücktritt von dem Vertrag, als ein Staatsakt, nicht dem Urtheil eines Richters unterstehe. Die Gesellschaft gewann den Streit in Erster Instanz, verlor ihn vor dem Kammergericht und gewann ihn endgiltig in Leipzig. Wenn das Reichsgericht das Urtheil des Kammergerichtes bestätigt hatte, wäre die Auslegung von Verträgen, die mit dem Reichskolonialamt geschlossen werden, dem Staatssekretär allein und ausschließlich vorbehalten. Er könnte jeden Vertrag, der ihm lästig ist, so auslegen, daß dem Gegenkontrahenten bald die Puste ausginge. Denn gegen Chicane ist kein Rechtskräutlein gewachsen. Dann wäre aber wohl auch im Deutschen Reich kein Mensch mit gesunden fünf Sinnen aufzutreiben gewesen, der noch Lust gezeigt hätte, mit dem Kolonialamt einen Vertrag abzuschließen. Dem Himmel sei Dank, daß die gesunde Vernunft in Leipzig siegte! Aber die Schritte des Kolonialamtes haben ihre Spuren in einem weit verbreiteten Gefühl der Rechtsunsicherheit hinterlassen. Die Gesellschaft „Nordwest-Kamerun“ hatte nach dem Vertrag drei Millionen Mark für das Schutzgebiet aufzuwenden und hat, wie die Bescheinigungen des Kolonialamtes ausweisen, wesentlich mehr gethan, als sie zu thun verpflichtet war. Eine noch von dem Herrn Dernburg eingesetzte Kommission zur Prüfung der Rechte und Pflichten der Konzession-Gesellschaften hat einen langen Bericht über „Nordwest“ erstattet. An dessen Schluß sagt der Referent: „Wie aus dem bisher schon Gesagten hervorgeht, hat die Gesellschaft die übernommene Verpflichtung in wesentlichen Punkten erfüllt, doch hat sie keinerlei Eisenbahnen gebaut.“ Zugegeben wird also, daß die Gesellschaft in wesentlichen Punkten ihre Pflicht erfüllt hat; Eisenbahnen hat sie nicht gebaut, weil das Konzessiongebiet ungefähr zweihundert Kilometer von der Küste entfernt liegt und weil ohne eine Eisenbahn, die von der Küste in dieses Gebiet führt, Eisenbahnen innerhalb des Gebietes keinen prakti-

schen Werth haben. Erwiesen ist, daß unser Kolonialamt, dessen Gegenleistung in Landüberweisung bestehen sollte, der Gesellschaft nicht einen Quadratmeter Land als Eigenthum überwiesen hat; daß also für die ausgegebenen Millionen von der Regirung jede Gegenleistung versagt worden ist. Menschen, die sich verpflichten, Millionen für ein deutsches Schutzgebiet aufzuwenden, sind im Deutschen Reich nicht dicht gesät. Schon deshalb wars ein Fehler, alle Antheilseigner von Nordwest-Kamerun hart vor den Kopf zu stoßen, statt ein annehmbares Abkommen mit der Gesellschaft anzubahnen. Denn die Gesellschafter von Nordwest verfügen zusammen über Hunderte von Millionen Mark Vermögen und haben den Beweis geliefert, daß sie bereit sind, zur Entwicklung unseres überseeischen Besitzes mitzuwirken. Keiner von ihnen wird das Vorgehen des Kolonialamtes im Kreise seiner Bekannten verschwiegen haben. Ich habe mit Dutzenden von Personen über das Vorgehen des Kolonialamtes gesprochen: Alle haben, mit einer Ausnahme, ihrem Unwillen über den Rücktritt des Staatssekretärs von dem Vertrag mit Nordwest lauten Ausdruck gegeben, oft in Worten, die für eine Veröffentlichung zu heftig wären. Und ich habe nicht etwa mit jugendlichen Heißspornen gesprochen, sondern mit gereiften, besonnenen Männern. Der Einzige, der nicht entrüstet war, meinte, das Reichskolonialamt habe sich zur Durchführung seiner fiskalischen Politik in der Gesellschaft Nordwest-Kamerun das ungeeignetste Objekt ausgesucht. Auch er tadelte also das Handeln des Amtes.

Wir haben Kolonien erworben, um Rohstoffe, die wir in der Heimath brauchen und die deren Boden nicht hervorbringt, aus eigenen Siedelungen zu beziehen und um in der Heimath hergestellte Waaren in den Kolonien zu verkaufen. Mit juristischen Deduktionen bringt man nicht ein Pfund Kaffee oder Kakao hervor; dazu gehört Energie, Muskelkraft, Sachverständniß und Kapital. Wenn man das Kapital abschreckt, geht es andere Wege. Diese Wege führen heute vielfach nach England; sechzig Prozent des in Ostafrika angelegten Geldes sind englisches Kapital, zum Theil auch wohl deutsches, das von London aus verwaltet wird. Bedeutende deutsche Gesellschaften, die in unseren Kolonien Bergbau treiben, haben vor einiger Zeit unter englischer Flagge in London eine Gesellschaft gegründet, weil sie, wie mir gesagt worden ist, sich unter der deutschen Flagge nicht sicher genug fühlen. Es wird mir schwer, diesen Satz niederzuschreiben; doch die Zeit drängt, offen auszusprechen, was ausgesprochen werden muß. Deutsche Aktionäre der South West Africa Co. haben sich vereint, um gegen die höchst schädliche fiskalische Politik, die das Kapital abschreckt, zu thun, was irgend gethan werden kann. Und wir müssen wünschen, daß ihr Beispiel Nachahmung finde und daß die Antheilseigner aller Kolonialgesellschaften, denen die Politik des Reichskolonialamtes schädlich scheint, sich zu öffentlichem Protest gegen diese Politik schaaren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. August 1913.

Triptychon.

Aus Germaniens Märenwald. Urbosheit nur oder Pfahlblindheit kann behaupten, daß die durch Auslese und Lebensleistung, nie durch Gunst noch Zufall auf hohen Ehrensitz gehobenen Kernmänner, die uns regiren, je irgendeine Gelegenheit zu Fehlern, Mißgriffen, plumper Thorheit versäumen; daß sie nicht jede im Dunkel, in Nebelmeeren noch mit staunenswerthem Scharfsinn erspähen. Aus dem Bäckerdutzend der Beweise, die jeder Tag liefert, wähle ich einen, dessen Spur noch in der Presse umschnüffelt wird. Der Deutsche Kaiser hat den Römern einen Marzipan-Goethe, den Vereinigten Staaten einen Theater-Fritz, den Norwegern einen über alle Beschreibung scheusäligen Sognkönig Beles geschenkt. Drei Puppen ohne Kunstwerth, zwei davon unter jeder Kritik; alle drei den Empfängern unwillkommen. Der klug Gewissenhafte mußte dem Rex und Imperator sagen: „So gehts nicht. Diese aus guter Meinung kommenden Geschenke verstimmen nur. Eure Majestät möchte ja auch nicht von Höflichkeit gezwungen sein, sich ein nagelneues schlechtes Riesenstandbild aus Siam oder Alaska vors Fenster zu stellen. Die Sachverständigen finden den Kram gräulich und streicheln den Glauben wach, daß in Deutschland Besseres nicht gemacht werde; und die Völker wollen ihre sichtbarsten Plätze ausstatten, wie es ihnen, nicht, wie es Anderen paßt.“ Keiner thut den Schnabel auf. Also wird weitergeschenkt. Weil der biedere Beles sich langweilen könnte, kommt sein Eidam

Fridhthjof zu ihm an den Sognefjord. Auch ein übel gehautes Bild; das zwischen den Steinscheusalen des berliner Thiergartens nicht auffiele, vor der nackten Majestät nordischer Natur aber, wie auf dem Scheitel des Pilatus ein Hundshäufchen, das Auge ärgert. Obendrein die allzu ewig währende Erinnerung an ein schwächlich verfrömmeltes Märchen, das weder mit der Geschichte noch mit der großen Saga Norwegens irgendwelche Gemeinschaft hat und auch in der Darstellung des Schweden Tegnér nur für Untersekundaner und zwischen Schlagsahne und Abenteuertraum schwankende Mädel taugt. Enthüllung in Balholmen. Auf dem Festplatz vor dem Denkmal nirgends eine einzige deutsche Fahne. Dreihundert Deutsche, die der Feier zusehen wollen, werden von dem bremer Lloyddampfer „Der Große Kurfürst“ ausgebotet, dürfen aber an dem auf der Weihewiese errichteten Steg nicht landen (der, heißts, ist nur für die Norweger und für den Kaiser, dessen Ankunft aber erst in zwei Stunden erwartet wird), sondern in Geduld harren, bis die Lloydmannschaft einen neuen Steg fertig hat. Wilhelm kommt, wird vom König Haakon empfangen, doch sein Gruß nur von einzelnen Grüppchen erwidert. Er redet über die Empfindenseinheit der indogermanischen Völker (in die der eklige Fridhthjof sicher nicht paßt) und muß dann hören, daß in der Antwort Haakons (der wahrscheinlich ebenso wenig wie wir Ungekrönten weiß, was Abb & Posth sich bei der Fabrikation dieser Rede gedacht haben) sein Thema nicht von einer Silbe gestreift wird. Unangenehm (sprich: „Unennehm“), mit dem Angebot der Empfindenseinheit, als Kaiser, aus fremdem Land nicht das leiseste Echo zu wecken. In Norwegens Zeitungen ist zu lesen, daß die Fjordberge keinen Putz brauchen, ihr Boden für die Reihung einer Puppenallee nach berliner Muster nicht geeignet sei und man auch nicht allzu oft starke deutsche Geschwader dort sehen möge. Darob ergrimmen die Deutschen und zeihen Norwegen schnöder Undankbarkeit. Schelten aber aus dem falschen Fenster. Das Beispiel Wilhelms, der in jedem Juli mit einer bunten Herrengesellschaft nordwärts fährt, hat die Zunahme des Fremdenverkehrs (für die, auch ohne solchen Propeller, unsere Rhedereien gesorgt hätten) vielleicht ein Bischen beschleunigt. Des Kaisers Troß und die Marine bringen Geld ins Land; einen in der Enge ansehnlichen Haufen, wenn das Gewimmel so breit ist, daß, wie jetzt ge-

schah, fünfhundert nackte Matrosen bei einem „Schwimmfest" paradiren können. Mit Geld aber ist das herrliche Reich Norge nicht zu ködern; sonst hätte es seine ungeheuren Wasserkräfte, bei deren Hingabe sichs doch um ganz andere Summen handelt, nicht standhaft bisher stets dem fremden Kapital geweigert. Dieses Land hat keine Fremdenindustrie, will keine haben und wehrt sich gegen die Herrschaft einer Bourgeoisie, die für Geld Alles macht, nicht minder kräftig als gegen die ältere Form der Prostitution. Da hausen feste, fest in sich verriegelte Menschen von starkem, doch nie über den Rand des Seelengefäßes fließendem Gefühl und unausrodbarem Freiheitbedürfniß. Die wollen lieber, aufrecht auf sehnigen Beinen, arm bleiben als sich behaglich in Luxusgewöhnung betten, die sie von fremder Laune abhängig macht. Die haben, wider den Rath ihres Wirthschaftvortheils, das Band, das sie an Schweden knüpfte, zerschnitten, sehen neidlos seitdem das Nachbarreich aufblühen und frieden sich in die stolze Frommheit des Bewußtseins, nach eigenem Willen fortan ihr Schicksal gestalten zu können. Sie wollen nicht in Verbrüderungszenen gezerrt werden, nach denen ihr Herz nicht langt; wollen nicht in den Briten, denen sie sich näher als den Deutschen fühlen, den Glauben nähren, Norge sei bereit, seine Fjords und Küsten im Kriegsfall dem Feind Englands zu gönnen. Wollen neutral sein, in jedem Streit, den nicht ihr Interesse fordert, der Schußlinie fern; auch nicht artig genöthigt, an ehrwürdigen Stätten ihres Naturkultes steinernes Spielzeug aufzubauen, das Diesen, weil ihnen für Theaterrecken mit gespreizten Beinen, dicken Schenkeln und weibisch gewölbtem Becken der Sinn fehlt, noch auf dem Markt eines Dutzenddorfes mißfiele. Der König kann nichts erwirken, nichts hindern; hat nicht ein Zehntel der den Präsidenten in Washington oder Paris, den Häuptern der Hansestädte gewährten Macht; muß froh sein, wenn in ihm das Dänenthum sich mählich ins Norgische färbt und er nicht, als dem Volkswillen untaugliches Werkzeug, an den Sund heimgeschickt wird. Die Nordlandsmänner würden sich schämen, vor ihm, der für anständige Haltung und bescheidene Repräsentation bezahlt wird, sich knechtisch zu bücken, und derb dem Bengel das Ohrläppchen kneifen, der andächtig gaffte, wenn Haakons Frau auf dem Zweirad durch Kristianias Straßen fährt. Und diese würdige, ernste, im tiefsten Wesenskern sittliche Menschheit, der die bebänderte

und bewimpelte byzantinisch-neudeutsche Gloria, das Protzen und Ducken, der Stuckplunder und die alltägliche Flaggengala so widrig sind, wie dem Urgermanen spätrömisches Gaukelwerk war, dem Nüchternen alkoholischer Dunst immer sein wird, diese nicht früh und spät nach der Profitmöglichkeit ausspähende Volkheit soll ihr Gefühl fälschen und den reinsten Born ihres Wollens vergiften, weil sonst ein paar bergener Proviantlieferanten nicht in jedem Sommer vier Wochen lang die breite Tasche füllen könnten? Dann wäre sie ein Gebild aus Wichten, nicht das letzte Aufgebot edel männlichen Germanenthums, dem der Gewissenshort nicht um alle Schätze Niflheims feil ist. Wilhelm kennt dieses Volk nicht. Herr von Treutler, ders kennen müßte, hütet die Zunge. Konsul Mohr, ein bethulicher Fremdkörper, und die talentlosen Pinsler, mit denen der Kaiser dort verkehrt, wissen oder sagen nicht, was ist. (Nicht Einer hat auch nur den Muth gehabt, ins Neue Palais den Rath zu senden, das Denkmal, wenn durchaus eins sein müsse, einem norwegischen Künstler aufzutragen. Die können, wie das seltsam schöne Steinbild des Mathematikers Abel auf dem Weg nach Haakons Schlößchen zeigt, mehr als der Durchschnitt unserer Hofberninis. Und der Auftrag wäre als eine Ehrung norgischer Kulturhöhe empfunden worden.) Wüßte Wilhelm, was ist, dann dürfte er sich für einen gern gesehenen Gast, nicht für den Liebling der Nordmänner halten; würde ihnen weder Geschenke noch Optionen aufdrängen; die deutsche Kriegsflotte nicht so oft und so lange zeigen; ihrem stillen, stolzen Selbständigkeitdrang überlassen, wo sie im Fall anglo-deutschen Machtzwistes ihren Platz wählen wollen; und, wenn er aufrichtigen Dank ersehnt, ihnen von Rußland unzweideutige Assekuranz vermitteln (die ja auch uns nützlich wäre: weil das Deutsche Reich, über Finlands Grenze hinaus, skandinavische Häfen unter Russenherrschaft nicht dulden dürfte). Was ihm vorgemacht wird, ist Hokuspokus; und die Frucht seines freundlichen Mühens: Mißstimmung auf beiden Seiten. Wer sagts ihm? Daß Liebe nicht zu erzwingen ist und der leckerste Bissen der Zunge nicht schmeckt, der er von fremden Fingern zwischen das Zahngitter geklemmt wurde? Wer? „Majestät braucht Sonne.“ So leben wir. „Médiocre et rampant: et l'on arrive à tout.“ Figaro hat Potsdam geahnt.

Flügel; ins Goldland gespreitet. Das Neuste aus Plundersweilern; oder: aus Seldwyla? Aus Berlin W 8. Die Kaiserliche

Regirung hat den Vorschlag abgelehnt, die Mitwirkung des deutschen Gewerbes zu der Weltausstellung zu erlangen, die, als Nebenfeier der Panamakanalsöffnung, fürs Jahr 1915 auf dem Gelände der Stadt San Franzisko geplant ist. Sie muß es dreimal sagen, ehe mans glaubt. Jeden ernsten Menschen ekelt der Meßbudenlärm; von zehn nationalen oder internationalen Ausstellungen sind mindestens neun unnöthig, unnützlich; nur Vorwände für Kneipenwirthe, Ordenstreber, Hurenkrämer. Schade um die Unsummen, die unsere Industrie schon in diese Tümpel geworfen hat. Steigerung des Absatzes? Von Bier, Wein, Schnaps und Syphiliskeimen: sicher. Alles Wichtige: Quark; Europa weiß, ohne Jahrmarktprunk und Kitzelmädchen, wo sie kaufen kann. (Die Kommission, der Herr Goldberger mit kluger Hingebung präsidirt, wäre nicht einen Tropfen Tinte werth, wenn sie nicht sehr viele Ausstellungpläne vereitelte und für anständige Vertretung Deutschlands auf den unvermeidlichen Messen sorgte.) War jemals aber irgendwo eine Ausstellung denkbar, konnte der schwärmende Phantast oder das nüchterne Kaufmannshirn eine träumen, zu der das Deutsche Reich, noch um den Preis eines Millionenhügels, mitwirken müßte, dann ists die für die Küste des Stillen Ozeans vorbereitete. Erster Grund: das Ereigniß, dessen Feier die world's fair höhen soll. Der uns fast schon angestammte Theobald liest ja (richtige Bücher) und gilt Manchem deshalb als ein Träger deutscher Intelligenz, dessen klumpiges Fehlerbündel der Blick nicht durchstöbern dürfe. Solches Gipfelchen hat gewiß auch den Eckermann intus. Februar 1827. Bei Tisch spricht Excellenz von Goethe über den Panamakanal, dessen Bedeutung ihr Humboldts Schrift aufgehellt hat. „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen jeder Ladung und Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze Menschheit, civilisirte und andere, sich unberechenbare Resultate ergeben. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten sich die Möglichkeit entgehen ließen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Vorauszusehen ist, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits von den Felsengebirgen in seinen Besitz genommen und bevölkert haben wird; ferner, daß an dieser

ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur schon die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach große Handelsstädte entstehen und den Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und China nebst Ostindien vermitteln werden. In solchem Fall wäre es aber nicht nur wünschenswerth, sondern fast nothwendig, daß sowohl Handels- wie Kriegsschiffe zwischen der westlichen und der östlichen Küste Nordamerikas eine raschere Verbindung unterhielten, als bisher, durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Hoorn, möglich gewesen ist. Für die Vereinigten Staaten ist es unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben; aber ich werde nicht. Zweitens möchte ich die Herstellung einer Verbindung der Donau mit dem Rhein erleben. Und drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben; und es wäre wohl der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten.“ Unsere Ehrfurcht staunt scheu vor dem fernen großen Deutschen, der aus so ruhiger Zuversicht den Briten Suez wünscht; zärtlicher vor dem majestätischen Menschenverstand, der so weit vorausschaut und sich niemals des Bekenntnisses schämt, daß er die Sache der Menschheit der nationalen voranstellt. Sein Sehnen wird nun Erreichniß. Panama öffnet die Schleußen: und vom Atlantischen gehts, durch den Golf von Mexiko, in den Stillen, aus dem Stillen Ozean, durchs Karibische Meer, in die Atlantis. Vier Erdtheilen dämmert eine Stunde von ungeheurer Bedeutung. Wir werden von drängender Höflichkeit gebeten, neben der Wolkenwiege, im Behang unseres ganzen Vermögens, zu stehen: und wollen nicht. Stellt Euch vor, daß vor zweihundert Jahren Papin, vor hundert Fulton die Deutschen aufgefordert hätte, die Wehen der Dampfschiffahrt, als ein Weltschauspiel, zu weithin sichtbarer Anzeige ihres Könnens zu nützen: wärs nicht sträfliche, unverjährbare Dummheit gewesen, solchem Ruf sich zu versagen? Zweiter Grund: Wirthschaft, Theobaldur! Vom ersten Januar bis zum ersten August 1913 hat unser Handel Waaren gewälzt, deren Werthziffer die Firnhöhe von zwölftausend Milliarden Mark überkletterte. Für den Zeitraum von sieben Monaten ists immerhin Etwas. Auf solche Leistung ist der Mecha-

nismus, ist auch der Lebensstand der Volksmasse eingestellt; und das Reich würde siech, wenn es sich in Enge zurückpferchen müßte. Der Kanal entriegelt dem Handel Europens eine neue Welt; nicht nur China und Ostindien, die Goethe erwähnt (und die über Panama viel schneller noch als über Suez erreicht werden können), sondern die ganze Westküste Amerikas, von den Aleuten bis an die Magalhaesstraße. Da ist wirklich einmal, nicht nur auf dem Papier offiziöser Zeitungen, Neuland; ein dem Auge unermeßliches Absatzgebiet. Was wir bis heute nach Westamerika verkauften, war kaum der Rede werth. (Auch die in den Vereinigten Staaten eingehandelte Summe nicht gar so gewaltig, wie Mancher meint; von siebenzehn Milliarden, die Onkel Sam im Jahr 1912 für eingeführte Stoffe und Waaren ausgab, haben wir hundertachtzig Millionen Dollars bekommen.) Das könnte sich rasch wandeln, wenn der Wasserweg nach Alaska, Westkanada, Kalifornien, Mexiko, Ekuador, Peru, Bolivia, Chile, Argentinien um ein beträchtliches Streckenstück gekürzt ist. Der Westen blüht auf; ihm mehrt sich das Bedürfniß und die Möglichkeit, es zu sättigen. Und wers irgend erschwingen kann, fährt aus Ostasien vors Goldene Thor der Franziskusstadt; um zu sehen, was er sonst wohl niemals sähe. England geht auch nicht hin? Seine Sache; und ein ganz anderer Fall als unserer. Den Briten ist, erstens, durch die Umgehung eines Versprechens, die Freude an dem Kanal getrübt worden; sie könnten, zweitens, weil für die Schwerindustrie und den Schiffbau von drüben nichts zu holen ist, kaum viel mehr als Textilwaaren (und Worcestersauce) ausstellen; und dürfen sich drum, drittens, freuen, wenn ihre Abstinenz erwirkt, daß auch Deutschland, der gefährlichste Wettbewerber, der Frisko-Messe fern bleibt. Wir haben Ursache, über die Amerikaner zu klagen? Weil ihre Zölle und Einfuhrbestimmungen nicht so sind, wie sie in unseren Kram passen würden? Unsinn. Sie wahren, nach hellster Einsicht, ihren Vortheil; und wären Narren, wenn sie unserem nachfügen. Der wird gewahrt, wenn wir dem Nord- und Südwesten der Neuen Welt und zugleich den Ostasiaten zeigen, was wir leisten; daß wir seit Saint Louis schon wieder vorwärts gekommen sind. Und durch die Mitwirkung zum Glanz der Weltmesse wird der Wunsch eines Volkes erfüllt, das uns im vorigen Jahr für Waaren siebenhundert Millionen Mark gezahlt hat; das Übermillionen

deutscher Menschen nährt und hunderttausend reich werden ließ; das deutschen Schiffahrtlinien noch nie Konkurrenz bereitet hat, in jedem Sommer unsere Heimath mit einem Goldstrom düngt und, trotzdem unsere Presse ihm dummdreist in sein öffentliches Wesen dreinredet, es alltäglich überlaut, mit dem ihr theuren Heuchlerpathos, fortwuchernder Fäulniß zeiht und jeden newyorker Klatsch ins Gigantenmaß bauscht, der deutschen Kultur und den deutschen Kömmlingen stets freundlich gelächelt hat. Diese große, von Kraft und Wagermuth strotzende Nation ladet uns zur Feier der Stunde, die sie dem Ziel ihres Sehnens nähert: der Herrschaft über die Märkte West- und Südamerikas und Ostasiens (der einzigen Länder, die sie ernsthaft interessiren); spricht zu uns: „Zeiget den Kunden von morgen, neben uns, unter genau den selben Meßbedingungen wie wir, was Ihr vermöget." Und wir antworten: „Danken für Backobst; wir haben zu oft ausgestellt, von Saint Louis nicht genug Nutzen gehabt und sind müde." Quatsch und Frevel. Anstandspflicht und Gewinnsucht münden in den Befehl, am Stillen Ozean eine Ausstellung deutschen Kulturstandes zu bereiten, wie nie eine war. Eine, die nicht von Zufallsgünstlingen, dekorativen Geheimräthen ohne Hirnschmalz und anderen Stümpern gerüstet wird, sondern von Alldeutschlands tüchtigsten Männern. Saint-Louis war Hofsache; San Franzisko sei Volkssache. Armee und Marine, Wasser- und Luftschiffahrt, Malerei und Plastik, Architektur und Kunstgewerbe, Maschinen und Chemikalien, Webwaare und Konfektion, Putz und Spielzeug: Alles muß hin; nichts, was die Erinnerung an das in Philadelphia von Reuleaux gesprochene Rügewort „Billig und schlecht" nach achtunddreißig Jahren auffrischen könnte. Bauet das älteste Bremen, Danzig, Nürnberg auf die kalifornische Landzunge; und vergesset Chorin und Paretz nicht. Lasset tresviri, die kundigsten, unbefangensten, selbstherrisch bestimmen, was aus jedem Bezirk deutschen Schaffens zur Schau gestellt werden solle. (Für die Wehrmachtprovinz Generaloberst von Bülow, Admiral Graf Baudissin, General von Wandel; für Kulturwissenschaft und Kunst Lamprecht, Lipps, Graf Keßler; für Sozialpolitik Legien, Naumann, Stinnes; und so weiter.) Bittet den Fürsten Bülow, als höchster Repräsentant dem Unternehmen vorzustehen. Werbet Herrn Max Reinhardt mit seiner besten Mannschaft für die Aufführung der wirksamsten Dramen von Sophokles, Shakespeare,

Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Ibsen. (Als Kanzler würde ich vom Reichstag in jedem Haushaltsjahr dreihunderttausend Mark zur Stützung eines deutschen Schauspielhauses fordern, das den Vereinigten Staaten werden müßte, was ihnen heute die Metropolitan Opera ist; und gewiß sein, damit germanischer Kultur einen reichlich zinsenden Dienst zu leisten.) Nicht ein Hundertel des mustergiltig in Deutschland Gefügten ist drüben bekannt noch gar in seinem Werth recht gewürdigt; weder die Massenwaare des Modetands, der nun einmal verlangt wird, noch, zum Beispiel, die Thierplastik unseres mit dürerischem Handwerksernst und dürerischem Gestalterfrohsinn begnadeten Meisters August Gaul, dessen Skulptur, wenn sie aus Paris oder London käme, mit Goldbarren aufgewogen würde (für dessen Figurenfülle in Berlin aber Hof, Staat und Gemeinde keine Aufträge hat). Wie keine je war, muß diese Ausstellung werden. Danach verbitte Deutschland jede Einladung und bleibe zehn Jahre lang still zu Haus.

Herr Ballin hat die Wichtigkeit der Sache erkannt und sich tapfer drum mit dem Vorschlag hervorgewagt, die Ausstellung ohne die Hilfe der Königlichen und Kaiserlichen Regirung zu machen. Tapfer; denn er wußte doch wohl, daß aus dem Großmaul mit den Letternzähnen und den Holzpapierlippen ihn die Oeffentliche Meinung anpfauchen werde: „Du, oller ehrlicher Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, willst von unserem Gewerbe nur neuen Transporttribut erlisten, Deine Dividende, also auch Tantieme, erhöhen oder Deine Reservekissen noch dicker aufpolstern; denkst, in der Patriotenmumme, nicht an das Deutsche Reich, nur an Deine Atlantic-Imperatoren und schwimmenden Speicher.“ Das ist des Landes Brauch. Wer die gewissenlose Demagogie einer Steuermachei tadelt, die dreihunderttausend Menschen eine Milliarde abpreßt, „schimpft, weil er sich von der Zahlungpflicht wegdrücken will.“ Wer ein Unternehmen empfiehlt, giert nach Gewinn. Sei, Deutscher, in alle Wege sicher, daß von Zehntausend kaum Einer sich in den Glauben raffen werde, Dein Handeln sei aus lauterem Wollen gezeugt; daß man Dir das albernste oder stinkigste Motiv eher als ein anständiges zutrauen wird. Um so sicherer, je öfter Du dem Reich zu nützen, deutsches Wesen zu fördern vermochtest. Uneigennützig sind, in selbstloser Keuschheit prangen nur die Reinen, die nachts und mittags Meinungen in die Rotirma-

maschine liefern. Diesen Zustand kennt kein anderes Reich. Herrn Ballin wird der Terror nicht einschüchtern; höchstens stimmen, die Liste der Schimpfer neben die der auf Meer und Ozean gratis Gefahrenen und Gefütterten zu legen. Er gehört zu den paar genialischen Unternehmern, denen, weil sie, weit über den Aktienbezirk hinaus, wohlthätig gewirkt haben, die deutsche Menschheit Dank schuldet, und braucht ihn nicht hastig, wie der Croupier den Spielbankgewinn, einzuharken. Er, der für die Dämpfung des anglo-deutschen Zwistes sich mehr als irgendein Anderer geplagt hat, merkt, daß nur leichtfertige Thorheit rathen kann, uns jetzt in Englands Tauschlinge von Amerika und Ostasien fort schleppen und Frankreich die neue Weide, die fettste, die noch blieb, abgrasen zu lassen. Und sein Ansehen ist in den Hauptrevieren der Industrie und des Handels so mächtig, daß ihm die Aufrüttelung der Müdesten gelingen kann. Warum aber wollen wir auf den Zuschuß und den Nimbus des Reiches verzichten? Da sie doch ohne überwältigende Anstrengung zu erzwingen sind? In der Handelspolitischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes sitzen die Herren von Körner, von Göbel und andere leidlich verständige Leute. Unterstaatssekretär Zimmermann möchte Botschafter in Tokio werden (wo es mit dem Grafen Rex, Bethmanns Studienfreund und Günstling, nachgerade, wie hier oft vorausgesagt wurde, doch nicht mehr geht); und mag dorthin, trotz der Konsularerziehung und dem burschikosen Lebensrhythmus, wohl eher taugen als auf den Sitz, der breiteren Wissensumfang, feinere Witterung und höhere Initiativkraft verlangt. Will er, der unter Knappes kluger Führung Ostasien kennen lernte, auf dem beinahe schon verschütteten Grundstein Mumms weiterbauen, mit der Wirthschaft sich also mehr als mit hoher, allerhöchster Politik beschäftigen, dann muß eine Weltausstellung, die über den Pacific winkt, ihm willkommen sein. Und Busche, der ihn in der Wilhelmstraße ersetzen soll, weiß, was aus Westamerika zu holen wäre. Alle Gescheiten, von den beiden Klemens bis zu Rheinbaben und Richter, von Colmar Goltz bis zu Sally Loewenfeld, von August Eulenburg bis zu Paul Schwabach (von Mexiko), sind verpflichtet, sich für den Plan einzusetzen. Ultima ratio: Wilhelm könnte, auf seinem neuen Prunkschiff, das der Vulkan im Lenz 1915 aus aller Probefährniß haben kann, am Goldenen Thor landen und die deutsche Ausstellung eröffnen. Solche Reise brächte,

wenn weise Vorsicht sie besonnen hätte, reicheren Ertrag als die Fahrten nach Konstantinopel, Jerusalem, Korfu, Trondhjem.

Das Mittelbild; aus der Reichswehenzeit. Emile Ollivier ist gestorben. Am Mittelmeer wollte er, im Bannkreis der marseiller Heimath, bestattet sein und als Gruftzier wählte er eine Marmortafel, der, über dem Namen des Ruhenden, der Satz eingemetzt werden sollte: „Une grande espérance dans une grande paix.“ Der große Friede des Grabes ist dem Greis zu gönnen, der einst selbst eine große Hoffnung war. Ein beredter und berühmter Advokat und Sprecher im Corps Législatif. Gründlich gebildet und aus den sichtbarsten Kulturquellen getränkt. Er kennt geistliche und weltliche Rechtssatzung, Buonarotti und Rafael, Racine und Lamartine. Sehr französisch (mehr mediterranisch als gallisch) und dennoch durchaus nicht den Preußen feind; noch im März 1867 hat die Möglichkeit deutscher Einung, die nach Königgraetz nur unter preußischer Spitze denkbar schien, ihn nicht geschreckt. Erfinder und Finder des empire libéral, des dicht von der Verfassung umgitterten Kaiserthumes, von dem Louis Napoleon Bonaparte-Beauharnais (Holländer, nicht Korse, blonder, nicht schwarzer Bonaparte) sein letztes Heil erhoffen lernte. Als Abgeordneter hat Ollivier 1863 aus dem Mund seines Kaisers gehört: „Ich werde stets konsequent bleiben. Da ich für Italiens Unabhängigkeit gekämpft, für Polens Auferstehung gesprochen habe, muß ich auch da, wo sichs um die deutsche Frage handelt, meinem Gefühl und Grundsatz treu sein.“ Dem, was der Deutsche „Nationalitätprinzip“ nennt. Der verschämte Absolutismus hinkt: schnell also die Probe von dem Gegentheil. Frankreich ist aus Mexiko gewichen, hat für den Papst und die Polen nichts Rechtes zu thun vermocht und muß die Rache für Sadowa auf Eis legen. Eugenie ist verhaßt, Rouher verbraucht. Ollivier soll das neue Ministerium, das volksthümlich liberale, bilden. Am zweiten Januar ists fertig. Der vierundvierzigjährige Marseiller wird Präsident und Justizminister. Sein erster Schreck ist das Duell, in dem Prinz Pierre Bonaparte einen Schimpfgehilfen Rocheforts erschießt. Sein erster Bluff, auch noch im Januar, der Vorschlag allgemeiner Abrüstung, den Bismarck, den Virchow und Genossen zu Graus und Grimm, ohne Säumen von seiner Amtsschwelle weist. Ein Jahr zuvor hat der spanische Staatsrath Salazar in einer Brochure empfohlen, den Erbprinzen Leo-

pold von Hohenzollern auf Spaniens Thron zu setzen. Im April 1869 ist der Plan an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gekommen und von ihm, im Namen seines ältesten Sohnes, höflich abgelehnt worden. Nach dem freien, vom Hausgesetz verbürgten Recht der fürstlichen Linie, die mit der königlichen nur einen Stammvater (aus dem dreizehnten Jahrhundert) gemein hat und aus eigenem Willen, ohne erst in Berlin anzufragen, jede Krone annehmen und ablehnen darf. Graf Benedetti, Frankreichs Gesandter, soll den Bundeskanzler aushorchen: und erfährt, daß König Wilhelm nicht zugestimmt hätte, die Sache aber schon ohne seinen Widerrath abgethan sei. Noch nicht; trotzdem sie älter ist als Salazars Schrift. Daß Leopold in Madrid willkommen sein würde, hat schon im November 1868 die Neue Freie Presse erzählt; und den Erbprinzen, den Eidam des Königs von Portugal, auf Kosten seines Bruders, „des Rumänenfürsten von Bratianus Gnaden", gelobt. Eugenie, die Spanierin, ist für Don Carlos, ihr Louis (heimlich) für den Prinzen von Asturien. Doch beide Großmütter Leopolds waren Basen Napoleons und Fürst Karl Anton ist ihm eng befreundet: vielleicht gehts, trotz lauten und leisen Widerständen, mit Leopold. Im September 1869 führt Werthern, Preußens Vertreter in München, Don Eusebio di Salazar y Mazaredo in Karl Antons Weinburg. Als vom Ministerpräsidenten Marschall Prim und von den Cortes des Königreichs Bevollmächtigter bietet der Spanier die Krone Iberiens an; zuerst dem Rumänenfürsten, der als Gast in der Weinburg weilt, dann, nach Karls unbedingter Weigerung, dem Erbprinzen. Der zaudert; hängt den Entschluß an drei Forderungen, deren Erfüllung Sybel in der „Zukunft" einst „unmöglich" genannt hat: keine Gegenkandidatur, einstimmige Wahl, unerschütterliche Freundschaft mit Portugal. Pause. Ollivier ist schon im Amt, als Bismarck nach Bukarest schreibt: „Der politische Horizont hat, von Berlin aus gesehen, augenblicklich eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts von Interesse darüber sagen läßt und ich nur den Wunsch hege, daß kein unerwartetes Ereigniß das neubelebte Vertrauen auf den allgemeinen Frieden in Frage stellen möge." Kommt der Wunsch aus dem Herzensschrein? In der letzten Februarwoche pocht Salazar zum dritten Mal. Wilhelm ist schroff gegen die Annahme, die ihn ein Abenteuer dünkt; Kronprinz Friedrich Wilhelm warnt den Vetter Leopold vor Bismarck, der jetzt vorwärts treibe, doch im Nothfall nicht

helfen werde. Am vierten März lehnt Leopold noch einmal das Angebot ab. Vielleicht ist Friedrich, des Sigmaringers dritter Sohn, willig? Der zweite liest in einem Brief des Vaters: „Da in Spanien avant tout ein katholischer Hohenzollern gewünscht wird, so habe ich Fritz, im Fall seines Einverständnisses, vorgeschlagen. Ich hoffe, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist Alles erst im Werden und das Geheimniß muß vorläufig gewahrt bleiben. Deine liebe Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten; aber sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen. Auch Dies ist ja eine unbegreifliche Fügung der Vorsehung." Fritz will auch nicht. („Dein Bruder hat so wenig Ehrgeiz, daß ich nicht mehr an die réussite der Thronkandidatur glaube. Der König will nicht befehlen, Fritz aber ohne Befehl sich nicht dazu entschließen. Man muß die Sache also fallen lassen. Ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird! Die äußerst interessanten Verhandlungen können nun bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird." Aus Briefen Karl Antons.) Der alte König selbst, dem die Geschichte längst unheimlich ist, telegraphirt, zweimal, an Prim: Endgiltig abgelehnt. Bismarck hat wunde Nerven und antwortet auf jede Frage, er könne nichts thun; Prim müsse sich direkt an den Prinzen wenden. Ist aber „mit dem Fehlschlag sehr unzufrieden": sagt Karl Anton; und tröstet sich, am zweiten Juni, mit neuer Hoffnung: „Die Sache ist noch nicht ganz aufgegeben; sie hängt noch an einigen Fäden, die aber schwach wie Spinngewebe sind." Lothar Bucher und Major von Versen haben aus Spanien gute Kunde gebracht; das Spiel liege für Leopold über alles Erwarten günstig. Der wird nun weich und spricht am zwanzigsten Juni zu Salazar, den Prim und Serrano, der Regent, wieder nach Sigmaringen geschickt haben, das entscheidende Wort: Ich komme nach Madrid. Erlangt auch die Zustimmung des Königs (die er nicht braucht). Inzwischen hat Ollivier das Plebiszit erkünstelt, das dem Kaiser erlaubt, sich am Flackerschein einer mächtigen Mehrheit (7 gegen 1½ Millionen Stimmen) zu rösten, und den Herzog von Gramont als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten hingenommen. In die Sommerwonne platzt die Meldung: Ein Hohernzollern besteigt denIbererthron! Gramont denkt schon an Krieg; sagt zu dem Vertreter Rumäniens,

Frankreich werde nach der Kriegserklärung schnell den Sturz des Fürsten Karl erwirken, weil er seinem Bruder nicht von dem Wagniß abgerathen und sich damit als einen Feind des Kaisers gezeigt habe. Zwei Stunden nach dieser Drohung reist der Gesandte (Strat) nach Sigmaringen und trifft dort einen Sendling des alten Königs, der den Rücktritt des Erbprinzen empfiehlt. Leopold ist, auf Bayerns Bergen, nicht rasch erreichbar; sein Vater handelt für ihn. Telegraphirt am zwölften Juli nach Madrid an Prim, daß sein Sohn die Kandidatur zurückziehe. Und wird in Paris seitdem als „Père Antoine“ in Schänken und Singspielhallen verspottet. Strat bringt dem Herzog von Gramont die Urschrift der Verzichtserklärung. Dieser dreiste Dandy, den Lug die höchste Diplomatenkunst dünkt, hat am sechsten Juli in der Kammer gesagt: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setze. Wird dieser Versuch gemacht, dann werden wir, ohne schwächliches Zaudern, thun, was die Pflicht uns befiehlt.“ Seit ers las, schläft Bismarck nicht mehr; nach dem erzwungenen Rückzug aus Spanien will er seine Entlassung erbitten: „weil er die Haltung nicht vertreten will, durch die der Friede erkauft worden ist“. Da kommt, am dreizehnten Juliabend, aus Ems eine Depesche des Königs. Benedetti hat, „auf zuletzt sehr zudringliche Art“ verlangt, Wilhelm solle sich „für alle Zukunft verpflichten, niemals wieder die Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen.“ Halb Sieben. Moltke und Roon sitzen am Eßtisch. Zwei Fragen; rasch. Können wir schlagen? Getrosten Muthes. Sofort? Morgen lieber als im Herbst. Aus der Chamade wird die Fanfare. Auch Benedetti hat aus Ems telegraphirt; und seine Depesche, nicht die von Bismarck redigirte, wirbelt den Sturm in die pariser Kammer. „Wir sind geohrfeigt worden; das kleine Preußen hat sich erfrecht, dem Reich Bonapartes vor Aller Augen eine Maulschelle zu geben!“ Aus allen Winkeln heults: „Un soufflet!“ Thiers mahnt zu würdiger Ruhe. Gambetta, der sich schon heiser geschrien hat, heischt die Verlesung der Depesche, weil die Opposition dem Ministerium nicht traue. Ollivier erklettert die Tribüne, hebt die Hand, senkt sie in die Brusttasche, zieht sie aber leer wieder heraus, da seine Mehrheit ihm brüllend verbietet, die furchtbare Depesche ans Licht zu bringen. „La dépêche!“ „Un soufflet!“ Links gellt, rechts dröhnt der Schlachtruf.

Gramont reckt sich. „Ich habe die Depesche gelesen.“ Ein Bürge. Aus solchem Wortbrand wird Krieg, schrillts aus dem Geknäuel der Republikaner; und wer weiß, ob wir gerüstet sind? Ich, spricht der Kriegsminister Leboeuf, Marschall von Frankreich; ich weiß, daß wir bis ins Kleinste fertig und erzbereit (archiprêts) sind. Der zweite Bürge. Der dritte ist Ollivier selbst. „Gewiß: von diesem Tag an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verantwortlichkeit. Wir übernehmen sie leichten Herzens.“ Vierzehn Tage danach ist das bei Weißenburg, Wörth, Spichern geschlagene Franzosenheer auf wirrem Rückzug; Paris von Pöbelaufständen durchtobt; Ollivier gestürzt und durch den General Grafen von Palikao ersetzt; Wilhelms Hauptquartier auf französischer Erde. Und Père Antoine (einer der klügsten, bescheidensten, noch im Dunkel klarsten Hohenzollern, die wir kennen) schreibt an seinen Karl: „Von Deinem Strat erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris; er trug dazu bei, daß ich die Renunziation Leopolds vielleicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als ohne seinen dringenden Rath geschehen wäre. Dadurch, daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der preußisch-französische Krieg populär und ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung hätte er eine dynastische Färbung bekommen und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich gelassen. Ich bitte daher, Strat nicht zu tadeln, sondern seiner guten Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeiwünschten, um Dich zu stürzen. Strat wollte deshalb den Krieg à tout prix vermieden wissen; denn auch er, wie Niemand in Frankreich, hatte nicht die entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unserer Waffen. Napoleon hat die deutsche Einheit in vierundzwanzig Stunden zu Stande gebracht!“ Und mit ihm, mit seinem Kaiserhaus hat der Abgrund die drei Bürgen verschlungen, die leichten Herzens die große Verantwortung solchen Krieges auf sich nahmen.

„Nous l'acceptons d'un coeur léger“: die sieben Worte haben Olivier Emile Ollivier gewürgt; ihm unstillbareren Haß eingebrandet als, drei Jahrhunderte zuvor, alle Teufeleien dem Olivier, der Barbier und Berather, Spürhund und Henkersknecht Ludwigs des Elften war. Wo er schlich oder kauerte, da murrte oder gischtete es um ihn: „Dieser ist der Mann mit dem leichten Herzen, der

uns tänzelnd ins Verderben gerissen hat!“ Staunend hat er gefragt: „Was werft Ihr mir vor? In Littrés Wörterbuch steht: ‚Leicht heißt auch, was nicht mit sittlichem Gewicht niederdrückt‘. Ich habe die Nothwendigkeit des Krieges mit reinem, unbelasteten Gewissen hingenommen; nicht leichtsinnig, sondern nur ohne den Druck sittlicher Bedenken. Das wollte ich sagen: und habe es so ausgedrückt, daß ich vor der Grammatik und vor der Moral bestehen kann.“ Vergebens. Dépêche und soufflet wurden vergessen: das dritte Schlagwort aus der Abendsitzung Tollwüthiger überschrie noch den Jahrhundertwechsel. Wie Schicksal wars über Dem, dessen lächelnder Plaideurmund es sprach. Und funkelt düster nun von dem weißen Marmor der Grufttafel ins zarte Dämmergrau des Mittelmeeres weit hinaus: „D'un coeur léger...“ Von der zweiten Januarnacht bis in den neunten Augustmittag des Jahres 1870 war Ollivier Ministerpräsident; sieben Monate und sieben Tage lang. Dreiundvierzig Jahre hat er dann noch erlebt; in siebenzehn Bänden die Reize des empire libéral, seines verkrüppelten, im Steckkissen gestorbenen Kindes, zu schildern, mit hitzigerem Eifer sich zu entschuldigen oder doch mildernde Umstände zu erschwatzen versucht. Das rastlose Mühen blieb unbelohnt. Von eines langen Lebens Leistung Alles weggeweht bis auf sieben Worte. Alles. Daß der Sohn des marseiller Republikaners ein berühmter Advokat, ein tüchtiger Präfekt, ein umschwärmter Kammeredner war; einer der Fünf, die im Gesetzgebenden Körper rumorten, bis der erknuteten oder erkauften Mehrheit Zorn von der Lippe schäumte: Fünf wider sechzigmal Fünf. Daß er im Klerikerrecht und im Bürgergesetzbuch heimisch war, sich an mancherlei Literatur und Kunst dilettirte, Liszts Schwiegersohn, Wagners Freund und Patron, endlich, als der große Richard Cosima, die Schwester Blandinens Ollivier, geheirathet hatte, gar des Tristanschöpfers Schwager wurde. Daß er im Sturmschritt, ein schlanker Vierziger, alle Schanzen des Vorurtheils nahm und sich unter sieben Monden auf steiler Zinne hielt, trotzdem Rochefort ihn täglich mit giftigem Sprengstoff beschoß (der Republikaner Graf Victor Henri von Rochefort-Luçay aus den Papierscharten der Zeitung „La Marseillaise“ den marseiller Spießerssohn, der vor den Kaiser nun, vor seinen liberalen Kaiser den Schutzschild hält). Alles verhallt. Akademiker ist er: und darf im Haus der Akademie nicht reden; nicht dem Kollegen und Tot-

feinde Thiers noch ins Grab hinein das Ehrenrecht absprechen. Im Louvre selbst hört er den Groll knirschen. Als sich das Antlitz der Republik schon runzelt. „D'un coeur léger...“ Versungen. Verthan.

Olivier Emile Ollivier durfte, wie John Gabriel Borkman, sich einen Bonaparte wähnen, der in der ersten Hauptschlacht invalid geworden sei, der aber bald gesunden und den die Welle dann auf die Höhe des von der Natur ihm zugedachten Schicksals heben werde; spät vielleicht: eines Tages gewiß. Wie ein ruhloser, mit stumpfem Zahn noch verwünschter und umdräuter Wolf hat auch dieser Seelenkrüppel gelebt. War nur redseliger, als Marseiller nach Beifallsgestreichel lüsterner als der stille Erzträumer im Nordgebirg. Er saß, horchte in seines Wesens Schlünde tief hinein; und diktirte der neben ihm greisenden Frau Blandine. Immer neue Beschreibung des alten Geschehens; siebenzehn Bände über das in sieben Monaten und sieben Tagen, nach sieben Worten Erlebte. Ein Menschenalter lang; länger. Schaudernd sah das Auge die Bilder, die er, allzu gern, aus seinem Behmring ins Freie flattern ließ. Einer gepflegten Eule Aehnliches hockte da, dem die Worte flink von der Lippe tropften; und unter den Fingern der Alten, deren Jugend Franz Liszt im Schoß einer Gräfin gezeugt hatte, ahnte der Betrachter das Geknarr, Gerassel, Geplapper der Schreibmaschine. Die Stimmung einer auf dem höchsteu Grat in Kirchhofskomik umgeknickten Tragoedie. Ein geschäftig um die Oeffnung des nationalen Hörganges Bemühter, von dessen Redegestöber diese Nation nur sieben Worte in die Ohrmuschel kapselt. Ein Wecker, den der nach Ruhe langende, nach kühlem Vergessenstrank lechzende Gesammtwille in endlosen Schlaf weist und der, immer, doch wiederkehrt und sich für den wichtigsten Wachtdienst anbietet. Ollivier durfte behaupten und konnte aus Akten beweisen, daß er nicht für den Dreibund Frankreichs, Italiens und Oesterreichs gegen Preußen war, niemals in Kriegswagniß strebte und daß ungefähr um die selbe Stunde, auch wenn er nie gelebt hätte, der Feldzug gekommen wäre. Aber er hat gelogen: als er Minister wurde; getrogen: als er einen Haufen gefälschter Stimmzettel für die Grundmauer ausgab, die ein Kaiserreich tragen könne. Keines sittlichen Bedenkens Last wälzte sich je auf das Herz des Advokaten, der sich in den Entschluß streckte, einer Volkszukunft Bürge zu werden. Und diese Totsünde hat Chronos grausam, unerbittlich an ihm gerächt.

Das Heilige Wagniß.

Die ideale Forderung, die Amerika durch die Begründer und Erhalter seines Staatswesen, durch die representative men seines Volksthums, durch Verfassung, Institutionen und Geschichte an sich selbst gestellt hat, ist die: allen Völkern der Erde ein Freistaat zu sein. Die religiös und politisch, sozial und ökonomisch Bedrückten werden hier ihrer Fesseln ledig. „Kommt her zu mir, die Ihr mühsälig und beladen seid!" Euer wartet Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. So dachten die Baltimores in Maryland; so dachte Roger Williams, der Apostel der Duldung in Rhode Island, Oglethorpe, der die in Gefängnissen schmachtenden Schuldner nach Georgia lud, Penn, der das „Heilige Wagniß" unternahm, in der Kolonie, die seinen Namen trägt, Jeden nach seiner Ueberzeugung selig werden zu lassen. Er sprach von dem „holy experiment", dessen religionpolitische Basis in einem seiner Briefe festgelegt ist. Zwei knappe, doch inhaltschwere Sätze: „Ich verabscheue in der Religion zwei Prinzipien und bemitleide ihre Anhänger: das erste ist Unterwerfung ohne innere Beistimmung; das zweite, Andersdenkende um des Herrn willen zu vernichten".

Diese humanitären Ideale haben Amerika mächtig und reich gemacht; ihnen dankt es, was es an geistiger Größe und seelischem Adel sein nennt, und von dieser ureigenen Tradition darf es nicht leichthin lassen. Amerika muß auch ferner der Menschheit dienen wollen; es muß trachten, seiner weltgeschichtlichen Mission treu zu bleiben. Fair play für Alle, freie Entfaltung der Kräfte, unerschütterlichen Glauben an das Dogma, daß das Gute im Menschen stärker ist als das Schlechte! (Was „gut" ist, Ihr Philosophaster, sagt uns die „innere Stimme".)

Amerika hat im Ganzen nach diesen idealistischen Grundsätzen (die durch praktisches Bedürfniß gefestigt wurden) gehandelt und in den letzten neunzig Jahren sind mehr als achtundzwanzig Millionen Einwanderer aus allen Ländern der Welt gekommen und haben den Reichthum des Landes schaffen helfen. In dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 kamen fast neun Millionen; es war in der Geschichte des Landes die stärkste Einwanderung einer Dekade. Im Jahr 1910 zählten die Einwanderer 1 042 000; die Zahl der im Auslande geborenen Einwohner betrug 13 516 000. Ohne die Einwanderer wäre Amerika nicht, was es ist. Sie sprengten die Felsen, überbrückten die Ströme, rodeten die Wälder, zogen die Straßen, legten die Schienen, bauten die Fabriken. In ihren Hirnen war aufgespeichert, was Europa an exaktem Wissen und be-

währten Methoden besaß, und ihre Hände verrichteten eine ungeheure materielle Arbeit. Sie wurden in Werken des Friedens und auf dem Schlachtfeld Mehrer des Reiches. Es erwies sich als eine ausgezeichnete Spekulation, das geistige Erbe jener Schwärmer, die die Menschheit erlösen wollten, zu hüten und zu pflegen.

Bis vor Kurzem waren die Segnungen der Einwanderung allgemein anerkannt. Heute regt sich berechtigter Zweifel.

In dem Jahrzehnt 1880 bis 90 hat sich in der nationalen Beschaffenheit der Einwanderer eine durchgreifende Aenderung vollzogen. Zwei Gruppen heben sich von einander ab. Die (zeitlich) erste Gruppe rekrutirte sich aus England, Schottland, Irland, Kanada, Deutschland, Frankreich, Holland, der Schweiz und den skandinavischen Ländern. Die zweite besteht aus den Einwanderern aus Rußland (mit 51,7 Prozent Juden), Oesterreich-Ungarn, Italien und den kleineren slavischen Staaten. Die erste Gruppe nenne ich der Einfachheit halber die nordwestliche, die zweite die südöstliche. 1850, im Jahr des ersten Census, gehörten 97 von 100 der im Auslande geborenen Einwohner dieses Landes der nordwestlichen Gruppe an; jetzt nur noch 58. Während die nordwestliche Gruppe sich in den letzten sechzig Jahren nicht ganz vervierfachte, sind jetzt 826 Mal so viel Slaven und Italiener hier als vor sechzig Jahren. Im Jahr 1850 zählten sie 6000, 1890 wenig mehr als 800 000, 1910 beinahe 4 967 000. Die Slaven und Italiener in ihren niedrigsten Schichten sind nach ihrer Wesensart, wie sie sich aus Rasse, Klima und Geschichte entfaltete, dem angelsächsischen Ideal der „Freiheit durch Selbstzucht“ weltenfern.

In einer Zeit aber, in der ein einziges Jahr eine Million von politisch mehr oder weniger unreifen, ökonomisch mehr oder weniger gefährdeten Einwanderern herüberbringt, demokratisirt man die Verfassung der Vereinigten Staaten mit so pietätloser Hast, daß ohne Uebertreibung von einer friedlichen Revolution gesprochen werden darf. Direkte Wahl der Bundessenatoren, Initiative, Referendum, Recall der Beamten und der Richter, Frauenstimmrecht: all Das ist im Werden und hier und dort schon Gesetz. Das souveraine Volk soll nicht nur herrschen, sondern auch regiren.

Will man die Einwanderung schrankenlos gewähren lassen, so sollte man an dem Repräsentativ-System, wie es bisher bestand, festhalten und jede Zollbreite gegen die Selbstherrlichkeit der Massen verteidigen. Will man das Motto „Regirung durch das Volk für das Volk“ im buchstäblichen Sinn wahr machen, so schränke man die Einwanderung energisch und systematisch ein. (Die „Väter“, Washington, Hamilton, Madison, ja, selbst Jefferson, haben

sich unzweideutig gegen eine unbegrenzte Einwanderung ausgesprochen; Jefferson in geradezu seherischen Worten.)

Gewiß: eine solche Maßregel wäre „reaktionär". (Ist es nicht auch reaktionär, Dämme gegen Ueberfluthungen zu errichten?) Sie würde dem idealistischen Programm des amerikanischen Staates widersprechen, aber jede Thesis in ihrer vollkommenen Ausbildung wird zur Antithesis. Der Satz: „Fiat justitia, pereat mundus!" ist Unsinn. Nur wenn und so lange es erhält, ordnet, aufbaut, hat das Recht Berechtigung. Das Selbe gilt von der „Freiheit". Recht und Freiheit sind eben nicht Absoluta; sie sind, sobald sie sich im Staat verwirklichen, künstliche Schöpfungen, Hilfkonstruktionen von Menschenhand. Wenn die Befolgung eines Prinzips zum nationalen Ruin und zur praktischen Vernichtung des Prinzips führen würde, so muß die Starrheit des Prinzips gebeugt werden.

Eine solche Politik wäre freilich sehr unpopulär. Die Fabrikanten wollen billige Arbeiter, die Schiffahrtgesellschaften wollen hohe Dividenden, die Nationen wollen offene Thür für die Stammesgenossen. Geschäft und Gemüth (eine schwer besiegbare Koalition) sprechen dagegen. Setzt man jedoch der Einwanderung keine Schranken, so wird eine Sklavenkaste entstehen, die im Verein mit der Negerbevölkerung (die durch Slaven und Italiener aus vielen Erwerbsthätigkeiten verdrängt worden ist) früher oder später verderblich werden muß. An skrupellosen Emanzipatoren wird es nicht fehlen und die Masse lernt leicht, daß sie selbst der Quell alles Rechtes ist. Der Freiheit droht von der Freiheit Gefahr und das „Heilige Wagniß" wird mißlingen, wenn der Doktrinarismus (Das heißt: die Denkfaulheit) siegt.

New York. Eduard Goldbeck.

Delphi.*)

Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Menschen giebt, der beim ersten Blick auf Delphi erstaunt und erschüttert ist; ich glaube nicht, daß es einen giebt, der nach dem Abschied von Delphi es je

*) „Auf griechischer Erde. Im Sommer 1912, vor dem Krieg": so heißt ein Buch, das Herr Adolf Gelber bei Perles in Wien erscheinen läßt (und aus dem hier eine Kostprobe gegeben wird). Ein

wieder aus der Erinnerung verlieren könnte. Es giebt gar nichts, was im Grunde so unscheinbar wäre wie Delphi; und noch mehr: so unsichtbar! Denn es ist eine Thatsache, die jeder Besucher bestätigen wird, daß er, schon unmittelbar vor Delphi stehend, noch immer fragte: Wo ist denn Delphi? Früh, um fünf Uhr morgens, eilen wir aus dem Hotel und sehen uns nach wenigen Schritten links hin, wo die Straße um eine Ecke biegt, an der einen inneren Wand eines Kessels, dessen Rand elliptisch verläuft und aus dessen Tiefe zwei ungeheure Bodenwellen aufsteigen. Sie lagern wie zwei Fruchtkerne, zwei Brüste da, jeder vielleicht von einer Stunde Länge, und Alles ist grün; und jenseits davon ragt, den ganzen Horizont einnehmend, im Ring, im Schwunge nach links, die Kesselwand uns gegenüber, die tief dunklem Sammet gleicht. Uns zur Rechten ist eine Oeffnung im Ring, da sieht man die Ebene von Ithea mit der Heiligen Flur, dem Gebirge von Salona und der vom lichten Aether geküßten Giona, nebst der weiten, weiten, vom Rande der Ebene herüberwinkenden Meeresbläue und dem Schnee auf den peloponnesischen Häuptern. Doch wo ist Delphi?

Man sucht die Gegend mit dem Auge weit ab. Da ist hundert oder hundertfünfzig Meter weit zur Linken, an einer Stelle, wo die Bergwand vorspringt, eine Gruppe uralter Platanen; da sind, sie gewaltig überragend und im Winkel gestellt, zwei hohe, rostbraune Felsen, die, wenn die Sonne über sie hinweggeht und in ihrem weiteren Lauf die Fülle ihrer Strahlen auf sie sendet, wohl wie Gold aufleuchten. Zwischen diesen beiden Felswänden öffnet sich ein Spalt; und unser Führer sagt: „Das sind die Phaedriaden und zwischen ihnen rauscht der kastalische Quell hervor.“ Der kastalische! ... Aber wo ist Delphi? Da lacht unser Führer und weist dreißig, vierzig Schritte auf der Straße, die wir gekommen sind, zu der Wand zurück, die hier hoch hinaufragt, und sagt: „Aber, ich bitte, springen Sie doch hier über den Straßengraben: da ist Delphi!“

Und wirklich: da ist ein in das Gras getretener handbreiter Pfad, der im Zickzack an die hundert Schritte aufwärts führt; und plötzlich sind wir vor einem, dem Blick des unten Stehenden ganz entzogenen, gepflasterten Weg und das Geheimniß des Ortes entschleiert sich. Hinter der der Straße zugewendeten Coulisse, die sich wie eine mächtige Spanische Wand vorgeschoben hat, breitet sich nämlich, in eine verborgene Bergfalte hinein versteckt und auf der Halde aufsteigend, in einem ganzen System von Terrassen der Tempelbezirk von Delphi.

---

schönes Buch; von einem ernsten, zum Schauen geschaffenen Menschen, der von den höchsten Mustern, von der Bibel, von Shakespeare, von den Erzählern des alten Orients, die Kunst plastischer Darstellung gelernt hat. Ein an Lehre und Freude reiches Buch (dem der wiener Maler Herr Hans Temple Bilder beigab). Die Liebe hat es diktirt; Liebe zu Hellas, auch dem neuen, das Europen jetzt wieder den Beweis seiner Lebenskraft giebt, ließ es in einem Künstlerkopf wachsen.

Zunächst die Heilige Straße. Der freundliche Kustos des Museums, Herr Contoleon, gesellt sich zu uns und erklärt, in Gemeinschaft mit unserem wohlunterrichteten Führer, wie man sich noch in Allem zurechtfinden kann, was Pausanias so genau beschrieben hat. Ja, Messieurs, hier diese Steinstufen trugen das erste berühmte Weihegeschenk von Delphi, den ehernen Stier der Korkyräer, und hier sehen Sie noch die weißen und schwarzen Stufen, wo die Erzfigurengruppe der Arkader stand. Dann weiter. Hut ab! spricht Phidias zu uns; hier stand das von ihm zur Erinnerung an Marathon gemeißelte Weihgeschenk mit den Statuen des Miltiades, des Apollo und der Athene. Und gleich daneben das Weihgeschenk des furchtbarsten und unglaublichsten Borgiamenschen des ganzen Griechenthums, des Spartaners Lysander, der Athen bei Aegospotamoi zerbrach und dreitausend gefangene Athener hinschlachtete. Und hier, einander gegenüber, zwei große gemauerte Halbkreise, argwische Bauten: der eine mit den Statuen der Söhne der sieben thebanischen Könige, der andere mit eben so vielen Statuen argivischer Heroen. Dann folgen Reste und Spuren von Erzfiguren, Inschriften, die erinnern, daß Tarent in der griechischen Welt mitgethan hat; und Schatzhäuser von Stätten, deren Namen heute nur noch Wissensballast, historischer Erinnerungstoff sind: Metapont, Megara, Epidamnus, Sybaris, Kyrene, Siphnos, Sykion, Delos, Pagasäa, Akanthus, ihrer großen Städteschwestern, die in der Geschichte und Kulturgeschichte vornan mitgespielt haben, gar nicht zu gedenken. Und dann folgte das Schatzhaus von Knidos, das prächtigste, das es in Delphi gab und von dem das steinerne Karyatidenportal noch heute im Museum zu sehen ist, und das im Jahr 340 vor Christi Geburt errichtete Schatzhaus der Athener ...

Im Apollotempel hing man damals goldene Schilde aus der Perserbeute auf; und in der selben Zeit baute man dieses Schatzhaus, aus dem man auch noch etwas sehr Interessantes im heutigen Museum findet. Man muß nämlich wissen, daß die Wände aller der Bauten oft über und über mit eingeschnittenen Inschriften bedeckt waren, und zwar nicht immer heiligen Inhaltes. Sondern die Geschäftsleute, die Juweliere, die Waffenschmiede, die Besitzer von Gasthäusern, die Handwerker, Schuster und Schneider, auch Friseure und Fuhrwerker, nicht zuletzt die Unterhaltungstätten für Tag und Nacht kündeten hier ihre Lokalitäten an; und die Banklehnen, Sockel und Piedestale der großen Bauten waren solchermaßen wahre Reklametafeln. Auch in Olympia und Epidaurus, überall war es, wie die Funde zeigen, so; solche Inschriften fand man also auch an den Wänden der Schatzhäuser und hier, in dem der Athener, gab es jedenfalls einiges Gekritzel, das indessen nicht von einem Geschäftsmann, sondern offenbar von einem Müßiggänger herrührte. Nur ist nicht leicht ein Müßiggänger zu denken, dem die Welt für seine beklagenswerthe Untugend bis in unsere Tage so zu Dank verpflichtet sein müßte wie dem dort. Denn was er hier an die Wand kritzelte, waren Hymnen an Apoll und darunter die Delphi-

sche Ode, die 1894, im April, zum ersten Male wieder in Athen zu Gehör gebracht wurde. Man fand die Wandstücke, in die sie eingravirt war, unter anderen Trümmern, und brachte sie ins Museum, wo man sie in der Mitte des zweiten Saales aufstellte; und bei der erwähnten ersten Wiederaufführung nach 2400 oder noch mehr Jahren war ich selbst zugegen. Und zwar war es am dritten Tage nach unserem Besuch auf Santorin, wo unter unseren Schritten auf den Schwefelfeldern des Kraters der heiße Dampf hervorströmte und ein lieber Reisegefährte uns sagte: „Achtung, meine Herren, da sind die apollinischen Grüße." Er hatte richtig vorausgesehen, denn sechzehn Stunden später, als wir in Athen weilten, ging das große Erdbeben los und am Tag darauf, um acht Uhr abends, stellte es sich wieder ein, gerade, als wir bei dem ersten Vortrag der kurz vorher neu aufgefundenen Ode im Konzertsaal saßen. Der König, die Königin, der Kronprinz, Alles, was es in Griechenland an politisch oder gesellschaftlich führenden Persönlichkeiten gab, war anwesend: neben Trikupis und Delyannis, den beiden großen Rednern, die Mavrokordato, Mavromichalis, Cantacuzene, die Führer der alten Geschlechter; dann in der Gruppe der großen millionenreichen Vaterlandsfreunde Syngros mit den Alexandrinern Bennakis und Antoniades, Murussis aus Odessa, Andere aus Triest, Marseille und Antwerpen. Wie ein Nationalfest war es; und nun denke man sich den Augenblick, als der Chor der Sänger auf der Estrade erschien. Da herrschte ein beinahe beklemmendes Schweigen, und als im Unisonogesang endlich die Töne der Ode emporstiegen, sah man Thränen in jedem Auge. Kann man Andere mitempfinden lassen, wie eine solche Sekunde des Wiedererwachens von etwas längst, längst für alle Zeiten verklungen Geglaubtem wirkte, besonders auf Den wirkte, der da mitansah, wie ein ganzes Volk es mit leidenschaftlicher Innigkeit in sich trank und es als theures Symbol seines eigenen Schicksals, seiner eigenen Wiederauferstehung aus dem vielhundertjährigen Grab begrüßte?

„Sieh', welch Wunder begiebt sich! Wir flehten um trinkbares Wasser, Erde, Dich an; und was sendet Dein Schoß uns herauf!" Schiller jubelte Dies heraus, als die Welt die Wiederauffindung von Pompeji erlebte; und wie entfernt war am Ende doch Pompeji dem Deutschen, wie nah aber der Fund von Delphi dem griechischen Gemüth! Sechs, sieben Minuten lang hatten also die Sänger bereits die einfache feierliche Melodie gesungen, da trat die Unterbrechung ein: der Gruß des delphischen Apoll; denn plötzlich begann es unterirdisch zu grollen und zu dröhnen. Geängstigte sprangen von ihren Sitzen auf; dort erhob sich Jemand und winkte, worauf Ruhe eintrat. Und das Unheil ging vorüber und die Sänger sangen das Lied zu Ehren des delphischen Apoll, der uns seinen Gruß gesendet hatte, weiter . . .

Man kannte diesen Gruß im Alterthum; und er, er zumeist führte ja zur Entdeckung oder zur Begründung von Delphi. Eines Tages, wohl viele Jahrhunderte vor Homer, kamen (Das erzählt Pausanias) hyperboräische Männer aus dem Norden in die Ebene von Ithea hin-

ab. Sie wollten wohl ans Meer; da erzählte man ihnen Etwas, das den Einheimischen vielleicht nichts Besonderes mehr gewesen sein mag, sie aber offenbar betroffen machte. Sie berichteten den Fremden von der vom Pleistos durchströmten Sackgasse, die es da auf dem Weg nach Ithea links im Gebirge gab, und von der Seltsamkeit darin, die, hätte das Ganze im rauhen und durch seine Natur abschreckenden Norden gespielt, von der geängstigten Phantasie gewiß schon auf Siegfrieds-drachen, Rübezahlungeheuer oder andere dämonische Gewalten zurückgeführt worden wäre. Denn da im Norden, in unseren Wäldern und Bergen, hätten sich die Hirten und Hirtinnen von früh auf schon gehütet, ihre Thiere in die Schlucht zu treiben, wo ein unterirdischer Geist mit großen, glühenden Augen nebst heulenden Hunden und brüllenden Ebern sich barg. Vielleicht war es auch hier so, daß aus Scheu vor dem Ort seit Generationen kein Mensch sich mehr hineinwagte und man es nur von den ganz, ganz Alten noch wußte, daß dort auf der Halde, knapp unterhalb der Krone, wo die beiden rothglänzenden Felsen herüberwinkten, ein ungeheuerliches und unerhörtes Geheimniß vorhanden sei: der Spalt in der Erde, aus dem es immer rauchte und die Dämpfe von einem tief unten, im Mittelpunkt der Erde, liegenden Herd aufstiegen. Und wenn man sich darüberbeugte, ging die Besinnung verloren; und gingen nicht auch Märchen um, daß Jemand, ein fremder Mann oder ein vorwitziger Hirt, der dahin gerieth und in den Schlund hinabsehen wollte, von etwas Gräßlichem, das plötzlich aus dem Spalt hervorsah, unter seltsamem Raunen und Donnern auf ewige Zeiten mit Krankheit und Wahnsinn geschlagen ward? Darum also traute sich Niemand auf den Berg. Und nun warf es auch die Fremden zu Boden, in Anbetung der dunklen und nie geahnten, geschweige denn bis dahin je erklärten seismischen Kräfte, wie ja einst auch in der Wüste, als die Erde sich aufthat, um die Rotte Korah und Abidatan zu verschlingen, das erschütterte Volk ringsum auf die Knie sank. Aber dann riefen die Fremden, die aus dem Norden der Olymposgegend kamen und dort den lichten und herrlichen Göttersitz bereits kannten, sie riefen mit der Unfähigkeit, an Anderes zu glauben: Ein Unhold? Nein! Hier spricht eine Göttin oder ein Gott ...

Noch war der Sinn des Menschen naiv, noch hatte sich Niemand mit der superklugen Ausgestaltung einer Theogonie beschäftigt; und da nahmen sie das Einfachste. Welche Göttin? Die Erde! Und Gaea wurde als die erste Göttin des Ortes genannt. Aber nun nahte die Phantasie, die in jener Zeit des Griechenthums Allem so hold war und Alles lieber ins Logische und Wohlthuende übersetzte als in das Wüste und Schreckliche, und nahm den Gegenstand auf. Warum der Zorn? Welchen Grund hierzu mag der Erde unser stilles und bescheidenes Leben, das doch von allen Makeln so frei ist, geben? Das hat gar keinen Sinn; sondern, da es noch über die Grenzen unseres Thales und unseres Berges hinaus eine weite, weite Welt giebt, die voll des Elends ist, so kann nur ihr dieses Zürnen gelten, das eben nothwendig nur ein

Ausdruck der Gerechtigkeit sein kann. Darum wird es auch der Geist der Gerechtigkeit und nicht die Gaea selbst sein, was angesichts der Unthaten sich in solchem Unmuth hier kundgiebt. Und (gehört Das nicht von selbst zu einem solchen Gedankengang?) wenn dieser Sitz hier so qualifizirt ist, dann muß er zugleich überhaupt der Mittelpunkt der Erde sein, von dem aus die Gerechtigkeit mit ihren Augen nach allen Seiten blickt. Und da setzen wir also einen Stein, den Omphalos, hin, der den Mittelpunkt der Erde bezeichnet ... Und wieder nach Jahrhunderten eine neue Fortbildung. Hier ist der Mittelpunkt und der Ort ist göttlich; aber nicht als Sitz einer blind waltenden Gerechtigkeit, sondern einer wissenden und allsehenden, die täglich mit ihren Strahlenaugen die ganze Welt durchmißt. Und wer kann Dies anders sein als der Gott, der dort in der Nähe, auf den Spitzen des Parnassos, jenseits von Arachoba, seinen Thron aufgeschlagen hat? Von dort unternimmt er täglich seine Sonnenfahrt durch die Welten; und hier ist die Stätte, von der aus er, heischend, rächend, strafend, zu den Menschen spricht.

So, meine ich, entstand der Mythos, der sich auf die Hyperboräer, die den Gott in Delphi erkannten, bezieht. Und noch Etwas: der Mythos des Ortes enthielt selbst ein Element, eine Einsprengung, die Zeugniß giebt, daß der Sinn der Späteren sich zurechtlegte, wie hier eine gewaltsame Thronentsetzung der einen durch die andere Gottheit zu rechtfertigen war. Sie konnten nicht zulassen, daß der lichte und erhabene Gott sich mit einem solchen Unrecht gegenüber einem anderen göttlichen Wesen bemakelt haben sollte. Darum substituirten sie der Gaea rasch ein anderes, des Mitleids nicht würdiges Wesen, nämlich den Drachen Python; und der war es also, dem Apoll hier Leben und Herrschaft nahm. Aber Das ist ja doch nur ein Schönfärbe- und Vertuschungversuch, eine still-fromme Perfidie, wie sie heute noch geübt wird, indem man, um sich, den Usurpator, zu rechtfertigen, Dich, den Beraubten, schlecht macht. Und wenn nun im Gefühl die Erinnerung fortlebt, daß sich Einer hier nur im Weg der Gewalt an die Stelle des Anderen gesetzt hat, was wird geschehen, wenn dann einmal ein Lucian, ein advocatus diaboli, kommt, der den Prozeß wieder aufnimmt? Du Apoll genanntes Sorgenkind der griechischen Herzen, wie sichert man Dir also die Absolution? Der Mythos, der pfiffig ist und an Alles denkt, findet, daß es nicht schaden kann, wenn Apollo, trotzdem es nur ein Drache ist, den er hier tötete, sich nach geschehener That aufmacht und, weit weg, am Fuß des Olympos, im Tempethale oben, sich entsühnt. Und zwar genau in der selben Weise entsühnt, wie es Menschen thun, wenn auf ihnen die Schuld lastet, daß ein anderes ihnen ebenbürtiges Wesen von ihrer Hand gemordet worden ist. So erkläre wenigstens ich es mir. Denn immer wieder ist in dem spinnenden und sagenbildenden Volksgeist dieser Drang nach logischen Motivirungen zu finden und immer wieder stößt man auf das köstliche Schauspiel, wie er, zu viel motivirend, sich am Ende in Widersprüche verstrickt.

Dann kehrt Apoll zurück und kann in Delphi endlich ohne Ge-

wissensbisse „amtshandeln“; und die Sage nennt uns auch die Ersten, die ihm opfern und Dienste bei der Verkündung seiner Orakel thun. Männer und Frauen sind dabei; und wie bereits Alles organisirt und der Kult eingerichtet ist, giebt es eine Priesterin, Boio, die einen Hymnus dichtet, von dem noch einige Verse erhalten sind. Darin heißt es, daß der erste Priester Olen, die erste Pythia Phoemonoe hieß. Und wenn sie noch heute lebten, gäbe es zwischen ihnen vielleicht einen Prozeß um Urheberrechte, indem die Sage sie Beide als die Erfinder des Hexameters nennt. Und Beide waren Hyperboräer; und Hyperboräer auch bauten zuerst hier einen Tempel. Und zwar nicht aus Holz noch aus Stein; sondern im Tempethal, unter dem Lorberbaum war die Entsühnung des Apoll gewesen und von dort her, von dem Lorberbaum in dem zauberischen Thal, holten sie Zweige herunter nach Delphi und errichteten aus ihnen an der Stätte der Unthat des entsühnten Gottes sein erstes Heiliges Haus.

Und wie zeugt doch Alles, was die Sage weiter erzählt, von der Bewegung, die damals auf dieser griechischen Erde herrschte, da Alles immer auf der Wanderung war und mit trunkener Entdeckerfreude die Menschen einzeln und wohl auch in ganzen Stämmen hin- und herzogen, um sich so recht auszukennen in dem von den Göttern gesegneten Lande, das mit seiner Luft, seinem Licht, seinen Thälern und Bergen, seiner von keiner Missethat noch schwer mißbrauchten und entheiligten Schönheit hier wohl sie wie ein Paradies umfangen haben muß. Und Alles, was da auf dem Weg von oben nach unten, von unten nach oben, von den Inseln und von Kleinasien herüber nach der Mitte Griechenlands strebte, hörte von dem Ort, wo der lichte, gewaltige Apoll durch den Schlund der Erde sprach, und eilte herbei, um mit eigenen Augen zu sehen. Euböer, Myrmidonen unter dem Sohn des Achilles, Kretenser und Andere kamen. Das Wettsingen begann und es war der Kreter Thamiris, der darin zuerst einen Preis errang. Und Orpheus, Musäus kam; und natürlich auch Homer, bereits mit dem tragischen Zug im Gesicht. Er, den man den Ewig-Heiteren nennt, wußte selbst schon, daß bei dem Gotte ein Faß voll Glück, ein anderes voll Unglück stehe. Er, der Andere lehrte, war in Delphi selbst belehrt worden, daß er zu Glück und Unglück geboren sei. Er, der „gelernt hatte, die Kithara zu spielen, konnte an den Wettgesängen nicht teilnehmen“; er, der Größte, war „wegen des Unglückes seiner Augen ausgeschlossen von dem Spiel“.

Und dann kamen die Sibyllen: die von Kumae, dann die Tochter des chaonischen Königs, die von Dodona und eine, die uns auch von anderswo her nicht unbekannt ist. Salomo sah ihr in die räthselhaften Augen und lag märchentrunken in Liebe an ihrem Herzen. Es war die Frau, die nach den Einen „bei den Hebräern oberhalb Palästinas“ lebte. Es war „die Babylonierin“, wie sie die Anderen nannten; den Dritten war sie eine Egypterin und Einige wußten, daß sie Sabeh hieß. Und dann war noch Eine, von der uns der Mythos berichtet: die Herophile aus Marpessus im trojischen Land. Sie war Priesterin des Apoll,

als Hekuba zum zweiten Mal schwanger wurde; und als der Königin träumte, daß sie einen Feuerbrand zur Welt bringen werde, prophezeite die Priesterin das Elend, das von Paris und der Helena erwachsen würde. Und folgte die Sage nicht schon wieder dem Bedürfniß nach Logik, wenn sie erzählte, daß die Tollkühne nach diesem für eine leidenschaftliche Mutter so fürchterlichen Spruch die Heimath verließ? Die Kassandren, wenn man sie zu Töchtern hat, kann man nicht verbannen; aber Fremde, die solche Horoskope stellen, treibt man leichter aus dem Lande. Und da floh wohl die Seherin und wanderte heimathlos durch die Welt. Sie weilte in Klaros, sie war in Delos zu finden, kam auch nach Delphi; und war da oft zu sehen. Das Volk sammelte sich um sie und sie prophezeite; und wer weiß, was für Ströme tragischen Gefühls ihre düstere Stimme da für alle Zeiten in die griechische Psyche goß? Erlebte sie noch Trojas Fall? Hörte sie noch von Helena und der Heiterkeit, in der sie nach der Rückkehr nach Sparta ruhig weiterlebte? Diesen Gedanken, daß eine Pietà entsetzt zusehen mußte, wie der schöne Dämon, den sie so früh durchschaute, nach angerichtetem Verderben mit seinem silbernen Lachen Tag und Nacht weiterschäkerte und sein Spiel trieb, diesen Gedanken verfolgte die Sage weiter nicht. Sie erzählte nur, daß Herophile am Ende doch in ihre Heimath zurückkehrte und nach ihrem Tode dort ein marmornes Grabdenkmal erhielt. Zu seiner Rechten war ein Hermes, zur Linken ergoß sich Wasser in einen Brunnen und Bildsäulen der Nymphen standen ringsum. Und auf dem Grabmal las man:

„Siehe, Sibylle, des Phoibos untrügliche Seherin bin ich,
Welche gebettet hier liegt unter dem steinernen Mal,
Eine melodische Jungfrau zuvor, jetzt sprachlos für immer,
Seit in den Banden mich hält letzten Geschickes Gewalt.
Aber den Nymphen nah und dem Hermes birgt mich die Erde,
Weil ich des Hektors sonst heilige Priesterin war.“

Nah dem Felsen der Herophile steht der Sockel der Siegessäule, die die Messenier zugleich mit einem für Olympia bestimmten Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von Naupaktus errichteten. Dieses olympische Denkmal war die Nike des Paionios; und die Krönung der Säule hier waren die tanzenden Mädchen, die man jetzt im Delphischen Museum gewahrt. Wenige Schritte weiter gelangen wir zu einem mit seinen schlanken jonischen Säulen und dem goldenen Marmor seiner Wände weit über die Halde leuchtenden Bau. Es ist der einzige rekonstruirte Bau heute in Delphi. Die Trümmer und Theile mußten mühsälig herausgesucht und mit unendlicher Behutsamkeit wieder zusammengefügt werden; es ist die sogenannte Lesche der Athener, das Klubhaus, in dem sich Alles, was aus Athen kam, zusammenfand. Auch jede andere Stadt hatte ihr Klubhaus; die Schatzhäuser bargen die Weihgeschenke, die man dem Gotte darbrachte, die Leschen aber, die Klubhäuser, waren die Mittelpunkte der Landsmannschaft. Natürlich waren auch sie innen reich geschmückt; eine Inschrift in der athenischen Halle erwähnt noch, was nach irgendeinem Krieg an Prachtgeschenken

aus der Beute hierher gestiftet worden war. Nun denke man sich den Anblick, den dieses Delphi durch so viele Jahrhunderte bot! Da reihte sich Schatzhaus an Schatzhaus und Lesche an Lesche; lauter zierliche Miniaturpaläste. Denn die ganze griechische Welt wollte vertreten sein und man mußte mit dem Raum sparen; für alles Ueberdimensionale fehlte der Platz. Und je mehr man sich mit der Zeit bescheiden mußte, desto mehr kam man darauf, daß es nicht immer just Bauwerke sein mußten, die man dem Gott widmete; sondern in all den tausend Formen, in denen sich der freudig schaffende Künstlersinn erging, konnte man huldigen. Und zu beiden Seiten der Straße, die man zum Tempel hinaufstieg, zwischen den Schatzhäusern, zwischen den Leschen und auf jedem freien Fleck der Terrassen über ihnen, erhoben sich kunstvoll erbaute Altäre, Bänke, die köstliche Embleme trugen, Geländerstücke, runde Ballustraden, von denen herab Statuen leuchteten, oder Postamente, auf deren Oriflammen brannten, prachtvolle Wände, an denen goldene Waffen und Weihgeschenke hingen, und Säulen jeder Größe, jeden Stils, jeden Materials. Gelon von Syrakus stiftete goldene Dreifüße und Nikefiguren und sein Bruder den Wagenlenker, der jetzt im Museum steht und den man die berühmteste aller Bronzefiguren nennt. Hier war das thessalische Weihgeschenk mit seiner Welt von Marmor, nicht weit davon eine dorische Säulenhalle. Und mitten zwischen allen diesen Bauten, oben, unten, auf allen diesen Terrassen, römische Siegesdenkmäler, Kyklopen, Herkules, Centauren, reitende Amazonen, Theseus und Perseus in hundertfach verschiedener Bearbeitung aller der aus ihrem Leben geholten Motive, Statuen von Königen, Feldherren, Heroen, Bildsäulen des Achilles und des Neoptolemos in hundert Gestalten. Was ist dort? Die Lesche Alexanders des Großen, deren Bau er von Asien aus anordnete und in die er die Felle der auf seinen Jagden erlegten Löwen und anderer Thiere hängen ließ. Und wovon spricht der Katalog hier? Von kleineren, größeren und noch größeren, aber nur ja nicht übergroßen Bauten, von einer jonischen, dorischen, korinthischen, kurz, aus aller Welt stammenden Anmuth, die hier auf einen einzigen Punkt zusammengetragen worden war. Und dazwischen immer wieder der Statuenwald mit seiner Unermeßlichkeit. Hier waren so viele, daß Delphi, oft beraubt, noch immer der Urwald blieb, in dem sich die Bäume von Marmor nur so aneinander drängten. Da geschah es, daß Sulla kam und mit seiner räuberischen Faust die Stadt plünderte, ohne daß sie darum ärmer geworden zu sein schien. Dann kam Nero und wüstete weiter: und noch blieben über dreitausend Statuen zurück. Begreift Ihr, was dieser Ort der griechischen Welt sein mußte?

Und nun erst der Tempel! Hier waren in der Vorhalle an der Ostseite die Worte: „Erkenne Dich selbst!", an der westlichen: „Nichts allzu sehr!" zu lesen. Homer hatte hier sein Standbild, hier war der Omphalos, der Mittelpunkt der Welt, aufgestellt und hier stand über dem Schlund, durch den die Dämpfe aufstiegen, der Dreifuß der Pythia. Die ganze alte Welt pilgerte hierher. Nichts geschah in der Oeffentlichkeit,

ohne daß man zuvor das Orakel befragte; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß durch tausend und mehr Jahre auf jeder Straße, die die antike Welt kannte, stets eine Abordnung zum Orakel auf dem Wege war. Von selbst leuchtet darum ein, daß hier nicht nur der Tempelbezirk so von Pracht starrte, sondern daß sich daneben eine ganz gewaltige Stadt aufgebaut haben muß. Denn die Fremden, die jahraus, jahrein zu Tausenden kamen, suchten Unterkunft, hatten Bedürfnisse, brauchten Kleider, Schmuck, Spezereien, Geräth, Wagen, Zug- und Reitthiere, Waffen. Dann die Bäder, die Stätten für die Leibesübungen, ohne die die antike Welt nicht leben konnte. Stelle man sich also vor, wie diese Stadt gewesen sein muß. Da sah man, Herodot beschreibt sie, die ungeheuren goldenen Kessel, die einst Krösus aus Sardes gesendet. Diese Welt von Kunst und Marmor mußte sich hier doch offenbar auch ihre eigenen Werkstätten errichten. Es ging ja nicht an, alle diese Säulen und Säulchen, Häuser und Häuschen, Tempel und Tempelchen, alle diese Götter, Wagenlenker, Titanen und cyklischen Herkules- und Theseus-Darstellungen, alle diese nemäischen Löwen, Bronzethiere und kaledonischen Eber auch immer irgendwo in der Ferne zu meißeln und dann vielleicht Hunderte von Meilen weit unter Mühen und Gefahren immer nach Delphi zu transportiren. In den meisten Fällen müssen die Kunstwerke in Delphi selbst, an Ort und Stelle verfertigt worden sein.

Und das geistige und politische Leben hier! Hier war Mekka, war Rom; hier war die Kurie. Eine Art neutralen Haags war hier, und zwar einer, den man nicht immer erst nach Ausbruch der Katastrophen anrief, sondern der von Familien und Städten, Parteien und Ländern oft schon in ruhiger Zeit um Rath angegangen wurde. Und er gehörte auch Allen. Athener und Spartaner waren stets im Kampf; eben so standen die Megarer unzählige Male gegen die Athener im Felde, Thebaner, Korinther, Korkyräer, Messenier wider einander; Jeder war oft Sieger, oft geschlagen: und Keiner verübelte es doch dem Orakel, wenn zum Zeichen des Triumphes über ihn das Weihegeschenk des glücklicheren Gegners aufgerichtet ward. Denn Delphi war beinahe nichts Irdisches mehr, sondern gehörte ganz und gar dem nicht weiter zur Rechenschaft zu ziehenden Gott. Natürlich waren es aber Menschen, durch die der Gott hier wirkte, und wie der Stellvertreter Christi in Rom, so hatten auch die Priester hier ihre Sympathien, Antipathien, ihre für ein weiches Empfinden oft nicht zu rechtfertigende Haltung zwischen Staaten und Parteien. Aber entweder merkte es die Naivetät der Zeit, die sich ja ganz gut mit der größten Schlauheit und dem äußersten Raffinement verträgt, nicht, oder, wenn man es merkte, so wagte man sich nicht mit offener Anklage hervor. Das Volk ist überall konservativ und läßt sich den Glauben an seine Autoritäten, die ihm etwas Geheiligtes sind, nicht rauben, besonders da nicht, wo die Autorität in einem so kostbaren und majestätischen Gewand wie in Delphi erscheint.

Ich möchte nicht allzu voltairianisch scheinen und behaupten, daß die Priester hier durchaus nur Betrüger gewesen seien, selbst dem Glauben fremd. Aber gewiß ist, daß sie den in ihre Hand gegebenen Kult

wesentlich dazu nützten, die Herrschaft Delphis in allen Winkeln der hellenischen Welt auszubreiten und aufrecht zu erhalten, und daß sie gar viel in Politik machten und rechneten. Und um sich in Geltung zu erhalten, bedurfte es auch eines sehr ausgebreiteten Netzes von Vertretern, Dienern und Berichterstattern. Sonst wäre ja nicht zu begreifen, wie wohlunterrichtet die Väter von Delphi über Vorgänge waren, nach denen sie aus weiter Ferne befragt wurden; und gewiß ist, daß sie im nahen und nächsten Griechenland in allen Fragen gar bedeutende Mitinteressenten waren und eine geradezu programmatische Politik verfolgten. Ob es immer gute und staatsmännische Politik war, ist zu bezweifeln, eben so, ob es immer eine starke und blutwarme nationale Politik war. Aber sicher ist: eine delphische Politik war es stets, darauf berechnet, daß der Ruf des Tempels und seiner Priesterschaft nicht leide, und in diesem Sinn auch eine kalte, vorsichtige und opportunistische Politik. Selbst die in den Anekdoten immer wiederkehrende Zweideutigkeit der delphischen Aussagen war mehr als ein Kniff. Denn niemals durfte sich Delphi mit einer Prognose binden, niemals es auf eine Widerlegung durch die späteren Thatsachen ankommen lassen, sondern seine Prophezeiungen immer so im Schwebeton halten, daß sie für jede Art des Ausganges paßten. Und bei diesem System einer stets zunächst das rein delphische Interesse in Betracht ziehenden Erwägung der Dinge konnte niemals eine Liebe, niemals eine enthusiastische Ueberzeugung, auch kein Temperament, keine Leidenschaft das Diktat führen, sondern eben nur der schlauste und kälteste Verstand. Moderne Historiker tadeln, daß die Delphier beim Ausbruch der Perserkriege nicht muthig und national genug gewesen seien. Giebt es einen kindischeren Vorwurf? Da war ein Verein von alten Männern, die ein Leben lang gelernt hatten, daß der Starke siegt und der Schwache besiegt wird; man durfte nicht erwarten, daß sie einer Handvoll Menschen zuriefen: „Bravo, Ihr habt Recht! Stürzt Euch nur Zehntausend auf die Hunderttausende, wagt das Unternehmen; und wir alten, skeptischen, des Weltenlaufes kundigen Greise, die wir nicht mehr hitzig und enthusiastisch sind, prophezeien Euch, daß die schöne Absicht, siegen zu wollen, die in Euch so stark ist, die Uebermacht der Hunderttausend wettmachen wird. Und wenn die Sache ungünstig ausgeht und Ihr zu Pulver zermalmt sein werdet, dann kommet nur getrost wieder und glaubet unseren Prophezeiungen auch ein anderes Mal!" Nein, nicht antinational waren die Delphischen damals, sondern darauf bedacht, daß der Ruf ihrer Firma keinen Schaden nehme. Darum das lange Zögern, sich überhaupt zu einer Aeußerung zu entschließen.

Diese Rücksichtnahme auf den Ruf läßt erkennen, welche Haltung Delphi auch in dem inneren Hauptkampf Griechenlands einnehmen mußte. Es hatte zwei Quellen seiner suggestiven Wirkung: die eine war die Natur, die aus seinem Boden durch den von unten aufsteigenden Rauch und Donner sprach, und die andere war Athen. Denn von dort her kam hauptsächlich die Kunst, der Glanz, von dort her die in der Nachbildung alles Lieblichen und Majestätischen erblühende Schönheit.

Nun wird man meinen, daß Delphi darum in seinem Herzen auch immer dankbar bei Athen stand. Und es wußte ja auch, was Athen war. Als Lysander nach dem Peloponnesischen Krieg die Stadt eroberte und die Bundesgenossen beriethen, was mit ihr geschehen solle, stellte der Thebaner Erianthus den Antrag, sie dem Erdboden gleich zu machen, worauf vom delphischen Orakel der Spruch kam, sie sollten „den gemeinschaftlichen Altar Griechenlands nicht zerstören“, „das eine Auge Griechenlands nicht ausreißen“. Und dennoch hielt Delphi nicht zu Athen. Denn Athen war die Stadt der Kritik und der Skepsis, die Stadt des Aristophanes, in der der lukianische Geist schon lange vor der Geburt Lukians umging; und solche Stätten, die das Element einer sich an Alles wagenden Superklugheit produziren, brauchen die Hauptsitze theokratischer Herrschaften nicht. Sie brauchen immer nur Den, dem der Geist nicht imponirt. Das Wort: „Nichts allzu viel!“, das über der westlichen delphischen Pforte stand, bedeutete nach dem Sinn der Delphier vielleicht in erster Reihe: „Hüte Dich vor zu viel Geist!“ Darum findet man in dem Jahrhunderte langen Kampf zwischen Athen und Sparta die Delphier immer auf der Seite der Spartaner. Vielfach habe ich gelesen, daß die Spartaner so klug gewesen sein sollen, sich immer rechtzeitig entweder direkt die delphische Stimme oder den Verrath des Anderen geheim ertheilten Orakels zu erkaufen, und ich zweifle keinen Augenblick daran. Sparta verachtete das Geld und die Delphier hatten dafür immer Verwendung; doch auch ohne diese reichliche Subventionirung muß es im delphischen Prinzip gewesen sein, nach Möglichkeit stets die spartanische Partei zu halten. Denn Athen bedurfte ihrer weniger; es hatte an seinem intellektuellen, künstlerischen, kommerziellen und nautischen Genie genug der Kräfte, um sich in der Welt zu erhalten; der Spartaner aber waren blutwenige: und so konnte sich Sparta nur durch Verachtung des Todes und dadurch behaupten, daß es sich mit einer mystischen Wolke von Schrecken und Unnahbarkeit umgab. Daher der Verzicht der Spartaner auf äußerlichen Glanz und Schönheit, daher die Ausstattung ihrer Aufzüge mit allen Ingredienzien einer schier dämonischen Furchtbarkeit, daher die Nothwendigkeit, ihren kleinen Schaaren immer den mystischen Ruf vorausgehen zu lassen, daß die Götter mit ihnen seien. Sie brauchten Delphi, damit es ihnen diesen mystischen Zauber leihe; aber Delphi brauchte auch sie als das lebendige Beispiel, daß in dieser Welt der wüsten Leidenschaften und der wilden Kämpfe, des Reichthums und des Glanzes, des Wissens und des Besitzes sich nur Der siegreich erhält, der die Stimme der Götter für sich hat.

Wir wandern zwischen den Trümmern umher. Alles scheint so klein und weitet sich, wenn man näher tritt, zu immer erhabenerer Größe. Da sind die Fundamente des Apollotempels, noch ziemlich wohlerhalten. Hier ist ein Säulenstumpf: welcher Umfang; eine Terrasse tiefer liegt ein Kapitäl: wie gewaltig! An einem Punkt des Fundaments, halb aufgestützt auf andere Trümmer, ist eine Felsplatte, darin drei Löcher und eine faustgroße Oeffnung. Eidechsen huschen darüber

hin; an einer Ecke sind einzelne Stücke abgeschlagen. Wir nehmen zwei Bruchstücke, ein großes und ein kleines, an uns; wie feinkörnig! Und der Führer spricht: „Wissen Sie, was man sagt? Das ist die Felsplatte, auf der einst der Dreifuß stand, und hier durch diese Oeffnung drang der Rauch und Dampf aus dem Schlund.“ Wo ist dieser Erdspalt jetzt? Man sucht vergebens. Hat er sich wieder geschlossen? Liegt er irgendwo tief unten, überdeckt von dem Schutt, den sechzehn Jahrhunderte darauf häuften? Man weiß es nicht. Von hier gingen also die Worte aus, auf die man beklommen in drei Welttheilen harrte. Und täglich wallten hierher Prozessionen, täglich weilten hier die Könige und Häupter von Staaten, Städten, Landschaften, um den Willen des Gottes zu erkunden. Sie kamen, brachten ihre Gaben und opferten; dann wurde ihnen der Termin zur Befragung des Orakels angesetzt, und zur anberaumten Frist wurde die Pythia durch einen unterirdischen Gang, der wohl ein Wunder von Schönheit gewesen sein wird, in feierlichem Zug drei-, vierhundert Meter hin zu der kastalischen Quelle geleitet; dort badete sie sich im stahlkalten Wasser rein. Dann kehrte sie durch den selben unterirdischen Gang unter Gesang und Flötenspiel zurück in den Tempel und nahm auf dem goldenen Dreifuß Platz; und der Rauch stieg auf und ihr Mund sprach die Worte, an welche tausend Jahre lang, länger noch, die ganze Welt glaubte. Und wenn Gottesdienst und Orakelbefragung vorüber war und Nachmittag wurde, dann wogte die Menge noch höher den Berg hinauf, an dem thessalischen Weihgeschenk und der Löwenhalle Alexanders vorbei, zu einer Stätte, auf die bereits die Krone des Gebirges senkrecht herabsah. Das war das Theater. Klein erscheint es, wenn wir unten stehen, und ist doch gewaltig. Auch wenn nicht gespielt wurde, war es bevölkert. Da saßen die Leute zu Hunderten und Tausenden auf den Stufen des weiten Runds und sahen hinab auf den Tempel des Gottes, auf die Welt von Schönheit und Marmor da unten. Und zu anderen Malen ging es noch weiter hinauf. Dort, vom Theater links, ist es, als brauche man wirklich nur noch die Hand auszustrecken, um die Zinnen des Gebirges zu erreichen: so nah starrt der kahle Fels. Dort fliegen Adler in Paaren aus der Schlucht der Phaedriaden, stürzen hinunter, steigen wieder auf und kreisen im ruhigen Flug durch das unermeßliche Rund des obersten Trichterrandes, an dessen einem Punkt wir stehen. Und hier, hart unterhalb des Gebirgsgrates, eine weithin sich dehnende Fläche: ein Oblong mit abgerundeten Schmalseiten und rings um das Ganze Sitzreihen, in den Felsen eingebaut. Das war einst das delphische Stadion; welcher Glanz herrschte hier, welche Fülle von Kraft, Leben, Schönheit und Kultur! Aber jetzt stehen wir armen Wanderer allein da oben; und Alles schweigt. Die Sonne hinter uns neigt sich und ihre letzten Strahlen fließen über die Krone des Gebirges, um den ganzen Kelch auszufüllen, von diesem obersten Rand bis hinunter auf den Grund des Pleistos, und um diesen stillsten und ergreifendsten aller Friedhöfe zu vergolden, der Delphi heißt.

Wien. Adolf Gelber.

■

Das Gebilde.

Wellen und Wege. Gedichte. Georg Müller in München.

Das Gebilde.

Mit zuckenden Händen hingestellt,
bangend, daß es zusammenfällt,
hab' ich aus mir ein Stück Leben.
Und siehe: es athmet, es ist eine Welt,
in der tausend Erwartungen beben.

Doch je höher emporstrebt der schimmernde Thon,
um so härter und ferner und fremder schon
wirft er zurück mir die Blicke.
Zwei Pole nun sind wir, wie Vater und Sohn,
getrennt durch die Bahn der Geschicke.

Wohl zeugt einst, was mein Wille erwählt
und was ich gestaltet, zum Wesen beseelt,
für mich und mein kühnes Vermessen.
Doch was ich mit tausend Kräften gestählt,
hat scheidend das Herz mir zerfressen.

Wien. Siegfried Trebitsch.

Schauspielschule.

Eine Schauspielschule will ich eröffnen. Das, was immer wieder geleistet und versucht wurde, auf meine Weise zu gestalten suchen. Nichts Anderes bestimmt mich dazu als meine Freude am künstlerischen Menschen und der Wunsch, an der Bewegung des Theaters mitzuarbeiten. Ich bin selbst Schauspielerin. Als ganz junges Mädchen begann ich meine Laufbahn am wiener Burgtheater. Die Begegnung mit Moissi war entscheidend für meinen persönlichen Ehrgeiz; er wurde aufgelöst in der tiefen Befriedigung am Aufstieg dieses Mannes, dem damals sofort, noch ehe er Gelegenheit hatte, seine Bedeutung ganz zu entwickeln, mein künstlerischer Glaube gehörte. Dieser Instinkt für Wesen und Art hochbegabter Menschen hat mich nie verlassen. Ich werde sie erkennen, überall, diese Begabten. Nicht an der Farbe ihrer Augen, nicht an ihrer Gestalt, vielleicht nicht einmal an Dem, was sie selbst für ihr Bestes halten, sondern an unwägbaren

Zeichen, am Klang der Stimme, am Blick, an einer Summe zusammenfließender Eigenschaften, einer bestimmten Konstellation von inneren und äußeren Merkmalen. Keine Mühe, mir zu gefallen, kann mich dabei verwirren; sie verdeckt nur die Wahrheit oder enthüllt eine Unsicherheit des Charakters.

Den Begabten will ich helfen. Eine Schule bietet hierzu die Möglichkeit. Der Ruf geht an Alle, die auf dem Weg zur Kunst, aus dem Selbsterhaltuntrieb der Kraft heraus, nach erster Führung verlangen. Ich will sie lehren, viele Umwege sich ersparen, will, von Kenntnissen und Erfahrungen ausgehend, von ihnen die Gefahr abwenden, durch langes Suchen die Jugend zu kürzen. Sie brauchen die Jugend. Doppelt und dreifach. Sie sollen sie nicht vergeuden. Ihre gesteigerte Erschütterungmöglichkeit, ihr Temperament, ihr eilender Erlebedrang, die große Bewegung-Intensität des schauspielerischen Menschen darf nicht ins Unwesentliche verzettelt, soll zum Bedeutenden gelenkt werden. Kenntniß müssen sie erhalten über die Summe von Kräften, die zu diesem Beruf nothwendig ist und erhalten werden muß. Ihr Körper muß ihnen werthvoll werden: als edelstes Material. Es gilt nicht nur, die blühenden Jahre hinzugeben, es gilt, weit in die Zeit zu bauen. Denn unterwegs wird das Leben immer schwerer von Reichthum. Es gilt, eine Vernunft aufzuschlagen, als besten Egoismus. Die sollen kommen, die von diesem Leben ahnen, wie viel es zu erfüllen hat. Nicht die Müden will ich. Nicht Solche, die sich nirgends wohl fühlen, nicht zu Haus, nicht in der Welt, die ein Morphiat suchen in diesem Beruf für ihre Empfindlichkeit gegen die Realitäten, die nichts ganz lieben und am Theater eine blasse Welt der Illusionen und eine Möglichkeit, von anderem Willen getragen zu werden, suchen. Ich will sie nicht; sie sind die Mißgestalteten, ob sie schön oder häßlich sind; ihre Schönheit ist stumm, ihre Häßlichkeit ein krankhaftes Erbtheil. Selbst wenn sie Darstellungsgabe besitzen, so erniedrigen sie doch das Leben, machen es angstvoll oder banal. Die Anderen will ich, die Erschütterten, die von Glück und Leidfähigkeit gleich stark durchzittert sind, deren heiße Impulse da hinaus treiben, wo der Kreis der Seele sich zu Vollkommenheit dehnt. Sie sind zart vor lauter Kraft, ihr Schicksal ist vom Heroismus getragen, auf Wohl und Weh hin gehen sie ihren Weg. Ich kenne sie vor den Anderen. Sie zeigen nicht, wer sie sind, sondern, wohin sie zu gelangen vermögen. Sie sprechen die Worte Gott und Sterne und Liebe so aus, daß ich andächtig werde. Wo sie heiter sind, blüht die Erde auf, und wo sie burlesk sind, sehe ich das Kind, wie es unwillig sein Spielzeug zerbricht und weint um die Welt, weil sie in Stücke ist.

„Bringt mir die Begabten, in denen ich das Leben liebe.“ Ich rufe sie.

Berlin NW. 40, Alexanderufer 1. Maria Moissi.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. September 1913.

Septimana.

Siebenundzwanzigster August. Ein großer Aufwand ist verthan; nicht schmählich, doch unnützlich. Auf dem Michaelsberg bei der niederbayerischen Bezirksamtstadt Kelheim, in dem Rundbau, den Ludwig der Erste von Bayern, weil er das Land der Griechen (und leider auch der Römer) mit der Seele suchte, dem Hellenistenstil alter Marmorländer nachahmen und, weil sein Gemüth, eines wackeren Bürgers, doch ins Deutschthümliche langte, eine Befreiunghalle nennen hieß, haben die deutschen Bundesfürsten und die Häupter der hansischen Stadtrepubliken sich zu einer Erinnerungfeier vereint. Zur Feier der Erinnerung an das große Schicksalsjahr 1813. Höchster Hofpomp; hübsche Ehrenjungfern mit Kränzen, langen Guirlanden (Motto: „Nicht wie bei armen Leuten") und neuen Tennisschuhen; Festzug der ins Biedermeierisch-Niederbayerische vermummten Schuljugend; goldene Putzrosen und andere Niedlichkeit; eine sorgsam vorbereitete, im Rhythmus ungemein anständige, im Grundton dynastisch bescheidene Rede des Prinzregenten von Bayern, die den Hörer schon dadurch bestach, daß sie der hohen Volksleistung inniger als des von Allerhöchsten Geplanten, Erbrüteten, Vollbrachten gedachte. Dennoch: der ganze Aufwand nutzlos verthan. Alle Bundesfürsten, alle regirenden Bürgermeister, Minister, Generale, Hofchargen: und nicht die winzigste Spur einer Wirkung ins Allgemeine. Erwachsene braucht man nicht vor dem albernen Gerede

zu warnen, die Feier sei „gewaltig“ gewesen und werde „unvergeßlich“ bleiben. Sie war schon vergessen, als die Bilder der geschäftigen Trias Mosse-Scherl-Ullstein sie dem Auge vorführten. Von dem zwischen Paris und London gestohlenen Perlenhalsband, von dem issezheimer Luxus und dem Tangoturnier in Baden-Baden ist hundertmal mehr gesprochen worden. Hoffentlich nimmt eine tüchtige Filmfabrik sich der Sache an. Ein graeko-romanisches Tempelrund mit (kitschigem oder sezessionistischem) Blumenschmuck; vor runden Lorberkronen, die Lenôtres Scheere für den Ludovisipark oder die Gärten des Sonnenkönigs beschnitten haben könnte, blonde, dickstämmige, mit Augustiner- oder Hofbräu, Pschorrs oder Sedlmayers Edelsaft gesäugte Männer in Koller und Reiterstiefeln des Mittelalters; betreßte, gescheitelte Pagen; glitzernde, funkelnde Fürsten und Hofgenerale; Biedermeierei und weiße Kranzmädel; brave Civilwürdenträger, die am hellen Mittag in Frack und Ballkrawate stolziren. Most horrible. Als seien für ein Jahrmarktsfest hastig die Stilzeichen aller Zeiten aus einem Familienkoffer geschüttelt worden. So sieht sichs von außen an. Vom inneren Auge? Nicht schöner. Meint man, erstens, spectacula, die für „Nationalfeste“ ausgegeben werden, nicht ohne die strengsten Absperrungbefehle wagen zu dürfen, dann soll man auf solchen Tand verzichten. Fürsteneinzug durch Straßen, in denen jedes Fenster geschlossen sein muß, drei Regimenter für den Sperrdienst mobilisirt, drei Kontrolstationen, durch die der Kartenbesitzer sich im Schweiß des Angesichtes ängstigen muß: so gehts nicht, Allerdurchlauchtigste. Das, Allergroßmächtigste, macht uns vor Europens Blick lächerlich und drückt den lieben Nachbarn eine sonderbare Vorstellung von der deutschen Freiheit ein, der die Michaelshalle geweiht ist. War, zweitens, der Einfall nicht allzu gescheit und verwegen, die Enkel so vieler Rheinbundesfürsten, denen die deutsche Sache nicht fünf Gute Groschen werth war, zu einer Feier zu schaaren, die sie selbst und ihre Landsleute nur an der Dynastien Schande erinnern konnte? „Diese kleinen Tyrannen freuen sich ihrer Souverainetät, des Genusses des Geraubten und sind gleichgiltig gegen das Leiden und die Schande des Vaterlandes. Und diese Elenden soll man mild behandeln?“ Das schrieb Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein im Hochsommer 1813. Solche Erinnerung feiert kein Redlicher gern. Muß denn aber,

drittens, durchaus immer gefeiert werden? Sämmtliche Versuche, dem Dreizehner Patriotensaft auszukeltern, sind traurig mißlungen. Da die Offiziellen und Offiziösen sich nicht in den Muth zu Wahrhaftigkeit entschlossen, da nicht gesagt werden durfte, daß die Befreiung von Stein, Scharnhorst, York, Arndt und ihren Genossen den Thronenden abgepreßt, abetrotzt worden ist, da diese Männer, deren Jeder für Preußen mehr gethan hat als drei Friedrich Wilhelm mit Krone und Szepter, nur unter den Komparsen der Staatsaktion durch das Bewußtseinsthor marschiren sollten, ist die Geschichte der Nation langweilig, großen Theilen widrig geworden. Wers leugnet, ist blind oder in Schwindel geneigt. Mit Hebeln und Schrauben ist Begeisterung nicht zu erzwingen. Aus dem wüsten Luxus, der sich bei neudeutschen Festen spreizt, nicht in die Erinnerung an eiserne Zeit kühnen Handelns der Weg zu ertasten. Lernet, Deutsche, der Wirklichkeit, der häßlichsten noch, wieder ins Auge schauen. Alle Festerei ist völlig entwerthet. Alles Gerede verhallt ins Leere. In anderen Ländern horcht man noch auf, wenns von der Staatsspitze durchs Land tönt; wäre ein Aufgebot höchster Gemeinschaftvertreter, wie wirs unter dem Augustusmond sahen, ein Ereigniß. Das war einmal auch in Deutschland. Jetzt? Der Erwerber der Mittagszeitung blättert drüber weg; Sport, Theater, Klatsch freuen und kümmern ihn mehr. Schaft und Scholle, aus denen völkisches Festgefühl wachsen könnte, sind ausgedörrt, ausgelaugt. In Jahren reift aus dieser Brandstatt keinem Schnitter beträchtliche Ernte. Quod erat demonstrandum. Und durch das kelheimer Riesenspektakel rauh bewiesen ward.

Des Bayernlandes Verweser war der Erste, der, vielleicht lauter, als gerade von seinem Platz aus rathsam war, an Oesterreichs Mitwirkung zum Sieg von 1813 mahnte. Und Nikolai Alexandrowitsch war der Erste, der eine Einladung zur leipziger Völkerschlachtfeier an den wiener Hof schickte. Seit dem Januar wurde hier oft an die Thatsache erinnert, daß Preußen nicht allein den Ungeheuren überwand; oft der Wunsch wiederholt, in Rede und Schreibe endlich nun den Russen, Oesterreichern, Briten den Ruhmestheil zu gönnen, der ihnen gebührt. Vergebens. Sind den Leuten der Wilhelmstraße nicht einmal die Hauptdaten deutscher Geschichte bekannt? Oder halten sies für anständig, die Helfer von damals um ihre Gloria zu prellen und zu thun, als habe

Preußen oder gar sein schlaffer König aus eigener Kraft das Werk der Befreiung vermocht? Wien empfindet das Schweigen unserer Offiziellen wie gewollte Kränkung. Daß der Reussenzar seinen Botschafter Giers mit der Einladung in die ischler Villa des alten Kaisers sandte, war eine Demonstration. Seid doch ein Bischen nobel, Theobaldiner! Trachtet, da Ihr schwach und unfruchtbar seid, wenigstens nach dem blassen Tugendreiz der Ausgemergelten, die weder zeugen noch eine Frucht austragen können. Schwatzet nicht ewiglich nur von borussischer That. Rufet nach Petersburg, Wien, London: Wir habens nicht vergessen! Sonst werbt Ihr zu Haß uns Verachtung. Fälscherkunst kann viel; ist aber nicht allmächtig. „Viele Regirungen, namentlich der König von Württemberg, waren noch die erklärten Satrapen Napoleons und in den süddeutschen Kontingenten hatte die Ehrenlegion sehr oft über die deutsche Gesinnung gesiegt“: Boyen. „Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland selbst mit Beseitigung des alten Namens neu umschlang, kann, als Wirkung und Werkzeug fremden Zwanges, nicht länger geduldet werden“: Kutusow. „Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampf war gewagt, denn seine Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt“: Stein. Epitaphia für Kelheim.

Achtundzwanzigster August. In den Zeitungen, besonsonders oft in denen des Auslandes, wird noch, drei Wochen nach dem Urtheil, über das vor dem berliner Kommandanturgericht wider Tilian und Genossen durchgepaukte Strafverfahren geredet, das die liebe Seele unserer Freunde unter dem Rubrum „Prozeß Krupp“ verzeichnet. Weil der dicke Brei noch mindestens zweimal, vor der militärgerichtlichen Oberinstanz und vor der Strafkammer, durchgelöffelt werden soll, wollte ich ihn hier noch nicht auftischen. Der endlose Schwatz zwingt aber, schon jetzt in die Küche hineinzuriechen, die ihn bereitet hat und anrichten ließ. Zunächst seien aus dem letzten Maiheft ein paar Sätze wiederholt. „Hauptpunkt der Anklage: Ein auf der Mittelstufe kruppischer Hierarchie Angestellter habe Jahre lang der Firma geschäftlich interessante Nachrichten früher und billiger zu liefern vermocht, als die Konkurrenz sie erforschen konnte. Der tüchtige Mann müßte sofort im Auswärtigen Amt angestellt werden; dann brächten auch die (viel zu schmalen) Geheimfonds wohl Zins. Ueber das Enthüllte kann,

wie über Ungeahntes, nur ein Kindergemüth staunen. Der Erwachsene weiß, daß auf allen Herden mit Wasser gekocht, ringsum eine Hand von der anderen gewaschen wird. Sorgt für minder elende Löhnung der Unteroffiziere und Kanzleischreiber! Ein Skandal? Ja: daß der Reichskanzler das Mißtrauen, statt es schnell auszuroden, fortwuchern ließ; daß im Ausland deshalb an eine von Krupp bewirkte Durchseuchung des deutschen Heerkörpers geglaubt wird; daß der Ertrag einer im November vom Militärgericht begonnenen Untersuchung im Mai noch nicht sicher und sichtbar ist." Jeden dieser Sätze dürfte ich heute in Sperrschrift drucken. Die Hauptverhandlung hat am letzten Julitag, die Untersuchung am neunten November begonnen; also fast acht Monate gedauert. Der große Gegenstand so langwierigen Mühens? Ein Quark. Der Untersuchungrichter, der nicht in acht Tagen alle nothwendigen Verdachtsmerkmale feststellen und diese Sache verhandlungreif machen könnte, müßte, als invalid, nur noch für den leichtesten Bureaudienst verwendet werden. Bei uns wirds eine Haupt- und Staatsaktion („mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen"). Alles dem Ohr, gar dem Auge Erreichbare badet wonnig in „Oeffentlichkeit"; planscht selig drin, wie Dorfjungen im Entenpfuhl. Himmlisch, jeden Morgen und jeden Abend den werthen Namen zwanzigmal, dreißigmal fast auf allen Blättern und Blättchen zu finden. Berlin hat das klägliche Privilegium der langen Prozesse. Daß aber auch ein Militärgericht an diesen Kram, der unwichtiger ist als irgendein grober Mißbrauch der Dienstgewalt, fünf Tage wenden würde, hatte ich nicht für möglich gehalten, bis wirs erlebten. Zuvor freilich schon, daß in breiten Preßprovinzen für den Prozeßstoff mehr Raum sein werde als für das ganze Gesträhn des Balkanstreites, den Klio als das seit 1871 beträchtlichste Ereigniß europäischer Geschichte aufzeichnen wird. Dürfen wir klagen, weil, nach solchem Aufwand von Zeit und Athem, Speichel und Holzpapier, das Ausland drauf schwört, daß die Sache wuchtige Bedeutung hatte und von dem Schreckensschleier nur ein Zipfelchen, behutsam, gehoben wurde? Wenn die Berichte nicht trogen, ist die Hauptverhandlung von eiferndem Willen mit durchaus unzulänglicher Kraft geführt worden. Der Führer blies die Moraltrompete, daß bis in die Festung Graudenz, einst seines Wirkens Schauplatz, die Mauern beb-

ten, wie Jerichos von den Halljahrshörnern, ehe Josuas Leute ein Feldgeschrei machten; daß jedes hoch oder niedrig beamtete Menschenkind schon einer Schneiderschuld sich wie unsühnbarer Todsünde schämen lernte. So hehre Sittlichkeit ist neidenswerther Besitz; doch nirgends eines Strafrechtes Norm. Zwei Drittel der Beweisaufnahme waren, nicht nur nach meiner Ueberzeugung, unnöthig. Ob eine Friseuse nach einem Zeuglieutenant „verrückt" ist, ihn, zärtlich grollend, einen „verliebten Stint" nennt und dem ungetreuen Buhler mit einem „Weltskandal" droht, ist weitschweifiger Verhandlung unwerth; und daß ein pfiffiger Ankläger solches Weibchen (dessen Entlastungversuch von seinem keuschen Zorn wie vertrocknete Roßäpfelreste vom Windstoß weggeweht würde) als Belastungzeugin mit der Ehrenqualität einer „einfachen Frau aus dem Volke" krönt, brauchten wir, leider, nicht erst zu lernen. Zwei Militärbeamte werden angeschuldigt, gegen Entgelt Dienstgeheimnisse ausgeliefert zu haben. Der Mann, der sie bestochen haben soll, sitzt vielleicht noch in Haft, ist vielleicht schon wieder frei. Die Beiden gehen in seine Wohnung; brummt er noch, dann weiß am Ende die Ehefrau, wie das Ding inzwischen geworden ist und morgen aussehen wird. Die natürlichste Regung drängt zu dem Besuch; die Unschuld aus Auerbachs Schwarzwalddorfe würde ihn nicht scheuen. Umständliche Erörterung: Warum gingen Sie hin? Wie konnten Sie? Durften Sie? Wurde von der Strafsache geredet? Ergebniß: Null; nicht der Schatten strafbaren Beeinflussungversuches zu erspähen. Ein Prischen gesunden Menschenverstandes konnte vor dem Abweg in so dunkles Dickicht warnen. Das sind nur Proben; eine lückenlose Fehlerliste wäre kaum viel kürzer als Juans Verführungregister. Der Begründer des Urtheils hatte nicht festzustellen, ob das deutsche Heer Achtung oder Mißtrauen verdient, ob ein Abgeordneter von einem „Panama" reden durfte oder ein anderes Wort wählen mußte; hatte nicht zu politisiren noch zu moralisiren, sondern hinter dem Zaun der Rechtspflege zu bleiben. Getretener Quark wird breit, nicht stark. Nach einem Depeschenschlüsselwort der Firma Krupp wurden Meldezettel aus einem umgrenzten Bezirk „Kornwalzen" genannt; ists nicht höchst ulkig, jedes so bezeichnete Papierchen „Kornwalzer" zu taufen? Dreitausendmal hüpft das Wort über allzu beredte Lippen; damit den Witzblättern und Singspielhallen die Freude nicht fehle und

die aufgepolsterte „Reise um die Erde“ im Metropoltheater einen Hofball im Stahlpalast des Kanonenkönigs zeigen und über zweihundert dicken Schenkeln hundert Kornblumenköpfe im Walzertakt neigen und beugen kann. Andere Prozeßkurzweil wickelt sich von dem Fragenknäuel: „Konnten, Angeklagte, Eure Notizblätter und Kornwalzerentwürfe nicht in die Finger, vor die Augen Unberufener gleiten, schlimmer noch als von Krupps Beelzebübchen mißbraucht, unseren Feinden verhökert werden?“ Sie konnten; sicherlich. Wenn der Jagdhund den Moosteppich nicht mit einem so langen braunen Zöpfchen geziert hätte, wäre ihm das Häslein nicht entrannt. Wenn der Kriegsminister einmal vergessen hätte, an der Schwelle seines Arbeitzimmers mit der monologischen Mahnung „Heeringen: der Schlüssel!“ sich an die Verriegelung des Geheimschrankes zu erinnern, wäre ein Unglück möglich geworden. Wenn die Briefe, die aus Rußland an den österreichischen Oberst Redl gingen, nicht in Berlin, nach der Zwischenlandung auf dem Postamt und vor dem Umschlagswechsel durch den Deckadressaten, vom Spürsinn eines klugen Kriminalistenkopfes als verdächtig erkannt und enthülst worden wären, säße der prager Spion und Kinaede wahrscheinlich heute noch in frömmelnder Ruhe und könnte bald auch den Plan der österreichischen Neuformationen an den petersburger Generalstab verschachern. In dem Verfahren gegen einen des Funddiebstahls Angeschuldigten wird das Gericht sich selten um die Frage mühen, ob das Liebchen, dem er die unterschlagene Hutnadel schenkte, einen die Spitze sichernden Jagowator hatte oder ob es (je nach dem Bedürfniß prokuratorischer Stimmung: einfache Frau aus dem Volke oder lüderliches Weibsbild) dem Nächsten ein Auge ausstechen konnte. Das Aergste und Schädlichste, das Unverzeihliche war das stete Spiel mit Titel, Porteepee und Ehrbegriff des Offiziers. Um die Schuldlast schwerer erscheinen zu lassen und mit ihrem Gewicht die Verurtheilung, die das Gewissen zweier Kriegsgerichtsräthe heischte, herauszudrücken, wurde, fast täglich, gethan, als sei der Zeuglieutenant ein (wie der berliner Bummelwitz sagen würde) „richtig gehender“ Offizier. Das ist er nicht. Sondern: Subalternoffizier, beförderter Feldwebel; im Dienst und Gesellschaftverkehr dem ärmsten Lieutenant ferner noch als der Deckoffizier dem Kommodore der Aktienflotte. Wesen und Leistung dieser Subalternen sind im Allgemeinen ge-

wiß jeden Lobes würdig; die äußeren Abzeichen des Offiziers taugen dennoch für sie eben so wenig wie für die Militärkapellmeister, die der Patzenhofkundschaft und den vom Reiher bis auf den durchbrochenen Strumpf für die Birsch gerüsteten Tarifmädchen aufspielen. Da der Ankläger noch im Schlußvortrag die mit der Offizierssitte unvereinbare Haltung der Beschuldigten gerügt hat, ist den Franzosen, Briten, Russen, Japanern kaum zu verargen, daß sie seit dem sechsten Augusttag die Bestechlichkeit deutscher Offiziere erörtern. Trotzdem nicht ein einziger Feldsoldat auf dem Sünderbänkchen saß. Hier war, nicht in den Urtheilsgründen, vor fremdem Blick das Ansehen unseres Heeres zu wahren.

Drei Zeuglieutenants, ein Oberintendantursekretär und zwei Feuerwerker sind, nach dem Spruch des Kommandanturgerichtes, bestochen und dadurch zur Verbreitung militärischer Geheimnisse bestimmt worden. Nach der Feststellung dieses Gerichtes betrug die Gesammtsumme des Verräthersoldes siebenhundertunddreißig Mark. Eine steile Höhe. Mit diesem Hort wurden sechs Männerherzen geködert, sechs Amtspflichten erkauft. Auf den Kopf machts einhunderteinundzwanzig Mark und sechsundsechzig Pfennig. Panama? Zu Preisen, wie nur nach einem verregneten Sommer der Ausverkauf rasch entwerthbarer Waschstoffe sie gewährt. Mich dünkt das Urtheil objektiv ungerecht. Ich glaube nicht, daß diese Subalternen, wenn sie ein paar Glas Bier, ein Abendbrot, ein Läpperdarlehen, dessen Tilgung nicht befristet wurde, annahmen, das Bewußtsein hatten, damit bestochen und zum Bruch des Dienstgeheimnisses verleitet zu werden. Sicher nicht. Erstens war der Träger der Spendirhose ein alter Kamerad, der eine höhere Einkommensstufe erklettert hatte und Darbende aus seinem alten Bezirk gern mal, auch ohne Entgelt, mitkneipen, mitschmausen ließ. Zweitens war er ein Vertreter Krupps, beinahe also einer Reichsinstitution, jedenfalls einer unantastbar ehrwürdigen Firma, der, vom Allerhöchsten Kriegsherrn bis zum Kantinenkellner, jeder im Leben des deutschen Heeres Heimische unbeschränktes Vertrauen schenkt. Mißbrauch? „Blech!“ Schädigung der Reichswehr? „So siehste aus!“ Krupp kann Alles wissen, muß Alles wissen, soll Alles wissen; was er heute noch nicht weiß, erfährt er morgen. Kamerad Brandt ist ein Schlaukopf und ein netter Kerl; wenn Der eine Schoppenrast vorschlägt, braucht man nicht erst blinkend zu fragen: „Uffjefordert

oder injeladen?“ Der läßt sich nicht lumpen. Dafür bringt man der lieben Frau Brandt mal Blümchen, berappt nach dem Löhnungtag auch eine Runde, zahlt, wenns gerade langt, sogar einen gepumpten Zehnmärker zurück. Den Rest? Später; peut-être. Und kann man dem guten, ehrlichen Kumpan gefällig sein, lästige Gänge sparen, den Kundschafterdienst erleichtern: warum nicht? Er zieht ja am selben Strang wie wir. Daß Krupp unser Reich ruppig schröpfen oder sonst ein faules Ding drehen wolle: „Ausgeschlossen!“ Wenn Brandt unter Druck käme und nichts mehr herausrücken könnte, erführe er nicht weniger als mit Ladewigs großem Portemonnaie; würde manchmal wohl noch in eine Aschinger-Orgie gestippt. Die Sechs hätten als Zeugen sicher, guten Glaubens voll, beschworen, daß Brandt ihnen niemals mit einem Metallhaken die Würmer aus der Nase zog und daß sie selbst nie Eigennutz auf der Zunge schmeckten, die dem Kameraden das Neuste aus der Feldzeugmeisterei ausplauderte. Das geschah, weil man unter Freunden war; und das selbe Gefühl erlaubte auch, kleine Geschenke oder unbefristete Darlehen anzunehmen. Nicht das schüchternste Gewissensbißchen merkbar. Plötzlich steckt ein in scheelem Grimm aus Krupps Reich Geschiedener, der nach Rache lechzt, einem Brandrothen fünfzehn Brandtzettel (Kornwalzer) in die Aktenmappe. Der schickt sie dem Kriegsminister und mahnt ihn zu Vorsicht: denn dem essener Klüngel sei die Absicht auf Verschleierung zuzutrauen; also der unredliche Wille, „Spuren der That zu vernichten, Zeugen oder Mitschuldige zu falscher Aussage oder Zeugen zu verleiten, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen.“ Gegen eine Klosetscheuerfrau müßten die Thatsachen, die solchen Verdacht begründen, „aktenkundig gemacht“ werden; sonst gölten sie nicht. In Sachen wider Krupp stumpfst der bloße Verdacht, ohne Thatsachengewicht, die Spitze der Militärverwaltung. Der fleißige, gutmüthige Herr von Heeringen hat, in steter Sorge um den Geheimschrank, den Schlüssel zum Gedächtnißschrein verlegt, weiß drum nicht mehr, wie oft dem Wuthblick des rothen Auges eine Kasernenmücke zum Elephanten aufschwoll; und bietet dem Lieferanten der Kornwalzer einen Pakt an: Ich entroste Einems eisernen Besen und Du, M. d. R., entrüstest Dich erst, wenn Du meine Fegarbeit nachgeprüft hast. Abgemacht. Haussuchungen und Briefsperre in Essen und Berlin. Das ganze Königreich Krupp unter Polizeiaufsicht gestellt. Weh

Jedem, der ein Spritzfleckchen auf der Weste hat! Beamte Wilhelms, Beamte Krupps werden verhaftet. Daß die Kunde von solchem Zugriff durchsickern und aus ihrem Saft der Glaube an ungeheure Frevel sprießen muß, wird nicht bedacht. Der Minister will ohne Schonung die Schädiger packen; hart und kalt wie eine Panzerplatte sein. Sechs armen Schächern schlitzen die Zinken des Eisenbesens den Bauch. Und wir vernehmen, daß „militärische Geheimnisse“ in einem Verwaltungbezirk, der im vorigen Jahr mindestens eine Milliarde ausgeben konnte, Personen anvertraut werden, denen der Staat hundertfünfundsiebenzig Mark Monatssold giebt und das Wehrgehäng des Offiziers umgürtet. Nicht ganze sechs Mark für den Tag; in Berlin; 1913; unter dem Zwang der Pflicht, anständig bekleidet, an Hand und Fuß sauber beschuht zu sein und Lastkutscherschänken zu meiden. Mit hundertzwanzig Mark ist, noch ohne Familienbeistand, der Fabrikarbeiter besser dran. Wenn unsere Menschen nicht so zuverlässig, in Treue und schlichte Lebensführung gedrillt wären, würde aus diesem Geheimnißbündel Stück vor Stück von silbernen Fädchen weggeangelt. Ist kaum je geschehen. Jetzt aber: ein Skandal. Ein Zeuglieutenant, der mit hundertfünfundsiebenzig Mark Monatsgehalt reinlich durch die Engpässe der Noth schreitet, scheint mir der Achtung würdiger als die Excellenz, die alle befohlenen Mißgriffe mitmacht und in stummem Gehorsam den nächsten Orden erschlottert.

Fecklos und ohne Fehl sind die Sechs nicht durchs Leben geschritten. Die Wände ihres Hirngehäuses waren durchlässig; allzu viel tröpfelte heraus. Doch darum schimpfliche Entlassung, Freiheitstrafe, ein halbes Todesurtheil? Das ists. Wer nimmt so bemakelte, öffentlich, vom Ankläger, mit dem infamirenden Wort „feile Schreiberseelen“ gestäupte Menschen in ehrlichen Dienst? Sie hatten sich, Jahre lang, um elenden Lohn geschunden und waren, in einer Zwitterstellung, mit der Ehrenpflicht des Offiziers und alter Gewöhnung in die Moral der Mannschaftstube bebürdet, auf blankgewichster Diele ausgeglitten. Gabs nicht gelindere Buße als die im Fegfeuer der Schmach abzukeuchende? Mußte jeder Tintenlieutenant, dessen Kerbholz bis gestern noch nicht so grell beleuchtet wurde, den ins Schandloch Gestoßenen Flüche nachrülpsen? Und hat in der Hauptverhandlung, in der so viel Unnöthiges geredet, ums dürre Gerippe der Anklage so viel Bausch-

stoff gefältelt wurde, Keiner der Kasernensitten, der Wachtbräuche gedacht und von der Sprosse solchen Erinnerns Menschliches dann menschlich sehen gelernt? Unser cant wird nachgerade abscheulicher als des Quäkerenglands. Wir ersticken in Heuchelei. Jeder kennt Einjährige, die, ausführlich, wie sonst nur Geschlechtssiege, deren Nachgeschmack noch den zähsten Huhnrücken trüffelt, erzählen, welche Vortheilchen sie, mit welchem Aufwand, zu erlangen vermochten. Mittags an Mutters Tisch; abends in Tippmädchens Bett, immer mit hinterlassener Telephonnummer; immer mit Civilrechtsfreiheit. Jeder hat aus innigem Verständniß Geschichtchen vom Kaliber dieser Schnurre belacht: „Woher sind Sie, Einjähriger?“ „Aus Rügenwalde, Herr Feldwebel.“ „So ... Na, wir werden ja sehen!“ Mosers Veilchenfresser hat mit den zierlichen Husarenstiefeln die Bretter der meisten Hofbühnen gewetzt und stramme Kriegs- und Kontingentsherren haben sich jauchzend das Oberbein geklopft, wenn dicht über der Hand, die tief in eines Zöglings Cigarrentasche griff, das Auge des Langsamen Schritt drillenden Rekrutenlehrers sich sänftiglich zudrückte. Nach hundert Jahren allgemeiner Wehrpflicht müßte Jeder wissen, daß in der Kaserne und sogar auf Wache Allerlei zu „machen“ ist; daß Thor und Thür nicht die einzigen Aus- und Eingänge sind; daß es nicht überall so sittig stets zugeht wie bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager, der keine Dirne passiren ließ; daß Einer den Anderen mit Wonne aus dem Gedräng lotst, mit Bravour aus jedem Pfeffer lügt; daß Rapporte und Wachtbücher selbst nicht unter allen Sonnen und Monden untrügliche Dokumente sind. Der Dienst ist hart, junges Blut will nicht nur im Sand, mit Pickelhaube und Gepäck, will auch mal in ergötzlicher Fron das Hemde durchschwitzen: und von einem tüchtigen, nicht toller Zicken verdächtigen Kerl nimmt jeder helle Korporal mal ein paar Flausen hin. Noch, wenn er selbst dadurch in den Dunstkreis der Teufelsküche kommt. Nur, wenn kein ernstes Dienstinteresse auf dem Spiel steht. Da ist die Grenze. Wer einen Wachthabenden, weil er eine Urlaubsüberschreitung nicht ins Buch einträgt, ein nettes Popelinefähnchen vorbeiflitzen oder sich aufs Klingelzeichen aus der Kantine holen läßt, grober Ungebühr fähig glaubt, ist schief gewickelt. Distinguendum est: ohne dieses Zauberwortes Inbegriff ist Kadawergehorsam weder im kurzen Rock des Königs noch im langen der Loyoliten erträglich. Was

wäre die Kaserne ohne die Eiertänze um, die Schlüpfpfade durch die Gefahrenzone, die jede Pritsche mit der Pein des Ertappten umdroht? Ohne das dralle Nesthäkchen, dem aus dem Heimathdorf Magerspeck, Hauswurst, auch wohl eine nicht in Margarine gebratene Gans zufliegt? Ohne den feinen Jungen, dem aus allen Knopflöchern duftiger Tabak wächst und der nach heißen Rackertagen eine nicht zu dünne, nicht zu knappe Bowle schmeißt? Inferno. Tillys Beispiel wirkt weiter als Gustavs. Der brabanter Held vom Weißen Berg wußte, daß der Soldat in ewiger Betstunde und Bußzucht versauert; ließ ihm drum Vieles passiren. „Und gings nur nicht aus seiner Kassen, sein Spruch war: leben und leben lassen." Heute noch der meisten Träger von Kragenlitzen und Sergeantknöpfen. Nichts gegen Kaiser und Reich, versteht sich, noch, was die Korporalschaft in Schwachheit oder Unehre brächte; sonst aber: der Herrgott ist und bleibt ein guter Mann. Und wenn nachts gar, noch vom Zapfenstreich bis zur Reveille, der Buchstabe gölte, wärs, „Gott verdamm' mich", nicht auszuhalten. Was sein muß und wo Fünf zu den geraden Zahlen gerechnet werden darf, spürt Einer, der seine zwölf Jahre heruntergerissen hat, im Handgelenk. Ohne ein Körnchen Selbstbestimmungrecht würde der Soldat niemals satt; ohne die Gewöhnung, Nothwendiges nach seines eigenen Schädels Feldgeschrei von Läßlichem zu unterscheiden, käme er kaum auf dem Manöverfeld aus und würde vor dem Feind den Drilch beprenzen. Patriotismus, Pflichttreue und Ehrlichkeit im Großen: versteht sich am Rand. Nicht für zehn blaue Lappen, mit denen man doch die Welt auskaufen kann, bekäme ein Feind, ein nur verdächtig Riechender das winzigste Röhrchen, aus dem was zu lernen, mit List und Schlauheit zu ahnen sein könnte. Doch im Kleinen wird Manches gedeichselt und Erkleckliches eingesackt. Unter Kameraden; wo man einander vertraut und, wenns drauf und dran geht, doch Jeder, der Schlappste noch, den letzten Knochensaft hingiebt. Dem reichen Bengel, der sich, nicht nur der Knöpfe wegen, zusammennimmt, den Zug bei der Besichtigung niemal blamirt und nicht zu selten ein Füchslein springen läßt, hilft man gern in Behaglichkeit des Bauches nebst Drum und Dran. Die Herren Offiziere halten sich auch nicht immer pimpelig ans Schnürchen. Der Major hat sich schon müde geklingelt, bis Eine aus dem warmen Bett in die Speisekammer spedirt war. Unser voriger Lieutenant verschäkerte

oder verschlemmte jede dritte Nacht in der Hauptstadt. Und die alte Lustige Sieben hat bei der Linie auch noch ihren Anhang. Jedem Thierchen sein Plaisirchen. Unsereinem genügt, nach all dem Bims und Bums, dem Kloppen und Hosennahthalten des Tages, schon die Kantine; wenns an Speise, Trank, Glimmstengeln nicht fehlt und die Qualmschwaden zum Schneiden dick sind. „'raus mit dem Schuft, dem Schuft, dem Schuft: seine Cigarre hat keine Luft!"

Solches Gegröhl, Gesauf, Gepaff haben die sechs Sünder wohl manchmal mitgemacht. An dieser Sphäre haben sie lange, niemals an der des Offizierersatzes, des Kadettencorps, der jüngferlich blickenden, nippenden Fähnriche und ganz feinen Hunde gesogen. Was sie in ihrer Schicht sahen, konnte oft, wenns aus den Optischen und Akustischen Wolken eines Gerichtssaales tauchte, das nAtlitz schlimm vollbrachter That tragen. „Wer vorsätzlich Rapporte, dienstliche Meldungen oder Berichte unrichtig abstattet, wird mit Gefängniß von sechs Monaten bis zu drei Jahren und mit Versetzung in die Zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft." „Wer für eine Handlung, die eine Verletzung einer Dienstpflicht enthält, Geschenke oder andere Vortheile annimmt, fordert oder sich versprechen läßt, wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft." „Wer als Befehlshaber einer militärischen Wache eigenmächtig seinen Posten verläßt oder sonst den ihm in Bezug auf jenen Dienst ertheilten Vorschriften entgegen handelt, wird mit mittlerem oder strengem Arrest nicht unter vierzehn Tagen bestraft." (§§ 139, 40, 41 MStGB.). Und so weiter. Alltägliches. Das aber, wenns ein Gerichtsmensch in den Fingern gehabt hat, wie arger Frevel aussieht. Was nicht? Ein junger Kriegsgerichtsrath, der bei Wirthen und Händlern Bären anbindet, Bürgermädeln nachsteigt und vor dem Waarenhaus der hübschesten Verkäuferin auflauert, röche der Kleinstadt am Ende wie Hans Lüderlich; und käme doch vielleicht bald in Ordnung und eine steil aufwärts führende Laufbahn. Der Zeuglieutenant, auch nach der Beförderung noch, innerlich, Unteroffizier mit Porteepee, weiß, wie es in allen Stockwerken des Heergebäudes zugeht; daß Jeder da fühlen, wittern muß, wo er sich nicht vom Geländer des Buchstabens lösen, wo mal über die Schnur hopsen darf. Im Aeußeren soll er tiptop sein; dem canis finis der Gardestadt nicht allzu unähnlich. Braucht adrette Kleidung, Handschuhe und was fürs

Herz. Aber: hundertfünfundsiebenzig Mark im Monat; ohne Zuschuß. Und draußen, nebenan, ein wackerer Kamerad, der die größte, im Patriotismus bewährteste Firma des Reiches vertritt und immer gern aus der Patsche hilft. Wer staunt, wenn Gleiches sich Gleichem gesellt? Ist heute nicht Goethes Geburtstag? „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein."

Dem großen essener Haus hat die kindisch erbärmigliche berliner Angst vor der Sozialdemokratie nicht zum ersten Mal Unheil gebracht. Als vor elf Jahren aus dem „Européen" und dem „Figaro" in den „Vorwärts" die Behauptung übernommen worden war, der Wirkliche Geheime Rath Friedrich Alfred Krupp sei im Geschlechtssinn krank und treibe auf Capri, wo er einen ins Narrenzünftige schillernden Männerorden gegründet hatte, am Liebsten in seinem blauen Sondergröttchen, üble Homosexualsachen, wurde, nach einem Gespräch beim Eröffnungschmaus düsseldorfer Aussteller, die schlimme Mär auf der Zinne des berliner Lebens für wahr und erweislich gehalten; und ein Telegramm, das von der Schändung des deutschen Namens sprach, rief den Kanonenkönig in die Heimath zurück. Der tüchtige, doch schüchterne und scheue Mann hats nicht überlebt; hat sich getötet: aus Lebensüberdruß und Ekel, nicht aus Furcht vor zu entschleierndem Makel. Und die Gutachten dreier namhaften Hirnärzte, die vor Krupps Tode die gefährliche, in eine geschlossene Anstalt weisende Psychose seiner Frau bescheinigt hatten, sind Makulatur geworden; nie ward in einem Wörtchen noch dieser Psychose gedacht, die, so lange Friedrich Alfred auf dem Gebirg des Geldes und anderer Macht thronte, unanzweifelbar sein sollte. Der Kaiser wurde von Hollmann, dem Admiral der AEG, in die Klarheit geführt; und hielt dann in Essen die Leichenrede, die beweisen sollte, daß Krupp von den Röthesten in den Tod getrieben worden sei. Durch „eine That, so niederträchtig und gemein, daß sie Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane Schmach; wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld auf sein Haupt." Eine Rede, deren schrillen Ton dem Psychologen erst die Thatsache erklärt, daß der Grabredner selbst ein Weilchen an die Schuld des Mannes geglaubt hatte, dessen Leib nun starr und kalt vor ihm lag. Krupp

könnte heute noch leben, wenn dieses Weilchen sich nicht in einen Blitzruf entladen hätte, der ihn die Morschheit seines Vertrauenssitzes, die Hohlheit aller Menschengemeinschaft erkennen ließ. Diesmal gings, in Essen, nicht um Menschenleben; doch um Ehre und Reputation. Unerschaute Schmutzerei sollte dem Auge Germaniens enthüllt werden. Bestechungfonds. Verpestung der Armee. Ein Offiziergewimmel erkauft. Und was ist ans Licht gekommen? Siebenhundertunddreißig Mark wurden, in einem weiten Zeitraum, verpumpt oder verschenkt; an sechs Subalterne, die manchmal auch Mitesser, Mitzecher eines kruppischen Mittelbeamten waren. Die Firma Krupp wollte, so früh wie möglich, die von den Konkurrenten geforderten Preise kennen und hören, ob sie in Berlin besonders Wichtiges anboten. Das wollen alle in Wettbewerb Genöthigten; und überall finden sie, in staatlichen und städtischen Behörden, Industrie- und Bankbureaux, freundliche Auskundschafter. Dazu der Lärm? Die (wirkliche, nicht eingebildete) Schändung des deutschen Namens? Ich könnte begreifen, daß die ernstesten essener Männer die Intimität mit Berlin nur noch als eine Last und Gefahr empfänden. Schwindet sie, dann dürfen die Kontrahenten, darf auch das Reich sich freuen. Daß der Kaiser in Düsseldorf einst das von Ehrhardt, einem Konstruktor von Geniefarbe, ausgestellte Geschützmaterial nicht sehen wollte, nicht sah; daß unsere Diplomatenmannschaft aufgeboten wurde, um der Firma Krupp die Konkurrenz abzuwehren, und, wie aus Symptomen zu schließen ist, da und dort sogar den Auftrag mitschleppte, lieber dem Schneider des Creuzot als dem rheinischen Ehrhardt die Einfuhrstraße zu pflastern; daß zwischen dem höchsten Repräsentanten und dem Hauptlieferanten des Reiches seit zwanzig Jahren der persönliche Verkehr allzu freundschaftlich geworden ist: Das sind Zeichen eines Mißstandes, dessen schnelles Ende wir wünschen müssen. Wenn Wilhelm von Siemens oder der Eisenbahnminister den Leuten, die ihnen Kohle und Kupfer, Lokomotiven und Wagons liefern, sich innig befreundet zeigten, würde an den Abnahmestellen Kritik und Kontrole leicht lässig. Wenn ein Zeuglieutenant liest, wie oft der Allerhöchste Kriegsherr, zu Leichenklage, Hochzeitlust, Jubiläum, auf den essener Hügel eilt, kann ihm kaum die Vorstellung nahen, daß er diesem Haus, dem ein preußischer Offizier und Gesandter vorsteht, nicht, wo es gerade klappt, ein Notizblätt-

chen zuschustern dürfe. Krupp braucht all das Brimborium nicht; könnte in Freiheit, ohne Rück- und Vorsicht, besser arbeiten und verdienen. Er darf sich mit seiner Leistung (besonders der letzten fünfzig Jahre) fürs Reich und für sein Arbeiterheer sehen lassen. Korruption? Die ganze Kornwalzerei drehte sich um eine Gewinnmöglichkeit, die, höchstens, ein Drittel vom Hundert des kruppischen Jahresumsatzes (ungefähr dreihundert Millionen Mark) betragen konnte. Ein Quark. Und Stabsoffiziere haben ausgesagt und beeidet, daß Krupp das Erkundete niemals zur Steigerung, oft zur Senkung seiner Preise benutzt habe. Das Verfahren mußte ein Triumph deutscher Heeresverwaltung werden; wenns nicht so unklug angefaßt, so ängstlich verzaubert, mit solcher Wonne am Plätschern in Oeffentlichkeit durchgeführt worden wäre. Wenn alle damit Beschäftigten, tapfer und ernst, nur an die Sache des Rechtes, der Armee, auch der Menschlichkeit, gedacht und nicht vor dem Zetermordio der Sozialdemokratie gebangt hätten. Die hobelt dem Reich kein Holzstückchen zurecht, bäckt dem Volke keinen Kuchen: und brüllt aus hehrem Zorn auf, wenn sie an den Stätten, wo für Wehr und Nähr gesorgt wird, Späne und Eierschalen erblickt. Da ist das Geheimniß ihres steten Gerüfftes und Geruchtes, vor dem die Reichssäulen beben. Und sie hats leicht: denn eine Mehrheit der Deutschen freut sich unbändig, wenn einem für ihr Reich wohlthätig Wirkenden ein Schmierläppchen ans Zeug geflickt worden ist. Jedes andere Land wäre auf das Haus Krupp stolz und würde dessen Anschwärzung wie eigene Schande fühlen. Bei uns? „Die Sippe schwimmt im Gold; ganz gut, daß sie einmal nach Noten geprügelt wird; und irgendwas ist am Ende doch an der Sache." So leben wir. So spricht neudeutsches Rechtsbewußtsein.

Neunundzwanzigster August. Ein hübscher Einfall des Kronprinzen. Er hat hundert Gemeindeschulkinder aus Berlin für ein paar Wochen nach Langfuhr geladen. Da sollen sie in der Kaserne seines Husarenregimentes (die während der Manöverzeit sonst leer stünde) wohnen, lecker genährt werden, sich im Wald tummeln und am Ostseestrand, bei Brösen, Oliva, Zoppot, lüften, baden und buddeln. Nichts Ungeheures, das als Entgelt Anbetung heischt; doch: sehr hübsch. Um so hübscher, wenn der junge Wilhelm dem Gekribbel fern bleibt und sich nicht zwischen den Kleinen photographiren läßt. Der Einfall kommt aus einem Gefühl,

das der Franzose généreux nennt und für das wir kein den Sinneskern treffendes Wort haben. Leider wird uns auch selten Gelegenheit, auf der Höhe just dieses Gefühl zu erspähen. In dem regirbarsten, den Herrscherhäusern anhänglichsten aller Völker sind gar viele Prinzen und Prinzessinnen der Massenempfindensphäre völlig fremd. Seltsam; wo es so kinderleicht ist, beliebt, geliebt zu werden. Tennis, Auto (manchmal über Leichen, die Eugenius Henninger nicht bis in den Preßbezirk ruchbar werden läßt), Armbanduhr und anderer Aufputz: Das schaffts nicht mehr. Der Kronprinz hat, ohne wuchtige Leistung, den Weg ins Wohlgefühl vieler Deutschen gefunden. Seit er den Philinern die Schelle anband, Seit er ins Friedensgebimmel hineingerufen hat, Deutschland müsse sich den stolzen Kriegergeist wahren (und drum aus allen Spelunken geschimpft wurde). Seit die Nation gesehen hat, daß auch er sich zwar gern amusirt, Ernstes aber ernsthaft anpackt und tüchtig betreut. Als Reiteroberst: allen Kameraden ein Muster; fleißig und freundlich, bescheiden und gescheit. Und findet noch Muße, sich, wider Patriarchalwunsch und Kleiderordnung, um die Marine zu kümmern, in Schichaus Werft hineinzugucken und heimlich zwischen Torpedos herumzukriechen. Eine Hoffnung. Liebenswürdig und généreux. Er könnte, in Kleinem und Größerem, noch Mancherlei thun. Zwei Beispiele up to date. Die Saat der Becquerel und Curie reift jetzt in kornreiche Halme. Radium und Mesothorium fressen oder lindern schlimme Geschwülste; Krebs, Frauenleiden, Gicht, Beschwerden von vielerlei Art. Millionen langen danach. Aber der Preis dieser Heilsstoffe ist schier unerschwinglich. Die Gemeindebehörden kleckern ein Bischen zusammen; Preußens Regirung fordert vom Landtag achthunderttausend Mark. Tropfen, die auf glühendem Stein rasch verdunsten. Dieser Sache, die wichtiger ist als Zeppelins, müßte der Kronprinz sich annehmen. Sammlungen (ohne Orden und betitelte Ordenschieber) großen Stils; meinetwegen auch Feste. Da lohnts. Donnersmarck, Christian Kraft Hohenlohe, Pleß, Thyssen, Arnhold, Friedlaender: daher holt eines Kaisers behender Sohn fürs Erste flink mehr, als Ernest Cassel und die Fürstinnen von Elchingen und von Murat für ihre Landsleute aufzubringen vermochten. Zweitens: Kleineres. Das Erfreulichste im weiten Bannkreis des neuen Berlin sind die Laubenkolonien. Eine Lust ists, ernste, zu

sehen, was die Leute aus dem Sandboden hervorzüchten; wie Schaffner, Briefträger, Unterbeamte, Ladendiener zwischen ihren Blumen, ihren Beeten, ihren Hühnern aufathmen und gesunden; wie sie, nach Feierabend und an Sonntagen, mit Weib und Kind dort schanzen, gießen, schneiden, pflanzen, harken und selig sind. Seliger, als sie je in einer Kirche, vor gemietheten Dutzendtröstern, sein könnten. Dennoch ist dieses weltfromme, rechtschaffene Treiben mancher Behörde ein Dörnchen im Auge; und die Kolonisten werden, fast schon wie in Afrika, mit Vorschriften geplackt: ob sie nur Kaffee oder auch Gemüse kochen, wann, wie lange sie arbeiten dürfen. Hilf zu, Kronprinz! Dann verschmerzt sich, daß man der Stadionweihe und tempelhofer Parade nicht zuschauen darf.

Dreißigster August. Von allen Goldmachern der Vereinigten Staaten ist mir Herr Andrew Carnegie der unangenehmste. Harriman war ein funkelndes Genie, Morgan ein vornehmer, vor dem Reiz hoher Kultur andächtiger Mensch, der Rembrandt, den delfter Vermeer und Hals nicht nur kaufen, sondern auch lieben konnte; Rockefeller ist aus einem Stahlstück, hart, stark, kühl, dennoch ein Lebenspender (der die Schminke sozialer Heuchelei verschmäht) und Schiff der kluge, fromme, auf dem Millionenthron noch ebionitisch gefühlvolle Jude, der ganz nur Jude scheinen, nur seiner Rasse Noth lindern will. Carnegie ist sujet mixte; an die Atlantisküste akklimatisirter Schotte. Unter den Allerreichsten der Einzige, den man sich auch in Europa heimisch denken kann (vielleicht als den Gönner von Monistenbünden und Ethikerkränzchen). Erinnert manchmal an Thomas Chalmers, der ein sinnlich-übersinnliches Evangelium predigte, manchmal sogar an den Landsmann John Knox, der, mit dem Weisfinger in der Genfer Bibel, den „ersten Trompetenstoß wider das mörderische Weiberregiment“ (der schönen, stets brünstigen Maria Stuart) aus der Schweiz nach Schottland schickte. Carnegie, den Bildungschätze nicht überlasten, möchte als Philosoph, Moralist, Heiland (m. b. H.) gelten. Sein „Empire of business“ lohnt der Mühe des Lesers und mit Andrew „vierspännig durch Schottland“ zu fahren, ist vergnüglich. Der muß ein Geschäftsmann von vielen Graden gewesen sein. Nach der Schätzung ruhiger Leute sitzt er auf tausend Millionen Mark. Giebt große Summen für Bibliotheken und für die Agitation der Weltfriedensstifter. Nie für Anderes. In die stille Wunderstadt Den Haag hat er, auf den Weg nach Scheveningen, einen Palast gestellt, in dem allerlei Hennen, nach der Vorarbeit

emsiger Hähne, den Weltfrieden erbrüten sollen. Eine Festspielarena, ein Stadion, ein Museum für niederländisches Kunstgewerbe wäre nützlicher gewesen. Aber das Haus steht nun einmal, könnte noch klotzig-häßlicher sein; und daß im Rund der Beiträger zum Bau Deutschland das Gitter und den Thorschlüssel geliefert hat, wird einst wohl noch als ein niedlicher Symbolwitz Bülows belacht. Die Eröffnungfeier nützte der kleine Schotte zu einer Rede, deren Zweck war, den Deutschen Kaiser bis über die Schnurrbartspitze in Honig zu tunken. „Die hervorragendste Persönlichkeit unserer Zeit.“ Es ist erreicht. Legts zu dem Uebrigen der U. S. Entschüchterte Oberbürgermeister würden sich solcher Uebertreibung schämen. Carnegie liest sie vom Blatt. Ein Kriegsherr, der ungefähr zwölfhunderttausend Mann unter der Fahne und Flagge hat und immer den Waffenrock trägt, müßte dem weißen Demokraten und Pazifizisten mißfallen. No. Wilhelm soll die „Fackel des Friedens“ anzünden und die Völker der Erde zu einer Heerde sanfter Millennarlämmlein schaaren. Blech mit Himbeersauce. Die Blüthe deutscher Wirthschaft sei nur im Frieden möglich geworden; und erst recht, Herr Andrew, nur durch die Kriege von 1864, 66, 70, die dem nun üppig sprossenden Stamm die Wurzeln tief betteten und kräftig düngten. Doch die Bleibsel der Schottenliebe fürs große Britenweltreich können den Wunsch erklären, daß Deutschland auf Krieg, also auf beträchtliche Dehnung, verzichte. Nur: das Gehabe des Friedensglöckners ist widrig. Carnegie war Weberlehrling, Depeschenboy, Laufbursche: und hat tausend Millionen Mark in seine Speicher gehäuft. Ließ er sich stets nur von der evangelischen Milde bedienen, die er heute den Völkern predigt? Er hat, schmunzelnd, den Stoff zu Panzerplatten und anderem Kriegsgeräth geliefert, mit Gewalt und List Männer vom Wuchs Rockefellers und Morgans in seines Willens Richtung gezwungen, unzählige Schwächere überrannt und sich überall als den gerissensten, mit allen Salben geschmierten Geschäftsmenschen bewährt. Wähnt ein Nüchterner noch, daß mit knorrischer Bibelmoral in der Linken und einem Milchkübel voll ungewässerter Menschenliebe in der Rechten tausend Millionen zu säckeln seien? Carnegie hat, auf seine Kaufmannsweise, anderthalb Menschenalter lang Krieg geführt: um alles Stahl der Vereinigten Staaten in seine Hand zu raffen; um in der Wahlheimath der mächtigste Mann zu werden. Jetzt hat ers, längst, „nicht mehr nöthig“, lebt fern vom Geschäft und schleudert Bannbullen wider

alle Nationen, die ihren Willen zur Macht nicht einurnen. Wir, schlau frömmelnder Schotte, habens noch nöthig; sind nicht Raufbolde, doch auch nicht Dummköpfe, die sich selbst in Vertragsstricke schnüren und aus freiem Willen entmachten, entmannen; und dem Deutschen Reich handelt sichs um Beträchtlicheres als um eines Einzelnen Reichthum und Tyrannis. Alfred Nobel, der aus dem Verschleiß von Sprengstoff Millionen zog, und Stahlkroisos Carnegie: die Oelzweigschwenker haben sonderbare Patrone. Junge Buhllust erkaltet in Betschwesternsittsamkeit. Wir wollen unser nationales Geschäft so stark, so kühn und klug führen, wie Carnegie sein personales geführt hat. Vorbild mag er uns sein; als Moralprediger heitert er uns. Und wir dürfen ihn nicht im Zweifel darüber lassen, daß ein Hohenzollern, der sich in den Wunsch neigte, dem schottisch karrirten Rath zu folgen, nach Jericho gondeln und dort seines Bartes Wachsthum abwarten könnte, aber der Ehre entsagen müßte, im Reich deutscher Menschen Kaiser zu sein.

Einunddreißigster August. Wieder Feste. Posen, Breslau; nach Kelheim, vor Berlin. An der Warthe ist Etwas wenigstens der Beachtung würdig: der Spalt in der Slachta. Der größte Theil des Polenadels grollt, seit ihm Enteignung dräut; eine Minderheit will, unter Führung des Grafen von Brudzewo-Mielzynski, zeigen, daß sie, trotz allem Unglimpf, loyal bleibt, dem Reich und dem Kaiser giebt, was ihnen gebührt; und mit sänftiglicher Taktik, mit gedämpftem Klangspiel den Marsch in hellere Zukunft versuchen. An der Oder und Ohle ein kaum jemals erschauter Aufwand städtischen Pompes. Die Kommune der dritten Preußenresidenz muß viel Geld übrig haben. Und hat einen Oberbürgermeister, der mich fast bereuen läßt, daß ich schrieb, kein Stadthaupt könne sich so dicht an Byzanz heranbirschen wie der Republikaner Carnegie. Dieser Herr Matting hat schon als der am Hauptmannrummel Hauptschuldige ernsten Tadel verdient. Statt das erbärmliche Machwerk noch viermal herunterleiern oder, wahrhaftig, künden zu lassen, daß seit dem dritten Aufführungabend die Riesenhalle leer, der Freikartenhaufe schwerer als Bierneige anzubringen sei, schuf sein Befehl, die Vorstellungen abzubrechen, den Irrglauben, der läppische Puppenkram sei verboten und außer Pleß und Kopp habe sich auch der Kronprinz eingemischt, als Protektor der Ausstellung und als durch die Verherrlichung Bonapartes Gekränkter. Als Protektor hatte er mit der Festspielhalle, die nicht zum Ausstellungbereich gehört, gar nichts zu thun; und den

großen Bonaparte bewundert er besser als der Ehrendoktor Gerhart: so herzhaft, daß er alle erlangbaren Napoleonbilder in seine potsdamer Stube gehängt hatte. Das ganze Geschrei (dem, weil Mancher dem jungen Wilhelm die Volkszuneigung nicht gönnt, niemals schroff entgegnet wurde) stand auf Lug. Herr Matting aber auf dem Pflaster der Schweidnitzerstraße vor dem einreitenden Kaiser. (Was der konservative Herr Wermuth bisher, trotz Hochzeit, Kaisertrio, Jubiläum, nicht that, ist, zu thun, einem ganz und voll und unentwegt liberalen Mann Herzensbedürfniß.) Und aus dem von der Pferdemähne umwehten Mund läuteten alle Glocken Vinetens. Heilige Gluthen und Treuverlöbniß, Gottesfurcht und Gottessegen, Erwartungjubel und heilige Weihe; „Das walte Gott." Unsere Demokraten sind ein Musterschlag. Schade. Der Mann soll ein umsichtiger Verwalter sein. Sonst gings hoch her. Pracht, wie das alte Preußen sie niemals träumte. Wunderliche Feier des Gedächtnisses an die Zeit, die Friedrich Wilhelm in Breslau verstöhnte. „Die Kaiserin trug eine Diamantkrone und ein heliotropfarbiges Brokatkleid mit Perlenbesatz." Die Hofberichterstattung läßt die Prunkfülle ahnen. Um solche Kleider und Kronen, um bunte Festhöfe, Ehrenpforten, Fahnenmaste, Uniformen, Blumengewinde, Galakutschen, Dekoration und Illumination zu schauen, wimmelt die Menge durch die Straßen; und jauchzt: wie sie thäte, wenn Filmmajestäten, Filmkronen, Filmhelme ihrem Auge vorüberzögen. Im Alltagsgrau ist Alles vergessen; wird wieder weidlich geschimpft. Ist unseren Fürsten aber, die, hundertmal öfter als irgendwo anders, durch Gassenputz und Jubelbraus schreiten, noch zu verargen, daß sie sich allgeliebt, von zärtlichem Ueberschwang fast vergottet glauben und überzeugt sind, nur ein winziges Nörglerfähnlein bekrittele sie? Jo triumphe! Roms Triumphatoren hörten von der Lippe des Sklaven, der über ihrem Haupt Jupiters Goldkrone hielt, die Mahnung: „Vergiß nicht, daß Du ein Mensch bist!" Heute müßte sie, wenn Wahrhaftigkeit regirte, lauten: „Vergesset nicht, daß die heute Jauchzenden morgen rothe Stimmzettel in die Wahlurne legen werden!"

Erster September. Wenn Wahrhaftigkeit regirte! Das walte Gott; und Sankt Matting. Einstweilen wird gelogen, daß die dicksten Balken in Weh aufächzen. Unüberbietbar die Mär: daß unsere Balkanpolitik (die uns, fürs Erste, fünf Viertelmilliarden gekostet, die Asiatische Türkei entfremdet und obendrein Oesterreichs Kraft zu wirksamer Beistandsleistung gelähmt hat) rühmlich

und einträglich gewesen sei. Wo ist der Pfefferling, den sie eintrug? Thut nichts; alle Posaunen blasen den Schwindel durchs Land. Neuer Erfolg: Alle Bagdadbahnantheile wandern aus fremdem Besitz nach Berlin und das Deutsche Reich wird Selbstherrscher über die Bahn. Glaublich. Wenn die Bahn nicht, wie sie doch sollte, den Persergolf erreicht, wenn Koweit und die Mündung des Schatt el Arab unter britische Gewalt kommt, kann kein Fremder noch wünschen, sein Geld in den Aktien und Obligationen der Sackbahn stecken zu lassen. Die interessirt jetzt nur noch die Deutsche Bank, der von der letzten Strecke ein Baugewinn (und von dem ganzen Unternehmen einst vielleicht ein Sündflüthchen) winkt. Warum gutes Geld an einen geköpften Plan binden, der Keinen mehr schreckt? Lustig, daß man thut, als habe Gwinner + Helfferich den Entschluß zur Hergabe der Papiere nur mühsam erwirkt. Diese Papiere sollten ein Mittel zu politischem Druck sein, das nun unnöthig geworden ist; und an dem Bahnbau haben die Franzosen genug verdient. Vom Tollen das Tollste wäre, wenn der (uns nur lästige) Verkauf der Bagdadzettel den Parisern gar noch die ungeschmälerte Schienungfreiheit für Syrien als Prämie brächte. Würde aber, seid sicher, auch als Erfolg deutscher Staatsmannschaft gebucht. Allerneuster: Herr Delcassé bleibt nur ein kurzes Weilchen noch auf dem Botschafterposten; ist in Petersburg unmöglich geworden. Auf hundert Blättern stehts; wird auch dieser Bissen geschluckt, dann ist nichts mehr unmöglich. Hat irgendein nicht ganz Verblödeter gemeint, Delcassé werde sich aufs Newaeis legen? Als er (der den Herren Poincaré und Pichon in Paris nicht bequem wäre und der Grund hatte, die Flitterwochen Raymonds und Mariannes nicht aus der Nähe zu betrachten) sich zur Uebernahme der Botschaft bereit erklärt hatte, sagte ich hier: „Er geht nach Petersburg, wie Iswolskij nach Paris ging: um Strategie und Taktik nicht aus trüber Nebelferne, nach schwer zu kontrolirender Berichterstattung, zu leiten. Er wird für die rasche Stärkung und Bereitschaft der russischen Wehrkraft wirken; und das Hauptziel seines stillen Strebens wird sein, die südslavische Kernmacht den Westmächten, den Dirigenten des Europäerkonzertes, noch enger zu befreunden.“ Seit dem März sprach ich oft von seinem Mühen, Rumänien dem wien-berliner Schlafwagenzug abzukuppeln. Ists ihm nicht, rascher, als seine Freunde zu hoffen wagten, mit der Hilfe des Gesandten Blondel (der Ehrenbürger von Bukarest ist oder wird), gelungen? Höhl Rußland nicht, jetzt schon,

die Präsenzziffer für Heer und Flotte, baut Militärbahnen und sorgt für schnelle Mobilmachung und Kriegsbereitschaft? Gilt Frankreich nicht, von Cetinje bis nach Athen, als der Hort allen Slavensehnens? Herr Delcassé hat sein ganzes Programm durchgesetzt; und nie (er ließ seine Familie in Paris) gewünscht, für die Dauer etwa einem Dutzendminister, den er übersieht, unterthan zu sein. Er konnte vor Ostern Briands Nachfolger werden; wollte aber den Nimbus noch auffrischen und sich nicht an den Riffen des drei Dienstjahre heischenden Gesetzes wundscheuern. Unsere Wehrvorlage (auch Das wurde im Lenz hier erwähnt) und der Wunsch, den unsicheren Faktor Bulgarien durch den sicheren Rumänien zu ersetzen, hat ihn bestimmt, für ein Halbjahr aus der Kammer Urlaub zu nehmen und in eine Botschaft hinabzusteigen. Wenn er morgen heimkehrt, ist er der Bringer russischer Heeresstärkung und Aufmarschbeschleunigung, der Glückswerber, der Rumänien der Triple-Entente genähert hat: und kann, sobald es ihm paßt, Ministerpräsident werden. Noch höher hinauf kann ihn, den Mann englischen und russischen Vertrauens, den Stifter der Entente Cordiale und der neuen Balkangemeinschaft, den Kenner des Marine- und Botschafterdienstes, der Weg führen. Daß in Paris Leute sitzen, die ihm, nach dem Muster der Rouvier und Clemenceau, den Ruf bemakeln möchten, ist begreiflich. Nicht, daß wir uns von so persönlich Interessirten bethören lassen. „Delcassés Mißerfolg.“ Von Konstanza bis nach Hammerfest wird heute kein Volk schlimmer belogen als das deutsche; das doch jede Wahrheit ertragen müßte.

Zweiter September. Aus Saloniki erhielt ich einen Brief, aus dem ich, auf des Schreibers Wunsch, die wichtigsten Stellen veröffentliche. Sie bestätigen, gräßlich, hier schon Gesagtes.

Die demoralisirte bulgarische Armee hat, nach ihren ständigen Niederlagen auf den ostmakedonischen Schlachtfeldern, auf ihrer Flucht griechische Städte und Dörfer niedergebrannt und wehrlose Menschen gemetzelt. Die von der bulgarischen Geißel heimgesuchten Gebiete bieten heute in ihrem namenlosen Elend einen grausigen Anblick; sie erinnern uns an die Kriegsbilder, die vor zweitausend Jahren möglich waren, als Barbaren gegen Barbaren kämpfen. Vor genau fünfunddreißig Jahren hielt Gladstone seine flammenden Reden über die türkischen atrocities. Der greise Staatsmann würde sich heute im Grab umdrehen, wenn er die bulgarischen Gräuelthaten mitansehen würde, die alle türkischen atrocities an Scheusäligkeit übertreffen und über den südöstlichen Winkel der Balkanhalbinsel ein endloses Elend und die Verzweiflung brachten. Wer die Folgen dieser bulgarischen Gräuelthaten gesehen hat, wird sein Leben lang mit Schaudern daran

zurückdenken. Als Chirurg hatte ich Gelegenheit, die zwei Orte aufzusuchen, wo die bereits sprichwörtlich gewordene bulgarische Bestialität die Grenzen jedes menschlich faßbaren Verbrechens überstieg: Seres und Doxato. Beim ersten Anblick dieser Orte war die plötzliche Reaktion meines menschlichen Fühlens und Denkens so, daß ich Minuten lang fassunglos stand und mich fragte, ob es denn wirklich möglich war, daß der Herrgott in unserem Jahrhundert der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe menschenähnliche Wesen geschaffen hat, die solcher haarsträubenden Grausamkeiten fähig waren. Nein: Sie in Europa, weitab vom Schauplatz des grausigen Dramas, können sich die Furchtbarkeit und Ausdehnung der bulgarischen Gräuelthaten gar nicht vorstellen. Die reiche und kommerziell blühende Stadt Seres existirt nicht mehr: sie ist mit ihrem Reichthum, ihren kleinen Palästen, allen ihren kulturellen Einrichtungen, die, weil sie griechisch waren, die Bulgaren in Wuth brachten, ihren dreiundzwanzig Kirchen und Thürmen im Zeitraum von fünf Stunden von der Erdoberfläche verschwunden. Ein Orkan fegte sie in seinem Zornesausbruch einfach hinweg. Doch nicht ein Orkan elementaren Ursprungs, vor dem man sich in Resignation beugt, sondern ein Orkan bulgarischer, also finisch-mongolischer Barbarei und Bestialität. Er offenbarte das Satanische der bulgarischen Seele. Der bulgarische Soldat hat gemordet und geplündert, Brand gelegt und zerstört und geschändet, weil in ihm die tatarischen Instinkte fortleben, weil seine Seele am Verbrechen ein Vergnügen findet. Er übergab Seres den fressenden Flammen, deren Werk er durch Bomben vollendete, nur, um seine entmenschte Natur an dem gräßlichen Panorama, das eine brennende Stadt bieten kann, zu ergötzen. Was den Menschen gewöhnlich beben und schaudern macht, Das erfüllte die bulgarische Seele mit Entzücken; Stunden lang und aus Leibeskräften mühten sich diese Verbrecher, das gottverdammte Werk der Zerstörung völlig werden zu lassen. Das ist der Bulgare. Wer ihn nackt kennen lernen will, Der mag die Ruinen von Seres, Doxato, Nigrita, Strumitza und anderer Orte aufsuchen. Die Namen dieser Unglücksstätten sind der Prüfstein bulgarischer Kultur geworden und werden den kommenden Generationen die Unthaten überliefern, mit denen die Bulgaren unser Jahrhundert befleckt und geschändet haben. Und dieses barbarische Volk hatte noch bis gestern den Anspruch, die „Preußen des Orients“ genannt zu werden! Alle hat es getäuscht.

Als ich am Morgen des letzten Julisonntags, zusammen mit Dr. Kamarineas von der griechischen Armee, den ersten Gang durch die Ruinen von Seres machte, da kam mir so recht zum Bewußtsein, daß nicht konventionelle Aeußerlichkeiten, nicht von Fremden geborgte und nicht verstandene kulturelle und Glaubenseinrichtungen, sondern die angeborenen Rasseneigenschaften und Instinkte das Wesen eines Volkes bestimmen. Die finisch-mongolischen Rasseninstinkte der bulgarischen Seele kamen in einem Schrecken erregenden Umfang zum Ausdruck. Ringsum ein unübersehbares Feld von Ruinen. Von vielen Häusern blieben nur die Mauern bestehen, die, geschwärzt und verstümmelt, sich gen Himmel emporhoben, wie um der Welt als stumme

Zeugen das Werk des bulgarischen Vandalismus vors Auge zu führen. Eine tote Stadt, leer und still; der Anblick wirkte auf uns mächtig, ergreifend und unheimlich. Wir wanderten immer weiter, nord-, ost- und westwärts: der Schauplatz des fürchterlichen Dramas schien sich ins Unendliche zu strecken. Der greise Metropolit von Seres, Herr Apostolos, der mir während meines kurzen Aufenthaltes Gastfreundschaft gewährte, sagte mir: „Viertausend griechische Häuser, Hunderte von griechischen Läden, unser Bischofspalast (Metropolis) sammt der herrlichen, wegen ihrer Mosaiken berühmten Kathedrale, zweiundzwanzig andere Kirchen, das Gymnasium und alle unteren Knaben- und Mädchenschulen, die großartige Bibliothek, Alles, was in Seres griechisch war, ist von den Bulgaren den Flammen übergeben worden. Sonst läuteten die Glocken von dreiundzwanzig griechischen Kirchen den Sonntag ein; jetzt herrscht Totenstille; die Glocken liegen schweigend unter den Trümmern ihrer Thürme. Nach der Einäscherung unseres Bischofspalastes mußten wir froh sein, in diesem alten türkischen Haus Unterkunft zu finden.“ Als der greise, von dem Erlebten ganz gebrochene Kirchenfürst von den Bulgaren sprach, erinnerte er an das alte Wort Sophokles: „Wen die Gottheit vernichten will, Den umnachtet sie zuvor mit Wahnsinn.“ Die ganze Furchtbarkeit dieses heiligen Satzes ist für die Bulgaren zu voller Wahrheit geworden. Sie waren zu vieler Verbrechen schuldig, als daß Gott länger schweigen konnte. Sie waren angeblich als Befreier gekommen und wurden alsbald zu unmenschlichen Tyrannen, zu wahren Bestien, die im Laufe von neun Monaten nicht nur alle aus der Geschichte bekannten Orgien verübten, sondern noch neue, urbulgarische dazu ersannen. Oesterreich-Ungarns und Italiens Konsuln in Saloniki und die Berichterstatter Magrini und René Puaux wurden Augenzeugen der Katastrophe von Seres. Einer der Generalkonsuln sagte in heftigster Erschütterung leise: „Horribile visu.“ Vor der Zerstörung der Stadt sind im Gefängniß fünfundzwanzig griechische Notabeln von Seres, darunter Dr. Chrysafis und der Gymnasialdirektor Papapaolu, niedergemetzelt worden. In diesem Gefängniß hatte ein bulgarischer Bandenkämpfer gesessen, der zu den Gräuelthaten mitwirkte und bei der Niedermetzelung der unglücklichen Opfer zugegen war. Auf die Frage des Vertreters der saloniker Zeitung „Makedonia“, des Herrn Mesolongitis, wie die Opfer gestorben seien, antwortete dieser Unmensch: „Sie haben geröchelt wie die Kühe. Hast Du noch nicht gehört, wie die Menschen röcheln, wenn sie geschlachtet werden?“ Dieser Bestie war das Schlachten von Menschen ein Alltagshandwerk geworden.

Das sind die „Preußen des Orients“, wie die Bulgaren genannt werden wollten und wie sie von vielen unwissenden europäischen Freunden auch genannt wurden. Werden sich die Preußen diese Befleckung ihres großen Namens auch weiter gefallen lassen? Werden sie sich nicht beeilen, dieses ruchlose und gottlose Werk ihrer selbstgetauften orientalischen „Namensvettern“ mit der ganzen Kraft ihrer preußisch-deutschen Seele, jener Seele, die durch ihr geistiges Schaffen Deutschland an die Spitze der Völker stellte, zu verdammen und zu

brandmarken? Der Hellenismus ist gewiß, daß dieser Ausbruch preußischen Zornes, mag er jetzt noch durch politische Bedenken gehindert sein, eines Tages kommen muß. Deutschland, Europa, die Menschheit muß das Urtheil über die Tragoedien sprechen, deren Opfer Tausende gesitteter Menschen wurden, und muß erkennen, daß die Bulgaren ein Jahrtausend europäischen Lebens hindurch den barbarischen Instinkten ihrer tatarisch-mongolischen Abstammung treu geblieben und in Europa heute noch ein asiatischer Fremdkörper sind.

Die Bilder, die sich mir in Doxato darboten, waren in ihren Einzelheiten vieleicht noch grausiger. Von dem blühenden Städtchen sind nur ganz draußen an der Peripherie einige halbverfallene Häuser und Hütten geblieben. Das Morden und Schlachten hat hier am Morgen des letzten Julisonntags (nach altem Kalender) begonnen. Die meisten Doxatiner waren in der Kirche versammelt, wo gerade ein Dankgottesdienst abgehalten wurde, weil Doxato einige Tage vorher von den Bulgaren geräumt worden war. Doch diese Freude war zugleich die letzte Stunde der Unglücklichen. Plötzlich erschienen vor Doxato bulgarische Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Geschütze wurden auf den umliegenden Anhöhen aufgestellt und beschossen Doxato. Die Kavallerie und Infanterie umzingelten die überfüllte Kirche; und nun begann im Gotteshaus das ruchlose Werk. Nur wenige Menschen konnten sich retten, die beiden celebrirenden Priester wurden, unter den Ersten, in ihrem Messeornat, ermordet. Kinder wurden auf Bayonnettes gespießt und von den Soldaten als Siegestrophaeen herumgetragen. Dann sprengten Kavalleristen nach allen Richtungen vor, um das blutige Werk zu vollenden. Die Zahl der Gemetzelten muß auf mindestens Zweitausend geschätzt werden. Frauen, Mädchen und Greisinnen wurden auf die Straße geschleppt, dort, vor Aller Augen, wie zu empfindlicherer Entehrung, geschändet und schließlich durch Bayonnettestiche getötet. Eine Soldatenschaar war inzwischen mit der Plünderung beschäftigt. Und nachdem alles Hab und Gut, was irgendwo aufgetrieben werden konnte, auf einen offenen Platz zusammengebracht war, wurde das Städtchen in Brand gesteckt. Die Häuser wurden mit Petroleum bestrichen; um der Zerstörung ganz sicher zu sein, benutzten die Bulgaren noch ein gelbliches, explodirendes Pulver. So wurden zweihundertfünfzig griechische Häuser niedergebrannt. Die Details erinnern an die Epoche, wo die Hunnen Europa überfielen. Schwangeren Frauen wurde der Bauch aufgeschlitzt, Säuglingen des Geschlechtsorgan abgerissen und in den Mund gelegt. Und das reguläre Bulgarenheer, das diese Unthaten beging, stand unter der Leitung des Majors Birnew vom Zehnten Regiment, der aktiven Offiziere Nikola Karakulakow und Simeonow und des Reserveoffiziers Watsew.

In den Straßen von Doxato sah ich Greisinnen auf den Trümmerhaufen sitzen, wahrscheinlich auf den Trümmern ihrer eigenen Häuser. Ich näherte mich ihnen, um sie zu befragen und von ihnen Etwas zu erfahren. Die Unglücklichen waren wie betäubt oder irr: obwohl ich mit ihnen Griechisch sprach, bekam ich von keiner eine Antwort; alle starrten regunglos vor sich hin und murmelten nur wirre

Worte. In ihren gläsernen, starrenden Augen war völlige Apathie. Nach meiner Rückkehr wurden mir in Saloniki (im Hotel Bristol) vier Kinder aus Doxato, im Alter zwischen fünf und acht Jahren, gezeigt, die von einem Samariter aus Doxato nach Saloniki gebracht worden waren. Jedes der vier hatte mehrere Bayonnettestichwunden; einem Mädchen war der Unterkiefer zertrümmert worden, aus dessen langer Wunde nun die Zunge heraussah. Die Kleinen sind ganz verwaist: Eltern, Geschwister und Verwandte sind niedergemetzelt worden. Könnte ich nur die richtigen Worte finden, um das Elend, das herzzerreißende Grausen, das aus dieser Gruppe verlassener, siecher Kinder sprach, auszudrücken! Wie mochte es im Innern dieser unschuldigen Geschöpfe aussehen! Ein Blick zeigte mir hier die Gaben und Segnungen, die das bulgarische Evangelium gebracht hatte. So sind die einzigen Produkte bulgarischer Kultur, deren Spuren in den nun von den Griechen eroberten und erhaltenen Gebieten aufbewahrt werden müßten, um den kommenden Geschlechtern davon zu erzählen, daß zweitausend Jahre nach Attila diese Gebiete zum zweiten Male von Hunnen heimgesucht wurden, deren Erscheinen die selben Spuren der Barbarei und Unmenschlichkeit hinterlassen hat wie das der ersten.

Saloniki, am einundzwanzigsten August 1913.

Dr. Andreas Okkas.

Die Stimme des griechischen Chirurgen, der mir diesen Brief schrieb, ist nicht die einzige, die ich seit Sommersanfang über den Stand der Balkandinge hörte. Griechen, Serben, Türken, Rumänen, Oesterreicher, deutsche Beamte, Aerzte, Kaufleute haben mir geschrieben oder mich aufgesucht; zuletzt kamen acht Vertreter der Stadt Adrianopel, Griechen und Türken, Juden und Armenier. Alle Stimmen klangen in den selben Ton zusammen, alle Lippen formten fast die selben Worten, wenn über Bulgarien geredet wurde. Wir sind, Alle, über die Kraft dieses Landes, die Kulturfähigkeit und den Menschenwerth dieses Volkes von der niederträchtigsten Fälscherkunst, die je erlebt ward, betrogen worden. Seit ichs weiß, begreife ich, daß der Türkenspross Stambulow wie ein Pascha-Wütherich unter der Horde hauste; daß der redliche, physisch tapfere, seelisch schwache Alexander von Battenberg sich aus Mordsuchtschlingen in die Gnade des Zaren zurückzuflennen versuchte; daß Karl von Rumänien, um sein Reich vor dem Einbruch neuer Hunnen zu schirmen, Mittel anwandte, in die er sich, zum Kampf gegen civilisirte Menschen, niemals erniedert hätte; daß die Türken, trotz ihrer Unterzeichnung des londoner Vertrages, die Stunde bulgarischer Ohnmacht zu tückischem Vertragsbruch, zu bequemem Rückmarsch in die von ihnen feierlich hingegebene, nun wehrlose Festung Adrianopel ausnützten, ungefähr also handelten wie Einer, der, nach beendetem Zweikampf, während die Zeugen

den Vorgang protokoliren, dem nicht mehr bewaffneten Gegner von hinten mit blanker Klinge das Schädeldach einschlägt. Wider dieses Volk, das so skythisch-raubthierisch, so ruchlos verlogen, zu wölfischer Arglist und schnödestem Verrath so willig geblieben ist, das heute noch mit entfirnißtem Antlitz genau so aussieht wie im dreizehnten Jahrhundert, als es Thrakien verwüstete, — wider diesen eklen Bodensatz der Mongolenhorde ist jede Waffe erlaubt.

Was seit dem Beginn des Bundeskrieges gegen die Türkei aus Sofia nach Wien berichtet wurde und daher zu uns kam, ist als unwahr erwiesen. Alles. Die Bulgaren haben, wie unter ihren Johannes und Simeon, tapfer, tollkühn sogar gefochten. Aber ihre Artillerie, ihre Intendantur, ihr Sanitätwesen war ganz unzulänglich. Sie hatten bei Kirkkilisse (das nicht, wie sie logen, stark befestigt war) und Lüle Burgas die schwächsten Truppen der Türken vor sich; unerzogene, schlecht schießende, vom Feuer in Wirrniß geschreckte Leute. Gegen besser ausgebildete (von den Serben dennoch in zwei Haupttreffen überwundene) Mannschaft vermochten sie, schon vor Tschataldscha, nichts. Nie hätten sie, ohne die Zuführung serbischer Munition, auch nur das erste Kriegsquartal aufrecht überdauert; nie, ohne die modernen Schwergeschütze der Serben, Adrianopel genommen. Ein Theil ihres Erfolges war den von der Kreuzzugsparole angelockten Russen zu danken; nach deren Abzug kams nie mehr zu Sieg und Gloria. Erlogen ist die Behauptung, daß die Griechen und Serben den Bundespakt gebrochen und Verrath besonnen haben. Erwiesen, daß die Bulgaren den Bundesgenossen, den Helfern aus ärgster Noth fast alle Kriegsbeutestücke rauben wollten und Verrath und Ueberfall bis ins Kleinste nicht nur vorbereitet hatten, sondern auch ausgeführt haben. Mit dem Befehl zu nächtlichem Ueberfall in der Tasche haben, an der Bregalnitza, bulgarische Offiziere die serbischen Kameraden zum Friedensmahl geladen, sich, in erheuchelter Freude über das Schwinden des Mißverstandes, ihnen verbrüdert, sie, zu Gruppenbildern inniger Gemeinschaft, vor den Photographen genöthigt: und sie danach überrumpelt. Nicht auf Danews, des Prügelknaben, sondern auf Ferdinands, des Allumfassers, Befehl. Das ist ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte neuer Europäerzeit. Brachte den edlen Bulgaren aber den einzigen Erfolg des zweiten Krieges. Was sie sonst austuteten, Lähmung, Zerreibung serbischer Divisionen, endgiltige Trennung beider Heerhaufen: Alles frech, wider besseres Wissen, erlogen. Erstunken, daß Saloniki von den Griechen

erkauft, nicht erkämpft, von den Serben nie der Bulgarenthat Vergleichliches geleistet worden sei; daß ein Fünfbund Ferdinands Wehrmachttrümmer überwältigt habe (die schon fast zerstampft waren, ehe die Armee Karls über die Donau kam und Enver den Renommirmarsch antrat); daß der Bukarester Friede, den die Bulgaren erwinselt hatten, sie hindere, gegen die Türken zu kämpfen (die Verpflichtung, das gegen Rumänien, Serbien, Griechenland im Feld stehende Heer auf den Friedensstand zurückzubringen, verbietet nicht, sondern erleichtert, alle Truppen gegen die Türken zu ballen, denen dieser Vertrag nichts gewährt). Hündisch war das Gekriech vor Rumänien, dem einzigen Land, dem Bulgarien mit Fug zürnen durfte und dem wirklich auch jeder Bulgare Blutrache geschworen hat. Unsühnbar aber, unverjährbar die Menschheitschmach solcher Kriegführung. Daß die Bulgaren alles zerstörbare Eigenthum, auch da, wo es, wie in Thrakien, sie, die sich für Befreier ausgaben, Wochen lang ohne Entgelt genährt hatte, mit Eisen und Feuer zerstörten und wie die gierigsten Raben stahlen, auch Offiziere, auch aus Häusern, die sie kurze Stunden zuvor bewirthet hatten, daß sie die kostbarsten Teppiche und Kleinodien, die Ausstattung der Mädchen, Schnitzwerk und Klaviere sogar mitschleppten, ist noch das Wenigste; Held Ferdinand kann ja gezwungen werden, mindestens die Herausgabe des aus den Moscheen Geraubten zu erwirken. Aber: Verwundete gemartert und entmannt, die Augäpfel ihnen ausgeschnitten, das dem Leib entrissene Zeugerglied in den Mund gesteckt, Kindchen, Säuglinge und schon trippelnde, verstümmelt und geschlachtet, Frauen, die kleinsten Mädchen und die ältesten Greisinnen, geschändet, von sechs, acht bewehrten Strolchen mißbraucht, all dies kaum Vorstellbare hundertmal, tausendmal: Nein; die Thäter solcher That haben sich aus den Bezirken der Menschlichkeit geschieden. Sie leugnen; können sie Anderes? Sie kreischen nach einer internationalen Untersucherkommission. Dummer Schwindel. Soll sie im September die Leichen ausgraben, den Krüppeln und Entehrten nachspüren? Wir brauchen sie auch nicht. Haben mehr beglaubigte Zeugnisse, als zum Urtheil nöthig wären; des Königs Konstantin, ernster Aerzte aller Nationen, Lotis und selbst österreichischer Beamten. Nicht ein Zweifelsstümpfchen kann noch währen. Ein würdiger Bürger der hadrianischen Stadt hat mir erzählt (und durch anderes Zeugniß bestätigt), daß ein achtjähriges Mädchen aus seinem Familienkreis von drei bulgarischen Soldaten geschändet worden

sei und daß solcher Fälle, in der einen Stadt, Dutzende erweislich seien. Ich habe die acht Gesandten Adrianopels, die in den Serben doch Feinde hassen, gefragt, ob auch serbische Soldaten so infam gehaust haben. Antwort: Nicht Einer; Haltung und Zucht der Serben war makellos; sie haben jedes winzige Nahrungmittel bezahlt. (In beiden Kriegen haben die Serben sich am Besten gehalten. Nicht eine Lüge noch Prahlerei. Die schnellste Mobilmachung, das schlagfertigste Heer, das tüchtigste Sanitätcorps. Wie sind wir betrogen worden!) Alle Bürger Adrianopels, aller Stämme, sind entschlossen, in der Minute, in der die Rückkehr der bulgarischen Bluthunde auch nur wahrscheinlich wird, aus der Heimath zu fliehen. Sie dürfen ruhig sein. Lug und Trug, Geld und Orden vermögen viel; und die vereinten Homosexualtruppen, die da unten heilige Güter zu wahren haben, konnten unglaublich dünkende Fälschung durchdrücken. Vorbei. Kein Pardon mehr; und wenn von der wieder allzu munter gewordenen Hydra noch zehn Köpfe in den Koth sinken müssen. Adrianopel bleibt, fürs Erste, türkisch (Das ist ein Unglück fürs Osmanenreich, das seinen Kraftrest für Asien braucht und beim nächsten, nahen Vorstoß der Feinde mit Hadrians sicher auch Konstantins Stadt an die Christen verliert); wird, so lange Europa nicht in Schande fault, nie wieder bulgarisch. Rußland? Erlebt, zum ersten Mal, das Schicksal der auf die Stufe des Kapitalismus vorgerückten Staaten: daß die Bourgeoisie und deren Ausschuß, die Regirung, sich zäh gegen die Zumuthung stemmt, die Wirtschaftblüthe einer Kriegsgefahr auszusetzen und nationalem oder religiösem Drang den Augenblicksprofit zu opfern. Und Rußland lernt, endlich, erkennen, daß die Bulgaren, die Keinem je Treue hielten, nicht slavische Brüder sind, sondern die in unserem Erdtheil letzten wilden Urenkel der Tataren, deren Mongolengift und Mordbrandspur Rußlands Leib in Jahrhunderten nicht austilgen konnte. Ceterum censeo, Bulgariam esse delendam! Diese Horde wandelt sich nicht; nicht eines Gerechten Stimme bekennt reuig die Gräuelschmach. Oesterreich? Wurde, wie wir, wie zwei Kontinente, betrogen. Will es, dennoch, vom Donauland aus die neuen Awaren begönnern: wir dürfen nicht dreinreden. Niemals aber können die Freunde dieser Bulgaren unsere Freunde sein. Bleibt Oesterreichs Wächterschaar blind und sucht unklugem Serbenhaß rechts in einem unmöglichen Albanien, links in einem Mongolentartaros Stützen, dann darf der seiner Menschheit Bewußte sich nicht der schmerzenden Pflicht entziehen, was er vermag, für des Bündnisses Lösung zu thun.

Besseres Wetter?

Wenn Bankdirektoren Pessimismus predigen, ist entweder wirklich Etwas faul im Staat oder sie thuns nur, weil im Regensommer die Ernte so wie so verdorben ist. Die Wochenberichte tragen ein dunkles Kleid und die Gemüther der Aktienfreunde sind bekümmert. Quamquam quid faciam? fragt der Bargeldverwalter; und will die Dividendenreize der Montanindustrie nicht sehen. Die bemüht sich, die Gesundheit der verflossenen Hochkonjunktur noch jetzt zu beweisen. Die Gesellschaften, die das Geschäftsjahr am dreißigsten Juni schlossen, haben neun Monate unter dem Kriegszustand gearbeitet. Trotzdem sind die Gewinne in die Höhe gewachsen. Wo die Dividenden unverändert blieben, geschah es, um den Zuwachs des Ertrages für hohe Abschreibungen und Rücklagen zu verwenden. Bochumer Gußstahlverein, Rheinische Stahlwerke, Van der Zypen, Georg-Marienhütte blieben bei der vorjährigen Dividende; obwohl die Gewinne eine Steigerung der Quoten ermöglicht hätten. Rheinstahl verdiente (mit 12,21) rund 3,50, Bochum (mit 8,90) fast 2,10 Millionen mehr als im Vorjahr. Die Aktionäre dürfen die verständige Dividendentaktik nicht schelten. Ists im Juni 1914 schlechter als diesmal, so hat die Dividende einen Halt, der sie vor schmerzhaftem Absturz schützt. Sind aber, wie Manche glauben, die Freuden der Hochkonjunktur wieder da, so kommt die Dividendenerhöhung auch im nächsten Jahr nicht zu spät. Das Eisen- und Stahlwerk Hosch konnte sie sich schon in diesem Sommer des Mißvergnügens leisten. 24 gegen 22 Prozent; und nicht etwa durch ein Opfer des Intellekts erkauft. Die Hoeschleute schwimmen im Geld. Der Bruttogewinn betrug 13,10 gegen 10,51 Millionen. Trotz den 650 000 Mark, die für den Dividendenzuwachs ausgegeben werden, hat man für Abschreibungen und Reserven 2 1/2 Millionen mehr verwendet als in der vorletzten Bilanz. Mit solchen Dokumenten läßt sich Demokritos gegen Herakleitos vertheidigen.

Der Phoenixabschluß kommt nächstens. Die Börse wärmt ihre Hoffnung auf den erprobten Favoriten im Montanderby durch hohe Dividendenodds. Da im Vorjahr ein Sprung um 3 (von 15 auf 18) Prozent geglückt war, rechnete man für dieses Jahr mit einer ähnlichen Leistung. Aber „gutem Vernehmen nach" wird sich Phoenix zu den Vorsichtigen halten und lieber vorbauen, statt zu klettern: also wirds wohl bei 18 bleiben. Der Aktienkurs von 254 läßt ja eine Verzinsung von mehr als 7 Prozent. Das ist für Den, der heute kauft, eine anständige Rente. Bei Deutsch-Lux kann es 1 Prozent weniger geben als im Vorjahr (11). Nicht wegen schwächeren Ertrages, sondern zur „inneren Konsolidirung". Die ist nöthig, weil das Entwickelungprogramm ein besonders großes Format hat. Stinnes, der im Reich von Deutsch-Lux herrscht, hat Augen und Willen auf einen sehr weiten Horizont eingestellt. Und der Ausbau wird nicht billig. Friedlicher Nachbar, Friedrich-Wilhelmshütte, Luise Tiefbau, Saar- und Mosel-

bergwerk, Dortmunder Union, Kaiser Friedrich, Tremonia: da sind die Etapen der seit 1904 versuchten Dehnung. Dazu kam 1911 die Interessengemeinschaft mit den Rümelinger und Sankt Ingberter Hochofen- und Stahlwerken. Das Aktienkapital wuchs auf 130, die fundirten Schulden betragen rund 57 Millionen. Im Juni 1912 war die letzte Aktienemission (30 Millionen). Damit ist der Durst nicht gelöscht. Man braucht neues Geld. Eine Aktienwahl würde dem Bankenkonsortium wenig Freude machen; denn es wäre nicht leicht, Käufer anzulocken. Mit Obligationen ists nicht viel besser; $4^1/_2$ prozentige sind zu 97 zu haben und ziehen, auch zu so billigem Preis, nicht. Vor dem Entschluß zu fünfprozentigen Papieren stehen begreifliche Hemmungen. Also hatte man sich mit dem Knappschaftverein in Bochum wegen einer Hypothek von 15 Millionen verständigt. Die Zechen Kaiser Friedrich und Tremonia sollten als Pfandobjekte dienen. Sie wurden aber zu leicht befunden und gelten nur für $7^1/_2$ Millionen als tragfähig. Das Anleihegeschäft mit dem Knappschaftverein lehrt, daß selbst die größten Kanonen im Aktienarsenal ihr Pulver nutzlos verschießen, wenn sie auf einen sechsprozentigen Diskontpanzer feuern.

Aber der hohe Wechselzinsfuß hatte auch gute Folgen. Er förderte die Rentabilität aller Werthpapiere, besonders der Aktien. Wer den Austausch mit Kursverlusten bezahlte, ist nicht entzückt. Aber für die neu einrückenden Rekruten ist er nützlich. Vor Jahr und Tag waren 6 Prozent Rente bei einem Dividendenpapier die letzte Möglichkeit. Heute ist man über 7 nicht mehr erstaunt. Das hat der böse Reichsbankdiskont bewirkt. Daß man diese Konsequenz zu erwarten habe, sagte ich hier schon, als man draußen noch nicht ahnte, wie seßhaft die berühmten sechs Prozent sein würden. Nur der Reflex der Verzinsung auf das Gemüth der Käufer (lucus a non lucendo) hat sich nicht geändert. Der blieb, wie er 1912 gewesen ist. Das Publikum kauft nicht. Am Wenigsten Staatspapiere und Hypothekenpfandbriefe. Daß die dreiprozentige Reichsanleihe ganze vier Prozent abwirft, „zieht" nicht. Fünfprozentige Rumänen giebts ja zu 99,50. Zur Aktie fehlt das Vertrauen. Die Politik hat Alles verdorben. Wie sehr, beweist der Kontrast zwischen der wirthschaftlichen Leistung und dem Verhalten des Publikums. Schlechte Versandziffern des Stahlwerkverbandes und graue Berichte vom Kohlensyndikat bleiben weniger unbeachtet als das Steigen der Stabeisenpreise. Da Stabeisen in Schwäche verfiel, glaubte man, das Schicksal des Eisenmarktes sei besiegelt. Daß die Schwäche überwunden wurde, weil der niedrige Preis neue Käufer anlockte, blieb unbeachtet. Brauchen die Kunden des Effektenmarktes kräftigere Reizmittel? Der Geldmarkt wird sie ihnen nicht geben. An der Schwelle der Herbstmonate scheidet die Hoffnung auf das Sinken des Zinsfußes. Daß die Schweizerische Nationalbank jüngst ihren Diskontsatz um $^1/_2$ Prozent herabsetzte, war kein Symptom. Für die großen Notenbanken Europas sind die Lebensbedingungen nicht so einfach wie für ein in engerem Kreis ar-

beitendes Institut. Nur die Bank von England, die sich an südamerikanischem Gold bereichert hat, darf an die Möglichkeit einer Zinskürzung denken. In Berlin, Wien und Paris wird man zufrieden sein, wenns bis Neujahr ohne neue Klettertour geht.

Von dem Gold Argentiniens, Brasiliens, Mexikos will jedes europäische Land so viel wie möglich an sich ziehen. London hat natürlich den Löwenantheil; auch die Reichsbank einen leidlichen. Aber das Motiv dieses Goldsegens ist nicht schön. Die südamerikanischen Republiken sind in unbequeme Lage gerathen. Sie haben sich an dem Kapital, das Europa bereitwillig spendete, übernommen und können die eigenen Finanzen nicht so weit strecken, wie sie ihre Engagements, besonders in Grund und Boden, ausgedehnt haben. Dazu kommt in Brasilien die Kaffee- und Gummikrisis. Der Werth der südamerikanischen Ausfuhr nach Europa ist kleiner geworden und der europäische Export hat heute das Uebergewicht. Wären Anleihen der Republiken auf den europäischen Geldmärkten unterzubringen, so könnten sie mit dem Erlös die Waaren bezahlen. Da ihnen solcher Ausgleich fehlt, müssen sie ihre Rechnungen in Gold reguliren. So füllen sich die europäischen Centralinstitute den Magen mit Gold aus den Staatskassen der lateinamerikanischen Republiken, während die sich durch den Aderlaß langsam auf den Hund bringen. Europa, nicht zuletzt Deutschland, ist an Südamerika durch Geschäftsinteressen geknüpft. Die Solvenz des Kunden, die in den Eigenschaften seiner Währung ihren Ausdruck findet, ist eine nothwendige Bedingung, damit beide Theile auf ihre Rechnung kommen. Wenn aber diese Bedingung unsicher wird, giebts hüben und drüben nichts zu lachen. Das Gold aus Südamerika sollte deshalb nur mit spitzen Fingern angefaßt werden. Daß die Reichsbank thesaurirt und dabei 6 Prozent von feinsten Wechseln nimmt, wird ihr verdacht; stimmt auch nicht zu den Lehren von vorgestern. Der Schutz des Goldvorrathes ist heute nicht mehr drängende Nothwendigkeit. Wenn man für mehr als 1100 Millionen Gold im Kasten hat, darf man nicht von Gefahr reden. Mit der metallischen Dritteldeckung konnte die Reichsbank, nach dem letzten Ausweis, 4257 Millionen Mark Papiergeld ausgeben: 357 mehr, als, nach Rießers Berechnung, die Mobilmachung an Zahlungmitteln fordert. (3900 Millionen würden, in den ersten sechs Wochen nach der Kriegserklärung, gebraucht werden.) Bei 1133 Millionen Gold und 1419 Millionen Metall aller Art waren aber nur für 1812 Millionen Banknoten im Umlauf. Die Entfernung zwischen der möglichen und der wirklichen Notengrenze war also beruhigend weit. Und man fragt, ob die Reichsbank, um ein Prinzip zu wahren, das Geschäft mit 6 Prozent belasten müsse. Ausschweifungen, in der Wirthschaft oder an der Börse giebt es kaum noch. Was an Diskonten eingereicht wird, kommt aus dringendem Bedarf, nicht aus der Sucht nach Luxusgeschäften. Das Wechselportefeuille ist nicht schwerer, als es 1912 war: und der Diskontsatz betrug damals nur $4^1/_2$ Prozent. Ists also unbescheiden, nach Gründen zu fragen? Daß die Reichskasse den Kredit

des Centralinstitutes in Anspruch nimmt, um die ersten 100 oder 200 Millionen des Wehropfers flüssig zu machen, darf nicht die Lasten der Privatwirthschaft erschweren. Das Effektenportefeuille der Reichsbank, das die Schatzanweisungen enthält, hat seit zwei Jahren keine großen Summen mehr ausgewiesen; der Schatzsekretär braucht eben die Mittel der Bank nicht. Vorher wars anders gewesen. Der Bestand an Schatzwechseln war schon so hoch, daß in den Sitzungen des Centralausschusses nicht nur von Ausschreitungen der Effektenspekulation die Rede war. Man sprach auch von den Reichstratten und deutete an, daß die Diskontpolitik sie nicht übersehen dürfe.

Die regen Geschäfte zwischen Reich und Bank ließen das Gerücht von einer neuen Anleiheemission entstehen. Unvorstellbar ist aber, in welcher Form neue Schuldverschreibungen des Reiches in dieser ungünstigen Zeit auf den Markt gebracht werden könnten. Allenfalls wäre an Schatzanweisungen mit einjähriger Frist zu denken, wie sie die Banken schon beim letzten Anleihegeschäft mit übernommen haben. Damals waren es 50 Millionen; konnten aber auch viel mehr sein, weil die Banken mit diesen Papieren nichts riskiren, gute Zinsen bekommen und die Tratten früh oder spät loswerden.

Ist schlechte Zeit in Sicht, so müßte die Reichsbank den Wechselzinsfuß herabsetzen, da man bei 6 Prozent Diskont die Geschäfte weder beleben noch saniren kann. Die Taktik der Hauptbank spricht also gegen die Furcht vor dem Niedergang. Er ist auch unwahrscheinlich für Jeden, der die Fortschritte des deutschen Welthandels sieht. Dessen Gesammtwerth betrug in den ersten sieben Monaten des Jahres 12 070 Milliarden (gegen 11 103 Milliarden 1912). Aber das Wichtigste ist die rasche Vergrößerung der Ausfuhr: während der Import nur um 67 Millionen im Werth gewachsen ist, hat sich der Export um 900 Millionen verbessert. Dieser Zuwachs beweist den Erfolg der deutschen Goldpolitik, die, weil der Absatz deutscher Waaren im Ausland wuchs, mit einem natürlichen Goldaustausch rechnen durfte. Die deutsche Zahlungbilanz ist durch die Erfolge der Handelsbilanz günstig beeinflußt worden. Bei dem schnellen Fortschritt der Ausfuhr handelt es sich nicht nur um eine Steigerung des Werthes, sondern auch um eine Zunahme der exportirten Gesammtmenge. In den ersten sieben Monaten 1913 waren es 424 Millionen Doppelcentner (gegen 365), während die Einfuhr sich nur von 395 auf 410 Millionen Doppelcentner erhöht hat. Der Menge nach übertraf der Export die Einfuhr. Daß die deutsche Wirtschaft sich mit solcher Wucht über Konkurrenzen, Malicen und Schlimmeres hinausschwingen konnte, tötet jeden Zweifel an ihrer Gesundheit. Industrie und Handel sind stark geblieben; aber die empfindsamen Nerven der Börse haben sich von dem politischen Schrecken noch nicht erholt. Dazu kommt, daß unter den Vermögensfaktoren das bare Geld heute noch eine Rolle spielt, die ihm nur aus Furcht, nicht aus Neigung zuerkannt wurde. Erst wenn das Geld zur Raison gebracht ist, wird die Konjunktursonne wieder leuchten.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. September 1913.

Die Verfassungskrisis in Böhmen.

Seit die Deutschen, die etwas weniger als ein Drittel der Bevölkerung Böhmens ausmachen, die Majorität in der Kurie des Großgrundbesitzes und damit im Landtag und Landesausschuß verloren haben, beginnt der Kampf um die Zweitheilung des Königreiches. Ursprünglich selbst auf deutscher Seite bekämpft, wurde die Zweitheilung zum Kampfprogrammpunkt der Deutschen in Böhmen, als es endgiltig klar wurde, daß die Wahlordnung Schmerlings zur Herstellung einer künstlichen Mehrheit der Nation, die in der Bevölkerung die Minorität ist, im Landtag nicht mehr hinreicht. Nur die Schoenererianer wollen sich zur Aufgabe jeder Hoffnung nicht offen bekennen und sind gegen die Zweitheilung. Auf böhmischer Seite findet der Wunsch der Deutschen eine leidenschaftliche, nicht zu bewältigende Gegnerschaft. Vor Allem begreift man dort nicht, daß ein seit einem Jahrtausend einiges Land zerrissen werden soll, weil die deutsche Minorität nicht mehr die Majorität im Landesparlament haben kann; ferner betrachtet man die Schaffung eines Deutschböhmens an der Grenze Deutschlands nicht gerade als die rationellste Art der Sicherung dieser Gebiete für das Königreich und für die Monarchie und kann auch national dem Verlangen der Deutschen unmöglich nachgeben, weil sie verlangen, daß in diesem deutschen Gebiete die Geltung der böhmischen Sprache vollkommen ausgeschlossen werde, so daß sie, zum Beispiel, in Reichenberg eben so behandelt würde wie in Salzburg, was doch eine etwas gewaltsame Verkennung nicht nur der seit 1627 grundgesetzlich festgelegten Gleichberechtigung beider Sprachen im ganzen Land wäre, sondern auch der lebhaften politischen und wirthschaftlichen Zusammenhänge, welche durch Jahr-

hunderte beide Nationen innerhalb der Landesgrenzen verbunden haben. Und es ist wohl auch keine Selbstüberhebung, wenn sich die böhmische Nation, welche 1526 Ferdinand dem Ersten einen vollkommen böhmischen Staat übergeben hat, als die Begründerin des böhmischen Staates und als die historische Repräsentantin des Königreiches betrachtet; und obwohl sie den Deutschen ihr Heimathrecht und ihre vollständige Gleichberechtigung mit der böhmischen Majorität in keiner Weise beschränken oder gar absprechen will, so wird sie doch nie zugeben, daß, dem Wunsch der Deutschen gemäß, die historische Einheit des Königreiches zerschlagen wird und daß die eine oder die andere Sprache irgendwo im Lande als eine fremde, nicht heimathberechtigte behandelt werde. Sie wird Das um so weniger zugeben, als es nicht unmöglich ist, bei voller Wahrung der Einheit des Landes die berechtigten Wünsche beider Nationen nach einer gewissen nationalen Autonomie zu erfüllen und auch die gleiche Geltung beider Sprachen bei allen staatlichen Aemtern im ganzen Lande durchzuführen, ohne den nationalen Charakter eines Bezirkes oder einer Stadt zu bedrohen.

Die Deutschen haben zur Erkämpfung ihres Zweitheilungprogrammes zuerst das Mittel der passiven Opposition gegen den Landtag angewendet; als jedoch diese Waffe ziemlich stumpf wurde, wie mit der Zeit jede Passivität, und als sie ganz zufälliger Weise, zu ihrer größten Ueberraschung, erkannten, daß auch im böhmischen Landtag, trotz der Allmacht des Oberstlandmarschalls, eine formale Obstruktion möglich ist, haben sie beschlossen, durch die Lähmung jeder Thätigkeit des Landtages und durch die finanzielle Aushungerung des Landes die Böhmen zur Erfüllung ihrer Postulate zu zwingen. Die Obstruktion kam nämlich so unvermittelt, selbst von den Deutschen so unerwartet, zufällig durch zwei etwas lebhaft gewordene Abgeordnete hervorgerufen, daß der Oberstlandmarschall Fürst Georg Lobkowitz, der sich bei den Deutschen mit Recht einer gewissen Autorität erfreute, geglaubt hat, durch ein formales Entgegenkommen auf dem Weg der deutschen Obstruktionanträge die ganze Obstruktion in ein paar Tagen gütlich beizulegen. Er hat die absolute, diskretionäre Gewalt, die ihm die Landesordnung, als dem vom Kaiser ernannten Präsidenten des Landtages, giebt, nicht angewandt und die obstruktionistischen Anträge, was er ja ganz gut thun konnte, nicht a limine abgewiesen. Da nämlich der Oberstlandmarschall nach der Landesordnung sogar eigenmächtig die Tagesordnung bestimmt, muß er implicite auch das Recht haben, deren Verhandlung anzuordnen und Alles abzuweisen, was sein höchstes Recht in Bezug

auf die Bestimmung der Verhandlungen des Landtages beschränkt, namentlich schon die wenig ernst zu nehmenden Anträge auf namentliche Abstimmungen über Urlaubsgesuche, wodurch die Deutschen verhindert haben, in irgendeine sachliche Berathung der Tagesordnung einzugehen. Durch die Zulassung solcher Anträge hat er sich selbst ein Präzedenz geschaffen, sich selbst seiner ihm vom Kaiser verliehenen Machtbefugniß entäußert: und konnte dann, als die Deutschen aus der zufällig hereingebrochenen Obstruktion eine ständige Institution gemacht haben, nicht mehr seine Rechte zur Geltung bringen. Die Deutschen haben zwar in Wien das Prinzip verkündet, daß durch die Obstruktion keine nationalen Konzessionen erzwungen werden dürfen (weil in Wien die Tschechen die Obstruktion machten); aber für Böhmen sollte dieses Prinzip nicht gelten. Da hat man sich vorgenommen, namentlich, weil 1909 die Geltung der Landesbiersteuergesetze zu Ende ging, die Majorität des Landtages durch die Unmöglichkeit, andere finanzielle Mittel herbeizuschaffen, zur Nachgiebigkeit zu zwingen oder die Regirung zu nöthigen, im Fall eines Zusammenbruches der böhmischen Landeswirthschaft die deutschen Wünsche einseitig, durch ein staatliches Machtwort, zu erfüllen.

Die Regirung des Freiherrn von Bienerth hatte nach Erlöschen der Geltung des Biersteuergesetzes über die Zukunft des Landes zu entscheiden. Eine provisorische, jährliche Verlängerung der Biersteuer war auf Grund eines vom Kaiser bestätigten Landesausschußbeschlusses möglich, und wenn die Regirung ihre Pflichten erfüllen wollte, durfte sie dem Drängen der Deutschen nicht nachgeben und zur finanziellen Aushungerung des Königreichs Böhmen die Hand nicht bieten, weil sie doch wissen mußte, wie katastrophal auf die gesammte Staatswirthschaft eine Zahlungseinstellung des reichsten Landes der Monarchie einwirken würde. Der Stillstand jeder gesetzgeberischen Arbeit im Landtag war ja ein genug harter Schlag für die Böhmen; und könnten sie überhaupt unter dem Druck einer Zwangslage zu nationalen Konzessionen gebracht werden (was Jeder verneinen wird, der nur oberflächlich die Geschichte und Psychologie des böhmischen Volkes kennt), so war genug daran. Baron Bienerth und sein Finanzminister Dr. von Bilinski haben jedoch vollständig den Deutschen nachgegeben und seit der Zeit zahlt die Bevölkerung Böhmens die Landesbiersteuer den Brauern und Wirthen (denn der erhöhte Bierpreis blieb) und das Land macht Schulden und untergräbt durch die immer bedrohlicher anwachsende Zinsen- und Amortisationlast jede ersprießliche Entfaltung der Landesautonomie für

eine lange Zukunft. Der Landesausschuß hat alle Unterstützung der kulturellen und wirthschaftlichen Anstalten beider Nationen eingestellt; nichts geschah von den großen Aufgaben des Landes in Fragen der landwirthschaftlichen und gewerblichen Politik, mit der Hilfe von Anleihen wurden mit Mühe und Noth nur die gesetzlichen und vertragmäßigen Verpflichtungen erfüllt und man wartete auf den Moment, wo die Regirung endlich anerkennen würde, daß die Zahlungsfähigkeit des Landes das höchste Gesetz ist, und wo sie dem Landesausschuß die nothwendigen Mittel, eine Erhöhung der Zuschläge zu den direkten Steuern um zehn Prozent und die Biersteuer von vier Kronen pro Hektoliter, durch kaiserlichen Erlaß zur Weiterführung der Geschäfte gewähren würde.

Die Regirung meinte jedoch, in Folge der Drohungen der Deutschen nicht in der Lage zu sein, Etwas zu thun, das wie eine einseitige Unterstützung der böhmischen Landtagsmajorität gegen die deutsche Obstruktion aussehen würde, weil sie im Reichsrath in allen diesen Fragen nicht nur die Deutschen, sondern eine Koalition der Deutschen mit all Denen, die in anderen Landtagen die Obstruktion der Deutschen von Böhmen nachahmen, fürchten zu müssen glaubte und weil sie auch eine gewisse Rücksicht auf die leicht erregte Stimmung der Deutschen in Böhmen nehmen wollte.

Daraus die auf ordentlichem Wege unentwirrbare Situation. Auf böhmischer Seite kann man nicht gut einsehen, daß das Land mittellos gelassen wird, daß der Staat sein Nothrecht nicht dazu gebraucht, die finanzielle Verwüstung des Landes durch die Obstruktion zu paralysiren, um so mehr, als den Deutschen von der Landtagsmajorität nicht das geringste positive Unrecht geschehen ist und zum Zweck der Erreichung der nationalen Wünsche doch nicht das ganze Land und seine zukünftige Entwickelung unwiederbringlich geschädigt werden dürfen; und die Deutschen wiederum glauben, daß die Regirung verpflichtet ist, ihnen zur Erreichung des Zweitheilungprogrammes dadurch zu verhelfen, daß sie das Land ruhig und theilnahmlos in den finanziellen Ruin treiben läßt, weil sie voraussehen, daß dann die Tschechen Alles bewilligen müssen oder daß dann die Regirung außer den Finanzmaßregeln auch die Neueinrichtung des Landes nach den Wünschen der deutschen Volkssache octroyiren wird.

Der einzige vernünftige Weg aus der Situation, der deutschböhmische Ausgleich, ist leider heute schwer gangbar. Lange Zeit hindurch hat man sich der Hoffnung hingegeben, daß das unmöglich Scheinende möglich wird. Alles war beinahe fertig. Ueber die Neueinrichtung des Landesausschusses hat man sich schon geeinigt,

die Tschechen haben ein weites Ausmaß nationaler Selbstverwaltung den Deutschen konzedirt; aber als über die letzten Reste der Sprachenfrage bei den landesfürstlichen Aemtern in Böhmen entschieden werden sollte, griff der Justizminister Dr. Hochenburger in die Verhandlungen auf eine geradezu unverantwortliche Weise ein und die Monate lange, unsäglich mühevolle Arbeit von Männern, die auf beiden Seiten den Frieden ehrlich wollten, war wieder einmal umsonst gewesen. Bei jeder Ausgleichsverhandlung, namentlich aber bei der Verhandlung von Volk zu Volk, welche den Charakter des Ausgleiches einer Ehrensache hat, ist es unter Männern Sitte, nicht einseitig in den Besitzstand der verhandelnden Parteien einzugreifen. Das haben geradezu peinlich beide Seiten, die Deutschen und die Tschechen, gehalten. Leider nicht der Justizminister. Während der Ferienpause des vorigen Sommers, nach der man sich endgiltig über die strittigste Materie, die Sprachenfrage, einigen wollte, gab er einen Erlaß heraus, wodurch es ermöglicht werden sollte, daß auch die letzten Reste der Geltung der böhmischen Sprache vor deutschen Gerichten beseitigt wurden.

Und der ganze Sprachenstreit drehte sich doch um die Frage, ob die andere Landessprache in den einheitlich nationalen Aemtern als vollberechtigt zugelassen werden soll, wie es bis 1907 in Böhmen nach der Landesordnung von 1627 geltendes, nie aufgehobenes Recht war und wie es auch bis dahin beinahe ausnahmelos praktizirt und bis auf den heutigen Tag vom obersten Gerichtshof als geltendes Recht anerkannt wird, oder ob das eigenmächtige Vorgehen der deutschen Richter, wie es auf Geheiß des deutschen Volksrathes seit 1907 üblich wurde, die böhmische Sprache bei deutschen Bezirken nicht als landesüblich anzuerkennen, trotz Recht und Gesetz siegreich bleiben soll. Während die deutschböhmischen Unterhändler mühsam unter dem Vorsitz des Statthalters Fürsten Thun den Weg suchten, um einen für beide Theile annehmbaren Kompromiß zu finden, hat es der Justizminister für gut befunden, den Gerichtsvorstehern den Weg zu weisen, wie sie, entgegen den konsequenten Entscheidungen des obersten Gerichtshofes, das geltende Recht umgehen könnten.

Dieser unerhörte Eingriff in die Treuga Dei der Verhandlungen hat geradezu verheerend gewirkt. Auf böhmischer Seite entstand eine unaussprechliche Erregung, die wohl mehr als begreiflich war, und man erwartete eine Genugthuung. Die Regirung hat zwar den Justizminister öffentlich desavouirt, aber auf böhmischer Seite verlor man das Vertrauen in die Unparteilichkeit dieser Regirung, so lange Dr. Hochenburger das wichtigste Portefeuille

für den nationalen Streit in Böhmen in Besitz hatte. Die Deutschen wollten jedoch ihren Justizminister um keinen Preis opfern, weil er ihnen in Böhmen zu deutschen Gerichten deutsche Richter ernannte, auch wenn sie hundert gleich tüchtige, ja, oft viel tüchtigere, viele Jahre länger dienende, der deutschen Sprache vollkommen mächtige böhmische Kollegen überspringen mußten, um ernannt zu werden. Auf böhmischer Seite wollten zwar die Führer die Verhandlungen trotz diesem unverzeihlichen Vorstoß des Justizministers weiter fortsetzen, aber sie waren nicht stark genug gegen die Erbitterung der böhmischen Oeffentlichkeit, welche die Ausgleichsgegner natürlich weidlich ausnutzten. Die dem Ausgleich freundliche Stimmung war dahin. Dazu kam auch der immer näher herantretende Termin der Landtagswahlen und damit die Angst der Abgeordneten vor der Verantwortlichkeit für die Konzessionen, ohne welche eben kein Ausgleich möglich ist. Und an „Männerstolz vor Königsthronen“ sind wir zwar in Oesterreich bei den immunen Abgeordneten, namentlich bei denen, die beim besten Willen nichts werden können, nicht besonders arm; aber der Männerstolz vor Wählerstimmen wird eine immer seltenere Pflanze.

Auch in gewissen sehr hohen Kreisen hat man den Ausgleich und die daraus nothwendig folgende Möglichkeit des einheitlichen Vorgehens der beiden vorgeschrittensten Völker der Monarchie, welche offenbar dann auch die Velleität hätten, einen eigenen, nicht von der hohen Regirung diktirten Willen zu haben, nicht besonders sympathisch begrüßt; und unter dem Deckmantel der Sorge um die Geltung der deutschen Sprache für die Gesammtverwaltung der Monarchie hat man erreicht, daß von der Regirung für die deutsche Sprache praktisch überflüssige und unnütze Vorrechte verlangt werden: denn das absolut Nothwendige für die einheitliche Verwaltung wird von den Tschechen zugestanden. Das bot den tschechischen Ausgleichsgegnern die Gelegenheit, einen erfolgreichen Sturm gegen den letzten Rest des Ausgleichswillens unter den Böhmen zu unternehmen. Die Deutschen konnten schon gar das Ende nicht erwarten und in einer Abgeordnetenversammlung sagten sie sich einfach, ohne ihren Ausgleichspartnern von der böhmischen Seite darüber vorher auch nur eine Andeutung gemacht zu haben, vom Ausgleich los. Den Tschechen blieb nichts Anderes übrig, als formell das Selbe zu thun. Noch nie war der Friede unter den beiden Völkern so nah, noch nie die Möglichkeit, dem Jahrzehnte währenden Kampf, zum Wohl beider Nationen, des Landes und der Monarchie, wenigstens in den schärfsten Erscheinungsformen, die leider uns Allen schädlich sind, ein Ende zu

machen; und Diejenigen, die entweder direkt, durch feindsäligen Eingriff in die Ausgleichsstimmung, oder durch Mangel an Muth, durch die Furcht vor der Verantwortung und gar schon vor den Wählern, den beinahe fertigen Ausgleich unmöglich machten, haben sich einer unverzeihlichen Sünde an ihrer Nation, an dem Land und dem Staat schuldig gemacht.

Der Ausgleich war dahin; und nur die Noth der Landesfinanzen blieb und wurde immer ärger. Der Landtag konnte nicht einberufen werden, weil ihn die Obstruktion sofort verhandlungunfähig gemacht hätte. Auflösung und Neuwahlen ausschreiben: Das hätte am Allerwenigsten eine finanzielle Rettung für das Land gebracht, weil es nur eine Gelegenheit für die Radikalen beider Stämme gewesen wäre, den tiefsten Schlamm der nationalen Leidenschaften aufzuwühlen, was gewiß einen noch weniger zur Ordnung der Dinge fähigen Landtag hervorbringen würde. Und so mußte die Regirung endlich daran denken, selbst einzugreifen. Und sie war verpflichtet, Etwas zu unternehmen, weil doch die Verantwortung für die unausbleibliche Zahlungeinstellung des reichsten Landes der Monarchie vor Allem die Regirung treffen würde, nicht nur, weil die Hauptschuld am Ruin des Landes eine Regirung, die Bienerth-Bilinskis, trägt, sondern auch, weil die Konsequenzen davon auch den Staatskredit sehr gefährlich treffen würden. Im Ausland ist man über die Herrlichkeiten der inneren Poltiik Oesterreichs nicht so gut unterrichtet, namentlich aber in den weiten Kreisen der Besitzer österreichischer Renten, um genau zu unterscheiden, wer eigentlich den Krach gemacht hat, noch, ob es ein finanzieller oder nur ein politischer Krach war. Jeder dort weiß nur, daß Böhmen mit seinem Reichthum der unvernichtbare Quell der wirthschaftlichen Prosperität der Monarchie ist, und wenn dieses Land nicht zahlen kann, dann muß es mit dem Reich schlecht stehen. Das kann keine Regirung zugeben, am Wenigsten in einer Zeit, wo durch internationale Vorgänge der Staatskredit Oesterreichs ohnehin um einen Theil seines Glanzes gekommen ist. Die einzige Möglichkeit jedoch, die Zahlungunfähigkeit zu vermeiden, war die Eröffnung neuer Steuerquellen, die übrigens von der landtäglichen Finanzkommission schon einstimmig beschlossen war und die auch der Landesausschuß der Regirung empfahl.

Das bedeutete aber eine vollständige Niederlage der deutschen Obstruktion; denn sie hat alle ihre Hoffnungen auf eine Karte gesetzt: auf den finanziellen Krach des Landes. Die Regirung glaubte nun, den Deutschen dafür eine gewisse Genugthuung geben zu müssen, und diese war, daß sie fest darauf bestand, dem alten Lan-

desausschuß, der für die Deutschen den tschechischen Widerstand verkörperte, keine neuen Finanzquellen zu bewilligen. Um jedoch der Möglichkeit zu entgehen, die Verfassung suspendiren und den Landesausschuß von seinem Platze wegschaffen zu müssen, glaubte sie, im Interesse der Verfassung, des Deutschnationalismus und der Kontinuität der Autonomie am Besten vorzugehen, wenn sie dafür, daß der Landesausschuß die Durchführung einer solchen Maßregel selbst durch eine freiwillige Demission ermöglicht, ihm die Gewähr bietet, daß die an seine Stelle vom Kaiser zu ernennende Verwaltungskommission zum größten Theil aus Mitgliedern des alten Landesausschusses bestehen soll und daß dieser Kommission durch eine kaiserliche Entschließung die nothwendigen neuen finanziellen Mittel zur Weiterführung der Geschäfte bewilligt würden. Die Regirung glaubte, auf diese Weise das staatliche Nothrecht, welches in Theorie und Praxis nicht bestritten wird, nicht gegen die Verfassung auszuüben, sondern neben der Verfassung, nur um die Lücken eines paragraphirten Nothrechtes, wie es im Paragraphen 14 der Verfassung von 1867 stipulirt ist, auszufüllen. Die Regirung wollte obendrein den Deutschen auch darin entgegenkommen, daß sie ein Mitglied mehr stellen durften, als sie im alten Landesausschuß hatten, und zwar auf Kosten des konservativen Großgrundbesitzes, und daß zum Finanzreferenten ein staatlicher Beamter ernannt werde, um die Deutschen in Hinsicht auf die Finanzgebahrung der Landeskommission zu beruhigen, aber auch, um die Verantwortung für die Verwendung der vom Kaiser bewilligten neuen Steuern selbst zu übernehmen.

Wer nicht naiv genug ist, um zu meinen, daß eine Regirung in einem Staat wie Oesterreich Alles machen kann, was eine einzelne Nation will, auch wenn es vollständig dem Recht und der Billigkeit entspricht, Der wird kaum abstreiten können, daß der von der Regirung vorgeschlagene Weg in der von der Regirung Bienerth-Bilinski so arg verschlimmerten Situation noch der am Leichtesten gangbare war. Für die Tschechen konnte doch das Bewußtsein, daß das Land vom Bankerot errettet wird und daß sie in den Verhandlungen mit den Deutschen nicht mehr unter dem Druck dieser Befürchtung stehen würden, genügen, um das schmerzliche Gefühl der einweiligen Suspendirung der Thätigkeit des gewählten Landesausschusses zu vermindern; und die Deutschen konnten sich sagen, daß sie formell gesiegt haben, weil sie ja zuerst mit der Idee eines kaiserlichen Kommissariates gekommen sind und weil der ihnen so verhaßte Landesausschuß, in dem übrigens ihre Vertreter mit ihren böhmischen Kollegen Jahre lang in ungestörtem freundschaftlichen Verkehr gelebt haben, die Waffen zu

strecken genöthigt war. Und über die materielle Niederlage, über den Verlust der Möglichkeit, mit der finanziellen Aushungerung des Landes zu drohen, konnten sie sich schon trösten, weil sie durch lange Erfahrung gelernt haben mußten, daß die Tschechen zwar gern bereit sind, für den Frieden im Land, für die bessere Zukunft beider Nationen Konzessionen zu machen, daß sie bereit sind, sogar in der Richtung der nationalen Selbstverwaltung den Deutschen entgegenzukommen, um diese Deutschen an das Land zu ziehen, um in ihnen das böhmische Heimathgefühl zu stärken und ein Interesse an dem Ausbau der Landesautonomie zu wecken, daß also die Tschechen zwar zu allen möglichen Konzessionen um des Friedens willen bereit sind, daß sie aber nie und nimmer auch die geringste Konzession machen, den kleinsten Theil ihres Besitzstandes opfern, nur, um das Land vor dem finanziellen Ruin zu retten. Denn die Tschechen haben stets auf der Ueberzeugung gestanden, daß das finanzielle Schicksal des Landes nicht eine Sorge der Tschechen allein ist, sondern aller hier in Frage kommenden Faktoren, der Regirung, der Tschechen und der Deutschen.

Die Regirung hat nun in dem Augenblick, wo die Noth der Landesfinanzen den Höhepunkt zu erreichen drohte, von ihren Absichten den Führern der großen Parteien beider Nationen und dem Oberstlandmarschall Fürsten Ferdinand Lobkowitz Mittheilung gemacht. Nirgends begegnete sie einem prinzipiellen Widerstand. Aber die Durchführung hat einen großen Mangel an Regiekunst gezeigt. Die Absichten der Regirung wurden vorzeitig von allen Zeitungen breitgetreten und bildeten sogar den Gegenstand einer Erklärung des Ministerpräsidenten im Herrenhaus; und da hier von der Regirung die ganze Initiative zur Aufhebung der ordentlichen Funktionen der Landesautonomie von den Mitgliedern des Landesausschusses verlangt wurde und die Regirung als die Voraussetzung jeden Einschreitens die Demission der Landesausschußbeisitzer bedang, war es klar, daß die Mitglieder des Landesausschusses solche öffentlich auf sie überwälzte Verantwortung kaum übernehmen würden. Die böhmischen Parteien haben ihren Vertretern im Landesausschuß die Erlaubniß zur Demission nicht gegeben, haben ihre Führer desavouirt; und die Deutschen haben beschlossen, daß kein Abgeordneter die Stelle eines Mitgliedes der Verwaltungskommission annehmen dürfe.

So scheiterte der erste Plan der Regirung, der Noth der Landesfinanzen ohne eine allzu große Verletzung der Verfassung zu begegnen, die Landesautonomie wenigstens durch die Kontinuität der die Verwaltungskommission bildenden Personen, die meist vom Volk erwählte Abgeordnete und Jahre lang Mitglieder des

Landesausschusses waren, zu schonen, nur, um die Oeffentliche Meinung so wenig wie möglich aufzuregen, damit die Möglichkeit einer Beendigung der Ausgleichsverhandlungen nicht ganz vernichtet werde, weil nur sie einen endgiltigen Ausweg aus der schwierigen Situation schaffen konnte.

Durch die einmüthige Verurtheilung der Absichten der Regirung wurden allerdings die Verhältnisse der Landesfinanzen nicht besser. Noch so lebhafte Proteste gegen die Verletzung der Landesverfassung füllen die leeren Kassen nicht; und zur Entscheidung mußte es kommen. Als nun klar wurde, daß das Land nach dem ersten August ohne alle Mittel sein würde, hat der Oberstlandmarschall den Entschluß gefaßt, seinen Abschied zu nehmen. Und diese Gelegenheit ergriff die Regirung, um selbständig, ohne die Parteien zu fragen und deren Zustimmung zu erwarten, auf ihre Verantwortung das Land vor dem finanziellen Zusammenbruch zu retten. Allerdings diesmal auch ohne jede Rücksicht auf die autonomen Bedenken der Parteien. Um jedoch der formellen Aufhebung der Landesordnung auszuweichen (zu welchem Schritt man sich doch nicht entschließen wollte), hat man sofort nach der Demission des Oberstlandmarschalls den Landtag aufgelöst, dadurch die Unmöglichkeit hergestellt, den neuen Oberstlandmarschall aus den Reihen der Landtagsabgeordneten zu nehmen, wie es die Landesordnung vorschreibt. Und da der Landesausschuß ohne den Oberstlandmarschall oder den von ihm ernannten Stellvertreter, der übrigens auch demissionirt hat, nicht existiren kann, hat die Regirung den Landesausschuß auch formell als nicht existent erklärt; und an seine Stelle hat der Kaiser eine Verwaltungskommission, zusammengesetzt aus fünf böhmischen und drei deutschen Statthaltereibeamten, ernannt, unter dem Vorsitz des Grafen Schönborn, der im früheren Landesausschuß der Vertreter des konservativen Großgrundbesitzes war und der ein Beamter, ein Obergerichtsrath ist, also den Charakter der Beamtenkommission nicht gestört hat. Dieser Kommission wurde auch sofort durch eine kaiserliche Entschließung die neue Biersteuer von vier Kronen und die zehnprozentige Erhöhung der Umlagen zur Deckung des Defizits in der laufenden Gebahrung gewährt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diesmal die Regirung sehr tief in die autonomen Rechte des Königreiches eingegriffen und ein sehr ernstes Praejudiz auch für die anderen Länder geschaffen hat. Die Konstruktion der Nichtexistenz des Landesausschusses nach der Demission des Oberstlandmarschalls ist (gelind ausgedrückt) ziemlich künstlich; und die Verwaltung des Landes durch staatliche Beamte bedeutet die Uebernahme der autonomen Ver-

waltung in staatliche Besorgung und die Verantwortung der Regirung nicht nur für die Aufstellung der Verwaltungskommission, welche außer der Verfassung ist, sondern auch für jeden Akt der Beamtenkommission, was sehr gegen den Geist der Verfassung ist. Wäre die Landeskommission aus ehemaligen Landtagsabgeordneten und Landesausschußmitgliedern zusammengesetzt, so würden sie eine selbständige Verantwortung übernommen haben und wären nur dem Kaiser als König von Böhmen verantwortlich. Die Verantwortung der Regirung würde sich auf den Akt der Ernennung der Verwaltungskommission beschränken und wäre nicht schwer zu tragen, weil es ein offenbareres Nothrecht des Landes nicht geben kann als da, wo einer Zahlungeinstellung des Landes vorzubeugen ist; um so leichter zu tragen, als durch die freiwillige Demission des Landesausschusses die gewählten Funktionäre des Landtages einen großen Theil der Verantwortung mit übernommen hätten. Uebrigens war in der Absicht der Regirung, nur nach der freiwilligen Demission des Landesausschusses einzuschreiten, ein wichtiges Praezedenz zu Gunsten der Autonomie für die Zukunft und für andere Länder, daß nämlich die Regirung auch künftig einen solchen Schritt ohne die Zustimmung wenigstens der Majorität der legalen Vertreter der Bevölkerung nicht unternehmen werde. Jetzt geht die ganze Verantwortung auch für die Amtirung der Kommission auf die Regirung über: und damit wird in den Angelegenheiten der reinen Landesautonomie die Regirung dem Reichsrath verantwortlich, was schon der Verfassung direkt widerspricht.

Die Regirung hat damit keinen bequemen Standpunkt, trotzdem die Parteien selbst sie zu dieser tiefgreifenden Maßregel gezwungen haben. Eine arge Verstimmung bleibt auf allen Seiten. Die Deutschen sehen, daß ihre Obstruktion jede Basis verloren hat und daß Alles anders gekommen ist, als sie sich vorgestellt haben. Die Regirung hat der Finanznoth des Landes ein Ende gemacht, die Tschechen haben nicht das Geringste von der Forderung der Deutschen zugestanden und durch die Aufhebung der Autonomie sind die Deutschen, wenn sie wirklich konstitutionell gesinnt sind, eben so getroffen wie ihre böhmischen Landsleute. Nach außen hin begründen sie jedoch ihre Empörung dadurch, daß die Verwaltungskommission nach dem Verhältniß der Bevölkerungzahl zusammengesetzt ist (5 : 3) und nicht zur Hälfte deutsch und zur Hälfte böhmisch. Diesem absonderlichen Verlangen kann die Regirung allerdings ziemlich gewichtige Argumente entgegensetzen; nämlich: daß die Deutschen in dem von ihnen selbst acceptirten Entwurf der neuen Landesordnung das

bisherige Verhältniß der Vertreter beider Nationalitäten im Landesausschuß unberührt gelassen haben und daß sie auch in den staatlichen Aemtern in Böhmen, zum Beispiel: bei der Post, für die Aufnahme von neuen Beamten mit der Bevölkerungverhältnißzahl, mit dem Drittel, zufrieden sind. Warum plötzlich für die Verwaltungskommission, die doch theoretisch wenigstens den Landesausschuß vertreten und also den Charakter einer autonomen Körperschaft haben soll, dieses Verhältniß auf den Kopf gestellt werden und eine sonst nirgends geforderte Parität eingeführt werden soll, wird wohl kaum Jemand begreifen. Aber zur Aufregung des Volkes gegen die Regirung genügt den Deutschen auch dieses Argument, weil man irgendwo der Empörung über die Niederlage der Obstruktion Luft machen muß. Und auf der böhmischen Seite ist man gegen die Regirung aufgebracht, weil sie nicht dem ehemaligen Landesausschuß die finanziellen Mittel zur Weiterführung der Landesverwaltung bewilligt hat; denn man kann nicht einsehen, daß einer nach Ansicht der böhmischen Bevölkerung vollkommen unberechtigten Obstruktion zu Liebe die Landesverfassung verletzt wird, um das Land vor der Einstellung der Zahlungen an die Beamten, an die Spitale, an die Gläubiger zu retten; und die Beamtenkommission zur Versorgung autonomer Agenden des Landes wird, so lange sie besteht, auch auf böhmischer Seite einen Quell fortwährender Unzufriedenheit mit der Regirung bilden, wenn nicht endlich die Einsicht obsiegt, daß man die Regirung zu diesem Schritt selbst gezwungen hat und daß die finanzielle Sicherung des Landes vor der deutschen Obstruktion doch eine gewisse Erleichterung für die böhmische Politik bedeuten könnte. Aber von dieser Einsicht ist man noch weit entfernt und die Entrüstung über die Opferung der Landesautonomie auf dem Felde der deutschen Obstruktion ist tiefer, als man erwarten konnte.

So hat auch diese außergewöhnliche, über die Verfassung hinausgehende Maßregel der Regirung die so heiß ersehnte Beruhigung für Böhmen nicht gebracht. Und die Ruhe wäre so nothwendig, besonders jetzt, nach der scharfen ökonomischen Krisis, die Böhmen, das erste Industrieland der Monarchie, in Folge der Geldknappheit seit der Agadirkrise und dann in Folge der Balkankriege durchgemacht hat. Mehr denn jemals wäre ein Zusammengehen der beiden reichsten Völker des Reiches nöthig. Mag man die Lösung der Balkankrise vom deutschen oder vom slavischen Standpunkt, so oder anders beurtheilen: sicher bleibt, daß außer den nothwendigen innerpolitischen Konsequenzen, welche durch den serbisch-bulgarischen Krieg nicht überflüssig, sondern noch nothwendiger geworden sind, eine neue Wirthschaftpolitik gegenüber den

Balkanländern unentbehrlich ist und daß es gerade hier von einem nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil für das wirthschaftliche Leben beider Völker wäre, wenn die gleichen wirthschaftlichen Interessen, mögen sie industrielle, agrarische oder, was vielleicht das Beste wäre, gesammtwirthschaftliche sein, von den Vertretern beider Völker gemeinsam vertheidigt werden könnten, ohne an das ungelöste Sprachenproblem oder an die unfertige neue Landesordnung denken zu müssen. Seit der bosnischen Krise sind von der Militärverwaltung, gemäß den Ansprüchen des Auswärtigen Amtes, so große materielle Opfer von der Bevölkerung verlangt worden (ohne irgendwie den geringsten Ersatz dafür gefunden zu haben, nicht einmal in besseren Absatzmöglichkeiten auf dem Balkan), daß es die höchste Pflicht der Vertreter der davon am Meisten betroffenen Völker, der Deutschen und der Böhmen, ist, daran zu denken, wie das bedrohte Wirthschaftleben beider Nationen durch gemeinsame Arbeit geschützt werden sollte. Die schlechte innere Politik, die von je her in Oesterreich gemacht wird und welche nur privilegirte und unterdrückte, aber nicht gleichberechtigte Völker kannte, solche, die man als die Hauptstütze des Staates ansah, und die übrigen, in denen man, trotz aller Hingebung und Treue, gefährliche Feinde der Monarchie sah, bis sie daran waren, es in Folge der unverzeihlichen Bedrückung auch wirklich zu werden, hat auch auf die auswärtige Politik gewirkt. Man mußte selbstverständlich in den auswärtigen Stammesbrüdern Derer, die man zu Haus durch eine kleinliche Polizeipolitik zur Verzweiflung trieb, Feinde der Monarchie sehen oder wenigstens befürchten; und die Folge davon sind die politisch und vor Allem wirthschaftlich kläglichen Resultate österreichischer Balkanpolitik, über welche man sich mit dem Glauben an die vollständige „Niederschmetterung des Panslavismus“ kaum lange hinwegtrösten wird. Vielleicht ist Das, was der zweite Krieg und der Bukarester Friede auf dem Balkan geschaffen hat, in der Wirklichkeit noch gefährlicher als das Schreckgespenst des „Panslavismus“. Jedenfalls wird eine sehr weitsichtige Wirthschaftpolitik nöthig sein; und gerade in dieser Beziehung ist ein deutsch-böhmisches Zusammengehen um so dringender, als Ungarn unter dem Grafen Tisza wieder eine so mächtige Stellung eingenommen hat, daß wir in Cisleithanien gerade in wirthschaftlicher Beziehung sehr auf der Hut sein müssen.

Leider ist in Oesterreich jeder Optimismus eine unverzeihliche politische Naivetät und für jeden Politiker ein unbedingter Rechenfehler. Man kann bestimmt damit rechnen, daß gerade an die wichtigsten Lebensinteressen Niemand denken wird; nur die Regirung wird davon sprechen, aber sie wird keinen Menschen

überzeugen, denn Alle werden glauben, daß sie es thut, um die Aufmerksamkeit von ihrer schlechten nationalen Politik abzuwenden. Das mag trostlos klingen; aber für Einen, der Alles gethan, um zu einem leidlichen Frieden zu gelangen, der geglaubt, daß die letzten Hindernisse überwunden werden können, nachdem man so viel ausgeglichen und geregelt hat, und der nun sieht, daß der einzige Ausweg aus den unseligen Wirren, welche das Land Böhmen und beide Völker so tief schädigen, wieder auf längere Zeit verrammelt ist, und zwar nur durch eine unverantwortliche Taktlosigkeit eines Ministers und durch den Mangel an Muth, sich darüber hinwegzusetzen und trotz Allem Das zu Stande zu bringen, was der schönste Traum der Besten beider Völker immer war, ist es wohl erlaubt, zu sagen, daß das Ende der Krise in Böhmen leider unabsehbar ist. Was in Böhmen geschah, ist unzweifelhaft ein harter Schlag für die Politik der bürgerlichen Parteien auf beiden Seiten. Und es ist kein Wunder, daß die Rettung nicht bei ihnen gesucht wird. Die Einen sehen sie oben und möchten endlich eine Regelung der nationalen Verhältnisse über die Köpfe der zu einem Ausgleich unfähigen gesetzgebenden Körper hinweg; die Anderen in dem Eintritt der Vertreter der breitesten Volksmassen in die Landespolitik, weil sie mehr Verständniß für die Noth des Lebens, wenn auch weniger für die Geheimwissenschaft der bisherigen Politiker in nationalen Dingen, in den Landtag mitbringen würden. Man glaubt, daß auch sie, Deutsche wie Tschechen, mit dem größten Opfermuth die wirklichen Interessen der Nation vertreten würden, aber, weil sie nur für diese Interessen kämpfen würden, auch den Weg finden könnten, um ein Nebeneinanderleben beider Völker möglich zu machen. Und man verlangt vor Allem eine Wahlreform. Was und ob überhaupt Etwas geschieht, ist schwer zu sagen; noch weniger, ob es hilft, wenn Etwas geschieht. Nur das Eine kann man wohl mit aller Bestimmtheit behaupten, daß es nur eine wirkliche, sichere Hilfe für Böhmen giebt: einen ehrlichen, für beide Theile annehmbaren Ausgleich. Aber zu dem fehlt es leider an der Hauptvoraussetzung: am Muth zum Frieden. Namentlich vor den Wahlen in einen neuen Landtag. Und so ist es nicht unmöglich, daß auch das neuste Provisorium in Oesterreich, die von der Statthalterei übernommene Landesautonomie von Böhmen, länger dauern wird, als es auch Diejenigen wollten, welche die Beamtenverwaltungskommission geschaffen haben.

Prag. Dr. Karl Kramarsch,

Mitglied des Oesterreichischen Reichsrathes.

Die Erneuung der Philosophie.

Der folgende Aufsatz ist ein Versuch, die philosophischen Denk- und Darstellungsformen neu zu gestalten. Der Zweck aller Wissenschaft ist, klare, überzeugende und einprägsame Erkenntnisse zu vermitteln. Diesen Zweck finde ich in der philosophischen Literatur fast nirgends erfüllt. Ich lese Kants Kritik der reinen Vernunft. Schon die Form bereitet mir Schwierigkeiten. Meine Sinne sträuben sich gegen die fremden Ausdrücke. Den Sätzen fehlt das einheitliche Band. Immerhin kann ich meine Sinne zwingen, selbst die unangenehmsten Wortfolgen meinem Bewußtsein zuzuführen. Aber diese Gewaltsamkeit rächt sich. Wenn ich nach der mühsamen Durcharbeitung des siebenhundert Seiten umfassenden Werkes auf das Ergebniß zurückblicke, finde ich, daß die ganze Arbeit vergebens war. Die widerwillig aufgenommenen Worte sind inzwischen aus meinem Bewußtsein verschwunden. Zurückgeblieben ist ein Chaos von Gedankenpartikelchen. Ich gehe den Inhalt nochmals durch, um wenigstens die Grundgedanken herauszufinden. Aber die Ausbeute ist gering. Ich merke mir, daß synthetische Urtheile a priori möglich, daß Zeit und Raum nur Formen der Wahrnehmung sind, daß es zwölf Kategorien giebt, daß die Metaphysik unbeweisbar ist. Das ist Alles. Ich weiß, daß das Werk noch viele bemerkenswerthe Gedanken enthält. Aber es fällt mir schwer, sie herauszufinden. Wenn ich sie gefunden habe, vermag ich sie nicht festzuhalten. „Niemand unter meinen Gegnern," schreibt Kant, „hat mich und die Hauptfragen so wohl verstanden wie Salomon Maimon". Man muß nun die verworrene Denkart Maimons kennen, um die Bedeutung dieses Geständnisses zu ermessen.

Wie mit Kant, geht es mir mit der überwiegenden Mehrzahl aller Philosophen. Unter den Ausnahmen ragen Spinoza und die Erfahrungphilosophen hervor. Doch Spinozas Sätze sind, bei aller Klarheit und Einprägsamkeit, die sie durch die scharfe Formulirung erhalten, in ihrer abstrakten Fassung nicht überzeugend. Bei den Erfahrungphilosophen ist es umgekehrt. Durch die Konkretisirung wirken sie wohl überzeugender als Spinoza, aber ihrer Darstellung fehlt die Klarheit und Einprägsamkeit.

Ich versenke meinen Blick in die Geschichte des menschlichen Denkens. In bunter Reihe ziehen an meinem Geist die antiken Kulturvölker vorüber. Alle theilen die Welt in ein Oben und Unten. Oben wohnen die reinen, unvergänglichen Wesen, die Götter und Engel, die Seelen und die wahren Ideen. Unten ist

die gemeine, trügerische, dem Verderben preisgegebene Materie. Weil sie irgendeine Sünde abbüßen sollte, wird die Seele verdammt, in die gemeine Welt hinabzusteigen und sich mit dem Körper zu vermählen. Ihr ist die Aufgabe gestellt, die Herrschaft über ihren unreinen Gefährten zu gewinnen, ihn zu unterjochen. Hat sie diese Probe bestanden, dann darf sie, nach der Auflösung des Körpers, in ihre himmlische Heimath zurückkehren, Damit sie in dem Kampf gegen das Gemeine nicht unterliege, fließt ihr von Zeit zu Zeit auf dem Wege der Offenbarung oder der Intuition himmlische Erkenntniß zu. Auch aus dem Sinnenreich drängen sich ihr Erkenntnisse auf; aber sie müssen, wie der Körper, als unrein gemieden werden.

In dieser Weltauffassung stimmen alle antiken Kulturvölker überein. Bei allen sind auch die selben Folgen sichtbar. Die vornehmen Denker befassen sich nur mit solchen Erkenntnissen, die ihnen von oben zufließen. Auf die Naturwissenschaften aber, die ihre Erkenntnisse aus dem Sinnenreiche schöpfen, blicken sie mit Verachtung herab. Im Kampf gegen die Sinne erhält die Vernunft immer Recht. Mit der selben Verachtung wie auf die Sinne blickt der vornehme Denker auf die unter der Sinnesherrschaft stehenden breiten Massen. Er errichtet eine Mauer zwischen sich und dem Volk und schreibt darüber: Odi profanum vulgus et arceo! Er bedient sich, um den gemeinen Mann von seiner Weisheit fern zu halten, einer fremden Sprache und einer Ausdrucksweise, die selbst dem Eingeweihten kaum verständlich ist.

So erklärt sich, daß bis zum Ausgang des Mittelalters, wo diese Weltauffassung unumschränkt geherrscht hat, keine Wissenschaft zur Blüthe gelangen konnte. Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst führte einen Wandel herbei. Durch die Verbilligung und Verbreitung der Schriften wurde das Volk zur Theilnahme an der Literatur angeregt. Wie einst in dem demokratischen Griechenland, sah man sich jetzt überall genöthigt, wenigstens nach außen hin die Sinnen- und Volksverachtung zu verbergen, in der einheimischen Sprache zu schreiben und eine gemeinverständliche Ausdrucksweise zu suchen. So bahnte sich allmählich die Aussöhnung der Gegensätze an.

In dem Verlauf, den die Wissenschaften seitdem genommen haben, bewährte sich jedoch die alte Erfahrung, die Jeder an sich selbst machen kann. Ich kann mir noch so klar darüber sein, daß die Gedanken nicht vom Himmel fallen, sondern durch die sinnliche Wahrnehmung dem Verstand zugeführt werden; daß alles Denken ins Leere sich verlieren muß, wenn ich nicht gezwungen

bin, mich gemeinverständlich auszudrücken. Dennoch ertappe ich mich immer wieder bei der Neigung, an einen höheren Ursprung der Gedanken, an die Möglichkeit einer Intuition zu glauben, die sinnliche Wahrnehmung, eben so wie alle körperlichen Funktionen und das gemeine Volk, zu verachten. Um mich und die Anderen über den niedrigen Ursprung meiner Gedanken hinweg zu täuschen oder um ihre Blößen zu verbergen, meide ich ängstlich die Beispiele. Wenn ich eingesehen habe, daß durch ihre Weglassung die Darstellung unverständlich geworden ist, tröste ich mich damit, daß ich doch nicht für die Menge, sondern für die Sachverständigen schreibe, die die Gedanken schon errathen werden. „Beispiele und Erläuterungen," schreibt Kant, in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft, „schienen mir immer nöthig. Ich sah aber die Größe meiner Aufgabe und die Menge der Gegenstände, womit ich zu thun haben würde, gar bald ein, da ich gewahr wurde, daß diese ganz allein, im trockenen, blos scholastischen Vortrage, das Werk schon genug ausdehnen würde, so fand ich unrathsam, es durch Beispiele und Erläuterungen, die nur in populärer Absicht nothwendig sind, noch mehr anzuschwellen, zumal diese Arbeit keineswegs dem populären Gebrauch angemessen werden könnte." Vergebens rufe ich die Erkenntniß zu Hilfe. Sie wird von einer Jahrtausende alten Denkströmung weggespült. Ich kann die Erkenntniß im praktischen Leben nur durch die Erziehung, in der Wissenschaft nur durch das Experiment verankern.

Nun erst kann ich mir erklären, warum die Mathematik und die Naturwissenschaften durch die richtige Einsicht in das Verhältniß zwischen Vernunft und Sinnen sich zu einer ungeahnten Höhe emporschwingen konnten, während die Philosophie bis auf den heutigen Tag sich von dem alten Vorurtheil und seinen Folgen nicht befreien konnte. Was sich mir vorher auf dem Weg der Induktion nur als Vermuthung aufgedrängt hatte, finde ich jetzt in der Deduktion bestätigt: Die Philosophie muß experimentirbar werden.

Was ich auch immer betrachte, überall finde ich zwei auseinanderlaufende Linien, die sich in einem Punkt schneiden. Form und Materie vereinigen sich im Körper, Geist und Körper im Lebewesen, die Substanzen zweier Erzeuger im Organismus. Ohren, Augen, Arme, Beine: alle treten als Zweiheit in die Erscheinung und vereinigen sich doch in einem Punkt. Die beiden Körperhälften verbinden sich in meinem Ichbewußtsein zu einer Einheit.

Wie die Beschaffenheit, so die Thätigkeit. Wenn ich einen

Gegenstand ergreifen will, muß ich mindestens zwei Finger zu Hilfe nehmen. Ein Finger oder ein Schenkel der Zange ergreift den Körper nicht, sondern wird von ihm ergriffen. Die Folgerung, daß auch mein Begriffsapparat die Schenkelform haben muß, finde ich auch bestätigt. Wenn ich die Pflanze dem Begriff des Organischen zureihe, muß ich zugleich an den Begriff des Anorganischen denken; sonst bleiben mir die Merkmale des organischen Wesens unbekannt. Ich fasse also die wahrgenommene Pflanze zwischen die Begriffe Organismus und Anorganismus, die als Gegensätze in die Erscheinung treten, sich aber in der Materie vereinigen. Eben so fasse ich ein bestimmtes Geschehen oder eine bestimmte Ausdehnung durch die Endlichkeit und Unendlichkeit oder die Begrenztheit und Unbegrenztheit. Jene Schenkel haben ihren Schnittpunkt in der Zeit, diese im Raum. Je näher ich den gefaßten Gegenstand dem Vereinigungpunkt der beiden Schenkel gebracht habe, desto mehr Merkmale hab ich an ihm wahrgenommen und desto klarer habe ich ihn begriffen. Wenn ich noch niemals Menschen anderer Rasse wahrgenommen hätte, käme mir beim Anblick des weißen Menschen nicht zum Bewußtsein, daß er zu irgendeiner Rasse gehört. Erst wenn ich einen Andersfarbigen, etwa einen Neger, bemerkt habe, weiß ich, daß es eine weiße und eine schwarze Rasse giebt. Ich sehe aber noch zwischen dem weißen und schwarzen Menschen keine Stammesverwandtschaft. Deshalb glaube ich, den Andersfarbigen nicht die selben Rücksichten, Respektirung des Lebens und Eigenthums, schuldig zu sein, zu denen ich mich dem Weißen gegenüber verpflichtet fühle. Erst auf dem Weg der entwickelungsgeschichtlichen Erkenntniß lerne ich den Neger als meinen Bruder kennen. Daraus ersehe ich, welche Bedeutung die höhere Erkenntniß nicht nur für die Logik, sondern auch für die Ethik hat.

Auf dem Grund dieses Schenkelgesetzes des Begreifens will ich nun die Elemente des Urtheils aufsuchen, um zu ermitteln, ob das philosophische Urtheil, wie das mathematische und naturwissenschaftliche, experimentell gebildet werden kann und welchen Evidenzgrad es dann erreichen würde.

Ich betrachte das vor mir liegende Buch und sehe, daß es sich vom Tisch abhebt. Ich klopfe darauf, höre einen Ton und empfinde einen Widerstand, einen Druck. Wenn meine übrigen Sinne gut ausgebildet sind, kann ich auch einen bestimmten Geruch und Geschmack daran wahrnehmen. Zu diesen Wahrnehmungen gelange ich mit der Hilfe der äußeren Sinne. Der Gegenstand dieser Wahrnehmungen ist der Körper, den ich im Raum finde.

Bei der Betrachtung der Wahrnehmungmittel finde ich, daß eins davon bei mir am Stärksten ausgebildet ist: der Gesichtssinn. Ich theile daher die Wahrnehmung der äußeren Sinne in sichtbare und unsichtbare.

Ich schlage das Buch auf und lese darin. Mir drängen sich neue Wahrnehmungen auf. Sie werden mir durch den Anblick der Buchstaben vermittelt. Aber der Anblick ist nur ein Nebenmittel. Das Hauptmittel ist ein innerer Sinn, den ich Denken nenne. Beim Suchen nach den Gegenständen, von denen die Wahrnehmungen ausgehen, zeigt sich, daß sie mir nicht unmittelbar, sondern mittelbar entgegentreten: durch die Beschreibung. In den beschriebenen Gegenständen finde ich neben den räumlichen Dingen ein Element, das ich nicht in den Raum, sondern in die Zeit verlege: das Geschehen oder das Zeitliche. Wie im Räumlichen, finde ich auch im Zeitlichen Sichtbares (Beispiel: Essen) und Unsichtbares (Hunger). Ich unterscheide ferner unter den beschriebenen Dingen einige, die ich bereits aus der Wahrnehmung kennen gelernt habe, und andere, die mir noch unbekannt sind. Die unbekannten Dinge sind vorstellbar und unvorstellbar. Das Unvorstellbare ist irrational (im Zeitlichen der Begriff der Unendlichkeit) oder imaginär (der Begriff der Wirkung ohne Ursache).

Um zu erfahren, wodurch sich die Wahrnehmung am Buch von denen, die ich an anderen Gegenständen gemacht habe, unterscheiden, oder um die Form des Buches kennen zu lernen, bilde ich mir einen anderen Wahrnehmungskomplex als Typus, dem ich das jetzt Wahrgenommene als Individuum zureihe und sage: Das Buch gehört räumlich zu den anorganischen Wesen und gedanklich etwa zur Philosophie. Erst jetzt ist eine Unterscheidung möglich. Ich bestimme sie, indem ich genau darauf achte, wie das Buch körperlich und gedanklich auf meine Sinne wirkt. Um die Form zu erklären, mußte ich Begriff und Wirkung ermitteln. Bei der Ermittlung der Wirkung bin ich mir bewußt, daß ich, in Folge meiner Eigenart, auf Reize zu reagiren, die Wirkungen des Gegenstandes anders empfinde als andere Menschen. Dennoch spreche ich der von mir empfundenen Wirkung allgemeine Giltigkeit zu. Ich stelle der Subjektivität die Objektivität gegenüber.

Damit habe ich die Elemente des Urtheils ermittelt. Das Urtheil besteht aus einem durch die Wahrnehmung gewonnenen Stoff, der durch den Verstand gestaltet wird, also aus einer Materie und einer Gestaltung. Die beiden Schenkel der Materie sind Inhalt und Form. Der Inhalt besteht aus räumlichen und

zeitlichen Dingen. Sie sind sichtbar und unsichtbar. Das Unsichtbare ist vorstellbar und unvorstellbar. Das Unvorstellbare ist irrational und imaginär. Die Form setzt sich aus Begriff und Wirkung zusammen; der Begriff aus Typus und Individuum, die Wirkung aus Subjektivität und Objektivität. Die Gestaltung der Materie kann im bloßen Denken oder durch die Darstellung ausgeführt werden. Die Darstellung ist angedeutet oder gegenständlich. Die Andeutung erfolgt durch das Wort oder die Zeichnung. Die gegenständliche Darstellung ist nachgebildet oder natürlich. Die natürliche Darstellung kann fertig oder in der Entstehung, genetisch, gezeigt werden.

Die natürliche Darstellung, in der die Gegenstände genetisch vorgeführt werden, nennt man Experiment. Die Demonstration setzt sich aus dem Hinweis auf das Experiment und die wörtliche Formulirung zusammen.

Ein Urtheil erreicht den höchsten Evidenzgrad, wird also vollkommen klar, überzeugend und einprägsam, wenn die Materie ausschließlich räumlich, sichtbar, typisch und objektiv ist und experimentell gebildet wird. Durch die Demonstration wird der gleiche Evidenzgrad auch bei Anderen erreicht. Indem sie die Entstehung des Gedankens miterleben, wird bei ihnen das Interesse wachgehalten und dadurch die wichtigste Vorbedingung jedes Verständigungversuches erreicht. Durch das Vorzeigen der Dinge, die hinter dem Wort liegen, bekommen die Worte einen festen Halt. Sie sind nicht mehr der Vieldeutigkeit ausgesetzt.

Alle diese Bedingungen werden in der Mathematik vollständig und in den Naturwissenschaften annähernd erfüllt. Die Philosophie aber hat es mit einer Materie zu thun, die vorwiegend zeitlich, unsichtbar, individuell und subjektiv ist. Die entgegengesetzten Elemente müssen deshalb erst nach Möglichkeit herausgearbeitet werden, wenn das philosophische Urtheil überhaupt an die unterste Evidenzstufe gelangen soll. In der philosophischen Literatur wird aber die Materie gar nicht gezeigt oder, durch die selten vorkommenden Beispiele, nur äußerlich gestreift. Den Beweisen liegen nicht Wahrnehmungen, sondern Urtheile zu Grunde. Die Darstellung ist nicht gegenständlich, sondern nur durch das Wort angedeutet. Die Wortfassung ist weitschweifend und unklar. Urtheile, Beweise und Erklärungen laufen bunt durcheinander, so daß man die Urtheile nur selten herausfindet.

Für die demonstrative Darstellung standen bisher zwei Ausdrucksmittel zur Verfügung: schriftlicher und mündlicher Vortrag. Beide haben sich als unzulänglich erwiesen. Im schriftlichen Vor-

trag ist eine natürliche und genetische Vorstellung der Gegenstände nicht möglich. Der mündliche Vortrag ist durch die Unzertrennlichkeit von der vortragenden Person räumlich und zeitlich beschränkt und den sonstigen an der Person haftenden Mängeln unterworfen.

Eine ideale Darstellung, worin der lebendige Vortrag von der Person gelöst ist oder die Vorzüge beider Ausdrucksmittel, des schriftlichen und mündlichen Vortrages, vereint sind, ist erst durch die neuste Erfindung auf dem Gebiete der Photographie, durch das bewegliche Lichtbild, möglich geworden. An dem folgenden skizzenhaften Beispiel, das ich aus Spinozas „Ethik" wähle, versuche ich, zu zeigen, wie ich mir die demonstrative Darstellung der philosophischen Urtheilsbildung durch den Film denke.

Man sieht Spinoza in seinem Arbeitzimmer beim Brillenschleifen sitzen. Er ruht aus und verfällt in ein träumerisches Nachdenken. Gleich Visionen tauchen Gestalten in allmählicher Entwickelung vor ihm auf. Nach einander entstehen die Vertreter aller Gattungen des Universums und stellen sich schenkelartig gegen einander. Die gemeinsame Spitze bildet den höheren Begriff. Er wird durch eine aufleuchtende Ueberschrift bezeichnet. Pflanzen und Thiere vereinigen sich in dem Begriff Organismus, Organismen und Anorganismen in der sichtbaren Materie, sichtbare und unsichtbare Materie in der Ausdehnung. Die Veranschaulichung der unsichtbaren Materie, wie Luft, Töne, Gerüche usw., erfolgt in der antiken Allegorisirungweise. Zur vollständigen Verdeutlichung werden die Figuren eben so wie die höheren Begriffe durch aufleuchtende Ueberschriften bezeichnet. In derselben Weise treten die abstrakten Begriffe auf. Ihre äußersten Schenkel, Lust und Unlust, vereinen sich im höchsten aller abstrakten Begriffe, im Denken. So stehen sich zwei Kegel als die äußersten Schenkel des Universums gegenüber. Um jeden läuft gürtelförmig die Ueberschrift „Attribut". Längs der Schenkel, die die Bestandtheile der Kegel bilden, blitzt abwechselnd die Bezeichnung „Modus" auf. Die Vereinigung beider Kegel trägt die Ueberschrift „Substanz oder Gott".

Nun geht Spinoza an das Experiment. Er nimmt aus einem der beiden Kegel einen Schenkel heraus, etwa den Modus Mensch. Bei der Betrachtung dieser Figur sieht er menschliche Gestalten wie die Glieder einer Kette schattenhaft sich erheben. Jede trägt die Aufschrift „Generation". Er macht den vergeblichen Versuch, die zahllosen Glieder zu zählen, und schreibt endlich über dieses Bild der Generationen: „Unendlich". Er geht um die Kegel herum

und versucht, die Anzahl ihrer Bestandtheile festzustellen. Aber der Umfang dehnt sich immer mehr aus. Nun tritt er an eine Tafel und schreibt: „Aus der unendlichen Länge und Zahl der Modi schließe ich auf eine unendliche Zahl und Menge der Attribute.“ Während er Dies schreibt, bildet sich um die Spitze der Kegel eine Centralkugel, die die Grundflächen der Kegel schneidet. Unzählige Strahlenbüschel schießen vom Centrum nach allen Richtungen der Peripherie. Jeder trägt die Aufschrift: „Unwahrnehmbares Attribut“.

Spinoza geht an ein zweites Experiment. Er löscht an den wahrnehmbaren Attributen eine Ueberschrift nach der anderen aus. Sobald er an die Hauptüberschriften „Denken“, „Ausdehnung“ kommt, begegnet er zum ersten Mal einem Widerstand. Er kann diese Ueberschriften nicht entfernen. Er schreibt auf die Tafel: „Alle Modi kann ich aus meinem Bewußtsein ausschalten, die Attribute aber nicht.“

Nun folgt ein drittes Experiment. Spinoza löscht die Ueberschrift: „Organismus“ aus. Sofort verschwinden auch die Ueberschriften „Pflanze“, „Thier“. Er löscht die Ueberschriften „Sichtbare“, „unsichtbare Materie“ aus. Sogleich verschwinden alle darunter liegenden Ueberschriften. Nun theilt er den Raum zwischen jedem Schenkelpaar in ein oberes und ein unteres Feld. In das untere schreibt er: „Ursache“, in das obere „Wirkung“. Den Raum zwischen den angeführten Attributen aber läßt er ungetheilt. Er schreibt nur: „Ursache“ hinein. Damit sind die beiden Hauptschenkel des Urtheils, die Materie und die Gestaltung, experimentell dargestellt. Spinoza geht nun an die Demonstration. Sie besteht aus einer Vorzeigung des Experiments und einer Formulirung des daraus folgenden Urtheils. Die Ausführung des Experiments haben wir mitangesehen. Die Urtheilsformulirung kann ohne Weiteres vorgenommen werden. Er schreibt die folgenden Sätze aus seiner Ethik: (Theil 1, Definition 1 bis 6) an die Tafel: „Unter Ursache seiner selbst verstehe ich Etwas, dessen Wesen die Existenz einschließt, oder Etwas, dessen Natur nur als existirend begriffen werden kann. . . Unter Substanz verstehe ich Etwas, das in sich ist und durch sich begriffen wird. Das heißt: Etwas, dessen Begriff nicht den Begriff eines anderen Dinges nöthig hat, um daraus gebildet zu werden. Unter Attribut verstehe ich Dasjenige in der Substanz, was der Verstand als zu ihrem Wesen gehörig erkennt. Unter Modus verstehe ich eine Erregung der Substanz; oder Etwas, das in einem Anderen ist, durch welches es auch begriffen werden

kann. Unter Gott verstehe ich das absolut unendliche Wesen. Das heißt: die Substanz, welche aus unendlichen Attributen besteht, von denen ein jedes ewiges und endliches Sein ausdrückt."

So oft eine Erklärung nothwendig ist, unterbricht er das Schreiben, geht an die Kugel und zeigt die Stelle, worauf sich das Wort bezieht. Durch das Vorzeigen der Gegenstände, die hinter den Worten liegen, wird Das erreicht, was weder dem Spinoza durch seine Beweise und Erklärungen noch seinen Kommentatoren gelingen konnte: die Urtheile erhalten eine der naturwissenschaftlichen Evidenz nahkommende Klarheit, Ueberzeugungskraft und Einprägsamkeit. Auf die selbe Weise kann der ganze, aus einundfünfzig Sätzen bestehende metaphysische Theil der Ethik ohne jeden Kommentar verständlich gemacht werden.

Das selbe Verfahren werde ich auf Kants Kategorischen Imperativ anwenden.

Ein Sonderling, der sich in die gesellschaftliche Ordnung nicht hineinzufinden vermag und stets mit ihr zusammenstößt, geht in die Einsamkeit und führt eine Zeit lang das Leben eines Robinson. Schließlich erwacht in ihm die Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft. In einer Reihe von charakteristischen Erlebnissen wird gezeigt, wie er unter dem Einfluß dieser Sehnsucht allmählich zur Einsicht gelangt, daß die Vortheile des geselligen Lebens die Nachtheile übertreffen und daß die gesellschaftliche Ordnung deshalb unbedingt aufrecht erhalten werden müsse. In dieser Stimmung schreibt er Einem, der ihn aufsucht und um ein Sprüchlein bittet, ins Stammbuch: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens jeder Zeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."

Alles Denken ist bisher nach zwei Richtungen verlaufen. Man suchte die beiden Hauptbestandtheile des Universums, Geist und Materie, als eine Einheit zu fassen; dadurch mußte man zu einer Leugnung des einen oder anderen Theiles oder (was das Selbe ist, aber unklarer gedacht) zu einer Unterordnung des einen Theiles unter den anderen kommen. Oder man dachte sich die beiden Theile als zwei parallel laufende Säulen. Um das Geschehen zu erklären, setzte man ihnen einen gemeinsamen Kopf als Weltschöpfer auf, der ihre Beziehungen zu einander willkürlich regelte. Aus beiden Irrwegen, dem monistischen und dem dualistischen, führt das Schenkelgesetz des Begreifens.

Wohl hat man von je her gesprochen, daß die Wahrheit in der Mitte liege, daß jedes Ding zwei Seiten habe, Alles relativ sei. Doch das bloße Wissen gleicht der Materie des Bildes,

die erst durch die Ausgestaltung zur Wirkung gelangt. Durch das Fehlen einer scharfen Formulirung der Erkenntniß von der Relativität aller Dinge ist es zu erklären, daß man bisher über einseitige Fragen, wie Monismus und Dualismus, Materialismus und Idealismus, Sterblichkeit und Unsterblichkeit der Seele, streiten konnte. Unter den Denkern, die das Schenkelgesetz des Begreifens am Klarsten erkannt zu haben scheinen, ragt Spinoza durch seine Substanzlehre hervor. Er hat jedoch diese Erkenntniß eben so wenig wie die Andern klar ausgesprochen; deshalb ist sie auch in seiner Psychologie spurlos geblieben. Das ist deutlich aus seiner einseitigen Betonung der Unfreiheit des menschlichen Willens zu erkennen.

Wie aus den Irrwegen der einseitigen Weltauffassung, befreit auch das Schenkelgesetz des Begreifens aus der Verzweiflung an den menschlichen Verstand, die uns so oft zu ergreifen pflegt. Wer sich mit diesem Gesetz vollkommen vertraut gemacht hat, wird die Klage über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens eben so thöricht finden, wie eine über die Doppelgliedrigkeit des Körpers wäre. Nicht in den Dingen, sondern in unserer falschen Stellungnahme zu ihnen, indem wir sie durch einen einzigen Schenkel zu fassen suchen, wird er den Grund aller Verworrenheit finden. Es ist, als drehe Jemand sich so lange im Kreis, bis ihm schwindlig wird, und als suche er dann den Grund der Schwankung, die er an den Gegenständen wahrnimmt, nicht in sich, sondern in den Gegenständen. Das Einzige, worüber er klagen wird, sind die Hemmungen, denen er beim Fortschreiten auf der Kette der Schenkelbildung begegnet. Aber diese Unzufriedenheit wirkt nicht lähmend, sondern fördernd. Sie treibt ihn, Zeit und Umstände seinem Erkenntnißdrange gefügig zu machen.

Insofern ist das Schenkelgesetz des Begreifens dazu bestimmt, eine Neugestaltung der philosophischen Denkformen herbeizuführen. Die Neugestaltung der philosophischen Darstellungformen erwarte ich von der demonstrativen Vorführung der Urtheilsbildung durch das bewegliche Lichtbild.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Die bedeutsamen Anregungen dieses Aufsatzes, der die Möglichkeit zeigt, uraltem Sehnen ins Metaphysisch-Spekulative die neuste (vom Oberflächenblick als nur für Spielzwecke tauglich verkannte) Technik dienstbar zu machen, bedürfen nicht dicker Unterstreichung. Ihre Tragweite wird noch heller einleuchten, wenn Herr Dr. Fromer seine Absicht ausgeführt hat, die von ihm gefundene Methode an einer Gesammtausgabe der „Ethik“ Spinozas zu illustriren.

Der Fall Jacobsohn.

Der Fall Jacobsohn. Verlag der Schaubühne in Charlottenburg.

Zwei Wochen nach meiner „Entlarvung“ stand in einer Zeitung: „Man hat Herrn Jacobsohn überführt, daß seine Geist und Galle sprühenden Feuilletons gerade in den glänzendsten Partien nicht sein Eigenthum seien. Es wurde ihm nachgewiesen, daß seine Kritiken vom Jahr 1904 nichts Anderes waren, als wörtliche Plagiate aus Artikeln vom Jahr 1897.“ Im August 1905 heißt es: „Siegfried Jacobsohn brachte es vermöge seiner unheimlichen Gedächtnißstärke sogar so weit, gleich ganze Seiten aus frühern Berichten eines Schriftstellers in die seinigen zu übernehmen, ohne es zu merken.“ So geht es bis in dieses Jahr 1913: „Ein Mann mit einem fabelhaften Erinnerungvermögen. Früher brachte er fertig, ein Buch zu schreiben, das ein Gedächtnißwunder war: es enthielt die Kritiken, die ein Dutzend Schriftsteller vor Jahren verfaßt hatten, wörtlich wiedergegeben.“ Wachsend ohne Widerstand: Endlich leiste ich den Widerstand. Endlich scheint mirs falsch, noch länger zu einer Literaturlegende herzuhalten, die von Jahr zu Jahr thörichter geworden ist. Ich sage, wie es gewesen ist. „Ich stelle es fest, weil ich“, mit Thomas Mann, „von dem Glauben nicht lassen mag, daß böse und stumme Dinge erlöst und gutgemacht werden, indem man sie ausspricht.“ Ich habe es ausgesprochen. Da nie Jemand dabei war, als ich meine Kritiken ohne Vorlage schrieb, so wird man mir wieder trauen oder mißtrauen müssen, wie vor neun Jahren. Ob man mir heute traut (wo man es leichter hat als damals) oder weiter mißtraut: Das ist ganz gleichgiltig. Ich empfand ein Wohlgefühl, den letzten Rest des „Falls“ aus meinem Blut, aus meinen Gedanken, aus meinen Nerven zu entfernen. Ich empfand, zweitens, fast ein Bedürfniß, jungen Anhängern den Thatbestand in Ruhe zu erzählen, weil schließlich Jeder einmal fragend zu mir kommt. Ich empfand ein Drittes. Für all Das will ich gern dulden, daß man mich auch diesmal mißversteht. Das wird man thun. Man wird namentlich finden, daß ich mich ungeheuer feierlich behandelt habe. Es wäre eine Verwechselung. Ich werde viel feierlicher behandelt, als ich mich jemals selbst behandeln könnte. Wenn in meiner Zeitschrift Einer angegriffen wird, so vereinigen sich dreiunddreißig Schriftsteller zu einer öffentlichen Kundgebung für das Opfer. Zu Gunsten eines anderen meiner armen Opfer veranstaltet man Umfragen. Man bedroht mich thätlich. Man läuft in die Gerichte. Man setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um eine Kritik von mir zu verhindern, die man noch gar nicht kennt. Seit zwölfeinhalb Jahren verfolgt man mich mit einem Ingrimm, der nicht häufig sein dürfte. Es wäre ein Kunststück, aus Alledem nicht den Eindruck zu gewinnen, daß man meiner Arbeit eine ziemlich große Bedeutung beilegt. Was ich thue und sage, thun und sagen Manche; und vor Lesermassen, unter denen die „Gemeinde“ meines Blattes sich verlöre. Trotzdem: jene Schreiber werden weder überfallen noch verklagt noch gar vor der Verübung des Ver-

brechens denunzirt. Denn sie versuchen nur, was mir gelingt. Das ist es. Was einem einzigen Leser wie mit einem Hammerschlag eingetrieben wird, wirkt freilich mehr, ist mehr zu fürchten, als was an Übertausenden herunterrinnt wie Wasser. Millionen Drehungen der Rotationmaschine, durch die des Zeilenschinders dumme Meinung früh und spät auf Städte und Provinzen niedergeht, sind nichts vor jenem Federstrich, mit dem der Freund der Kunst und Liebhaber des Wortes einmal wöchentlich die Wahrheit seines Hirns und seines Herzens kündet. Das klingt wie Schwärmerei und ist es doch nicht. Ich bin ja das lebendige Beispiel. Wenns nach der Presse ging, war ich ein toter Mann. Ich kümmerte mich nicht um sie, besiegte unverdrießbar alle Hindernisse, die sie mir vor die Beine warf, und bin ihr heute, was ich vor neun Jahren nicht war: unerreichbar. Sie kann fortfahren, das Bild meiner Arbeit verzerrt, beschmutzt oder gar nicht wiederzugeben: dieser Arbeit selbst kann sie nichts mehr anhaben.

An dieser Arbeit wird nichts beharrlicher getadelt als die Lächerlichkeit, daß ich das Theater so schrecklich wichtig, die Kritik des Theaters so bitter ernst nehme. Ich wieder finde es nicht lächerlich, sondern traurig, daß es möglich ist, einen solchen Vorwurf überhaupt zu erheben. In Schnitzlers „Einsamem Weg“ heißt es irgendwo: „Wenn Sie im Mittelpunkt der Erde wohnten, so wüßten Sie, daß alle Dinge gleich wichtig sind.“ Da es wahr ist, daß das Theater der Spiegel des Zeitalters ist, so wird es doch wohl keine kleine Aufgabe sein, diesen Spiegel blank zu erhalten. Ich glaube, daß die Dinge der Kunst, die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Ich glaube, daß für Deutschlands Wohlfahrt ein Kerl wie Hans von Bülow einmal existirt haben mußte, Bernhard von Bülow aber niemals existirt zu haben brauchte. Ich glaube, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wenn alle das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn ich nehme es ja nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck. Ich weiß, daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch, daß es ins Leben zurückwirkt. Meine Ueberzeugung ist, daß es mit unserer Politik, dem öffentlichen Leben, dem Verkehr der Menschen und jedem Zweig der Kunst in dem Maß besser werden wird, wie das Theater, das ich meine, an Boden gewinnt; und ich hoffe, daß ich noch ziemlich lange einer Gesellschaft unbequem sein werde, der in den faulen Verhältnissen der Gegenwart ganz kanibalisch wohl ist und die gar nicht weiß, weshalb sie sich aus ihrer Ruhe bringen lassen soll. Es wird unvermeidlich sein, daß ich eben so lange als ein lästiger Störenfried derjenigen Presse gelte, die Exponent und Dienerin eines denkträgen Kapitalismus ist, und daß diese Presse immer wieder den aussichtlosen Versuch macht, mich auf ihre Weise auszuhungern oder sonstwie ins Jenseits zu befördern. Mit welchen Mitteln sie diesen Versuch vor neun Jahren gemacht hat: Das festzuhalten, als ein Zeichen von der Zeiten Schande, war für mich der dritte Antrieb zu dem kleinen Buch.

Charlottenburg. Siegfried Jacobsohn.

Das Werk vom Haag.

Das Werk vom Haag. Unter Mitwirkung von Bar, Fleischmann, Kohler, Lammasch, Liszt, Meurer, Niemeyer, Nippold, Ullmann und Wehberg herausgegeben von Walther Schücking, Professor an der Universität Marburg. Erster Band: Der Staatenverband der Haager Konferenzen von Walther Schücking, München und Leipzig, Duncker & Humblot. Preis 8,50 M.

Man erinnert sich gewiß noch des Hohngelächters, mit dem die Menschheit im Jahr 1898 das erste Rundschreiben des Zaren von Rußland über die Einberufung der ersten haager Friedenskonferenz empfing. Der alte Mommsen nannte die Konferenz unter dem Beifall Vieler einen Druckfehler der Weltgeschichte. Es war gar nicht so einfach, die anderen Mächte überhaupt zur Theilnahme an der Staatenversammlung zu bestimmen. In seinen Memoiren hat der damalige Erste amerikanische Delegirte White auf die Skepsis hingewiesen, die anfangs Alle beherrschte. Was sollte unter ernst denkenden Staatsmännern dazu gesagt werden, daß der Zar einen wahrhaften und dauernden Frieden schaffen wollte? So stands ja im ersten Schreiben. Allerdings war bereits das zweite, von dem russischen Völkerrechtslehrer Von Martens entworfene Programm mehr realpolitisch abgefaßt. Aber berechtigten denn wirklich die politischen Verhältnisse zu der Hoffnung auf irgendein werthvolles Resultat? Gewiß nicht. Gleich beim Beginn der Konferenz wurde offenbar, daß jeder Versuch, zum Stillstand der Rüstungen zu gelangen, aussichtlos sein werde. Insbesondere Deutschland ließ durch den Obersten Groß von Schwarzhoff in zwar liebenswürdiger, aber höchst bestimmter Form erklären, es sei nicht in der Lage, auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Nun stand man vor der Bankeroterklärung der Konferenz, da auch in der Schiedsgerichtsfrage Deutschland zunächst unerbittlich war. Weder auf einen Weltschiedsvertrag mit der Ehren- und Interessenklausel noch auf einen ständigen Schiedsgerichtshof wollte es sich einlassen. Die (allgemein so genannte) „Friedenskonferenz“ mußte in die Luft fliegen, wenn man nicht auf irgendeinem friedensrechtlichen Gebiet zu einem bemerkenswerthen Ergebniß kam.

Daß in den gewitterschwülen Junitagen des Jahres 1899 die erste Friedenskonferenz nicht scheiterte, verdankt die Menschheit einzig und allein der Entschiedenheit des deutschen Delegirten Professor Zorn, der sich, wie mir noch diesen Sommer ein pariser Diplomat erzählte, seit jener Zeit unter modern denkenden Staatsmännern einer hohen Werthschätzung erfreut. Zorn erkannte damals mit klarem Blick die Bedeutung der Stunde; nicht nur würde Deutschland, wenn es allein die Konferenz zu Fall brächte, isolirt dastehen, sondern auch eine große und für die Menschheit werthvolle Idee an einem Kernpunkt ihrer Entwickelung zu Fall gebracht werden. Zorn vermochte eine

Aenderung der deutschen Instruktion zu erlangen. Zwar lehnte Deutschland den obligatorischen Schiedsvertrag endgiltig ab, war aber mit der Errichtung eines ständigen Schiedshofes im Haag, dessen Anrufung fakultativ sein sollte, einverstanden. Dieser ständige Schiedshof bildet den Mittelpunkt des „Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten“, das von allen Staaten der Welt ratifizirt worden ist. Die zweite haager Konferenz hat daran nicht viel geändert; in allen wesentlichen Punkten mißlang ihr, zum Theil in Folge des deutschen Widerstandes, jegliche Weiterbildung des auf der ersten Friedenskonferenz Geschaffenen.

War das Ergebniß der ersten Friedenskonferenz wirklich so bedeutend, daß sich die Einberufung solcher Konferenz gelohnt hatte? War es richtig, wenn Männer wie Lizt schon bald danach von der Konferenz als einem Wendepunkt des Völkerrechts sprachen? Ist Zorn im Recht, wenn er in dem Vorwort zu Guttentags Textausgabe sagt: „Die erste Friedenskonferenz vom Jahr 1899 wird für alle Zeiten als ein Markstein, vielleicht später als der Mittelpunkt in der Geschichte des Völkerrechts erscheinen“? Diese Fragen sind wohl einer Prüfung werth, zumal in einer Zeit, wo sichtbar geworden ist, daß die Ergebnisse der Friedenskonferenzen den Ausbruch blutiger Kriege bisher nicht zu hindern vermochten.

Sehen wir uns doch einmal das wichtigste Ergebniß der ersten Konferenz an. Da wird das Verfahren der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit geregelt, den Mächten wird die Benutzung der friedlichen Methoden zur internationalen Streiterledigung empfohlen und schließlich wird im Haag ein Schiedshof errichtet. Er ist, trotz seinem Namens „Cour permanente d'arbitrage“, gar nicht ständig, sondern besteht nur aus einer Liste von Richtern, aus der sich die im Streit befindlichen Parteien die Männer aussuchen, aus denen das Tribunal gebildet werden soll. Ferner wird ein internationales Bureau geschaffen, das dem Schiedshof als Gerichtsschreiberei und als Archiv dienen soll. Das Bureau steht unter der Verwaltung des im Haag akkreditirten Diplomatencorps, dem der niederländische Minister für die Auswärtigen Angelegenheiten vorsitzt. Bis jetzt hat der Schiedshof zwölf Streitigkeiten beigelegt, von denen drei nicht ungefährlich aussahen: der Venezuela-Streitfall, in dem bereits die Kanonen gesprochen hatten, der Casablanca-Konflikt und der Neufundland-Streit. Aber (so wird man fragen) gab es nicht auch früher schon Schiedsgerichte, so in dem Alabamafall, in dem Zwist wegen der Karolinen und in ähnlichen Fällen? Ist es denn wirklich ein so großer Fortschritt, daß durch eine Richterliste und ein ständiges Bureau eine Centralstelle für die Schiedsgerichtsbarkeit geschaffen wurde? Muß man nicht auch bedenken, daß die Staaten die meisten Streitfälle gar nicht dem haager Hof übergeben, sondern besonderen Schiedsgerichten, die oft viel billiger arbeiten als der haager Hof, dessen Richter als Honorar meist erhebliche Summen erhalten? Die bisher in Deutschland maßgebende

Völkerrechtslehre hat diese Fragen nicht klar zu beantworten vermocht. Sie betonte mit Emphase die Bedeutung des haager Werkes, zeigte aber nicht deutlich, worin diese Bedeutung eigentlich zu erblicken sei. Zweifellos ist, daß eine einzige Konferenz unmöglich den dauernden Frieden bringen kann und daß man daher von den haager Konferenzen nicht zu viel erwarten darf. Die Herrschaft des Rechtes setzt auch im internationalen Leben nicht nur einige papierne Verträge (etwa einen vorbehaltlosen Schiedsvertrag) voraus, sondern auch eine völlige Veränderung der thatsächlichen Grundlagen des internationalen Gemeinschaftlebens. Die wirthschaftlichen Beziehungen der Staaten müßten viel enger mit einander verknüpft und die Kolonialverhältnisse geregelt sein, ehe größere Fortschritte der internationalen Friedensbewegung möglich werden. Vielleicht ist diese Zeit gar nicht mehr fern. Aber damit ist schließlich nur gesagt, daß man nicht allzu viel von dem haager Werk erwarten darf, nicht positiv erläutert, worin denn nun eigentlich die Bedeutung des Geschaffenen beruht. Diese Frage ist nun endlich vom Professor Schücking in Marburg klar und ohne Umschweif beantwortet worden.

In der Werthung des haager Werkes unterscheidet Schücking drei Perioden. Die erste erblickte das Hauptresultat von 1899 in der Kodifikation des Kriegsrechtes, die zweite in der Schaffung des ständigen Schiedshofes. Schücking hält beide Meinungen für falsch. Ihm liegt daran, nachzuweisen, daß 1899 die politische Organisation der Kulturwelt begonnen hat. Wohlgemerkt: begonnen hat; denn sie ist natürlich noch lange nicht beendet und Schücking sucht auch zu zeigen, wie diese politische Organisation weiter entwickelt werden muß. Was heißt nun politische Organisation? Handelt es sich hier nur um ein nichtssagendes Schlagwort oder wirklich um eine neue Wahrheit? Der Verfasser des Buches über den Staatenverband der haager Konferenzen geht diesem Problem sehr ernstlich zu Leibe. Er untersucht, was für ein Staatenverband 1899 im Haag geschaffen worden ist. Und nun kommt er mit einer Behauptung, die jeder noch seiner fünf Sinne Mächtige zunächst ablehnen wird. Ich gestehe selbst, daß ich mich, als mir Schücking während des Druckes die ersten Korrekturbogen sandte, zunächst einmal gefragt habe, ob er nicht spaße. Als ich dann aber den vollen Ernst dieser Behauptung konstatirte, freute ich mich, daß ich selbst diese Meinung nicht vertreten und mich damit so blamirt hatte, wie Schücking mit seinem Werk zu thun entschlossen schien. Ein Kapitel trägt die Ueberschrift: „Die Begründung des Weltstaatenbundes durch die erste haager Konferenz." Ich muß gestehen, daß ich mich heute im Wesentlichen Schückings Meinung angeschlossen habe. Nur würde ich deutlicher sagen „Keime eines Weltstaatenbundes" als direkt „Weltstaatenbund". Schücking untersucht die Rechtsnatur des haager Staatenverbandes und fragt: Handelt es sich hierbei um eine Gerichtsunion oder um einen Weltstaatenbund? Ein Drittes ist nicht möglich. Er weist zunächst auf die eigenartige That-

sache hin, daß die Konferenzen dem Verband gar keinen Namen gegeben haben, wie sonst, bei der Postunion und in anderen Fällen geschah. Er zeigt weiter, daß sich die haager Konferenzen gar nicht mit der Regelung irgendeiner speziellen Frage, sondern allgemein mit der Aufrechterhaltung des Friedens beschäftigt haben. Auch das Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten betont als seinen Hauptzweck: die möglichste Wahrung des Friedens unter den Völkern. Daher berührt die haager Organisation die Staaten in ihrer ganzen Persönlichkeit, in ihrer Gesammtexistenz und ihrer Selbsterhaltung. Sie kann daher, von der heute in Deutschland herrschenden Lehre vom Wesen des Staatenbundes aus, nur als ein Weltstaatenbund bezeichnet werden. Dieser Bund hat freilich noch nicht solche Organe, daß er alle Kriege verhindern kann. Diesen Wunsch kann erst die Zukunft erfüllen; die internationale Exekution, die internationale Verwaltung usw. Wie vorsichtig Schücking ist, mag man daraus ersehen, daß er vorschlägt, man solle möglichst lange Zwischenräume zwischen den einzelnen haager Konferenzen lassen, damit sich die Ergebnisse der letzten Konferenz erst praktisch bewähren können.

Schücking läßt es an praktischen Vorschlägen und Ausblicken nicht fehlen. Niemand kann sich der Kraft und der Wärme dieses Buches entziehen, aus dem nicht nur ein Seher, sondern auch ein scharfsinniger Jurist spricht. Und Allen, die auf die haager Konferenzen verächtlich herabblicken, kann Schückings Werk in bessere Einsicht helfen.

Düsseldorf. Dr. Hans Wehberg.

Petroleum.

Die Zulassung der Deutschen Erdöl-Aktien wurde, wie ich hier mehrfach erwähnte, verboten, weil man sie vor den Uebeln der Spekulation bewahren wollte. Sie sollten nicht, so lange das Schicksal des Reichsmonopols für Petroleum ungewiß war, zum Spielball der Börsenspekulanten werden. Sehr schön. Aber sie sinds dennoch geworden. Und schlimmer noch, als bei amtlicher Notirung der ganzen Aktienmenge möglich gewesen wäre. Von der Aktiensumme ist nur der fünfte Theil „börsengängig“. Die älteste Serie. Dann kamen junge und jüngste Aktien, die in Freiheit dressirt werden. Also drei Arten des selben Papiers. Der spekulative Anstoß kam von Wien. Die Oesterreichische Kreditanstalt hat Aktien der DEAG gekauft und sich bis zum Ende des Jahres die Option auf einen anderen großen Posten gesichert. Das mußte die Börse reizen; um so mehr, als die DEAG vor kurzer Zeit ihr Aktienkapital von 20,5 auf 30,75 Millionen Mark erhöht hat. Da gabs jüngste Aktien, die den älteren Bestand tempe-

ramentvoll ergänzten. Und mit Papieren, die im „freien Verkehr“ umgesetzt werden, läßt sich natürlich leichter herumkreuzen als mit den Fesselballons des amtlichen Kurszettels. Man erzählte, die Einführung der DEAG-Aktien an die wiener Börse sei geplant. Das wäre der zweite Streich. Ein deutsches Papier an einer fremden Börse, weil in der Heimath die Cote geweigert wird. Und dann: Secessio plebis in montem sacrum. Denn in Wien lebt sichs gut und die Spekulanten sind nicht durch Heimathgefühle gehemmt. Die Erdöl-Aktie wurde also ein „richtig gehendes“ Spielpapier, obwohl (oder weil) ihr der Vorzug der berliner Notiz fehlte. Die DEAG hatte dem Monopolplan der deutschen Regirung Widerstand zu leisten versucht; nicht allein. Sie behauptete, die Konstruktion des Reichsmonopols sei falsch; denn im schlimmsten Fall werde man nicht ohne die Mitwirkung der Standard Oil auskommen. Dieser Meinung sind auch Andere gewesen. Aber die DEAG wurde für die „antinationale“ Gesinnung bestraft. Wenn den Oesterreichern nun aber gelänge, so großen Einfluß auf die deutsche Gesellschaft zu erhalten, daß man nicht mehr von einem deutschen Unternehmen sprechen könnte? Dann wäre die Taktik, die sub specie der Unterwerfung unter das Reichsmonopol angewendet wurde, nutzlos gewesen. Man kann das Zulassungverbot wenden, wie man will: ein Erfolg ist auf keiner Seite sichtbar.

Die Oesterreichische Kreditanstalt ist im Petroleumbezirk eine Macht; und der DEAG gehört die gesammte deutsche Rohölproduktion. In Rumänien und Galizien hat sie große Betheiligungen. Sie besitzt die Mehrheit aller Aktien der österreichischen Olex-Gesellschaft und der Premier Oil and Pipe Line Co. in London, die einen weiten Bezirk der österreichischen Petroleumindustrie kontrolirt. Es lohnt also, in einem solchen Reich Diktator zu sein. Und die Bemühungen der Kreditanstalt sind von den Herren Börsenspekulanten richtig eingeschätzt worden. Der lachende Dritte ist der amerikanische Trust. Er gewinnt unter allen Umständen, wenn sich die Möglichkeit, das Reichsmonopol aus deutschen Quellen zu speisen, verringert. Seit dem Reichsgerichtsurtheil im Prozeß der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft (Standard Oil) gegen die Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft (Deutsche Bank) ist der Trennungstrich zwischen Amerikanern und Deutschen scharf gezogen. Diese beiden Gruppen herrschen heute auf unserem Petroleummarkt. Vor einiger Zeit hieß es, daß noch ein dritter Regent auf dem Marsch sei: der niederländische Royal-Dutch-Concern (Deterding). Diese Gruppe ist mit großen Petroleumgruben und Raffinerien in Niederländisch- und Britisch-Indien, Rumänien, Rußland, Mexiko, Nordamerika vertreten. Deutschland lag ihr bisher nicht am Weg; sie lieferte nur Benzin, kein Leuchtöl, will aber ihre geschäftlichen Beziehungen zum deutschen Markt künftig erweitern und sich auf dem Absatzgebiet der beiden anderen Konkurrenten versuchen. Alle diese wichtigen Neuerungen werden vorbereitet, während der Gesetzentwurf der deutschen Regirung sich einstweilen in den Akten-

schränken von den Martern der Kommission erholt. Die Royal Dutch ist eine alte Feindin der Standard Oil, über die sie auf amerikanischem Boden schon manchen Sieg erstritten hat. Die Westküste Amerikas war früher eine Domäne der Standard Oil. Heute hat sich die Royal Dutch dort festgesetzt. Daß sie unter Rothschilds Einfluß steht, ist bekannt. Die Rothschilds haben das Prinzip, über ihre Beziehungen möglichst wenig reden zu lassen; sie ließen auch der Nachricht widersprechen, die sie in Verbindung mit einer neuen großen Petroleumgründung brachte. Vor drei Monaten wurde im Staat Virginia die Pierce Oil Corporation mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Dollars gegründet. Einst gehörte die Gesellschaft zum amerikanischen Oeltrust. Damals hieß sie Waters Pierce Oil Co., hatte ein Kapital von 400 000 Dollars und wurde, nach dem gegen die Standard Oil verkündeten Todesurtheil, mit der Verbannung aus dem Staate Texas bestraft. Ein bekannter Finanzmann in Saint Louis, der schon vorher an der Gesellschaft betheiligt war, zwang die Rockefellers, ihm ihren Aktienantheil zu verkaufen. Das geschah; und man vermuthete, daß Rothschilds Geld dabei mitgewirkt habe. Jedenfalls deutet die ansehnliche Erhöhung des Stammkapitals bei der Neugründung an, daß sehr ergiebige Geldbeutel aufgethan wurden. Die Pierce Oil Corporation könnte die Kraft der Royal Dutch stärken. Da ein deutsches Petroleummonopol auf jeden Feind der Standard Oil als auf einen Lieferanten rechnen muß, wird die deutsche Regirung sich für den neuen Oelstern, der in Virginien aufgegangen ist, gewiß sehr bald interessiren.

Die Feldherrnkunst hat sich auf dem Gebiet des Petroleummonopols nicht gerade bewährt. Die Einleitung mit den kämpfenden Banken überraschte zwar nicht, weckte aber auch keine Begeisterung. Die klugen Staatsmänner mußten zugeben, daß die Bankmänner noch klüger gewesen seien als sie. Wäre die Hohe Finanz einig gewesen, so hätte schließlich das Reich die Zeche bezahlt. Aber die beiden großen Petroleusen, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft, stritten sich um die Petroleumkanne: und so kam man dahinter, wie es mit dem Monopol gemeint war. Der Entwurf erschien also in zweiter, verbesserter Auflage. Aber das Plenum des Reichstages hat ihm noch nicht den Segen ertheilt; und die Petroleumregenten sind nicht geneigt, sich in Geduld zu fassen. Die Parole „Kampf gegen die Standard Oil“ ist ja ausgegeben. Warum soll man sich also nicht privatim weiter vorbereiten? In diesem Sinn ist eine neue Aktion der Deutschen Bank (ihrer Oelgarde) aufzufassen. Der erste Monopolentwurf war ja unter den Auspizien dieser Bank hergestellt worden. Wenn nun ein Unternehmen vorbereitet wird, das eine große Machtentfaltung ermöglicht, so kann Das entweder zum Besten des Reichsmonopols geschehen oder aber zur Stabilirung einer eigenen Macht, die ermöglicht, in neuer Rüstung auf den alten Turnierplatz zu reiten. Niemand kann den deutschen Petroleumkönigen wehren, daß sie Politik auf eigene Faust treiben. Der Prozeß gegen die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft hat

den Leuten der Deutschen Bank die Befreiung von der Standard Oil gebracht; sie hatten Relief und Absatz wieder gewonnen und konnten, ungehemmt, zu neuen Thaten schreiten. Die Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft, die den als unmoralisch bekämpften Vertrag mit den Amerikanern abgeschlossen hatte und sich aus dieser lästigen Schlinge dann wieder herauszog, galt als die Kerntruppe des neuen Reichsmonopols. Sie unterhält in Deutschland die große Verkaufscentrale, die, unter der Firma Europäische Petroleum-Union G. m. b. H., die Fäden vieler internationalen Produktivgesellschaften in ihren Fingern hält. So wäre die zum Petroleumdistrikt der Deutschen Bank gehörende Verkaufsgesellschaft vielleicht zu der Ehre gekommen, die Achse des deutschen Reichsmonopols zu werden. Sie bleibt zunächst in der Coulisse und wartet auf ihr Stichwort. Dafür wird ein anderes Unternehmen an die Rampe geschoben: die Steaua Romana.

Diese rumänische Gesellschaft hat sich, seit sie zur Deutschen Bank gehört, gut entwickelt. Ihr Aktienkapital kletterte in zehn Jahren von 10 auf 50 Millionen Lei und die Dividende blieb meist über 8 Prozent. Fürs letzte Geschäftsjahr werden 10 (gegen 9) Prozent vertheilt. Die Deutsche Bank hatte mit dieser Sanirung also Glück. Die Steaua Romana produzirt selbst mehr als 400 000 Tonnen Rohöl und verarbeitet über 500 000 Tonnen. Auch der Verkauf stieg im beendeten Arbeitjahr zum ersten Mal über ein Quantum von 500 000 Tonnen hinaus. Die Gesellschaft kann einen Theil ihrer Gruben nicht ganz ausnützen, weil auf den rumänischen Eisenbahnen noch Transportschwierigkeiten zu überwinden sind. Um sich für alle Fälle einen möglichst langen Aktionradius zu sichern, läßt sie die Bohrarbeiten auf den Grubenfeldern mit großem Eifer betreiben. Und es scheint, als reiche der Ehrgeiz weit über die normalen Geschäftsschranken hinaus; denn die Steaua Romana wird ihr Grundkapital verdoppeln: von 50 auf 100 Millionen Lei. In der Begründung des neuen Programms heißt es: „Die gewaltige Entwickelung, die sich in der Petroleumindustrie der Welt vollzieht, ermuthigt uns ..." Daraus konnte man schließen, daß auch an das deutsche Reichsmonopol gedacht werde; denn der erläuternde Text trägt die Unterschrift des Herrn von Gwinner, Vorsitzenden im Aufsichtrath der Steaua Romana. Durch die Kapitalserhöhung soll die rumänische Gesellschaft in enge Verbindung mit der Europäischen Petroleum-Union gebracht werden. Damit schafft sie sich einen eigenen Trust, der ihr nicht nur als Schrittmacher auf dem Markt dient, sondern auch ihre Bedeutung für ein künftiges Monopol erhöht. Als der erste Monopolentwurf bekannt wurde, mußte die Deutsche Bank sich gegen den Vorwurf vertheidigen, sie habe fürs eigene Geschäft zu arbeiten gesucht. Sie mußte sich mit einer theoretischen Abwehr begnügen, legte sich aber die Rache auf Eis. Da sie freie Hand hat, so kann sie sich vorbereiten, wie sie will. Und sie hat es für richtig befunden, die Transaktion zwischen der Steaua Romana und der Europäischen Petroleum-Union vorzubereiten.

Diese in Hamburg heimische Gesellschaft arbeitet mit einem Grundkapital von 37 Millionen. Sie besorgt den Verkauf für die Steaua Romana, die Nobelgesellschaft und das Rothschildpetroleum; ist betheiligt an belgischen, holländischen, amerikanischen, englischen, österreichischen Handels-, Transport- und Raffineriegesellschaften; und hat selbst große Tankanlagen, Lagerräume, Flußschiffe, Leichter und eine Flotte von neun geräumigen Seetankdampfern. Mit der Wucht eines großen Antheilbesitzes die Herrschaft über solches Instrument zu erlangen, war also sehr wichtig. Die Europäische Petroleum-Union macht gute Geschäfte; und ihr Apparat steht niedrig zu Buch. Der Erwerb ihrer Antheile wäre ein guter Kauf, auch wenn er nicht nebenbei noch der Taktik diente. Die Vermittlung des Effektenaustausches besorgt die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft, die holding company der Deutschen Bank. (Die armen, verfolgten Yankees dürfen uns um die geläuterte Weltanschauung im Bezirk der Aktientechnik beneiden. Alle Begriffe, die drüben den zahmsten Trustrichter rebellisch machen, sind in Deutschland jedem gebildeten Tertianer geläufig. Auf die holding companies regnet es im Sternenbannerreich Pech und Schwefel. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation werden sie von der Sonne ehrlicher Bewunderung gewärmt. Ein in Sünde verfallener amerikanischer Trust, der von Amtes wegen nur noch im Totenregister geführt wird, sieht sich in Deutschland mit den selben Rezepten bekämpft, wegen deren Anwendung er zu Haus auf den elektrischen Stuhl gesetzt wurde.) Diese Gesellschaft übernimmt die 50 Millionen Lei neuer Steaua-Aktien, auf die zunächst 25 Prozent eingezahlt werden (für den Rest haftet die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft, also die Deutsche Bank) und giebt dafür 15 Millionen Mark Antheile der Europäischen Petroleum-Union. Diese Stücke stammen zum Theil aus dem Portefeuille der Deutschen Bank, die dafür eine später leicht verkäufliche Aktie einhandelt. Die Antheile einer G. m. b. H. sind, mögen sie noch so werthvoll sein, keine gangbare Marktwaare, sondern, im besten Fall, eine Stille Reserve. Die Deutsche Bank kann, durch den Umtausch, ihren Gewinn realisiren und macht, im erwähnten Fall, ein sehr gutes Geschäft. Sobald die neuen Steaua-Aktien mit ihren Einzahlungen fertig sind, können sie auf den Markt gebracht werden. Bei der letzten Emission, die im April 1910 beschlossen war, dauerte es bis zur Vollzahlung zwei Jahre. Die neuen Aktien wurden dann bald in den Börsenhandel zugelassen. Mit den jüngsten Stücken wird auch nicht lange gewartet werden. Hat die Steaua große Pläne, so wird sie sich bald mit ihnen beschäftigen; denn zum nächsten Monopoltanz will man in möglichst prunkvoller „Aufmachung" antreten. So sieht man, wie sich im Geschäft Verdienst und Glück verketten, ohne daß es nöthig ist, den Stein der Weisen zu finden. Die Petroleumleute werden, mit und ohne Monopol, auf ihre Rechnung kommen; denn die Devise, unter der sie arbeiten, ist gut; und die Börse ist willig, ihr zu folgen. Ihre Losung war, ist und wird sein: Oleum non olet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. September 1913.

Postkarten.

Sehr nett wären Sie, geehrter Herr Briefschreiber, wenn Sie mir sagten, was uns eigentlich der Fall Bryan angeht; warum unsere liebe Presse, die von hundert Fehlern deutschen Handelns, Unterlassens, öffentlichen Gebahrens kaum einen nach Gebühr rügt, jetzt gegen Herrn William Jennings Bryan wüthet, weil er, als Staatssekretär, im Westen der Vereinigten Staaten den Farmern zwölf Vorträge hält und dafür ungefähr hunderttausend Mark einsäckelt. Sind wir berufen, für das internationale Geschäft des baumstarken Uncle Sam zu sorgen? Von hoher Wacht zu ermessen, ob es gewissenhaft betreut oder vernchalässigt werde? Müssen wir, immer wieder, in fremde Töpfe gucken und in ferne Dinge dreinreden, die uns nicht zu bekümmern brauchten und von deren Ursprung und Umstand wir nichts wissen? Nichts. Die Chautauqua-Rundfahrt ist nicht etwa eine Einrichtung von vorgestern. Vor Bryan haben hohe Beamte, Richter sogar, Professoren und berühmte Künstler sie mitgemacht. Ihre Vorstellungen sollen (nach Horazens alter, altmodischer Weisung an die Poeten) belehren und ergötzen. Nur Belehrung: wäre nichts für Landwirthe, die Monate lang auf Feld und Tenne geschwitzt haben. Deshalb werden hübsche Sängerinnen und Schlangenmenschen, Citherspieler und Feuerfresser, Jodler und Jongleurs für die show gemiethet. Zweitausend Menschen, ländliche, die des Lügens, des ehrfürchtigen Langweilens schwere Kunst noch nicht lernten, sollen angelockt, gehalten, zur Aufnahme ernster Mahnung willig gemacht werden. Vor der Rede lustige Musik, nach ihr ein Akrobatenstück. Gehts den tüchtigsten Mitarbeitern großer Zeitungen etwa besser?

Ringsum Cirkusdunst, Feuerfresser, Schlangenmenschen, Prostituirte; der Redlichste kann nur für die Reinheit des Papiers einstehen, das er selbst beschreibt. Jedes Tagblatt ähnelt dem Chautauqua-Betrieb; und manches riecht viel schlechter. Wie man ein guter Landwirth, Haushalter, Bürger wird, kann Bryan auch im Rahmen solchen Meßvergügens den Leuten sagen. Das Gehalt des Staatssekretärs ist unzulänglich und aus Eigenem will der alte Silberkämpe nichts zusetzen, weil er weiß, daß er im Amt fürs Internationale nie heimisch werden kann. Dem wurde er vorgesetzt, weil er, statt selbst nach dem Rang des Präsidenten zu streben, mit allen Künsten und Kniffen des geübten Agitators die Kandidatur des Professors Wilson gefördert hatte. Der Verzicht und die eifrige Pflügung des Wahlackers gaben ihm ein Recht auf den höchsten Beamtensitz. Daß er da oben nicht lange hocken werde, galt stets als gewiß. Er kennt das Bedürfniß amerikanischer Wirthschaft, das winzigste noch, ist internationaler Geschichte und Verkehrssitte aber völlig fremd. Das Staatssekretariat sollte ihm das Prestige mehren, nicht für die Dauer Wohnstatt werden; und er wäre vielleicht schon umgezogen, wenn der Zwist mit Mexiko nicht einen Personenwechsel gehindert hätte. Deshalb schmunzelten die in Washington beglaubigten Diplomaten nur, als der abstinente William vor dem ersten Diner zu ihnen sprach, auf seinen Tisch sei noch niemals Alkohol gekommen und der Saufteufel dürfe ihm auch jetzt nicht ins Haus. Deshalb staunt kein Verständiger darüber, daß der beliebteste Redner des Landes seine Rundreisen fortsetzt. Weils ihm Geld bringt, wird er von unseren vereideten Tugendmaklern begröhlt. Häßliche Mädchen schüttelt ein Krampf keuscher Scham, wenn sie ein hübsches von heißen Männchen begehrt sehen; Leute, deren Schreibe und Rede den Empfänger lau läßt, wüthen, wüthen aus hehrer Enthaltsamkeit, weil Anderen die Leistung des Hirnes und der Lunge hoch bezahlt wird. Und unsere Presse, der jeder Sinn für Akustik fehlt, scheint dem Schwur verlobt, daß sie niemals der Möglichkeit ausbiegen werde, dem Deutschen Reich Feindschaft zu werben. Kaum ist im Antlitz Amerikas die Kratzwunde vernarbt, die durch die ruchlos dumme Weigerung, die Frucht deutscher Arbeit in San Franzisko auszustellen, entstanden war: und schon hört die Neue Welt wieder ärgerndes Gekreisch. Ein Unternehmen, das ohne die Zustimmung des Präsidenten und der herrschenden Demokratenpartei nicht möglich war, wird aus allen Spelunken Oeffentlicher Meinung als „echt ameri-

kanisch“ verschrien. Womit ja nicht nur ausgedrückt sein soll, daß die Sache verzärtelten Nasen nicht lieblich dufte, sondern auch, daß sie, als feinem Geschmack widrig, ins Gesammtbild amerikanischen Wesens passe. Dollarland, geldgierige Yankees, echt amerikanisch: mit solcher Höflichkeit empfehlen wir, Tag vor Tag, uns dem Wohlwollen fremder Nationen. Der tüchtige Bill Bryan denkt: „Ich bin ein Bürger wie andere Bürger, nicht eine hochnäsige Excellenz, und brauche mich vor den Landsleuten, die meine Rede hören und bezahlen wollen, eben so wenig zu schämen wie Deutschlands William vor seinen, denen er Kacheln zum Kauf anbietet. Belehrende und aufrüttelnde Vorträge zu halten, gehört am Ende noch eher in den Pflichtbezirk des Politikers als in den eines Kaisers der Handel mit Putzschalen, Aschbechern und Wandbelag.“ Echt amerikanisch? Morgen schallts vielleicht über den Ozean: Echt deutsch, daß Bau- und Bahngesellschaften, Massenschänken und Synagogen durch hohen, höchsten, allerhöchsten Besuch geehrt werden, wenn sie dem cadiner Fabrikanten Beträchtliches abgekauft haben. Dann müßten die Schimpfer stumm sitzen. Lasset Jeden seines Pfades gehen; er mag sich wahren. Uns wird die Chautauqua-Mode fürs Erste noch nicht gefährlich. Der Manager, der mit den Rednern Gottlieb von Jagow oder Alfred Zimmermann auf die Walze ginge, müßte sie, um auf die Kosten zu kommen, reichlich mit Bibberbusen garniren.

Sie sind, Herr Franzos, begierig, zu wissen, ob auch ich Konstantinum Augustum, den annoch unnumerirten Hellenenkönig, vertheidigen werde? Der Unmögliches begehrt, scheint nicht nur der goethischen Manto liebenswerth. Doch das Unmögliche muß ins Große langen. Wer ein Hammelbein für den Erdenrest eines Heiligenleibes auszugeben trachtet, ist ein Schwindler oder ein Tropf. Der Hellene (Vater Däne, Mutter Russin) ist nicht zu retten; ein gerechter Richter müßte ihm aber die Wohlthat mildernder Umstände gewähren. Das Schicksal hat den Jüngling, den Mann Konstantin grimmig gezaust; ließ ihn von Hamids Türken schlagen, vom Griechenzorn aus dem Heer jagen und spie ihm den Ekelnamen des unfähigen Feldherrn aufs Ehrenkleid des Diadochen. Der biß die Zähne zusammen und schanzte sich in das Gelübde, sich spät noch zum Soldaten zu drillen. Das ist ihm gelungen. Zum Strategen und Taktiker? Die Frage könnte nur Einer beantworten, der ihn aus der Nähe sah. Ein furchtlos strammer Feldsoldat ist

er geworden; hat mit seinen Leuten Nahrung und Lager, Fährniß und Wetterunbill getheilt. Und Tyche hat des geduldigen Strebens Mühe belohnt. Tarandapora und Veria, Saloniki und Janina: überall gings glatt; die Bulgaren gar wurden verprügelt. König, Triumphator, Reichsmehrer. Schwager Wilhelm, der den Diadochen auf manchem Exerzirplatz bespöttelt hat, macht den Basileus zum Feldmarschall. Ein Bischen viel; einmal aber ein nützlicher Superlativ: weil er den Mongolenbesieger, den Genossen der Serben und Rumänen krönt und derber als einst das Scherzschläglein im koburger Schloß auf Ferdis Fettpolster klatscht. Leider fällt Wilhelm danach in einen Jugendfehler zurück, dem freundliche Meinung ihn entwachsen glaubte. „Er sagt allzu oft, was die Anderen sagen müßten": also sprach Bismarck über seinen dritten Kaiser. Der bescheinigt die Inbrunst des Empfangsjubels und merkt nicht, daß sein Wort wie Eines klingt, der den Mitbürgern zuriefe: „Ihr liebt mich wie die zärtlichste Braut den Erkürten!" Als er dem Schwager, der seinen Lorber durch alle Hauptstädte Europens tragen möchte, den Marschallsstab in die Hand legt, rühmt er die unfehlbare Taktik des deutschen Heeres, die just er, der höchste Führer dieses Heeres, der Kriegsherr der Friedenszeit, nicht laut rühmen dürfte. Du hast, ruft er Sophiens Mann zu, selbst ja betont, wie viel Du unseren Methoden verdankst. Soll der Augustus sich von dem Satz wegdrücken, den er, im Wirbel der ersten Freude, dem Verleiher so früh nicht erträumter Würde schrieb? Berlin; die Spitzen der Armee; der Imperator und Rex schickt holde Rede ins Ohr des Gastes; die Finger des seit Larissa Verrufenen klammern sich um den Feldmarschallsstab. Konstantin ist im Rausch; und strauchelt, wie jeder Taumelnde, aus dem Takt. Ihre Landsleute, Monsieur et cher confrère, hatten Grund, ihm gefurchte Stirnen zu zeigen. Sein Vater hat in Paris die Sendung bewährter Truppenlehrmeister erbeten. Diese französischen Offiziere sind in Athen als die Erzieher des Griechenheeres, als Siegbringer gefeiert und, noch gestern, ersucht worden, ihre Instruktorenarbeit in Hellas fortzusetzen: und nun redet der Basileus, als sei das vom General Eydoux und von den ihm Untergebenen für Griechenland Geleistete nicht ein Zündhütchen werth. Als wäre ohne Frankreichs kräftige Hilfe Kawala dem Tatarenkhan in Sofia zu entreißen gewesen. Als brauchte Hellas nicht französisches Geld und französische Förderung seiner Interessen im Archipel und am Nordrande des Epirus. Herr Venizelos, der

seine Kreise nicht stören läßt, hat aus dem Taktfehler gemacht, was daraus zu machen war. Zunächst, mit schriller Glocke, ausgeklingelt, daß des Königs Rede der unverbindliche Gefühlsausdruck eines Familiengastes sei, der ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers niemals und nirgends die Politik des Griechenstaates festlegen dürfe. Dann dem Gallierhahn das bunte Federkleid gestreichelt: „Wir waren, sind und bleiben Euch dankbar und wünschen inniglich, von den Kräften Eurer Drillmeister noch lange zu profitiren.“ Als der Kamm abgeschwollen war, winkte der kluge Kreter rasch noch gen Italien und Oesterreich-Ungarn hinüber: „Brüstet Euch nicht gar so stolz mit Eurem Dreibund; Wilhelm ist für uns, und wenn er die Farbe hält, bringt Euer Listspielchen nicht mal das Kartengeld ein: bekommt Keiner von Euch das dick gerundete Südalbanien, das Jeder für sich mästen möchte, noch Rom den Inselhaufen, mit dem Wien es vom Otranto-Kanal wegködern möchte.“ Eine verdrüßliche Geschichte. Schade, daß auch der alternde Kaiser gern selbst sagt, was die Anderen sagen müßten. Wären die Reden nicht gehalten, mindestens nicht veröffentlicht worden, dann hätte Hellas, dessen Erdkruste verfranzt ist, in dunkler Stille dem Einfluß deutscher Kultur und Wirthschaft den Schoß weit geöffnet. Jetzt muß es das Mißtrauen aus dem Hirn der Pariser jäten und ihnen (denen es ja wirklich einen großen Dankbetrag schuldet) den Glauben an treue Hingebung erneuen. Sonst wird Rußland schwierig, den Epiroten die Schmach der Albanerherrschaft nicht erspart, ein Bündel griechischer Inseln den Italern zugesprochen und der Britenlöwe krallt seine Tatze ins Ufer der Sudabai. Schade. Die Balkankriege haben Bündnisse gelockert, Freundschaften entwerthet und zur Wahl neuer Wege, neuer Gefährten verpflichtet. Wer sich in solcher Stunde nicht schweigend freuen kann, gleicht dem Heerführer, der den an Zahl übermächtigen Feind durch Alarmschüsse aufschreckt, statt ihn leis zu umgehen. Solche Taktik bürgt nicht für den Sieg.

Nein, Freiin: keiner Regirung dürfen Sie, darf ich das Recht bestreiten, in Nothfällen pro patria zu lügen. Eins ihrer heiligsten Rechte, parbleu! Das oft zur Pflicht wird. Nur an zwei Bedingnisse ist der Rechtsanspruch geknüpft: die Lüge muß dem Staatsgeschäft nützlich und darf nicht erweislich sein. Deshalb dürfte, zum Beispiel, ein Minister, wider besseres Wissen, behaupten, er habe die Rede seines Königs gebilligt (wenn er sicher wäre, daß

die Majestät nicht ausplaudert: „Der gute Mann hatte keine Ahnung, bis ers in der Zeitung sah“); er müßte, wo nicht von ihm, wie gestern von Venizelos, die Staatsraison heischt, das unverantwortliche Handeln des Herrn zu blößen. Nun merken Sie schon, daß wir im Urtheil über den Kasus Schlieben einig sind. Herr Dr. Hans Schlieben, Deutscher Konsul in Belgrad, soll für dieses Amt nicht mehr taugen und drum nach Ecuador spedirt werden. Da wird, wenn unsere Schiffe erst durch den Panamakanal dampfen, mancherlei Aussaat zu streuen sein; immerhin ists einer der schlechtesten Posten, die der Konsulardienst bietet; und wer, gerade jetzt, aus Belgrad dorthin geschickt wird, darf über „Strafversetzung“ stöhnen. Hat dieser Konsul der Amtspflicht gefehlt? Nein. Sind die Deutschen in Serbien mit ihm unzufrieden? Nein. Warum wird er dennoch gestraft? Weil er blinden Oesterreichern und Ungarn im Weg ist; blinden, die nicht erkennen, daß ihr Weg in den Sumpf führt. Weil dieser Konsul nicht das Werkzeug magyarischen Serbenhasses werden wollte. Der Sohn eines norddeutschen Kaufmannshauses sagte sich wohl: „Titel und Sold verpflichten mich, in diesem aufblühenden Land jede Möglichkeit zur Förderung deutscher Industrie, deutschen Handels zu nützen. Daß wir mit Oesterreich-Ungarn konkurriren, ist eine Thatsache, die für den ganzen Südosten Europas und für das türkische Asien gilt und die kein Phrasenregen wegwäscht. Will Oesterreich unter Berchtold hier so scheel angesehen sein, wie es unter Goluchowski und Aehrenthal war: ich kanns nicht hindern; muß mich mit aller Kraft aber gegen das Thor stemmen, durch das Fremde, Engländer, Franzosen, Belgier, Amerikaner, einziehen könnten, um sich in die Geschäfte zu drängen, aus denen Oesterreich verscheucht ward. Dem darf ich nichts abjagen; was aus dem Vermächtniß der Obrenowitsch, aus der Zeit habsburgischen Wirthschaftmonopols verloren ward, muß ich uns zu sichern suchen. Sonst bin ich hier nutzlos, Schmarotzer, nicht Pionier des Reiches.“ An dieser Richtschnur tastet der Wille des jungen Konsuls sich behend vorwärts. Ein unbequemer Kerl, denkt Herr von Ugron, der Ungar, der an Peters Hof den Kaiser und König Franz Joseph vertritt (und zu wähnen scheint, seine Heimath habe in Südost vom Deutschen Reich Barbaresken-Tribut zu fordern). Der Konsul wird in budapester und wiener Blättern angegriffen. Weil er mit den serbischen Ministern, dem Diplomatencorps, den zur Monopolverwaltung Abgeordneten gut steht, in dem Russen Hartwig weder Beelzebub noch einen Deutschen-

fresser, sondern den Verfasser des austro-russischen Vertrages von Mürzsteg und den Mann sieht, der, als Chef der Politischen Abtheilung im petersburger Auswärtigen Amt, mit Deutschland, nicht, wie Iswolskij, mit England sich über Persien verständigen wollte; und weil er auf jedes von Oesterreich geräumte Fleckchen unsere Handelsflagge zu hissen trachtet. Er bekennt die Meinung, daß nur ein Thor den Haß des Bundesgenossen heirathet, und schreibt getrost nach Haus, daß der Kahn unserer Balkanhoffnung in Oesterreichs Schlepptau nicht weit kommen werde. Der Brief wird gefunden (jedes andere Wort wäre unhöflich), gelesen und in den Beweis feindsäliger Gesinnung gegen Oesterreich umgedeutet. Als Herr von Jagow in Wien ist, bittet ihn Graf Berchtold, diesen sonderbaren Schwärmer andere Mores zu lehren; und der Staatssekretär verspricht „Remedur". Das wurde schon im Juli bei Sacher erzählt; und an diesen Vorgang dachte ich, als ich am sechsundzwanzigsten Juli hier sagte: „Ein kluger Herr des Ballhausplatzes kann selbst nicht wünschen, auch uns von den Geschäften, die Oesterreichern geweigert werden, fern zu halten." Dürfte es nicht wünschen: denn von den Verlusten, die uns zu Gewinnen werden, wird Oesterreich durch die Zunahme seiner Einfuhr in unsere Märkte fast ganz entschädigt; und der Wunsch, den serbischen Dinar nach Paris oder Brüssel lieber als nach Berlin wandern zu sehen, wäre mit Bundesbrüderschaft und Nibelungentreue doch kaum vereinbar. Einerlei. Die Beschwerde ist wiederholt worden und hat die Abberufung des Konsuls erwirkt, der, wie mir Deutsche und Serben bezeugt haben, in Belgrad als ein tüchtiger Beamter geachtet, als ein kultivirter Mann von angenehmen Formen beliebt ist. Aus der Wilhelmstraße aber dröhnt der Schwur: Oesterreich hat den Personenwechsel weder gewünscht noch erlangt. Nützt solches Leugnen dem Reich? Nein. Ist, was es bestreitet, als wahr erweislich? Ja. Ich hoffe, daß Ihnen diese Antwort genügt. Und will schnell nur noch das Bedauern einer Entwickelung andeuten, die an jedem Morgen, an jedem Abend von dem uns liebsten Gemeinschaftbewußtsein Stückchen abbröckelt. Um den Doktor Schlieben ist mir nicht bang. Ein noch junger, gescheiter Mann, der fröhlichen Muth zu schwerer Arbeit hat und das uns jetzt wichtigste Balkanland, dessen Oben und Unten, kennt, ist nicht auf die Huld der im A A Thronenden angewiesen. Das deutsche Gewerbe müßte von der Ordenseuche zermorscht sein, wenn dieser Hans nicht bald im Glück säße.

Nah- und Fernverkehr.

"Die einzelne Volkswirthschaft ist heute nicht mehr, sondern eher weniger in den Weltverkehr einbezogen als vor hundert oder fünfzig Jahren. Mindestens aber (und dafür kann ich den ziffernmäßigen Nachweis erbringen) ist es falsch, anzunehmen, daß die internationalen Handelsbeziehungen eine verhältnißmäßig wachsende Bedeutung für die moderne Volkswirthschaft gewinnen. Das Gegentheil ist richtig. Die Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat wenigstens für die deutsche Volkswirthschaft eine Abnahme des Antheils der auswärtigen Handelsbewegung an der Gesammtheit der wirthschaftlichen Thätigkeit zum Ergebniß gehabt. Sicher für die Ausfuhr, wahrscheinlich auch für den Gesammthandel." So schreibt Werner Sombart in seinem Werk „Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert". Mögen auch, heißt es an einer anderen Stelle, die Exportziffern enorm steigen, die Gesammtgütermasse wächst eben noch stärker. Dieses Forschungergebniß des jedem Standes-, Klassen- und Parteiinteresse ganz fern stehenden Theoretikers war natürlich den Schutzzöllnern sehr willkommen, die sich nachzuweisen bemühen, daß der innere Markt von ungleich größerer Wichtigkeit für das Volkswohl sei als der Außenhandel und daß die Entwickelungtendenz dahin gehe, jede Nation vom Ausland möglichst unabhängig zu machen. Diese Ansicht zu widerlegen, hat Dr. Sigmund Schilder, Sekretär des K. K. Oesterreichischen Handelsmuseums in Wien, ein großes Werk verfaßt: „Entwickelungtendenzen der Weltwirthschaft". (Ich habe nur den bei Franz Siemenroth in Berlin 1912 erschienenen ersten Band: „Planmäßige Einwirkungen auf die Weltwirthschaft" gelesen; der zweite behandelt „Naturfaktoren und soziale Vorgänge in der Weltwirthschaft".) Die Bedeutung des Werkes liegt nicht in der Tendenz des Verfassers; diese tritt zurück hinter die ungeheure Fülle handelspolitischer Thatsachen, die er zusammengestellt hat. Welchen Kategorien diese Thatsachen angehören, mögen die Kapitelüberschriften ausdrücken. 1. Der wirthschaftliche Ausgleich zwischen Landwirthschaft und Industrie. 2. Freihandelstendenz der Ausfuhrerzeugungen und Kartellwesen; Wirkungen des Hochschutzzolles. 3. Wehrhafter Freihandel oder gemäßigter Schutzzoll. 4. Zollkriege. 5. Der britische Freihandel und seine politisch-militärischen Stützen. 6. Die großen Zollgebiete in der Weltwirthschaft. 7. Die Kolonien in der Weltwirthschaft. 8. Die

Gebiete der offenen Thür in der Weltwirthschaft. 9. Kapitalsinvestitionen im Ausland.

Wenn im ersten Kapitel der Fall der Getreidepreise im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts als direkte oder indirekte Wirkung der gedrückten Lage dargestellt wird, in der sich die Masse der agrarischen Bevölkerung Osteuropas, Indiens, zum Theil auch noch Mittel- und Westeuropas befunden habe, so stimmt Das für Osteuropa, für Rußland, dessen Bauern durch Steuereintreibung und Wucher gezwungen wurden, von ihrem Getreide gleich nach der Ernte so viel zu verkaufen, daß sie nicht einmal die zur eignen Ernährung und zur Aussaat hinreichende Menge übrig behielten. Diese Nothwendigkeit hat neben der amerikanischen Einfuhr zum Preisdruck mitgewirkt. Aber der Versuch, die Geltung der These auf West- und Mitteleuropa auszudehnen, muß, wenn unter Mitteleuropa Deutschland verstanden wird, als mißlungen bezeichnet werden: „Jene Auswanderer landwirthschaftlichen Berufes, die sich im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in Folge der damaligen unbefriedigenden Zustände ihrer Heimathländer bewogen fühlten, nach Nord- und Südamerika und Australien zu ziehen, machten dort binnen verhältnißmäßig kurzer Frist Hunderttausende Quadratkilometer jungfräulichen Bodens urbar“ und bedrängten mit ihrer Konkurrenz die auf theurem Boden mit kostspieligem intensivem Betrieb wirthschaftenden europäischen Grundbesitzer. Aber wenn auch im letzten Drittel, wie Schilder nachweist, die Zahl der Farmer beträchtlich wuchs, so ist doch in derselben Zeit die Zahl der Industriearbeiter, also der heimische Bedarf Nordamerikas an Brotgetreide, noch mehr gewachsen. Die Konkurrenz ist auch weniger von den kleinen Landwirthen, den Auswanderern, ausgegangen als von den Bonanzafarmen, den Riesenfarmen von Großkapitalisten, die den Maschinenbetrieb auf die Landwirthschaft anwendeten und mit Dampfschiffahrt, Schienenverbindung, Elevatoren alle Errungenschaften der modernen Verkehrstechnik in ihren Dienst nehmen. Deren Ausbildung, von der nun natürlich auch der kleine Farmer profitirte, war die Ursache, daß Ende der siebenziger Jahre die Weizenausfuhr so zunahm, nicht die Steigerung der Weizenproduktion an sich. Die Farmer hatten nach guten Ernten immer Ueberfluß an Getreide gehabt, oft aber mit dem Weizen, den sie nicht los werden konnten, den Ofen geheizt. Von gedrückter Lage der deutschen Landbevölkerung aber konnte man erst nach der amerikanischen Einfuhr, während des Preisdrucks, sprechen, nicht vorher, denn im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ist es den deutschen Land-

wirthen sehr gut gegangen, den Bauern nicht weniger als den Rittergutsbesitzern. Ein Bauer in Zirlau bei Freiburg in Schlesien ließ in den fünfziger Jahren (es waren Hungerjahre) jedem seiner Kinder einen goldenen Löffel machen zum Andenken an die goldene Zeit. Von den Knechten und Tagelöhnern, die keine Aussicht hatten, eine eigene Scholle zu erwerben, mögen viele sehnsüchtig über den Ozean geschaut haben, in das Land, wo man mit ein paar hundert Thalern Gutsbesitzer werden konnte; aber gerade in den siebenziger Jahren war die Auswanderung unbedeutend (durchschnittlich dreißigtausend im Jahr); erst in den achtziger Jahren, während der durch den Preisfall verursachten Agrarkrisis, stieg sie auf mehr als zweihunderttausend im Jahr. Die gleichzeitige Depression in der Industrie mag mehr zur Verstärkung der Auswanderung beigetragen haben als die Agrarkrisis; jedenfalls aber sind bei Schilder die Glieder der Ursachenverkettung falsch aneinandergefügt. Richtig wird dann wieder ausgeführt, daß und warum der Preisdruck verhältnißmäßig rasch vorübergegangen ist und auch ohne Schutzzölle vorübergegangen sein würde.

Aktuelle Bedeutung hat, was Schilder über die Gebiete der offenen Thür sagt; über „solche halbcivilisirte Länder, die durch internationale Abmachungen dauernd in ihrer handels- und zollpolitischen Bewegungfreiheit gehemmt sind und auch in ihrer Gerichtsbarkeit gewissen Beschränkungen unterliegen". Diese Gebiete verschwinden jetzt allmählich, weil die einen förmlich annektirt werden, andere sich emanzipiren (wofür Japan vorläufig das einzige Beispiel ist), noch andere sich in unabhängige Staaten auflösen. Als Schilder sein Buch abschloß, konnte er noch nicht wissen, daß der Türkei, auf deren Erneuerung durch die Jungtürken er mit der gesammten damaligen Oeffentlichen Meinung Europas die größten Hoffnungen setzte, ein neues Stadium des an dritter Stelle genannten Prozesses unmittelbar bevorstand. Obwohl nun alle solche Veränderungen den Schluß der offenen Thür durch Zollerhöhungen zur Folge haben, erleidet der Welthandel dabei keinen Abbruch; denn die annektirten Länder und die selbständig gewordenen oder neu geschaffenen Staaten werden auf eine höhere Stufe der Civilisation gehoben, was zusammen mit der besseren Verwaltung und größeren Rechtssicherheit die Produktion steigert; mit der Produktion aber steigt, trotz allen Zollschranken, ganz automatisch auch der Auslandsverkehr.

Nicht weniger aktuell (und zugleich ein derber Rippenstoß in die empfindsamen Seiten unsrer Friedenspolitiker) ist das ganze Kapitel über den britischen Freihandel und seine politisch-militäri-

schen Stützen. Schilder weist nach, daß der bewaffnete Freihandel (bewaffnet für Vertragsverhandlungen), wie er das System des gemäßigten Schutzzolls nennt, bei der heutigen Lage der Dinge das Vortheilhafteste für die Nationen sei. Wenn das dem „wehrlosen" Freihandel verfallene England immer noch gute Geschäfte mache, so habe es sie der mit einer geschickten Preßorganisation planmäßig betriebenen Verleumdung seiner Konkurrenten zu danken, aber auch der politisch-militärischen Beeinflussung halbcivilisirter Länder. Wer dieses Kapitel gelesen hat, muß erkennn, wie thöricht das Gerede ist, daß wir am Balkan und in Vorderasien zwar wichtige wirtschaftliche, aber keinerlei politische Interessen wahrzunehmen haben. Wirthschaftliche, aber keine politische Interessen: Das gilt für den Verkehr mit allen wirklich unabhängigen und besonders mit allen gleich hoch civilisirten Staaten, also für den mit sämmtlichen europäischen Großmächten und mit Amerika. Aber in den Gebieten der offenen Thür macht man nur mit gepanzerter Faust Geschäfte oder mit einer Diplomatie, welche die gepanzerte Faust durchfühlen läßt.

Das thema probandum des Buches ist meiner Ansicht nach eben so unbeweisbar wie Sombarts These. Welchen Bruchtheil der Umsatz im Weltverkehr vom Gesammtumsatz ausmacht und ob dieser Bruchtheil wächst oder abnimmt: Das läßt sich nicht berechnen. Eher ließe sich (nicht berechnen zwar, aber) einigermaßen abschätzen, ein wie großer Theil des Volkseinkommens aus dem Welthandel fließt; und ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit daran erinnert, daß dieser Theil nicht sehr groß ist. Mulhall nimmt zehn Prozent Gewinn beim Auslandshandel an. Im vorigen Jahr hat das Deutsche Reich in Ein- und Ausfuhr zusammen 19 Milliarden umgesetzt; der Gewinn würde also 1,9 Milliarden betragen. Das deutsche Volkseinkommen wurde bis vor zehn Jahren gewöhnlich auf 25 Milliarden geschätzt; der Direktor der Deutschen Bank, Herr von Gwinner, bringt jetzt 40 Milliarden heraus. Ist die Zahl richtig, dann fließt also aus dem Welthandel nicht ganz ein Zwanzigstel des deutschen Volkseinkommens. Da sich jedoch dieses Einkommen nicht genau berechnen läßt (nicht viel mehr als Spielereien seien diese Schätzungen, meint Sombart), so ist ein exaktes Ergebniß auch bei dieser Formulirung des Problems nicht zu erzielen; und ist der gesuchte Quotient selbst nicht auffindbar, dann kann man natürlich auch nicht ermitteln, ob er mit der Zeit steigt oder fällt. Am Wenigsten aber läßt sich herausbekommen, den wievielten Theil des Gesammtumsatzes der Umsatz im Weltverkehr ausmacht. Diesen giebt ja die Zollstatistik an (die übrigens auch

noch an Exaktheit zu wünschen übrig läßt); aber der Gesammtumsatz! Zunächst müßte man wissen, ein wie großer Theil der Gesammtproduktion des Jahres (diese ist der Hauptbestandtheil des Nationaleinkommens) überhaupt umgesetzt wird. Jedenfalls der weitaus größte Theil, da der nicht umgesetzte lediglich aus den Nahrungmitteln besteht, die der landwirthschaftliche Erzeuger selbst verzehrt, die landwirthschaftliche Bevölkerung aber nur noch ein knappes Drittel der Einwohnerschaft des Reiches ausmacht. Wir dürfen demnach den Werth der Einkommengüter, die nicht von den Erzeugern selbst verbraucht, sondern auf dem innern Markt umgesetzt werden, auf mindestens 20 Milliarden anschlagen. Nun werden aber die wenigsten dieser Güter nur einmal umgesetzt. Der Brotstoff, zum Beispiel, wandert vom Landwirth zum Getreidehändler, von da zum Müller, zum Bäcker und dann erst zum Esser; hier und da schieben sich auch noch Mehl- und Brothändler ein. Bei den Gewerbeerzeugnissen ist die Zahl der Umsätze meistens noch größer, desto größer, je mehr Verfeinerungstadien Rohstoff und Fabrikat durchzumachen haben. Nehmen wir als Durchschnittszahl der Umsätze fünf an, dann würde der Geldwerth aller Umsätze $5 \times 20 = 100$ Milliarden betragen. Die Umsätze der Banken jedoch (die Deutsche Bank allein hat im vorigen Jahr 132 Milliarden umgesetzt) lassen vermuthen, daß der Gesammtwerth noch viel größer ist. Jedenfalls sprechen die ungeheuren Ziffern der Bankberichte, neben denen die Export- und Importziffern verschwinden, mehr für Sombart als für Schilder; denn wenn auch viele Bankgeschäfte reine Geldgeschäfte sind, so hängen doch wohl die meisten unmittelbar oder mittelbar mit dem Waarenumsatz, der Güterproduktion und der Gründung produktiver Unternehmungen zusammen.

Fest steht nur, daß die Gütermasse, und zwar in immer rascherem Tempo, stetig wächst, darum die Ziffern des Außenhandels wie die des inländischen Umsatzes rasch steigen müssen. Reichthum pflegt man diese wachsende Gütermasse zu nennen; mit Recht, wenn nur ihr Geldwerth ins Auge gefaßt wird. In Ansehung ihres Werthes fürs Volkswohl jedoch muß von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß Berge von Zeitungpapier, von Ansichtkarten, Straußenfedern, sommerlichen Pelzboas, daß die Kinofilms, Grammophone und Autos, die Kanonen und Schlachtschiffe ein Volk weder weiser noch besser noch glücklicher und nicht einmal satt machen.

Wichtiger als die Ermittelung von Verhältnißzahlen ist darum die Frage nach dem eigentlichen Werth und nach der Bedeutung fürs Volkswohl auch beim Außenhandel. Und da werden wir denn, obwohl Brot und Fleisch die werthvollsten aller materiellen

Güter sind, zunächst durchaus nicht entzückt sein, wenn wir erfahren, daß immer mehr Lebensmittel eingeführt werden müssen, weil der heimische Boden nicht zureicht, daß wir uns also der Lage Englands nähern. Wie bedenklich die Lage eines Volkes ist, das seine Landwirthe nicht mehr mit dem Nothwendigsten zu versorgen vermögen, braucht hier nicht noch einmal dargelegt zu werden. Nur an einen Uebelstand dieses Fernverkehrs möchte ich noch einmal erinnern. Amerikanischer, russischer, ostelbischer Humus wandert in Gestalt von Getreide in die europäischen Großstädte; was davon nicht zum Aufbau menschlicher und thierischer Organismen verwendet wird, strömt durch Kanäle und Flüsse in den Ozean und geht der menschlichen Ernährung für immer verloren. So weit in den Agrarländern nicht Raubbau getrieben wird, dienen zu dürftigem Ersatz theure Mineralien, mit denen die Natur nur wenige Länder ausgestattet hat.

Erfreulich und zweifellos eine wirkliche Bereicherung ist die wachsende Einfuhr tropischer und subtropischer Genußmittel (von denen manche einigen Nahrungwerth haben) und Rohstoffe. Da sie mit Industrieerzeugnissen bezahlt werden müssen, so hat dieser Handel den weiteren Vortheil, daß er eine Anzahl von Köpfen und von Händen gewerblich beschäftigt. Daß die tropischen und subtropischen Gebiete dem Ausfuhrhandel der Industriestaaten je einmal verloren gehen, ist nicht zu befürchten, weil sich diese Gebiete für die Maschinenindustrie nicht eignen.

Anders verhält es sich mit dem Absatz an Länder der gemäßigten Zone, besonders an Länder von gleich hoher Civilisation; und sie stehen heute fast alle gleich hoch. An diesem Punkt nun hat Schilder nicht tief genug in den Zusammenhang der Dinge hineingeleuchtet. Er führt einige Waarengattungen an, bei denen eine Abnahme des Umsatzes im internationalen Handel zu konstatiren ist, würde aber diese Erscheinung ganz anders gewerthet haben, wenn er ein Stück zurückgeleuchtet hätte, denn ohne einen Rückblick auf die Geschichte des englischen Handels ist die heutige Lage nicht zu verstehen. England hat durch eine vorsorgliche Handelspolitik, zu der Hochschutzzölle, Ausfuhrverbote und Ausfuhrprämien gehörten, und indem es zuerst von allen Ländern, eingeladen und gefördert von seinen Mineralschätzen und der günstigen Lage ihrer Fundorte, die Dampfkraft verwendete, ein Handelsmonopol errungen, namentlich für Baumwollengewebe, Maschinen und für den Waarentransport zur See. Aber die anderen Nationen ermannten sich, eine nach der anderen, brachen das Monopol; und nun ist es unwiederbringlich dahin. Die erste Warnung, schon bevor die Eng-

länder den Gipfel ihrer Monopolherrschaft erklommen hatten, war der Abfall der größten und zukunftreichsten ihrer Ansiedlerkolonien gewesen, verursacht durch den Grundsatz, die Kolonisten dürften auch nicht einen Hufnagel selbst anfertigen, müßten alle Gewerbeerzeugnisse aus dem Mutterland beziehen, und zwar auf englischen Schiffen. Für England trifft Sombarts Behauptung zweifellos zu: Englands Außenhandel hat nicht mehr die selbe Bedeutung wie in der Monopolzeit. Gehen wir in noch frühere Zeiten zurück, in die Zeiten des Raubhandels, so ist hervorzuheben, daß damals der Handel zwar nicht durch die Menge der Waaren (die war im Vergleich mit der heutigen winzig), wohl aber durch die Höhe des Gewinns, der sich um hundert Prozent bewegte, die Handelsstaaten bereicherte. Jetzt liefert der Auslandshandel nicht nur keinen bedeutenden Beitrag mehr zum englischen Nationaleinkommen, sondern vermindert es, da ja die Handelsbilanz negativ ist. Ersatz leisten die Kapitalinvestitionen im Ausland, bei denen, wie ja auch Schilder hervorhebt, Panzerschiffe und Kanonen gute Dienste leisten. (Da an solchen Investitionen alle Nationen der Erde aktiv oder passiv betheiligt sind, so darf man nicht, mit Sombart, aus der relativen Abnahme des Auslandshandels schließen, daß die einzelne Volkswirthschaft heute weniger als früher in den Weltverkehr einbezogen sei. Die internationale Interessenverflechtung, die allen nicht einseitig vom Militär, sondern auch ein Wenig von der Hohen Finanz inspirirten Staatsmännern einen Krieg zwischen Kulturstaaten als hellen Wahnsinn erscheinen läßt, ist doch eine der sichtbarsten Eigenthümlichkeiten unsrer Zeit. Daß die selbe Hohe Finanz es nicht ungern sieht, wenn das am Horizont der Völkerphantasie lauernde Kriegsgespenst periodisch zum Zenith emporsteigt, hat seine offenkundigen Gründe.) Der Verlust des Handelsmonopols ist eine der Ursachen, welche die englischen Staatsmänner ängstigen, nervös machen und zugleich ihren und der ganzen Nation Stolz kränken; einen Stolz, der sich in dem Britannia, rule the waves ausspricht. Daß England zur Beherrschung der Meere berufen sei, ist eine in der Vergangenheit wurzelnde, jetzt zwar überaus thörichte, aber wegen ihres Einflusses auf die Politik sehr gefährliche Einbildung. Der Begriff Seeherrschaft hatte einen Sinn, als der Seehandel noch mit dem Seeraub verschwistert war; und so wars nicht nur im homerischen Zeitalter, sondern bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat die jeweilig zur See herrschende Nation alle Schiffe gekapert, von denen sie sich Beute versprach oder die ihr Konkurrenz machen wollten. So haben die Genueser und Venezianer, haben Türken, Barbaresken und Spanier das Mittelmeer,

so haben zuerst die Spanier und Portugiesen, dann die Holländer, zuletzt die Engländer den Ozean beherrscht. Heute hat das Wort Seeherrschaft keinen Sinn mehr. Wasserprodukte können die Uferstaaten als ihr Eigenthum beanspruchen und darum, zum Beispiel, das Recht auf den Robbenschlag durch Vertrag gegen einander abgrenzen; aber das Meerwasser selbst kann in keines Staates Eigenthum übergehen; noch weniger als das Mittelmeer kann eine Nation den Ozean, mit San Giuliano zu sprechen, als mare nostrum im Sinn der alten Römer behandeln. Das Meer wird heute als Das anerkannt, was es ist: als die allgemeine, von Keinem gebaute, von Keinem erhaltene, darum von Keinem als Eigenthum zu beanspruchende Fahrstraße für Menschen und Güter; eine Nation, die es sich aneignen wollte, würde alle anderen Flotten gegen sich haben; und denen ist auch ein Albion nicht gewachsen.

Nachdem sich alle Kulturstaaten von der Vorherrschaft der englischen Industrie emanzipirt haben und industriell (wenn auch nicht reine Industriestaaten wie England) geworden sind, kann der Handel mit Industrieartikeln zwischen ihnen der Hauptsache nach nur noch im Austausch von Spezialitäten bestehen, in denen das eine oder das andere Land sich auszeichnet, sei es dank eigenthümlicher Begabung oder Jahrhunderte langer Uebung seiner Bewohner, sei es, weil seine geographische Lage eine besondere Rohstoffproduktion begünstigt (wie die Seidenraupe nur in einem milden Klima gedeiht). Aus diesem Grund muß der internationale Umsatz von Gewerbeerzeugnissen zwischen den Kulturstaaten relativ stetig abnehmen. Einstweilen wird er noch durch eingewurzelte Gewohnheiten und kindische Eitelkeit in größerem Umfang aufrecht erhalten, als nothwendig und nützlich ist. Es hat seinen guten Sinn, wenn Amerika optische Instrumente in Jena kauft, weil sie nirgends in der Welt so gut hergestellt werden wie in den Zeißwerkstätten; aber es hat keinen Sinn, wenn Amerika Damenmäntel aus Berlin bezieht, denn geschneidert wird in der ganzen Welt gleich gut. Unsere Modenärrinnen brauchen blos zu befehlen: und unsere deutschen Schuster und Modistinnen werden ihnen gerade so häßliche, unpraktische und verrückten Hüte und Schuhe bauen wie die pariser. Deutsche Rheder sollen nicht wenig an deutschen Fabrikaten verdienen, die nach England geschafft werden, um, mit dem englischen Fabrikstempel versehen, zurückzukehren und bei uns als made in England theuer verkauft zu werden. Solchem Unfug wird ja wohl mit der Zeit gesteuert werden.

Aber nicht nur über See, auch im Inlande werden manche Waaren in unsinniger Weise spaziren gefahren. Der feine Pro-

vinzler kauft die Ausstattung seiner Tochter nur in der Residenz; manchmal bekommt er dort Möbel, die ein Tischler seines Wohnorts angefertigt hat. (Diesen beehrt er nur, wenn er keine Lust oder kein Geld zum Barzahlen hat.) Für die weitere Gestaltung des Waarenverkehrs handelt sichs deshalb nicht sowohl um den Gegensatz von Inland- und Auslandhandel als um den von Fern- und Nahverkehr. Wenn dem Grenzdörfler der Schneider des nahen Städtchens jenseits der Grenze die Röcke besser macht als der seines Dorfes, dann mag er bei ihm arbeiten lassen; bezieht er dagegen seine Kleider aus der fünfzig Meilen weit entfernten Hauptstadt seines Landes, so ist er ein Narr, denn gute Schneider findet man überall in der Nähe. Also darauf kommt es an: das Verständniß für die Vorzüge des Nahverkehrs, namentlich des unmittelbaren Austausches von landwirthschaftlichen und Gewerbeerzeugnissen, aufs Neue zu erschließen. Adam Smith hat diese Vorzüge eben so gut durchschaut wie sein Gegner Friedrich List; Carey hat sie, allerdings übertreibend, ausführlicher und genauer dargestellt. Nur an den einen Vorzug soll erinnert werden, der schon beim flüchtigen Blick in die Augen fällt: je weiter entfernt von einander der Produzent und der Konsument wohnen, desto mehr Händler und Transportanstalten schieben sich zwischen sie ein, deren Arbeitlohn die Wirkung haben muß, dem Konsumenten die Waare zu vertheuern und dem Produzenten den Arbeitlohn zu kürzen. Das ist bekanntlich eine der Ursachen der Fleischtheuerung. Man wende nicht ein, daß ja der englische Ochs, den der reiche Londoner verspeist, theuer, das australische Gefrierfleisch des londoner Proletariers wohlfeil sei. Wenn dieser Proletarier nach Australien übersiedelt, dann hat er sein Fleisch noch billiger; und dazu auch frisch, also schmackhafter und bekömmlicher. Daran aber, daß bei zunehmender Bevölkerung, also steigender Nachfrage, der Boden, dessen Fläche gar nicht vermehrt werden kann, und die Bodenprodukte, deren Vermehrung an den wachsenden Kosten der Intensifizirung des landwirthschaftlichen Betriebs ihre Grenze findet, immer theurer werden: daran kann keine Staatskunst, kann auch keine Bodenbesitzreform Etwas ändern. Nach dieser Seite hin bedarf das Buch von Schilder, dessen Studium den Politikern und den Staatsmännern warm empfohlen sei, mancher Ergänzung.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Der erste Slavophile.*)

Die slavophile Philosophie ist zuerst in den literarischen Kreisen Moskaus formulirt worden, und zwar in direkter Anlehnung an das System Schellings, während das System Hegels ihren Gegnern, den Westlern, als Grundlage diente. Anfangs waren die Richtungen nicht genau unterschieden; erst 1845 kam es zur Scheidung der Grundsätze und damit auch der Personen. Die Censurverhältnisse unter Nikolaus brachten es mit sich, daß die literarische und publizistische Formulirung der Ansichten erst später, anfangs der fünfziger Jahre und erst unter Alexander dem Zweiten möglich wurde.

Wenn einige Literarhistoriker auf die national gesinnten Vorgänger der Slavophilen hinweisen und wir dann lesen, der erste Slavophile sei Schischkow oder Karamsin oder Küchelbecker gewesen, so ist Das nur insofern richtig, als die Slavophilen die unter Alexander dem Ersten erstarkte nationale Strömung fortsetzten und die russische Kultur vertheidigten und schätzten; in diesem Sinn kann das Slavophilenthum seine Vorgänger auch in den älteren Vertheidigern des Russenthums im achtzehnten und selbst in den früheren Jahrhunderten sich zuzählen. Aber gleich hier soll ganz besonders hervorgehoben werden:

*) Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena, dem Deutschland im letzten Jahrzehnt so viele werthvolle Ausgaben zu danken hatte, bringt jetzt einen Band, der in dieser Zeit slavischer Evolution ernste Beachtung verdient. Er soll in den ersten Oktobertagen erscheinen und den schlichten Titel „Soziologische Skizzen" tragen. Schon die Probe, die hier veröffentlicht wird, zeigt, daß sichs um wichtige (nicht nur für den Soziologen oder Politiker, für irgendwelchen Fachmann wichtige) Dinge handelt, sondern um solche, deren Kenntniß für die Beurtheilung des unserem Erdtheil nahenden Schicksals unentbehrlich ist. Der Verfasser, Professor Masaryk, der im wiener Reichsrath und in Böhmen, als Vertreter der „Rechtspartei", die einen alle gerechten Wünsche beider Nationen erfüllenden deutsch-tschechischen Frieden zu erwirken trachtet, eine nicht durch die Kopfzahl seines Heeres, sondern durch die geachtete Intelligenz des Führers starke strategische Stellung hat, spricht in diesem Buch auch über Gegenstände, die wir allzu oft nur aus deutschen Augen sehen, nur von Deutschen erörtert hören: über die orthodoxe Theokratie und den besonderen Messianismus des Russenthumes, über die völkischen und seelischen Ursprünge der slavophilen Bewegung und deren Wandlung in den Panslavismus, der heute (in den nicht polnischen Bezirken) fast alle Slavenhirne als herrschende Vorstellung bestimmt. In drei Aufsätzen („Balkan-Memorial") ist dieser Gefühlskomplex hier gestreift worden. Ihn nun von einem Slaven, der nicht nur Wissenschaft, sondern auch den Willen zu Gerechtigkeit hat, dargestellt zu sehen, wird gewiß lehrreich sein.

das Slavophilenthum war in seiner ursprünglichen Gestalt bei seinen Begründern nicht nationalistisch, sondern religiös fundirt und es hing philosophisch mit dem Westen eben so zusammen wie das Westthum.

Die Bezeichnung slavophil bedeutet ursprünglich die Liebe zur slavischen Schrift, nicht zu den Slaven oder dem Slavismus; es ist der Nationalismus Schischkows, auf dessen Grund das Wort geprägt wurde. Schischkow hat die kirchenslavische Sprache für die Wurzel und die Grundlage der russischen Volkssprache erklärt; mit der Kirchensprache war das kirchenslavische Alphabet und natürlich auch die kirchliche Gesinnung gegeben. Die Bezeichnung „Slavophile" ist von den Gegnern Schischkows ironisch aufgebracht worden und wurde später auf die neue Richtung übertragen; Kirejewskij selbst nennt seine Richtung orthodox-slavisch, Andere sprechen von „Slaven", Gogol gebraucht den Ausdruck „Slovenisten und Europäisten".

Der Begründer des Slavophilenthums ist Iwan Wasiliewitsch Kirejewskij; wenn Chomjakow als Begründer des Slavophilenthums angeführt und wenn speziell hervorgehoben wird, Chomjakow habe Kirejewskij beeinflußt und zum Slavophilen quasi bekehrt, so wird die Sache nicht genau getroffen. Kirejewskij (Das werden wir gleich sehen) war am Anfang seiner Entwickelung ein Anhänger der westlichen Bildung, aber er war zugleich ein Gegner des religiös indifferenten und feindlichen Liberalismus vieler seiner Zeitgenossen; später ist er konservativer und religiös kirchlicher geworden und nur für diese Verstärkung der russischen Kirchlichkeit könnten Chomjakow, der Bruder Iwans Kirejewskij und Andere verantwortlich gemacht werden. Aber auch in dieser Richtung dürfte der Einfluß von Kirejewskijs Frau und ihrer kirchlichen Bekanntschaft stärker gewesen sein. Kirejewskij hat die slavophilen Ansichten philosophisch am Tiefsten und Allgemeinsten formulirt und auch Chomjakow wurde von Kirejewskij mehr angeregt als Dieser von Chomjakow. Auch chronologisch ist Kirejewskij der erste philosophische Begründer des Slavophilenthums... Iwan Wasiliewitsch Kirejewskij wurde am zweiundzwanzigsten März 1806 in Moskau geboren, die Familie ist alt und wohlhabend. Die Erziehung Kirejewskijs beeinflußte der Romantiker Schukowskij, der Onkel der Mutter. Schukowskij hatte auch die Mutter Kirejewskijs stark beeinflußt, sie und den Sohn zur deutschen romantischen Literatur gebracht. In zweiter Ehe mit Jelagin (seit 1817; der Vater Kirejewskijs starb 1812) hat Kirejewskijs Mutter seit 1821 in Moskau eine hervorragende Rolle gespielt, zuerst im Kreis der Literaten, die sich um Polewoj schaarten (Wjazemskij, Küchelbecker, Schewyrew, Pogodin, auch Puschkin), später im Kreis des Lyrikers Wenewitinow. Im Jahr 1824 trat Kirejewskij als Beamter in das Moskauer Hauptarchiv, die reichhaltigste Sammlung historischer Dokumente; neben Kirejewskij diente daselbst auch sein Bruder Peter, Fürst Odojewskij, Wenewitinow (und sein Bruder). Im Jahr 1830 ging Kirejewskij zuerst nach Berlin, wo er Vorlesungen über Philosophie,

Theologie und Geschichte (Ritter, Stuhr, Raumer, Schleiermacher) hörte; mit Hegel war Kirejewskij schon von Haus aus gut bekannt; in Berlin trat er zu ihm in persönliche Beziehung. Auch mit Gans und Michelet wurde er bekannt. Von Berlin ging er nach München, wo er mit Schelling und Oken verkehrte. Er blieb in Deutschland nicht ein ganzes Jahr und kehrte unbefriedigt nach Haus. 1832 gründete er die Revue „Jevropejec“, an der Puschkin, Schukowskij, Baratynskij, Jazykow mitarbeiten sollten; aber Kirejewskijs Abhandlung „Das neunzehnte Jahrhundert“ und eine Skizze über Gribojedow haben die Revue vernichtet; ihr Censor, Aksakow, ist in Ungnade gefallen. Im Jahr 1834 verheirathete sich Kirejewskij. In den vierziger Jahren versammelte sich im Salon der Frau Jelagina das literarische und philosophische Moskau: Gogol und Jazykow, Aksakow, Samarin, Chomjakow, D. A. Walujew, Granowskij und Herzen, auch Tschaadajew und Andere. Kirejewskij ist nicht gelungen, die Professur der Philosophie zu bekommen. 1845 wurde er von Pogodin mit der Redaktion des „Moskwitjanin“ betraut, aber er redigirte nur drei Nummern und gab die Arbeit auf. Erst 1852 gab er mit seinen Gesinnungsgenossen den „Moskowskij Sbornik“ heraus, aber seine Abhandlung „Ueber den Charakter der Civilisation Europas und ihr Verhältniß zur Civilisation Rußlands“ hat auch dieses literarische Unternehmen unmöglich gemacht. 1856, schon nach des Autors Tode, wurde in der „Rußkaja Beseda“ (diese slavophile Zeitschrift erschien 1856 bis 1860) die Skizze „Ueber die Nothwendigkeit und Möglichkeit neuer Grundlagen für die Philosophie“ veröffentlicht. Kirejewskij starb vor der Vollendung der Arbeit am elften Juni 1856 an der Cholera. Kirejewskijs Bruder Peter ist als Sammler von Volksliedern bekannt geworden.

Kirejewskij hat sich, so wie Tschaadajew und die übrigen Freunde und Bekannten, an der deutschen Literatur und Philosophie herangebildet; besonders hatte ihn Schelling ergriffen. Zu Schelling ist Kirejewskij früh durch seinen Stiefvater und Erzieher Jelagin gebracht worden, der des Philosophen „Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus“ ins Russische übersetzt hat; in dieser Schrift finden wir die wichtigsten erkenntnißtheoretischen Positionen der späteren Abhandlung von Kirejewskij. Die Einwirkung Schellings sehen wir auch an seinem Essay „Das neunzehnte Jahrhundert“ und an dem Programm des „Europäer“; die Europäisirung Rußlands: Das war das Programm des aus Europa zurückgekehrten Kirejewskij.

Er nimmt ohne Einschränkung die europäische Bildung an, wie sie sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgeprägt hat; Kirejewskij sieht in dieser Bildung ganz nach Schelling die höchste Stufe der Entwickelung des Geistes, und zwar die Stufe der künstlerischen Schaffenskraft, die die praktische und theoretische Stufe vollendet. Diese Bildung ist zugleich die harmonische Ueberwindung des Gegensatzes, der als Revolution und Gegenrevolution, als Voltairianismus und romantischer Mystizismus eine vorübergehende Bedeutung

erlangt hat. Der Französischen Revolution schreibt Kirejewskij eine heilsame Wirkung auf Europa zu. Er begrüßt die Rückkehr zur Religion und Religiosität, die er als gesellschaftliche, die Menschen vereinende Kraft auffaßt. Die Religion ist ihm nicht nur das Ceremoniell und die innere Ueberzeugung, sondern die geistige Uebereinstimmung des ganzen Volkes; und als solche muß sie das ganze Leben des Volkes in seiner historischen Entwickelung durchdringen.

Kirejewskij sieht in der neuen Bildung Europas die naturgemäße Fortentwickelung und Vollendung der durch das Christenthum befruchteten antiken Bildung; an der russischen Bildung vor Peter sieht er aber den Mangel, daß das russische Christenthum, die russische Kirche, obwohl sie reiner und heiliger waren als die römische Kirche und der Katholizismus, das ganze Leben, den Staat, die Bildung, die Kunst, die Wirthschaft, nicht zu durchdringen vermochte. Den Russen hat das antike Element gefehlt und deshalb auch die Renaissance, mit der sich das Christenthum im Westen so eigenartig verbunden hat. Die Russen blieben ohne Bildung; nur in Nowgorod und Pskow waren Ansätze zu der allgemein europäischen Bildung.

Kirejewskij lobt Peter und Katharina, weil sie Rußland in Europa eingegliedert haben, und wendet sich gegen die nationalen Chauvinisten, die eine rein nationale, russisch selbständige Bildung haben wollen. Er wendet sich gegen Alle, die Rußland von Europa mit einer Chinesischen Mauer trennen wollen: die wahre Bildung bestehe nicht in den Nationaleigenschaften, sondern in der Theilnahme an dem allgemeinen Leben der gebildeten Welt. Nicht zu dem Altrussischen sollen die Russen sich wenden, sondern sie müssen und können die neue europäische Bildung, den Europäismus, direkt annehmen; das Nationale suchen, heiße: sich nach der Unbildung sehnen.

Diese Geschichtphilosophie Kirejewskijs weist verschiedene Lücken auf und ganz besonders ist der Mangel einer Analyse des russischen „reineren und heiligeren“ Christenthums fühlbar; und wenn die Religion das ganze gesellschaftliche Leben so innig durchdringen soll, wie wird sich die neue westliche Bildung, der Europäismus der Neuzeit, mit der russischen Kirche und Religion direkt verbinden lassen? Welche Rolle wird bei dieser Verbindung Rußland zufallen?

Ueberhaupt ist das Ganze zu skizzenhaft; die einzelnen Phasen der historischen Entwickelung sind nicht klar genug geschildert (die Reformation wird nur nebenbei erwähnt; wir erfahren nicht, warum die neue Bildung die ältere, christliche, überholt hat usw.); deshalb sind auch die Hauptbegriffe (Staat, Nation, Menschheit, Bildung, Religion usw.) nicht scharf genug gefaßt. Auch ist Kirejewskij sich über die wahre Bedeutung seines Europäismus nicht klar geworden; freilich: die Regirung Nikolais war sich darüber klar und hat dem „Europäer“ Kirejewskijs ein rasches Ende bereitet. Bildung bedeute Freiheit, die Thätigkeit des Verstandes bedeute Revolution und die „geschickt aufgesuchte Mittelstraße“ bedeute Konstitution: so hat den Auf-

satz der Unterrichtsminister verstanden; und so ganz falsch war seine Auffassung nicht.

Nach diesem literarischen Unfall zog sich Kirejewskij zurück und veröffentlichte nur noch einige literarische Studien, anonym; nach seiner Verheiratung machte er die Bekanntschaft des Vaters Philaret, des Beichtvaters seiner jungen Frau, des asketischen Mönches des nowospaßischen Klosters in Moskau. Diese Bekanntschaft hat viel zur Klärung der religiösen Ansichten Kirejewskijs beigetragen. Zwar hat er gehofft, seine gebildete Frau auf seine Seite zu bringen, aber schon zwei Jahre nach seiner Verheirathung ist er, wie uns sein Freund Koschelew berichtet, auf die Seite seiner Frau gebracht worden. Von seinem Stammgut in Dolbino (Kreis Tula) besuchte er auch sehr oft die Einsiedelei Optina, wo er einigen Alten nah getreten ist; großen Einfluß hatte auf ihn nach dem Tod Philarets (1842) sein Beichtvater Makarij. Das Studium der alten griechischen Kirchenväter befestigte die nun entschieden orthodoxe Geistesrichtung Kirejewskijs; und in diesem Sinn sind die beiden Abhandlungen aus den Jahren 1852 und 1856 geschrieben worden.

Die leitenden Ideen dieser beiden Abhandlungen und der übrigen fragmentarischen Artikel sollen hier angedeutet werden.

Rußland unterscheidet sich in seinem innersten Wesen von Europa. Und zwar ist es der religiöse und kirchliche Gegensatz, der den Unterschied und Gegensatz der beiden Kulturen bedingt, es ist der Gegensatz des Glaubens und des glaubenfeindlichen Wissens, der Gegensatz der Tradition und der Kritik, der orientalischen Orthodoxie und des römischen Katholizismus und des vorwiegend germanischen Protestantismus. Rußland hat in der Orthodoxie den Hort des wahren offenbarten Glaubens, der orthodoxe Glaube ist die mystische Erfassung der absoluten offenbarten religiösen Wahrheit; der europäische Katholizismus und noch mehr der Protestantismus haben den unglückseligen Versuch gemacht, die göttliche Offenbarung beweisen zu wollen; mit diesem Rationalismus haben die westlichen Kirchen den Glauben eigentlich beseitigt und den Menschen in sich selbst entzweit. Auf der Grundlage des Glaubens und der Kirche ist in Rußland und in Europa auch die Bildung verschiedenartig; in Rußland herrscht die Philosophie der alten griechischen Kirchenväter, in Europa die Scholastik und die aus ihr folgende, im Grund protestantische Philosophie. Darum ist auch die russische Kunst anders; Schönheit und Wahrheit sind ihr Eins, während in Europa die abstrakte Schönheit zur Unwahrheit der Phantastik führt.

Der russische Staat erwächst organisch aus der Gemeinde, aus dem Mir, der europäische Staat ist durch kriegerische Okkupation und Unterjochung fremder Völker entstanden; auch der neuere Parlamentarismus ist mit seiner Herrschaft der Majorität nur die Fortsetzung der ganz materiellen Regirungprinzipien; ein Louis Philippe hat für Kirejewskij keine andere Bedeutung als für Nikolaus den Ersten.

Auch das russische Recht ist organisch aus der Volksüberzeugung entstanden, während das europäische Recht von den römischen Weltbeherrschern stammt und in äußerem Legalismus und Formalismus des Buchstabens gipfelt.

Ganz besonders ist darum in Rußland und Europa auch das Verhältniß des Staates zur Kirche verschieden: der russische Staat ist von der Kirche ganz getrennt, er hat nur seine weltlichen Aufgaben zu erfüllen, der europäische Staat ist mit der Kirche vermengt, die Kirche maßt sich die Macht über das Weltliche an und vernachlässigt das Geistliche. Das „Heilige Rußland" bedeutet nicht Das, was das politische „Heilige" Römische Reich bedeutet hat, sondern den Schatz von Reliquien, die dem Volksganzen gemeinsam sind.

In Rußland ist das Eigenthum gemeinschaftlich (der Mir), weil die Person als Person Werth hat; in Europa ist die Person werthlos, denn der europäische Privatbesitz bedeutet, daß der Mensch dem Boden zugeschrieben ist; der Boden, nicht die Person hat Werth. In Rußland ist darum auch die Familie ganz anders als in Europa; sie ist patriarchalisch, die Blutsbande verknüpfen ihre Mitglieder zu einer moralischen Einheit, aus der sich organisch die Gemeinde und schließlich der Staat mit dem patriarchalischen Herrscher ausgebildet hat. Die europäische Familie ist individualistisch und darum egoistisch und führt zur Emanzipation der Frau und der Kinder. Rußland lebt einfach, Europa sucht Luxus und Komfort, die politische Oekonomie ist die Wissenschaft dieses materialistischen Genußlebens. Der Russe findet seine wahre, echte, die altrussische, slavische, die vorpetrische Kultur auf dem Lande, ihr Träger ist der Bauer, der Mushik, das ganze Volk; der Europäer hat seine moderne Civilisation, ihr Herd ist in der Stadt und ihr Träger der Bourgeois mit seinem Industrialismus, der das soziale Leben beherrscht, und mit seiner Philanthropie, die im Grunde nur der egoistischen Berechnung entspringt.

Die Wirkung und das Gesammtergebniß dieser beiden so verschiedenen Weltanschauungen und Lebensbethätigungen ist eben so grundverschieden: der Russe ist geistig in sich geeint, sein Gewissen verleiht ihm Ruhe und Zufriedenheit, trotzdem er seine Unvollkommenheit fühlt und immer bekennt; der Europäer ist überzeugt von seiner Vollkommenheit, aber darum doch nicht glücklich und zufrieden, weil sein geistiges Wesen im Innersten entzweit und zur Skepsis und zum Unglauben gebracht worden ist; ohne Glauben aber ist es unmöglich, zu leben.

Kirejewskij versucht, diesen Dualismus, den er der Analyse des gegenwärtigen Rußlands und Europas entnimmt, auch geschichtphilophisch zu erklären. Er findet den Gegensatz zweier Kulturen und Welten schon im Alterthum im Gegensatz von Rom und Athen, an dessen Stelle später Konstantinopel getreten ist; das Christenthum hat die nationalen Eigenthümlichkeiten gemildert, die lokalen und nationalen Eigenschaften blieben in der einheitlichen Weltkirche in ihre Grenzen

gebannt, aber mit der Zeit hat die römische Eigenart die Oberhand gewonnen und so ist es zum Schisma, zum großen historischen Dualismus des Ostens und Westens gekommen.

Die römische Hälfte hat ihrem antiken juristisch-formalen Hang zum Syllogismus, zur Logik nicht widerstanden, hat das Dogma verletzt („filioque“) und die Scholastik ausgebildet, die die christlichen Lehren mit dem Verstand beweisen sollte. Gerade auf diesem logischen Weg ist die Scholastik und Kirche zum Feinde des Verstandes geworden und hat sich trotz ihrem Rationalismus der Autorität der Hierarchie und des Papstes blind unterworfen.

Der Westen hat nicht nur die Kirche, sondern auch seine ganze Bildung in ausschließlich römischer Form erhalten; und darum trägt diese Bildung in allen ihren Elementen den juristisch-formalistischen, äußerlich logischen Charakter an sich. Der westliche Charakter äußert sich auch sittlich im römischen Stolz, der das Wesen der größten römischen Tugend ausmacht, des Patriotismus: der Römer liebte nicht, wie der Grieche, seine Heimath, sein Patriotismus war der Stolz, der im Vaterland eigentlich seine Partei und sein eigenes egoistisches Interesse liebte. Die ganze westliche Bildung ist durch die Rezeption römischen Wesens äußerlich und veräußerlicht.

Die Reformation hat dem Westen die Religion bis zu einem gewissen Grade gerettet, aber im Grunde setzt sie die römische rationalistische Scholastik fort. Der Protestantismus erzeugte die neue germanische Philosophie. Hume, Kant, Fichte, Schelling, Hegel haben die westliche, wesentlich römische Denkart, den Rationalismus mit seinem Syllogismus zum Abschluß gebracht, die alte Einheit der Katholizität bis zum vollständigen Individualismus zersetzt, wodurch der Westen auch gesellschaftlich atomisirt ist; wie schon jeder mittelalterliche Ritter in seiner Steinburg einen Staat im Staate bildete, so ist in der Neuzeit die unumschränkte Autorität des Individuums, seiner persönlichen Ueberzeugung proklamirt worden, der Umsturz (Französische Revolution!) ist die Bedingung des Fortschrittes geworden.

Ganz anders war die Entwickelung des östlichen Christenthums. Kirejewskij zeigt das Wesen der griechischen und byzantinischen Kultur und Bildung historisch nicht so genau wie die Entwickelung des Westens, er begnügt sich eigentlich mit der Darstellung der griechischen Auffassung der Religion, und zwar wird diese im Gegensatz zum äußerlichen logischen Rationalismus des Westens in der Fülle des mystischen Schauens zu erfassen gesucht.

Das Schisma hat Byzanz kulturell geschwächt, aber nicht religiös verdorben; von Byzanz hat Rußland das wahre Christenthum und mit ihm die Grundlagen der wahren Bildung empfangen. Rußland hat keine Bildung gehabt wie die Römer, bevor es das Christenthum empfangen hat, und darum hat es das Christenthum leichter aufgenommen und reiner bewahrt. Und zwar nicht nur die christliche Lehre, sondern auch die Sitten und den wahrhaft christlichen Charakter: der

Russe ist der wahre und eigentliche Gegensatz des Römers; die christliche Demuth des Russen ist der Gegensatz des römischen hoffärtigen Stolzes. Freilich muß Kirejewskij zugeben, daß in neuerer Zeit eigentlich nur das Volk, der Mushik, das reine Christenthum bewahrt, und er giebt weiter zu, daß auch Rußland in seiner Entwickelung einen Fehler gemacht hat, und zwar den, daß es die Form für das Wesen genommen hat: das christliche Wesen, der Sinn seiner Lehren drückt sich in den äußeren Formen (Ceremoniell usw.) aus; bei der innigen Verbindung von Wesen und Form hat der Russe die Form für das Wesen hingenommen und so ist die altrussische Bildung und auch das gesellschaftliche Leben von Formalismus überwuchert worden; daraus entsteht, der Form wegen, sogar eine Art Schisma, der Raskol des sechzehnten Jahrhunderts.

Kirejewskij wäre sogar nicht abgeneigt, die Reform Peters durch den russischen Formalismus zu erklären; der auf die Form erpichte Russe hat das formalistische römisch-westliche Wesen auch aufgenommen. Aber Kirejewskij selbst setzt, trotzdem er die Reform Peters und die westliche Bildung verwirft, den Fehler Peters fort; er begeht sogar die römische Erbsünde und möchte die wahre Religion des orthodoxen Ostens philosophisch begründen: „Denn was wäre Das für eine Religion, die mit dem Verstande nicht verträglich wäre?“ fragt er die Menschen im Westen, die die Philosophie verwerfen, um die Religion zu retten. So gelangt er schließlich zu der Ansicht, die deutsche Philosophie könne die Uebergangsstufe zur selbständigen russischen Philosophie werden: er meint nämlich, die westliche Philosophie habe im deutschen Idealismus ihren Höhepunkt und ihre definitive Form gefunden, über die heraus es keine weitere Entwickelung geben könne. Der Verstand müsse Das anerkennen und zur Umkehr sich entschließen: die kalte Analyse des kritischen Verstandes, den der Westen seit Rom zum Führer hat, müsse zur Vernunft zurückkehren, die Logik, Syllogistik, Dialektik müsse zum mystischen Schauen zurückkommen. Der kritische Verstand hat die einzelnen Seelenkräfte des Menschen isolirt und selbständig gemacht, den Menschen mit sich und in sich selbst entzweit; aus diesem Zustande giebt es nur eine Rettung, zum Glauben, zum Schauen, zur Intuition, überhaupt zur Vernunft zurückzukehren, in welcher alle Geisteskräfte in vollkommener Einheit ein lebendiges Ganzes bilden. Vollkommen ist diese Einheit des Geistes in den griechischen Kirchenvätern erreicht worden; aber Kirejewskij sieht ein, daß die Menschheit zu ihnen nicht mehr zurückkehren könne: die Philosophie ist das Ergebniß und zugleich die Grundlage der Wissenschaften; und die Führerin zwischen den Wissenschaften und dem Glauben, die neue Wissenschaft, verlangt eine neue Philosophie. Und so entscheidet sich Kirejewskij für Schelling, der nach seiner Rückkehr zur Mystik die neue Wissenschaft und Bildung zum wahren Glauben zurückleiten könnte. Wenigstens könnte auf Schellings Grundlage die rettende russische Philosophie entstehen, die griechischen Kirchenväter werden dieser Phi-

losophie als Wegweiser dienen und ihr die Leben spendenden Prinzipien bieten, die Richtung weisen. . .

Kirejewskij sucht also mit Hilfe Schellings, und zwar vornehmlich mit Hilfe des späteren, in Theosophie und Mythologie befangenen Schelling, Kant und Hegel zu überwinden; psychologisch und erkenntnißtheoretisch gesprochen: Kirejewskij acceptirt das Ergebniß der kantischen Kritik, daß die höchsten religiösen Wahrheiten mit dem Verstand nicht erkannt werden können; damit habe Kant die europäische rationalistische Bildung von Grund aus entwurzelt, aber er habe den weiteren nothwendigen Schritt nicht gethan. Erst Schelling hat die Umkehr vom Rationalismus zur Intuition, zum intellektuellen Schauen durchgeführt; aber auch Kant will durch seine Kritik zum Glauben zurückkehren. „Darum besteht der hauptsächlichste Charakter des gläubigen Denkens im Streben, alle einzelnen Theile der Seele in eine Kraft zusammenzufassen, die innere Konzentrirung des Seins zu finden, wo die Vernunft und der Wille und das Gefühl, auch das Gewissen und das Schöne und das Wahre, das Wunderbare, das Gewünschte, das Gerechte, das Barmherzige und der ganze Umfang der Vernunft in ein lebendiges Ganze zusammenfließt und auf diese Weise das Wesen der Persönlichkeit in ihrer ursprünglichen Ungetheiltheit wiederhergestellt wird.“ Kirejewskij sieht die hauptsächliche Eigenart des „orthodoxen Denkens“ darin, daß es „nicht die einzelnen Begriffe im Einklang mit den Forderungen des Glaubens zu gestalten, sondern den Verstand selbst über sein gewöhnliches Niveau höher zu stellen sucht; es strebt danach, die Quelle des Begreifens selbst, die Art des Denkens selbst zum sympathischen Zusammenklange mit dem Glauben zu erhöhen.“

Ich habe den Versuch gemacht, die Geschicht- und Religionphilosophie Kirejewskijs in ein übersichtliches Schema zu bringen; jetzt will ich sie einer kurzen kritischen Besprechung unterziehen.

Der Unterschied zwischen der früheren und der späteren Auffassung Kirejewskijs ist leicht ersichtlich; die Richtung, nicht nur die einzelne Ansicht (zum Beispiel: über die Französische Revolution), hat sich geändert. Wohl hat Kirejewskij schon in seiner ersten Arbeit die Religion als wichtigste gesellschaftliche Kraft anerkannt; schon 1827 hat er den „dummen Liberalismus“, der das Religiöse nicht beachtet, verworfen; aber in seiner zweiten Epoche wird die Religion, die er früher im Sinn Schellings faßte, in ihrer historischen Form hingenommen, die ihr die byzantinisch-russische Kirche gegeben hat. Während Schelling den Gegensatz des Katholizismus (Petrus) und Protestantismus (Paulus) in der zukünftigen Johanneskirche überwinden wollte, sieht Kirejewskij diese ideale Kirche in der russischen Kirche; freilich konstruirt sich auch Kirejewskij eine ideale russische Kirche.

Kirejewskijs Denkart und Auffassungweise ist daraus zu ersehen, welche Philosophen ihn neben den griechischen Kirchenlehrern angezogen haben; neben Schelling sind Männer wie der Schellingianer

Steffens*), dann Vinet, Pascal und Aehnliche; Schleiermacher (er hat ihn in Berlin gehört) war ihm schon zu rationalistisch, von Hegel gar nimmt er darum nur die Anleitung zur geschichtphilosophischen Dialektik. Kants Kritik und Kritizismus verwirft er, wie gesagt, ganz. Dadurch, daß er die neue Philosophie verwirft, ist er auch gegen die Scholastik, in der er die Mutter der neuen Philosophie sieht; er ist konsequent genug, nicht nur die westliche, sondern auch die byzantinische Scholastik abzuweisen, wie er denn gegen den Byzantinismus manches kritische Urtheil fällt.

Er will die Religion und die Offenbarung ganz rein erhalten und erfassen und darum konstruirt er mit Schelling die eigenartige mystische Rezeptivität und das unmittelbare Schauen; der Katholizismus und gar der Protestantismus sind ihm schon keine Religion, weil sie den Glauben rationalistisch begründen wollen. Kirejewskij faßt eben das Dogma als offenbarte Wahrheit und darum sieht er das Grunddogma des Christenthums im Theismus, aber in seiner offenbarten Form als Dreifaltigkeitlehre. (Die Abhandlung von 1856 sollte die Einleitung zu einer Abhandlung über die Dreifaltigkeitlehre sein.)

Natürlich kann Kirejewskij das mystische Schauen allein nicht genügen, er muß nolens volens eine Theorie der Religion haben: und so entscheidet er sich denn für Johannes Damascenus und für Schelling. Kirejewskij faßt die Mystik als eine Art Gnosis, er gesellt sich zu jenen mittelalterlichen Scholastikern, die zugleich die Mystik pflegten, und darum ist er auch zu dem protestantisch denkenden Schelling gekommen und ist bei ihm geblieben.

Eine mystische Krisis, wie sie Tschaadajew durchmachte, hat Kirejewskij nicht erlebt; er liebt die griechischen Kirchenväter und hilft seinen Freunden im Kloster bei der Herausgabe dieser Werke, aber er weiß, daß sie der neuen Zeit inhaltlich doch nicht mehr genügen. Er ist de facto kein Mystiker: er sucht sich in die altbyzantinische Mystik einzufühlen, er sucht sie psychologisch zu erklären, aber er gelangt nur zu seiner Gläubigkeit und zur Annahme der kirchlichen Formen der Frömmigkeit. Im Umgang mit den Mönchen und Gläubigen sucht er Stärkung und Hilfe; den Stachel des Zweifels hat er nicht völlig aus seinem Inneren zu beseitigen vermocht. Er hat wohl seine Ansichten geändert, ist konservativer, aber gegen Diejenigen, die seine früheren Ansichten theilten, nicht intolerant geworden und hat sich auch gegenüber seinen slavophilen Gesinnungsgenossen die Freiheit des Urtheils bewahrt.**)

---

*) Charakteristisch für Kirejewskij ist sein Auszug aus der Autobiographie von Steffens, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war, aber sich schließlich dem Altlutherthum ergeben hat. Steffens war auch gegen die (preußische) Kirchenunion.

**) Bezeichnend sind seine Worte zu Granowskij: „Mein Herz verbindet mich mehr mit Ihnen, aber ich theile viele Ihrer Ueberzeu-

Kirejewskij verlangt vor Allem die Einheitlichkeit nicht nur der philosophischen Anschauungen, sondern des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens. Auf dem Grund einer verfehlten, dem deutschen Idealismus entlehnten Philosophie der Erkenntniß konstruirt er einen psychologischen, erkenntnißtheoretischen und historischen Dualismus, in dem der Gegensatz von Rußland und Europa erfaßt werden soll. Die Art, wie er diesen Dualismus in der geschichtlichen Entwickelung konsequent durchführt, ist eine ganz respektable Leistung; aber seine Geschichte und Geschichtphilosophie ist mehr eine deduktive Konstruktion als eine empirische Konstatirung der Thatsachen.

In der Analyse des europäischen Dualismus hat Kirejewskij die Gebrechen und Mängel der Entzweiung der russischen Entwickelung seit Peter bloßgelegt; die Mängel und Gebrechen, die er an Europa sieht, hat er thatsächlich viel mehr an Rußland und an und in sich selbst herausgefühlt. Man kann und muß zugeben, daß die Entzweiung in Rußland und in Europa besteht, aber Kirejewskij hat gefehlt, wenn er seine Lebensideale geschichtphilosophisch objektivirt und in das alte Rußland verlegt. Er thut, was in Europa die Romantiker seit Rousseau gethan haben: sie suchten das Zukunftideal in der Vergangenheit; die Einen bei den alten Germanen und Galliern, die Anderen bei den alten Slaven, wiederum Andere im Zeitalter der Apostel. Kirejewskij hat Schellings Zukunftkirche in das dritte Rom verlegt oder eigentlich im russischen Mushik entdeckt. Allerdings hat er das dritte Rom sehr idealisirt und so ist, genauer besehen, diese Idealisirung Altrußlands und der Orthodoxie eine scharfe Kritik des bestehenden Rußlands. Das haben die literarischen Schergen Nikolais begriffen und seine Glorifikation Altrußlands vom Jahr 1852 als „ganz besonders schädlich“ verurtheilt. Sehr begreiflich: Kirejewskij sieht im Glauben nicht nur das Glauben einer fremden Ueberzeugung, sondern eine wirkliche Begebenheit des inneren Lebens, in welchem der Mensch mit der höheren Welt in unmittelbare Gemeinschaft kommt; solche Ansicht konnte der offizielle staatskirchliche Autoritätglaube nicht brauchen. Und natürlich ist es nur eine Selbsttäuschung, wenn Kirejewskij die religiöse Unzulänglichkeit der Kirche nur am Katholizismus und Protestantismus zeigt.

Kirejewskijs Geschichtphilosophie ist gewiß verfehlt, als Ganzes und im Einzelnen; die Begriffe sind zu abstrakt und die historischen Thatsachen sind nicht genau analysirt und konstatirt. Das aber kann und muß man auch von Kirejewskijs deutschen Lehrern sagen; und

gungen nicht; unseren bin ich näher durch den Glauben, aber eben so viel unterscheidet mich von ihnen in allem Anderen.“ An Chomjakow schrieb er (1844): „Vielleicht haltet Ihr mich für einen Erzslavophilen. Darauf muß ich sagen, daß ich mir slavophile Denkart nur zum Theil aneigne, der übrige Theil liegt mir ferner als selbst die excentrischsten Ansichten Granowskijs.“

trotzdem kann man die Bedeutung und das Bedeutende der Leistung anerkennen. Den Inhalt der Geschichte bildet die wunderbare Einsetzung der Theokratie, wobei das Schema der russischen Kirchenhistoriker festgehalten wird; im Sinn dieser Kirchenhistoriker wird die fatale Entzweiung der Kirche und damit der Menschheit in einem neuen Adamsfall (Schisma) gesehen, der sich dann in wenig veränderter Form in Rußland (Peter) wiederholt.

Die Begriffe, Kirche, Staat, Nation, sind zu abstrakt und den historischen Thatsachen wird Gewalt angethan; oft geschieht Das auf geradezu naive Art. Kirejewskij sieht in Plato und Aristoteles die typischen Vertreter zweier Welt- und Lebensanschauungen. Plato ist der Mystiker, Aristoteles der Syllogistiker und Rationalist: Kirejewskij denkt darüber gar nicht nach, daß diese beiden Denker Zeitgenossen und Griechen waren und daß also das Griechenthum dem Römerthum nicht so einheitlich gegenübersteht wie er gemeint hat; der Zwiespalt wird dadurch nicht behoben, daß Aristoteles einfach dem Westen zugesprochen wird. Eben so hat er die Thatsache nicht erkannt, daß die Theologie und Scholastik gerade von den Griechen systematisirt wurden. Solche Fehler sind nicht vereinzelt. Kirejewskij untersucht nicht, wie und wann das antike Griechenthum sich im Byzantinismus fortentwickelt hat, man begreift nicht, warum die Russen und Slaven ihrem Volkscharakter nach den Griechen näher stehen als die Germanen und Romanen, und auch der Begriff des Westens und Ostens ist recht ungegliedert. Aber es giebt in dieser Geschichtphilosophie noch schwerere Räthsel, ganz besonders das: wie es geschehen konnte, daß die wahre einheitliche Weltkirche durch den römischen Stolz so verhängnißvoll besiegt werden konnte, das Göttliche durch das Menschliche. Kirejewskij selbst stellt sich die Frage, warum die russische Bildung mit ihren Vorzügen sich nicht voller entwickelt habe als die europäische; warum hat Rußland Europa nicht überholt, warum hat Rußland die Menschheit in der Bildung nicht geführt, sondern von Europa die Bildung entlehnt? Und wir müssen noch weiter fragen: Wie konnte die göttliche Wahrheit von dem bildunglosen Russenvolk wie ein Schatz unberührt und rein für die Menschheit aufbewahrt werden? Der bibelfeste Kirejewskij hat dieses geschichtliche Räthsel ganz im Gegensatze zu der Parabel vom begrabenen Pfand erfaßt.

Im Widerspruch zu Schelling und zum romantischen Heroenkultus sucht sich Kirejewskij mit dem russischen Mushik en masse zu helfen, er sieht im Mushik den religiösen Idealmenschen; er verlangt, daß das rettende russische Denken von Allen, von der Gesammtheit der Gläubigen ausgearbeitet werde, die Genialität, hören wir, schadet da vielmehr und ist nicht nöthig. Kirejewskij faßt seinen religiösen Agrarismus auch sozial und verherrlicht den Mir, den er als soziale Grundeinheit des russischen Staatswesens schildert.

Er gelangt konsequenter Weise zum Messianismus. Rußland, Rußlands wahrer Glaube wird auch den Westen retten; nur ist Kire-

jewskij noch so bescheiden und tolerant, daß er diese Rettung sich als eine Synthese der russischen und westlichen Kultur vorstellt, durch welche der Retter vom Geretteten Manches an Bildung mitgewinnt. Er hat das Slavophilenthum noch nicht so exklusiv nationalistisch gefaßt wie seine Nachfolger, er sucht die eigentliche Motivirung seines Messianismus immer in den Vorzügen und der Absolutheit des orthodoxen Glaubens. Aber es ging nicht an, den Glauben ohne Gläubige hinzustellen. Kirejewskij mußte über die nationalen Eigenschaften der Russen und der übrigen Völker nachdenken und er mußte sich auch darüber Gedanken machen, warum die Russen die Rettung der Menschheit in einer bestimmten Zeit übernehmen sollen. Schon in einem Bericht über die russische Literatur für das Jahr 1829 hat er die Eingliederung Rußlands in Europa besprochen; er findet da, daß alle europäischen Nationen ihre Aufgabe beendet haben, Europa sei schon ein kulturell Ganzes, das die Selbständigkeit der einzelnen Nationen verschlungen habe. Eben darum brauche Europa, um als Ganzes organisch weiterzuleben, ein Centrum: und dieses könne nur ein Volk und gerade das russische sein, das politisch und geistig über die anderen herrschen könnte; Rußland werde quasi die Hauptstadt, das Herz der anderen sein, wie es vorher der Reihe nach Italien, Spanien, Deutschland zur Zeit der Reformation, England und Frankreich waren. Kirejewskij sieht zwar neben Rußland noch die Vereinigten Staaten Amerikas, die eben so jung und frisch seien wie Rußland, aber sie seien von Europa zu weit, auch sei die englische Bildung zu einseitig; Rußland habe die Grundlagen seiner Bildung von allen Völkern erhalten, sei darum allgemein europäisch und deshalb, auch wegen seiner geographischen Lage, berufen, Europa zu beeinflussen. Kirejewskij meint, der russische Volkscharakter mit seiner Geschmeidigkeit und Aufnahmefähigkeit weise an des selbe Ziel wie die politischen Interessen des Staates. „Das Schicksal jedes europäischen Staates hängt von der Vereinigung aller übrigen ab; das Schicksal Rußlands hängt von Rußland allein ab. Aber das Schicksal Rußlands ist in seiner Bildung beschlossen: diese ist die Bedingung und Quelle aller Güter. Sobald alle diese Güther unser sein werden, werden wir sie mit dem übrigen Europa theilen und unsere ganze Schuld werden wir ihm hundertfach heimzahlen."

Dieser Messianismus ist, wie gesagt, noch bescheiden. Auch wird er schließlich realistisch begründet durch die Jugend und Frische des russischen Volkes, seine politische Macht und geographische Lage und seinen Charakter. Später hat Kirejewskij über die Sache anders gedacht. Wir lesen in der Abhandlung von 1852, daß die Rasseneigenschaften die Hoffnung auf eine Zukunft nicht begründen können; diese Eigenschaften können, wie der Boden, auf den der Same fällt, dessen erste Entwickelung beschleunigen oder verlangsamen, sie können ihm eine gesunde oder karge Nahrung gewähren und vermögen ihm eine freie Entfaltung zu geben oder ihn mit fremdem Gewächse zu unterdrücken: der Charakter der Frucht hängt vom Charakter des Samens ab.

Wenn man schon das Gleichniß vom Boden und Samen gelten lassen will, so würde man eine genauere Untersuchung des Bodens verlangen. Darin ist Kirejewskij recht unvollständig: den Russen (er spricht bald von den Russen, bald von den Slaven) schreibt er ganz besonders die Friedfertigkeit zu, die offenbar der christlichen Nächstenliebe entsprechen soll, und er erfindet auch einen ganz friedfertig entstandenen russischen Staat. Ist diese Friedensliebe eine Rasseneigenschaft oder ist sie den Russen anerzogen worden und wodurch? Offenbar hat Kirejewskij das Humanitätideal der deutschen Aufklärung übernommen und ins Russische übersetzt.

Nur noch eine Bemerkung über den Charakter Kirejewskijs, sofern er sich in seinen Fragmenten kungiebt. Daß wir von ihm nur Fragmente haben, zeigt uns den Menschen in seiner literarischen Vereinsamung; die nikolaitische Censur und Repression hat ihm die Schaffensfreudigkeit genommen und ihn literarisch zum Einsiedler gemacht. Er hat sich in sich selbst zurückgezogen und dann im Einklang mit seiner Theorie sich der Beschaulichkeit ergeben; zum Kampf gegen die Bedrückung hat ihm der Sinn und der Muth gefehlt. Als selbst Pogodin 1848 die Absendung einer Adresse an den Zaren anregte, in der sich die Schirftsteller über die Censur beschweren sollten, hat Kirejewskij davon abgerathen, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß er und seine Freunde nicht zur Regirung stehen; um Rußland vor inneren Wirren und vor dem Krieg zu bewahren, in welchem Rußland den Deutschen gegen die Slaven helfen könnte, müssen die Wohlgesinnten die Literatur auf zwei oder drei Jahre opfern. Und auch in den sozialen Fragen und speziell in der großen russischen Frage (Befreiung der Leibeigenen) hat Kirejewskij sehr konservative Ansichten gehegt.

Er huldigt einem starken Quietismus. Die russischen Verhältnisse übten da einen stärkeren Einfluß als die deutsche Philosophie. Kant und Fichte, aber auch Schelling konnten Kirejewskij auf die Bedeutung des Willens neben dem Intellekt aufmerksam machen; hat ja Schelling (gerade auch in der von Kirejewskijs Stiefvater übersetzten Abhandlung) das Wollen als die Quelle des Selbstbewußtseins hingestellt und in den späteren, schon ganz mystischen Schriften das Wollen direkt als das eigentliche Sein, das Ursein, gefaßt. Kirejewskij hat über das Problem des Willens auch nachgedacht, aber er ist gerade von hier aus zum Quietismus gekommen. In einem Brief an Chomjakow beklagt er, daß die Gegenwart nicht, wie die alte Zeit, verstehe, den Willen zu stärken; wohl gebe es einzelne starke Persönlichkeiten, wie Napoleon, aber sie seien nur Ausnahmen: der Wille werde im Geheimen geboren und durch das Schweigen erzogen. Die russischen Mönche und die Alten sind Kirejewskij die wahren, die willensstarken Helden; mit ihnen hat auch er die Weltflucht gewählt.

Prag. Professor Thomas G. Masaryk.

Ostwind.

Je weiter sich die Beziehungen des Kapitals international entwickeln, desto schwieriger wird das Verhältniß des Urtheils zu den Thatsachen. Das ist vielleicht ein Glück; denn es erhält der einen Seite denn Optimismus, der anderen die Gunst des Geldes. Siehe: China. In der Politik und in den Finanzen ein Chaos. Seit der letzten Stunde der Mandschus wird dem neuen chinesischen Reich der Bankerot angekündet. Verdient der Besitzer chinesischer Renten nicht Bewunderung? Kein Alb stört ihm den Schlaf. Er ruht so sicher im Schoß seiner „Chinesen“ wie in der Zeit, da noch das Drachenpanier auf den Zinnen der alten Kaiserstadt wehte. Wenn das Nachdenken beschwerlich wird, stellt zur rechten Zeit das Vertrauen sich ein. Man erinnert sich der Vorschußwirthschaft, die so talentvoll vor dem Abschluß der viel beredeten Fünfmächteanleihe betrieben wurde. Die Kanonenfabriken warfen ihre Geldgeschosse ins Reich der Mitte. Dann kam, im Mai 1913, die fünfprozentige Reorganisation-Anleihe im Betrag von 25 Millionen Pfund Sterling. Man athmete auf. „Nun wirds mit den unangenehmen Vorschüssen bald zu Ende sein.“ Die Freunde chinesischer Anleihen sollten keine unruhige Minute mehr haben. Man erklärte ihnen, von den Banken sei eine Sicherheit verlangt worden, die sich nicht allein auf die „für die Vergangenheit undiskutirbare Vertragstreue der Chinesen“ stütze, sondern sich, nach ihrem Urtheil und nach menschlicher Voraussicht, auch im Wechsel der Dinge so bewähren würde, wie die Seezölle (deren Ertrag der Anleihe verpfändet ist) sich bisher bewährt haben. Noch mehr wurde geboten: die europäische Verwaltung der Seezölle. Darüber sagten die Banken: „Es ist möglich geworden, für die Thätigkeit der im Zusammenhang mit der Anleihe neu einzusetzenden fremdländischen Organe in China feste, vertragmäßige Grundlagen zu schaffen, die die Möglichkeit ausschließen, daß das Werk der finanziellen Beobachtung Chinas und die Umformung der Einnahmen aus der Salzsteuer auf halbem Wege wieder aufgegeben werden könnten. Das war um so wichtiger, als die Reform der Salzsteuer eine Aufgabe ist, die nicht nur eine gewisse Zeit erfordern wird, sondern auch nur nach einem festen Programm durchgeführt werden kann.“ Schöne, volltönende Worte, die das ängstlichste Hasenherz beruhigen mußten.

Nun konnte das Verhängniß seinen Lauf nehmen. Die Revolution erschien in zweiter Auflage; und der Finanzminister legte ein Budget vor, das für 1913 einen Fehlbetrag von 400 Millionen Mark in Aussicht stellt. Wahrscheinlich ist die Summe zu niedrig; aber für den ersten Anhieb reicht sie. Die glücklichen Besitzer chinesischer Renten kümmerten sich um die Bekenntnisse einer Schönen Seele kaum. Das Defizit machte ihnen keine Sorgen. Hatten sie doch die stolze Erklärung der Banken, die jeden Zweifel als Frevel ausschloß. Das Salz war die Hauptsache. „Wie aber soll man salzen, wenn das Salz fad

ist?“ Der Anleiheprospekt sagte, daß die Salzsteuer zuletzt 7,29 Millionen Pfund Sterling gebracht habe. Davon seien 3,68 Millionen verpfändet. Auf die zweite Hälfte habe die englische Crisp-Anleihe mit einem Zinserforderniß von 250 000 Pfund Sterling Beschlag gelegt, so daß 3,36 Millionen für die große Reorganisation-Anleihe blieben. Da die nur 1,25 Millionen Pfund Sterling brauchte, so war für die Zinsen reichlich gesorgt. Wenn die Rechnung stimmte. Man zweifelte nicht daran, daß sie in Ordnung sei; die Reform der Salzzollverwaltung soll ja den Ertrag des Salzes beträchtlich steigern. Da kamen die Pessimisten und wandelten die Rosafarbe des Finanzprogramms in schmutziges Grau. Zunächst hieß es: Die Provinzen haben ihre Verpflichtungen gegen das Anleihekonsortium nicht erfüllt. Bis zur Reorganisirung des Salzmonopols sollten die Provinzen Tschili, Schantung, Honan und Kiangsu von ihren Einnahmen die für die Kosten des Anleihedienstes nöthigen Beträge aufbringen. Die Provinzialbehörden erkannten die Verpflichtung ausdrücklich an und verpfändeten als Sicherheit bestimmte Abgaben. Aber der Finanzminister meinte, daß es den Provinzen mit ihren Zahlungversprechen nicht Ernst gewesen sei. Landeskenner behaupteten, die Angaben über die Höhe des Salzsteuerertrages seien von Anfang an nicht richtig gewesen. Die chinesische Regirung habe nie mehr als ein Drittel des fälligen Betrages in ihre Hände bekommen. Der Rest sei bei den Provinzialbehörden hängen geblieben. Daß die Verwaltung der Salzzölle unzulänglich war, wissen die europäischen Banken. Die Seezollverwaltung ist, unter englischer Leitung, zu einer Mustereinrichtung geworden. Dahin müssen auch die Salzzölle gebracht werden.

Wars aber nöthig, das deutsche Kapital in den Bereich dieses neuen chinesischen Risikos zu schleppen? Der Wirthschaftpolitiker sagt: Ja. Hinter der Großen Mauer finden wir Chancen; und der deutsche Geschäftsstratege hat keinen Grund, zuzusehen, wie Andere in diesem Zaubergarten spaziren. Deshalb muß das deutsche Publikum Chinesen kaufen. Les affaires c'est l'argent des autres. Alt, aber unfehlbar. Die Vertreter der fremden Mächte haben in Peking wegen der eigenartigen Behandlung der Salzsteuerreform Beschwerde erhoben. Der Premier stammelte, er müsse sich erst mit der Materie vertraut machen, ehe er eine erschöpfende Antwort geben könne. Praenumerando aber leistete er den Hinweis, daß er die Meinung der Gesandten über den Einfluß der fünf Mächte auf die Salzzollverwaltung nicht theile. Die „erschöpfende“ Aufklärung kann nicht erschöpfender sein als die einleitende Vorbemerkung. Die Bankiers der glorreichen gelben Republik wissen nun, daß zwischen der wichtigsten Mittheilung ihres Prospektes vom Mai 1913 und der Meinung des chinesischen Premierministers vom September 1913 ein Spalt klafft, der breit und tief genug ist, um ein ganzes Regiment von Gläubigern zu verschlingen. Die Mächte (lucus a non lucendo) haben sich über ein Jahr lang geplagt: und als Garantie doch nur eine europäische Abrechnungstelle

erreicht? Solches behaupten, heißt, zur Willkür Spott und Hohn fügen. Das glauben die Gelben doch selber nicht. Sie wissen ganz genau, daß eine europäische Verwaltung verabredet war. Nur so hat sich Europa die gelbe Finanzreform gedacht. Will sichs nun narren lassen? Etwa so, wie mit den Vorschüssen? Das ist der zweite Streich, der den verbündeten fünf Geldnationen gespielt wurde. Vereinbart war, daß die chinesische Regirung sechs Monate nach Abschluß der Reorganisation-Anleihe kein neues Darlehensgeschäft machen dürfe. Da stellte sich heraus, daß schon zwei neue Anleihen abgeschlossen waren, die wenige Monate nach der Emission der „Reformpapiere" auf den Markt kommen sollten. Die Partner dieses Geldhandels waren österreichische Firmen. Zwischen Schwarzgelb und Gelb hat sich ein lebhafter Geschäftsverkehr entwickelt. Die Skodawerke und die Poldihütte hatten früher schon Vorschüsse gegeben; und die österreichische Schwerindustrie, besonders die Kanonen- und Panzerfabriken, hat in geschickter Weise Eroberungen in Ostasien gemacht. Daß die Oesterreicher sich um den Vertrag der „Fünf Mächte" nicht kümmern, kann ihnen Niemand verdenken. Sie wurden, thörichter Weise, nicht in das Quintett aufgenommen und machen ihre Geschäfte nun auf eigene Faust. Anders sehen die Dinge aus, wenn man sie in Beziehung zu der chinesischen Vertragspflicht setzt. Die Vorschüsse sollten beseitigt werden, um die Sanirung der Finanzen möglich zu machen. Wenn sie sich aber wie eine ewige Krankheit forterben, so werden die Voraussetzungen für die berühmte chinesische Wiedergeburt vernichtet. Haufen europäischen Geldes sind in Drachenpapieren und im chinesischen Geschäft angelegt. Soll mit diesen vielen Millionen munter Schindluder gespielt werden? Die Europäer in Shanghai blicken nicht heiter drein.

Die beiden österreichischen Vorschüsse, um die sichs handelt, wurden auf 3,20 Millionen Pfund Sterling festgesetzt. Davon sollten der chinesischen Regirung nur 1,53 Millionen bar ausgezahlt werden; der Rest (1,67) war zum Ankauf von Torpedobooten bestimmt, deren Bau und Bewaffnung unter die bekannte triester Werft Stabilimento Tecnico, den Stettiner Vulkan, die Skodawerke und die Maschinenbauanstalt Schwartzkopff in Berlin vertheilt werden sollte. Bevor diese beiden Anleihepläne wirksam werden, hat die chinesische Regirung, um ihre Kassen zu füllen, ein neues Geldgeschäft mit Oesterreich zu Stande gebracht: gegen sechsprozentige Schatzbonds bekommt sie 1,20 Millionen Pfund Sterling; muß aber einen guten Theil des Geldes in Kriegsschiffen anlegen, die von österreichischen Lieferanten ausgestattet werden. An der Größe der Geldnoth lassen solche Geschäfte keinen Zweifel. Ob China die Torpedoboote und Kreuzer braucht oder nicht: sie müssen bestellt werden; und der Betrag wird vorher vom Darlehen abgezogen. Diese Geschäftsart läßt die Gemüthsstimmung der Fremden erkennen. Trotzdem sie nicht ihr eigenes Geld aufs Spiel setzen, fordern sie für die Industrie Aufträge: als Risikoprämie.

Zur Rentenstrategie werden auch die Finanzgeschäfte der Balkan-

länder neuen Lehrstoff liefern. Der erste Staat, der sich „auf dem Markt“ gezeigt hat, ist das Königreich Bulgarien. Das verlangt 600 bis 700 Millionen Francs. Ob die in Paris zu haben sein werden, ist die Frage. Die Zeiten haben sich geändert. Als die französische Bankwelt bereit war, den Bulgaren zur Konvertirung ihrer sechsprozentigen Anleihe zu helfen, wußte sie noch nichts von dem drohenden Krieg. Auf 180 Millionen war die bulgarische Anleihe festgesetzt; und im Herbst 1912 sollte sie herauskommen. Bulgarien wollte sich nicht mehr durch die Gewährung von Sonderpfändern degradiren lassen und die französische Regirung hatte, im Gegensatz zu älteren Entscheidungen, die Erlaubniß zur amtlichen Cote für die neuen, „ungedeckten“ Bulgaren ertheilt. Noch 1910 war einer bulgarischen Anleihe der Eintritt geweigert worden, weil weder besondere Sicherheit noch Aufträge für die Industrie gegeben worden waren. Aus dem selben Grund hatte die preußische Regirung ihr Veto gegen die Anleihe eingelegt. Sie erschien dann in Hamburg und mußte fast zwei Jahre an der Börse antichambriren, ehe ihr die Schranken geöffnet wurden. Solche Erinnerung ist schmerzhaft; denn an die stolze Weigerung besonderer Sicherheiten ist nicht mehr zu denken. Es kann sogar noch schlimmer kommen. Die französische Große Finanz, die auf die erwähnte Konversionanleihe mehrere Vorschüsse gezahlt hat, im Uebrigen aber die ursprüngliche Absicht für erledigt hält, will nicht nur die üblichen Garantien, sondern denkt sogar an eine Finanzkontrole zur Beobachtung des Zinsendienstes. Quelle horreur! Ein Rückfall in alte Balkansitten. Aber Bulgarien braucht sehr viel Geld; und wenn man einen Riesenbedarf und ein schmales Portemonnaie hat, muß man gute Miene zum bösen Spiel machen.

Zunächst werden die lieben Wiener aushelfen; wie sie 1910 einsprangen, als die ablehnende Geste Frankreichs das Anleihegeschäft von den Ufern der Seine wegtrieb. Bis zum Ende des Monats will das Bankenkonsortium, unter Führung der Kreditanstalt und des Wiener Bankvereins, sich entscheiden, wie und wie hoch der von den Bulgaren erbetene Vorschuß zu gewähren sei. Wahrscheinlich 30 Millionen Francs, auf ein Jahr, zu 11 Prozent. Man denke: 11 Prozent! Zwar wird nur von 6 Prozent gesprochen; in der Wirklichkeit sinds aber 11. „Nie kehrst Du wieder, goldne Zeit, so froh und ungebunden.“ Die Kosten des Krieges sind mit einer halben Milliarde eher zu niedrig als zu hoch geschätzt. Was fehlte, mußte also in natura geliefert werden; und als Zahlung für diese Lieferungen gab der Staat besondere Schuldscheine aus. Im Ganzen für etwa 250 Millionen Francs. Diese Zettel müssen eingelöst werden. Dazu kann das Ausland natürlich kein Geld geben. Die internationale Anleihe muß also durch ein nationales Finanzgeschäft ergänzt werden. Auch Bulgariens Schicksal zeigt, wie rasch sich die Distanz für das internationale Kapital ändern kann.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. September 1913.

Stambul-Handicap.

Griechenland

hat gewollt: 1. Die Erneuung des Glaubens an Hellas
2. In Europa den Nationalstaat aller Griechen
3. In Asien ein duldsames Siechthum der Türkei
4. In Nord einen Deich gegen die Slavenfluth
5. In West Köder und Gunstkaufpreis für Italien
6. Das Erbrecht auf Hadrians und Konstantins Städte;

hat erlangt: 1. Die Doppelung der Reichsmacht, des Reichsnimbus
2. Lähmung des Urfeindes, der Bulgaro-Mongolen
3. Trutzeinheit mit Serben und Dako-Walachen
4. Also Brücken nach Ost und West, Petersburg und Rom
5. Die Erste Hypothek auf Byzantions Primat
6. Zwiefachen Sporn aus Trägheit: Albanien und Thrakien.

Serbien

hat gewollt: 1. Aus dem Drina-Donau-Morawa-Kessel ans Meer
2. Aus Ungarn-, Türken-, Bulgarendruck in Athemfreiheit
3. Aus pester Willkürlaune ins Recht zur Marktwahl
4. Aus dem Ruch strolchender Hammeldiebe in Achtung;

hat erlangt: 1. Kossowo, Hauptstücke des Sandschaks und Makedoniens
2. Ernstes Lob seiner Schlagkraft, Tüchtigkeit, Würde

3. Europens Bürgschaft für den Weg an die Adria
4. Die Kraft, Bosniaken und Kroaten anzuziehen,
5. Albaniens Homunkelelend abzuwarten und
6. den Arm jedes Serbenpatrons wuchtig zu panzern.

Bulgarien

hat gewollt: 1. Freche Täuschung der Großmächte, Genossen, Feinde
2. Ausrodung der Serben in West, der Griechen in Süd
3. Rumäniens Schnappen nach Serbenspeck (Negotin) und
4. Einzwängung in diese Winkelfalle, bis
5. aus Belgrad der Drang in Personalunion erpreßt,
6. dem Räuberschwarm Albaniens die Bruderhand gereicht,
7. Ostrom die Beute der Mongolen geworden ist,
8. Khan Ferdi-Simeon von Stambul bis Medua herrscht
9. und dem geprellten Wien Rußlands Knute zeigen kann;

hat erlangt: 1. Vier Züchtigungen (von jedem Nachbar eine)
2. Schmälerung in Nordost, schlechte Grenze in Südost
3. Große Brocken von Makedonien und Thrakien
4. Einung aller ihm feindlichen Balkanchristen
5. Schmähliches Ende erschwindelter Praestigia
6. Welken süd- und nordslavischer Bruderliebe
7. Tod der stolzen Hoffnung auf Konstantinopel
8. Troftrecht, in Demuth Karls Greisenhand zu küssen und,
9. nach dem Kreuzzug, des Khalifen Gunst zu erwinseln.

Rumänien

hat gewollt: 1. Entschädigung von dem nach Plewna ihm Geraubten
2. Grenzschutz durch die Linie Silistria-Baltschik
3. Rückkehr in den serbo-walachischen Bund von 68
4. Rußlands (nicht barsch gewährte) Erlaubniß zum Vorsprung
5. Ehrfürchtigen Dank aus Athen, Belgrad, Cetinje
6. Das Recht, laut an Habsburgs Rumänen zu denken und
7. nicht, als des Dreibunds Wurmfortsatz, zu vereitern;

hat erlangt: Alles; ohne gewichtigen Kostenaufwand.

Rußland:

hat gewollt: 1. Dehnung der Machtsphäre vom Weißen Meer zur Adria
2. Bündelung aller Südslaven zum Vorpostendienst.
3. Abkehr von jedem Weg in ein neues Mürzsteg,
4. von der Pflicht, am Balkan mit Oesterreich zu äugeln
5. und Galiziens Grenze fromm zu salutiren
6. Entkräftung, Päppelung des Bosporuswächters
7. Gelegenheit, den Westmächten gefällig zu sein,
8. in Südost den Pestkreis um Deutschland zu schließen und
9. den jungen Wohlstand doch nicht aufs Kriegsspiel zu setzen;

hat erlangt: 1. Stärkung des doppelästigen Serbenstammes
2. Demüthigung des undankbarsten Pflegekindes
3. Schirm gegen oströmische Tatartschina
4. Erwärmung des Walachengefühles
5. Guthaben (Dank und Hoffnung) in Rom und Athen
6. Oesterreichs Schwächung und Bereitschaft zum Frieden
7. Neue Fesselung Frankreichs, des Orientbankiers
8. Mehrung slavischer Zuversicht und Attraktivkraft
9. Schlüsselrecht für Marmara, Aegaeis, Mittelmeer.

Frankreich

hat gewollt: 1. Sicherung des Zinses von Slaven, Griechen, Türken
2. Hellung des fahl gewordenen Namensglanzes
3. Sichtbare Zärtlichkeit aus Athen und Bukarest
(Management: Delcassé, Blondel, Cydoux & Co.)
4. Andacht vor Reichthum und Schwertschärfe der Republik
5. Vertrauenszuwachs von den nations francisées
6. In Südost sachte Spaltung des Dreibundsappendix
7. In Nordost Freundschaft für Latino-Orientalen
8. Stillung alten Narbenschmerzes (Stefano-Berlin)
9. Dämpfung der Germanenmacht (ohne Kriegsrisiko)
10. Ablenkung des Römerblickes von Tunis
11. Fernsicht auf slavo-griechische Hilfe im Mittelmeer
12. Alles von Rußland und Britanien Begehrte;

hat erlangt: 1. Gläubigerruhe, Ansehenswuchs, Heeresmehrung
2. Albanien als Bremse der Italergier, also

3. Minderung der Sorge um Tunis-Biserta
4. Titus Livius Majorescu als thätigen Mittler
5. Oesterreichs Sehnsucht nach dem Spartopf der Franzosen
6. Lösung des Islam vom Glauben an deutschen Beistand
7. Konzessionen und Vorrechte in Anatolien
8. Ergo: was Friedenswaffen erfechten konnten.

England

hat gewollt: 1. Die Entwerthung des deutschen Türkentrumpfes ohne
2. Kränkung der indischen Mohammedaner
3. Slavo-latinischen Wall in Südosteuropa
4. Latino-slavische Schutzwacht im Mittelmeer
5. Patronat über Sudabai, Euphrat, Koweit
6. Anerkennung seines Erbrechtes auf Arabien
7. Entgiftung des Urplanes zur Bagdadbahn
8. Sperrung des trockenen Weges nach Britisch-Indien
9. Möglichkeit, bei Otranto Italien zu kirren
10. Freies Albanien: Schleswig-Holstein des Orients
11. Einlullung Deutschlands: „Prosit Mesopotamien“!
12. Alles, um jeden Preis, ohne Europäerkrieg.

hat erlangt: Der Wünsche Krönung; und die Weltrichterglorie.

Italien

hat gewollt: 1. Assekuranz gegen Rache für Tripolis
2. Grundbuchung seiner Hypothek auf Valona
3. Trautes Kosen mit Oesterreich-Ungarn, bis
4. der Rechtsanspruch amtlich eingetragen und
5. Giulianos Albanersaat zur Ernte reif ist

hat erlangt: 1. In Afrika Ruhe vor den Osmanen
2. Im Dreibund den sonnigsten Ehrenplatz
3. Schmeichelnde Huldzeichen von der Triple-Entente
4. Freie Wahl zwischen den Vortheilen beider Bünde
5. Bürgschaft gegen berliner Familienpolitik
6. Galizien und Kroatien,
7. Bosnien und Herzegowina,
8. Siebenbürgen und das Banat: Irredenta

9. Oesterreich-Ungarn rings von Feindschaft umdroht
10. Die Umarmung der Adria kein Knabentraum mehr.

Oesterreich-Ungarn

hat gewollt: 1. Stärkung der Völker, die es nicht herbergt (Bulgaren, Türken, Albaner)
2. Schwächung der Stämme, deren Splitter es im Fleisch hat (Serben, Kroaten, Walachen, Russen), und
3. aller Feinde der lieben Bulgaren (Hellas)
4. Freiheit von Panslavismus und Irredentismus
5. Losung: „Der Balkan den Balkanvö'kern!“ (Denen der Herr über Sarajewo sich zuzählt);

hat erlangt: 1. Den Räuber- und Bluträcherstaat Albanien
2. Italiens Recht, dessen Boden fortzudüngen
3. Patronatsgemeinschaft also (in der Wien fünf Feinde, Rom fünf Freunde hat)
4. Ein italo-albanisches Skutari
5. Enttäuschung der Türken
6. Entfremdung der Rumänen
7. Enthüllung des Bulgarentruges
8. Serbengelübde, sich an ein Meer zu kämpfen.
9. Dumpf brausenden Haß aller (nicht polnischen) Slaven
10. Leerung der Staatskassen, Gewerbekrisis
11. Fünf umdräute Grenzen: Pflicht zur Wehrstärkung (Die ohne Tisza, Wiens Hort, nicht zu haben ist)
12. Schrumpfung der Zuversicht, jungen Gemeinbewußtseins
13. Gefahr: innen Zersetzung, außen Koalition
14. Gewinn: Freundschaft mongolischer Kinderschänder
15. Trost: Morgenroth zürnt hell aus den besten Hirnen.

Das Deutsche Reich

hat gewollt: Die Wahrung des Europäerfriedens;
hat erlangt: Seiner Feinde gesegnete Friedensmahlzeit.

Das Lamm Benedikt Spinoza.

In tausend Büchern steht geschrieben, Spinoza sei ein Unmensch von einem Murmelthier und ein geborenes Opferlamm gewesen. Das war er aber nicht, vielmehr in der That von Haus aus eine höchst leidenschaftliche Natur.

Vor mir liegt das kürzlich im Verlage von Eugen Diederichs herausgekommene Werk „Spinoza im Portrait“ von Ernst Altkirch, wo man nun die sämmtlichen Bildnisse Spinozas vor sich hat. Jedes widerspricht der hergebrachten Auffassung; auf keinem fehlt die eiserne Disziplin über sich selbst und die gebändigte Leidenschaftlichkeit. Das aber hat Niemand angerührt. Selbst Lavater, der feine, feinste Gesichtsleser, spricht davon nicht, hat in unserem Fall überhaupt kleinlich, schief, plump gesprochen: freilich hatte er ein kleinliches, schiefes, plumpes Portrait vor sich, eine unglückliche Verklotzigung des Kupferstiches von Fessart. Lavater selbst sagt von der Fratze, die er bringt (Physiognomische Fragmente III, 277): „Nicht das beste Bild, das ich schon von Spinoza gesehen. Nicht drin sind die starken Augenbrauen des tiefen Denkers, nicht im unteren Umriß der Nase die unkindische Spürerei, nicht im Munde die Mächtigkeit und Melancholie des Urbildes. Aber so, wies da ist, welch ein sprechender Kopf! Wie steht der Mann in sich und auf sich allein! Wie wandelt er eigene Pfade ohne Rückblick auf Schmäher und Nachfolge! Wie bildete, wurzelte er sich in tiefer Stille! Welch stille Festigkeit in der Stirn! Was liegt nicht für erstaunlicher Verstand zwischen den Augenbrauen bis zur Nasenwurzel! Wie viel und tief bemerkend der Blick! Wie aufspürend alle lockere Stellen jedes ihm begegnenden Systems! Wie ermüdet von Denken, Forschen, Zweifeln! In dem (obgleich, gewiß nur halb wahren) Munde wie viel Weisheit und stiller Adel, — Laune und Salz! Das ganze Gesicht ein liebliches Gemisch von Trübsinn, Kampf mit Zweifeln und philosophischer Behaglichkeit, die geglaubtes Gefundenhaben der Wahrheit erzeugt. Die Miene lächelt den voltairischen Vers: „J'ai de plats écoliers et de mauvais critiques“. Lavater war übrigens ein feiner Kopf, aber sein Verstand von Philosophie und von Philosophen war nicht weit her. Wer einem Philosophen eine kleinlich lächelnde Miene eines Kleinlings zutraut, wer bei Philosophen von Trübsinn, Melancholie, philosophischer Behaglichkeit und endlich gar von Kampf mit Zweifeln redet, Der redet nach der landläufigen Vorstellung von Philosophen, aber nicht von Philosophen, gewiß nicht von Spinoza und nicht von dem Aussehen

Spinozas, — es ist kein einziger negativer Zug in diesem positivsten Gesicht von der Welt.

Schön erkannt hat Lavater nur die Festigkeit des Mannes in seinen Gedanken, aber die gleiche Festigkeit ist zu erkennen auch in der Herrschaft über sich selbst; gebändigte Leidenschaftlichkeit, sage ich, spricht aus den Zügen aller Bildnisse. Und nicht nur aus den Bildnissen. Jedem, der nachlesen will, werden Beispiele genug sogar von offen sich zeigendem raschen, feurigen, ja, heftigen Temperament in den Schriften Spinozas aufstoßen. Von Denen, die Das leugnen, sollte man glauben, daß sie jemals in den Theologisch-Politischen Traktat hineingeguckt haben? Die Urtheile darin über Juden und jüdische Literatur sind zum Theil stachelig und hart bis an die Ungerechtigkeit. Hier fassen wir Spinoza an der primitiven, noch nicht völlig in die Theorie erhobenen Subjektivität seines Erlebens; noch litt er unter den Affekten, von denen er sich endlich so wunderbar frei rang, aber wir verstehen, daß die Lehre von den Affekten und von ihrer Bewältigung in seinem vollendeten System, in der Ethik, einen so breiten Raum einnimmt. Und wer ganz wirklich lesen kann (denn ich bin nicht der Meinung, daß Alle lesen, die gedruckte Wörter entziffern und die Sprache des Gedruckten verstehen, sondern meine, daß rechte Leser ungefähr so selten seien wie rechte Schreiber; zum Beispiel: die kleinen Spinoza-Philologen, auf was für Art Die den Spinoza lesen, nun ja, Das läßt sich auskennen nach dem Geschreib und den Albereien, womit sie den Riesen in ihren Sack zu stecken wähnen und sich und Anderen zuzueignen: man wird ihn aber vergeblich bei ihnen suchen, seine Abwesenheit liegt an ihrer Anwesenheit; — da ist mir nun bei den Spinoza-Philologen, aus Freudigkeit, der Satz übergelaufen), ein rechter Leser mit feinem Ohr wird selbst aus den abstraktesten Theilen der Ethik, eben so wenig wie den überall nur gemilderten Enthusiasmus, den Ton des verdeckt feurigen Temperaments überhören. Das ist ein anderer Punkt des allgemeinen Mißverständnisses: auch der Enthusiasmus Spinozas wird durchweg verkannt, wie die ganze fundamentale Wahrheit von der Wesensverwandtschaft zwischen dem philosophischen und dem künstlerischen Genius. Goethe verkannte sie nicht und sagte allgemeinhin: „Ohne Ueberschwänglichkeit giebt es keine Größe“ (Hegel: „Nichts Großes ohne Leidenschaft“); Jean Paul verkannte sie nicht und schrieb: „Die erfindenden Philosophen waren alle dichterisch, Das heißt: die echt-systematischen.“ Das ist so richtig, daß Fehlen des poetisch-enthusiastischen Moments ohne Weiteres genügt,

über Jeden, der mit dem Anspruch eines Philosophen auftritt, den Stab zu brechen, und wenn er die Reflexion und ihre Dialektik so hoch hinaufzuspielen wüßte wie Immanuel Kant. Die bloße Reflexion macht keinen Philosophen, so wenig wie einen Dichter. Spinoza war getrieben von einer gewaltigen Leidenschaft: die Wahrheit, mit ihrer Verklärung und ihrem Frieden, bändigte sie. Feuerbach gebraucht einmal bei anderer Gelegenheit den Ausdruck „Leidenschaftliche Ruhe.“ Das scheint mir ein rechtes Wort zur Bezeichnung von Spinozas Stil wie von seinem Aussehen auf den Bildnissen: leidenschaftliche Ruhe.

Das Urtheil über Spinozas Seelenleben bleibt einseitig verkehrt aufs Aeußerste, so lange nicht zur Sanftheit der Gesinnung hinzu auch noch das feurige Temperament anerkannt wird. In den späteren Jahren freilich dürfte davon nicht viel zum Vorschein gekommen sein; nur im Spiegel seiner Diktion blieb es immer noch erkennbar: es war kaum Gelegenheit zur Aeußerung unter den einfachen Lebensverhältnissen mit einfachen Menschen; und auch in den Briefen wird davon nur wenig angetroffen, zumal die Freunde bei der Herausgabe alle irgend persönliche Eröffnung weggeschnitten haben. Sollen wir deshalb gar glauben, daß auch der junge Spinoza bereits die Ruhe des älteren besessen habe? Noch bevor die Gedanken in ihm wirklich frei und flüssig geworden waren, welche nach seiner Abrechnung mit der Allgemeinheit, und nachdem er sich außer jeglicher Menschenknechtschaft, außerhalb des Sollens und ganz allein auf sein Wollen gestellt hatte, — die Gedanken, welche für die Seelenverfassung des glorreich Einsamen und wahrhaft in sich selbst Beruhenden Alles bedeuten? Noch bevor die ganz wunderbare Wahrheit in ihm zur Herrschaft gelangt war: „Wenn wir eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung trennen und mit anderen Gedanken verbinden, so werden Liebe oder Haß gegen die äußerliche Verursachung und damit auch die Schwankungen des Gemüthes, die aus diesen Affekten entspringen, vernichtet werden. Ein Affekt, der im Leiden ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald wir eine klare und deutliche Idee von ihm bilden. Und es giebt keine Körpererregung und also auch keinen Affekt, wovon wir nicht einen klaren und deutlichen Begriff bilden könnten. Ein Jeder hat die Macht, sich und seine Affekte, wenn auch nicht absolut, so doch zum Theil klar und deutlich zu erkennen und folglich auch zu bewirken, daß er weniger von ihnen leide. Darauf hauptsächlich muß daher unser Bemühen gerichtet sein, daß wir jeden Affekt, so viel wie möglich, klar und deutlich er-

kennen, damit so der Verstand, von dem Affekt aus, zum Denken Dessen bestimmt werde, was er klar und deutlich erfaßt und worin er sich vollständig beruhigt, und so der Affekt selbst von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung losgelöst und mit wahren Gedanken verbunden werde.“ Das ist ein ganz wunderbarer Satz, ein wunderthätiger Strahl der Erkenntniß und Seelenberuhigung, ein Strahl, von der Sonne abgebrochen, der auch in der finstersten Nacht leuchtet und beglückt. Sollen wir glauben an die Unerschütterlichkeit des Gemüthes und an die Selbstbeherrschung bereits des jugendlichen Spinoza? „Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knecht kein Unterschied.“ Für uns erscheint nur der Gipfel von Spinozas Leben bestrahlt, wir wissen so gut wie nichts vom jungen Spinoza (trotz dem großen und übrigens ausgezeichneten Werke von Dunin-Borkowski: „Der junge Spinoza“); nichts davon, wie er bewegt war, nur, daß ihn Vieles bewegt hat auf stürmischer Fahrt, und wir wissen wenig von Dem, was er in den Jugendtagen getrieben, wie er gehandelt und wie er geredet hat*): in Allem aber, was wir davon wissen, erscheint Spinoza fest und streng, tapfer und leidenschaftlich hindurchbrechend; ganz gewiß war ihm Fluth und Springfluth in der Seele und von dem Trotz der tragischen Empörer. Kann es anders sein? Unmöglich besitzt auch nur die geringste Vorstellung von der Revolution durch Spinoza, wer sich nicht auch das Herz vorstellt, aus welchem diese Revolution auskam, die revolutionäre Natur des Mannes, der sich selber gezeichnet hat in der Tracht des Rebellenhäuptlings Masaniello (dem er ähnlich gesehen haben soll; in Neapel, im Museum San Martino, findet man einen Kopf des Masaniello, der thatsächlich dem des Spinoza ähnlich sieht.)

Wir nehmen Spinoza nichts, indem wir leugnen, daß er ein Lamm gewesen sei (wahrlich ein Lamm von seltsamer Gesinnung, das gar trefflich mit dem Wolf gestritten hat!); wir möchten vielmehr, daß ihm seine ganze menschliche Größe zurückgegeben werde. Deswegen muß auch auf den Weg hingedeutet sein, den Spinoza zu gehen hatte, bevor er so groß ward, wie er in der Ethik vor uns steht, so groß, daß er die Leidenschaften der Menschen weder beweinte noch belachte, sondern verstand auch da, wo sie ihm selber zum Schicksal geworden waren; so groß, so riesig und erhaben an

*) Es giebt keine Aufzeichnungen darüber von Augenzeugen, von Juden; überhaupt fehlt jeder jüdische Bericht über sein Leben; unter seinen Freunden war kein einziger Jude.

Macht, daß er die eigene Gemüthsbewegung von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung lösen und sie verbinden konnte mit ewigen Gedanken und kein Haß zurückblieb, keine Klage und kein Schmerz, vielmehr von Alledem seine Freiheit und seine Thatkraft noch sich nährte und wuchs. Wie Rückert, völlig spinozistisch, sagt:

Wenn Du Dein Leiden selbst in That verwandeln kannst,
Dann magst Du rühmen Dich, daß Freiheit Du gewannst.
Gemüthsbewegungen lös auf in Dein Erkennen,
Dann thust Du, leidest nicht, und magst so frei Dich nennen."

Ein Leben und ein Werk wie das Spinozas wächst nicht ohne Weiteres aus der Natur und aus dem Stegreif; die drei Wunder Spinozas verstehen wir nach ihrer ganzen Wunderbarkeit erst dann, wenn wir erkennen, was er im Innersten herunterzukämpfen und was emporzubringen hatte, um dieser drei Wunder mächtig zu werden: „gegenüber den ihn verfolenden Menschen, gegenüber seiner Krankheit, und dieser grandiose Wunderbau der Ethik, den ich keinen Augenblick anstehe, ganz vollkommen zu nennen, und worin auch die Spur nicht von Leiden weder durch Menschen noch durch sein Siechthum angetroffen wird, noch auch eine Anwandlung von irgendeiner Schwäche des Gemüthes; es ist das Werk des übermenschlich gesündesten und stärksten, des heroischsten Menschen. (Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" von Konstantin Brunner.)

Spinoza ist kein Lamm von Natur, aber zum Lamm gewordener Löwe; ein Löwe an Zorn und Willen, der sich selber gebändigt hatte zum Lamm. Dies ist seine Größe, daß er das menschlich Leidenschaftliche und das menschliche Leiden besiegt und aufgehoben hat in einem höheren Seelesein; der Sieg aber hat den Kampf, der Befreite hat den unfrei Gewesenen in sich. So müssen wir wissen, so wollen wir sprechen, anders dürfen wir nicht: sonst sprechen wir von Unmenschlichem, was nicht ist, nicht war und niemals sein kann, und greifen nach dem Schatten; sonst treten wir auf die Stufe der Menge, die sogleich der abergläubigen Vorstellung Raum giebt, wo Etwas ihrem gemeinen Sinn und Zustand nicht faßlich erscheint. Wir müssen auch aufhören, und zwar endlich vollkommen damit aufhören, daß wir den großen Menschen ihre Tugenden rauben, um daraus Götter zu dichten; und sollten uns dann Menschen hervortreten, höher als die gewöhnliche Klasse der Menschen, die, weil sie den überlegenen Geist nicht fassen kann, sich selber für die einzige einheitliche Menschheit ausgiebt: nun wohl, wir können an keine Götter, aber wir müssen Heroen glauben. Stolzfreudig wollen wir sie anerkennen,

mit Inbrunst verehren, und wenn uns selber im Herzen das Leben sich regt, so werden wir zusehen, was sie uns sein können, was wir durch sie werden können! Sie heilen Kranke, reinigen Aussätzige, erwecken Tote und treiben die Teufel aus: all Das aber als mächtiges Menschenwerk verstanden. Die Gefahr ist dringend, man hat bereits mehr, als Recht ist, den Spinoza aus dem Bereiche des Menschlichen ins Unwahre der Fiktionen erhoben; ihm geschieht am Ende wie Christus, aus dem man so lange einen Gott gemacht hat, bis es nun fast unmöglich zu fallen scheint, daß man endlich den Menschen aus ihm mache, den wir nöthig haben.

Christus; das andere Lamm, das Lamm Christus. Wer die Portraits von Spinoza nicht sehen und seine Schriften nicht lesen kann, wie wir lesen und sehen, und ein Beispiel will dafür, daß in so hoher Natur neben der großartigen Milde des Herzens ein so heißes Temperament bestehen könne, ohne doch der Sanftmuth und Liebe eine Schande anzuthun, Der mag auf Jesus Christus verwiesen sein, in welchem Beides Hand in Hand mit einander geht. Man braucht nur die Evangelien zu lesen. Der Jesus Christus der Evangelien aber ist der echte Bruder des Benedikt Spinoza, welcher bei Goethe in seinem eigensten, zwar nicht klassischen, aber charakteristischen und gesinnungtüchtigen Latein christianissimus und theissimus genannt wird; nur erscheint in dem Jesus Christus das leidenschaftliche Wesen nicht so gemäßigt wie in Benedikt Spinoza; und er starb vielleicht zu jung, um die letzte Unerschrockenheit im Gemüth zu erreichen und ein solcher Felsenmann zu werden wie Benedikt Spinoza. Nimmer hätte Der geschrien: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ Und von ihm ist kein Wort überliefert gleich jenem: „Lasset die Toten ihre Toten begraben“ oder wie das andere Wort zur Mutter: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen!“ Man braucht nur die Evangelien zu lesen, wo Derlei nackt dasteht, ohne daß ein Feigenblatt drauf gedeckt ist, und so muß man es ansehen; die allgemeine Vorstellung von Christus ist so wenig gehörig wie die von Spinoza; noch weniger natürlich darf man bei Christus an die Phantasieideale von seinem Aussehen denken.

Das ist übrigens interessant zu verfolgen, wie die auf gar keine Ueberlieferung gestützte Phantasie lediglich aus dem Innerlichen das Aeußerliche hervorphysiognomisirt hat. Der einzige Anhalt, wenn Das Anhalt heißen kann, wurde gefunden bei Jesaias 53,2: was dort von dem Knecht Gottes geweissagt ist, von dem Aergerniß, welches man an ihm nehmen würde, „weil seine Gestalt häßlicher ist denn anderer Leute und sein Ansehen denn der

Menschenkinder," wurde auf Christus gedeutet. Und da hieß es denn in den ersten Jahrhunderten, so lange das Christenthum selber für etwas gar so Häßliches unter den Völkern galt: Christus sei mißgestaltet und der Häßlichste der Menschen gewesen. Je mehr aber das Christenthum zum Triumph gelangte, desto schöner wurde Christus, der schließlich der Schönste der Menschen geworden war. Man fabrizirte einen Brief, den man einem fabrizirten Zeitgenossen Christi, einem Römer Lentulus, unterschob. Der sollte die folgende Beschreibung vom Aussehen Christi nach Rom geschickt haben: „Er ist groß von Statur und sein Angesicht ist lieblich und voll Kraft, so daß, Die ihn ansehen, ihn lieben und fürchten zugleich. Sein Kopfhaar ist weinfarbig, bis zu den Ohren schlicht und ohne Glanz, von den Ohren bis zu den Schultern kraus und glänzend; und von den Schultern fällt es über den Nacken, in zwei Theile gesondert nach der Art der Nazaräer. Seine Stirn ist rein und glatt, das Gesicht ohne einen Flecken, vielmehr geziert von einer zarten Röthe, der Ausdruck mild und offen, Nase und Mund vollkommen schön, der Bart voll, gabelförmig und von der Farbe des Kopfhaares, die Augen sind blau und sehr glänzend. Im Zorn und Drohen ist er schrecklich, im Lehren und Ermahnen zart und liebenswürdig. Die Anmuth und Majestät seiner Erscheinung ist wunderbar. Niemand hat ihn je lachen gesehen, sondern vielmehr weinen. Seine Haltung ist aufrecht, die Hände sind wohlgeformt und gerade, die Arme von vortrefflicher Schönhat. Mächtig und ernst im Sprechen, ist er wortkarg. Er ist der Schönste der Menschenkinder."

Sicherlich lag dieser Schilderung ein Bildniß zu Grunde oder sie ist aus mehreren Bildnissen gezogen; wie sie auch wiederum auf die späteren Vorstellungen Einfluß gewann. Edles und originelles Großes hat die Malerei hervorgebracht in ihren Schöpfungen von Christus als Gottheit, als Weltrichter (rex tremendae majestatis), als leidendem Messias; und auch Rembrandts Christus und noch der modernste „Christus der armen Leute" ist ein Christus; aber wo bleibt unser Christus, der wahre, der ganze Christus, der Menschensohn Christus, wie ihn die Evangelien nach der Fülle des Lebens, der Charakteristik und des Ausdrucks zeigen? Hier harrt der Malerei ihre mächtigste Aufgabe, für deren Lösung es aber erst des neuen, mit Ausschluß allen Aberglaubens auf die reine Geistigkeit gestellten Bewußtseins bedarf. (Lavater, „Von der Physiognomik", war verwegen genug, auf eigene Hand aus den Evangelien das wirkliche Aussehen Christi rekonstruiren zu wollen, was aber natürlich nicht

mehr Werth beanspruchen kann als etwa Cardans Beginnen, Christus die Nativität zu stellen.) In unserem Idealportrait dürfte auf keinen Fall vergessen sein, was in jener Prosopographie des Pseudo-Lentulus recht hervorgehoben steht: neben der Milde und Liebe die Mächtigkeit und die Schrecklichkeit im Zorn und Drohen. Das flammendste Temperament muß man sich bei Christus wie bei Spinoza vorstellen, will man sich nicht diese Lämmer verkehrt vorstellen, die so ganz anders als lammhaft sein konnten, wo es ihr hoher Menschenberuf anders verlangte. Freilich nur da; man glaube nicht, daß wir den Reif vermeiden wollen und fallen in den Schnee. Um Alles nicht soll gesagt sein, daß sie das Gegentheil von Lämmern waren: Lämmer wohl, aber freiwillige, nicht geborene; und ihre Sanftmuth andere als von der Sorte, die zusammengezwirnt ist mit Willenlosigkeit. Nicht die Sanftmuth und Geduld der Schlafköpfigkeit und der Schwäche des Empfindens und Handelns, nicht Sanftmuth bei kümmerlichem Wesen, Demuth, Muthlosigkeit, nein, mit Stolz und Starkmuth, mit Tapferkeit und Standhalten in Thun und Leiden; und noch mehr: Sanftmuth und unerschöpfliche Liebe aus letzter, tiefer, klarer Besinnung, als Frucht der Ueberwindung des relativen Bewußtseins und herzinnig heiliger Hingebung an den Gedanken des Ewigen.

Christus und Spinoza. Ich habe einmal ausgesprochen, was Christus und Spinoza zu den beiden Hauptpersonen unserer Gattung und Geschichte macht; selig sind, die an ihnen nicht Aergerniß nehmen. Uns leben sie Beide, in immer gegenwärtiger Größe, als Diejenigen, die Großes von uns wollen, unser Größtes, unsere stärkste That im höchsten Kampf; und was wir denken und was wir leben, wird uns veredelt durch ihre Gedanken und durch ihr Beispiel. Schelling hat im Hinblick auf die Weissagungen des Alten Testamentes Christus eine historische Person genannt, deren Biographie schon vor ihrer Geburt verzeichnet gewesen sei. Ein tiefes Wort, wenn wir es tief verstehen und seine Bedeutung erweitern; und es gilt von Spinoza wie von Christus. Das sind Die, von denen wir vorher und nachher und immerwährend sagten und sagen. Sie sind unsere Dichtung und unsere Wahrheit. Christus und Spinoza sind die ewigen historischen Personen, deren Schicksale und deren Worte wir fortdauernd erleben und in uns vernehmen.

Wer aber, um nun wieder auf unser besonderes Thema vom Spinoza zu kommen, wer noch nicht sich zufrieden giebt, weil ihm unglaublich scheint, daß ursprüngliche Affekte der Natur solcher

beinahe gänzlichen Bändigung fähig seien, Der hat Recht im Allgemeinen; doch woher will er wissen, was die Natur in den Genies, in den Heroen vermag? Vielleicht läßt er sich belehren durch das Beispiel des Sokrates, der gleichgesehen hat einem Silen, mit breiten Schultern, Hängebauch, vorgequollenen Augen, Stülpnase, großem Mund und dicken Lippen. Silen, wo willst Du mit dem Sokrates hin? Oder weiß doch wohl eher Sokrates, wohin mit dem Silen . . .

Umsonst war Das gewiß nicht, daß Sokrates so aussah, wie er aussah: Leib und Seele sind nicht Zweierlei, und wenn Du sagst, „der Leib sieht aus", so sage ich, die Seele ist es, die aussieht, oder, mich schlechter, aber leider verständlicher auszudrücken: wie nichts Anderes in unserer Welt der Bewegung oder Kausalität, so ist ja doch auch die äußerliche Beschaffenheit des Menschen keine der Freiheit und Zufälligkeit, sondern überall Erscheinung nach der Beschaffenheit des Innerlichen. Etwas ganz Anderes freilich: wie viel davon gerade auf der sichtbaren Oberfläche liegt, die von uns die äußere Erscheinung genannt wird, und wie weit wir im Stande sind, in dem uns sichtbaren Aeußeren das innerliche Wesen anzuschauen. Die allermeisten Menschen fahren da, beim Physiognomisiren, gewaltig nebenhin. Alle Menschen nämlich physiognomisiren, man spricht nur nicht davon, wenigstens nennt mans nicht unter diesem Namen. Man sollte aber davon, dagegen sprechen. Gegen die Physiognomik als Wissenschaft sind bedeutende Männer aufgetreten, keiner aber gegen den Sachverhalt, daß alle Menschen die Physiognomik ausüben als wäre sie standfeste Wissenschaft und unfehlbare Technik. Tatsächlich physiognomisiren alle Menschen, obwohl alle Menschen nichts weniger als genial des Unsichtbare zu erfassen und Seelen zu gewahren, noch auch nur das Sichtbare zu beobachten und Körper recht zu sehen vermögen. Aus einem allgemeinen Gefühl heraus, mit dem es in der Menge nicht um ein Haar besser bestellt ist als mit dem logischen Denken und mit der Grundlage, worauf ihr Fühlen und ihr Denken ruht, spielen alle Menschen immerwährend mit dem Physiognomisiren; und gar manche Spiele der verhängnißvollsten Narrheit. Man verkenne doch nicht, daß Dem wirklich so ist und welch ein Theil der Praxis darauf ruht! Was Alles im Zusammenleben der Menschen, in jedem Verhältniß, in jeder Gemeinschaft der Interessen, in der Gesellschaft, im Staat, in der Geschichte, was da Alles hängt am Urtheil über das Aeußere eines Menschen, über die Art seiner Aeußerung, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens und Bezeigens, ja, so-

gar an seinem Namen, und daß auch hierin nichts Anderes sich erweist als die Macht des leibhaftigen Aberglaubens, der auch an ihrem Physiognomisiren die Menschen hält, sie zum Besten hält und in den Unfrieden gegen einander treibt: Dessen werden sie sich, bei dermaliger Einrichtung ihrer Köpfe, nicht bewußt. Man denke nach, man sehe um sich und auch in sich, man betrachte die neuste, dickste Frucht am Baum der Pöbelphysiognomik: die Rassentheorie.

Das Physiognomisiren der Allgemeinheit, die nicht Tag und Nacht unterscheiden kann, ist wahrlich lächerlich und gefährlich: aber trotzdem es keine Physiognomik giebt, giebt es dennoch Physiognomen, äußerst wenige; in denen nämlich der Sinn für das Unsichtbare lebendiger ist, das Gefühl richtiger spricht, mit dem logischen Denken bessere Freundschaft hält und Alles, in tieferer Seele, auf wahrerem Grunde steht. Deren hat es zu allen Zeiten gegeben; auch unter den Griechen natürlich. Ein Physiognom mag Pythagoras gewesen sein; von ihm wird erzählt, daß er mit Keinem Freundschaft schloß und Keinen unterwies, bevor er ihn nicht physiognomisch untersucht hatte, und auch Sokrates, auf dessen Silensphysiognomie wir gleich noch einmal kommen müssen, mag auf Derlei gegeben und davon verstanden haben; es heißt, er habe den jungen Platon auf Grund seiner Physiognomie zum Schüler angenommen. Es muß aber auch ein gewisser Zopyros davon verstanden haben; und dieser Zopyros, „der Physiognom“, erklärte frischweg den Sokrates für stumpfsinnig, wollüstig und der Trunkenheit ergeben. Darüber lachten Alkibiades und alle die umstehenden Freunde: wer galt ihnen für weiser, enthaltsamer und reiner als Sokrates? Nur Einer lachte nicht; Sokrates. Der sagte vielmehr: In der That sei es so in ihm gewesen, wie Zopyros gesehen habe, aber durch den Gebrauch der Vernunft, durch Uebung und Anstrengung habe er seine Natur bezwungen. Das nun mag man glauben. Denn es erzählt davon, wie der Sokrates mit dem Silen fertig geworden (der Sokrates, von dem die Lakedaimonier bewundert wurden, weil sie die Götter um das Schöne zu dem Guten baten, und der selbst das herrliche Gebet zu den Göttern gethan: „Verleiht mir, schön zu werden im Inneren, und daß, was ich Aeußeres habe, dem Inneren befreundet sei“); und darum ist es für wahr zu halten, auch wenn die ganze Anekdote, die Cicero, De fato V, 10, berichtet, nicht wahr sein sollte. Damit wird Etwas getroffen. Das mag man glauben; und auch, daß noch Andere sind von Denen, die über dem Rechten hielten und Dies nur konnten, indem sie es in sich gegen sich selber mit Riesen-

willen bezwungen haben und in diesem Punkte dann dem sonst unvergleichlichen Sokrates sich vergleichen könnten.

Genug; zu viel vielleicht schon für Den, der sehen, lesen und der denken kann und darum auch versteht, wie möglich ist, daß thatsächlich das Bewußtsein in der menschlichen Natur den Flug über die Menschlichkeit hinaus nehmen und das Ewige erreichen kann, und bleibt damit doch ganz und gar im Menschlichen. Ich habe in der „Pneumatologie“ gezeigt, daß das Denken auf keine andere Weise zu verstehen ist als so, wie auch das Körperliche allein zu verstehen ist: das Körperliche nämlich nicht anders denn als Ganzheit der einen Welt, und auch das Denken als Ganzheit, als Ganzheit des einen Weltinnerlichen nach seiner Unerschöpflichkeit in einem jeglichen Denkenden (ubique totus), wahrlich nicht als das Erzeugniß gewisser dinglicher Existenzen in Diesen und nur in Diesen vorhanden, was ein wüstes Mirakel wäre; es sind gewiß nicht wir, die da denken, so wenig, wie wir Körper sind. Und damit ist uns aufgethan, welch eines Meeres Tropfen wir lebendig sind und verwandelt werden und, daß zwar der Körper unserem Bewußtsein ein verschwindend Einzelnes erscheint innerhalb des Vielen der relativen Körperwelt, daß aber das Bewußtsein die innere Unendlichkeit und zuletzt das Ein und Alles selber ist. Daher auch, bei allem beständigen Wandel und der gänzlichen Auswechselung der Theile unseres Körpers, und trotzdem wir im Lauf unseres Lebens mehrere völlig neu zusammengesetzte Körper besitzen, dennoch unser Bewußtsein wesentlich das Gleiche bleibt; und wie ein Jeder unmittelbar gewiß ist, daß das innerliche Bewußtsein, das Fühlen, das Wissen, das Wollen ihm das Leben ausmacht, nicht sein Körper, so weiß Jeder tiefer Dringende: Nicht dieses Bewußtsein des Fühlens, Wissens, Wollens ist in ihm das Wesen, sondern das Wesen in ihm ist der Grund der Besinnung, worauf er ruht mit seinem Bewußtsein des Fühlens, Wissens, Wollens.

Weil die geistig Denkenden in ihrem Bewußtsein leben, das nicht geboren wird und nicht stirbt, das Innerliche der ganzen relativen Verwandlungwelt und, höher als diese, zuletzt Das, was diese relative Welt in absoluter Wahrheit ist, das Eine des Geistes (geistig Denkende sind Diejenigen, denen der Riegel des Lebens weggeschoben ward und die da erkennen, daß allein das Eine des Geistes absolut ist, die Welt der Dinge aber relativ ist, ihre Existenz nur im Absoluten hat), darum hält in den Starken, die aus solcher tiefsten Erinnerung und Besinnung bis an das Ende des Denkens denken und die wahrhaft in ihrer Eigentlich-

keit und Wesentlichkeit sich erfaßt haben und besitzen: darum hält in ihrer Seele das allbedenkende und vollkommene Bewußtsein Stand gegen die ganze Schaar der eigenen Affekte, wie gegen jegliches Leid und Geschick in ihrem Menschendasein. Der stärkste Mann ist Spinoza gewesen, die Macht, die freie Macht des Menschen erscheint in keinem anderen Menschen so ungeheuer wie in ihm; er hatte das Gefängniß gefangen genommen und mit sich in die Freiheit; über der Erfahrung der Relativität stand er, mit seiner Theorie nicht zuverlässiger verwahrt und geheiligt als mit seiner Praxis; über seinen Affekten stand er, über den Ermattungen des Willens und der Geduld, erhaben über Wechsel und Untergang nicht nur in den flüchtigen Stunden der Ekstase, so etwa wie beim Springen das Gesetz der Schwerkraft für einen Augenblick aufgehoben scheint. Wir wissen von keinem anderen unter den Menschen, in dessen Dasein hinein die Wahrheit des Gedankens so durchgebrochen, wie Licht durch Glas; der, frei von jeglichem Aberglauben, mit seinem ganzen Leben gleich Spinoza in der schicksallosen Innerlichkeit ewiger Gedanken geruht hat. Wir wissen von keinem Anderen zu sagen wie von diesem wunderbar Einzigen, daß er erlangt hatte, über der Tragik zu stehen.

Friede sei mit uns Allen und Seligkeit durch den Gedanken!

Konstantin Brunner.

Amanita bulbosa.

Steigt man den Waldweg zum Wiesengrund hinab, so liegt das Bauerngut recht stattlich am Bergabhang zwischen Feldern am See, der in der Sonne glitzert. Das große Dach des Bauernhauses guckt aus blühenden Obstbäumen hervor. Buntgefiederte Tauben flattern lustig über die Scheunen und Ställe und fallen in das Ackerland ein, das der Knecht mit seinem feisten Schecken pflügt.

Der Bauer war im Wald gewesen und kam nun gegen Mittag in sein Gehöft zurück; im Rucksack hatte er Pilzlinge. Er sah mürrisch drein.

Seine Frau, die ihm zwölf Kinder geschenkt, war beim dreizehnten, einem totgeborenen, schwer erkrankt und konnte seit der Geburt das Bett nicht mehr verlassen. Abgemagert und verzehrt lag sie seit Monaten in den Kissen. Die vielen Kinder hatten ihre ganze Kraft

erschöpft. Legte der Bauer sich abends neben sie, so mußte er Rücksicht nehmen. Das verstimmte ihn; denn der brutal und sinnlich Veranlagte mochte keine Rücksicht. Zwar hatte es der Arzt an Ermahnungen nicht fehlen lassen. Wer wollte dem Trotzigen aber Vorschriften machen? Sein Wald war sein Wald, seine Pferd' seine Pferd' und sein Weib sein Weib! So polterte er zornig.

*

Und doch wurde eines Tages sein Bett in die hintere Stube gestellt, die an die Küche grenzte; wozu Mali, seiner kranken Frau gesunde Schwester, mitgeholfen hatte.

Wann geschah Das?

Die Kinder waren mit den Knechten und Mägden zur Christmette gegangen. Den jüngsten, zweijährigen, hatte Mali mit seinem Christkindchen, einem kleinen Holzpferd, ins Bett gebracht. Bleich und krank lag die Schwester in apathischem Schlummer...

Da trugen der Bauer und die Schwägerin mit gesunden, festen Armen das Bett in die Hinterstube.

Wie ein Geschenk trugen sie es. Und da es an Ort und Stelle stand, legten sie sich hinein.

Lange schon hatten sies abgemacht. Die Stille Nacht wollten sie feiern.

Mit schwachen, aber verständnißvollen Blicken verfolgte die kranke Frau ihre Schwester. Oder war es das Gewissen, das Solches bei Mali befürchten ließ?

Gegen Pfingsten ließ sie die Schürze nicht mehr vom erweiterten Rock. Es war kaum noch zu verbergen. Trotz ihrer Elendigkeit starb die Bäuerin nicht; als wenn sie Zähigkeit erhalten, Das zu schauen, was nun ans Licht der Sonnen kommen mußte.

„Wanns schon aus wär! Wanns nur schon aus wär!“ So spukte es im Kopf des Bauern. Malis Angst drängte.

Da ging er eines Morgens mit dem Rucksack auf dem Buckel in den Wald.

„Wanns schon aus wär!“ Immerfort klang es in seinen Ohren, während die Augen Pilzlinge suchten. Aber im Frühjahr wachsen sie spärlich. Mußt schon steigen! Oben erst, wo die Sonne wärmer wirkt, da stehen sie.

Leicht stieg er nicht. Bergsteigen war nie seine Sache gewesen. Mit schwerem Athem keuchte er bergan. Die Schweißtropfen fielen ihm heute so kalt in den Nacken. Das empfand er recht unangenehm; aber er ließ sichs nicht merken. Wie wenn er beobachtet würde, war er. An einer Schneise fand er die ersten; sie genügtem ihm nicht. Weiter, nur weiter: drängte es in ihm.

Und er stieg aufwärts; immer höher; bis zur höchsten Halde. Dort stand, was er suchte.

In ihren verschiedenen Arten leuchteten die weißen und die

gelben; mehr verborgen die grünen und braunen. Emsig sammelte er für ein Gericht; dann ging er, wie befriedigt, abwärts.

Als er an den Wiesengrund kam, trat eine Wolke vor die Sonne, die so warm geschienen hatte. Im Schatten fröstelte sein vom Gehen erhitzter Körper. Murrend nestelte er die blanken Knöpfe seiner grünen Weste zu. Dann reckte er sich. „'s geht vorüber!“

*

Mali hatte längst den Wiesenauer durch den Wald kommen sehen und das Essen für ihn in der Küche bereit gestellt, wo die Beiden seit der Stillen Nacht allein zusammen aßen.

Gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand der Kranken; und als der Arzt morgens zu ihr ans Bett trat, konnte er nur noch den eingetretenen Tod feststellen.

Zum Leichenschmaus waren die Bauern mit ihren Frauen erschienen. Im Dorf sollte gefeiert werden. Der Wiesenauer hatte an nichts fehlen lassen. Eher zu viel war geschehen. Die Schüsseln dampften und der Tiroler funkelte in den Gläsern.

Roth waren auch schon die Gesichter der Leidtragenden. Besonders das des Schwagers, eines großen, hageren Menschen, der Förster gewesen, aus dem Kaiserlichen aber, seines rohen Wesens halber, entlassen war und nun bei einem Bürgerlichen Dienste that.

Uebersah man die Gesellschaft, so glaubte man wahrlich nicht, daß hier Jemand betrauert werde. Nur der Wiesenauer und die Mali waren still. Der Schwager merkte es; wie im Scherz oder vom Wein erhitzten Uebermuth neckte und reizte er die Beiden. Der Wiesenauer wollte nicht darauf eingehen. Seine Blicke waren auf des Försters grünen Filzhut gerichtet, der auf dem Tisch lag. Die gebogenen Spielhahnfeder bewegte sich zitternd im Lufthauch.

Winkte sie ihm: Komm mit, komm mit?

Als aber der Schwager ihm seinen grünen Hut auf den Kopf stülpte mit den Worten: „Alter Giftpilz“: da sprang der Wiesenauer plötzlich wild auf; und so schnell, wie er es gesprochen, hatte der Förster des Bauern Faust im Gesicht.

Das wurde schlimm. Der Wein in Diesem, die Wuth in Jenem ließen nicht ab, so viel man auch wehrte.

Listig hatte der Förster sein Messer aus der Lederhose gezogen und es dem Bauer in die Kehle gejagt.

Es war geschehen. Röchelnd sank der Wiesenauer in die Arme der schreienden Mali. Der Förster floh.

*

„Amanita bulbosa. Grüner Giftpilz. Wohl keiner ist so gefährlich wie dieser, weil die Wirkung des Giftes erst nach zwölf Stunden eintritt.“ (Führer für Pilzfreunde von Edmund Michael Zwickau, Förster in Borries.)

Scharfling. Paul Kalisch.

Nasamecu.

Nasamecu?

Ein Kompositum aus den Anfangsbuchstaben mit den ihnen folgenden Vokalen von vier inhaltreichen Worten: Natura sanat, medicus curat. Dieses Wort hat Dr. med. Georg Groddeck in Baden-Baden als Vortitel über sein bei S. Hirzel erschienenes und Ernst Schweninger zugeeignetes Buch geschrieben: „Der gesunde und der kranke Mensch, gemeinverständlich dargestellt."

Nasamecu spricht eine für alles Gesunden und Gesundmachen fundamentale Wahrheit aus; und es erschließt das Verständniß der noch von Vielen auf verschiedene Weise verkannten Rollenvertheilung bei der Heilungaktion, der Leistungen der Natur und der des Arztes. Groddeck will die immer noch für weite Menschenkreise beschämend nöthige Aufklärung und Entängstigung in grundlegenden Fragen der Gesundheit und der Krankheit bringen.

Die Tendenz der Schrift ist deutlich aus deren Motto zu ersehen: „Alle Menschen müssen Aerzte sein, alle Aerzte müssen Menschen sein." Das heißt: Die Menschen müssen aufgeklärt und damit auch angstfreier werden; die Aerzte aber müssen aufgeklärt werden, daß sie die Menschen weniger ängstigen.

Die Arbeit bezeugt, daß Kunde und Kunst auch außerhalb ihrer Hochkulturstätten zum Besten der Allgemeinheit, der Laien, in diesem Fall der Leidenden, und der sie Leitenden, der Aerzte, gepflegt und gefördert wird: nicht nur im Sinn gelegentlicher und zufälliger Beobachtungen, reiner (oder, wie der despektirlichere Ausdruck lautet: roher), billiger (und doch so wichtiger!) Empirie; sondern auch durch plangemäß erworbene Erfahrungen, Erforschungen, durch praktische Versuche und Studien spektatorischer wie spekulatorischer Art.

Groddeck bekämpft die Gespensterzucht der Aerzte und vieler Laien in der Zone des Pathologischen und Therapeutischen. Das Uebertreiben der Gefahren bei Herzalterationen, bei der Gefäßverkalkung, der Infektion, des Krebses, der Lues, der Psychosen, der Vererbung, anderer oft mit Krankheitfurcht kausal und konsekutiv zusammenhängender Ideen. Er bekämpft schädliche Lehren: den furor antialcoholicus, die allzu radikal rassezüchterische Propaganda, die antipyretische, operative, spezialistische Viel- und Vielzuvielgeschäftigkeit; eben so die ärztliche Vielrednerei zu eigener Glorifikation und Selbstsalvirung, die an eigener Quantität wie auch an Größe der Gefolgschaft zunehmende Verantwortungscheu und die unberechtigten Sorgen vor bewährten Prozeduren. Er kämpft gegen die Unzulänglichkeiten und Unangänglichkeiten der Naturheilerei, die eventuellen Nachtheile des psychoanalytischen Verfahrens, kosmetische Illusionen, die Laienmißbräuche der Kinder-, Schwangeren- und anderen Ueberfütterung und Uebertränkung nicht allein aus den Motiven der Gewohnheit und des Wohlstandes, sondern auch irriger hygienischer An- und Absichten; ferner die Schädlichkeiten beim Bril-

lentragen, die modischen Bekleidung- und Beschuhungthorheiten, den Gewohnheitkultus, die Unreinlichkeit aller Art und andere Begehung- und Unterlassungsünden, Vergehen und Verbrechen.

Was Groddeck sagt, entspringt einer kräftigen, erquickenden Lebensbejahung, einem anziehenden Optimismus. Er ist ein Freund des Lebens und damit der Bewegung und der Arbeit, ein Feind des Stumpf- und Dumpfsinns, der Trägheit, Stagnation, des Sumpfes, der Furcht- und Schreckſamkeit und der Verzweiflung; deshalb ruft er zu geistiger, moralischer und physischer Regsamkeit und Thätigkeit und gegen Faulheit und Verfaulen; deshalb mahnt er, daß Widerstandsunfähigkeit da besteht, wo Fäulniß ist, und mit ihr zunimmt. Er ruft zu Starkmuth und Zuversicht auf.

Die Art, wie er die weite Landschaft des Menschenwesens und Menschenlebens durchstreift, auf das Wichtigste hinweist, die morphologischen, physiologischen, pathologischen und therapeutischen Verhältnisse mit scheulosen, findigen, für der Natur Geist- und Wohlthatreichthum offenen und schönheitsichtigen Augen anblickt, überträgt sich auf den Leser und fesselt ihn mit regem Interesse an das schöne Buch. Philosophensinn paart sich hier mit Künstlersinn. Die Darstellung ist eben so schön wie klar, sinnfällig und lehrreich. Sie bedient sich oft des Gleichnisses; und diese Bildhaftigkeit des Ausdruckes hebt das Geschriebene in den Lichtkreis intimer Anschauung und gewährt dem Laien wie dem Fachmann ungewohnten Lesegenuß.

Groddeck lächelt über die Kultur einer Zeit, die Kenntnisse höher als alles Andere schätzt. Nicht das positive Wissen, sondern die Denk- und Empfindungfähigkeit, das Durchdringung- und Verarbeitungvermögen allem Umunssein, Umunsgeschehen gegenüber, die Anwendung all dieser Qualitäten zum Zweck nützlichen Schaffens wie zum Erwerb von Kenntnissen und das Maß der hierzu verwendeten Arbeit (zunächst gleichviel, ob mit oder ohne Erfolg): all Dieses sollte in unserer Einschätzung voranstehen. Denn dies Alles steht höher, zeugt eher von Begabung, Verdienst und Fortschrittmöglichkeit als sogar das selbstgefundene Wissen, das oft vom Zufall abhängig ist, und nun gar das überkommene, das wohl auch ein mittelmäßiger Kopf sich anzueignen vermag. Daß unser Bischen Wissen vor dem Thron der Menschenmeinung hoffähiger macht, daß die Einsicht, das Verständniß für andere Vorzüge den meisten Menschen von heute fehlt, ist noch mehr als die Vielseitigkeit ihrer Wissensarmuth ein testimonium paupertatis und läßt tief blicken, aber in eine seichte Zeitseele.

Nicht nur zu wünschen, sondern auch zu hoffen ist, daß mit diesem Werk, das die labende und erbauende Betrachtung der Natur (in eindringlicher, nie aufdringlicher Weise) vermittelt, für das Subjekt seiner selbst wie der durch solche Interpretation zur Heilung von vielirrigem Glauben trefflich ausgestatteten Natur wirksam an dem Objekt des Lesers die Richtigkeit des Wortes dargethan wird: Nasamecu.

Ernst Marbod.

American drinks.

In der newyorker Wallstreet steht ein Tempel, der für schwache, der Ruhe bedürftige Menschen der beste Aufenthalt ist: die Börse. Wer sich krank und elend fühlt, findet dort Erholung. Die Nerven werden nicht gepeitscht und kein lautes Geräusch stört die Behaglichkeit. Kaum erinnert man sich noch der Tage, da die Titanen einander wilde Schlachten lieferten und auf dem Kampfplatz Hunderte von Leichen zurückließen. Das giebts nicht mehr. Das Effektengeschäft erschüttert die Manhattanhalbinsel heute nicht und die Zeit ist entschwunden, wo der Preis für einen Börsensitz unerschwinglich war. Die Sensationen kommen nicht mehr aus New York. Der Niedergang des Börsengeschäftes ist mit den Störungen durch Politik und Trustprozesse allein kaum erklärt. Viele der Großen sind tot: Harriman und Morgan haben keine Dynastie begründet; und Rockefeller und Hill werden nur die Erinnerung an ihre Thaten hinterlassen. Die großen Spekulanten, die unter einem Platzregen von Verwünschungen trocken blieben, sehen sich durch das Schicksal der Nachfahren gerächt. Sie haben den Geist mit ins Grab genommen oder zollen dem Alter ihren Tribut. Die Leiden des newyorker Effektenmarktes könnten den Europäer ungerührt lassen, wenn er nicht manchmal amerikanische Werthpapiere verkaufen müßte. Das geht natürlich nicht, wenn drüben kein zur Aufnahme bereiter Markt ist. Die newyorker Bankfirma Hallgarten & Co. hat eine Statistik über die amerikanische Zahlungbilanz veröffentlicht. Die Gesammtsumme des ausländischen Kapitals, das die Vereinigten Staaten zu verzinsen haben, wird auf 5 Milliarden Dollars (per Saldo, also nach Abzug des amerikanischen Geldes im Ausland) geschätzt. Für diesen Betrag sind jährlich ungefähr 250 Millionen Dollars Zinsen zu zahlen. Eine Milliarde Mark muß Amerika, jedes Jahr, nach Europa für das Kapital schicken, das ihm von dort geborgt wurde. Der fünfte Theil davon entfällt auf Deutschland. Deshalb ist die geistige Verfassung der newyorker Börse keine ganz gleichgiltige Sache für die „umwohnenden“ Völkerschaften. Wer wird ihr den alten Glanz wiederbringen? Die demokratischen Staatsmänner gewiß nicht. Die schwören auf Reformen und sind dem Börsengeschäft nicht grün. Das hat der Angriff auf den Terminhandel in Baumwolle wieder gezeigt. Der soll durch eine Abgabe, die für jeden Schluß zu leisten ist, beseitigt werden. Da nun die Steuer höher ist als der Gewinn, der aus den üblichen Geschäften gezogen wird, so bedeutet die „Prämie für den Staat“ den Tod des Terminhandels. Europa ist seiner Abhängigkeit von der amerikanischen Rohbaumwolle niemals froh geworden. Das Treiben der Börsenspekulanten, der Sully, Price, Patten, ist ein Krebsschaden für die Textilindustrie. Und doch ist gerade in diesem Geschäft ohne den Handel auf Zeit nicht auszukommen. Die Schwankungen der Ernte und die unsicheren Taxen machen einen Ausgleich nothwendig. Den kann aber nur das Termingeschäft bringen. Hört es auf,

dann sinken an der newyorker Baumwollbörse die Umsätze schnell. Die amerikanische Volkswirthschaft hätte keinen Nutzen davon, da ihr der Gewinn aus den Baumwollspekulationen entginge. Und Europa würde seine Anstrengungen verdoppeln, um von der amerikanischen Rohbaumwolle loszukommen. An der newyorker Baumwollbörse allein werden jährlich 100 Millionen Ballen Baumwolle umgesetzt.

Die Farmer, die Baumwollkultur betreiben, suchen auf jede mögliche Weise hohe Preise zu erhalten, um einen ständigen Ausgleich für die durch Arbeitermangel gesteigerten Kosten der Produktion zu finden. Ihnen liegt nichts an der Ausdehnung des Baumwollanbaues. Die weiten Flächen in den Südstaaten sind nur zum kleinsten Theil bebaut. Statt eines Ernteertrages von 14 bis 16 könnte man einen von 60 bis 70 Millionen Ballen erzielen. Dann würde natürlich der Preis viel niedriger, als er unter den bekannten Einwirkungen der Geschäftstaktik ist. Die Farmer möchten das Baumwollmonopol so verdichten, daß es keine niedrigen Preise mehr durchläßt. Das kann nur durch Produktioneinschränkungen bewirkt werden, nach denen ja der Hauptwunsch der Farmerverbände strebt. Außerdem ersehnen sie eine Valorisation (nach brasilianischem Muster). Auf einer Baumwollkonferenz in New Orleans, im Oktober 1911, war erzählt worden, englisches Kapital habe sich für die Aussperrung von Baumwolle zum Schutz der Preise interessirt. Dann kam Theodor Price mit dem Vorschlag, der Staat möge die Valorisation durchführen. Und schließlich einigte man sich auf die Zuflucht in die Lagerhäuser, die nicht mehr Baumwolle aufnehmen und beleihen, als ohne Störung der Preise möglich ist. Am politischen Himmel glänzt nun eine neue Sonne, die besonders liebevoll die Baumwollstaaten bestrahlt. Der Süden der Union ist die Heimath der Demokratie und der Baumwolle. Auch die Pflanzer haben zwar von der Börse hübsche Sümmchen geholt; aber die Regie hatten sie nicht, weil sie durch ihre Waare gehemmt waren. Sully, Brown, Patten spielten mit Millionen Papierballen, hatten keine Waarenlast zu tragen und konnten Riesenengagements auf der Nase balanciren. Wenn aber die Börsenmanager nichts mehr zu sagen haben, herrschen die Farmer. Drum erleben wir, daß die amerikanische Regierung die Monopole bekämpft, das Baumwollmonopol aber fördert.

Verschwindet der Terminhandel aus New York, dann freut sich die Baumwollbörse in Liverpool; und der volkswirthschaftliche Nutzen eines weite Dispositionen ermöglichenden Verkehrs käme durch den solideren englischen Markt zu noch deutlicherem Ausdruck. In England herrscht King Cotton. Das klassische Reich der Baumwollspindel hält auf Tradition. Die schützt am Ende aber nicht vor den üblen Folgen durchkreuzter Berechnung. Die Spinner und Weber können in ihren Preisen noch so vorsichtig disponiren: irgendein amerikanisches Ereigniß entwerthet alle Berechnungen. Veröffentlicht das newyorker Ackerbauamt ungünstige Erntezissern, so klettern die Preise flink in die Höhe; und der Verarbeiter, der vorher seinen Verkaufspreis herabgesetzt hatte (in

der Annahme, daß keine wesentliche Aenderung des Rohstoffkurses eintreten werde), sitzt zwischen zwei Stühlen. Er kann den eigenen Preis nicht wieder erhöhen (sonst treibt er die Käufer aus dem Geschäft), muß aber den Rohstoff theurer bezahlen, weil er nur eine Bezugsquelle hat. So ist es den Baumwollmännern in diesem Jahr ergangen, als das Ackerbaubureau die erste niedrige Enteschätzung veröffentlicht hatte.

Auch die amerikanischen Staatsmänner werden erleben, daß es kein Mittel gegen die Spekulation giebt. Werden die Preise ins Klettern gebracht, so läßt sich der Konsument den Spaß eine Weile gefallen; dann stellt er die Käufe ein und wartet, bis der Preis sich wieder gesenkt hat. Und nicht immer ist der Herd der Spekulation in dem Land, das die Gesetze macht. Kupfer, zum Beispiel, wird in London mehr geschoben als in New York. Mit der Kupfergruppe haben die neuen Männer im Weißen Haus und auf dem Kapitol sich noch nicht beschäftigt. Die Häuptlinge des Rothen Metalls halten sich im Hintergrund und lassen nichts von neuen Plänen verlauten. Als Morgan noch lebte, sprach man von einem amerikanischen Kupfertrust. Der Plan ist verschollen. Metalle sind kein so handlicher Gegenstand der Spekulation wie Rohbaumwolle. Kupfer wird hauptsächlich von der elektrotechnischen Industrie verarbeitet. Die reicht aber in ihrem Umfang nicht an das Textilgewerbe heran. Auf dem Kupfermarkt beobachten die Herren Spekulanten denn auch das Verhalten des Konsums aufmerksamer als anderswo. Und die Statistik beherrscht die Gefühle vollständig. Jede auffallende Veränderung der Weltvorräthe wird in rosafarbige oder graue Prognosen gehüllt und in den Preisen verwerthet. Um die Mitte des Jahres war zwischen der londoner Kupfernotiz und den Preisen, die Amerika forderte, der Unterschied groß. Während in London der Kurs von 62½ Pfund Sterling notirt wurde, verkauften die amerikanischen Großhändler das Pfund zu 15 Cents. Um den Unterschied richtig zu sehen, muß man bedenken, daß bei der londoner Notiz von 73⅛ Pfund Sterling in New York 16 Cents gefordert wurden. Die englische Spekulation hatte sich durch Sorgen um den Geschäftsgang verstimmen lassen, während die amerikanischen Händler sich nicht um die Zukunft kümmerten, sondern nur die lebhafte Nachfrage beobachteten. Und während das Ende der Hochkonjunktur verkündet wird, steigt der Kupferpreis wieder. Durch einen großen Arbeiterstrike im wichtigsten amerikanischen Kupferbezirk, am Lake Superior (wo 100.000 Tonnen im Jahr produzirt werden), ist die Preissteigerung gefördert worden. Die zweite Gunst des Schicksals offenbarte sich in der Revolution, die in Mexiko ausbrach und nun schon seit zwei Jahren die Kupferförderung mindert. Diese beiden Umstände haben die Statistik verändert und die Verbraucher, die eine Kupfernoth fürchten, kaufen früh und so viel, wie ihnen irgend möglich ist. Solches hastige Verschlingen aller erreichbaren Vorräthe lehrt wieder, wie nothwendig der Terminhandel sein kann. Auch, daß New York die Dinge anders sieht als Washington.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Autoren-Register zu Band 73—84.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Vierundachtzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1913,

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Vierundachtzigster Band.
Berlw.
Verlag der Zukunft.
1913

Fe,
^/ .5/

Inhalt.

Memoriola.
Scharnhorst.
achtundzwanzigsten Iunitag waren hundert Iahre ver»
«Wp strichen, seit Gerhart Iohann David Scharnhorst gestorben
ist; wenn je Einer: fürs deutsche Vaterland. Die von Treitschke
gerügte „Undankbarkeit der Hohenzollern, den unschönen Erb-
fehler des Herrscherhaufes, von dem unter allen preußischenKö-
nigen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste
ganz frei geblieben sind", hat der Lebende gründlich kennen ge-
lernt.UndderTote? Ist ebentot; und auf dem berlinerInvaliden»
friedhof sicher beigesetzt. Auf der Suche nach „ Gedenktagen" ver-
klettern wir uns ins Ewig-Läppische. Scharnhorst? Dem Amte
unbekannt. Kein Armeebefehl, kein Erinnerungzeichen aus dem
Großen Generalstab, dem Kriegsministerium; keine Festleierei im
Waldbezirk offiziöser Blätter. Nicht gedacht soll seiner werden.
Des David, dennoch die nachgewachsenen Goliaths, die betreßt
stolzircnden, fürchten. Des Mannes, dem die einzige oben heute
geschätzteTugend fehlte: Fügsamkeit; Wille zu blind sich ducken-
dem Gehorsam. Hier, wo sonst nicht nach dem Kalenderzufall ju-
dizirt und jubilirt wird, soll drum seiner gedacht werden. Wie war
derMann? „Schlank und eher hager als wohlbeleibt,trat er, ja,
schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vorn»
übergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen,
edlen Zügen ausgeprägt; sein blauesAuge groß, offen, geistreich

und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich
geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne,
der nichtIdeen in sich aufjagt,sondern überIdeen ausruht.Doch
tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopf immer herum; er
hatte aber gelernt, feine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb
durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem In»
neren kochte.Doch wie sicherund fest geschlossen er sein Antlitz und
dessen Geberden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten,
besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegschlösser. So war sein
Wesen; er hatte es durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Ver-
stand gewonnen. Aus niederem Stand hatte ersich emporgerungen
und von unten auf viel gehorchen (auch derNoth) lernen müssen.
Seine Stellungin Preußenwar, beiallerAnerkennungseinerVer»
dienste durch denKönig und durch vieleEdle, doch die einesFremd-
lings, eines beneidetenFremdlings, geworden; denn in der bösen
Zeit, seit den Iahren1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und
denFremdenbelauertunddenwelschenSpähernlängstverdächtig,
auch wo erGroßes und Kühnes schufund vorbereitete, immer den
Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleich-
sam zuememBrutus machen müssen.AuchseineRedewarDiesem
gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber, in
fast dehnendem Ton, kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher
Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit
in besonnener Klarheit: Das war Schornhorst; er gehörte zu den
Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit
und Recht auch um keines Strohhalms Breite zurückweichen soll.
Mußich noch erinnern,daß dieseredleMensch.durch dessenHände,
als des stillen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten
waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte
kleben lassen? Er ist ein vir mnocens im Sinn der großen Alten
gewesen: er ist arm gestorben. Solche war die Art und Gebcrde
dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend»
einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zu
dessen Heilung gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf
seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haup-
tes und halbverschlossenenAugesund dochzugleichkühnsterStirn,
hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den
Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken ver-

klärte: Wie herrlich waren wir einst!" (Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.) „Scharnhorst warlängstder anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichthum praktischer Erfahrungen stand ihm, nach einem wechselreichenLeben, zuGebot. Er hatte in allen Waffengattungen,im Generalstab und in den Mi» litärbildunganstalten gedient.Er lernte, als er auf derKriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischenUnterricht empfing, die berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich dergeistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm vonBückeburg aus der gesammten waffenfähigen Iugend seines Ländchens gebildet hatte; dannwurde er alshannoverscherOffizieraufdem niederländischen Kriegs» schauplatz genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am Treusten den Charakter des alten Söl dnerwesens bewahrte;er zog zuFeld gegen die lockerenMilizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionheer Napoleons und stand im Krieg von 1806 derHeeresführung nah genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Iene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachenNiedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über dieStirn herab; die Sprache klang leise und langsam. InHannover sahmanihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang: schlicht und schmucklos in Allem. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreitete um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Er war ein echter Niederdeutscher; schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur. Das Lob klang ihm fast wie eineBeleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen

Die Zukunft,
Wilhelm vonOranien, der einst, still und verschlagen, denKampf
gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie derOra-
nier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe
Leidenschaft,dieKampflustdesHelden. Erkannte dieFurchtnicht
er wollte nicht wissen, wie sinnbethörend die Angst nach einer Nie-
derlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteils-
spruch immer der strengste, schonunglos hart gegen Zagheit und
Untreue. Niemand vielleicht hat dieBitterniß jener Zeitin so ver-
zehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und
Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande feines Landes.
Alle nahten ihm mit Ehrfurcht; dennfie fühlten unwillkürlich, daß
er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage." (Treitschke.)
Was hat der Mann dem Lande geleistet? Er schuf ihm das
der Notwendigkeit genügende Heer, Landwehr und Land stürm;
er war der Organisator des Sieges. Fünf Iahre stand der Han-
noveraner in Preußens Dienst, als der von den Treusten lange
gefürchtete Zusammenbruch Ereigniß wurde. Scharnhorst wird
bei Auerstädt verwundet, bei Lübeck gefangen; bei Eylau lächelt
seinem heißen Werben das Schlachtenglück. „Als Gneisenau,
Claufewitz und Andere den preußischen Militärdienst verlassen
hatten, harrte er, in der kleinen Stellung eines Inspecteur der
schlesischenFestungen, treu bei der schwarzweißenFahne aus,um
zunächst im Geheimen und dann, stolz, öffentlich der Funktionen
des Kriegsministers zu walten. Seine Ideen waren, auf Steins
Anregung, durch Claufewitz nachO stpreußen getragen worden und
hatten hier als Grundlage der provinzialen Landwehrordnung
gedient." (Lamprecht.) Nach dem Frieden von Tilsit wird erGe-
neraladjutanl; 1810 setzt der König ihn dem Kriegsdepartement
vor und erlaubt, endlich, dem lange Verkannten, Verhöhnten, sein
Krümpersystem auszubilden und das „Volk in Waffen "auf trag-
fähige Beine zu stellen. »DasLeben führte ihn einen rauhenWeg,
immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer
mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem
Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn das Vertrauen
des Königs, die allgemeine Stimme derArmee an die Spitze des
Heerwesens stellten, damußte er fünf Jahre lang das finstereHand-
werk des Verschwörers treiben, unter denAugendesFeindes für
die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene
beherrschen und der einfacheMann.derfürsichselberjedenWinkel-

zug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in
den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig
und menschenkundig. Mit einem rasch forschenden Blick las er
dem Eintretendenden sofort die Hintergedanken von den Augen
ab; und galt es, ein Geheimniß des Königs zu verstecken, dann
wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche
Fährte zu locken." (Treitschke.) Der Schöpfer deutscher Wehr-
fähigkeit weiß auch, wie der junge deutsche Mensch zu behandeln
ist. An seine TochterIulie(die eines Dohna Frau wurde)schreibt
der Witwer: „In der äußeren Behandlung der jungen Männer
soll auf eine ihrerbisherigenBildung und künftigen Bestimmung
gleich angemessene Weise verfahren werden. Der Dienst darf
ihnen nicht verleidet,zu gleicherZeitaber auch nichts verabsäumt
werden, um in ihnen den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen
Geist derDisziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu be-
gründen. Keine ungesetzmäßige Handlung soll ihnen durchgesehen,
keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen
muß ihre Zurückweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit
im Dienst auf eine liebreiche und väterlicheArtgeschehen;bei ihrer
begreiflichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhält-
nissen des Dienstes muß nicht gleich Alles auf einmal verlangt,
zumal imAnfang mancherFehlgriffüberfehen werden." Er müht
sich im Iahr 1811, dem König den Entschluß zum Krieg abzurin-
gen. Vergebens. Erst im Februar 1813, in Breslau, hat Friedrich
Wilhelm, „wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharn-
horsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse." (General von der Mar-
witz.) Was den tapferen Raisonneur wahrscheinlich dünkte, ist
seitdem als wahr erwiesen worden. »In Breslau sprach sich noch
nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen, wie
ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Be-
richte aus Ostpreußen sie schilderten. Ein großer Theil des anwe-
senden Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber dem
Staatskanzler (Hardenberg) und Scharnhorst abgeneigt, die er
als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Ver-
leihung des bäuerlichen Eigenthumes haßte. Trotz allen ermun-
ternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des
Königs doch immer noch im höchsten Grade unentschieden. And
im höchsten Grade unbillig war er gegen den um ihn fo hochver-
dienten Scharnhorst.Daß Scharnhorst,unterstützt durch die Zeit-

ereignisse.mitseinenAnsichten gesiegt hatte,mochte wohl derHaupt-
grund zu diesem Benehmen sein. Das wirkte auch so stark auf
Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu tre-
ten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von
Scharnhorst(dersonstinsolchen Dingen selbst gegen seine Freunde
verschlossenwar) selbst erfahren:undsowurde esmirmögljch,dem
Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstel-
lungen den König von da an zu einer anderen Auffassung ver-
mochte. "(Hermann vonBoyen: »Denkwürdigkeiten." Dieser erste
Kriegsminister Preußens hat auch geschrieben: „Gegen Scharn-
horst war der König ungerecht, indem er die Schuld seinerAnent-
schlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch
oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auf Scharnhorst
so nachtheilig, daß einNervenfieber ihn an denRand des Grabes
brachte; der edle Mann trug von da ab den Keim der zerstörten
Gesundheit in sich. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb
derBahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren,
kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte bei dem König entweder
kein Zutrauen oder fand fogar an ihm einen entschiedenen Geg-
ner".) Noch Stein, der krank in einer Dachkammer liegt, schreibt
aus Breslau an den Zaren: »Der König ist kalt; er hat nur halbe
Wünsche; er hat weder zu sich noch zu seinem Volke Vertrauen;
er glaubt, daß Rußland ihn in einen Abgrund reißen wird und
daß binnen Kurzem die Franzosen wieder an der Weichsel stehen
werden." (Den Geist der Deutschen aber sieht der aus Rußland
Heimgekehrte »so umgewandelt, daß man fast in einem unbe-
kannten Land sich zu finden glaubt.") Im April ist Scharnhorst
Generalstabschef des preußisch-russischen Heeres, das Sachsen
vom Joch der Fremdherrschaft lösen soll; und Gneisenau jubelt:
»IedesHerz ist hochgestimmt. MeinmuntererFeldherr(Blücher)
ist neu begeistert. Scharnhorst, unser Erster Generalquartier-
meister, leitet uns. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog,
flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die
Soldaten, diesen Krähen hat das Franzofenblut gut geschmeckt;
sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen. Ich bin
nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen
Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Neberzeugung, daß
wir nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte
Nation nimmt Theil an dem Kampf; sie hat einen großen Cha-

rakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich. Wir werden
unseren Enkeln die Anabhängigkeit hinterlassen."
Nur die Morgenröthe des schönen Tages hat Scharnhorst
erblickt. Aus zuversichtlichem Herzen ruft er der Tochter zu: »Mag
derFeind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege jetzt
über uns erfechten: die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im
Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg
nicht entgehen kann."In derSchlachtbeiGroß-Görschen wird er,
am zweiten Maitag, verwundet.»Scharnhorst habe ich nie so feurig
gesehen wie an diesemTag. Nichts schien ihm zu entgehen; er ord-
nete an, machte Blücher aus Mancherlei aufmerksam und veran-
laßte mehrere Veränderungen bei den Truppen." (General von
Hüser.) Der Verwundete selbst aber schreibt an Julie: »Ich habe
einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom
GrafenWittgenstein,Mangel an allenIdeen von unserer eigen-
thümlichenLage und in derSchlacht selbst keine Leitung des Gan-
zen. Was war da Großes zu erwarten?" Das Kreuzen der Ko-
lonnen von Blücher und Norck, hatte die Ankunft der Truppen
verzögert. «Dies war allerdings ein Uebelstand.an dem aberNie-
mand anders als das russische Hauptquartier schuld war, das den
verschiedenen Kolonnen solche Richtungpunkte gegeben hatte, daß
ein Kreuzen nicht zu vermeiden war. Aber der König, der, trotz
allen Diensten, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, immer noch
einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen
Kriegsansichten doch endlich durchgedrungenwar, schob die ganze
Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber
(Scharnhorst war nicht zugegen) lautund öffentlich, wobeiKnese»
beck, der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den
Aeußerungen des Königs, daß so Etwas doch eigentlich mit
Festungarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und
rief: ‚Das ist recht! So kommt Dienst in die Armeen Selten hat
mich ein Vorgang tiefer in meinem Innern verwundet als dieser."
(Boyen.) Weils an Munition fehlte, mußte das Heer bis an die
Elbe zurückgehen. Als Zar Alexander dem Verbündeten diefe
Nothwendigkeit zeigte, schrie Friedrich Wilhelm: „Das kenne ich
schon! Wenn wir erst zu rctiriren anfangen, werden wir bei der
Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen; auf
dieseArt sehe ich mich schon wieder inMemel. Das ist ja wienach
Auerstädt!" Blücher abersprach zu seinenSoldaten: „DatPulver

is alle. Darum gehn wir zurück bei hinder die Elbe. Da kommen
mehr Kamraden un brengen uns wedder Pulver und Blei; un
dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, bat se de Schwär-
noth kriegen! Wer nu seggt, bat wi reteriren, Dat is en>Hunds»
fott, en schlechter Kerl? Guten Morgen, Kinder!»
Der dankbare König möchte den Generalstabschef in die Fest-
ungstube einriegeln.DenVerwundeten; den Mann, dessen Haupt
dasMirakel desdeutschenVolksheereszuzeugen vermochthatte.
»Nur ein Meister konnte all den ungestümen Kräften, die so ur-
plötzlich ausdenTiefenunseresVolkslebenshervorbrachen,Form,
Maß undRichtung geben. Anbeirrt durch Widerspruch und Ver-
kennung, führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne
durch; und ihm gelang, was in der modernen Geschichte für un-
möglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen
Heer umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen
Menschen beschiedenist:erdurfteendlich zeigen, waservermochte.
Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern
lagen. "(Treitschke.) Nun lähmtihm die Kugel den Leib. Gern ließe
er sich in einer Sänfte aufs Schlachtfeld tragen. (So noch, hatte
er einst dem großen Husaren Blücher zugerufen, selbst so »wären
Sie unserAnführer undHeld. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit
und Glück!") Anmöglich. Am dem Vaterland auch in dieser Sie-
chenzeit still zu nützen, will er nach Wien; die Oesterreicher, deren
Nahen das Hauptquartier ersehnt, in Eile spornen. Anterwegs
verschlimmert sich die Schenkelwunde.Er schreibt: »Ich gehe vor
Ungeduld zu Grunde. Die Heilung geht langsam und ich werde
dabei von Unruhe und Schmerz ganz elend. Soll es denn nicht
sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen?
Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide
ich schwer; denn ich habe nur den Antergang der edelsten Sache
vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen
muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn.
Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir daran viel ge-
legen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da
ich Das aber nicht kann, so ist mirAlles gleich. An Distinktionen
ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene,
so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich ver-
achten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Le-
ben gäbe ich für das Kommando eines Tages." And, auch aus

Prag, an Friderike Hensel: «Du bist das einzige Wesen, das
innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Mir bleibt nichts als
ein fremdes Wesen, das sonst Niemand hat, an welchem es be-
sonders hinge: Das bistDu! KönnteichDichdochnureineStunde
sehen!" Zweimal wird an der Wunde operirt; vor der dritten
Operation schreibt er, um in der Heimath die Freunde zu beruhi-
gen, an die Schlesische Zeitung: „Die gute Ausnahme so vieler
edlenMenschen und die Geschicklichkeit meinerAerzte lassen mich
'den bestenAusgang hoffen.» Als dasBlatt diese tröstliche Kunde
ans Licht bringt, ist Scharnhorst tot. Steins Nachruf: «Sein Tod
istein großesAnglück; einrichtigerVerstand,eineRuhe,eine gründ-
liche Wissenschaft, eine aufopfernde, sich selbst verleugnendeHin-
gebung für das Gute waren die herrlichsten Eigenschaften, die
seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige,
weit umsich greifende Wirksamkeit verschafften. "Blüchers: „Nun
ist leiderunser guter Scharnhorst auch tot. Eine verlorene Schlacht
wäre kein größerer Verlust für uns gewesen. Die Kabale hatte
ihm Feindschaft. Nun ist Gneisenau noch da. Geht Der auch ab,
so folge ich lebendig oder tot." Gneisenaus: „Er war einer der
merkwürdigsten StaatsmännerundSoldaten.aufwelcheDeutsch-
land je stolz sein durfte. Was er dem Staat gewesen ist, dem Volk,
derganzen deutschenNation, mögen Wenige oder Viele erkennen;
aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon bei dem traurigen
Todesfall gleichgiltig bliebe. Es müßte keine Wahrheit und keine
Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann
je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nah standen, ihn
verehrt und geliebt haben." Treitschkes: „Tag und Nacht war er
in Breslau thätig gewesen, bald in Berathungen mit dem König,
bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend.
Tragischer hatKeiner geendet von denschöpferischenGeisternun-
sererGeschichte.OhneScharnhorstkeinLeipzig,keinBelle-Alliance,
kein Sedan; und Der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber
Preußens Fahnen niemals glücklich sehen. Wie oft hat Blücher
nach erfochtenem Sieg denSchatten seines Scharnhorst angerufen,
er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem
Dichter aber (Arndt) erschien der Gefallene wie ein Siegesbote,
den die befreiten Germanen ihren A hnen nach Walhalla sendeten:
Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,

Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Ioch, das wollen wir zerschlagen
Und der Rache Tag bricht an!"
Keine Gedächtnißfeier. Nicht das kleinste Erinnerungzeichen.
Ein im parfumirten Gewölk des berliner Olympos Vergessener.
<Hochzeit,Iubiläum,KielerWoche; die Fürsten von Monaco und
Odolien werden, sammt einem echten Armour, der höchsten Hof»
ehre gewürdigt; Hymnus aus den Wikinger Burchard. »Der olle
Krümper hats in sich gehabt; dafür ist er ja auch von Rauch aus»
gehauen worden." Opferjahr.) Der große Erzieher zu nationaler
Freiheit, nach dessen Wirken nie wieder der Fremdling auf deut-
scher Erde geboten hat. Der den Morgen der Freiheit nicht leuchten
sah. Im Innersten einsam und fern der Heimath zur letztenReise
sich rüsten mutzte. Preutzens weisester Soldat. Die Söhne sind ihm,
in der Armee, im ernsten Spiel um das Glück ihrer Zukunft, ent-
fremdet, die Tochter ist von der Sorge um den Mann und die
Kinder in den Pflichtenbann der Hausmutter gezwängt. Das Seh-
nen des Sterbenden umarmt mit Bräutigamsinbrunst das Vater-
land und die Geliebte, Fritzens Staat undFrideriken. Sein letz-
tesWort weissagt das Ende der Knechtschaft. WieEgmonts, der
leichteren Blutes war. »Sie waren vereint, die beiden süßesten
Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Ge-
liebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich
in derFreundin himmlisches Gewand. Mit blutbefleckten Sohlen
trat sie vor mir auf; es war mein Blut und vieler Edlen Blut.
Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an!"
l'riumpKuL,
Da aus kaltenNebelnderTagdesHeiligenTheobaldusher-
aufstieg, sonnte Herr vonBethmann sich in einem neuen Triumph.
Die Wehrvorlage war angenommen, derGeldbedarfdesReiches
gedeckt. SchwererSieg? Wer dieLivree trägt oder tragenmöchte,
bescheinigt die ungemeine Schwierigkeit, die der Heros zu über-
winden hatte. Hier wurde, ehe die Debatte begann, gesagt: »Der
Kanzler hats unter diesem Aprilhimmel so leicht wie niemals ein
für das Reich Werbender. Eine ungeheure, unerträumte Wehr-
forderung, die ernstlich gar nicht bekämpft wird. Kein Wider-
stand, der zu Gefahr werden könnte. Keine Fraktion hat das
zu Wahlschlachten nöthige Geld; und die Sozialdemokratie muß

vor der Reichstagsauflösung zittern, die ein Viertel, ein Drit-
tel der hundertzehn Mandate kosten könnte. Der Erfolg liegt
auf der Straße und jeder Kraftgestus winkt ihn ins Hohehaus."
Dennoch ist drei Monate lang geschachert worden. Unentbehr-
liches wurde zuerst zäh geweigert und dann, als die Ezcellenzen
desBundesrathes geschmeidigtwaren, bewilligt; in Resolutionen
gefordert, was in absehbarer Zeit gar nicht gewährt werden kann,
von leichten Herzen aber verheißen ward; und die Finanzvor-
lage mit bedächtiger Schnelle dem Bedürfniß der Fraktionen an-
gepaßt. Denen ist nur die Wählermasse wichtig, nicht das Häuf-
lein der zu Vermögen Gelangten. Wer den Wohlhabenden
alle Last aufpackt und doch nicht um ein Gramm mehr an politi-
schem Recht giebt, als dem Aermsten im Land zugewogen ward,
Der braucht für seinMandat nicht zu bangen. Die Selbstsuchtder
Fraktionen stimmtsich leichtinsLeitmotivdes Caesarismus. Zwar
will der Grundgedanke allgemeiner Wehrpflicht, daß alles zur
Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden ge-
tragen und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und
Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Thut nichts; diesen Grundge-
danken hat Genosse Bethmann ja schon selbst aufgegeben. Daßam
Landesschutz nur der Besitzende interessirt, nur er verpflichtet sei,
die Kosten fürHeer undFlotte auf sich zu nehmen, haben Marzens
Jünger längst verkündet; durch einen Entschluß der Verbündeten
Regirungwirds nunbestätigt. Sie ließen dasBedürfniß des Land-
heeres so lange, trotz aller Mahnung, ungestillt, daß es in einem
LenzjetztdieHingabevonfünfViertelmilliardenheischt. DieRech-
nung für eine spottschlechte Politikistzu bezahlen; die Militärvor-
lage das Eingeständniß der FehlerundVerluste imReichsgeschäft,
Wer zahlt? Anleihen wären höchstens noch unterzubringen, wenn
die Erwerber für diesen Theil ihres Vermögens von der Steuer
freiblieben. Die Gewährung solcher Freiheit würde der Staats-
wirthschaftnichtschaden, nurnützen; abervomGebrülldes Neides
begrüßt werden. Nur die Masse nicht reizen! Der Wohlhabende
lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz ver-
rufen zu werden;mußerzahlen,dannliebermit strahlender als mit
verkniffener Miene.Sieben Zehntel des Volkes sind, weil sie nichts
zu zahlen brauchen,kreuzvergnügt, drei heuchelnfreudigenOpfer-
willen. Das Rezept aus dem Rom der Caesaren.Im März wars
zu riechen; als der Bundesrath sich in den Willen zur Konfiska-

tion von Vermögensstücken gefügt hatte. Damals schrieb ich, ohne dieHoffnung, vonIrrwahn geblendet zu sein: „Ich sehe wahrlich schondieZeit,daTheobaldus,imZierkleid des kapitolinischen In-piters, vor allem Volke das Glück des Triumphes schlürft. Den Albanerberg hat sein Fuß erklettert." Die Ochsenschaar wartet. Eine Regirung, die ungeheure Summen fordert, müßte eigentlich wissen, was sie wollen muß, was nicht wollen darf. Das wareinmal.Diemächtigen.abernichtverantwortlichenFraktionen haben den Finanzgesetzentwurf so lange geknetet, bis er in ihren Kram paßte. Steuerpläne, zu deren Prüfung (weil die Folgen auf meilenfern scheinenden Gebieten fühlbar werden könnten) Monate nöthig wären, wurden überNacht flügge. Nochindenletzten Stunden wurde gefeilscht, ausgewechselt, geflickt. And jedes von einer Mehrheit angebotene Plänchen wurde von lächelnden Excellenzen gesegnet. Wie es auf den Haushalt derBundesstaaten und der Gemeinden wirken werde, kam nicht inFrage; nur, ob es nicht etwa die Wählermasse ärgern könne. Zeigt sich nach einem Jahr, daß die Jacke nicht paßt, so wird sie geändert oder, wie jetzt die anno 11 höchlich gerühmte Werthzuwachssteuer, zum Aufputz einer Vogelscheuche benutzt. Das Ergebniß derSchachermachei sah so wunderlich aus, daß die Konservative Fraktion es ablehnen, die Sozialdemokratische esannehmen mußte. Wie vorzweiJahren die Wahlreform für Elsaß-Lothringen. Vielleicht ist der Pyrrhus von Hohenfinow auf dieMitwirkung derRöthestenauch diesmal sehr stolz. Die aber konnten gar nicht anders handeln, als sie gehandelt haben. Wenn sie jede Deckung versagten, gabs keine Mehrheitund sie verloren in dem Wahlkampf, dem dann auch die schlaffste Regirungnicht ausweichenkonnte, mindestens einenTheilihrerMacht. Jetzt? Siewollten, daß dieRüstungvonden„Besitzenden", nicht, wie in altenund neuen Demokratien,von demganzenVolk bezahlt werde: und haben ihrenWillen durchgedrückt. Sie forderten, daß der Bundesrath die härtesten Bestimmungen des Militärstrafgesetzes mildere: unddderKanzler.deramTagzuvordarannochnicht gedacht hatte, sputete sich in das Gelöbniß, die preußischen Stimmen für diesen Wunsch einzusetzen. Kinder und Lassen jauchzen durchs Reich: «Die Sozialdemokraten sind in unseren Musterpatriotismus bekehrt worden! Sie haben das Geld bewilligt, ohne das die Militärvorlage nicht in dieReichsscheunezu bringen war." Drinnen die selbe Dummheit wie draußen. Die Briten sind dem

Deutschen Reich, die Sozialdemokraten der Staatsgewalt ver-
söhnt, weil Beide die Stirn rasch entrunzeln, wenn derFeind von
gestern ihren Wünschen heute ans Ziel hilft. Deutscher Beistand
sichert dem Britenreich einen Erfolg, wie es ihn nicht nach Tra-
falgar, nach Waterloo eingeheimst hat. Der Bundesrath hebt die
Sozialdemokratie in einen Nimbus, den ihr verwegener Traum
nicht zu erhoffen wagte. And aus Wonne kreischen die Förderer:
„Endlich gelang, sie für uns zu stimmen! "Betrüger seid Ihr oder
seid betrogen. Wer hat noch den Muth, wider die»Pest des Sozia-
lismus "zu zetern, dessen Vorhut nach ihrem Wunsch die Steuer-
pflicht imReich und dieVerfassungim Reichsland gestaltet?Wer
soll fortan zaudern, seine Stimme einem Genossen zu geben? « Wir
sind die Einzigen, die der Katze die Schelle anhängen. Wir haben
die Fabrikanten vonWaffen,Panzerplatten,Munition entlarvt:
und die Langwierigkeit derAntersuchung, die seit dem November
die Gerichte beschäftigt, erweist, wie viel in diesen Betrieben faul
ist. Wir haben verboten, die besitzlose Masse noch schwerer zu be-
lasten: und von den tausend Millionen Mark, die einmal, von
den zweihundert Millionen, die für die Dauer bewilligt worden
sind, fällt nicht ein Pfennig auf das Proletariat. Wir haben ge-
tadelt, daß der Kapitalistenklüngel, der das Volk ausbeutet, auf
den Krieg spekulirt und vom Krieg profitirt, zu wenig zahle: und
er ward gezwungen, allermindestens ein Fünftel, der fettste Theil
sogar.einrundesViertel seinesGesammteinkommens denReichs-,
Staats- und Gemeindekassen auszuliefern. Der erste Schritt zur
Vergesellschaftung des Privateigenthums ist also gethan. Sorget,
mit der Waffe Eures Stimmzettels, dafür, daß unsere Macht
noch wachse; schrumpft sie, weil Ihr lässig werdet, dann wird man
Euch wieder, nicht mehr der privilegirten Klasse, das Steuer-
bündel auf den Buckel schnüren. Wir haben verlangt, daß auch
demSoldaten milderndeAmstände zugebilligt werden: und zwei
Tage nach dem grausamen erfurter Urtheil die Regirung und
die bürgerlichen Fraktionen, die freiwillig nicht einen Finger ge-
rührt hätten, an unseren Wunsch gekettet. Eure Söhne und
Brüder dienen imHeer;wolltIhrmenschlicheGesetzefürsie,dann
könnt Ihr am Tag derWahl nicht eine Minute lang schwanken."
So wird mans in jedemReichsbezirkmorgen hören; und derWahr-
haftige kann dieSprecher nicht bewußterLügezeihen.Das ist das
Verdienst des Herrn von Bethmann, der so eifrig Beifall nickte,

als neben ihm Fürst Bülow rief, die Verbündeten Regirungen
seien stets der Pflicht eingedenk, um keinen Preis der Sozialdemokratie einen Triumph zu bereiten. Sollte das Schlußgeböller
gegen Scheidemann und Genossen die Wucht derThatsacheüherdröhnen, daß den Rothen nun doch ein Triumph bereitet ward?
Fruchtloses Mühen. Ihnen, nicht dem ragenden Kanzler,schreiten die Ochsen mit den vergoldeten Hörnern und die reichen Geiseln voran; ihnen nur jauchzt das Gewimmel: triumpne!"In
ihrem Mythos und in ihrer Geschichte hat die Sozialdemokratie
niemals einen diesem ähnlichen Triumph erlebt. Das Heer der
Handarbeiter muß in allen Gliedern nun fühlen, was es ihr verdankt. Ihre Gewerkschaft schreibt dem Unternehmer die Arbeitbedingungen vor und rächt, mit geballter Kraft, jede Angebühr.
Ihre Fraktion sorgt für die Gleichheit aller politischen Rechte
(die durch denUnterschied der Kopfzahl undder Konzentration zu
einer die Masse begünstigendenAngleichheit wird und der Oberschicht der Industriestädte die Vertretung nimmt) und entrückt den
Anhang der Steuerpflicht. An dieses Ziel muß Einer hinstreben,
der felsenfest überzeugt ist, daß Besitz und Rang immer und überall
erlistet, erschlichen, erpreßt, erraubt, im verzeihlichsten Fall ererbt,
doch nie durch gunstlose Tüchtigkeit erworben wird. Nur solcher
Glaube könnte Herrn von Bethmann und seine Helfer entschuldigen. Das begreifen heute erst Wenige. Ward seit Iahrzehnten
nicht jeder Fehltritt als Heldenleistung gepriesen? Wenn dieFinanzminister und Bürgermeister die Hände ringen und die nun
erkämpften,vonAmtes wegen gebilligtenGrundsätzefürdenZolltarif und die Handelsverträge Geltung fordern, werden die noch
Geblendeten oder Verschüchterten an den Iuni des „ Opferjahres"
1913 denken und den Mann verwünschen, der dem Sozialismus
und der Demokratie einen Deich entgegenzustemmen versprach
und ihnen, weil er nach Glorie langte, das Reichssiel aufschloß.

Fürstenrus.

DreiFürstenwollten einst, alsGästederHuldvollen Majestät
von Großbritanien und Irland, in den Hyde Park reiten. Zwei
schwangen sich rasch in den Sattel; und sahen dann schmunzelnd,
wie schwer dem Aelteren der Aufstieg wurde. Ferdinand aber
sprach zu Alfonso und Manuel: »Ich bin, liebe Freunde, nicht
mehr so jung und so schlank wieIhr und werdemanchmalvonder

Gicht gepeinigt. Drum kommtIhr viel flinker auf den Gaul. Sitzet
Ihr aber auch fest? Bin ich auf dem Pferderücken, dann istAlles
in Ordnung. And das Wichtigste ist schließlich doch nicht, wer
schneller hinauf klimmt, sondern, wer länger oben bleibt." Der
Jüngste der Drei, der Keckste, ist schon gestürzt. Sitzt der Aelteste
noch ganz fest im Sattel? Er ist Herr von Ostrumelien, Zar der
Bulgaren geworden, hat das Vasallenband gelöst, den Lehns-
herrn nach Tschataldscha gejagt und die Hand nach Thrakien und
Makedonien gereckt. Bis an die Grezlinie Enos-Midia schien
Alles ihm unterthan und der Tag kaum noch sern, der ihn, auf
Symeons Weg, nach Konstantinopel führen werde. Jetzt ist sein
Himmel umwölkt. Die Griechen herrschen in Saloniki, haben die
bulgarische Mannschaft entwaffnet, fordern die reiche Handels-
stadtKawala, möchten ihn aus Thrakien wegtreiben, das sich dem
Befreier, nicht dem Eroberer öffnete und in dessen Hellenenvolk
nur Bulgarensplitter eingeklemmt sind, und mählich so einem neuen
Griechenkaiser das Reich der Konstantine sichern. Der Verzicht
auf Silistria hat die Rumänen nicht gesättigt; sie wittern die Ge-
fahr, mit der ein in Großmachtformat wachsendes Bulgarien sie
bedräuen würde, und sind entschlossen, ihr starkes Heer einem Krieg
der Balkanvölker nicht thallos zuschauen zu lassen. Serbien (dem
MontenegroWafsenhilfe schuldet und leistet) leugnetdieRechts-
kraftdesBündnißvertragesvom dreizehnten März 1912. Dergab
ihm den heiß ersehnten Ausgang in die Adria und denAnspruch
auf dreihunderttausend bulgarische Soldaten, die zur Eroberung
Makedoniens und zur Abwehr österreichischer Drohung mitwir-
ken sollten. Sie sind nicht gekommen; die Serben (die inDurazzo
freier zu sein hofften, als sie in Saloniki, zwischen Bulgaren und
Griechen, je werden konnten) durch Europens Machtspruch vom
Boden der Adriatuste gescheucht und von dem Bundesgenossen
obendreingenöthigtworden.ihrebestenDivisionenundihreschwer-
sten Geschütze (eines Kalibers, das dem Heer Ferdinands fehlte)
vor die Festung Adrianopel zu schicken, deren Fall sie nicht rei-
cher machte. Ein so oft durchlöcherter Vertrag, heihts, bände nur
den Ohnmächtigen. Vier Feinde Bulgariens. Vier Königreiche,
dieihrTerritoriumundihreWirthschaftaufOesterreichs,desBul-
garenpatrons, KosteninsWeitere dehnenkönnten. Und hinter den
Vorpostendes Griechenglaubens dasHeiligeRußland.DomMa-
nuel lernt wieder lächeln. Sitzt der Bulgarenzar noch ganz fest?

Das Raumproblem der Bühne.*)

as echte Kunstgefühl ist, wie alle vollständigen Gefühle, ein polares. Es versetzt uns mitten in eine Welt, die zu betreten wir unvermögend sind. Lebendig von ihr umschlossen, daß uns und sie nichts mehr entsondern zu können scheint, von ihr getränkt, durchdrungen und bestätigt von ihr, erkennen wir sie doch als die auf ewig abgehobene Ferne. Sie ist Wirklichkeit, einig und gewiß, wie keine naturhafte, sie allein ist fertige Wirklichkeit: wir über» lassen uns ihr und athmen in ihrem Bereich; und sie ist Bild: ihrem Wesen nach uns entrückt und unzugänglich. Aus dieser Polarität von Vertrautheit und Fremdheit, vollkommenem Genutz und vollkommenem Verzicht kommen die Weihen des echten Kunstgefühles. In demErlebniß des szenischen Vorganges bewährt sichs, wenn wir zugleich unlösbar im Vorgang und unverknüpfbar außer >ihm stehen: hingenommen vom Unbedingten, das vor uns geschieht, und doch in der Ordnung des Bedingten verharrend, die das Gesetz unserer Dauer ist; überwältigt und doch blickend; preis- ,gegeben und bewahrt. All Dies aber nicht als Gespaltensein, als Schwanken, als Widerspruch, sondern als die polare Einheit des Gefühls. Mit der beliebten Scheidung von „Schein" und „Wirk- Kchkeit" hat Das nichts zu thun; Schein könnte man gerechter Weise nur Das nennen, was nicht wahrhaft Kunst ist; der echte szenische Vorgang, der Kunst ist, ist Wirklichkeit, wenn irgendetwas Wirklichkeit ist: wir sind von ihm umfangen; aber er ist Bild: wir können in ihn nicht eingehen.

Ich will hier nur ein Element des szenischen Erlebnisses betrachten, ein wesentliches: das Raumgefühl. Wenn das szenische Erlebniß echt und zulänglich ist, fühlen wir, daß wir in den Raum der Bühne nicht eingehen können, obgleich wir erlebend in ihm leben. Die Bühne mag etliche Schritte vor uns beginnen; wir könnten diese etlichen Schritte vorwärts machen, aber wir wissen, daß damit nichts gethan wäre: unsere Füße könnten wohl den Boden der Bühne, wir könnten nicht den Raum der Bühne betreten. Weil er anderer Gattung ist als der unsere; weil er von einem Leben anderer Stufe, anderer Steigerung, anderer Dichtigkeit erschaffen und erfüllt ist als der unsere; weil unsere Dimen-

*)Der von den HerrenEmilStrauß, MartinBuber, IakobHegner und Paul Claudel gegründete Verein Hellerauer Schauspiele will „dramatische Werke monumentalen Stils" aufführen. Während der Proben zu Claudels „Verkündigung" war dieser Aufsatz entstanden. Das Drama soll nun im Herbst auf die Bühne kommen.

V>
fionen für ihn nicht gelten. Dieses Wissen als Gefühl ist der Kern
des echten szenischen Erlebnisses.
Dieses Wissens Erzfeind ist die moderne Bühne; sie ist be-
strebt, es zu vernichten oder zu verwüsten. Zu vernichten: wenn
sie mit ihrer „vorgeschrittenen" Technik den Raum der Bühne in
einen dem unseren artgleichen umzutauschen sich bemüht; zu ver-
wüsten: wenn sie Formen nachahmt, die in reineren Zeiten wahr-
haft aus dem Geist erstanden und währten und die nun, des Lebens,
das sie schuf und füllte, beraubt, das Theater zur Kuriosität er-
niedrigen. Auf beiden Wegen ist es ihr gelungen, das Raumge-
fühl des Zuschauers, sein Abhebungsgefühl zu depraviren.
Die antike Bühne steht unter der selben Optik wie der Zu-
schauerraum; aber sie ist von ihm absolut geschieden durch den kul-
tischen Charakter, der ihr innewohnt und sie gestaltet. Wie die
antike Tragoedie aus dem Opfer, das erst von dem schauenden
Griechen (im Gegensatz zum Asiaten, dem das Opfer nie Objekt ist)
als Schau empfunden wird, so ist die antike Bühne aus dem Fest-
zug geboren, dessen Gehalt das sakramentale Schicksal, Opferung
!und Lösung, des Gottes oder Dämons oder tzeros ist und der sich
in dem Rhythmus einer vierfachen Bewegung, Kampf, Leid, Klage
und Offenbarung, aufbaut. Dieser Festzug ist, an welche mythi-
sche oder geschichtliche Begebenheit immer er sich jeweilig binden
mag, niemals bloßes Gedächtnis^ sondern ein jener Begebenheit
gleichgeordnetes, ewig neu geborenes und! aus sich selber wirkendes
Leben, denn nicht beschlossene Vorzeit, sondern aller Zeit Wachs-
thum ist dem Griechen der Dämon und sein Schicksal. Dieser Fest-
zug ist das sichtbare Prinzip, das in seiner Entfaltung den Raum
der antiken Bühne ausformt vom Saum der Orchestra bis zur
Rückwand der Skene. Der Zuschauer, vom Athem des Chors an-
geweht, ist von ihm unüberwindlich weggehoben durch den Schauer
vor dem Drama, das sich in diesemRaum vor ihm, in diesemRaum,
den er nicht betreten kann, sakramental und wahrhaft begiebt.
Der mittelalterlichen Bühne ist diese sublime Aktualität mit
Notwendigkeit fremd. Für den Christen der späten Kirche ge-
schieht das Entscheidende nicht, sondern ist geschehen; das Opfer ist
nicht ewig neu, es ist gethan. Darum kann das Einmalige nur noch
abgebildet, nur noch dargestellt werden. Die Mysterienbühne ist
kein Altar mehr; sie ist ein Schaubrett. Gewiß, wächst auch sie aus
dem Kultischen auf, aber dieser Kult ist nicht Fortsetzung und Er-
neuerung, nur Anbetung und „Nachahmung". So wird das Er-
eigniß zum Spiel; seine Weihe ist die der Wiederholung und seine
Kraft die der Vorführung. Aber damit es zu Spiel werden könne,

Miß, sich das Spiel in seinem Wesen verwandeln; wie sich in der griechischen Tragoedie das Wesen des Opfers verwandelte. Seinem elementaren Sinn nach besteht das Spiel für keinen Zuschauer, es wird von keinem Wahrgenommenwerden bestimmt, sondern einzig von der Erregung des Spielenden und der Regel, die sie rhythmisch bändigt und regirt. Nun aber wird es in allen seinen Momenten von der gemeinten sinnlichen Wirkung durchdrungen und umgeschmolzen; jedoch ohne daß, in der Wandlung ein neues schöpferisches Gesetz geboren würde wie damals, als sich das Opfer zum tragischen Festzug gliederte. So lange das Spiel an die überlieferten Gegebenheiten des religiös-historischen Vorganges gebunden ist, den es darstellt, empfängt es von ihm ein Gesetz, das ein steriles Scheingesetz ist, wie immer, wenn ein endgiltig Festgesetztes nur nachgezogen werden dars. Aber es löst sich von ihm; es löst das Band, das kein wahrhaftes und zeugendes mehr sein konnte, da das Religiöse sich nur dann künstlerisch formschaffend bewähren kann, wenn ihm, wie im Orient, in Egypten, inGriechenland, auch noch in Byzanz, die freie Macht wirkender Aktualität, das Magische, die selbstthätige Fortsetzung und Erneuerung des Weltprozesses eröffnet ist. Das Drama löst sich ab und gewinnt seine abgründliche Freiheit, die Freiheit des losgemachten Spiels, das sich die fessellose Welt zu eigen macht. Das universale Spiel, das wahrgenommen werden will, das Schauspiel giebt sich sein eigenes Gesetz. Wie auf der Mysterienbühne das gebundene, so gestaltet auf Shakespeares Bühne das souveraine Spiel den Raum der Szene. Dort die Buden auf dem freien Platz, die Handlung einander zuwerfend wie Stationen des Kalvarienberges, jeweilig zum Spiel errichtet und nach dem Spiel niedergerissen; hier der dauernde Kasten mit nackten oder tapetenbehangenen Wänden, inmitten der fäulengetragene Altan mit seinen Stufen,umwandelbar und alle Orte darzustellen fähig, der Befehle gewärtig, die der Prolog oder der Zettel mit dem Stadtnamen verkündet; Buden und Kasten von Gnaden des Spiels lebendig, das seine verwandelnde Macht übt an kahlen Brettern und in der Verwandlung seine Größe hat. (Man spreche Dies nicht der unvollkommenen Technik zu; unvollkommene Technik ist immer nur Parallelerscheinung.) And der Zuschauer, sich an die Buden drängend oder gar auf der Bühne selber hingelagert, hat dennoch ihren Raum unzugänglich vor sich, weil dieser nicht der Raum ist, in dem er sich bewegen kann, sondern ein vom Spiel (durch das Ingenium des folgerichtig raumdichtenden Dichters, das Geschick des kunstfertig raumausführenden Schauspielers und seine, des Zuschauers, anpassungfähiae Phantasie) erschaffener, gestalteter und erfüllter.

An die Stelle des welterneuernden Opfers und des weltum-
fangenden Spiels hat eine Beider unkundige Zeit keinen neuen
Geist zu setzen vermocht, aus dem das Drama im Volk neu zu ver-
wirklichen wäre. Der Raum der modernen Bühne ist nicht von
einem Prinzip des Lebens und der Kunst gestaltet, sondern mit den
Mitteln der detaillirenden Illusionerzeugung und des abbilden-
den Archaismus konstruirt.
Die Illusionenbühne will das Abhebungsgefühl des Zu-
schauers, das stärkste Motiv künstlerischer Theaterwirkung, über-
winden, indem sie ihren Raum in einen dem unseren durchaus art-
gleichen umzutäuschen bestrebt ist.
Illusionirung gehörte wohl zu allen Zeiten in irgendeinem
Grad zu den Elementen szenischer Darstellung; und schon die grie-
chische Bühne hatte ihre Periakten. Aber diese Illusionenkunst
wollte nicht den Schein erzeugen, als sei der Raum des szenischen
Vorganges wie unserer beschaffen, sondern ihn uns durch Hinweis
auf Orte und Ortsveränderungen in seinen jeweiligen inhaltlichen
Beziehungen deutlich machen; die Coulisse war ein gemalterZettel,
Oder, von den Mitteln aus gesehen: diese Illusionenkunst wirkte
nicht durch Einzelheiten, sondern durch Ganzheiten; sie stellte unse-
rem Raum der Details einen Raum bedeutender Totalitäten gegen-
über; sie ließ den Eindruck eines örtlich determinirten Raumes
Nicht aus Brocken sich zusammenfügen, sondern erweckte ihn durch
wenige einfache, repräsentative, sinnbildlich giltige Form- oder
Farbeneinheiten. Die heutige aber kann sich an zwei- und drei-
dimensionalen Details gar nicht genug thun, um nur ja den Raum
als einen „wirklichen" wirken zu lassen und so das Erlebniß des
szenischen Vorganges seiner nothwendigen Polarität zu berauben:
sowohl des echten Abhebungsgefühls als auch der echten Verbun-
denheit, die nur durch Aktivität möglich ist, wogegen die moderne
Bühne den Zuschauer passiv, phantasielos die vollkommene Tech-
nik ihrer „Raumkunst" anstaunen läßt.
Aus dem Verlangen nach Wiederherstellung der Totalität-
wirkung und des Abhebungsgefühls erwuchsen einige archaisirende
Experimente, die die Bühne einer früheren Zeit, die antike oder
die mittelalterliche oder die elisabethinische, abzubilden versuchten
iund ihre Formen kopirten; als ob diese ohne das lebendige Prin-
zip, das einst lebenzeugend in ihnen wohnte, Bestand und Be-
deutung hätten. In der That wurde das Abhebungsgefühl auf
diesem Weg entweder überhaupt nicht oder nur als ein künstliches
und mittelbares, als das „kultivirte" Distanzgefühl des Kuriosi-
tätenbetrachters hervorgebracht und kaum etwas Anderes erreicht,

als daß der Museumscharakter unserer Zeit nun auch auf diesem
Gebiete eine würdige Vertretung gefunden hat.

Eine andere Form der Reaktion stellen die Versuche dar, wohl
einen andersartigen Raum zu gestalten, aber dessen Prinzip der
malerischen oder ornamentalen Welt zu entnehmen; auch sie müssen
unfruchtbar bleiben, weil sie statt des szenischen das Abhebungs-
gefühl einer fremden Kunst in das Erlebniß hineintragen und
dieses spalten und zerstreuen.

Ob in unserer Zeit ein neuer Geist lebendig wird, der ein
neues szenisches Prinzip aus sich zu entsenden vermag, können wir
Mitlebende nicht ermitteln. Auch wenn wir solchen Geist zu ahnen
glauben, können wir uns nicht vermessen, zugleich Lebende und Er-
kennende zu sein, das Neue zugleich zu empfangen und zu defi-
uiren. Was wir können, ist einzig, aus dem Bestand von Ort und
Augenblick heraus, wie er uns als Bedürfniß und Möglichkeit
fühlbar wird, zu arbeiten und zu hoffen, daß unsere Arbeit, wenn
sie unserem Willen treu geräth, vom Geist nicht ungesegnet bleiben
wird. Es gilt also nicht, ein neues raumgestaltendes Prinzip aus-
findig zu machen, sondern eine den Formen unseres Lebens ent-
sprechende und unsere technischen Mittel sinnvoll verwerthende
Lösung für einen Raum, der die Grundforderung des Dramas an
die Bühne erfüllte: der zugleich unbedingt einheitlich und unbe-
dingt wandelbar wäre. Wenn er gelänge, dürfte von ihm wohl er-
wartet werden, daß, er dem szenischen Erlebniß, wieder seine volle
Polarität, Verbundenheit und Abgehobenheit, gewähre. Denn un-
bedingt einheitlich inmitten der Wandlungen kann nur ein in
seinem Wesen beschlossener, durch seine Art von unserem geschiede-
ner Raum sein, der uns diese seine Art so rein und stark kundgiebt,
daß wir seine fassende Form durch alle Ströme der Verbundenheit
hindurch als unser einiges, unberührbares Gegenüber empfinden.
And unbedingt wandelbar inmitten der Einheit kann er nur sein,
wenn seine Metamorphosen von der Aktivität unserer wahrneh-
menden Seelen ergänzt und vervollständigt werden, wenn diese
aktive (die einzige wahrhafte) Verbundenheit also nicht, wie von
der modernen Bühne, gelähmt, sondern geweckt und genährt wird.

Daß, ein im Wechsel einheitlich bleibender Raum nur durch
die Einsetzung einfacher, gleichmäßiger, als Totalität wirkender Ge-
bilde geschaffen werden kann, muß Iedem offenbar sein, der nicht
durch den „Reichthum" der heutigen Bühne beirrt ist. Daß das
einzige Element, das einem einheitlich beschaffenen Raum unbe-
dingte Wandelbarkeit verleihen kann, das Licht ist, konnte einer
Zcit, in der Rembrandts Geist wie in keiner früheren zu den Gei-

stern redet, nicht verborgen bleiben. Aus der Begegnung beider Erkenntnisse ist der Versuch hervorgegangen, von dem die Schauspielaufführungen der nächsten Iahre in Hellerau einige Theilexperimente darstellen werden.

Tessenows „großer Saal" ist in einfachen und bedeutenden Proportionen, in unentstellt direkten Linien gehalten, die denEin» druck wesenhaften Lebens wachrufen und erhalten. Architektonisch ist der Saal eine Einheit; die Bühne ist vom Publikum, das nicht in trennendem Dunkel, sondern im gemeinsamen Licht weilt, nicht durch ihre Konstruktion, sondern einzig durch Das abgehoben, was aus ihr gemacht wird: die Bühne ist, was mit ihr geschieht; aber Alles, was mit ihr geschieht, iist unter einander streng und klar verbunden, von uns streng und klar geschieden durch die Art, wie es geschieht: die uns keinen dem unseren im Wesen gleichen Raum vortäuscht, sondern uns einen von unserem Wesen verschiedenen Raum, den Raum des Dramas, darstellt. Dieser Raum ist technisch aus zwei Elementen aufgebaut: dem Substrat der Verwandlungen und dem verwandelnden Agens. Das Dubstrat sind etliche schlichte, graue Stoffflächen und Stoffbahnen, die die Bühne umgrenzen und gliedern. Das Agens ist das diffuse Licht, das nicht episodischherausreißend wie der übliche Scheinwerfer, sondern im Gleichmaß großer Flächen und Perioden wirkt. Durch die Variabilität der Belichtung kann das Substrat durch alle Grade der Materialität geführt werden; die Stoffe können bald weich, bald fest, bald flach, bald rund erscheinen: und mit ihrer Wandlung wandelt sich das Bild des Raumes, den das Licht aus einem eingeschränkten zu einem ins Unendliche offenen, aus,einem in allen Punkten Ideterminirten zu einem von Geheimniß schwingenden, aus einem nur sich selber bedeutenden zu einem Unnennbares andeutenden macht. Aber ein Unnennbares ist er selbst, dieser Raum; von einem Prinzip gestaltet, dessen Namen wir noch nicht, von dem wir nur eine sinnliche Kundgebung kennen: das schöpferische Licht.

Das Ziel, dem dieser Versuch zustrebt, ist: die Grundforderung des Dramas an die Bühne zu erfüllen. Aber Das wäre unfruchtbare und bestandlose Arbeit, wenn diese Forderung von dem Nachdenken über das Drama, nicht von dem Drama selber aufgestellt wäre. Sie als eine vom Drama selber aufgestellte anzusehen, ermuthigt uns die Erscheinung Claudels. Er ist, wie alle entscheidenden Bildner, von einer Sphäre bestimmt, die mehr (mehr: nicht Anderes) als Kunst ist. Aus dieser Sphäre werden, auch wenn die Bildner noch im Alten zu stehen glauben, die Zeiten erneuert.

Zehlendors. Dr. Martin Buber.

Vor Rijsselberghes Bildern.
n der amsterdamer Heerengracht sah ich Bilder Theos van Rijsselberghe. Im alten Six-tzaus, in dessen Räumen Rembrandt oft weilte. Daß diese Perle holländischerArchitektur aus dem großen Jahrhundert (die jetzige Galerie Sir ist in einem jüngeren Haus untergebracht) heute Geschäftsleuten aller Art ein Obdach bietet, ist tief zu bedauern. Die Stadt Amsterdam müßte so ehrwürdige Stätten besser wahren. Doch ich bin der Bilder wegen hier. Eine stattliche Sammlung. Sechzig Oelgemälde und einige Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen. Hell und froh strahlendes Licht durchfluthet die Räume, leuchtet aus jedem Bild in unendlichen Variationen und Stimmungen. Drei, Hauptgruppen sind zu unterscheidjen: Weibliche Figuren (bekleidete und unbekleidete); Landschaften; Stilleben.
Das Stilleben hat den Belgier oft angelockt; wohl wegen der mannichfachen Möglichkeiten der Farbenkombination. Ueberall, sogar auf den Portraits, ist ihm dizs Stilleben wichtig: Interieur, farbiger Hintergrund oder Blumenschmuck, Manchmal wird es zu wichtig und überwächst an Bedeutung die oft recht zarten Köpfe. Meisterhaft ist die Beherrschung des menschlichen Körpers in allen Bewegungen und Formen. Nichts von viel sagen wollendem Lallen aus tiefsinnigem Südseeformenschatz. Keine Kongogötzen, sondern europäische Menschen, gesehen vom Auge eines lsein empfindenden, kultivirten, manchmal fast raffinirt geschmackvollen Europäers unseres Jahrhunderts. Rijsselberghe ist geschaffen, die nervöse Dame in der ihrer Persönlichkeit angepaßten Umgebung zu malen. Eine ganze Reihe fein empfundener Frauenbildnisse steht vor uns. Das ji.inge Mädchen, schalkhaft lächelnd oder vor sich hin sinnend, elegante Damen der Gesellschaft, Matronen.
Eine Dame mit rothem haar, in duftig weißem Kleid, im Garten, am Tisch. Sie sitzt im hell durchleuchteten Schatten. Auf dem Tisch steht ein Korb mit Früchten und hinter dem Stuhl ist ein Strauch mit brennend rothen Blüthen. Das Ganze kühl, thaufrisch, gut charakterisirt; der Kopf vielleicht etwas zu zaghaft wiedergegeben. Der sonnigeHintergrund und die (an sich vortrefflichen) Details des Mittelgrundes gehen nicht weit genug zurück, wirken zu gobelinartig und zeigen zu viele Einzelheiten in der Nähe des Kopfes; dadurch entsteht eine gewisse Unruhe. Die Haltung der Figur ist gefällig und reizvoll, von vornehmer Einfachheit.
Daneben das Portrait eines Mädchens mit einem Hund auf dem Arm vor einer Bibliothek. Kräftig ist hier der Zusammen-

klang des grauen Kleides mit dem grünen Sessel, dem violetten
Kissen und dem rothbraunen Ton der Thür, die dem Kopf als Hin-
tergrund dient. Dann ein Mädchen auf einem Sofa, die Linke
lässig im Schoß, auf die Rechte gestützt und träumerisch ins Weite
schauend. Alles vibrirt von Leben. Kein Bild ohne besondere
Qualität. Jedes hat einen schönen Zusammenklang der Farben-
töne in Raum und Gewanden.
Besonders hoch werden Rijsselberghes nackte Frauengestalten
geschätzt. Die gelungenste zeigt uns das große Bild „I/Ksnrs
bain". Helles, flimmerndes Sonnenlicht fällt durch leichtschattige
Bäume und kleidet Alles in tanzenden Glanz. Auf dem röthlichen
Boden liegen starke Sonnenflecke und spenden sommerliche Wärme.
Vorn, im Mittelgrund, dem Beschauer zugewandt, eine auf den
Knien sitzende Figur mit strahlend rothem Haar. Volle Sonne
auf Kopf, Brust und Leib, die Beine im Schatten. Bläuliche und
grünliche Reflexe flimmern auf den Schenkeln, starke grüne Re»
flexe erhöhen die Leuchtkraft des Haares. Daneben eine stehende
Figur, an den Stamm gelehnt, den Blick in die Ferne; ganz im
Schatten, dem Beschauer den Rücken zuwendend. Vorn, links,
eine sitzende Figur, auf der durchleuchteter Schatten liegt; grüne
und perlmutterfarbige Reflexe spielen über sie hin. Als Kontrast
zu dem rothen StoU auff dem sie sitzt, wirkt der dunkelgrüne
Strauch links im Mittelgrund. Die formale Gestaltung der Figu-
ren ist meisterhaft, die Farbe schön und kräftig, das Licht unüber-
trefflich. Doch könnten sie fast etwas breiter und weniger minutiös
ausgeführt sein. So sind die Gestalten auf dem zweiten Plan,
namentlich rechts zwei: eine, die sich neigt, und, hinter ihr, eine
stehende, die ein helles Gewand in der Hand hält. Hellste Sonne;
Frauen eilen dem Wasser zu. Sonniges Ufer mit Buschwerk, tief»
blauer See mit rothen Felsenhängen auf dem jenseitigen Ufer. Im
Hintergrund.als Abschluß eine violette Bergkette. Das Ganze ge-
badet in Wärme, Sonnenlicht, Blüthenduft (die vord ersten Figuren
ssind fast zu duftig, ausgelöst in der Luft); meisterlich in der Form,
Auf manchem Bild bewirkt das Streben, alles Licht eines
Körpers aufzufangen Und alle dunklen Töne zu meiden, daß die
Figur etwas unkörperlich, schillernd, irisirend wird. Unter den
weniger ausgeführten, mehr zu Studienzwecken entworfenen Bil-
dern sind sehr gute Sachen. Besonders zu erwähnen sind zwei
figurenreiche Entwürfe zu dekorativen Paneaus, heroische Land-
schaften mit halb oder ganz unbekleideten Gestalten. Hier ist die
Behandlung größer, summarischer, körperhafter; und ich ziehe diese
Skizzen vielen fertigen, detaillirten Bildern vor.

Auch die Landschaft ist sehr gut vertreten. Ueberall Sonne;
die glühende des Mittags, die verschleierte des Morgens, die müde ,
scheidende des Abends. ,,I^s pins än I^et" - An einem Ab-
hang ein von Pinien überschatteter Weg, dunkel violett, doch durch-
leuchtet, ein Blick auf helles Meer und röthliche Berge im Hinter-
grund; die Bäume herrlich modellirt und gezeichnet. „OKsmin ^
"Lrsiääe"- Im Vordergrund links ein von überhängenden Bau-
men tief violett überschatteter Weg, im Mittelgrund ein schattiges
Landhaus mit rothen Fensterladen, daneben helle Frühsonne auf
ferner liegenden Häusern. Wunderschöne Blumenstücke, feineStill»
leben mit Fischen oder Früchten, Studien aus dem Aquarium von
Neapel. Röthelzeichnungen und Pastelle beweisen noch einmal,
wie gründlich der Belgier die Form beherrscht. Eins nur vermißt
man überall: animalisches Leben. Auch die Frauen sind zu kühl
gesehen und erinnern nie an das Wesen der ksrnslls. Deshalb
wirkt das Interieur oft stärker als der Hauptgegenstand selbst.
Rijsselberghe ist einer der Begründer des Bundes der XX.
Er wurde lange, als Pointillist, zu den Allermodernsten gezählt.
Und dennoch wirken seine Bilder, nach Allem, was man in den
letzten Iahren anzuschauen genöthigt war, ungemein ruhig, ab-
geklärt, fast „akademisch". Man ist so sehr an wilde Ueberraschun-
gen und Formlosigkeiten gewöhnt, daß Einem die Beherrschung
der Form und des Handwerkes beinahe unmodern scheint. Ist aber
tticht am Ende hier, von einem gründlich gebildeten Europäer,
höherer Genuß und nützlichere Lehre zu holen als aus den Ver-
suchen, den Künsten der Kongoleute und Papuas nachzustreben?
Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.

Die Jüdin.*)

Blutsband zwischen jüdischen Verwandten ist enger, wärmer
als irgendwo anders. „Blutsverwandtschaft" bedeutet im Iuden-
thum von vorn herein: Recht und Anspruch auf ein gewisses Maß von
Liebe, Anspruch auf äußeren und inneren Zusammenhalt, auf aktiv sich
äußernde Hilfe, auf Unterstützung und Freundschaft. Sehr selten giebt
es in jüdischen Familien tief einschneidende Konflikte, zerrüttende Zer-
würfnisse zwischen den einzelnen Mitgliedern e,iner Familie. Sclte.i

*) Fragmente aus dem Buch „Die moderne Iüdin", das im ber-
liner Verlag von Axel Iuncker erscheint.

stört Einer die Kreise des Anderen, sucht Einer Glück und Fortkommen
auf Kosteid eines Angehörigen; es giebt keine Fehde, keinen Haß, wo
das semitische Blut kittet. Eigentliche Familiendramen giebt es im
Iudenthum höchstens, wenn das religiöse Moment mitspricht. Eine
Familientragoedie wie Hamlet oder die Braut von Messina sind aus
Germanengeist erwachsen; der jüdischen Volksseele widerstreben sie.
„Feindliche Brüder" giebt es, in diesem Sinn, unter ihnen eben so
wenig wie feindliche Söhne oder feindliche Schwestern.
Brüder und Schwestern in christlichen Familien gerathen, wenn
sie erwachsen sind, mehr in ein vetterliches Verhältniß; die Beziehun-
gen werden loser. Brüder und Schwestern in jüdischen Familien kom-
men, besonders, wenn die Eltern früh sterben, in immer engere Be-
ziehungen; aus dem geschwisterlichen Verhältniß wird allmählich ein
„elterliches".
Iüdische Waisengeschwister, die in jungen Iahren ihre Eltern
verloren haben, schließen sich mit intensiver Innigkeit an einander,
trennen sich nicht, sondern führen einen gemeinsamen Hausstand, Oft
bleibt der Bruder unvermählt, wenn die Schwester nicht heirathet; kast
niemals heirathet er, ehe nicht seine Schwestern versorgt sind. Er fühlt
Waterpflichten und Vaterverantwortung den Schwestern gegenüber. Er
führt ihnen Freier zu, sorgt für Aussteuer und richtet die Hochzeit aus;
nicht selten giebt er den Schwestern eine Mitgift, die seinen eigenen
Wermögensverhältnissen entspricht, oder sorgt, falls sie unverheirathet
bleiben, für ihren standgemäßen Unterhalt. Aber all diese lebenslang-
licheFürsorge ist sehr oft nur eineGegengabe für eineKette von Opfern,
Entbehrungen aller Art, die jüdische Schwestern in ihrer Iugend den
Brüdern gebracht haben. Sie arbeiten, entbehren, degradiren sich be-
ruflich und menschlich bis zur Selbstauslöschung, um dem Bruder das
heH ersehnte Studium zu ermöglichen. Wie viele stille und stumme
nnd doch erschütternde Tragoedien spielen sich in mittellosen jüdischen
Familien ab; welcher heldenhaften Selbstentäußerung sind diese jüdi-
schen Schwestern fähig! Sie verzichten auf jede eigene Fortbildung,
ziehen mit einer ihnen sonst fremden Energie einen Strich unter ihre
bisherigen Lebensansprüche, verlassen Schule und Seminare, gehen
unverdrossen unter die Schaar der Geschäftsmädchen, arbeiten uner-
müdlich von früh bis spät wie ein Uhrwerk. Sie löschen ihre eigene
Iugend aus mit einer entschlossenen Ruhe, die bei jungen Geschöpfen
befremdet; ihr einziges Ziel, dem all ihre Arbeit gÄt, ist: dem Bruder
die großen Bildungthore zu öffnen, Abiturium, Universität, Staats-
examen. Ist er dann endlich am Ziel, ist er glücklich Arzt, Spezialarzt
oder assoziirter Rechtsanwalt, winkt ihm die Hunderttausendmark-
Partie und kann er daran denken, sich „zu arrangiren" und in der
zweiten Hälfte seines Lebens sich für die Mühsal der ersten schadlos
zn halten, so ist inzwischen aus der Schwester ein reichlich verbrauchtes,
verarbeitetes und verhärmtes Geschöpf geworden. Sie hat ja „wie eine
Mutter" all die Iahre für ihn gearbeitet und gehungert; wenn auch

nicht leiblich, so doch geistig. Ist es dann nicht erklärlich, wenn sie, nachdem der Bruder endlich ans Ziel gelangt ist, seine Unterstützung als ein Aequivalent, eine „Gegengabe" auffaßt? Ohne Bedenken oder Scheu, scheinbar ohne Dankbarkeit, läßt sie sich dann von dem Bruder „versorgen" oder gar einen Theil seiner Mitgift auszahlen. Das sind Verhältnisse, die ein jüdischer Eigenart Unkundiger einfach als „unmoralisch" bezeichnen würde und die doch in Wahrheit die tiefste menschliche (vielleicht allzu menschliche) Moral bergen, die des bedingunglosen, geschwisterlichen Schutz- und Trutzbündnisses.

Arme, jüdische Schwestern, thut Ihr es wirklich nur um des Lohnes willen? Aus einer spekulativen Berechnung heraus? Darbt Ihr, arbeitet Ihr und demüthigt Euch, um Euch einen Versorger heranzuziehen? War also am Ende Eure selbstlose Liebe nichts als SeAstsucht? Fragt sie selbst, fragt sie „beim Leben ihrer Brüder"; sie werden, alle, antworten: „Und wenn wir genau wüßten, daß er niemals eine sogenannt: .Partie' wird nnd niemals auch nur so viel Geld verdient wie ein Buchhalter oder Reisender, wenn er nur dafür ein berühmter Gelehrter wird, »eine Leuchte', dann hungern wir und plagen uns mit Freude, denn wir wissen, wofür wir es thun. Unser Bruder mehrt den Ruhm der Familie." Iede jüdische Schwester sieht in ihrem Bruder einen zweiten Spinoza, eine „Leuchte Israels"; sie glaubt an sein Ingeninm und schwört auf seinen Intellekt. Das Wort „Intellekt" aber flößt ihr einen Respekt ein, dem nichts gleichkommt. Der Intellekt verlangt eben solche Opfer, wie etwa sonst nur Gott. Er ist für die jüdische Schwester das Heiligste in ihrem Leben.

Auch in pekuniär günstigeren Verhältnissen, wo die Frage gegenseitiger Unterstützungen keine Rolle spielt, leben Geschwister (nur von Erwachsenen ist hier die Rede) meist in engen Beziehungen. Sind Beide, Bruder und Schwester, verheirathet, so ziehen sie gern, wie man in Berlin hundertfach beobachten kann, räumlich dicht zu einander, möglichst in die selbe Straße, mindestens in das selbe Viertel, um im täglichen gesellschaftlichen Abendverkehr nicht gehemmt zu sein. Christen haben „Freunde", Iuden haben „Verwandte". Die Intensität des v erwandtschaftlichenVerkehrs läßt einenFreundeskreis oft gar nichtentstehen. Geschwister-Familien sind imFudenthumSchutzbündnissefürdlie IWechselfälle des Lebens; sie sind wie der wärmende Ofen in der Winterszeit; sie sind Quell d,er Anregung und Freude; sind die Basis aller jüdischen Geselligkeit. Fast unmöglich ists, in einer jüdischen Familie intimer zu verkehren, ohne sehr bald sämmtliche Geschwister der Hausfrau oder des Hausherrn kennen zu lernen. In christlichen Familien kann man oft ein halbes Leben lang verkehren, ohne je mit den Geschwistern des Hausherrn oder der Hausfrau in Berührung zu kommen; man hört nur ganz gelegentlich von ihnen.

Alle sozialen, geistigen und seelischen Verschiedenheiten übertönt das eine Wort „Geschwister". Mag die eine Schwester einem Bankdirektor verheirathet sein, die andere einem kleinen Prokuristen oder

Reisenden (was allerdings wegen der bei Schwestern doch meist gleichen Mitgift selten vorkommen wird), so wirkt diese gesellschaftliche Kluft doch nicht iinMindesten auf die persönlichenBeziehungen der Schwestern zu einander. „Meine Schwester": Iuden mögen es mit Stolz (meist auf den Geldbeutel des Mannes) aussprechen oder das Wort mag Mitleid (oft in Folge schlechter Inventuren) ausdrücken, einerlei, ob diese Schwester der Glanz der Familie ist oder ob das unübersetzbare, einzige Wort „nebbich" ihre wirthschaftliche Lage bezeichnet: Schwester bleibt Schwester; nichts kann ihr die Liebe rauben oder kürzen, mit der sie von ihren Geschwistern umgeben wird. Und wäre sie selbst eine Verbrccherin, eine Verlorene, hätte sie Schuld und Schmach auf sich und ihre Familie geladen: die Liebe ihrer Geschwister bliebe ihr doch erhalten; sie ist durch nichts zerstörbar, ein unverlierbares Guthaben.
Die Iüdin ist, wie mit Recht behauptet worden ist, das „weiblichste Weib". Deshalb ist ihr das Geschlechtsleben ungeheuer wichtig. Bei den alten Iuden gab es keine eigentliche Erotik. Sie heiratheten so früh, daß der Uebergong von der Kindheit zur Ehe brüsk, ohne Zwischenstufen, erfolgte. Weise Gesetzgeber hatten, in richtiger Erkenntnis-, den bei orientalischen Mädchen und Iünglingen früh und intensiv erwachsenden Geschlechtstrieb in das feste Gleis der Ehe gelenkt, ehe Gluthen, Leidenschaften und sexuelles Begehren sich entfachen konnten.Innge Iuden und Iüdinnen waren meist längst verheirathet, ehe sie zum eigentlichen Bewußtsein ihres Sexuallebens kamen. Diese weise Einrichtung der frühen Heirath bewahrte sie vor Entgleisungen und Irrungen; aber auch vor Individualauswahl in der Liebe und vor den Spielen und Freuden durchseelter Erotik.
Innerhalb der Mauern des Ghetto galten frühe Heirath und möglichster Kinderreichthum als sittliches Gebot. Die Frauen lebten den Anforderungen ihres Naturells nach und erfüllten dabei zugleich das ihnen vorgeschriebene ethische Gesetz. Sinnlichkeit und Ethik gingen Hand in Hand. Mit dem Eindringen westlicher Kultur verschoben sich auch die jüdischen Ehesitten; die frühreifen Mädchen heiratheten nicht >mehr, wenn die Natur ihnen das Ehereifezeugniß ausstellte, sondern, gemäß den germanischen Sitten, nach oder um Vollendung des zweiten Jahrzehnts. Sehr viel verborgene Sinnlichkeit mußte aufgestapelt nnd zurückgedrängt werden, bis die Erlösung in Gestalt des Ehemannes nahte. Die größere Heißblütigkeit, Lebhaftigkeit, Sensibilität jüdischer Mädchen beruhen auf ihrer Frühreife.
Am Schlimmsten betroffen sind heute die Unverheiratheten, diz entsagend durchs Leben gehen. Orientalischem Frauenempfinden widerspricht (widerschreit, müßte man sagen) der Coelibat, Die Iuden kannten keine Vestalinnen, keine Klöster und Frauenorden; den Begriff „unverehelicht" gab es bei ihnen nicht. Niemals faßte eine Iüdin den Entschluß, nicht zu heirathen; lieber stieg sie zehn Stufen herab, als daß sie ledig blieb. Unverheirathet zu bleiben, galt nicht nur als "Unglück, sondern auch als eine Art Schuld, die man der Glaubensgcincin-

schaft gegenüber auf sich lud. Den neutestamentlichen Spruch: „Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser", kannten weder Thora noch Talmud. Die Instinkte der Iüdin drängen nach der Ehe. Schon das fünfzehnjährige Mädchen empfindet, viel intensiver und klarer als das gleichaltrige germanische Mädchen, das Mysterium ihres natürlichen sBernfes. Es find nicht nur die äußeren Formen, die früher schwelen, auch die Augen blicken so eigenrhümlich sehnend, Ahnungen keimen, die noch nicht Bewußtseinsinhalt geworden, die noch in der Tiefe des Seelenspiegels ruhen, aber doch schon leise Wallungen und harmonisch-disharmonische Schwingungen hervorrufen.

In den meisten Fällen heirathet die Iüdin nicht um der Liebe willen, sondern um der Ehe willen. Die Ehe, nicht die Liebe, ist ihr etwas Heiliges. Das germanisch-christliche Ideal der Liebe, die Vorstellung des einen Einzigen, der muthiger, kraftvoller, klüger, schöner ist als alle Anderen, der Dornröschenprinz, das Siegfriedideal: Das gab es bei den Juden nicht. Die Frauen verzehrten sich nicht im Gram, weil der Eine, Auserwählte nicht kam; ein Iahre oder gar Iahrzehnte langes Warten auf den Geliebten wäre eher verspottet als besungen worden. Eine jüdische Gudrun lebte nie. Lange Verlobungzeiten sind unjüdisch. Dem kräftigen Ideal der Ehe und Fortpflanzung hält das nebelhafte Ideal der seelischen Liebe nicht Stand. Die jüdischen Mädchen des Ghetto dachten: Lieber mit achtzehn Iahren einen Mann mit mäßiger Zuneigung heirathen als mit vierundzwanzig einen angenehmerem Mann. Sie waren in erster Reihe Gattungmenschen und strebten nach Arterhaltung, ganz triebhaft. Nicht sie heiratheten, sondern es heirathete in ihnen.

Einen Sexualverkehr außerhalb der Ehe gab es nicht für sie. Die Ehe war für sie Vorbedingung und Inbegriff aller Glücksmöglichkeiten. Da die Ehe an und für sich ihnen als das einzig erstrebenswerthe Ziel erschien, kam die Persönlichkeit des Ehemannes erst in zweiter Linie in Betracht. Individuelle Bewerthung, Seelenharmonie, Weltanschauung mußten ihnen gleichgiltig sein, ein Vertiefen in die Eigenart des Anderen, ehe man das entscheidende Wort sprach, kam kaum vor; das Transszendente der Liebe „war noch nicht erfunden". Frei von Exzentrizitäten und frei von Perversitäten, im eng begrenzten, fest gefügten Rahmen der Ehe spielte sich das Sexualleben der Iüdin ab, ohne Poesie, aber auch ohne Phantasterei.

Die moderne Iüdin hat auch in ihrem Geschlechtsleben einige Wandlungen erfahren. Gerhart Hauptmann schildert in seinem Stimmungdrama „Gabriel Schillings Flucht" eine moderne, außer Rand und Band gerathene Iüdin. Sie hat alle Sitten» und Anstandsbegriffe ihres Volkes über Bord geworfen, drängt sich in eine Ehe hinein, stellt sich zwischen die Gatten und hängt sich an Gabriel Schilling wie eine Klette. Sic läuft ihm nach, ohne Scham und Würde, knechtet und quält ihn, saugt ihm das Lebensmark aus den Knochen und treibt ihn „durch ihre Liebe" schließlich in den Tod. Was Hauptmann hier schildert, diese wildgewordene Intellektuelle, ist zwar eine Iüdin, aber keine deutsche

Iüdin, sondern eine russische. Ein solcher Typus Weib konnte nur da entstehen, wo die alte jüdische Kultur schnöde fortgeworfen wurde, ohne daß die Iüdin eine andere Kultur dafür eintauschte. Rußland hatte der Iüdin keine neue Kultur zu schenken, wie Deutschland. Die russische Iüdin, im Vollbesitz ihrer altererbten Stammeskultur, stand himmelhoch über der russischen Unkultur. Giebt sie diese alte Kultur aber auf, so tauscht sie nichts dafür ein und ist nun erst bettelarm an ethischen Werthen, bar jeder Kultur. Weshalb ist die Iüdin in „Gabriel Schilling" ein Gegenstück des eigentlich-jüdischen Weibertypus, aber mit unheimlicher Schärfe gezeichnet. In Deutschland wäre dieserTyPus unmöglich, weil die deutsche Kultur mit ihren hohen ethischenWerthen viel zu tief in den Seelen der deutschen Iüdinnen Wurzel gefaßt hat. Wohl giebt es auch unter den deutschen Iüdinnen Frauen, die dem männlichen Geschlecht gegenüber es an Deutlichkeit und Dringlichkeit nicht fehlen lassen, die ihr sexuelles Genügen über die herrschende Moral stellen, die über Keuschheit lächeln und ihr Triebleben höher stellen als alles Andere; aber sie sind vereinzelt. Die deutsche Iüdin ist, bei aller Intensität der Sinnlichkeit, nüchtern und wägend; sie wirft sich nicht weg, sie vergißt sich nicht in lauen Sommernächten oder in verschwiegenen Kammern, sie setzt nicht Alles auf eine Karte, sie behält den Trumpf in der Hand, bis sie diese Hand vergiebt. Das Geschlechtsleben wird bei Hr vom Intellekt geleitet, mehr als vielleicht bei irgendeinem Frauentypus der Erde. Die Iüdin ist nicht „Gretchen" und „Klärchen", sie will immer Königin in der Liebe sein; sie beschenkt, beglückt, erhöht, nicht der Mann.

Moderne Iüdinnen haben ein starkes Gefühl für Aesthetik und räumen diesem Gefühl innerhalb ihres Sexuallebens einen breiten Platz ein. Ibsens Hedda wollte „in Schönheit sterben"; Iüdinnen wollen „in Schönheit leben". Hier werden ihre sonst so nüchternen Sinne wahre Künstler. Orangenduft und Opalglas-Lichtreflexe, Seidenstoffe und Spitzengeriesel, Stimmung und Tönung ist ihren Sinnen Reiz.

Wenn im Leben der Iüdin die Glocke schlägt, die sie an den Abschied des Liebeslebens mahnt, so durchlebt sie ihre härtesten Konflikte. !Kaum irgendeine Frau besitzt weniger Talent zur Abgeklärtheit als die Iüdin. Noch fühlt sie sich viel zu wenig als Persönlichkeit. Schwer kann sie sich daran gewöhnen, daß die Ballmutter die Balldame in ihr verdrängen muß, daß ausgeschnittene Straßenroben und durchbrochene Strümps« der Mutter heranwachsender Kinder nicht ziemen, daß sie das „reizende" Element in ihrer Kleidung ausschalten muß und daß Etwas höher gilt als Reiz und Reizenwollen, als das Spiel der Koketterie und das Betonen der Iugendlichkeit: die Würde, Gerade für die Jüdin ist das Klimakterium deshalb das „gefährliche Alter", weil ihr auch seelisch besonders schwer wird, aus ihrem Leben Das auszuschalten, worin sie Meisterin war. Sie fühlt sich wie Eva aus einem Paradies vertrieben; nnd sie behält den Nachgeschmack des Apfels vom Baum der Erkenntniß meist ihr Leben lang auf der Zunge.

Else Croner.

Zuwachssteuern.
ie Werthzuwachssteuer hat eine Niederlage und einen Sieg er-
lebt. Die Budgetkommission des Deutschen Reichstages beschloß,
allerdings nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen, die Reichs-
werthzuwachssteuer aufzuheben und die Besteuerung dieser modernen
Wermögensform den Gemeinden zu überlassen. Das ist die Niederlage,
die das Plenum bestätigt hat. Den Sieg brachte die Annahme derVer-
mögenszuwachssteuer. Das Prinzip ist also gewahrt worden. Man hat
aus der Erfahrung im Grundstückhandel keine Konsequenzen gezogen,
sondern einen Grundsatz, der vor wenigen Iahren noch als gefährliche
Utopie galt, zur Quelle eines Reichsgesetzes gemacht. Das unsärusS
invrsmein Iohn Stuart Mills und Henry Georges hat als Gegenstand
der Besteuerung im Deutschen Reich keinen Erfolg gehabt. Zwischen
der gesunden Idee, den Staat an einem Werth mitschmansen zu lassen,
dem er die Existenzbedingung schuf, und der praktischen Ausbeutung
durch den Steuerfiskal liegen Hindernisse, die den Mißerfolg verschul-
det haben. Die ganze Entwickelung der Steuer in Deutschland spielte
sich innerhalb eines Iahrzehntes ab. Die Thurmspitze über den ver-
schiedenen Staats- und Kommunalgesetzen wurde durch das Reichszu-
Wachssteuergesetz vom vierzehnten Februar 1911 gebildet. Was ist in
der Praxis aus dem Paragraphen 1 des Gesetzes geworden? „Beim
Uebngang des Eigenthums an inländischen Grundsrücken wird von dem
Werthzuwachs, der ohne Zuthun des Eigenthümers entstanden ist, eine
Abgabe erhoben." Man sollte meinen, daß die Rechnung ziemlich ein-
fach sei. yuocl non. Die Klagen über mangelhafte Veranlagung füllen
Bände. Zur Illustration nur einen Fall aus jüngster Zeit. Die Boden-
aktiengesellschaft Bayenthal in Köln führte einen Prozeß gegen die
Berlin»Anhaltische Maschinenbaugesellschaft (Bamag) wegen Belästi-
gung durch Lärm. jSie forderte einen Schadensersatz von 100 000 Mark,
der im Vergleich durch Ueberlassung eines Grundstücks zu niedrigem
Preis erledigt wurde. Die Bamag verkaufte ein Objekt zu 352110Mark
an die Bodengesellschaft, T^iese hatte, bevor der Vergleich notariell be-
kundet war, das Grundstück an einen benachbarten Eigenthümer weiter-
verkauft, der sich verpflichtete, an die Bodengesellschaft den Schadens-
ersatz von 1V0 000 Mark bar auszuzahlen. Das Geschäft kam in dieser
Form zu Stande. Die Gesellschaft wurde zur Zahlung einer Iuwachs-
steuer auf 100 000 Mark veranlagt und hat diese Abgabe geleistet. 9450
Mark. Die Steuerbehörde nahm an, die 100 000 Mark seien reiner
Werthzuwachs gewesen. Diese Auffassung wurde von allen Instanzen,
bis zum Oberverwaltungsgericht, getheilt. Die verurtheilte Bodenge-
sellschaft ist aber der Meinung, daß nicht sie, sondern die Bamag die
Steuer zahlen mußte. War der Verzicht auf den Schadensersatz als
Leistung zu Gunsten der Bamag anzusehen? In diesem Fall hätte der
Verkaufspreis des erwähnten Grundstücks nicht 352110, sondern 452110
Mark betragen und die Bodengesellschaft hätte zu dem Preis weiter-

verkauft, zu dem sie erworben hatte. Daß Schadensersatz unter den Begriff des „Werthzuwachses, der ohne Zuthun des Eigenthümers entstanden ist", fallen soll, ist schon seltsam genug. Die Bamag war wirkliche Eigenthümerin, die Bodengesellschaft nurDurchgangsstation eines regulären Besitzwechsels. Da die Bamag einen auf das Grundstück erzielten Buchgewinn von 207 091 Mark zu Abschreibungen verwendete, so konstatirte sie selbst einen Werthzuwachs in dieser Höhe. Die Steuer dafür hat sie bezahlt. Wären jedoch die IM 000 Mark zugerechnet worden, so hätte der Zuwachs, statt 130 bis 150, mehr als 210 Prozent und die Steuer, statt 35 205, 67 560 Mark betragen. Das sind 32 355 Mark Mehr. Da Bayenthal zu 9450 Mark veranlagt wurde, so wäre Ss tsvw eine Differenz von 22 905 Mark zum Nachtheil des Fiskus entstanden. Wären die 100 000 Mark des Schadensersatzes in barem Geld bezahlt worden, so hätte kein Mensch an einen Werthzuwachs gedacht.
Rsbus sic stantibus ist dem Begriff des Werthzuwachses natürlich keine Liebe entgegengebracht worden; und der Beschluß, der Budgetkommission weckte mehr Freude als Trauer. Damit ist aber die Steuer nicht aus der Welt geschafft. Die Gemeinden sollen sie behalten. Ob sie damit Glück haben werden, ist eine andere Frage. Der Vorstand des Preußischen Städtetages wagt nicht, sie zu bejahen. In einer Eingabe an den Reichstag fordert sr eine Entschädigung der Kommunen, die den Ertrag aus der Werthzuwachssteuer brauchen. Die Städte sind mit 40 Prozent an der Reichssteuer betheiligt. Dafür haben sie auf die selbständige Erhebung der Abgabe verzichtet. Um ihnen Ersatz zu bieten, ergänzte das Plenum des Reichstages den Beschluß der Kommission durch den Zusatz, daß die Gemeinden ihre alten Steuerordnungen, die zum Besten des Reichsgesetzes fielen, wieder in Kraft setzen dürfen. Ein Danaergeschenk. Die Zuwachssteuer ist, durch die Ausführung, unpopulär geworden. Unter den Hausbesitzern sind die Ansichten getheilt. Eine Gruppe fürchtet die Rückkehr einer skrupellosen Grundstückspekulation und das Wuchern von Bauschwindlern. Der unsolide Unternehmer bekommt Oberwasser, sobald die Terrainverschiebungen wieder in Gang kommen. Die andere Partei ärgert sich über die Mängel der Veranlagung. Auch da handelt es sich nicht um die unsicheren Kantonisten, sondern nm das solide Element. Kaufen und Verkaufen ist erschwert durch eine Steuer, die allerlei Chicane bringt. Man kommt nicht mehr vorwärts und denkt, daß mit dem Verschwinden der Zuwachssteuer der Weg wieder frei wird. Ob die Rechnung stimmt? Die Steuer allein würde den Aufschwung des Geschäftes nicht hindern. Sie hat die gute Konjunktur nicht vertrieben. Man bereitet nur neue Enttäuschungen vor, wenn man der Zuwachssteuer alle Schuld am Elend des Grundstückhandels aufpelzt und gewichtige Gründe den Laien verschweigt. Der Fiskus liebt den Werthzuwachs so innig, daß er das unterscheidende Merkmal „unverdient" sanft beseitigt hat. Er will den verdienten Werthzuwachs, die ersparte Arbeitleistung, haben. Das ist ihm sicherer als die Verbindung mit Henry George und dessen Nachfolgern.

So folgte auf das Gesetz vom Februar 1911 diie „Vermögenszuwachs-
steuer", der elou der Finanzreform von 1913. In der Begründung
zu dem neuen Entwurf wird gesagt, daß das neue Besitzsteuergesetz am
exsten April 1916 in Kraft treten werde, wenn die Bundesstaaten nicht
bis zu diesem Tag eine allgemeine Besteuerung des Vermögens, des
Einkommens oder der Erbschaften eingeführt oder bestehende Steuern
dieser Art erhöht haben. Der Vermögenszuwachs soll also nur eine Art
ultimum rstu^ium sein (so dachte man) und wird gewiß nicht in die
Steuerpraxis kommen. Dieser Trost ist geschwunden. Der zum histori-
schen Ereigniß gestempelte Steuerkompromiß hat aus der „Erfassung"
(welch malerischer Ausdruck!) des Vermögenszuwachses den Anfang
einer Reichsvermögenssteuer gemacht. Die ehrlichen Leute, die den
Jammer sehen, zucken die Achseln und sagen: „Nach den Kommission-
beschlüssen bleibt jedenfalls für die vier Uebergangsjahre ein Fehlbe-
trag von 200 Millionen. Woher sollte aber der Ersatz für die aus der
Regirungvorlage gestrichenen 180 Millionen genommen werden?" Die
Antwort wurde auf dem Weg der Vermögenszuwachssteuer gefunden.
Von ihr erwartet man 99 bis 95 Millionen. Der Rest des jährlichen
Mehrbedarfes von 210 Millionen soll durch die Erhöhung der Erb-
schaftsteuer, den Gesellschaft- und Persicherungstempel und durch die
Erhaltung der Zuckersteuer gedeckt werden. Prosit die Mahlzeit!
DerVermögenszuwachs ist als Steuerobjekt nicht von diesem Iahr.
Nur hieß er früher Uebersluß, weil sich dieses Wort leicht in Luxus
übersetzen läßt. Und den mit Extrasteuern zu belegen, scheint stets ein
löbliches Beginnen. Leute, die der Meinung waren, daß die Spezies
der unmöglichsten Dinge noch nicht ausgestorben sei, lachten über den
Plan der Ueberflußsteuer und legten ihn zu den übrigen Requisiten der
verschiedenen Finanzreformen. Der schärfste Kritiker aber, den die
Steuer fand, war der preußische Finanzminister. Er widerlegte mit
treffenden Gründen die Behauptung, daß der Vermögenszuwachs ein
Zeichen wachsender Leistungfähigkeit sei; denn der Millionär, der sein
Einkommen bis zur letzten Mark verbraucht, nichts zurücklegt und kei-
nen Zuwachs hat, ist leistungfähiger als der Geschäftsmann, der von
12 000 Mark Einkommen im Iahr 3000 Mark spart. Da jede Vermeh-
rung des Vermögens steuerbarer Zuwachs ist, mag Arbeit oder Glück
die Quelle sein, so ist, wie ich jichpn sagte, von „unverdientem" Werth-
zuwachs nicht mehr die Rede. Der wirkliche Arbeitverdienst, die in
Kapital umgesetzte und aufgespeicherte Arbeit, soll dem Fiskus Zinsen^
Wo bleibt die berühmte „steuerliche Gerechtigkeit", deren die hohe Be-
hörde sich so gern rühmt? Der Reichsfiskus sagt: „Sie ist bewiesen";
der preußische Finanzminister: „Sie, fehlt." In der'Denkschrift, die, zum
Besten der Reform der Einkommensteuer, mit denanderen Steuerprvjek-
ten ausräumt, wird von einer „Strafefür die Sparer" und einer „Prämie
auf die Verschwendung" gesprochen. Wer ausgiebt, was er einnimmt,
braucht sich um die Zuwachssteuer nicht zu kümmern. Nur wer sich er-
dreistet, zu sparen, wird mit der Steuerprämie belohnt. Wer' zu Per-

mögen kommt, nicht, wer es schon besitzt, ist Kunde des neuen Gesetzes.
Das übliche „Entgegenkommen" liegt in der Steuerfreiheit der Ver-
mögen bis zu 20 000 Mark und des Zuwachses bis zu 10 000 Mark.
Veranlagt wird in jedem dritten Iahr. Die Grenzen für die erste
Besteuerung des Wachsthnms der Vermögen sind die letzten Dezember-
tage 1913 und 1916. An beiden Tagen wird das Vermögen gemessen;
ans dem Vergleich beider Ziffern ergiebt sich die Steuerbasis, Wer
,Ende 1913 50 000 Mark hatte und diese Summe bis Ende 1916 auf
70 000 Mark'brachte, hat 20 000 Mark Werthzuwachs zu versteuern.
Dann zahlt er erst wieder, wenn der nächste Zuwachs mehr als 10 000
Nuf 70 000 Mark beträgt. Diese Rücksicht versteht sich von selbst. Sonst
müßte ja auch der Verlust mit besteuert werden. Wenn Ende 1919 das
Vermögen, statt 70 000, nur 30 000 Mark, Ende 191?aber wieder 60 000
Mark betrüge, so träfe die Steuer auf den neuen Zuwachs von 30 000
Mark eine Summe, für die schon einmal gesteuert worden war, und
wäre in solchem Fall eine Verluststeuer. Das heißt: mW: Praxis!
Ungerecht ist die Steuer, weil sie in der Herkunft des Vermögens-
Zuwachses keinen Unterschied macht. Die wirkliche Arbeitleistung wird
der Börsenspekulation und dem Lotteriegewinn gleichgestellt. Was küm-
mern den Fiskus Grundsätze der Volkswirthschaft? Er fragt nicht nach
der Bedeutung des Arbeitertrages, der den besten Köpfen der national-
ökonomischen Wissenschaft zu schaffen machte. Die Hauptsache ist der
Effekt (und, natürlich, die Effekten). Läßt sich der in runden, netten
Ziffern ausdrücken, so fragt man nicht, ob ihn der Kopf oder die Kra-
watte erworben hat. So ists freilich bei jeder Steuer auf Einkommen
oder Vermögen. Aber ein doppeltes Unrecht wird nicht halbirt, wenn
«nan es verdreifacht; und die neue Abgabe ersetzt keine der schon be-
stehenden Vermögenssteuern, sondern ergänzt sie. Man klagt über die
Schwerfälligkeit der Kapitalbkldung und sieht in dem Mißverhältnis)
zwischen Kapitalverbrauch und Neuproduktion die wichtigste Ursache
aller Krisen. Wenn man aber das Wachsthum der Vermögen künstlich
hemmt und die Quelle, aus der die Ueberschüsse sprudeln, mit einem
Steuerpflock verstopft: wie soll der beklagte Mißwachs aufhören? Bil-
lig ists, alle wirthschaftlichen Bedenken mit banaler Zuversicht („Es
wird schon gehen") abzuthun. Wenn Gewerbe, Handel nnd Landwirth-
schaft sehen, daß man ihnen die Rücklagen besteuert, so werden sie
weniger vorsichtig disponiren und ihre Sache auf den Kredit stellen.
Das geht wieder die Reichsbank an, die auf zudringliche Kred t^ucher
schlecht zu sprechen ist. Anders ist es mit dem Konjunkturgewinn. Der
wird versteuert, auch wenn er nur auf dem Papier steht. Für Werth-
papiere ist der Kurs vom einunddreißigsten Dezember 1913 und 1916
maßgebend. Ist er höher als am ersten Termin, so wird der Vermögens-
zuwachs berechnet, einerlei, ob er vier Wochen späterdnrch eineBörsen-
krisis vernichtet wird. Das gilt für jeden nicht verwerthctcn Gewinn.
Werlacht? Auchbeiuns ist längstAlles möglich geworden. Ladon.

amen-undpersonlose Literaturwesen, gruselige Schatten, fragwürdige „Geister" suchen sich Beachtung zn verschaffen, indem sie mich anpöbeln. Persönlich kann ich mich ,nicht ,mit, ihnen abgeben, da ich, wie ich andeutete, keine Person sehe. Diese gespenstigen Wesen, die in und an der Literatur herumspuken, habe ich in den „Intellektuellen" benamset, kenntlich gemacht, sie Allen gezeigt und getroffen. Ein ganzes Kaffeehäuschen heulte aus. Ich sprach dann in der „Zukunft" von jener Art Unwesen, die ich Lemuren nannte, als von einem „Troß formalistisch Nachahmender, steril bis ins innerste Gefüge, grotesk im äußeren Aufputz, geflicktes, verlogenes, verlumptes Menschenpack." Ia, die „gute Frau", mit ihrer Mass für das Echte, ist eine recht unbequeme Frau. Sie hat gesagt: „Eure Gespensterliteratur ist Schundliteratur." Darauf kam dieAntwort: „Nee, wasDumachst, istSchundliteratur." Die Leute sind von herzerquickender Kindlichkeit. Grete Meisel-Heß
Sehrverehrter Herr Harden, Herr Eugen Reichel, dessen Novellen von Frenze!, Widmann, I. I. David sehr warm begrüßt worden sind und dem die literaturhistorische Forschung einq monumentale Gottsched-Biographie verdankt, hat im vorigen Iahr einen Roman, „Die Ahnenreihe", veröffentlicht, der, von so verschiedenen Geistern wie Rosegger und Max Nordau fast enthusiastisch gelobt, von anderer Seite in einem unbilligen Sinn beurtheilt worden ist. Ein großer The'.l der Kritik nämlich glaubte, Reichels Erzählung als künstlerisch abhängig von meinen „Buddenbrooks", ja, als eine Nachahmung dieses Buches ansprechen zu sollen, und der Autor hat sich obendrein darüber zu beklagen, daß Verwahrungen, die er gegen eine so flüchtige Abfertigung seines Werkes einlegte, von den Redaktionen der Öffentlichkeit vorenthalten wurden. Nun erledigt sich der Vorwurf der Nachahmung thatsächlich dadurch, daß, wie Herr Reichel mich informirt, sein Roman sieben Fahre vor dem Erscheinen von „Buddenbrooks" entworfen und zum großen Theil ausgeführt worden ist und daß nur äußere Umstände die Herausgabe bis 1912 verzögerten. Ader vom Chronologischen abgesehen: Herr Reichel hat mir sein Buch geschickt, ich habe es gelesen, und da er Werth auf meine Meinungäußerung legt, so bitte ich, ihm öffentlich bestätigen zu dürfen, daß er ein von dem meinigen grundverschiedenes Werk geschaffen hat. Ich gebe zu, daß eine entfernte Verwandtschaft des Stoffes und gewisse epische Mittel, deren dieser Autor sich gleich mir bedient, jene,eiligen Beurtheilerlbis zu einem gewissen Grade entschuldigt. Nach meiner Meinung ist aber „Die Ahnenreihe" ein humoristischer Roman von bedeutenden Eigenschaften, dessen Selbständigkeit gelegentlich bis zur Eigenbrötelei geht und der mit „Buddenbrooks" innerlich durchaus gar nichts gemein hat. Noch Keiner, der Gerechtigkeit suchte, hat sich an die „Zukunft" vergebens gewandt. Sie wird mich nicht abweisen, da ich Gerechtigkeit für einen älteren Kollegen suche, dessen Erfolge, wie es leider scheint, in keinem Verhältniß zu seinen Verdiensten stehen. Ihr ergebener ThomasMann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: WazimMa» Haiden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G.m.0 A in Berlin.

Berlin, den 12. Juli 1913.
Kladde.
,' Die Fabeln der Woche.
Herr Raymond Poincare, von Briands (und ohne Cle»
menceaus) Gnade Präsident der Französischen Republik
<lus London in sein Elysion heimgekehrt war, lasen wir auf hun-
dert Blättern, diesmal sei in der Themsestadt, im ganzen Reich
Georgs des Fünften die Stimmung flau gewesen. Kein Enthusias-
mus mehr. KeineHausse für GeschästsantheilederTriple»Entente
Deren Kümmerlingsleben sei kaum noch ernster Beachtung werth.
Die habe alle Hoffnung enttäuscht und schrumpfe allmählich mein
Dom Kinderspott umheultes Angstgebild. Neber dem Aermelkanal
gar sei die Luft wieder unsichtig geworden und Britanien dulde
Frankreichs Werben nur noch aus Erbarmen. Sobald derpariscr
Patriotenklüngel eine wilde Grimasse wage, werde aus London
abgewinkt undihm Gelassenheit, kühlerVerzicht aufabenteuernde
Pläne gepredigt. Deshalb sei derPräsident, der, als Lothringer,
im Ruch eines brandigen Nationalismus steht, in London ohne
^ortzeugende Wärme empfangen und an jedemMorgen der Be-
suchszeit mit lauerDouche besprüht worden. Fiel Euch nicht auf,
daß der King immer vom Frieden sprach und an die erfreuliche
^Uebereinstimmung aller Großmächte erinnerte? ^ bon entencleur
salut! Natürlich: Georg war noch des Entzückens voll, das er von
Her Gevatterreise aus Berlin heimgebracht hatte; und die anglo-
deutsche Freundschaft ist wieder so herzlich, über ihr der Himmel
X

so wolkenlos, daß der Brite keine Lust hat, durch allzu zärtlichem Flirt mit Marianne sich ins Gerede zu bringen. So gings; bis Alldeutschlands Oeffentliche Meinung sich zu dem tenor sententiae geläutert hatte, der Präsidentenbesuch sei völlig mißglückt, und der angenehme Herr vom Rath, der, allen Politikern zuwon» niger Kurzweil, im »Tag" mindestens zweimal in jeder Woche pythischstammeln darf, aus demreinenBornfeinerUeberzeugung die Kunde ins Land sprudelte, das Britenherz, dem die Herren Nikolai Älerandrowitsch und Raymond Poincare fremde und-uninteressante Leute seien, glühe innig fürEinennur: fürWilhelm den Zweiten. Höheres war nicht zu leisten. Ein paarTage danach stand an der selben Stelle ein Artikel des Herrn Or.KarlPeters; eines der wenigen Männer, die starkem Politikerinstinkt nüchterne Weltkenntniß vereinen (und die drum für den Dienst des bethmännischen Deutschen Reiches nicht brauchbar sind). Der schrieb aus London: »DerBesuch des Präsidenten Poincare war nicht ein bloßer Erfolg; es war ein Triumph. Ich habe viele Monarchenbesuche hier erlebt; sie alle werden in den Schatten gestellt durch die stürmische Begeisterung, die dem Vertreter der Französischen Republik in allen Kreisen der Bevölkerung zuTheil, ward. Das kam aus der Tiefe des Bolksbewußtseins und bekun» dete, daß die Freundschaft zwischen denbeidenWestmächtennicht auf Ausmachungen zwischen den Regirungen, sondern aus der breitenOeffentlichenMeinungselbstberuht.WirDeutschen müssen uns darüber klar bleiben, daß die Entente Loräisle heute den gan« zen Westen von Europa umsaßt. Jedermann weiß, daß Spanien und Portugal dazu gehören. Worauf läuft all das Gerede über die .besseren Beziehungen zwischen Großbritanien und Deutschland'hinaus, welche die ,feine Hand'eines oder des anderen deut» schen Staatsmannes herbeigeführt habe? Von besseren deutsch-englischen Beziehungen ist auf dieser Seite derNordseenichtmehr dieRede. And daDeutschland vor Allem weitere fünfundzwanzig, Jahre Frieden haben will, braucht man sich um seine praktischen Wünsche, sei es im nahen Osten, sei es anderswo auf der Erde, nicht weiter zu kümmern. Die vielen Reden und Aufsätze über die besseren Beziehungen zu England schaden unserer Weltstellung erheblich mehr, als sie nützen. Im letzten Menschenalter habe ich noch nirgendwo auf derErde auch nur den geringsten diplomati^

schen deutschen Erfolg bemerkt. Iedenfalls ist die Weltlage weit
davon entfernt, besonders rosig für die deutsche Zukunft zu er»
scheinen." Ungefähr also,was hier,leider,zuWarnungvorschäd»
lichem Trug und Täuschungversuch, oft gesagt werden mußte.
Aus den Prunktafelreden und aus der Presse (deren Gewich t
in England viel schwerer ist als bei uns) konnte derAnbefangene
merken, daß Präsident Poincare von stärker betonter Herzlichkeit
empfangen worden war als die Herren Loubet (1903) und Fal-
lieres (1908); von einem Volksgefühl, dessen Wärme aus tiefe-
ren Gründen kam als das 1855, nach dem Besuch des Kaisers
Louis Napoleon, von der Königin Victoria (in einem Brief an
den belgischen Onkel Leopold)»gewaltige Be geiste rung "genannte.
König Georg sprach von dem steten Zuwachs an wohlwollender
Achtung und Einverständniß, von dem Geist rückhaltlosen Ver-
trauens, der die beiden Völker fest an einander binde, und schloß
seinen Willkommensgruß mitdemSatz: »Aufrichtig ist in mir der
Wunsch, daß die große Nation der Franzosen sich einer glorreichen
Zukunft freue und daß die enge Intimität, die unsereLänder ver»
bündet, in unerschütterlicher Lebenskraft weiterwähre." Konnte
er, der nicht den Schleimschwätzernzugezählt werden möchte, mehr
sagen? Drückt das Sehnen nach glorreicher Zukunft der großen
Nation nichtAlles aus.was eines Franzosenherzens Begehrist?
Der König ist der Thatsache froh, daß während der Orientkrisis
alle betheiligten Großmächte von dem Wunsch erfüllt waren, den
Frieden zu erhalten. Sollte er nicht? Daß Deutschland diesen
Frieden stören, von der süßen Schlendriansgewohnheit des
interessementzukräftigerHandlungvorrückenkönne.wardieHaupt-
sorge der ehrwürdigen Britania, die den besten Geschäftsertrag
ihres Lebens von den südöstlichen Küsten aufs Trockene bringen
wollte. Kiplings Hymne an Frankreich, »das aus tiefster Scelc
geliebte Land,das liebend derMenschheit dient", Garwins Lob
gesang auf Frankreichs sittlichenWillen zu nationaler Stärkung,
der überreiche, nicht befohlene noch von Gunstsucht erwirkte Stra-
ßenputz, die freundschaftliche Farbe der grüßenden Schmuck!^
schriften, der Empfang in der Britenfestung Portsmouth und di^:
rasch darauf folgende Begegnung der Marineminister Englands
und Frankreichs: Alles lehrte, daß der Tournee ä Entente Lorciiäle
die rechte Hochzeitstimmung und der ernsthafte Inhalt nicht fehlte.
4»

Ein Bündniß ist freilich nicht daraus geworden. Das war vom
konservativen Lord Lansdowne zu haben (und Delcasse hätte es
geknüpft,wenn ihm vonRouviersEitelkeit die dazu nöthigeFrist
gegönnt worden wäre); nicht von einem Ministerium Asquith,
das internationale Verträge wie Knebelung fürchtet. Auch was
Geschriebenes forderst Du, Pedant?Nach demAprilvertrag von
^i 904, nach allemseitdem in zwei Erdtheilen Geschehenen ists leicht
zu entbehren. In diesen neun Jahren hat die Republik nie verge-
bens auf England gehofft. Die Westmächte sind auch jetzt in der Er-
kenntnißderwichtigstenZieleeinig und das Band, das ihreInter-
essen umschnürt, ist haltbarer als in der Krimkrlegszeit. Britanien
braucht, zu Gibraltar,Malta,Cypern,Kairo,Aden,nochKoweit;
den Persergolf, den Suezkanal und das Rothe Meer; Arabien,
dieTransarabische Eisenbahn und damit alleLand- undWasser-
stratzen nach Indien. Wird gar das alte Sehnen nach der kretischen
SudabainochgestilltundVetterMichelvomPersischenBusenund
vom schiffbaren Euphrat weggedrängt, dann mag Rußland sich in
Armenien „abrunden" und der WeißeZar überTrapezunt herr-
schen, mag Frankreich sacht seine Trikolore nach Syrien tragen. Die
Herren Edward Grey und Stephen Pichon wissen, was sie von
einander zu erwarten haben. Und wenn beim Empfang und beim
Abschied des Präsidenten nicht, wie anno 1855 vor dem Ohr des
dritten Napoleon (dem zu Ehre der Waterloosaal in Windsor auf
«inen das Neffengefühl nicht kränkendenNamen umgetauft wur-
de), das Syrerlied Labordes und der Königin Hortense erklang,
^o durften, da dem letzten Ton der Marseillaise sich der fromme
Rhythmus des ,,(Zoci ssve tke King» vermählte, die Vertreter der
Republik doch von dem nahen Tag träumen, der ihnen noch ein-
mal'den alten Sang auf die Lippe legt: ,,?artant pour laS^rie...!»
DieFreundschaft wurde stärker betont, weil man auf beiden
Kanalfeiten weiß: Wenn wirs leise machen, läutet die deutsche
Preßmannschaft dem Einverständniß morgen die Sterbeglocke.
Muß denn immer gelogen, dieunkluge Sucht, sich störend in fremde
Geschäfte zu drängen, immer wieder dem Auge der Nachbarn ent-
hüllt werden? Der endlose Schwatz über Lockerung und Risse in
den Bündnißverträgen der Gegner schadet uns nur. Die Fran»
zoscnglaubennicht,daßRußlandsie ausbeute, Britaniensieprelle,
sondern finden, daß sie, die bis 1890 vereinsamt waren, heute, trotz

sinkenderVolkszahl und mattem Industriepuls, in den Welthän»
dein eine gewichtige Stimme haben. Sie sind sicher, daß den Vcr»
bündeten in Ost und den Freund in West das eigene Interesse
zwingen werde, die Gefahr deutscher Uebermacht, also die Zer»
stückung des Gallierlandes, abzuwehren, so lange ers kann. Ist es
nöthig, durch die Bemäkelung fremder Geschäftsabschlüsse uns
neuen Haß aufzuwirbeln? Kann der Nation steter Trug nützen?
And darf, wer sich zum Führer berufen wähnt, Tag vorTag irren?
Gegenbeispiel. König Victor Emanuel kam mit seiner Frau,
derTochterNikolas von Montenegro, auf derReise nachSchwe-
den für ein paarStunden nachKiel. Kaiser und Kaiserin empfin»
gen das Paar und der Minister Marchese diSanGiulianoplau»
derte einWeilchenmit den herbeigewinkten HerrenvonBethmann
und von Iagow. Ereigniß. „Eine weithin wirkende Kundgebung
des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernsten Zeit tiefen
Eindruck machenmuß: machenwird; gemachthat." Andsoweiter.
Spielzeug für Kinder. Denen ist seit Monaten eingebläut worden,
Italien sei von den »Extratouren" mit denWestmächten reuig ins
alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je
zuvor an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. (So
innig, daß nicht einmal ein kurz befristetes austro-italisches Kon»
dominium in Albanien erträglich schien und daß in den Sphären
von Trient, Trieft und Otranto das Mißtrauen nie wacher war
als unter diesemHochsommermond.) Denn Italien lange nach der
Vorherrschaft im Mittelmeer und habe eingesehen, daß nur die
Bundesfreundschaft es an dieses Ziel lotsen könne. Welch esWalz-
wcrk hat solches Blech auf den Markt geschleppt? Giolitti und
San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth
in den Wahn zu schlittern, einerLateinermacht sei imMittelmccr
die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleun im Inselkäfig
die Zähne stumpf geworden sind. Eine zum Krieg nicht nur ge-
rüstete, sondern, wenns nicht anders geht, auch willige Politik
der zwei Kaiserreiche könnte denRömern Tunesien, den Schemel
zu einem neuen Imperium (dessen Haupt sich getrost Kaiser nennen
dürfte), versprechen und sie damit vonBalkanplänenundvon den
Westmächten ablenken. Darauf ist, so lange in Berlin die Flaute
währt und Habsburg um seinen Besitzstand bangen muß, nicht zu
rechnen. Seit Italien am Syrtenmeer herrscht, von Malta und

Kypros, vonFrankreichs tunesischer Provinz und vom englischen
Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als
vor demUebergriff nach Nordafrika das Verhältniß zu England,
dem Schreckgespenst langerund offener Küsten, pflegen. Die West-
mächte flüstern ihm die Lockweise zu: «Wir helfen Dir auf die
Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen." Die Dreibundes»
genossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den
Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Al-
banien nützen könnte. Italien ist den Briten, die denTürkenwäh-
rend des libyschen Krieges Egypten sperrten, dankbar, hat mit
Rußland ein Vortheil verheißendes Termingeschäft abgeschlossen
und kann den Rest des Grolls über Poincares Tölpelei morgen
bestatten. Sein einziger Feind sitzt hinter den tirolerAlpenpäsfen
und im Nordbecken der Adria. Sparet den Athem, Windmacher!
Da Wilhelm auf jeder Fahrt nach Korfu den Italerkönig salutirt
hat, durfte Victor Emanuel ihm nicht ausbiegen. And da dem
Deutschen Kaiser der Wunsch zugetraut wird, seinem Schwager
Konstantin, dem Hellenen, gefällig zu fein, nützte San Giuliano
die Konjunktur, um für ItaliensAnspruch auf Südalbanien und
auf einen Theil der den Türken abgejagten Inseln (dieGriechen-
land mit derben Mitteln zu »hellenisiren" trachtet) die deutsche
Macht anzuschirren. Sonst? Null. Trinksprüche verbeten. Sogar
auf den laut angekündeten Duettgruß an Franz Joseph wurde
verzichtet. Löbliche Nüchternheit. Wozu aber der Preßlärm?
Auch durchsFranzenland watschelt eine fetteLüge.der end-
lich der Krötenkopf zerstampft werden muß. Das Deutsche Reich,
fistelt sie, kann, wie durch das Iunifiasko der Anleihen offenbar
ward, aus derTasche feinerBürger nichts Rechtes mehr borgen,
hat sich deshalb zur Konfiskation von Vermögensstücken ent-
schlossen und muß, um auf diesem Weg nicht in den Abgrund zu
stürzen, rasch die GelegenheitzueinemKriegsuchen, der ihm neues
Land und neues Geld schafft. Im Herbst wird es uns wieder einen
Kongofetzen, diesmal einen größeren als im Agadirjahr, abfor-
dern und, nach der Weigerung, sein ins Angeheure vergrößertes
Heer, ohne Kriegserklärung, über die Vogesengrenze werfen. Der
Wcinmonat bringt Krieg: Millionen Republikaner stehen auf die-
sem Glauben. Ward dcssenSaat ausgestreut,damit ihr derWille
zudreijährigemWehrdienstentkeime?Das wäre begreiflich. Doch

Kladde.
dcrGlaube schadet uns:weil er trügen und den hold Enttäuschten
das letzteBleibselalten Respektes aus demHirn jätenwird.Diezur
BegründungderdeutschenMilitärvorlageausgenützte »Verschie-
bung der Machtverhältnisse in Südosteuropahat sich, heißts drü-
ben, ja längst wieder verschoben; daß sich Deutschland dennoch in
solchen Aufwand reckt, erweist seine Absicht auf Krieg. Erweist,
liebeNachbarn, nur, daß auch vernünftige Einfälle bei unsplump,
ohne die behutsame Feinheit des Psychologen, ausgestaltet wer-
den. Wir müssen mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in
dem wir, allein, uns gegen die Heere und Flotten des feindlichen
Dreibundes und seiner Vorposten inSüdwestundSüdostzuweh-
ren haben, und wären deshalb schon längst zur Rückkehr in den
Zustand allgemeinenWehrdienstes verpflichtet gewesen. Die da-
zu nöthige Iungmannschaft haben wir; das nöthige Geld hätte
«ine muthigeRegirung, deren Gewissen vorTribunengebrüll und
Dapiersturm nicht schwindelt, auf den gebahnten Pfaden anstän-
diger Zoll- und Steuerpolitik leicht gefunden. Frankreich über»
rumpeln und den großenWurf wagen? WerTheobaldum in der
Nähe sah, lacht solcher Mär. So aber gehts Einem, dernach neuer
Rüstung stets von seiner SehnsuchtinFriedenlispelt: Jeder zeiht
ihn der ärgsten Tücke. Die dreijährige Dienstzeit ist, fürs Erste,
gesichert. (UnserGeneralstab, Kriegsministerium,Reichskanzler»
«mt müßten mit ernstester Kraft jetzt die Ermöglichung einjähriger
Dienstzeit vorbereiten: Das wäre die wirksamste Antwort; würde
die Kraft deutscherMenschheit hell beleuchten und unsereWirth-
schaft, der die neue Präsenzziffer so vieleArme entzieht, aus dem
Zwang lösen, nochmehrslavischeArbeitereinzustellen.) Vielleicht
wird zwischen Calais und Marseille nun wiederRuhe. EineGe»
fahr freilich bleibt: jederFranzos schwört knirschend, daß ihm das
dritte Dienstjahr nur von Deutschlands übler Laune aufgepackt
worden fei; und die der Erinnerung an Wörth und Sedan ferne
Jugend lernt in der Kaserne den Ostnachbar grimmig hassen.
donto I^into.
«Aller Augen haben, seit ZarFerdinand zum Kreuzzug wider
die Iungtürken rief, auf König Karol gewartet. Der, dachten auf-
gescheuchte, verstörte Diplomatenhirne, greift morgen ins Balkan-
Wespennest; schickt seine guten Soldaten über die Dobrudscha»

grenze und zwingt die Bulgaren zum Rückzug aus dem Türken"
reich. Die Kundigsten hatten sich am Rostgitter dieser Hoffnung
gewärmt. Weil das rumänische Interesse in die Gemeinschaft mit
denOsmanen zu zielen schien.DochKarolbliebstiU.Ist derzweite
Sohn Antons von Hohenzollern zu kühnem Mannesentschluß
schon zu alt geworden und hat die Gunst derStunde verzaudert?
Hat ihn,der denRussenvorfünfunddreißigJahrenausderPlew»
naklemme half, die späte Verleihung russischer Feldmarschalls»
würde so innig gerührt, daß ihm dergerechteGrollüberGortscha-
kows schnöde Untreue aus dem Gedächtnitz schwand? Zerriß ihm
Ferdinands Kreuzfahrerruf dieRechnungund lehrte denKlugcn
erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht umhegten Autorität nicht
mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Feuer zu
bringen? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchcn,
mit dem Herrn Vetter in Sofia über den Staaatshandel einig gc--
worden?Herrscht derBulgarenkönig überMakedonien,so hängt die
Bäumung, die Brandung der Südslavenwelle an seinem Wink.
Rumäniensinkt.wenn einer derslavischenBalkanstaaten steigt;und
ist vor leichtem Diebstahlerst sicher, wenn es den Schlüssel zu seine m
Hausinder Tasche hat." Diese Sätze fand derLeser hierin der zwei»
tenNovemberwoche desJahres 1912; nicht zum erstenMalauch
den Hinweis auf das Streben, Rumänien aus den Banden der
Geheimverträge zu lösen und ins Lager Rußlands und seiner west-
lichen Sozien hinüberzuziehen.Deutllcher durfte Besonnenheit da-
mals nicht reden. Noch durfte sie hoffen, in der Wilhelmstraße und
am wienerBallhausplatz werde derWerthRumäniens für die stra-
tegische Stellung der Kaiserreiche nicht vergessen, dieTradition aus
der ersten Bündnißzeit nicht verschwitzt und vertrunken sein.Nnd
die Hoffnung rammte sich noch fester in gläubige Herzen, als Herr
Eduard von Wertheimer die Schlußbände seines an neuem Ma-
terial, also auch an Politikerlehre ungemein reichenWerkes »Graf
Julius Andrassy, sein Leben und seine Zeit" (in der stuttgarter
Deutschen Verlagsanstalt) erscheinen ließ. Da war die Evolution
des austro-rumänischen Verhältnisses und die Nothwendigkeit,
es vor Rauhreif zu schirmen, so klar angedeutet, daß ein staats-
männisch geschulter Blick am Kreuzweg nicht zaudern konnte.
Die Abneigung von der (aus den Tagen der Kabinets»
Ministerien bis auf Schleinitz vererbten) Gewohnheit, nationale

Kladde.
Kraft in denDienstdynastischerWünschezu vergeuden, hatte Bis»
marck früh zu derWeigerung gestimmt, sich für CusasNachfolger
in Bukarest einzusetzen.Ob PrinzKarlEitelFriedrichZephyrinvon
tzohenzollernsichinRumänienhielt, war seine, allenfalls der Sig»
maringer, nicht Preußens Sache. Der Bundeskanzler hob die
Achseln, als ihm erzählt wurde, Fürst Karl, dessen Bruder Leo^
pold für den Spanierthron ausersehen, von den pariser Macht»
habern aber hitzig befehdet worden war, werde gegen die Fran»
zosenliebe feines romanischenVolkes einen schwerenStand haben.
Magersichwahren.DaßervonBerlinnichtmildereBehandlungzu
erwarten habe als irgendein fremderBalkanhäuptling, weiß erseit
dem Winter 1868. Andrassy hat, als ungarischer Ministerpräsi-
dent, zu demMarchese Pegoli, Italiens Vertreter am wienerHof,
gesagt, in demnahen franko- preußischenKonfliktmüsseUngarn den
Sieg Frankreichs wünschen, wenn der Kanzler des Norddeutschen
Bundes dem bukarester Hohenzollern noch länger die Wühlar-
beit auf magyarischem Boden erlaube; ein Panrumanimus, der
die Walachen dem Apostolischen König wegködern wolle, sei nicht
zu dulden. Von Pegoli, einem Freunde des Fürsten Karl, er»
fährts das florentiner Ministerium; Wesdehlen, derPreußische
Gesandte, schreibts aus Florenz nach Berlin. Bismarcks Schläfe
röthet sich. Das fehlte noch. Neben Beust bekommen wir in Oester-
reichs Lager einen zweiten Feind. Schnell eine Note an unseren
Generalkonsul Grafen Keyserling. Der soll Karl von Rumänien
vor die eilige Wahl stellen: Entlassung des Kabinets Golesku»
Bratianu undVerzicht auf jedenUmtrieb inUngarn oder öffent-
licheRüge im Blatt der preußischenRegirung. EineEpisode; die
aber dasGedächtniß an eine Zeit kräftigen, nicht von Cerebrasthe-
nie angekränkelten Handelns erneut. Im selben Iahr macht der
zweite Zar Alezander einen Fehler, der heute noch fortwirkt: er
weigert dem Fürsten Karl die Hand einer russischen Großfürstin
(wie 1872 demjungenMilan von Serbien dieWerbungumWera
Konstantinowna).AndrassyistimAuswärtigenAmtBeustsNach-
folger geworden; und sieht sofort die Oese, in die er einhaken kann.
Er empfiehlt sich durch loyale Haltung dem Fürsten,der ihn, noch im
November1871,ineinemBriefanseinenVater»einen aufrichtigen
Freund Rumäniens "nennt und hinzufügt: »Das Verhältniß zu
Oesterreich-Angarn wird jetzt nur noch intimer werden. An diesen

Nachbarstaatknüpftuns auch das GefühlderDankbarkeit: denn in
einem kritischen Moment hat die K. K.Regirung unsere Rechte zu
wahrengewußt.dieAndereverletzen wollten.WieAlles sich ändern
kann!"Oftgenugnochhatsich«Allesgeändert"DochAndrassyzeigt
sich als eifrigen Helfer. Er erwirkt von der HohenPforte die Erlaub-
nißzuoffiziellerFührungdesNamensRumänien(derPariserVer-
tragvomAugust1856kanntenurdiedemSultanunterthanen»Ver-
einigtenFürstenthümer der Moldau undWalachei") und lehntsich
nur gegen Karls Versuch auf, den Titel des Fürsten vonRumänien
in den des Fürsten der Rumänen umzuwandeln, der dem Träger
«in Hoheitrecht über die ungarischen Walachen gegeben hätte.
WennGrafBerchtoldimArchivseinesAmtshausesdenBriefliest,
. denAndrassyamzwölftenIuni1872 demGrafenBeuftschrieb.weiß
«r,was auf dem Spiel stand und heute noch steht. In den Donau»
fürstenthümern, spricht der Magyar zu dem Sachsen, »hat unser
Einfluß zugenommenund Rußland gilt dort nicht mehr als der ein-
zige Förderer des nationalen Strebens." Im nächsten Sommer
ist Karl in Wien. Vor dem Plan, die Suzerainetät des Sultans ab-
zuschütteln, warntAndrassy; verheißt dem Fürsten aberjeden mög-
lichen BeistandderMonarchie, der nurNarren Gier nach rumäni»
schein Gebiet andichten. Oesterreich-Ungarn müsse sich hüten, im
Orient auf die selben Schwierigkeiten zu stoßen, die ihm in Deutsch»
land und in Italien gefährlich wurden. Im Dezember 1876 räth
Andrassy, im Fall russischen Einmarsches neutral zu bleiben; er
werde in Konstantinopel dann die Erfüllung aller berechtigten
Wünsche Rumäniens durchfetzen. Karl beschließt aber, mit den
Russen wider denSuzerain zu kämpfen, der ihn,im stebentenA»
tikel der Verfassung Mid hat s, in den Rang des „ersten Beamten
einer privilegirten Provinz" niederduckt und schon aus diesem
Wort die Absicht auf neue Schmälerung der rumänischen Selb-
ständigkeit hervorschielen läßt. Wien wüthet; als Karl demRussen-
heer den Durchzug gestattet hat, wird dieser Vertrag in der Neuen
Freien Presse »eine Schandsäule in der rumänischen Geschichte"
genannt. Zwei Iahre zuvor hat Andrassy mit dem Fürstenthum
einenHandelsvertrag geschlossen und ihm damit, als Erster, das
Recht zu autonomem Handeln zuerkannt. Die Schwenkung zu
Rußlandwirkt nun wieUndank.DaßGortschakow den Rumänen
den Süden Bessarabiens abpreßt, scheint Österreichern und An«

Kladde.
Harn gerechte Strafe.Noch einmal aber »ändert sichAlles". Nach
seinem Rücktritt schreibt Andrassy an Karl einen Brief, der Ru-
mäniens Anschluß an den Bund der Kaiserreiche in des Fürsten
Belieben stellt und die »Ansicht, die der Privatmann nun unum-
wunden aussprechen kann",in die Sätze faßt: »Rumänien hat, in
seinem nationalen sowohl als im europäischen Interesse, denselben
^Beruf wie Oesterreich-Ungarn: gegen die Slavisirung eines Thei--
les von Europa und speziell des Orients eineBarriere zu bilden.
Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der Nord-
end dersüdslavifchenElemente zuhindern. EineAbweichung von
diesem Weg müßte für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien
den Untergang bringen." Das hat in Wien und in Budapest drei
Jahrzehnte lang, hat in manchem Iahr auch in Berlin als ein un»
versiechbares Dogma gegolten. Dessen Leuchtkraft thätigerNach-
hilfe gar nicht bedars. Vorgestern noch. Wie Alles sich ändern kann!
Vom Herbst bis in den Lenz, in den Monaten, die zwischen
den Siegesposten von Kirkkilisse und von Adrianopel lagen, konn-
ten die Kaiserreiche für Rumänien handeln. Mußten. Handlung
wurde, nicht Rede, von ihnen gefordert. Sie hatten den alten
König Karl weislich ermahnt, dem Krieg des Vierbundes gegen
dieTürkei fern zu bleiben,ihm aber(ohnePergamentundSiegel)
den seinem Land gebührendenTheil des Kriegsertrages verbürgt.
Ofliciosissime ließen sie gestern künden, ihrEifer,dernichtzuüber»
bieten gewesen sei, habe leider keine Frucht getragen. Ein Dys-
angelium thronender Dummheit. Wer Säumniß gesteht, hält die
Hoffnung amLeben, daß er Verzaubertes nachholen werde. Wer
sich eines Eifers rühmt, der wider Mächtigere nichts vermocht
habe, treibt selbst den Enttäuschten auf die Seite der stärkeren
Gewalt. Die Geschäftsführer derTriple-Entente waren behender
«ls die des lockeren Dreibundes: sie erreichten, daß Prokuristen
Rumäniens und Bulgariens zur Verhandlung nach Petersburg
kamen und (mit saurerMiene) einen Vertrag unterschrieben, der
dem Reich Karls die feste Stadt Silistria sammt einem Umkreis-
raum von drei Kilometern giebt und Bulgarien verpflichtet, seine
Donaugrenze nicht zu befestigen und in dem ihmzufallendenGe-
biet den Kirchen und Schulen der Kutzowalachen volle Freiheit zu
gewähren. Im Mai. Zu wenig, schrie derLandwirthschaftminister
Filipesku; und schied zornig aus dem Kabinet Majoresku. Der

Liberale Bratianu, der Altkonservative Carp, fast alle Städter und>
drei Viertel derBauern waren unzufrieden. Aeberall murrte es^
die günstige Stunde sei verpaßt, muthlos vertrödelt worden; und
dem Ingrimm entband sich schon die Frage, ob man dem zweiten
Hohenzollern, Karls Neffen Ferdinand, nicht die Thür desThron»
faales verriegeln solle. Denn die Hoffnung, an den Kaiserreichen
eine Stütze zu finden, habe sich nach zwei Türkenkriegen nun als
eitel erwiesen. Mit seinen 130000 Quadratkilometern warRu»
mänien ansehnlich, so lange Bulgarien 96000 hatte; das Groß»
bulgarien mit 180000Quadratkilometern, das Zar Ferdinand jetzt
heischt, wäre dem Nachbarim Norden eine stete Gefahr. Ehe in So»
fia dieKommissare ernannt sind, die denneuenGrenzstrichziehen
sollen, flackert zwischen den Verbündeten der Streit um die Beute
aus. NikolaiAlezandrowitsch läßt sich von dem windelweichen, nur
als Werkzeug Iswolskijs tauglichen Sasonow in den Weltrichter»
wahn einesGossudar allerSlaven und in eine sakraleWarnungvor
dem Verbrechen desBruderkrieges schwatzen und ruft dieMinister
Bulgariens.Griechenlands und der zweiSerbenstaaten vor seinen
Monomachensitz. Sechs Großmächte fordern die noch Verbün-
deten auf, die mobil gemachten Heere auf den Stand derFriedens»
Präsenz zu bringen. Aller Liebe Mühe bleibt unbelohnt. Das
Schwert soll entscheiden. Serbien, Griechenland, Montenegro
bereiten sich zum Krieg gegen Bulgarien, dessen Gebietszuwachs
sie um 25 000 Quadratkilometer kürzen wollen. Noch einmal bietet
sich den Rumänen die Möglichkeit, ihre Zukunft vor übermächtiger
Drohung zu sichern. Ietzt oder nie. Majoresku befiehlt den Ge-
sandten, in allen Hauptstädten anzuzeigen, daß Rumänien sich für
denFall eines neuenBalkankrieges dasRecht zum Eingriff vor»
behalte. And nach den ersten bulgaro»serbischen, bulgaro»helle»
nischen Scharmützeln ertrotzt die Gluth des Volkswillens von dem
greisen Kriegsherrn dieWeisung zu schleuniger Mobilisation des
Heeres. DerVolkswille zumLeben in würdiger Freiheit; nichtdie
Verschwörerzunft franko-russischer Diplomatie, der blinde Wie»
nerwuth das Gräuelwerk zuschreibt. Diese Wuth ist begreiflich;
dürfte nur ihr Gestiebe nicht bis auf die Höhe des Staatsrathcs
werfen.Das armeReich desDualismus hatte eben erst,nach langer
Pein, aufgeathmet. Deutsche und Magyaren einte die Ueberzeug-
ung, das Heer des Koburgers werde die Serben eben so schnell

schlagen, wie desBattenbergers sie 1885 beiSliwnitza und Pirot
1chlug.Diesmal,rauntederSpott,könnendieSerbenlangeaufeinen
Khevenhüller harren, dessen Machtspruch ihnen das Schlimmste
erspart; wir lassen Bulgarien seinen Triumph schlürfen und päp-
peln uns in ihm einen Kumpan, dessen wuchtiger Arm die Süd-
ostsorgen in Schwaden mäht. Ins Luftgebild solcher Zuversicht
trampelt Rumänien. Das nicht nur von derDobrudscha bis übers
Kap Sülgrad greifen, sondern auch der Bürge des equilibre dal.
canique werden will. Des in Oesterreich berüchtigten Gleichge»
Wichtes, das ohne ein kräftig wehrhaftes Serbien nicht vorstellbar
ist. Aus solcher Noth soll ein Opiat aus Andrassys Apotheke ret-
ten. »Nicht einen Schritt noch, Rumänen, auf diesem Weg! Er
verleitet Euch in die Hölle derRussenknechtschaft. Sobald Ihr Euch
Von uns wendet, naht Eurem Staat rasch die Todesstunde."
Ob das Narkotikum noch einmal wirkt? Kaum über eine Histo»
^ricnwoche hinaus. Die Dako-Walachen haben gerade im letzten
Vierteljahrhundertseufzendgesehen,daßunterRußlandsSchirm
leidlich zuleben, widerRußlandsWillen nichtsGutes inRuhezu
schmausen ist. Die Hoffnung, über die Donaumündung nordwärts
-nach Bessarabien vorzudrängen, ruht im Sarg; doch im Banat,in
Siebenbürgen, in derBukowina wohnenRumänen, die, Millio-
nen, nach nationaler Erlösunglechzen. Darf einLand von derLeist-
^lng und Kultur Oesterreichs immer nur an den nächsten Morgen
Vordenken und die Kraft an kleine Finten verzetteln? Czechen,
Kroaten, Serben, Rumänen, Bulgaren werden, seit Iahrzehnten
nun schon, vor dem schwarzen Anschlag derMoskowiter gewarnt.
Hats je geholfen? Kanns auf die Länge helfen? Auch ein er-
starktes Bulgarien, ohne Konstantinopel, wäre nur für kurzeFrist
von der nordslavischen Vormacht zu trennen; wo die Blutsver-
wandtschaft schweigt, spricht, noch zu Finen, die Glaubensgemein-
schaft (und ein neuer Stambulow wäre ohne türkischen Nachbar
And ohne anglo-russischen Zwist nicht möglich). Wer leiht, wenn
die Stürme verbraust und die Leichen verwest sind, den matten
Balkanvölkern neues Geld? Paris, vielleicht auch London; nicht
den von Rußlands in Oesterreichs Lager übergelaufenen. Unsere
Gefährten im Habsburgerreich tasten hastig von einem zum an-
deren Heilmittel, von der Latwerge zum Hexenrezept. Ureinfalt
räch, den verwundbaren Gegner insHerz zu treffen. DenFeind,
der ihn unüberwindlich dünkt, wirbt sich der Weise zum Freund.

Assessors Lehrjahre.

S urisPruclsntig, ßst 6iving,ru,in s,t,^ns K,uma.iiä2'nin rsruia »^Z notitia", lehren uns die Pandekten; und auf diese Weise wird freilich der Jurist so ziemlich von Allem, was im Himmel und auf Erden ist, Notiz nehmen müssen. Daß er mit den himmlischen Dingen dennoch nicht auf allzu vertrautem Fuße steht, scheint das alte Sprichwort „Juristen sind schlechte Christen" zu beweisen. Auch gute Juden sind sie, so weit bekannt, nicht. Und ihre Kennt» niß von den irdischen Dingen? Ach, hier tönt ihnen ja überall der Vorwurf der Weltfremdheit entgegen. Also wäre wohl der Jurist nirgends zu Haus als in seinem juristischen Begriffshimmel, in dem Niemand mit ihm leben will.

Aehnliche Erwägungen scheint man in der preußischen Justiz» verwaltung angestellt zu haben, als man das immer stärker an» schwellende Heer der Assessoren musterte. Was war gegen einen solchen „Weltfremdenandrang" zu machen? Und siehe, man sprach, zu ihnen: „Gehet hin in alle Welt und lernet von allen Völkern!" Das heißt: man wies den jungen Nachwuchs der Themis an, einen Theil der Zeit, in der er sonst, als „überzählig", die Gerichtssäle bevölkert, lieber außerhalb, in anderen Betrieben, zu verbringen, um sich dort „zu belernen". Mögen sie nun in den rothen Häusern der Stadtverwaltungen das Regiren lernen und sich die Art, mit Stadtverordneten umzugehen, aneignen, mögen sie in die Geheim» nisse des Bankfaches, des Großhandels und der Fabrikleitung (so weit man sie nämlich hineinsehen läßt) eindringen, ja, mögen sie selbst auf den friesischen Hochmooren als Moorkulturträger um» herwaten, die Viehzucht oder den petkuser Roggenbau studiren oder auf unseren großen Schiffen Gott Aegir ihren Tribut zollen: zu lernen giebts überall; und die Wahl ihres BethätigungzweigeS hat man ihnen ganz anheimgestellt.

Auf diesem Weg hat sich nun freilich eine ganz neue Art von Assessorismus entwickelt: der Assessor als Volontär, als Eleve, oder wie man es sonst noch auf gut Deutsch ausdrücken kann. Wo man hineingreift ins volle Menschenleben, wird man ihn finden; und wo man ihn packt, da ist er interessant. Denn er weiß überall Be» scheid. Man stelle sich mitten in das Gewimmel und Gesumme der Börsenbesucher, man tanche in das betäubende Getriebe derRäder und Walzen einer Spinnerei, man sehe die Riesenballen aus dem Bauch des überseeischen Dampfers in den Hafenspeichern ver» schwinden, auch die Arrestanten aus dem Grünen Wagen in den Räumen des Polizeigewahrsams, man blicke auf die bedenklicheren Posten aus den Geschäftsbüchern in der Bilanz der Aktiengesell»

schaft: stets sitzt in irgendeiner Ecke ein Assessor dabei und „belernt sich". Der „Assessor" ist zum „Dabeisitzer" geworden und ersitzt sich so die Kenntniß aller irdischen Dinge. Er kann bald einen Kurszettel so gnt wie einen Steuerzettel ausschreiben, er berechnet die Wahrscheinlichkeiten einer Lebensversicherung so sicher wie die einer Betriebsstörung, einen Ultimoschluß wie einen Kurzschluß; er weiß auch mit ungefähr gleicher Sachkunde über eine Centrifuge und eine bachsche Fuge, über Frühbirnenkultur und Glühbirnenkonstruktion, über Schlacht» und Pachthöfe, Frachtbriefe und Schachttiefe zu urtheilen, — kurz, er hat von Allem einen Begriff. Vielleicht sogar von der Rechtspflege.

Freilich: hier sitzt die Achillesferse. Wenn der Jurist acht Jahre lang das Recht gelernt und zwei „Staatskonkurse" (um es auf gut Bayerisch auszudrücken) glücklich überstanden hat, so wird es wohl Zeit, daß er seine Kenntnisse in die Praxis umzusetzen beginnt. Schon damit sie nicht einrosten. Er kann doch nicht ewig Lehrling sein und muß namentlich das Gefühl, auf eigene Verantwortung Entscheidungen zu treffen, endlich einmal kennen lernen. Das aber kann er nur auf dem Richterstuhl, und sei es auch zunächst in kleineren und einfacheren Verhältnissen, etwa bei der Er« ledigung von Ersuchen der Gerichte und Staatsanwaltschaften. Der Staat muß ihm nur Gelegenheid zur allmählichen „Einfühlung in die Praxis", zur Umwandlung des geschriebenen Rechts in das gesprochene, geben. Statt Dessen schickt er den fast Dreißigjährigen noch einmal in die Lehre (und diesmal gar zu fremden Lehrherren) und meint, Das müsse seiner späteren Qualität als Richter zu Gut kommen. Aber die Praktiken des täglichen Lebens sind doch nicht das Selbe wie die Praxis einer gesunden Rechtspflege. Nur was sich davon im Rechtsverkehr niederschlägt und wie es sich niederschlägt, gilt es zu wissen; und Das lernt sich, außer in den Bureaux der Rechtsanwälte und der Staatsanwaltschaften, nur im Gerichtssaal. Was dort aus allen Gebieten dem Praktiker vorgeführt wird und von ihm in seiner rechtlichen Bedeutung erkannt und verarbeitet werden muß, Das läßt sich durch das dilettantische Herumstöbern auf einzelnen, oft mehr oder weniger willkürlich herausgesuchten Gebieten wahrlich nicht ersetzen. Ein solches Herumstöbern wirkt eher zerstreuend und verwirrend und befördert leicht ein vermeintliches Besserwissen in Fragen, die der Jurist verständiger Weise der Entscheidung der Sachverständigen überläßt; die rechtliche Beurtheilung vertieft es jedenfalls nur in den seltensten Fällen. Und darum muß man sagen, daß „Assessors Lehrjahre", wie sie sich die Justizverwaltung denkt (oft werden sie gar zu „Wanderjahren"), wenn auch keine unbedingt verlorene Zeit,

so doch eine solche bedeuten, die besser verwendet werden könnte. Aber man ist den jungen Assessor eine Weile los; und man tröstet sich leicht über seine Abwesenheit mit der stattlichen Zahl seiner verbliebenen Kollegen. Aber Einiges kommt doch auch darauf an, in welcher Beschaffenheit man ihn wiedersieht und ob er, wenn man ihn dann schließlich doch behalten muß, die seinem Dienstalter entsprechende juristische Reife hat, mindestens nicht an Brauchbarkeit hinter der neugebackenen Waare aus dem Prüfungofen zurücksteht. Da wird es manchmal hapern. „Fremd kehrt er heim ins Richterhaus", wird es von Manchem heißen, der im Strom der Welt vielleicht seinen Charakter, aber nicht sein juristisches Talent gebildet hat. Und solche Rechtsfremdheit ist schlimmer als Weltfremdheit. Mar. lasse sich überhaupt nicht länger durch Schlagwörter wie „Weltfremdheit" und „Formaljuristik" blenden, die ein Körnchen Wahrheit in einem Meer von Uebertreibung ersäufen und im Grunde doch nur politischen Zwecken dienen. Man setze den so Zange und nach allen Regeln des Faches ausgebildeten, durch zwei Prüfungen Bewährten getrost in den Sattel; er wird schon reiten können, auch wenn er nicht gleich in alle Sättel „gerecht" ist. Daß ihm die genaue Kenntniß der mannichfachen Lebensverhältnisse noch fehlen wird, ist ja selbstverständlich. Darin müssen wir Alle noch täglich zulernen. Aber wer will, zum Beispiel, einen jungen Baumeister noch einmal bei einem Maurerpolier, einem Schacht- oder Ziegelmeister in die Lehre geben, weil er noch nicht alle Geheimnisse der Mörtelbereitung, des Ziegelstreichens und ähnlicher Künste beherrscht? Was an praktischer Kenntniß dem Iuristen von vorn herein nöthig ist, Das müssen ihm schon die Studienjahre und namentlich die Referendarszeit geben; den Rest bringt die Berufserfahrung von selbst. Wenn Einer noch als Assessor Gelegenheit gehabt hat, sich auf Spezialgebieten Erfahrungen zu erwerben, meinetwegen in einer städtischen Baudeputation, einem Zeitungverlag oder einer Großbank zu arbeiten, so kann Das gewiß unter Umständen für seine spätere richterliche Thätigkeit von Bortheil sein. Aber daß nun jeder Gerichtsassessor erst, so zu sagen, „an dem Bau, am Verlag, an der Bank vorbei" auf den Richterstuhl gelangen soll, ist doch wohl zu viel verlangt. Man vergesse das Wort „multum, non multä!" nicht. Auch der Pandekten» spruch über den Inhalt der Rechtskunde, von dem wir ausgegangen sind, fügt dem schon Mitgetheilten hinzu: „justi atqn« inzusti .soieritig.". Und Das bleibt schließlich wohl die Hauptsache. Trachtet .zuerst nach der Gerechtigkeit, so wird Euch Alles zufallen!

Otto Reinhold.

in leuchtender Meeresgolf; ein leuchtendes Felsengebirge, leuchtend Himmel und Erde.

Ueber einer hesperischen Fruchtbarkeit von Oelbaumwäldern und Rebengefilden, von Orangen- und Citronenhainen, inmitten eines Gartenlandes von Blumen und Blürhen, von Myrrhen und Oleander, Granaten und Feigen, ein von jedem Gebüsch, jedem Grashalm entblößter Gipfel. Mit seinen senkrecht aufsteigenden Wänden, seinen schroffen Zinken und Zacken, seinem rostbraunen und rothen, violetten und purpurfarbigen zerrissenen Gestein gleicht die kahle Bergkuppe einer gewaltigen Flammensäule, die, während sie noch himmelan aufloderte, durch einen Zauber erstarrte.

In dieser unwirklichen Höhe ein Dorf, aufgemauert aus Gestein, bewohnt von einem armsäligen Fischervölklein. Im Sonnenbrande des Sommers umbrauen das Häuflein eng aneinander ge» schmiegter elender Hütten dunstige Gluthen, daß es ist, als wolle der Fels wieder zu Feuer zerschmelzen; im Herbst, Winter und Frühling umbrausen die menschlichen Höhlen tagaus, tagein Stürme, als packten Gigantenfäuste den Berg, um ihn niederzuzerren in die Tiefe, aus der die brüllenden Meereswogen im Rasen der Windsbraut hoch aufsprühen: zu den Klippen dort oben schleudern sie ein schaum gekröntes Wellengebirge empor.

Eins der Gebäude auf diesem wilden Vorgebirge Kampaniens war vor Zeiten getüncht gewesen und seine zerbröckelnden Manern tragen eine Wölbung, die mit viel gutem Willen für eine Kuppel gehalten werden kann. Daneben erhebt sich ein schmaler, grauer, thurmähnlicher Bau mit einem schwarzen, eisernen Kreuz auf der Spitze. Die Stürme haben das heilige Zeichen siegreichen Christenthumes so lange umtost und so lange daran gerüttelt, bis es sich gekrümmt und gelockert hat und nun dem Absturz nah ist. In dem Thurm dieses Gemäuers, das ein Gotteshaus vorstellt, hängt eine Glocke, von so trübsäligem Klang, daß er alle Hoffnung auf Lebensfreude zu Grabe zu läuten scheint; und doch bedeutet der heisere Ton auch hier die Stimme des Himmels, die über der Wildniß und den Wassern schwebt.

Die Glocke wird von Don Kostanzo geläutet. Das ist nicht etwa

*) Dichters Recht ist, Wirklichkeit werden zu lassen, was seinem Schöpferwillen beliebt. Nie konnte ein halbwegs kluger Papst verbieten, für die in Afrika fechtenden Söhne Italiens zu beten, Almosen zu sammeln. Nie hats Pius verboten. Sein Gebet eilte den Truppen gen Süd voran. Doch darf der Dichter, um in den Konflikt der Frommheit mit der Vaterlandliebe, der oft schon war und morgen wieder entstehen kann, hineinzuleuchten, solches Verbot nicht erfinden?

der Küster, sondern der Geistliche der armen Gemeinde, die keinen Küster neben dem Pfarrer ernähren kann und der die Kirche stets einen Priester schickt, für dessen Seelenheil sie die Verbannung dort hoch oben dienlich findet. Don Kostanzo ist noch jung, noch sehr jung. Dabei ist er körperlich schwach und überhaupt leidend; so schwach und leidend, daß er dem Vaterland nicht dienen konnte. Nur dem Himmel. Um den jungen Mund in dem blassen Asketengesicht zuckt bisweilen einSchmerz, grimmiger, als trüge der Mann in seiner Brust eine blutende Wunde; und die dunkel umschatteten Augen haben einen Blick, als schauten sie das Leiden der Menschheit, die sein Herr und Heiland ja doch vom Leiden erlöst hat. Weil aber die schmerzlichen Augen auffprühen können in einem verzehrenden Feuer heißen Verlangens, sollte die leidensvolle und leidenschaftliche Seele des Priesters ihre Prüfung empfangen: hoch über dem Meer, in einer der ärmsten Gemeinden seines schönen Vaterlandes, darüber selbst eine schwere Prüfung schwebte: Krieg!

II.

Damals bestand die einem solchenSeelenhirten anvertrauteSchaar gläubiger Christen nur aus Frauen, Kindern, Kranken und Greisen; alle gesunden und kräftigen Iünglinge und Männer waren abwesend. Manche zur Korallenfischerei an den Küsten Algeriens, Andere auch an afrikanischen Gestaden: in Tripolitanien, im Krieg. So war denn der einzige junge Mann des kleinen Ortes über den leuchtenden Golfen von Sorrent und Salerno der geistliche Herr mit dem Schmerzenszug uM die Lippen und der Todestraurigkeit im Blick. Gr mußte zurückbleiben; war körperlich viel zu schwach und zu leidend, um bei der großen Sache seinen Mann zu stellen. Dem Himmel mußte er dienen, statt dem Vaterlande; Gott und allen Heiligen angehören, statt dem König,'Messe mußte er lesen, das Kreuz schlagen, das Sanktissimum halten, das Brot brechen, statt zu kämpfen, zu siegen, zu sterben. Hatte Don Kostanzo seine geistlichen Pflichten erfüllt, dem Himmel genug gedient und Frauen und Kindern, Kranken nnd Greisen das göttliche Heil verkündet, er selber unter den MüMligen und Beladenen der Allermühsäligste, der am Schwersten Beladene, so stieg er auf schwindelnden Pfaden von seinem Gipfel in die Tiefe hinab. Das war ein Gang, der einem Versinken in Abgründe gleich kam. Denn oft, bei wüthendem Scirocco, mußte er an stacheligem Buschwerk, an Myrthenzweigen und Ginsterstauden sich halten, an spitze Felsblöcke sich klammern, in Spalten Schutz suchend, um von der rasenden Afrikanern nicht gefaßt, zu Boden geworfen und über die Klippen geschleudert zu werden. Aber den Gang hinab that der junge Gottesdiener dennoch.

Erhob er von dem gefahrvollen Wege den Blick, so sah er vor sich, von dem fahlen Dunst des Südwindes umschleiert, jenseits von dem mit bleichem Gischt bedeckten Meeresarm, einen anderen nackten, umbrandeten Gipfel, Und Don Kostanzo mußte bei dessen Anblick des

einsamen Mannes gedenken, de? von diesem furchtbaren Felsenthrone
aus in der Raserei seiner kaiserlichen Weltverachtung hinabstürzen
ließ, was er zuvor an seinem Herzen gehalten: an seinem Herzen, das
die Menschen entmenscht hatten.
Und der,junge Priester gedachte dabei des Menschen Sohn, der
zu eben der selben Zeit, da Kaiser Tiberius der „Einsiedler von Ca-
preae" war, sich für die Menschheit ans Kreuz schlagen ließ. Er aber
durfte sein Leben nicht einmal für das Vaterland hingeben; denn er
war „körperlich viel zu schwach und zu leidend..."
Ueber diese Worte kam Kostanzos Gemüth nicht hinweg. Sie
bohrten sich in seine Seele gleich Stacheln, die immer wieder sich locker-
ten, immer wieder tiefe Wunden rissen. Er besaß keine Familie mehr;
denn er hatte der Gottheit, der Kirche seine Familie zum Opfer ge-
bracht: Vater, Mutter und Geschwister. Nun sollte er auch kein Vater-
land mehr besitzen, dem er sein junges, so sehnsuchtvolles und schmer-
zenreiches Leben darbringen durfte: „Nimm es hin, Du mein Vater-
land! Ich gebe es Dir mit Iubel und Iauchzen! Nimm mein Leben
hin für Italiens Ehre und Ruhm, Du mein Vaterland, mein geeinig-
tes, großes, theures!"
Er aber sollte sein Vaterland nicht mehr kennen; denn es war der
Feind seiner Kirche und die Kirche befahl ihren Dienern, nicht mit ein-
zustimmen in den Iubel, der in Italiens Volk ausbrach, als es hieß:
„Krieg! Krieg!" Und sie befahl ihnen, nicht mitzufühlen die reinste
und mächtigste Empfindung eines Menschen: Vaterlandliebe, die der
Gottesliebe gleich kommt. War doch die Kirche Roms eine Feindin
des Reiches, das Rom zur Hauptstadt hatte; eines Reiches, das durch
einen siegreichen Krieg wachsen würde an Ansehen nnter den Völkern,
zunehmen an Stolz, Stärke und Macht,
Weil er zu schwach befunden war, wurde der Iüngling zurückge-
wiesen vom Dienst für das Vaterland, wurde er mit Seele und Leib
dem Himmel überlassen. Als dann der Krieg ausbrach, den die Volks-
seele als einen heiligen empfand, stieg der junge Priester von feinem
Felsengipfel hinab in das üppige Fruchtland der Tiefe und bat die
geistliche Behörde seines Bisthums; bat sie flehentlich: „Lasset mich
mitziehen in den Krieg! Da ich nicht mitkämpfen darf, so laßt mich die
Wunden der Kämpfer verbinden, die Erkrankten pflegen, die Sterben-
den trösten. Nur laßt mich Etwas thun für das Vaterland, und sei es
das Kleinste vom Kleinen! Lasset mich für das Vaterland leiden und
sei es das Größte vom Großen! Ich bitte Euch; seht: mit aufgehobenen
Händen! Flehentlich bitte ich Euch!"
Es wurde ihm nicht gewährt; er wurde abgewiesen: auch von sei-
ner Kirche abgewiesen; in der Heimath sollte er Werke christlicher
Barmherzigkeit üben. Als Priester sollte er in seiner Gemeinde bei den
Frauen, Kranken und Greisen Seelenwunden verbinden und ein Sa-
mariter für die Beladenen und Mühsäligen sein: dort drüben in Afrika
gebe es helfende Hände genug. Und dann: „Körperlich viel zu schwach!"

III.
Selbst in Gotteswort klang ihm dieses Menschenwort mit Donnerton hinein. Er hörte es in der Kirche vor dem Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl; hörte es in seinem Haus, das kaum besser war als eine der elenden Hütten seiner Gemeinde; hörte es in dem Rauschen der Wellen, die den Laut ihres dumpfen Anpralles zu ihm emporsandten, in dem Wehen der Winde, dem Tosen der Stürme. Und er hörte es in dem gequälten Pochen seines Herzens, das sein Vaterland heißer liebte als seinen Gott. . .

War Don Kostanzo auf den gefährlichen Pfaden abwärts gestiegen und hatte er die Tiefe erreicht, so erkletterte er einen Felsblock am Meer. Hier war sein ständiger Platz durch Tage, Wochen, Monate; hier blieb er Stunden und Stunden.

Die Meerenge zwischen der Insel Capri und dem Vorgebirge von Massa mußten Italiens Schiffe Passiren: alle die Dampfer nnd Fahrzeuge, die nach Afrika, nach Tripolis schifften; und weiter, weiter bis in den Peloponnes, bis ins Aegaeische Meer und in die Dardanellen, die stolze Wasserpforte, die nach dem einstmals goldenen Byzanz führt. Sie brachten Italiens kämpfenden Söhnen Munition und Lebensmittel. Und sie brachten Soldaten. Soldaten, immer wieder Soldaten! Alle die Heerschaaren der Beneidenswerthen, Glücklichen, die für ihr Vaterland kämpfen, leiden und sterben durften. Und die Schiffe kehrten von diesen fernen, wilden Gestaden zurück mit Verwundeten, Leidenden, Sterbenden: mit verwundeten, leidenden, sterbenden Siegern. Die Beneidenswerthen, die Glücklichen!...

Don Kostanzo stand auf der Felsenklippe, eine einsame, dunkle, ragende Gestalt; schaute den Schiffen entgegen? schaute ihnen nach. Sie kamen ihm oft ganz nah vorbei. Dann streckte er seine Arme aus und rief ihnen zu: „Es lebe Italien! Es lebe der König! Es lebe unser thenres, heiliges Vaterland!"

Und brausend schallte aus den Schiffen, aus den Kehlen der Beneidenswerthen und Glücklichen über die wogenden Wasser zurück: „Es lebe das Vaterland!"

Italiens Krieg mit seinem tapferen und hartnäckigen Gegner dauerte fort. Immer heißer schlug das Herz des Volkes; immer sehnlicher wuchs sein Verlangen nach einem letzten, entscheidenden Sieg; immer fester glaubte es an eine glanzvolle Zukunft Italiens in einem Lande, das unter Roms Caesaren ein Römerreich gewesen war. Und immer ungestümer erhoben sich in der Seele des jungen Priesters Wunsch und Sehnsucht, zu der großen Sache des Vaterlandes auch sein Scherflein zu geben; immer schmerzlicher wurde seine Erkenntniß, nichts geben zu können: dem Vaterlande nichts; nicht das Allerkleinste; nicht einmal sein Leben!

Unter dieser heißen Sehnsucht, diesem großen Schmerz verdüsterte sich des Iünglings Gemüth; er wurde krank im Gemüth.

Ihm war nicht befohlen worden, für Italiens Söhne im Krieg,

für Italiens Ehre und Ruhm und glorreichen Sieg mit der Gemeinde
zu beten. Nach dem Meßopfer trat er daher jeden Tag ohne Gebet vor
den Altar, hob Hände und Seele und betete mit machtvoller Stimme
für Italiens Sieg und Heil.
Er rang mit seinem Gott: „Herr, Herr, ich lasse Dich nicht, Du
verleihest denn meinem Vaterlande den Sieg!" Er zürnte seinem Gott
und haderte mit ihm, ihn so schwach geschaffen zu haben: „viel zu
schwach", um für sein Baterland zu kämpfen können. Er schrie auf zu
seinem Gott, ihn auf seinem Felsengipfel nicht sterben zu lassen, ehe
er für sein Vaterland Etwas gethan habe. Irgendetwas! Und wäre es
vom Kleinen das Allerkleinste! „Herr, Herr, ich lasse Dich nicht, Du
hörtest und erhörtest mich denn!"

IV.

Auf dem kahlen Felsengipfel, hoch dort oben, wars ein harter
Winter gewesen und auch der Frühling blieb rauh. Die Stürme schie-
nen in diesem Iahre kein Ende zu nehmen. Bald kam der Nordwind
einhergerast, umfuhr heulend die Klippen und erschütterte die Mau-
ern; bald wars der Südwind, der mit glühendem Odem über das Meer
fegte. Der Südwind von Afrika her!
Er trug auf seinen Schwingen Sand herüber: feinen, ganz fei-
nen, rothen Staub, Sand der Wüste. Wie Blutstropfen hing es an
Kostanzos Fenstern; klebte es an den Wänden; rieselte es vom Altar
hernieder, darüber am Kreuz der blutende Heiland hing. Wie Blut
athmete der Priester die Grüße aus Afrika ein: wie Blut aus dem Her-
zen von Italiens Söhnen, die für das Vaterland in der Wüste sterben
durften, die Sand der Wüste begrub.
Der junge Geistliche mußte nun doch auf seinem Felsengipfel
sterben. Er war krank und wußte, daß er totkrank war. Ein wüthender
Husten quälte ihn Tag und Nacht; seine Stirn war in kalten Schweiß
gebadet und sein Herz krampfte ein grimmiger Schmerz,
Und von Tag zu Tag wurde der Schwache schwächer. Mit An-
strengung raffte er sich jeden Morgen auf; läutete die Glocke; las die
Messe; verrichtete seinen Dienst des Himmels; bat und flehte zu seinem
Gott; rang mit seinem Gott, Tag, vor Tag stieg er auf schwindelnden
Pfaden nieder in die Tiefe, von Tag zu Tag mühsamer, matter.
Er stand auf der schwarzen, umbrandeten Klippe; schaute den
Schiffen, die von Neapel kamen, entgegen; schaute den Schiffen, die
nach Afrika gingen, nach; streckte die Arme aus und rief den Benei-
denswerthen, den Glücklichen zu: „Es lebe Italien! Es lebe der Kö-
nig! Es lebe unser theures, heiliges Vaterland!"
Aber kein brausender Ruff schallte ihm zurück: zu schwach war
seine Stimme, nicht gehört wurde sein Rus. Immer mühsamer stieg
er wieder hinauf zu seinem von Frühlingsstürmen umrasten Gipfel,
in dumpfer Hoffnunglosigkeit, weil auch sein Gott sein heißes Flehen
nicht hörte und ihn nicht das Allerkleinste vom Kleinen fürs Vater-
land vollbringen ließ.

Nun konnte er sich nicht mehr von seinem Lager erheben; konnte auch nicht mehr dem Himmel dienen. Dabei war endlich auch dort oben Frühling geworden und von drüben, aus Afrika, traf Siegesnachricht auf Siegesnachricht ein. Er aber hörte sie nicht.

Aus einem nahen Kloster war der Gemeinde ein alter Mönch zugeschickt worden, der statt ihres totkranken Priesters das Wort Gottes in die Wildniß bringen sollte. So gut es dort oben anging, pflegte der Greis den Mann, der noch so jung war und sterben sollte, ohne Etwas gethan zn haben, das des Lebens und des Leidens werth gewesen wäre.

Dieser gute und getreue Diener des Herrn diente allein dem Herrn. Vom Vaterlande wußte er nur, es sei der Feind seiner Kirche, also seines Gottes; von dem Krieg, den Italien gegen die Türkei führte, nur, daß er seine Kirche nicht anging und daß den Dienern der Kirche verboten war, für die in diesem sündhaften Kriege erkrankten, verwundeten und sterbenden Söhne Italiens und deren Witwen und Waisen Sammlungen anzuregen oder gar wohl selbst vorzunehmen.

Einmal sprachen Mönch und Priester von der großen Sache des italienischen Volkes und der Alte sagte dem Iungen, was er darüber wußte und dachte. Da fuhr der Totkranke auf: „Den Geistlichen Italiens wurde verboten, für die Verwundeten und Sterbenden zu sammeln? Für Die zu sammeln, die für das Vaterland Gesundheit und Leben ließen? Verboten ward Italiens Priesters, für die Witwen und Waisen von Italiens Heldensöhnen Werke der Barmherzigkeit zu thun, wo der Aermste sein letztes Scherflein hergiebt? Verboten uns, die auch wir Italiener sind, die auch wir unser Vaterland lieben; die auch wir unseres Vaterlandes Größe wollen, seinen Sieg und seinen Ruhm? Pater Anselm, Ihr müßt mir noch einmal sagen, daß uns Geistlichen verboten wurde und von wem uns verboten..

Pater Anselm sagte es noch einmal. Da wurde der Totkranke still, ganz still.

V.

Der Sterbende wollte nicht sterben: leben wollte er. Leben; und nicht länger dem Himmel dienen, sondern dem Vaterland. So lange nur wollte er leben, bis er dem Vaterland mit dem Allerkleinsten vom Kleinen gedient hatte.

Wie ein Wunder wars, daß der Totkranke von seinem Lager aufstand und wandelte. Es war, als habe den Mann, der seinem Herrn und Heiland treulos werden wollte, des Heilands Hand berührt: „Stehe auf und wandle!" In einer wonnigen Frühlingsnacht erhob sich Don Kostanzo; kleidete sich an; nahm einen festen Stab; öffnete die Thür seiner elenden Kammer; verließ sein armsäliges Haus; schlich davon. Heimlich, mitten in der Nacht.

Er hob sein junges Antlitz auf zu den Sternen. Dann ging er in die Kirche, die seine Kirche nicht länger war; trat an den Altar, wo die Ewige Lampe einen matten Schein über den blutenden Gekreuzig-

ten ergoß; hob die Hände; rief einen heiligen Namen: den Namen
seines Vaterlandes; schrie auf zu Gott, ihn für sein Vaterland sein
winziges Lebenswerk vollbringen zu lassen: „Höre mia> Herr, Herr!
Erhöre mich! Ich lasse Dich nicht, Du hörtest mich denn!"
Da war ihm, als vernehme er eine Stimme von oben, die also zu
ihm sprach: „Gehe hin und sündige! Gehe hin und sündige in meinem
göttlichen Namen! Gehe hin und sündige für Dein Vaterland, das
dem Menschen heiliger sein soll als sein Gott!"
Aufrechten Ganges, aufrechten Hauptes, mit aufrechter Seele
ging der Mensch, zu dem Gott gesprochen, aus dem Haus Gottes; ging
der Priester sort von seiner Gemeinde. Nicht des stützenden Stabes
bedurfte der Sterbende: ihn hielt die heilige Liebe zum Vaterland
aufrecht. An sie klammerte er sich. So stieg Don Kostanzo hinab. Er
ging jedoch nicht den schwindelnden Pfad, der in die Tiefe niederführte
zur Klippe am Meer; sondern er stieg hinunter zu den Menschen, de-
ren Wohnstätten hefperische Fruchtbarkeit umfing; Olivenwälder und
Rebengefilde, Haine von Orangen und Citronen, ein Gartenland mit
Blumen und Blüthen, mit Myrrhen und Oleander, Granatbäumen
und Feigen.
In den wonnigen Frühlingstagen, die über das glückliche Kam-
panien hereinbrachen, geschah es, daß in die Thür jedes Hauses auf den
gottgesegneten Hügeln des lachenden Sorrent ein junger Priester trat.
Totblassen Angesichtes, aber leuchtenden Auges hob der Iüngling fle-
hende Hände und bat mit flehentlicher Stimme: „Gebet mir, gebet
mir für das Vaterland! Im heiligen Namen des Vaterlandes gebet
mir für seine kranken und siechen, seine verwundeten und sterbenden
Söhne und deren Witwen und Waisen!"
Sie gaben ihm nicht; sie sagten ihm: „Du bist ein Priester. Dir
ward verboten, sammeln zu gehen. Wir gaben Anderen für die kran-
ken und siechen, für die verwundeten und sterbenden Söhne Italiens
und deren Witwen und Waisen. Du aber: geh!"
Er ging und ging und ging... Da ihm die Menschen für sein
Vaterland nichts geben wollten, so ging er hinweg von den Häusern
der Menschen. Er ging in die Tempel Gottes, in die Kapellen der
Gottesmutter und der Heiligen. Erbrach die Almosenbüchsen und
nahm dem Himmel, was des Himmels, den Armen, was der Armen
war, um es dem Vaterland zu geben. Wurde ein Dieb und Kirchen-
räuber, ein Verbrecher und Missethäter.
Dann sammelte er seinen geraubten Schatz; brachte das Geld
nach Neapel; wollte es einer Kommission für den Krieg übergeben.
Sie nahm es nicht an. Nahm seine schwer errungene Gabe nicht. Da
stellte sich der Kirchenräuber selbst dem Gericht. . .
Don Kostanzo starb in der Untersuchunghaft. Seine letzten, im
Delirium als sein letztes Gebet gestammelten Worte lauteten:
,,?r« ?stris!"
Berchtesgaden. RichardVoß.

Bahr/)
uhig auf sich zu beharren und die Früchte ihrer Gaben von selbst ausreifen zu lassen, ist der Kraft Bahrs nicht zugetheilt. Um zu toirken, muß sie sich selber spüren; um sich zu spüren, muß sie beweglich sein. Sie ist fest im Wesen dieses Mannes eingewurzelt und verläßt ihn nie; aber wenn sie sich zeigt, dann will sie rasch und vielfach um sich greifen. Diese leicht reizbare Beweglichkeit (das Temperament, wie man es zu nennen pflegt) giebt seiner Stärke Schwung, Geschmeidigkeit nnd Schlagkraft. Das führt ihn und verlockt ihn. Das erzeugt die Spannungen und Explosionen, die sein Werk und sein ganzes Da» sein so auffallend und wechselvoll gestalten. Ia, oft drängt sich dieses Temperament in seiner Unbändigkeit noch vor die ursprüngliche Kraft, überschreit sie und möchte sie verleugnen. Dann kann es aussehen, als sei Vahrs Wesen überhaupt nur aus lauter Sprunghaftigkeit und jäher Hitze zusammengesetzt und habe keinen anderen Trieb als den, unaufhaltsam von Form zu Form überzuquellen. In solchen Iahren und nach solchen Leistungen entstand das Urtheil, er sei in der wahrenNatur seines Geblüts mehr den fRomanen (oder den Iuden) verwandt als den Deutschen. Er selbst sagt einmal: „Ich hasse den Kelten in mir"; und scheint also wesentliche Züge seiner Persönlichkeit aus irgendwelcher keltischen Beimischung herzuleiten. Auch für diese läßt sich ja kaum ein genealogischer Beweis erbringen; und wäre er erbracht, so könnte er im besten Fall von allgemeiner rassenpsychologischer Bedeutung sein. Hier aber handelt es sich um ein einziges Individuum. Keltische Vorfahrenschaft ist bei allen Deutschen aus dem inneren und dem westlichen Oesterreich wahrscheinlich. Wenn die besondere Begabung, vorhandene Kulturformen zu ergreifen und analytisch zu überwinden, wenn kühner Witz, der sich in pathetischen oder ironischen Pointen gefällt, als die bezeichnenden Merkmale keltischen Geistes angesehen werden, dann ist bei Hermann Bahr die Wahrscheinlichkeit einer solchen Abstammung wohl begründet. Er hat von je die festgefügten klaren Formen geliebt, die sich aus lebendiger Tradition entfalten: Das machte ihn ja zum heißen Verehrer und Verkünder aller französischen Kunst. Noch mehr aber liebte er, diese Formen kritisch abzutasten, ihren Bestand, ihreHerkunft, ihre Uebergänge eindringlich aufzuklären. So hat sich ihm ein formales Gewissen von allergrößter Empfindlichkeit entwickelt. Was sicherlich auch einen bedeutenden Antheil daran hat, daß er in Formen, die seinem rasch und energisch arbeitenden Verstand nichts mehr zu sagen haben, auch nicht länger verweilen mag; ob es nun Formen lite»

*) Ein paar Seiten aus dem gescheiten und anmuthigen Buch „Hermann Bahr", das Herr Willi Handl (bei S, Fischer) erscheinen läßt. Allerliebst, wie hier ein Kluger, ein Mann von Stilgefühl und Stilkraft, sich, einen derben Phosphoros gestaltet, von dem ein Leuchten ins Land geht. Bahr wird Fünfzig. Skal ihm und seinem Skalden!

rarischer, politisch-sozialer oder allgemein kultureller Thätigkeit sind.
Er wirft sie leicht hinter sich sobald sie seinem Kopf keineArbeit, seinem
^Angriff keinen Widerstand mehr bieten können; und hat sich auch
'manches Mal gar nicht darum gekümmert, ob der Inhalt ausgeschöpft
war oder nicht. Ergreifen, verstehen, vernutzen, weitergeben: Das ging
eine Weile so überraschend und unaufhaltsam, daß böse und stumpfe
iAugen in dieser Kette eiliger „Ueberwindungen" ein Anzeichen innerer
Haltlosigkeit mnd Leere erkennen wollten. Sie sahen eben nur die vehs-
iments Bewegung, nicht aber die spendende Kraft. Und diese hat schließ-
lichldoch nach jeder solchen Ueberwindung ein fruchtbares Ergebniß für
sich und für die Anderen festzuhalten vermocht. Denn sie hat sich vom
Temperament nie zu Schanden hetzen, vom Witz nie ganz übertölpeln
blassen. Im Gegentheil; sie hat gebändigt und korrigirt, ehe es zu spät
war. Ihre ernste Gewichtigkeit hat doch verhindert, daß der Hang zur
geistreichen Pose (der sich ja aus den keltischen Ursprüngen herschreibt)
"in eitel Donquijotterie und Klopsfechterei ausarte. Daher hat seinWitz
den starken Hintergrund und die schlagende Sicherheit. Aus den for-
malen Einwirkungen des keltisch behenden Witzes auf die germanisch
ruhige Kraft stammt seine unermüdliche Geschmeidigkeit; stammt seine
frohe Grazie, die lebhaft, mittheilsam, in nie erschöpfter Geberlaune
zwischen den Menschen und den Dingen umläuft. Sie ist sich immer
ihrer selbst bewußt; denn sie zieht wohl ihre Säfte und den Kern ihres
Wesens aus den schweigsamen Tiefen dieser menschlichen Natur; aber
ihre Aeußerung und ihre Richtung ist jedesmal ein Geschenk der un-
ruhigen, helläugigen, formkundigen Intelligenz. So liebt sie es auch,
von sich selbst zu wissen, sich selbst in ihrer Leistung zu ehren, sich leb-
haft nnd vielfach auszudrücken, im wählerischen Gebrauch ihrer Mittel
sich selber zu betonen: sich darzustellen.
BewußteNützungundTarstellung persönlicher Qualitäten: Schau-
spielerei. Hier wurzelt, was damals so oft als die komoediantische und
theaterhaftc Art Bahrs verschrien worden ist. Von hier aus sieht man,
daß Dies niemals seine innerste Natur gewesen ist, sondern, so zu sagen,
nur eine zeitweilige Methode, von ihr Gebrauch zu machen. Wie ja
alle Schauspielerei nicht in der Fähigkeit unbegrenzter Verstellung be-
ruht, sondern in dem Vermögen, seiner inneren und äußeren Natur so
weit Herr zu werden, daß sie, innerhalb ihrer Grenzen, hergeben mag,
was der darstellerische Zweck eben braucht. Und da unser Leben zu jeder
Stunde vom Zweck beherrscht ist und da wir den Ausdruck unseres
Wesens instinktiv oder routinirt auf den Zweck einzustellen gedrängt
sind, so ist die Schauspielerei ein wesentliches Ingrediens unseres ge-
sellschaftlichen und unseres privaten Daseins. Schauspielerei, nicht als
heuchlerischeVerstellung, sondern als Kultur des Ausdruckes. In diesem
Sinne und nicht anders ist auch das schauspielerische Wesen an Her-
mann Bahr zu verstehen. Ein fortwährendes Ergreifen, Bewältigen,
Auflösen lebendiger Formen. Es sind Wandlungen in der Art und
Richtung des Ausdruckes, nicht so sehr im Wesen selbst. Da aber sein

Wesen vor Allem von einer ungewöhnlichen Kraft bestimmt ist, so muß
auch sein Ausdruck meist von besonderer Vehemenz und Auffälligkeit
sein. Ja, w5e diese Kraft sich ihrer Eigenheit bewußt wird, verlangt sie
geradezu nach einer starken und sinnlich einprägsamen Selbstdarstel-
lung. Weshalb sich jedes Problem, das Bahr ergreift und bearbeitet,
.gleich auch als ein Problem der Form anzeigt.
In ungefähr gleicher Potenz stehen die drei Grundmächte seines
Wirkens gegen einander: die elementare Kraft seiner Natur als der
stetig zuströmende Urstoff des Geschaffenen; der instinktive Bewegung-
trieb dieser Kraft, das Temperament, als der schöpferische Erreger;
und iüber den Beiden noch die, Bewußtheit, als Verpflichtung zur Form,
als das schöpferische Gewissen. Sein scharfer und wacher Geist zeigt
ihm wie ein Spiegel mitten unter den Dingen dieser Welt auch jene
iKraft und jenes Temperament in dem perspektivischen Verhältniß, das
seine augenblickliche Stellung zu sich selber eben angisbt. Daher die
starke, immer spürbare Subjektivität seiner Leistung. Er muß unmittel-
barer als Andere in all seiner Schöpfung sich selber darstellen, well mit
seinen besten Gaben immer auch dieses Wissen um sich selbst zu beson-
derer Helligkeit erweckt wird. So muß die gestaltende Kraft, indem sie
thätig um sich greift, immer auch eine Spur, einen Widerschein der
eigenen Persönlichkeit ergreifen; so muß das behende Temperament,
wo es vordringt, immer auch irgendwie auf sich selber stoßen.
Deshalb ist sein Leben der wichtigste Theil seiner Schöpfung ge-
worden und seine Persönlichkeit in ihren ausdrücklichsten Formen von
ihm erarbeitet. Er ist (in seinen lebhaften Zeiten zumal) ein nie be-
ruhigter Experimentator mit feinen eigenen menschlichen Werthen.
Weil er aber die Formen seines Wesens in bedeutendem Wechsel selber
auswählt und ihren Zwecken bestimmt, so mag er sich oft auch als den
Allgegenwärtigen und stets Bereiten sehen. Ein starker Wille, nirgends
zu fehlen und nie zu versagen, wo immer in seinem Bereich Hilfe oder
Weisung nöthig werden könnte, treibt aus dem Experimentator den
Agitator hervor. Leidenschaftliche Hingabe verstärkt oft den sachlich ge-
staltenden Ausdruck zum werbenden Rus. Kaum hat er eine Möglich-
keit des Miterlebens in irgendeiner Erscheinung aufgespürt, so macht
er auch schon diese ganze Erscheinung zu seiner persönlichen Sache; wie!
er sich selbst in ihr entdeckt hat, entdeckt er sie nun seiner Mitwelt. Die
Lust an der eigenen starken Mannichfaltigkeit macht ihn so zum Ver-
künder fremder Kräfte und Werthe; denn jede Schönheit, die er von
außen her erfassen mag, hat vorher schon seinem inneren Reichthum
zugehört. Und die „Manie des Entdeckens", die man ihm vorgeworfen
hat, ist vielleicht nichts als die Fähigkeit, sich selbst immer wieder und
immer von einer neuen Seite her aufzufinden.
So ist er der große Unruhige im Bereich der österreichischen Kul-
tur. Da giebt es kein Gebiet von öffentlicher Wichtigkeit, auf dem er
nicht bedeutende Mitwirkung versucht hätte. Aber wo seine Kraft allein
stand nnd für Alle schaffen konnte, dort fühlte sich auch sein Tempera»

ment am Freist«r und Wohlsten, dort schlug seine Flamme um so schöner empor. Vor allen Anderen und gegen tausend Andere hat er am Ausgang des letzten Iahrhunderts den Bestand eines neuen Wuchses in den österreichischen Künsten festgestellt. Hat ohne Scheu vor Irrthum und Aebertreibung auf Alles, was da empor wollte, mit starker Geberde hingewiesen; lieber um Eins zu viel gethan, als daß er sich Blindheit oder Vernachlässigung hätte vorwerfen wollen. Er mußte eben mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit arbeiten; denn um diese hat es sich im! Grunde gehandelt. Eine Kraft war da, der das schöpferische Spiel mit inneren Gesichten noch lange nicht genügte; ein Temperament, das sich in ruhiger Sachgestaltung allein nicht ausleben konnte; «nd ein Verstand, der diesem blinden Willen zur That immer wieder den Weg einer Nothwendigkeit wies. Zeigte sich etwa, daß er diese 'Nothwendigkeit nicht an ihrer sachlichen Bedeutung, sondern an seiner eigenen Thatfreude gemessen ui^> also überwerthet hatte: wie billig war dann das Grinsen Derer, die niemals irren können, weil sie sich nie versuchen! Und wie dumm war es! Denn was sie für verthane Mühe und verlorenes Wagniß hielten, war doch immer ein Gewinn an persönlicher Form. Vicht Alles, was dieser Verkünder uns in die Zukunft voraus gezaubert hat, ist Wirklichkeit geworden; aber immer hatte es unmittelbare Wahrheit in seinem, in unserem Gefühl und hatte lebendigen Werth als Aeußerung eines gestaltenden Willens. Dieser Muth zum Irrthum, zur Uebertreibung, wenn man es schon so nennen will, war nie etwas Anderes als der Muth zum vollen Ausdruck der augenblicklichen Wesensform, Der Drang, sein Erlebniß auszuleben und auszugestalten, nach dem unverkümmerten Maß aller Entzückungen und Gereiztheiten: nur diese höhere Verpflichtung zur letzten subjektiven Wahrheit hat ihn in Irrthümer hineingeführt.

Doch wie viel Echtes ist bei seinen vulkanischen Umformungen auch gefördert und für die Dauer befestigt worden! Leichter ist es freilich, von den fruchtlosen Wagnissen zu reden, von den allzu vergänglichen Ekstasen, von den Verkündungen, die nicht bestätigt worden sind. Das ist sein eigenstes Eigenthum geblieben; und der hämischeIngrimm flacher^Köpfr hat schon dafür gesorgt, daß es ihm nicht vergessen werde. Aber was er den Künsten und der Kultur an unverlierbaren Gaben zugebracht hat, ist, von der Kraft seiner Subjektivität einmal ins Weite hinausgeschleudert, nun längst in den regelmäßigen Kreislauf unserer geistigen Güter einbezogen; die Marken des persönlichen Verdienstes sind davon abgewischt. Was aber kein Grund sein muß, dieses Verdienst zu erkennen oder zu verkleinern. Wer das Herz hat, sich zu erinnern, weiß von der Größe dieses Verdienstes; und wer sonst davon überzeugt sein will, der findet in Büchern und Schriften kräftige Beweise. Die verblüffenden Feststellungen zunächst, in denen diese geschwindeIntelligenz den Geschmack und die Sehnsucht unserer Zeit um Iahrzehnte vorausgewittert hat. Wie viele der Namen, Richtungen, Ziele, die heute gelten, sind in seinen frühen kritischen Versuchen genannt und vorge-

zeichnet, noch lange, lange, ehe sie auf den Tafeln der gemeinen europäischen Bildung zu lesen waren! Es ist klar, daß der kritisch wägende Verstand allein die Höhe solcher Ausblicke nicht erreicht. Dazu gehört eine Vehemenz der Einfühlung, die sich kaum mehr von völliger Selbstverwandlung unterscheiden mag. Fast jeder neue geistige Fund bedingt so auch eine neue seelische Form; oder ist von ihr bedingt. Was ist Früher und Später in der Unlöslichkeit solcher innerer Zusammenhänge? Das Problem der persönlichen Entwickelung wird fast jedesmal auch zu einem Problem des künstlerischen Stiles. So kommt es, daß sich seine individuellen Lebenskämpfe oft unter dem Anschein sprachlicher Experimente äußern. Diese Kühnheiten des Wortes sind aber aus den Tiefen starker Gefühle emporgesprungen, sind von dem Zwang befohlen, mit dem verwirrenden Neuwuchs ringsum und im Innern fertig zu werden. Das gab ihnen so viel weiterwirkende Fruchtbarkeit. Es ist sicher, daß die literarische Sprache, die das heutige deutsche Oesterreich spricht (wenn man etwa von einiger Bauernrauheit absieht), zu einem großen Theil von Hermann Bahr gebildet, aus deutschem Klassizismus und französischer Moderne extrahirt und zu neuem, eigenem Wesen umgeschmolzen worden ist. Er hat dieseProsa empfindlich und beweglich gemacht, hat siq an allen Gelenken massirt, ihre Glieder frisch geschmeidigt und ihren ganzen Bau durch die verwegene Zufuhr von mancherlei fremden Giften so sehr gereizt, daß die Blutwärme darin für lange Zeit bedeutend erhöht ist. Er hat Worte aufgebrochen und neu in einander wachsen lassen; Regeln der Zierlichkeit und der Wucht nicht etwa theoretisch diktirt, sondern in wirksamen Beispielen aufgestellt. Und hat endlich, zur rechten Zeit wiederum, diese kräftige Reizbarkeit der Sprache in eine schöne Ruhe gebändigt, die unter dem Gesetz eines strengeren bildnerischen Gewissens den nervösenReichthum des Ausdrucks der Formen von Gewicht und knapper Festigkeit noch aufbewahrt. Immer aber war seine sprachliche Gestaltung so anregend und überzeugend, daß sie sich, in zahllosen individuellen Abwandlungen, durch einen beträchtlichen Theil des heutigen deutschen Schriftthums fruchtbar verbreitet hat. Bis weit hinaus, wo persönliche Grundlagen und schriftstellerische Absichten fchon keinen entfernten Vergleich mit Bahr mehr gestatten, sind für Den, der seine stilschaffende Macht kennt und anerkennt, die Spuren seiner Wortkunst und seiner Wortkühnheit erkennbar. Sein Antheil am Werden der modernen deutschen Prosa ist ungeheuer.

Und sein Antheil an Dem, was diese Prosa auszudrücken hat, nicht minder. Wie weit könnte denn der Einfluß eines sprachlichen Stiles reichen, wenn er, allzu eitel in sich selbst verliebt, die Kräfte nur auf das eigene Wesen und Werden gerichtet hätte? Hier aber hat fast immer ein Wille zur Sache das Wort gebildet. Es ist nicht gesagt, daß diese Sache jedesmal so groß, so wichtig, so ernst, so rein war, wie er sie uns zeigen mochte; aber daran ist kein Zweifel, daß er sie jedesmal so gesehen hat. Man vergesse nicht, daß eine im Grunde so derbeKraft,

von einem so heißen Temperament gelenkt, gar nicht im Stande wäre,
seine augenblickliche innere Wahrheit hinter ein fremdes Gesicht zu
stecken und also der Welt zu irgendeinem listigen Zweck Maskeraden
vorzumachen. Wenn es wahr ist, daß er in Momenten geistiger Ueber-
hast oder Ueberspannung zum Spieler wurde, dann war er gewiß auch
der naivste und von seinem Part überzeugteste Spieler. Seine Narr-
heit, wenn sie je existirt hat, ist eine durchaus shakespearischs gewesen:
reizbare Klugheit, die verzweifelt um sich schlägt. Er hat es in jenen
närrischen Iahren nie geleugnet, daß es ihm oft nur darum zu thun
war, den Bourgeois zu bluffen; hat aber für Ieden, der aufmerksam
imitfühlen mag, auch nie verhehlen können, wie bitter nothwendig für
seine und für die allgemeine Sache ihm dieser Bluff erschien. Die un-
geduldige Verwegenheit solcher Paraden hatte ihre innere Rechtferti-
gung in dem Drang, für eine im Uebermaß empfundene Nothwendig-
keit Uebermäßiges zu thun.

Man hat den traurigen Unsinn begangen, aus diesen Gewaltsam-
keiten und launischen Ausbrüchen seinen „Charakter" konstruiren zu
wollen. Als ob die gradlinige Verbindung äußerster Endpunkte auch
nur den flüchtigen Umriß irgendeiner Wesenheit ergeben könnte! Im
Gegentheil: die Kraft, die nach so verschiedenen Richtungen hin so Ex-
tremes hervortreiben mochte, dat damit nur ihre Stetigkeit und leben-
dige Energie bewiesen, das Temperament, das sich bis dort hinaus
wagte, sein unverbrauchbares Feuer; und der Geist, der dem Ueber-
drang der Beiden die Ziele suchte und etwa in die Irre gerieth, war nur
ihr unvollkommener Diener, nicht aber ihr liftig launischer Herr. Er
konnte die menschliche Echtheit des Gefühls und des Geblütes wohl
einmal verlocken, aber nie verfälschen. Ihre Reizbarkeit wäre nur dann
als Schwäche zu deuten, wenn sie sich von den blitzenden Einfällen
dieses Verstandes jemals hätten dauernd hypnotisiren lassen; so aber
blieben sie immer frei, immer sprungbereit, immer gesund. Aus jeder
heftigen Reaktion auf den geistigen Anreiz gewannen sie nur die Mög-
lichkeit, zu erneuter Umformung frisch und gelenkig zu bleiben. Und
ein faustischer Wille, die ganze Welt in sich zu fassen und aus sich zu
gestalten, wächst aus dieser unverderblichen Kraft, die sich in jeder neuen
Prüfung aufs Neue bestätigt sieht.

Endlich muß, mit derNothwendigkeit eines eingeborenen Gesetzes,
der Irrthum abfallen; der oft enttäuschte Geist tritt in Selbsterkenntniß
hinter die untrügliche Natur zurück. Nun beginnt das Leben nach
innen zu reifen; die Stunde überfließt nicht mehr, aber das Iahr wird
voller und schwerer; Beschwichtigung kehrt ein. Was vordem wilder
Drang zu geistiger Allherrschaft war, ist jetzt heitere Lust an gesicher-
tem seelischen Besitz geworden. Den Verführungen des spiegelndenVer-
standes, sich an die ganze Welt auszutheilen, widersteht nun der mäch-
tigere Wille, für sich zu sein und in der eigenen Kraft zu ruhen. Da
wächst das eroberte Stückwerk von selbst zur lebendigen Einheit zu-
sammen. Da wird das bildnerische Gewissen mächtig und erkennt, daß

die Form nur dauern kann, wenn ihre Elemente aus den festen Beständen des eigenen Wesens genommen sind. Das Gefühl, dem die Wohlthat der Begrenzung heller und heller aufgeht, drängt zu gesammelter Sicherheit und zwingt das widerspenstige Temperament unter sich. Und im Glück dieser Reife streben alle menschlichen, geistigen, künstlerischen Gaben des Mannes dem einen Ziele zu, das für den Ueberschauenden einzig noch Würde und Werth hat: der Befestigung der eigenen Persönlichkeit.

Nicht etwa in Kargheit und Starre. Die lebendige Fülle verringert sich nicht an Gehalt und kaum an Beweglichkeit. Nur streben sRhythmus und Sinn der Bewegung nach einer großen, unverlierbaren Einheit. Die kostbaren Güter der Erfahrung, des Könnens, der Lebensherrschaft, die in den Iahren stürmischer Besitzergreifung aufgestapelt worden sind, ordnen sich nun nach den Plänen einer stilleren Weisheit; als hätte Diese, hinter den Kämpfen des Willens und des Verstandes unerschütterlich ruhend, von Anfang her Alles überschaut und vorbereitet. Nun vollendet sich das beste und klarste Werk, das einer freien Persönlichkeit gelingen kann: das Kunstwerk des eigenen Lebens. Da offenbart sich wieder die große und gesunde Kraft, die in Beharrlichkeit walten will, als der gesegnete Grund alles Gedeihens. Sie hält und hegt, was aus den Tiefen seines Lebens zu eigener Form will, giebt diej Säfte und Salze für den organischen Bau, läßt es selbständig weiter wachsen. Der Geist, gewitzigt und dienstbereit, hat nur noch die Lichter aufzustecken, die den Sinn dieser Lebensschöpfung von außen her bis in den Mittelpunkt erhellen. Und das Temperament, quellend fruchtbar aus seiner vulkanischen Vergangenheit, giebt die stetige Wärme für dieses Wachsthum her. Die ganz germanische Sehnsucht, innerhalb der weit aufgethanen Persönlichkeit das All zu umfassen, hat auch den keltischen Witz, die romanischen Fieber des eigenen Wesens in sich geschlungen und wohlthätig gelöst. Alle diese Subjektivität hat sich nun auf ihren höheren Zweck besonnen: nicht mehr geberdeneifrig sich auszusagen, sondern fachgetreu sich zu gestalten, also im künstlerischen Sinn objektiv zu sein. Die ursprüngliche Kraft hat nun, in den langen Läuterungen, erkannt, was Herrschaft und Freiheit ist. Es giebt nur eine Herrschaft: von seinen Gaben wissen und sie nach den Maßen, die im Gefühl begründet sind, freudig gebrauchen. Es giebt nur eine Freiheit: sein ausgereiftes Wesen in Formen von lauterster persönlicher Wahrheit darbringen. Weltkundige Weisheit, künstlerische Gewalt und die Vollendung der Persönlichkeit finden sich auf einem letzten Gipfel der Entwickelung und wachsen unlöslich in eins.

Nach mancherlei Umwegen, tollkühnen Sprüngen, jähen Abstürzen, durch Zaubergärten und durch Wildnisse, nach den Entzückungen, Ermattungen, Todesschauern und aufftachelnden Aengsten, in denen auch die Seele von Europa gezittert hat und noch immer zittert. So exponirt sich in der Entwickelung dieses Mannes auch die Entwickelung der ganzen Epoche zu einem starken und bedeutsamen Theil.

Prag. Willi Ha ndl.

Syndikate.
^Hm Rath der Berg- und Eisenherren wird die Syndikatfrage er»
örtert. Als der halbirte Stahlwerkverband im April 1912 zum
Leben verurtheilt worden war, galt die Sorge um das Schicksal der
ledigen L-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren, Walzdraht) noch wenig.
Man sonnte sich in den Strahlen der Hochkonjunktur und meinte, bis'
das Licht verdunkelt werde, könne noch lange Zeit vergehen. Dann
werde schon vorgesorgt sein. Die Sonne hat ihr Antlitz verhüllt; und
es war nicht vorgesorgt. Nun möchte Mancher ein schützendes Dach
über dem Kops haben. Das Röhrensyndikat ist gescheitert. Thyssen
wollte nicht. Die Weigerung, sich an ein bestimmtes Kontingent binden
zu lassen, war die natürliche Folge der Leistungfähigkeit. Wer seit Iahr
und Tag in den Größenverhältnissen eines Trust steckt, findet sich in die
altvaterischen Bedingungen der jSyndikatpolitik nicht mehr zurück. Das
konnte man voraussehen, selbst wenn August Thyssen nicht stets, mit
erquickender Offenherzigkeit, seine Meinung ausgesprochen hätte. Das
alte Röhrensyndikat hatte sein Ziel nicht erreicht. Der Markt war des-
organisirt. So kams, daß die Universalwerke ihr Band auch um die
RShrenindustrie schlangen, Gemeinschaften schlossen und sich auf freie
Konkurrenz einrichteten. Phoenix, Gelscnkirchen; nur nicht Thyssen.
Die Mannesmannwerke schufen einen eigenen Trust. Die Wittener
Stahlröhrenwerke, die Firma Balcke, Tellering S Co., die Siegener
Stahlröhrenwerke gehören zu dem Concern. Das Aktienkapital der
.Wannesmanngesellschaft, die sich eine Steinkohlengewerkschaft anglie-
derte, wurde auf 61 Millionen gebracht. Vor einem halben Iahr sagte
der Generaldirektor von Mannesmann, man habe für die Syndikate
alter Art kein Interesse mehr. Aber die Röhrenkonvention, welche die
neue Form verkörperte, hat sich eben so wenig bewährt wie das abge-
brauchte Instrument. Durfte man ernsthaft an die Möglichkeit einer
neuen jSyndikatschöpfung glauben? Der Geist war nicht willig und das
Fleisch nicht schwach. Am zwanzigsten Iuni wurde die Syndikateridee
begraben und die Röhrenkonvention aufgelöst. Die Werke Phoenix,
Gelsenkirchen, Thyssen und Hahn übertrugen den Verkauf ihrer Pro-
dukte einer Gasröhrenverkaufsstelle in Düsseldors. Neben dieser Gruppe
besteht Mannesmann und der oberfchlesische Concern. Daß, die Rivalen
einander nicht zerfleischen werden, ist anzunehmen. Vielleicht treibt sie
widriger Wind bald zusammen. Und was wird aus dem Stabeisen?
Wie bei allen ö-Produkten, so wehrte sich auch bei Stabeisen das
Selbstgefühl gegen jede Fesselung. Stabeisen ist ein Kettensprenger wie
Houdini. Aus allen Klammern und Bändern schlüpfte es heraus. Preis-
konventionen wurden unter dem Spott der Außenseiter leck. DerMarkt
war verwüstet. Kaum hatte man eine Organisation zusammengezim-
mert, so kamen Preisunterbietungen; und mit dem Kartell wars Essig.
. Die Stab eisenv reise purzeln und decken knapp die Selbstkosten. Etwas
muß geschehen. Die Werke, die zum Stahlwerkverband gehören, be-

riethen und fanden, daß sie im Prinzip einig seien. Allerdings waren
die kleinen Betriebe nicht zugezogen worden, damit ihr berechtigter
Widerstand (sic sind auf ungehinderte Ausnutzung der Konjunktur an»
gewiesen) nicht den Anstoß zur „Ueb erprüfung" des Prinzips gebe.
Man hoffte, die,Einigkeit der Großen werde die Minorität in denBann
des Syndikates zwingen. Ueber ein Quantum von mehr als 4 Mil»
lionen Tonnen hätte das Syndikat zu bestimmen. Ein Werthobjekt von
420 bis 440 Millionen Mark ist kein Pappenstiel. Die Kommission, die
den Guß bereiten soll, hat keine kleine Verantwortung. Der Entwurf
der nenen Syndikatsverfassung soll in siebenzigstündiger Arbeit fertig
gemacht worden sein. Alle Achtung! Die Sache brennt den Betheilig»
ten aus den Nägeln. Nur ist noch nicht sicher, ob der Erfolg die Mühe
lohnen wird. Wird sich für die Quoten eine Basis finden, die alle Werke
befriedigt? Die Riesenbetriebe haben neue Anlagen geschaffen, die erst
produziren sollen. Selbst eine Höchstsumme für den Versand kann also
die zu erwartenden Zusatzmengen nicht enthalten. Wenn Thyssen an
dem Grundsatz festhält, der ihn zur Ablehnung des Röhrensyndikates
trieb, wird er auch dem Stnbeisenverband fern bleiben. Und ohne ihn
kann nichts Rechtes werden. Mit dem Salutschießen hats also noch
Zeit. Die Direktion des Stahlwerkverbandes hatte vorgeschlagen, daß
das Stabeisenkartell unter die Fittiche des größeren Verbandes ge-
bracht werde. Aber die Werke lehnten den Vorschlag ab. Sie trauen
dem Frieden nicht und wollen, nach allen Mühen, nicht an das Schick»
sal eines anderen Kartells geschmiedet sein. Zweifel bestehen über die
Behandlung der Ausfuhr. Das inländische Geschäft wird natürlich bis
in die letzte Faser kontrolirt. Der Export ist jedoch nicht so leicht zu faf-
sen. Vielleicht einigt man sich auf eine Abgabe, die einem Fonds zur
Unterstützung des Außenhandels dienen soll. Diese Steuer darf nicht
zu hoch sein, da sonst der Inlandspreis die Kosten der Ausfuhr tragen
muß. Und es wäre kein Vortheil, wenn deutsches Stabeisen in der
Heimath wesentlich theurer bezahlt werden müßte als im Ausland.
Eine Leistung von 3 Mark für die Tonne würde die Grenze des Er»
laubten bezeichnen. Nun müssen die Montandiplomaten ans Werk.
Der deutsche Bergbau bewährt seine Kraft. Die Roheisenindustrie,
die sich eines gesicherten Kartells erfreut, rückt gegen die Amerikaner
weiter vor. Deutschlands Eisen und Stahl beherrschen den Weltmarkt.
In den ersten fünf Monaten des Iahres 1913 betrug der Werth der
Ausfuhr 55« gegen 463 Millionen im Vorjahr. Der Export von Stab-
eisen allein kletterte von 341 000 aus 447 000 Tonnen. Der Produzent,
der über reiche Mittel gebietet, hält die Taktik der schrankenlosen Ver-
werfung des Auslandverkaufs für die beste Geschäftsmethode. Die
Meinung wird nicht überall getheilt; und der Effekt ist, daß neben
Schleuderpreisen vornehme Zurückhaltung besteht. Die ist natürlich
nicht für die Ewigkeit gemacht. Zeigt sich, daß die Außenseiter nicht zur
Raison zu bringen sind, so bleibt! nur übrig, sie mit ihren eigenen Wof-
fen zu bekämpfen. Im Lande des Sternenbanners wird die deutsche

Eisenindustrie mit allem Respekt angesehen. Wenn der Underwood-
Tarif in Kraft tritt, kanns schön werden. Mit den ermäßigten Zöllen
können Halbzeug und Rohstahl aus Deutschland erfolgreich auf den
amerikanischen Märkten konkurriren. Die Herstellung ist drüben theurer
als in den ,d,eutscheniWerken.,Der Preisunterschied wird jetzt noch durch
den'Zoll ausgeglichen. Nachher,Tarifreform hört dieser Ausgleich auf;
nnd der Weg für die deutschen Fabrikate wird frei. Englands Konkur-
renz wird nicht gefürchtet. Die englischen Hütten und Stahlwerke
arbeiten mit höheren Selbstkosten als die deutschen Betriebe und sind
in manchen Spezialitäten nicht einmal im eigenen Lande konkurrenz-
fähig. Der englische Schiffsbau benutzt deutsches Stahlmaterial. Daß
ein Auftrag zur Lieferung von Schleußenthoren nach Deutschland ge»
geben wurde, hat neulich die englische Presse grollend verzeichnet. Aber
das Können setzt sich gegen. Pathos und Chauvinismus durch. Die
Amerikaner möchten die Oesfentliche Meinung gegen die deutsche Indu-
strie aufwiegeln. Sie rechneten auf Erfolg im Kampf gegen die Tarif-
reform. Das war falsch. Nun hofft man auf die „Anwendung" der Zoll-
bestimmungen. Da läßt sich vielleicht nachholen, was beim Tarif nicht
erreicht werden konnte. Interessant ist, daß nur für die Lieferung von
Eisenbahnmaterial, besonders Schienen, der deutsche Wettbewerb nicht
gefürchtet wird: wegen der Beziehungen zwischen den Bahngesellschaf-
ten und dem Stahltrust. Da herrscht nur ein Wille; und der gebietet,
daß in Amerika gekauft werde. Das vermag ein Trust. Am Ende wird
sich zeigen, daß die amerikanische Industrie gegen die Folgen eines
Massenandranges fremdländischer Waaren sich nur durch die Trusts
schützen kann. "Ans kanns Passen, wenn die Schutzwehr beseitigt wird.
In den Interessenbereich der Eisenindustrie ragt die Frage nach
dem Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates. Als ich
zum letzten Mal hier von den Chancen und Gefahren dieses Syndikates
sprach, waren die Verhandlungen ins Stocken gerathen. Optimisten
hatten bereits den Friedensschluß verkündet, mußten aber mit ihren
Guirlanden wieder abziehen. An dem berühmten 8wws quo hatte sich
nichts geändert. Das war vor einigen Monaten. Inzwischen hat die
Sorge um die Marktkonjunktur der Neigung zum Paktiren nachge-
holfen. Die Kohlenleute haben sich also wieder zusammengesetzt, um
eine für alle Betheiligten annehmbare Formel zu finden. Hüttenzechen
nnd Reine Zechen, Fiskus und Outsider sollten geeinigt werden. Die
prenßische Bergbehörde hat dem Kohlensyndikat im vorigen Herbst das
Abkommen gekündigt, weil der Handelsminister mit der vom Syndikat
beschlossenen Preiserhöhung für Hausbrandkohle nicht einverstanden
war. Die Mehrbelastung der Industrie hätte der Bergfiskus allenfalls
^mitgemacht; denn damals war noch keine Wolke über den Glanz der
Konjunktur geglitten. Aber die Kohle, die im Haus gebraucht wird,
sollte unberührt bleiben. Das Volk stöhnte unter der Last einer allge-
meinen Theuerung. Da wäre es unnöthige Grausamkeit, ihm auch noch
das Brennmaterial zu belasten. So sprach der Fiskus, Ihm trat Hugo

Stinnes entgegen. In der Generalversammlung von Deutsch-Lux schilderte er die Entwickelung des Zerwürfnisses und zog sich eine zugespitzte Antwort in der Norddeutschen Allgemeinen zu. Damit war aber die Frage nach der Preispolitik des Fiskus nicht beantwortet. Man wartete, was die Königliche Bergwerksdirektion in Saarbrücken für das erste Halbjahr 191Z fordern werde. Da zeigte sich nun, daß einzelne Preise erhöht worden waren und im Uebrigen der selbe Effekt durch Ermäßigung der Rabattsätze erzielt wurde. Also: höhere Preise auf der ganzen Hinie. Dem Syndikat könnte solche Taktik nur lieb sein; aber der Fiskus soll ja „preismildernd" wirken. Der Staat ist zunächst Kohlenindustrieller und hat in dieser Eigenschaft mit dem privaten Bergbau zu verhandeln. Aeberliefert er sich dem Kartell mit Haut und Haar, so muß er ihm seine gesammte Produktion zum Verkauf übertragen. Nur was er selbst braucht, bliebe ihm überlassen. Ob ohne besondere Borschriften des Syndikates, ist auch noch die Frage. Neben den beiden Parteien stehen die freien Zechen, die stark geworden sind und gewichtige Mei»» nungen auf die Wagschale werfen. Sie können die Wahrung ihrer Lebensbedingungen fordern und brauchen nicht nach den Interessen der Hüttenzechen zu fragen, sondern nur für sich selbst zu sorgen.
Die privilegirten Zechen find ihrerExiftenz sicher und von der Konjunktur nicht so abhängig wie die andere Gruppe. Ob sie nachgeben? Die Temperaturkurve zeigt bei den Universalbetrieben nicht so spitze Ausläufer wie bei den Produzenten, die nur Lieferanten einer bestimmten Waare und nicht auch Verarbeite? sind. Die Vereinbarungen über Selbstverbrauch, Betheiligung, Fördereinschränkungen und Geschäftskosten waren im vorigen Iahr so wesentlich geändert worden, daß sich darin der Widerwille gegen die Preisgabe ererbter und erworbener Portheile deutlich zeigte. Ietzt wird das weniger günstige Urtheil über die Marktlage mitsprechen. Das ist wichtig, weil, trotz den ermäßigten Preisen (auch der Stahlwerkverband hat, nachdem er die Ausfuhrvergütung erhöht hatte, die Halbzeugpreise für das dritte Quartal um ö Mark pro Tonne herabgesetzt und damit der Minderung der Preis« für Walzfabrikate Rechnung getragen), kaum erkennbar ist, wie die Industriemänner selbst über ihre Zukunft denken. Stimmen sie mit der Großfinanz überein, die im Rückgang der Beschäftigung und im Schwinden der Lagerbestände ein Mittel zur Lockerung der Geldfesseln sieht? Die Bergwerks- und Hüttengesellschaften haben sich in diesem Iahr noch nicht auf dem Geldmarkt gezeigt. Das ist kein schlechtes Zeichen, sondern der Beweis, daß sie auf eigenen Füßen stehen können. Neue Aktien sind nicht unterzubringen, sobald die Kurse den Halt verlieren; Anleihen sind kostspielig: und Bankkredit ist nicht zu bezahlen, auf lange Frist auch nicht zu haben. Eine Gesellschaft hat den für die Dividende bestimmten Betrag (10 Prozent) zum Ausbau ihrer Anlagen verwendet, weil ihr nicht möglich war, die Mittel dazu aufzutreiben. Solcher Fall lehrt, wie es aussieht, und erklärt die Spannung, mit der jeder industrielle Vorgang, als ein Symptom, heute beobachtet wird. Ladon.
Herausgeber und vera,n,v»r:llch r N,'d„kteur- M rimi i,», Harlan i„ ,Zi? ,l„ -
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von P.isz « (Sarieb « ,n. b, H in Vcilin.

Berlin, den 19. Juli 1913.
Laudes.
HWaphthalin oder Chlorkalk: Das ist hier die Frage. Wird, nur
für die Urlaubszeit, die Stadtgarderobe, mit dem nöthigen
Schutz des swws quo gegen Mottengefahr, eingespindet oder, für
‚nahe Todesfälle, die alte Form der Mobilmachung gegen Faul»
niß vorbereitet? Noch sind die Meisten sorglos. Stützen sich auf
Hie Erfahrung, daß demKaiser jederPersonenwechsel unbequem
ist, und meinen, da das Iubiläum so fein gefingert und die große
Wehrvorlage sammt Deckung unters Dach gebracht worden sei,
könne die Karre noch eine Strecke weiterlaufen. Zwar habe der
Schatzsekretär nichts, aber der Kriegsminister (was in der Armee
Keiner für möglich hielt) die ungefähr wichtigste Inspektion und
unser Bedenkenmacher dieBrillanten zumSchwarzen bekommen
und die Stimmung sei, in Kiel und auf Ballins»Imperator", im
Superlativ sonnig gewesen. Mag Alles sein. Ich bleibe trotz-
dem fest in demGlauben, daßMrement unvermeidlich ist. Wenn
in derIagdzeit noch dieLust fehlt, setzt sich im Frühjahr dieNoth»
wendigkeit durch. Siebenhundertsiebenzig Gründe. Wir sind
so schlecht afsortirt, wie wir im Reich nie, in Preußen seit dem
vierten Fritz Wilhelm nicht waren, und können, in diesem Iammer-
zustand, nichtnoch tiefer in eine Zeit höllisch ernster Entscheidungen
hineinrutschen. Noch haben dieLeute zu essen, was ihnen anFest-
gepräng, Straßenhoftheater und anderemKitschgebotenwird,hat
Die höchste Kiefern längst überwachsen (nur 1813 ist ihnen, wcils

mit dem Jubiläum in gefährliche Konkurrenz kam, verekelt wor-
den) und gelogen wird, daß unter Supradreadnoughts dieKiele
sich biegen. Hilft auf die Dauer nicht, panis schmeckt gut, circenses
behagen dem Gaumen noch mehr; doch der nächsteIuvenal wird
zeigen, wie rasch imWindunfererTage diePfuschmittel desCaesa-
rismus ihre (unter anderem Himmel, in engen Verhältnissen be-
währte) Wirksamkeit verlieren. Auch mit der Fälschung alles bei
uns Geschehenden, alles draußen Gesprochenen und Gedruckten
gehts nur eine Weile. Und der gute Bethmann ist zu ungeschickt
und zu schwer mit Selbstbewußtseinshypotheken belastet, um in der
Proskynesis vor Oeffentlicher Meinung den Tiefpunktzu wittern,
wo rien ne va plus und nichts Anderes übrig bleibt als die Aus-
lieferung der Staatsschlüssel, auf einem hübschen Sammetkissen»
und der Entschluß, mit der Fröhlichkeit des Gewissenlosen träl»
lernd in denmorastigenFreibädern derDemokratie zuplätschern.
Weit haben wir dahin nicht mehr. Die Steuergeschichte stinkt'
himmelan und von den Regirenden, die sich, in Berlin und den an»
deren bundesstaatlichen Residenzen, ihre Zustimmung abdrücken
ließen, schämen neun Zehntel sich heute schon dieAugen aus dem
Kopf. Zu spät.DatzAlleAlles machen.ist das traurigste Sympton
unseres Elends. Noch Rheinbaben, der doch leidlich schmiegsam
ist und keine Gelegenheit, von der valeur seines Kaisers und Kö»
nigs zu schwärmen, ungenützt entflattern läßt, hätte sich zu diesem
Kram kaum hergegeben. Der Nachfolger trompetet sich erst als
den Fels von Erz aus, an dem das Plänchen splittern werde»
und flüstert dann, vor der Wahl zwischen Amt und Gehorsam»
minniglich: Ja. Den Einzelstaaten und den Gemeinden wird das
Kreuz hart werden. Ueber dieReichsverfassung hüpft man mun»
ter hinweg; deren Artikel 70 schreibt vor: »Insoweit die Reichs»
ausgaben durch die gemeinsamen Einnahmen nicht gedeckt wer»
den, sind sie durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach
Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen." Bundesstaaten? Da
hätte man mitdemPreußischenLandtagunddenErstenKammern
zu thun. Faule Sache. Viel netter, wenn ein Reichstag des all-
gemeinen und gleichen Wahlrechtes die Rechnung ausschreibt,
die Mehrheit der wenig Besitzenden verfügt, was die mehr Be»
sitzenden zuzahlen haben. Netter für den einzelnen Abgeordneten,
der feine Wähler nicht zu ärgern und abzuschrecken braucht, und

Laudes,
für das in Fraktionen gesprenkelte Rudel, dessen Macht so ins
Riesenmaß wächst. Macht, versteht sich, ohne greifbare Berank»
wortlichkeit; die schon von dem klugen Quäker Gladstone gepriesene
po ver^itkouf responsibilit/. Regirte, wie im Westen und seit gestern
fast bis nach Teheran auch im Osten, das Parlament, müßten die
Reichstagsbureaukraten, die von Verwaltung, von irgendwelcher
Geschäftspraxis so weltenfern sind wie Theobald von den Trieben
eines Politikerkopfes, mit den von ihnen durchgepreßten Gesetzen
regiren, selbst, sammt ihren Parteien, vor Aller Augen verant-
wortlich sein, dann wäre ihre Herrlichkeit bald verläppert und die
Kurzsicht sogar würde erkennen, daß auf dem Boden unwürdiger
Massenschmeichelei kein Staatzumachenist. Jetzt, hinter derHecke
der Bundesrathsbeschlüsse, ist jede Unzucht möglich. Aus sechs»
undsechzig Millionen Deutschen werden dreihunderttausend ab»
gepfercht. Die haben zwar nicht um Haaresbreite mehrRecht als
einKanalräumer: müssen aber elfZwölftel des ganzenKitts zahlen.
Das zwölfte vertröpfelt sich noch auf Dreihunderttausend. Fünf»
undsechzig Millionen und Bierhunderttausend zahlen nicht einen
Pfennig: sind also nicht einmal von Schwächlingen zu fürchten.
Das ist die plumpste, unverschämteste Art der Expropriation; mit
Staatspflicht und Anstandsbegrisf nur vereinbar, wenn sie das
Gemüth eines überzeugten Sozialdemokraten befiehlt, der in jc»
dem Reichen den Expropriateur, Mehrwerthsdieb, Gauner, Wu»
cherer sieht. Genügt aber noch nicht. Bon Reiches wegenwird der
Vermögenszuwachs besteuert, den doch schon die Einkommen»
steuer (des Bundesstaates, Kreises, der Gemeinde, in Preußen
mit«dauernd provisorischem" Zuschlag von fünfundzwanzig Pro-
zent) abschöpft. Daß der am Tag der Steuererklärung angegebc»
ne Zuwachs sechs Monate danach, durch die Entwerthung von
Grundbesitz, Aktien, Kuxen, Konsols, Waaren, zerschmolzen ist,
trübt den Konfiskatoren mühsam erworbenen Vermögens, den
Leuten, die durch ihr Duckmäuserthum und ihr beharrliches Hin»
tertheil auf die Höhe gekommen sind, die niemals aus eigener
Kraft Etwas erlangt hätten, nicht für Minuten die Frühstücks»
laune. »Zahlt nur, Ihr Schweinhunde; schlimm genug, daß Ihr
mehr könntals wir.»Uns ist und bleibt eben 1805 näher als 1813;
furchtbar nah die Zeit, in oer Heinrich Friedrich Karl vom Stein
wider die »eigenthumloseSchreiberkaste" wetterte,die ihr Gehalt
7»

aus der Staatekasse erhebt, ungekannt, ungerühmt lebt und un»
bedauert stirbt. »Da wir nun alle Macht und alles Ansehen der
Beamtenkaste übertragen, so erhalten wir revolutionäre, das
Eigenthum zerrüttende, aus lustigen Theoremen beruhende Ge-
setze, die, mit einem Heer von Modifikationen, Erläuterungen,
Suspensionen,rasch aufeinanderfolgen und oft,wegen ihrer Ge»
Haltlosigkeit, in sich selbst untergehen, und eine centralisirende,
höchstkostbare,inAlleseingreifendeVerwaltung,dieunterdemGe-
wicht der Aktenmassen erdrückt wird und in den Tintenfässern er-
säuft. "Die Helfershelfer im Reichstag, Parteisekretäre, Dutzend-
journalisten,eitleSchwätzerallerSorten,sind(jetztjaauch besoldet)
nicht um ein Blutkörperchen lebendiger als der ledernste Bureau-
krat. Man schämt sich, dem Klüngel zugerechnet zu werden. Was
sein Maul stammelt, seine Pfote schreibt, um das Handeln zu ent-
schuldigen oder gar ein Rühmchen zu erraffen, ist die Tinte, den
Speichel nicht werth. Bor dreizehn Iahren brauchte das Verei-
nigte Königreich von Großbritanien und Irland einen Haufen
Geld. Burenkrieg. Anderthalb Milliarden mußten schnell neben
den Wollsack des Speaker gelegt werden. Was thaten Salis-
bury und sein Schatzkanzler Hicks-Beach? Sie schlugen vor, die
Tilgung der Schwebenden Schuld für eine Weile zu verlang-
samen, Thee und Tabak, BierundWhisky mit einer (erträglichen)
Nothsteuer zu bepacken und jedem Einkommensteuerpflichtigen
vom Pfund ein paar Pence mehr, als die Norm fordert, abzu-
knöpfen. Nach achtundvierzig Stunden war das Gesetz angenom-
men; trotzdem der Krieg in Westminster und draußen grimmige
Gegner hatte. So hat mans, nicht nur im März 190(), im Lande
der Erbfreiheit, Erbweisheit gemacht. Bei uns? Säkulartheater
und Vermögenskonfiskation. Natürlich kennt Jeder Protzen, de-
nen er gönnt, daß sie abladen müssen. Gehtnicht. principils obsw;
ser o meäicina parawr. Der Staat, den nicht Gerechtigkeit krönt,
wird zum Gräuel. Da Vernünftige dem Herrn Bethmann den
wüsten Nnstnn seiner Finanzpolitik vors Auge rücken, scheint er
erschreckt und in Einverständniß geneigt; sprichtdannaber: «Ver-
suchen Sie doch mal, Herrn Erzberger zu überzeugen." (Dieser
emsige und gescheite Journalist hat also den Rang des Reichs-
regenten; meinetwegen: nur soll er sich dann ins Amt setzen und
die Verantwortung tragen.) Das plaudert sich herum; und zeigt,

in schönem Vexein mit dem Brief, der vor Heydebrand grober
Beleidigung mit dem Hinweis auf schlaflose Nachte die Rechts»
wohlthat der Straflosigkeit sichern sollte, wo wir heute schon hal»
ten; dieUmschmeichelung demokratischer Zeitungleiter gehört mit
in das Bündel. Geistloser Plunder, der nach abermals zwei oder
drei Jahren, deutschem Staatsmannsansehen zur Schmach, auf
denHängeboden kommt, wie nun die Grundwerthzuwachssteuer.
Warum dennnicht vorsichtig ausgehobelte Monopole, gelinde Er-
höhung der vomMafsenluxus zu tragenden (und vom Zwischen»
Handel, so ost es ihm paßt, gemehrten) Last und Zuschläge zur Ein-
kommensteuer, die mit ihr (und schneller als sie) steigen? Dann
gäbe Jeder nach seinem Vermögen und der Grundgedanke allge-
meiner Wehrpflicht käme zu Geltung. Warum nicht? Weil bei
bloßer Vorstellung des Zetergebrülles, das begönne, dasAnter»
zeug nicht nur von Schweiß feucht würde. Deshalb ward das
Schlagwort »Besitzsteuer" ausgestanzt. Falschmünzerwerk; wo
keinBesitz ist, verliert selbst der Steuereinnehmer seinRecht.Iede
Steuer quillt aus irgendwelchem Besitz, jede erträgliche ist dem
Amfang des Besitzes angepaßt; und wenn Einer, der für alko»
Holischen Trank in jeder Woche zwei, für Steuer in jedem Jahr
achtzehn Mark ausgab, dort nicht drei Pfennige, hier nicht, für
ein paarJahre, vierMark drauflegen kann, soll der Ewige Bund
in Firma Deutsches Reich denKonkurs ansagen. Jetzt ist, durch-
aus nicht nur unter den von staatlicher Plünderung Bedrohten,
die Empörung mächtige in allen Beamten von Staatsbewußtsein
und besonders in denmittcldeutschenRegirungen.dieeinesMit»
tags die eingerührte Suppe auslöffeln müssen. Banke Demagogie,
schwarzweißrothbewimpelt,unddabeiAblehnungallerverständi»
gen.aufdemAusleseweg liegendenModernisirung: Das hältnicht.
FünfzehnMonatelangwurdederSozialdemokratienachgepfiffen,
daß sie mit ihren hundertzehn Mann nichts erreicht habe.Dann kam
der größte Triumph ihres Lebens und sofort, natürlich, derRück-
fall in laute Traumreden von allgemeinem Strike als wirksamstem
Mittel zum Erwerb politischer Macht. Würde morgen gewähltste
dürfte aufhundertfünfzig Siege wetten; denn ihre Einschüchterung
derRegirendenhatdurchgesetzt, daß der Lehrsatz anerkanntworden
ist: Für die Wehrfähigkeit des Reiches haben die reichen Leute
aufzukommen. (Zu denen doch auch manche Bundesfürsten gehi>

ren. Ob diese Herren, aus freiem Willen, die Ansummen herge»
ben werden, die das Gesetz Bürgern ihres Vermögens abfordert?)
Die Mächler des Reichstages wollen nicht, daß ihnen dieMän»
ner auf der Bundesrathsestrade geistig voraus seien; schon Bü»
lows kultivirtes Wesen und Taktikergewandtheit war ihnen un-
heimlich und sie jauchzen in alle Lande, wenn sie mit Köpfen zu
verhandeln haben, für die das Witzwort von der grenzenlosen
Beschränktheit geprägt worden ist. Verargt Ihrs den Iubelnden?
Ohne Mandat wären sie kleine Leute, die sich kümmerlich durch»
schlagen und auf den Verkehr mit dem Herrn Amtsrichter stolz
sind; unter einer starken und klugenRegirung im besten Fall als
tüchtige Komparsen geschätzt. Heute? Des Kanzlers Aeuglein
hängt anihremBlick;Ministerund Staatssekretäre, Generale und
Admirale scharwenzeln um sie, die, am Ende aller Enden, »die
Sache machen." (Du müßtest, aus Deiner Erinnerung an bis»
märckischen Dienstbetrieb, jetzt mal in solche Kommission hinein-
gucken. Würdest die blausten Wunder schauen.) Trotz Alledem
scheint der grenzenlos Beschränkte mir nicht konservirbar. Unsere
Tanks sind an allen Ecken undicht geworden. Was ihm gelungen
ist, hat denübelstenNachgeschmack.DenWelfenhandelinmanier-
jiche Ordnung zu bringen, war kein Hexenmeisterstück. Für ihn
aber zu schwer. Staunend hört Europa, daß er, als kaiserlicher
Minister, sich mit werthlosen Versicherungen begnügt hat, daß die
Agitation fortwährt, der Rittmeister der rathenower Husaren in
bayerischer Uniform den alten Franz Ioseph besucht und der dy-
nastische Aerger obendrein ausgetutet wird. Solcher Kleinkram
.sogar braucht zehn Etapen. Mittelmaß schützt lange; nichtimmer.
DcmBestenist offenbar, daß dieserLotse nur aufSandbanke steuert.
Er mag sich für den providentiellen Mann halten und sein Troß
darauf rechnen, daß die Konservativen ihn für den Zolltarif be-
wahren wollen. Der Glaube ist schief gewickelt und das Deckblatt
schadhaft. WerNase hat, fragt nur noch: Wie lange? Und: Wo»
hin? Die Pension sichert nicht die Lebenshaltung auf derHöhe des
Kanzlers a. D. Für eine Botschaft Ersten Ranges reicht das in»
ncre Vermögen noch weniger als das äußere. Bliebe die Statt»
halterschaft. Auf die wunderschöneStadtwirdjaauchlängstvistrt.
Mobiliarschade ist zu ersetzen, wenn der Besitzer nicht etwa
faul wird. Frankreich hat das zweite Kaiserreich gesund über»

dauert; wir kommen, mit kräftigererVolksleistung, übereinenzum
Grausen ähnlichen Zustand hinweg. Nicht so leicht über den Ver»
lust internationaler Geltung. Daß da keine Ewigkeit das von der
Minute Ausgeschlagene zurückbringt, lehrt jedes Blatt der Ge»
Schichte. Soll man heulen oder lachen? Wir sind ein »Faktor des
Weltfriedens" geworden; was für Kundige heißt: Wir zählen
nicht mehr mit. Das Kaliber der neuen (und der abständigen) Bot»
schafter, die inBerlin aufWache sind und unter denen derFran»
zose, mit kühlem Menschenverstand und rascherAuffassung des
'Nothwendigen, der aigle ist, beweist allein schon, wie wichtig wir
genommen werden. Keinem fällt noch ein,uns die Erste Garnitur
zu schicken. Wozu? Wenn London, Petersburg, Paris einig sind
und in Rom die Temperatur gemessen ist, holt irgendein Glatter
das Phrasenpackctchen aus der Wilhelmstraße. Ist uns wieder
«ine Stütze weggebrochen worden, dann bringt er Glückwünsche,
öffnet, zwinkernd, anderen Gratulanten die Thür: und wir schwö-
ren, daß die Sonne uns niemals so hell schien. WerdieWerkstatt
kennt, hält nichts mehr für unmöglich. Auch nicht, daßBethmann
sich zum zweiten Mal auf eine Konferenz schleppen läßt (die ja
wieder Reunwn getauft werden kann). Gar nichts. Kommt nicht
endlich Einer an die Spitze, der mindestens den Sinn des Ge»
schehenen versteht,Historie empfindet und ihremBefehl zuschnel»
lcm Entschluß gehorcht, dann können wir einpacken. Ietzt ringen
sogar im Auswärtigen Amt, wo der rächende Zorn doch nah ist,
die Hellsten in Unmuth, oft in Verzweiflung die Hände.
Das nützt nicht. Eben fo wenig das Geplärr über Vorgänge,
die in der Geschichte ohne Ieispiel seien. Welche denn? Ich sehe
nur einen: daß eine Großmacht, die morgen, ohne Mobilmachung,
mit neunhunderttausend Mann, ihrem Friedenspräsenzstand,
umnövriren kann und eine große Kriegsflotte hat, sich ausschalten
läßt, wenn in einer Hauptsphäre ihrer Hoffnung die Verhältnisse
umgestaltet werden, und noch von Dankbarkeit überfließt, weil
man sie nicht zur Mitwirkung bemüht. Das ist ohne Beispiel in
der Geschichte. Sonst? Daß Bundesgenossen über Nacht Feinde
werden, ist nicht neu. Im Februar 1864 gingen österreichische und
Preußische Truppen gemeinsam über die Eider; zwei Iahre spä-
ter schossen sie in Böhmen auf einander; und waren bald danach
wieder auf demWeg in Eintracht. Heutzutage durchfliegt einBrin-

dejonc die ganze Marschstraße der GroßenArmee vonParis biS
nach Warschau in zwölfStunden. Das Lebenstempo ist über alles
Ahnen hinaus beschleunigt. And da der Südslavenpuls nie ge-
mächlich schlich, ist kein Grund zum Staunen darüber, daß drei
der gegen die Türkei verbündeten Balkanvölker nun wider das
vierte kämpfen. Drei, die sich verpflichtet fühlen, ihr Blut, ihren
Stamm zuschützen und eine prahlerische Lüge zu entthronen. Noch
was Beispielloses: Bulgariens Lügenexport. Der hat alle dem
Balkan Fernen in die Ueberzeugung geschwatzt, daß Ferdinands
Volk an bürgerlicher und kriegerischer Tugend in Südost vornan
stehe; daß sein Heer alles Beträchtliche geleistet und den Serben
und Griechen nur Nebenarbeit gelassen habe. Lug und Trug. Der
Bulgare ist ein tüchtiger Kerl, fleißig, genügsam, bis in Tollkühn-
heit furchtlos; aber: Tatar geblieben und von den Türkenlastern
mehr verseucht als seine Nachbarn. Ohne die winzigste Achtung
fremdenGlaubens,Volksthumes, Rechtes; und grausam wie ein
von Hunger tolles Raubthier. Seine Leistung bei Kirkkilisse, Lüle
Burgas, Bulair soll nicht geschmälert werden. Doch wir wissen
nun Mancherlei, was wir noch im Frühling nicht wußten. Daß in
Sofia die Korruption wie Hausschwamm wucherte; daß die Bul-
garen die an Zahl größten, an Einheit, Gefechtskraft und Rüstung
aber schwächsten Türkencorps niederrangen; daß sie weder vor
Tschataldscha noch vor Adrianopel allein, ohne Hilfe, weiter konn-
ten; daß ihr Sanitätwesen spottschlecht, dem Serbiens garnichtzu
vergleichen und deshalb ihr Menschenverlust so ungeheuer war.
Das wurde, Alles, weggelogen; Verwaltung, Volksmoral, Heer
als unübertrefflich geschildert; und darauf der Anspruch gestützt,
in Südosteuropa dieVormachtzuwerden und in Makedonien und
Thrakien über Serben und Griechen zu herrschen. Vor derWahl
des Osmanenreichstages erzählte diebulgarischeZeitung «Dnew-
nik", die Führer und Glaubenshäupter haben einAbkommen un-
terzeichnet, wonach inThrakien denBulgaren einWahlkreis, den
Griechen achtMandate, in Makedonien den Bulgaren sieben, den
Griechen zehn zufallen sollten. »Diese Theilung entspricht der offi-
ziellen Statistik und beide Völker sind darüber einig, daß sie ihre
Rechte wahrt und von keiner Seite angefochten werdendarf." Nach
dem Krieg ist Alles vergessen. Ferdinand heischt den Löwentheil
von Makedonien und das ganze Thrakien; Saloniki und Seres,

Drama und Kawala; Landstriche und Städte, in denen kaum ein Bulgare wohnt und deren Handel nur von Griechen betrieben wird. Hellenen und Serben sollen sich im Engen einrichten. Wollen aber nicht. Am den Bulgaren Adrianopel zu schaffen, haben sie den Friedensschluß Monate lang verzögert; dieGriechen haben ihnen,als den Befreiern, die thrakischen Kaufhäuser geöffnet, die Serben Munition, Geschütz, Truppen geliefert. Beide wissen, daß ihren Brüdern unter Bulgariens Herrschaft und Exarchat die Vernichtung droht, wenn sie sich nicht in den Glauben und die Nationalität des Gebieters verkriechen. Serbien fordert eine der Leistung, nicht dem entkräfteten Vertrag anzupassende Landvertheilung, Hellas die Anerkennung seines nationalen Besitzstandes. Der nüchterne Ministerpräsident Geschow will mit den Sozien verhandeln. Alle vom Sieg Trunkenen wenden sich gegen ihn; Ferdinand, der die Zügel nicht mehr in der Hand hat, läßt ihn fallen und giebt das höchste Amt dem Herrn Danew. Den kennen wir von London her. Der arbeitet nur mit Bluffs und wähnt, einDiplomat zu sein, wenn er dickeLügen an den Mannbringt. Als die Botschafterreunion (Das heißt: Grey, Cambon S Co.) vor dem Entschluß zauderte, im Namen Europas dem alten Kiamil auch noch Adrianopel abzuzwicken, sagte Danew: »Wenn Sies nicht thun, geben wir den Befehl zum Sturm und haben die Stadt in zweiTagen; nur derWunsch, neue Menschenopferzu sparen, hieß uns warten." Das Ultimatum ging ab und half derIungtürkenbande noch einmal auf die Machtzinne. Sechs Wochen danach wurde der Bulgarensturm abgeschlagen; undAdrianopel fiel erst nach abermals vier Wochen, als die Serben herangewinkt und, unter dem GeneralStepanowitfch, mit achtundzwanzig schweren Geschützen eingetroffen waren. Der biedere Danew bekam von GreyHiebe und war in Westeuropa unmöglich. Seit erMinistcr-Präsident ist, ahnte jeder Kundige, was dieGlocke schlagen werde. Noch ist ers nicht lange: und schon war Bulgarien gezwungen, in Petersburg, in Belgrad sogar um Frieden zu betteln, und sein Zar muß froh sein, wenn er Leben und Habe nach Semlin retten kann. DiejähstePeripetie.dieeinVolkund einFürstjemals erlebte. Und doch war diese Schicksalswende früh vorauszusehen. Türkcnkugeln, Seuchen, Mangel an Aerzten, Pflegern,Medikamentcn, Verbandzeug, Krankenkost: dasHeerwarzermorscht;nurvonFa-

natismus noch aufzupeitschen. Woher soll der Müden kommen, Wenns gegen rechtgläubigeChristen geht? DieRussen, die in großer ZahldieunterenKommandoposten besetzt, auch inReiheundGlied gestanden hatten, wollten nichtwider die serbischenBrüderfechten. Als sie fort waren, klafften überall Lücken. Frauen, Greise, Kinder Hatten, mit dem letzten Kraftaufgebot, den Acker bestellt. Nun lechzten die Männer (manche waren dreimal verwundet worden, dreimal ins Feld zurückgekehrt) nach der Möglichkeit neuen Erwerbes. Gelichtete, des Ernährers, des Nachwuchses beraubte Familien; Trauer, Noth, Lockerung aller Pflichtfesseln: und nur ein Trost: das eroberte Land, das die reiche Nordküste des Aegäermeeres umfassen, bis nach Monastir sich strecken und schnell von allem Verlust entschädigen wird. Da wird es, ehe das betrogene Volk die Gefahr ahnt, von allen Seiten zerstückt. Serben, Rumänen, Griechen fordernBeutetheile. Der Schreck lähmt die im ersten Scharmützel Aeberwältigten und mit dem Selbstvertrauen schwindet dieFähigkeit, die schwachen Stellen demFeind zu bergen (der sie, als Genosse von gestern, kennt und zu nützen weiß). Excellenz Danew baut die Hoffnung auf dieAllgewalt einesWeltschwindels, der jeden Erkenntnißkanal verstopft. Was je in Kriegen und nach Jagden erlogen ward, scheint neben dem Trugsystem dieses Einzigen neckisches Kinderspiel. Seine Depeschen überschwemmen den Erdtheil und melden: Sieg auf der ganzen Linie; gestern die Timok-, heute die Morawa-Divistonzersprengt; Serbien im ersten Anlauf beinahe vernichtet; das Griechengeplänkel nicht derRede werth. Kein wahres Wort. Acht Tage lang muß die Menschheit glauben, Bulgarien sei im Süden und Westen mit den Gegnern fertig und könne sich, ungeschwächt, stämmig, gegen den rumänischen Einbruch wenden. Da endlich einWahrheitschimmer durchsickert, wird Heros Danew weich und winselt über die Antreue der Serben, die das arglose Heer des Verbündeten tückisch angegriffen haben. Lug. Der bulgarische Armeebefehl, der den Unterführern vorschrieb, die Serben in der letzten Iuninacht zu überfallen, wird gefunden; die Handschrift eines Brigadekommandanten im pariser »Journal» veröffentlicht. Danew kreischt: Fälschung! Während er demüthigWaffenruhe erfleht, läßt er drucken, die Bulgaren seien weder geschlagen noch zurückgedrängt worden. Noch härter straft Mißwende den Uebermuth. Das Volk, das auf seinen Krieger»

Landes.
7S
?uhm viel stolzer war als auf die Keime organischen Gemeinde-
Zevens, muß, ohne den Versuch eines Widerstandes, dulden, daß
dieRumänen einmarschiren, seinenBoden erobern, seine Haupt-
stadt bedrohen. Weil wirs erlauben, ächzt Danew; weil wir hu»
man sind und denFeind selbst vor Blutverlust behüten. Frech bis
auf die höchste Sprosse der Galgenleiter. Durch alle Fugen des
wehrlosen Staates prasselt nun Schande herein. König Konstan-
tin schilt die Soldaten des Vetters Ferdinand Mordbrenner und
Bestien, die nur das Antlitz von Menschen haben. König Nikola
zeiht sie schnöder Habgier, die im Dunkel den Bruder bestiehlt,
und ruchloser Untreue. König Peter hört die toten Serben in zor-
niger Scham zittern, weil ihr lebender Leib für solche Horde focht.
Acht Monate nach einem Kampf, der die Hälfte, drei Viertel der
Bulgarenjugend hingemäht oder vergiftet hat, doch dem Land zu
ungeheurem Gewinnnoch dieGlorie der Kreuzritterfchaft verhieß.
Dieses Land, dachten die Fernen, ist auch von vier Heeren nicht
zu bezwingen; dieses Volk ertrotzt sich, wie Fritzens Preußen, die
Gewähr kräftiger Zukunft aus dem Geklirr der stärksten Koalition.
So tief hatte der Trug gewirkt. Noch immer gellts: »Nicht die
kleinste Schlappe! Kein Vorpostengefecht brachte den Gegnern
nutzbaren Sieg!" Vergebens. Bulgarien war von Serben und
Griechen in Ohnmacht gebändigt, als die Rumänen einrückten.
Daß sie einrücken dursten, ist Unsereinem das Wichtigste. Im
November, noch im Mai wärs unmöglich gewesen. Wurde auch
nicht versucht: trotzdem König Karl wußte, daß die Dynastie an
der Unteren Donau verloren war, wenn sie der Dehnung Bulga-
riens thatlos zusah. Trotzdem. Aus Bessarabien wäre ein Russen»
Heer gegenBraila und Bukarest vorgestürmt. Denn damals hätte
«in rumänischer Feldzug nach Südost den Oesterreichern genützt.
Die haben inzwischen wieder aufs falfche Pferd gefetzt. Bulgarien
lür viel stärker und dennoch lenkbarer als Serbien gehalten. Den
alten Freund Ferdinand (römisch-katholisch, wienerHufar, Hon»
ved, als Koharysproß fastMagyar) angeködertund in ihm die Hoff-
nung gefüttert, daß ihr Beistand ihm bescheren werde, was der
russische Patron den Serben nicht weigern wolle. Blieb den Ru-
mänen nun eine Wahl? Deutschland half nicht, Oesterreich half
uicht;trieb jetzt sogar den koburger ckarmeur vorwärts. Den Feind,
der ihn unüberwindlich dünkt, wirbt sich der Weise zum Freund.

Warum, dachte der alte Karl, soll ich mich von dem Phantom der
Slavengefahr bis ins Grab oder Exil schrecken lassen? Als Feind-
der Slaven habe ich an drei Grenzen ihren ersten Stoß auszu-
halten (und wie es mitdermilitärischen Hilfe aus Wien und Berlin
steht, sehe ich ja); als ihrFreund bin ich geborgen und im Gesammt-
bild slavo-romanischer Freundschaft, die, wenn der fettste Happen:
vonAlbanien erst ganz den Italienern gehört, den Partnern noch
ansehnlicheDividende eintragen kann. So kams; wie es kommen
mußte. Delcasse ist nicht ohne triftigen Grund von der Höhe Eines,
dem jedes Ministerium offen stand, in eine Botschaft hinunter»
geklettert. Er hat in Petersburg erlangt, was er wollte: Mehrung
undVorschiebung derTruppenundVerständigung mitRumänien.
Die wird freilich nicht plakatirt (Das geschähe bei uns), sondern
verschleiert und mit treuemBlickabgeleugnet. DaKarlmarschiren
durfte, können aber nur Lehrlinge zweifeln. Rumänien war einmal
für uns. Auf diesen Streich folgt der Versuch, einen neuen, festeren,
Balkanbund zu knüpfen. Gehts nicht ohne derben Griff, daim
wird die berliner und wiener Staatsmannschaft in eine Kon-
ferenz geschmeichelt (stelle DirBethmann vor!) und ihnen die Ver-
antwortung alles Aergernisses aufgebuckelt. Wenns noch nöthig
ist. Zwischen Rußland und Oesterreich ist der Graben so tief, die
Feindschaft so giftig geworden (der sanfte Nikolai redet offen dar-
über und läßt die Zeitungen schimpfen), daß über NachtKriegoder
Versöhnung kommen muß. Russen, Serben, Rumänen, Kroaten^
Montenegriner: Alle wollen und können auf Habsburgs Kosten
verdienen. Der enttäuschteBulgare weiß, daß man ihmsämmtliche
strocities verziehen hätte, wenn der unselige Wahn vom schwarz-
gelben Albanien nicht den Serben in die Quere gekommen wäre.
Franz Ferdinand wird nicht Lust haben, über einer neuen Türkcr
zu thronen, die von allenPerioiken gehaßt und in der günstigsten
Stunde angeknabbertwird. Kaunitz hat imGrab noch eineStimme.
Westmächte, Oesterreich, Rußland, Balkan: da läßt sich wonnig
leben... Nnd wir? Nnsere Danews fischen aus der Themse und
Newa schonZeitungfetzen, auf denen steht, leider habe das Blatt
sich für den Dreibund gewendet. Wird geglaubt. Aevermorgen
ists ein Bombenerfolg. Sicher. Von Midia bis Pola, von Kon-
stanza bisBodenbachAlles inOrdnung; und derFriede gewahrt.

Ochlokratie in Amerika.
ie politische Theorie der Vereinigten Staaten war ursprung»
lich religiöser Natur. Die Puritaner, die ihr Vaterland ver-
gießen, um in einer neuenWelt ihre Lehre zu leben, verwarfen die
Autorität der Kirche, deren Dogmen und Satzungen, und nahmen
die Bibel zum alleinigen Kanon für den Menschen, für die Kirche,
für den Staat. Aus dem Alten und Neuen Testament leiteten sie
das ganze System des öffentlichen und privaten Rechtes ab. So
wenigstens lautete die Theorie: für die Praxis brachten sie eng»
lisches Gesetz, englische Tradition mit. Immerhin war das puri-
tanische Gemeinwesen, wie es um 1620 in New England entstand,
ein theokratisches. Die Auffassung, daß die Puritaner sich für die
politische oder religiöse Freiheit des Individuums begeistert haben,
ist irrig. Sie vertheidigten zwar die politische Freiheit (oder ge-
nauer: die ihnen gewährten Rechte) gegen die englische Regirung,
sie hielten die korporative Unabhängigkeit hoch, scheuten sich aber
durchaus nicht, die Freiheit des Einzelnen zu beschränken. Reli-
giöse Duldung war ihnen vollends fremd. Die Geistlichkeit herrschte
tyrannisch, unter und neben ihr eine Minorität von Vollbürgern,
die Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaft sein mußten. Trotzdem
fehlte dieser Verfassung nicht das demokratische Element. Dem Pu-
ritanerthum ist der Gedanke des Vertrages eigenthümlich. Die Kon-
gregation besteht auf dem Grund eines Vertrages, den die Ge-
meindemitglieder geschlossen haben. Diese Auffassung sichert dem
Individuum einen gewissen Werth; und hier lag der Keim zu
demokratischer Entwickelung.

Dieser individualistische Gedanke „vom Rechte, das mit uns
geboren ist", erstarkte im Kampf gegen die heimische Regirung, die
sich auf geschriebenes Gesetz, Autorität und Tradition stützte. Die
Freiheiten, auf die die Kolonisten sich beriefen, stammten, so er-
klärten sie, nicht von Monarchen oder Parlamenten, sondern von
„dem großen Gesetzgeber des Universums". Deshalb sei die „Zu-
stimmung der Regirten", der Vertrag, die nothwendige Basis jeder
gesetzlichen Regirung. Als die Kolonien sich dann 1787 entschlos-
sen, ihren Bund durch eine Konstitution zu festigen, abstrahirten
sie aus harter Erfahrung dieLehre, daß jede Regirung ihrem Wesen
nach zur Tyrannei geneigt sei, und deshalb wurde die Exekutive
erheblich eingeschränkt. Die einzige Bürgschaft gegen Despotismus
schien die Uebertragung der Macht auf das Volk. „Wo die jähr-
lichen Wahlen enden, beginnt die Tyrannei!" sagte Iohn Adams.
Doch muß hier bedacht werden, daß das „Volk" damals mit den

Vertretern des Grundbesitzes identisch war. Noch Franklin er->
klärte, es sei „ungehörig, denen, die keinen Grundbesitz haben, das-
Wahlrecht zu verleihen" und Hamilton formulirte die selbe An-
sicht noch schärfer. Das Wahlrecht unterlag ökonomischen und reli-
giösen Beschränkungen, die eine Oligarchie schufen.
Nach einer Periode der Aristokratisirung und Centralisirung,,
die durch die Namen Hamilton und Adams bezeichnet wird und-
die unentbehrlich war, wenn ein dauerhaftes Staatsgebilde ent-
stehen sollte, setzte unter Ieffersons Präsidentschaft (1801 bis 09>
die Reaktion der Demokratie ein. Iefferson war von der Auffas-
sung durchdrungen, daß alle Regirung ein Uebel sei. Dieser inter-
essante höchste Beamte begeisterte sich, sogar angesichts eines greif-
bar nahen Falles, für Rebellion: „Gott verhüte, daß wir je zwan-
zig Jahre ohne eine solche Rebellion sein sollten Z" Harmloser klingt
es, wenn er zwischen einer „natürlichen" und einer „künstlichen"
Aristokratie unterscheidet, diese eine der Geburt und des Reich-
thums, jene eine der Begabung und Tüchtigkeit. Und wieder darf
nicht vergessen werden, daß dieser unbeugsame Demokrat in einem
Agrikulturstaat lebt, wo beinahe Jeder Eigenthum besitzt, das ihn
an der Erhaltung geordneter Zustände interessirt. „Solche Män-
ner", sagt er, „können sich einen Grad von Freiheit wahren, der
von der Canaille der europäischen Hauptstädte sofort zur Zerstörung
der privaten und öffentlichen Wohlfahrt ausgebeutet würde. Nur
so lange die Amerikaner ein Ackerbau treibendes Volk sind, wer-
den sie tugendhaft sein und sich ihre demokratische Regirung er-
halten. Wenn sie sich, wie in Europa, in großen Städten zusam»
menschaaren, werden sie eben so verderbt werden wie die Europäer."
Ist diese Prophezeiung zu Schanden geworden? Die rasche Indu»
strialisirung Amerikas mit ihren Begleiterscheinungen sollte den
ethisch gerichtetensStaatsmann und Patriotennachdenklichstimmen.
Auch in dieser Aera des Radikalismus blieb das Wahlrecht
streng beschränkt, die Dauer der Amtsführung war lang und das
Volk hatte an der Ernennung der Beamten nur wenig Antheil.
Die Gentry regirte.
Der zweite, viel stärkere demokratische Impuls kam vomWesten.
Unter der Präsidentschaft Andrew Jacksons (1829 bis 37) wurde
die Wählerzahl vergrößert, religiöse und ökonomische Beschrän-
kungen wurden aufgehoben, man verkürzte die Dauer der Amts-
führung und die Wahl der Beamten fiel dem Volk zu
DieZeit, in der wir leben, sieht nun, unter Wilsons Auspizien,
eine dritte Fluthwelle des Radikalismus. Typisch für die neuste
Erscheinungform des demokratischen Gedankens ist das Bestreben,.

die Gesetzgebung unmittelbar in die Hände des Volkes zu legen
und das repräsentative Element ganz auszuschalten oder zu unter»
jochen. Mittel zu diesem Zweck sind das Referendum, das jedes
von der Legislative beschlossene Gesetz dem Volk zur Abstimmung
unterbreitet, und die Initiative, die auf Antrag eines kleinen
Prozentsatzes von Wählern die Volksabstimmung über irgendeine
angeblich wünschenswerthe Maßregel herbeiführt. Diese Neuerung
gen, die schon in verschiedene Staaten eingeführt sind, zählen so-
wohl Theodore Roosevelt wie Woodrow Wilson zu ihren Anhän-
gern, werden also von Millionen von Wählern als erstrebenswert!)
betrachtet. Man traut den Gesetzgebern eben nicht, hält sie, mit
Recht, für intellektuell nicht überlegen, moralisch nicht einwand-
frei und verzweifelt daran, ihre Qualität zu bessern. Deshalb giebr
man die Macht lieber den Massen, die (so glaubt man) nicht be-
stochen und nicht eingeschüchtert (nur: betrogen) werden können.
In Amerika herrscht die Öffentliche Meinung; und ihr Herr-
schaftgebiet soll noch erweitert, ihr Einfluß noch verstärkt werden.
Die Öffentliche Meinung ist überall schlecht unterrichtet, in Ame-
rika genau so wie in Europa. Die politischen Aufsätze der ameri-
kanischen Zeitungen erreichen nicht einmal das Niveau der deut-
schen. Der Durchschnittsamerikaner, dessen Ansicht ja den Aus-
schlag giebt, ist genau so unzureichend informirt wie der Durch-
schnittsdeutsche; und doch wird ihm politisch viel mehr zugemuthet.
Bei einer Gemeindewahl in Portland (Oregon) im Juni 190S
hatte der Wähler nicht nur zwischen fünfundzwanzig Kandidaten
für sechs Aemter zu unterscheiden, fondern auch über fünfund»
dreißig verschiedene und von einander getrennte Gesetzentwürfe
sein Votum abzugeben. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.
Ich habe, als die ziemlich einfache Kanalgebührenfrage öffentlich
erörtert wurde, mit gebildeten Männern gesprochen, die nicht eine
Ahnung von dem Sachverhalt hatten, doch mit einem apodiktischen
Urtheil nicht zauderten. Und nun erst „tk,e inän in tns strest"?
Dennoch läßt sich sagen, daß Dilettantismus, gleichviel ob der
eines Herrschers oder eines Dieners, sich auf dem Gebiet der inter-
nationalen Politik schwer rächt, daß es aber auf ein paar Miß-
griffe in der inneren Politik nicht ankommt, wenn nur dem Volk
die Zufriedenheit mit dem Bestehenden erhalten werden kann. Die
wird ihm aber erhalten, wenn das Volk glaubt, es habe immer die
Macht, das, was besteht, nach Gefallen zu ändern. Man weist mit
Genugthuung darauf hin, daß, im Gegensatz zu Europa, der „Um-
sturz" hier keine Stätte finde. Mit der Regirungform, der poli-
tischen Machtvertheilung, seien Alle zufrieden. Das ist, im Großen

betrachtet, richtig; nur vergißt der Lobredner amerikanischen Bür»
gersinnes, daß dieMassen mit der ökonomischenMachtverthetlung
höchst unzufrieden sind. Und die Reform, die das komplizirte, von
den „Vätern" ausgeklügelte System der „«KsLks g,nä ba1g,uOes"
aufhebt und die Gewalt dem Volk (Das heißt: der Majorität) aus-
liefert, könnte doch einmal gefährlich werden. Warum und wie: Das
hat vor Kurzem der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, Mar»
shall, in einer Banketrede angedeutet. Er sagte, die Vielen, die
nichts besitzen, könnten eines Tages Gesetze machen, durch die
Eigenthum und Erbrecht abgeschafft würden. Er sprach Das nicht
mit Abscheu, sondern als eine Warnung an die Reichen, ja, bei»
nahe wie eine Ermunterung an die Armen aus. So unklug es
ist, den Teufel an die Wand zu malen: sachlich war er im Recht.
Warum sollen Initiative und Referendum nicht zur Vermögens»
konfiskation benutzt werden? Der gebildete Amerikanerrechnet mit
dem nüchternen und konservativeniBilligkeitsinn, der seiner Nation
eigen sei. Doch in einem Land, in dem Geld und nur Geld herrscht,
in dem nie zuvor erblickte Abgründe zwischen Armuth und Reich»
thum sich aufgethan haben, in dem die Massen weder an die Inte-
grität noch an die Ueberlegenheit der „höheren Stände" glauben,
in dem der „Zi^kt" nicht selten beifällig belächelt wird, in einem
Land, in dem die Sozialdemokratie täglich wächst, in dem oft Mili-
tär gegen Striker aufgeboten werden muß, in dem organisirte Ar»
beiter ein rundes Hundert von nachweisbaren Dynamitattentaten
gemacht haben, in dem Millionen von Negern und Immigranten
die sichere Beute des politischen Hetzers sind, — in einem solchen
Lande sollten die Enterbten nicht auf den Einfall kommen, sich ihr
Patrimonium auf gesetzlichem Wege anzueignen, ihre politische
Macht zu ökonomischen Zwecken zu benutzen? Wir stehen jetzt vor
der Einführung der Einkommensteuer und sehr bald wird die Phrase
von den „stärkeren Schultern" auch dem hiesigen Proletarier ge-
läufig und lieb werden. Wo sind die Hemmnisse gegen eine gesetz»
liche Expropriation der Expropriateurs? Wenn der rsOg.11 der
Richter durchgeführt ist, giebt es ja im Staat nicht eine einzigevom
Demos unabhängige Instanz. Das Schlagwort von der„Rsgirung
durch das Volk" wird die schlimmsten Folgen zeitigen. Die Einkom»
mensteuer zeigt dem Demagogen den Weg. Wie rasch dieser Weg
durchlaufen wird, lehrt die Entwickelung in Deutschland. Trotz
der „starken" Regirung, dem angeblich allmächtigen Iunkerthum,
dem Privilegienwahlrecht des größten Bundesstaates nimmt man
dort den Besitzenden mit einem Schlag eine Milliarde ab. (Der
denkende Auslanddeutsche konnte die Kabelnachricht nur begreifen,

wenn er annahm, daß Deutschland in spätestens drei Iahren los»
schlagen wolle.) Hier, wo diese Hemmungen fehlen, wo großer Stil
beliebt ist, wo der Einfall rasch zur Laune, die Laune zur Manie
wird, wo ein verblüffender Gedanke viel kontagiöser wirkt als
drüben, hier kann, wenn man den Massen in ruchlosem Optimis»
mus politische Allgewalt zubilligt, eines unholden Tages das
Chaos hereinbrechen.
„So macht Gewissen Feige aus uns Allen." Wie es scheint,
war der Deichhauptmann, von Nieder»Schönhausen der letzte Mäch-
tige der civilisirtenWelt, der gegen die Fluth derNichts»als»Begeh»
renken Dämme zu errichten wagte. Der Machtgedanke ist überall in
Verruf gerathen. Die Männer scheuen das Bekenntniß, daß sie über
die Weiber herrschen wollen; und wenn es je ein Naturrecht gab,
so ists dieses. Die Eltern erklären sich winselnd bereit, ins Land
der Kinder zu gehen; sie willigen pflichtwidrig in den Verlust der
Autorität, um sich die Liebe (lies: formlose Bethulichkeit) der Iun-
gen zu erhalten. Die Regirenden verzichten marklos aufs Regiren;
die Besitzenden lassen sich mit guter Miene schröpfen. Dies Alles
geschieht, nicht etwa, weil die Ueberzeugung solche Resignation
gebietet oder in gutem Glauben an das nahende Goldene Zeit-
alter, sondern, weil Ieder modern heißen, Niemand Barbar ge»
scholten werden möchte.
Doch zurück zu meinem Unkenrus. Gewiß: noch ist es nicht
so weit. Auf dieses Schlummerkissen mag der Philister beruhigt
das Haupt betten. Wozu aber beschäftigen wir uns mit Politik,
wenn wir über das Morgen nicht hinausblicken sollen? Meines
Wissens ist die Besorgniß, der ich Worte gab, in Amerika noch
nicht öffentlich geäußert worden. Das beweist aber nicht, daß ich
mit ihr allein stehe. In einer Demokratie, die zur Ochlokratie hin»
neigt, scheut sich der Politiker, das der Masse Unliebsame im
Hörbereich der Masse zu sagen. Nicht auf den Tribünen, nicht in
Zeitungen, aber in Büchern werden vereinzelte Stimmen vernehm»
bar. So sagt der Präsident von Harvard, A. Lawrence Lowell,
in seinen on Oovsrnment": „Besser der Sozialismus
eines gescheiten Autokraten als der einer ungezügelten Demokratie.
Biel besser ein Bismarck als ein Iakobinerkonvent." Einhundert-
Millionenvolk, in dem die jeweilige Majorität schrankenlos waltet,
wird in: zwanzigsten Iahrhundert vermuthlich das interessanteste
Schauspiel auf die Weltbühne bringen.
New Vork. EduardGoldbeck.

Raiffeisen.
m Wirthschaftleben der Gegenwart überwächst der kollektive Be-
^/ trieb den des einzelnen Unternehmers immer mehr, weil sich auf
Manchen Wirthschaftgebieten der Großbetrieb gegenüber dem Kleinbe-
trieb als überlegen gezeigt hat. Eine der häufigsten Formen des Kol-
lektivbetriebes ist die Genossenschaft, die an Zahl und GeschZftsumfang
in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen und deshalb auch be-
sonders interessant ist, weil sie die kleinsten wirthschaftlichen Kräfte zu-
sammenfaßt nnd ihnen dadurch eine außergewöhnliche Leistungfähig-
keit ermöglicht. Die Zahl der Genossenschaften im Reich betrug am
ersten Ianuar 1910 29 437, die ihrer Mitglieder 4 877 850; am ersten
Ianuar 1912 hatten wir 31 771 Genossenschaften. Unter ihnen sind
wieder die landwirthschaftlichen oder ländlichen besonders wichtig. Ihre
Zahl war im Iahr 1912: 26 026; die Zahl der Mitglieder wurde auf
2Vs Millionen berechnet. Fast die Hälfte der landwirthschaftlichen
Hauptbetriebe Deutschlands ist genossenschaftlich organisirt. Unter den
ländlichen Genossenschaften ist die zahlreichste und wirthschaftlich be-
deutendste Art die Kreditgenossenschast oder, wie sie dort gewöhnlich ge-
nannt wird, der Spar- und Darlehnskassenverein. Er ist auch die
Grundlage und (von iden vorbereitenden Versuchen abgesehen) derAus-
gangspunkt des ländlichen Genossenschaftwesens. Der Vater des länd-
lichen Genossenschaftwesens und dessen stärkster Organisator ist der Bür-
germeister a. D. Raiffeisen.
Friedrich Wilhelm Raiffeisen wurde am dreißigsten März 1818
<n Hamm an der Sieg als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren.
Nach der Absolvirung der Volksschule und eines sich anschließenden
dreijährigen Privatunterrichtes trat er bei der Artillerie in Köln als
Freiwilliger ein, wo er es bis zum Oberfeuerwerker brachte. Ein
Augenleiden, das später fast zu völliger Blindheit führte, zwang ihn
jedoch, den Militärdienst zu verlassen. So wandte er sich der Verwal-
tung zu und trat zunächst bei der Regirung in Koblenz ein. Nach einer
Mehrjährigen Thätigkeit wurde er zum Kreissekretär in Mayen in der
Eifel ernannt, dann 1845 zum Bürgermeister in Weyerbusch. 1848
wurde er in gleicher Eigenschaft nach Flammersfeld und 1852 nach
Heddesdorf bei Neuwied versetzt, wo er nach seiner Pensionirung im
Iahr 1865 bis zu seinem Tod (am elften März 1888) lebte.
In seiner amtlichen Eigenschaft kam Raiffeisen mit der ländlichen
Bevölkerung in ganz besonders enge Fühlung und lernte deren Nöthe
wie nicht leicht ein Anderer kennen und mitempfinden. In dem Stre-
ben, diese Nöthe zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, wurde er
der Gründer des ländlichen Genossenschaftwesens, dem Tausende und
Abertausende von Landbewohnern ihre wirthschaftliche Existenz und
Unabhängigkeit verdanken. Seine erste Schöpfung war der Weyer-
buschs? Konsumverein, den er im Winter 1846 auf 1847 mit einer An-
zahl wohlhabender Einwohner gründete. Um die nach der Mißernte

des Vorjahres eingetretene Noth zu lindern und für die unbemittelten Leute die nothwendigsten Lebensmittel zu schaffen, befaßte man sich mit der Vermittelung von Brotfrucht und Kartoffeln, errichtete eine Bäckerei, die Tjag und Nacht in Betrieb gehalten wurde, und konnte so bald das Brot um die Hälfte des damaligen allgemeinen Preises abgeben. Die günstigen Erfolge des Konsumvereins zeigten Raiffeisen, was vereinte Kräfte zu leisten vermögen, und so entwickelte'sich in ihm der Genossenschaftgedanke, aus dem die Darlehnskassenv ereine hervorgegangen sind. Nach seiner Versetzung gründete er im Dezember 1849 den Flammersfelder Hilfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirthe. Der Verein hatte anfangs die Aufgabe, dem sehr verbreitsten Wiehwucher zu steuern. Vieh wurde angekauft und an die Landwirthe gegen allmähliche Tilgung des Kaufpreises in fünf gleichen Iahresraten abgegeben. Wegen der damit verbundenen Umständlichkeiten ließ man bald die Hingabe des Viehs in nsturä fallen und gab den Landwirthendas Geldzum selbständigen Ankauf von Vieh, womit der Uebergang zum Darlehnskassenverein bewirkt war. Die nöthigen Geldmittel wurden durch Anleihen beschafft; was zuerst nicht leicht war. Erst als ein rheinisch« Kapitalist gegen besondere Bürgschaft von zwanzig der angesehensten und wohlhabendsten Mitglieder zweitausend Thaler vorigeschossen hatte, wurde der Kredit des Vereins gesichert und von da an floß ihm das Geld reichlich zu. Trotz den auch hier günstigen Erfolgen trat der nächste Verein erst im Mai 185'l ins Leben: der Heddesdorfer Wohlthätigkeitverein. Um den sinkenden Wohlstand nach Möglichkeit zu, heben, und auch/in sittlicher Beziehung förderlich zn wirken, hatte der Verein die Aufgabe übernommen, für die Erziehung verwahrloster Kinder zn sorgen, arbeitlosen Einwohnern, besonders entlassenen Sträflingen, Beschäftigung zu geben, eine Volksbücherei zu errichten und das Geldbedürfniß der Bevölkerung zu befriedigen. Die Mittel brachte der Verein durch Anleihen, freiwillige Beiträge der Mitglieder und Sammlungen bei anderen Leuten auf. In seiner Satzung war eineBe» stimmung, die den Vereinen auch später blieb: die nach Abzug aller Kosten bleibenden Ueberschüsse sollten nebst Zinseszins zu Kapital angelegt werden, bis die Summe von fünftausend Thalern erreicht war; dieses Kapital sollte für ewige Zeiten unantastbar, alleiniges Eigenthum des Vereins (nicht der Mitglieder) sein und auch bei der Auflösung des Vereins nicht vertheilt werden. Um der Gewinnsucht einen Riegel vorzuschieben, beschloß man, die Bestimmung für unabänderlich zu erklären. Bald aber zeigte sich, daß sich so verschiedenartige Geschäftszweige nicht in der selben Genossenschaft vereinigen ließen; und so blieb denn schließlich nur das Darlehnsgeschäft übrig. Raiffeisen verwandelte den Wohlthätigkeitverein im Iahr 1864, nach Abänderung der Satzung, in den Heddesdorfer Darlehnskassenverein, der eine Genossenschaft im modernen Sinn war. Nun verbanden sich nicht mehr Wohlhabende, um ihre der Hilfe bedürftigen Nachbarn zu unterstützen, sondern diese Bedürftigen selbst traten zusammen, um durch ihre Ver-

einigung sich selbst zu helfen. Von dem früheren Verein wurde nur
der Geist der Nächstenliebe bewahrt, der damals Wenige bestimmte,
Vielen zu helfen, jetzt aber Viele zusammenhält.
Als Raiffeisen pensionirt worden war, fand er die Muße, seine
genossenschaftlichen Erfahrungen zu Papier zu bringen; und 1866 erschien sein grundlegendes Buch über die Darlshnskassenvereine, das die
Aufmerksamkeit auf diese Vereine lenkte. Der LandwirthschaftlicheVerein für Rheinpreußen nahm sich ihrer an und sorgte für ihre Verbreitung; auch andere Gönner und Förderer fanden sie. Obwohl die neue
Bewegung von einem Mann der Praxis ausgegangen war, traten auch
Männer der Wissenschaft, vornan die bonner Professoren der Nationalökonomie Dr. Held und Dr. Nasse, mit wärmstem Interesse für sie
ein und halfen ihnen bei der Abwehr von Angriffen. Daran fehlte es
nicht. Die Gegner waren Theoretiker, die die Grundsätze des allgemeinen Kredit- und Bankwesens auf die einfachen Darlehnskassenvereine angewendet haben wollten, oder Männer, die in den Raiffeisen-Genossenschaften unbequeme Rivalen ihrer Lieblingidee sahen. Aber
all diese Stürme überstanden die Vereine, deren Grundsätze sich in
der Praxis bis auf den heutigen Tag als richtig erwiesen und auch in
Feiten der allgemeinen Krisen und des Krieges bewährt haben.
Als Mitglieder werden nur solche Personen aufgenommen, die in
einem bestimmten, möglichst eng begrenzten Vereinsdezirk ihren Wohnsitz haben, so daß sie nicht Mitglieder auch eines anderen gleichen Vereins sein können; die richtige Verwendung der Darlehen wird überwacht; auf die nach dem Gesetz zu bildenden Geschäftsantheile wird eine
Dividend? nicht gewährt; die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtrathes üben ihre Aemter als unbesoldete Ehrenämter aus, nur der
Rechner (Geschäfts- und Kassenführer) erhält eine kleine Vergütung.
Aus dem Geschäftsgewinn wird (nach den Zuwendungen zum gesetzlichen Reservefonds) ein unvertheilbares gemeinschaftliches Vereinsvermögen (Stiftungfonds) angesammelt bis zur Höhe des nöthigen Betriebskapitals, so daß der Verein allmählich von fremden Kapital unabhängig wird. Darüber hinaus wird der Gewinn zu wirtschaftlich gemeinnützigen Zwecken zum Besten der Mitglieder verwendet. In der
ganzen Geschäftsführung aber soll der Verein bestrebt sein, in erster
Linie die Stützung der wirthschaftlich Schwachen und neben der materiellen Förderung der Mitglieder auch deren geistige und sittliche
Hebung zu sichern. Das giebt den Raiffeisen-Vereinen ethischen Werth.
In der Errichtung und dem Ausbau des Darlehnskassenvereins
erschöpft sich aber Raiffeisens genossenschaftliche Thätigkeit und Bedeutung nicht. Er gab den Vereinen auch eine Organisation, um ihren Bestand zu sichern und ihnen eine Stütze zu schaffen. Nach verschiedenen
!mißglückten Versuchen, eine Bankverbindung der Vereine mit Sparkassen und anderen bestehenden Instituten herbeizuführen, gründete
Raiffeisen 1872 die Rheinische Landwirthschaftliche Genossenschaftbank
in Neuwied (unter Betheiligung einiger Darlehnskassenvereine als

Geldausgleichstellen). Anfangs wurden auch Privatpersonen als Mitglieder zugelassen, bald jedoch wurde die Mitgliedschaft nur auf die Darlehnskassenvereine beschränkt, die die bekannten Grundsätze in ihre Satzungen aufgenommen hatten. Und als sich die Darlehnskassenvereine über die Rheinprovinz hinaus gedehnt hatten, wurden unter Raiffeisens Mitwirkung auch in Iserlohn und Darmstadt ähnliche Genossenschaftbanken errichtet wie in Neuwied. Um diese Banken wieder zusammenzufassen, um die Lebensversicherung mehr als bisher der Landbevölkerung zugänglich zu machen und um die Prämienreserven des Versicherungsgeschäftes in Darlehnsgeschäften anzulegen, gründete Raiffeisen im Iahre 1874 die Deutsche Landwirthschaftliche Generalbank in Verbindung mit dem VersicherungsgeschZft Arminia, Deutscher Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Der Durchführung des Leitgedankens stellten sich jedoch unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die Konzession zum Betrieb des Lebensversich«rungsgeschäfts wurde versagt und eine Interpellation von Schulze-Delitzsch im Reichstag bewirkte (1876), daß die Generalbank und die Provinzialbanken beseitigt wurden. In Iserlohn und Darmstadt erhielten sie keine Nachfolgerinnen; auf dem Platz der Rheinischen Genossenschaftbank aber gründete Raiffeisen am dreißigsten September 1876 die LandwirthschaftlicheCentral-Darlehnskasse inNeuwied, die heute den Namen Landwirthschaftliche Centraldarlehnskasse für Deutschland führt. Nur Darlehnskassenvereine, weder andere Genossenschaften noch Privatpersonen können Aktionäre werden. Das Aktienkapital stieg im Lauf der Zeit auf 10 Millionen Mark, die voll gezeichnet sind.

Raiffeisen sorgte auch für eine Organisation der Darlehnskassenvereine und anderen Genossenschaften zur Verbreitung der Genossenschaften, zur Unterstützung ihrer Bestrebungen, zur Ertheilung von Rath und Nachhilfe in der Geschäftsführung und zur Revision. Im Juni 1877 gründete er den Anwaltschaftverband, der heute den Namen Generalverband ländlicher Genossenschaften fürDeutschland führt. Endlich sorLte der Organisator noch für eine Stelle, die den verbundenen Genossenschaften den Bezug von landwirthschaftlichen Bedarfsgegenständen und den Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse vermitteln sollte: die Firma Raiffeisen 6 Co., eine Offene Handelsgesellschaft. Nach dem Vertrag sollte der Gewinn nicht unter die Gesellschafter vertheilt, sondern, nach dem Abzug der Kosten und der Zinsen (5 Prozent) für die Einlagen und nach Deckung etwa vorliegender Geschäftsverluste, zur Anfammlung eines Reservekapitals und daneben durch Linderung der Noth der Dürftigen und zur Besserung der sozialen Verhältnisse verwendet werden. Die Firma hat auch zu den Kosten der Organisation namhafte Zuschüsse geleistet. Sie wurde 1899 bei einer durchgreifenden Aenderung der Genossenschaftorganisation aufgelöst und ihr Geschäftsbetrieb auf die Landwirthschaftliche Centraldarlehnskasse übertragen. In einigen Verbandsbezirken ist es heute noch so; in anderen führen diese Geschäfte seit einigen Iahren provinzielle Waareninstitute, Meist als Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

In Weyerbusch und zuerst auch in Flammersfeld befaßte man sich
nur mit der Beschaffung von Maaren (Saatgut, Getreide, Vieh); später
ging man in Flammersfeld aus Gründen der Praxis schon zum Dar-
lehnsgeschZft über, wenn man auch in die Satzung dazu passende Be-
stimmungen noch nicht aufnahm. In Anhausen und den drei anderen
im Iahr 1862 gegründeten Pereinen kannte die Satzung als Vereins-
thätigkeit von Anfang an nur das Darlehnsgeschäft. Bei der Umwand-
lung des Heddesdorfer Wzhlthätigkeitverems in den Darlehnskasscn-
verein wurden die Träger des Vereins statt der Wohlthäter die Kredit-
sucher. Diese Aenderung ist das Einzige, was Raiffeisen von Schulze-
Delitzsch übernommen und erhalten hat. Wegen dieser „Anleihe" hat
man versucht, Raiffeisens Verdienste um die deutsche Landbevölkerung
zu schmälern. Ohne Grund. Die Bildung des Vereins aus den wohl-
habenden Einwohnern war im Anfang, als solche Vereine noch unbe-
kannt waren und noch nicht das nöthige Vertrauen besaßen, geradeaus
dem Lande nöthig. Ein Verein weniger Wohlhabender mußte viel
tauglicher sein, die Vortheile solidarisch«? Genossenschaft in helles Licht
zu setzen und das Mißtrauen zu überwinden, als ein Verein vieler
Armer, So war die Grundlage, die Raisfeisen seinen ersten Vereinen
gab, eine Naturnothwendigkeit und erst, als sie bekannt geworden
waren und Vertrauen gewonnen hatten, konnte er ihnen die selbe
Grundlage geben, wie sie dieVereine nach Schulze-Delitzsch schon hatten.
Bei seinem Streben nach geistiger und sittlicher Hebung der Land-
bevölkerung war ihm der Zweck Alles, die Form nur Mittel, das, je
nach Erfahrung und Umständen, geändert wurde. Als er dann für den
Verein und die Organisation die brauchbarste Form gefunden hatte,
hielt er allerdings mit der ihm eigenen Zähigkeit daran fest. Mit Recht.
Wie sehr die centrale Organisation mit ihrem Ausgleich des Mangels
und Ueberschusses der Mittel aus den verschiedenen Gegenden des
Reiches in sich selbst der provinziellen überlegen ist, dafür liefern jetzt
die Verhältnisse im landwirthschaftlichen Genossenschaftwesen Hessens
einen klaren Beweis. Die provinzielle Organisation kann die Krisis
nicht überwinden, sie versagt völlig: und die betheiligten Genossen-
schaften brauchen nun doch eine centrale Organisation; freilich ist es
nicht eine auf der Selbsthilfe der Betheiligten aufgebaute, sondern eine
„fremde-. Der von Raiffeisen seit 1864 verlassene Grundsatz derWohl-
thätigkeit gilt nun in Hessen wieder. Bittere Ironie des Schicksals!
Als Raiffeisen starb, waren 359 Genossenschaften mit 50W0 Mit-
gliedern in seiner Organisation vereinigt; heute sind es 4400 Dar-
lehnskassenvereine und 900 andere Genossenschaften. Nach den letzten
statistischen Feststellungen betrug der Iahresumsatz in 4165 Darlehns-
kassenvereinen 1293 Millionen Mark, die Spareinlagen 533 Millionen
Mark; an Darlehen waren ausgegeben 390, die Waarenvermittelung
belief sich auf 46, der Reingewinn auf fast 2, der Reservefonds auf
20 Millionen Mark, Die Centraldarlehnskasse, die beim Tod Raiff-
eisens einen Umsatz von 4 Millionen Mark hatte, kam im Iahr 1912

auf 1239 Millionen Mark und ihre Reserven haben die Höhevon rund
833 000 Mark erreicht. Und mit diesen Zahlen, die man erst dann recht
würdigen kann, wenn man bedenkt, daß sie das Ergebniß einer kaum
geahnten Kleinarbeit sind, erschöpft stich Raiffeisens Bedeutung auch für
die heutige Zelt keineswegs. Denn außer den in der von ihm selbst
stammenden Organisation vereinigten Genossenschaften hat Deutschland
noch eine große Zahl anderer, die ganz oder zum Theil nach dem von
Raiffeisen gegebenen Muster gegründet sind und arbeiten. Ader nicht
nur im Reich, sondern auch im Ausland, im europäischen und im
außereuropäischen, hat „Raiffeisen" Eingang gefunden; und auch dort
wird die Wirksamkeit dieser Vereine dankbar anerkannt.
Das ist erreicht worden durch die Wiedererweckung und zeitgemäße
Wortbildung des altbewährten Grundsatzes gemeinnützigen Zusammen-
wirkens und werkthätiger Nächstenliebe. Als dem Erwecker und Fort»
bildner gebührt Raiffeisen der Dank der Nation.
Generalsekretär Buchvucker.

Selbstanzeigen.
Kino und Kunst. Herausgegeben von der Lichtbilderei Volksver-
eins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach. 1 Mark.
Ich habe dem Gedanken, „die in der Kinematographie schlum-
mernden Möglichkeiten für Unterricht, Volksbildung, Wissenschaft und
geschmacklich einwandlose Unterhaltung" herausholen zu helfen, kost-
bare Iahre gewidmet. Das Hauptergebniß war die Einsicht, daß man
hier vorläufig und auf Menschenalter hin, so weit es sich nicht nur um
die Bekämpfung besonderer, allgemein verwerflicher Auswüchse han-
delt, jede Hoffnung auf praktischen Erfolg fahren lassen muß. Die eigen-
artige internationale geschäftliche Organisation des Kinowesens ist nur
ein Grund dieser Hoffnunglosigkeit; und nicht der entscheidende. Ent-
scheidend ist vielmehr die Erkenntniß, daß wir zum Mindesten noch
keine „weiteren Kreise", nicht die nöthigen Massen aufbringen können,
die durch eigene Reife und Klarheit solchen neuen Problemen geistiger
und sittlicher Volksbeeinflussung gegenüber berufen wären, dem Tief-
stande des Kinematographenwesens eine wesentlich höhere Forderung
entgegenzusetzen, und im Stande, sie durchzuführen. Uns mangelt heute
eine einheitliche und selbstsichere gemeinsame Geistesrichtung. Dieser
Mangel bewirkt, daß fast alle, auch die ernstgemeinten und von selbst-
loser Begeisterung getragenen Volksbildung-Rsformbestrebungen, wie
Das, was als „ästhetische Kultur" zusammengefaßt wird, trotz oft be-
stechenden Grundideen entweder unweigerlich im Sande der Massen-

seichtheit verlaufen oder der Kraft ermangeln, allgemein anerkannt und wirksam, zu werden. Sie bleiben dann Parteisache. Die so sehr in die Breite geschossenen Bestrebungen zur „Hebung der Kinematographie" bieten in ihrer Gesammtheit das traurige Bild eines Spieles mit Äußerlichkeiten, verbunden mit einem gewissen Bildunghochmuth. An jede Generation tritt heute dringender die Forderung, unmittelbar und ohne Zeitverlust sich den immer schneller wechselnden Forderungen ihrer Zeit anzupassen, „vorzudenken", sollen nicht die neuen Mittel technischer Kulturerweiterung zugleich Mittel zu geistiger Verschlechte-rung werden. Immer dringender wird dann die Voraussetzung, daß wir die Erscheinungen materiellen Fortschritts in ihrer Gesammtheit über- und durchschauen, sie als Organismus für sich allein und in ihren Zu-sammenhängen mit der Umwelt verstehen, sie so geistig einordnen und auch selbsterzieherisch beherrschen lernen. So lange wir Das nicht thun, siegt überall immer wieder die klingende Münze, wirft alle „idealen" Verbesserungbestrebungen über den Haufen oder spannt sie höhnend oder heuchlerisch ihrem Reklamewagen vor. So bleibt denn heute nur dieAufgo.be, dieser gedanklichen Selbsterziehung der Mitlebenden durch theoretische Mitarbeit zu Hilfe zu kommen. Der „Volksvereins-Ver-lag" thut das Beste, was zu thun ist: er veröffentlicht eine Reihe von Arbeiten, deren Verfassern er zu ernster Rede das Wort läßt. In seiner „Lichtbühnen-Bibliothek" habe ich zunächst die Kinematographie als Kunstproblem behandelt.

Ullersdorf bei Dresden. Hermann Häfker.

Die tragische Geberde. Gedichte. Im Saturnverlag Hermann Meister in Heidelberg.

Mondanits.

Der kleine Saal ist nicht zu hell beleuchtet.
An einem Tische sitzt ein edles Paar.
Hell goldig glänzt ihr schön gewelltes Haar;
Roth sind die Lippen, die die Zunge feuchtet.
Sein schwarzer Scheitel zieht sich schnurgerade
Und setzt sich fort in straffen Hosenfalten.
Die braunen Augen sind sehr streng gehalten;
Um seine Lippen ziehn sich Wollustpfade.
Die Kellner eilen diskret wie Kavaliere;
Nur selten merkt man sie bei ihrem Laus.
Nun beugt sich einer zu dem schönen Thiers;
„?romäAs?" und blickt ihr tief ins Dscollets . . .
Sie schlägt madonnenhaft die Augen auf
Und flüstert lächelnd: „Oui, garyon, Lsrväis . . ."

Wien. Heinrich Nowak.

Maras Liebe/)
ara saß am Klavier. Ihre schmalen Finger schlugen Akkorde
wie in Harfensaiten. Dann sang sie. Von ihren Lippen floß
das Wunder der Stimme. Schwebungen füllten den Raum. Silbern
lächelnd und doch in lebenden Harmonien glitten die Wellen zu den
Wänden und kehrten wieder zurück. Aus dem Nichts begannen die
Töne zu leben. Ohne merkbaren Stimmansatz. Die Wellen vermisch-
ten sich und spielten mit einander. So entstand ein Lied.
Niemand fragte, was für ein Lied es sei. Niemand dachte daran,
zu fragen Auf einmal war es aus. Alle schwiegen. Wie ein End-
vibriren war es in Allen.
Mara blickte sich um und sagte herausfordernd: „Nicht wahr,
ich habe heute schlecht gesungen?"
Maurus wußte nicht, was sie wollte; starrte sie verständnißlos
an. Franz aber sagte halb schmunzelnd, halb böse: „Ia, Mara, sehr
schlecht! Ich habe vor dreißig Iahren einmal die Patti singen gehört.
Wenn Sie wüßten, um wie viel besser Die gesungen hat."
Mara mußte lachen: „Nein, ganz im Ernst, ich bin heute nicht
bei Stimme. Das Wetter mag schuld sein."
Fritzi stand beim Fenster, blickte theilnahmlos hinunter. Maurus
fühlte, daß er jetzt kein Wort sprechen konnte. Mara blätterte unter
den Noten, schlug ein Heft auf, begann wieder, zu singen. Es war
schon ein Wenig dämmerig. Sie beugte sich nah an das Notenblatt,
um deutlich zu sehen.
Maurus saß nach vorn gebeugt, starrte hin. Im Haar glänzte ihr
der Goldreif der Prinzessin. Um den Goldreif lag ein Heiligenschein,
warf gleichmäßige Lichtstreifen über ihre ganze Gestalt. Ihre ganze Ge-
stalt war so unkörperlich. Ein singendes Wesen. Aber der Körper war
vielleicht gar nicht da. Iede Bewegung kam vom ganzen Organismus.
Aedes Atoni ihres Wesens sang jetzt ein Lied. Silbern lächelnd flossen
die Wellen. Maurus hatte das Gefühl, als gingen jetzt die schönsten,
reinsten Augenblicke seines Lebens vorüber.
pssssnt stahlen sie sich in einen kommunen Sonntagnachmittag.
Er lehnte sich zurück. Eine seidene Luft lag über dem verblichenen Tep-
pich, der nach ««ossion roch, schwamm über die billigen, fabrikmäßig
polirten Kästen und Kommoden. Vasen in unzarten Farben standen
herum. Daneben Nippessachen, die nicht auf einander gestimmt waren.
Die weißen Spitzendorhänge hatten Lücken und gerissene Fäden.
Drüben, die andere Gassenfront entlang, warm wieder kleine Fenster
mit den selben weißen Spitzenvorhängen. Das Land der Sparkreuzer,
Man sah die Menschen, die manchmal roh waren, Schimpfwörter
schrien, sich periodisch zankten. Man sah die Menschen, die sich zanken

*) Aus dem Novellenband „Spielende Kinder", das der junge
Autor im Deutsch-Oesterreichischen Verlag erscheinen läßt.

mußten, weil sie sich andere Ausströmungen der Energien nicht leisten
konnten. Männer gingen unrasirt ins Wirthshaus. Frauen waren
schlecht angezogen und unreinlich.
Mara sang. Sie sang neben den nach ooession riechenden Möbeln.
Eine Welt war da, in der man ein rohes Wort als tiefste, er»
bärmlichste Gemeinheit empfand. Es war unklar, wie sie in diesem
Milieu so bleiben konnte. Sie sang ohne merkbaren Stimmansatz. Ihre
Gestalt war edel und körperlos. Ihre wunderbar zarten Lippen waren
voll Zurückhaltung und tiefen, verborgenen Klagen. Im Haar glänzte
ihr der Goldreif der Prinzessin.
Maurus stand auf, setzte sich an den Tisch. Seine Nerven flogen
über ihren Gesang weg. Auf demj Tisch lag ein Album. Neben groben
Perwandtenphotographien einige Bilder von ihr. Er war fest ent-
schlossen,, ein Bild zu stehlen.
Mara hörte plötzlich im Spielen auf, schloß das Notenheft. Sie
trat ans Fenster zu Fritzi, legte den Arm um sie. Fritzi schaute krampf-
haft nach ihrem Egon aus, der sie jedes Mal länger warten ließ. Ihre
Augen schimmerten von Thränen. Franz saß geruhsam auf demDiwan
und plunkerte mit dem Stock auf dem Teppich herum. Er schien zu-
frieden.
Maurus hatte ein Bild gefunden. Mara als Märchen. Es mußte
schon einige Iahre alt sein. Mara trat von hinten zu ihm, schlug das
Album zu, nahm es an sich. Dann legte sie es in einen Kasten. Mau-
rus fühlte eine Ernüchterung. Eine gleichgiltigere Luft strich durchs
Zimmer. Ein Mißtrauen etablirte sich zwischen zwei Menschen. Er
hatte die Empfindung, daß sie ihm Unrecht gethan hatte. Ihr Posta-
ment sank um einige Stufen.
Franz, dessen instinktiver Takt die unwägbarsten Störungen des
Gleichgewichtes spürte, wollte Uebergänge schaffen, hinüberleiten, fing
zu plaudern an. Auf einmal sah er, wie Fritzi, deren Egon noch immer
nicht sichtbar war, weinte. Als sie merkte, daß die Anderen sie beob-
achteten, wirbelte sie im Zimmer herum, tanzte einen Cancan, betäubte
sich. Schließlich fiel sie in den Klaviersessel, spielte einen brausenden,
rhythmischen, Walzer. Franz warf sich in die Positur des französischen
Marquis, lud Mara zum Tanzen ein. Sie entschlüpfte ihm, wollte
sich fangen lassen. Er aber war zu bequem, kehrte wieder in seinen
Diwan zurück.
Maurus dachte Nicht daran, mit ihr zu tanzen. Sein Groll gegen
sie schwoll an. Zugleich entstand eine Gegenströmung. Er dachte klar:
es sind die letzten Takte. Dabei stand sie dort an den Kasten gelehnt,
halb lächelnd, schöner als sonst. Fritzi aber spielte, als ob sie selbst
mittanzte. Keine Pointe wurde fallen gelassen. Die Gegenströmung in
Maurus wurde heftiger. Maras Augen blickten ahnunglos. Plötzlich
kam ein Zusammenbruch, Der Unwille war verschwunden. Er trat zu
ihr hin, machte die Engagirgeste. Wie er den Arm um sie legte, war
es wie eine große Versöhnung, Es war ein intensiv zärtlicher, körper»

Maras Liebe,
loser Tanz. Nur Rhythmus, Bewegung und Verinnerlichung war
übrig. Kaum berührten seine Hände ihr Kleid, Ein stärkerer Druck des
Armes hätte Gewalten wecken können. Das wußte er. Aber Das war
nur Theorie. In Wirklichkeit war nur dieses eckenlose Hinschweben
möglich. Der Uebergang war in einem anderen Theil der Welt. Der
Raum war eng. Man mußte immer drehen. Er mußte sie behüten.
Die Gefahr der Tischkanten war da. Die Lampe hing mit ihrem spitzen
Ende bedrohlich herab. Er mußte sehr Acht geben. In dem Behüten
lag eine große Befriedigung. Er hatte das Bedürfniß, Etwas für sie
zu thun. Die geringe Thätigkeit für sie brachte ihm Erleichterung. Eine
unendliche Wärme gegen sie breitste sich in ihm aus.
Fritzi hörte plötzlich zu spielen auf und brach in Schluchzen aus.
Mar« tröstete sie: „Er wird ohne Schuld zurückbehalten wor-
den sein."
Für Fritzi gab es keinen Trost: „Er macht es doch immer so.
Neulich habe ich zwei Stunden bei ihm gewartet/'
Alle ärgerten sich über seine ewige Rücksichtslosigkeit, Aber Fritzi
gegenüber mußte man ihn doch in Schutz nehmen, damit sie sich nicht
so sehr kränkte. Franz schlug vor, ihm zu telephoniren. Fritzi stürzte
sich auf diesen Vorschlag, erklärte, mitzugehen. Man wußte, daß Egon
jetzt nicht mehr in der Stadt sein konnte. Aber Niemand widersprach;
um Fritzi zn beruhigen. Franz half ihr in die Iacke, nahm Hut und
Stock, ging mit ihr . . .

5

Maro, saß wieder am Klavier. Maurus setzte sich daneben, lehnte
den Kopf an eine Kante. Der Abend war da. Trüber Lichtschein
fluthete von den Gassenlaternen herauf. Maras Finger glitten ober-
flächlich und leise über die Tasten. Unbeweglich sah sie vor sich hin.
Maurus hatte das Gefühl, als hätte sie traurige Augen.
Das Dunkel breitete großen Frieden. Maurus wurde wunschlos.
Niemand redete. Es war kein drückendes Schweigen. Sie bemerkten
es nicht. Die Akkorde gaben den Untergrund, leiteten hinüber, hüllten
sie ein.
Maurus fühlte sich uferlos allein. Er saß mit Mara. Seine
Freunde waren nicht da. Es war der Treubruch, Es fügte sich so.
Niemand konnte deshalb ein hartes Wort sprechen. Schon dieses ein-
same Beisammensein und Schweigen war der Treubruch. Er stahl das
Idol, das über allen Dreien geschwebt hatte. Es war natürlich, daß
er jetzt redete. Die Grundlinien der Beziehungen zwischen Mann und
Weib verlangten es. Er schwieg. Ihre Akkorde wurden fragmentarisch,
verloren den Zusammenhang. Es wurde dunkel im Zimmer. Er schwieg
noch immer. Einige tausend Iahre saßen sie so. Dann bereitete sich
ein Durchbruch vor. Geräusche drangen von der Straße herauf. Mara
spielte instinktiv einige abschließende Passagen. Sie senkte ihren Kopf
tiefer, begann, ohne aufzublicken. Klar und negirend brach ihreStimme
das schweigende Leben: „Ich muß Ihnen ein Geständniß machen."

Wie es ausgesprochen war, klang es schwach, kraftlos verhallend.
Man konnte zweifeln, ob die Worte wirklich gesprochen waren. Es
war vielleicht eine Täuschung. Für Maurus gab es eine Invasion.
Seine Füßc berührten nicht mehr den Boden, sein Körper verschwand
in der Luft. Nichts blieb als die Konzentrirung der hin und her zucken-
den Gedanken. Er wußte, was Maras Worte bedeuteten, aber sein
Gehirn hing sich an den Inhalt wie an etwas Fernes, Unbekanntes.
Mara wendete ihr Gesicht zu ihm. Er nahm ihre Hand. Die tiefsZärt-
lichkeit wurde wieder wach. Er redete mit aller Weichheit und Echo»
nung: „Mara, wollen Sie mir nicht sagen, wasSie zu gestehen haben?"
Mara antwortete nicht. Maurus fühlte das Zittern ihres Kör-
pers in seiner Hand. Er fühlte einen Kamps. Sie brach aus: „Ich
kann nicht: ich kann nicht!"
Maurus stand auf, trat hinter sie, strich mild mit der Hand über
ihr Haar. Es gab keinen anderen Menschen. Sie gehörte ihm.
Die Thür wurde aufgerissen. Die Drei stürmten herein, Fritzi
voran, schon wieder übermüthig, weil Egon da war. Sie schlug die
Hände zusammen: „Aber, Kinder, was macht Ihr denn da im Dun-
keln? Mir scheint, mir scheint. . Nun ging das Lachen los. Fritzis
Temperament kam zum Vorschsin, brachte Leben in all die toten Men-
schen. Nur Egon blieb ernst, brachte seinem Vollbart das Opfer der
Würde. Franz machte den Vorschlag, Iemand möchte einen Vorschlag
machen. Egon proponirte, in ein Gasthaus zu gehen, wo das Bier be-
rühmt war. Er hatte die Gewohnheit des guten Bieres.
Niemand war dafür. Aber auch Niemand dagegen. So wurde
der Vorschlag angenommen. Die Damen richteten ihr Haar, nahmen
die Hüte. Diese Prodezur dauerte eine Weile. Dann setzte man sich in
Bewegung, An den Gangfenstern, an denen man vorbei kam, standen
Leute, schauten nach, machten Bemerkungen. Maurus sah, wie Maras
Gesicht sich unter einem körperlichen Schmerz zusammenzog. Auf der
Straße wollte er sich ihr anschließen. Aber Egon behandelte Fritzi,
als wäre sie nicht da, packte Maurus an, erzählte ihm eine wichtige
Geschichte. Maurus hörte kaum zu. Egon war ihm ziemlich unsym-
pathisch. Sonst nahm Willy ihn auf sich. Willy war heute nicht da.
Der konnte eher mit ihm reden. Beide zeichneten. So hatten sie einen
Berührungpunkt.
Maurus ging zur Hälfte rückwärts, zitterte vor Wuth über den
redenden Menschen neben sich. Er hielt ihn für einen Schwindler.
Jede Bewegung, jeder Tonfall, jede Ansicht, die von ihm ausging, war
ihm unangenehm. Eine Viertelstunde mit einem Menschen gehen zu
müssen, dessen Wesen seinem entgegen stand, war ein unwiederbring-
licher Lebensverlust. Iemand hatte einmal von absolut negativen
Momenten gesprochen.
Vor dem Lokal traf man Büchmann. Büchmann hatte schon drei
Selbstmordversuche verübt. Er trug eine Malerkravatte, hatte aber

kein Talent. Dafür redete er im wiener Dialekt. Er wurde eingeladen,
mitzukommen. Selbstverständlich nahm er an. ,
Das kleine Zimmer hinten war leer. Man war ungenirt, bestellte,
aß. Lebhafte philosophische Diskussionen begannen. Egon dozirte. Die
Mädchen erstarben in Ehrfurcht. Büchmann gab praktische Beispiele
zu Allem,
Maurus' Blicke glitten zu Mara. Ihre Augen hatten einen zwie-
spältigen Glanz. Er ahnte das zweite Wesen in ihr. Von Zeit zu Zeit
floß eine Welle des Einverständnisses zwischen Beiden. Maurus redet
nicht mehr mit. Alle Anderen wurden ihm ganz fremd. Franz fühlte,
wie die Unterhaltung ins Graue lief, packte aus seinen Taschen Bon-
bons, tausend Süßigkeiten. Alle fielen darüber her. Selbst Egon, trotz
der Würde des Vollbartes, Die Philosophie wich den Zuckersachen.
Eine leichtere Luft strich durch den Raum. Aber Alle waren schon
müde. Das Gespräch kam auf Willy. Der arme Kerl hatte Kasernen-
arrest. Sein Temperament fehlte schmerzlich.
Maurus' Gedanken wurden schwer. Was Willy dazu sagen
würde? Ihm stand sie in den Wolken. Es war eine wunderbare Har-
monie. Drei Freunde und ein Weib, das in den Wolken stand. Es
war nur eine kleine Schwankung des Gleichgewichtes; Alles wurde
umgestoßen. Maurus fühlte den Treubruch. Aber tausend Gründe
stiegen auf, nahmen seine Schuld, zeigten ihm Naturnothwendigkeiten.
Mit Franz war es anders. Er hatte, das wunderbarg Talent derUeber-
gänge. Er konnte Alles wieder gut machen, das Gleichgewicht finden.
Er hatte nicht so bald ein verurtheilendes Wort zur Hand. Er kannte
ein weiteres Gebiet der Naturnothwendigkeiten. Nicht mit den Wim-
pern wird Franz zucken, wenn er hört,, daß zwischen ihm und Mara
Etwas vorgefallen ist. Aber Willy wird losbrechen. Ihm stand sie un-
nahbar hoch über Allem. Ihm raubte er sie. Es blieb ein Treubruch,
Franz bot Cigaretten an. Alle rauchten. Mara rauchte nicht. Alle
redeten ihr zu. Aber sie bekam Kopfschmerz davon. Das Gespräch floß
wieder in graue Theorien. Egon redete, Fritzi hing an seinem Munde,
Man sah, daß sie kein Wort verstand.
Maurus umkreiste Maras Sammetjacke; dachte an die Klärung,
Er warf alle Bedenken hinter sich. Es war eine Wahnidee gewesen,
zu glauben, dieses Mädchen könnte unbefangen in ihrer Mitte leben.
Die Wage mußte sich Einem neigen. Das ewige Gesetz der Isolirung
mußte in Kraft treten. Der Eine begehrte die Eine. Man zahlte, brach
auf. Maurus half Mara in den Mantel, umkoste sie mit Zärtlich-
keiten, die nirgends Ausdruck fanden. Es war ein Fieberleben in ihm.
Der Mantel schmiegte sich an ihre Schultern, sonderte den Körper von
der Außenwelt.!
Mara machte ihm ein Zeichen. Er folgte ihr, Sie waren die
Ersten draußen, gingen schnell, damit Keiner sich anschloß. Und wieder

begann das Schweigen von früher. Ein Tosen erhob sich in Maurus. Ein feuchter Wind strich ihrem Hasten entgegen. Sie kamen in Gassen, die er nicht kannte. Enge, finstere Häuser kletterten in die Finsterniß. Sie hielter, sich bei den Händen. Er spürte in ihrer Hand, wie ihr Körper von zuckenden Schlägen geschüttelt wurde. Dabei immer ein totes Fortjagen mit abgewandtem Gesicht. Er suchte ihre Augen, fand sie nicht. Sie starrten leer in etwas Fremdes,
Er nahm ihren Arm, preßte ihren Körper an sich.
Sie brach in Thränen aus. Unter Thränen hauchte sie: „Ich kann nichts dafür/
„Wofür, Mara?"
„Ich kanns Ihnen nicht sagen. Sie werden mich nicht mehr anschauen."
Er sagte fest: „Ietzt müssen Sie reden."
Ein Schluchzen: „Es war ein Zufall. Ich war bei Carmen. Er war auch dort, ganz zufällig."
„Wer?" fragte Maurus tonlos.
„Willy!"
„Und?"
„Und wie wir hinausgegangen sind, regnete es furchtbar. Da hat er einen Wagen genommen; und so ist es geschehen."
Schluchzen.
Maurus schwieg.
Sie zitterte. „Ietzt werden Sie nicht mehr zu mir kommen."
Maurus sagte: „Das wird jetzt schwer sein."
Sie weinte. „Ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen. Aber ich schwöre es Ihnen, ich habe Euch alle Drei gleich lieb. Es war ein Zufall. Er hat ihn ausgenützt."
Maurus fühlte, daß seine zusammengepreßten Nerven matter wurden. „Ich Rinke Ihnen, daß Sie es mir sagten. Unklarheiten sind unwürdig,"
Ihre Hände lösten sich. Sie gehörte nicht mehr ihm. Sie gehörte dem Freunde. Sie gehörte dem Anderen allein. Er löste seine begehrlichen Gedanken von ihr, vernichtete den Nachmittag, zerhieb seine Wünsche. Mara wurde ihm zum fremden Fräulein. Sie gehörte dem Freunde. Er athmete schwer.
Mara sah den Kampf, fragte: „Es thut Ihnen sehr weh?"
Er zwang sich zur Ruhe, log: „Nein, da ist doch nichts Besonderes dran."
„Maurus!" Ihre Augen bettelten. Ihre Stimme flehte. Mau» rus wurde wankend: „Nun ja, ich gebe zu, ein Wenig hat es mich gepackt. Aber. . .-
„Aber?"
Seine Stimme wurde fester: „Aber jetzt ist es vorüber, es muß vorüber sein. Sie gehören Willy."
„Aber ich will ihm gar nicht gehören. Es war ein Zufall."

Buchforderungen.
„Ia, Mara, vielleicht war es ein Zufall!"
Er wurde ruhig, Sie kamen an ihr Haus. Die Anderen standen schon dort, warteten. Ein rascher Abschied. Der Hausmeister wollte sperren.
Ein nichtssagender Händedruck. Mara verschwand im Thor.
Maurus ging noch eine Weile mit Franz und Büchmann. Büchmann sprach aufgeräumt über das Leben. Franz vermittelte zwischen ihm und dem Leben. Die Straßen glänzten feucht. Maurus ging stumm neben den Anderen. Und wie die Beiden redeten und stritten, nahm er erst wirklichen Abschied von Mara.
Wien. Otto Myller.
Buchforderungen.
vor vier Iahren die Deutsche Bank die Diskontirung von Buchforderungen aufnahm, sprach ich hier von den Bedenken, die der neuen Kreditform den Weg erschwerten. Die Deutsche Bank hoffte damals, mit der Neuerung die Zahlungverhältnisse in Deutschland fördern zn können? und die Deutsche Effekten- und Wechselbank inFrankfurt betonte, als sie den selben Weg beschritt, daß unter keinen Umständen eine „ungesunde geschäftliche Expansion" genährt werden solle. Die Diskontirung könne nur nützen, wenn sie der Stärkung der Bs» triebsmittel und der Ermöglichung des Bareinkaufs diene. Vier Iahre sind seitdem vergangen; und wie lautet nun das Urtheil? Sind die Zahlungverhältnisse besser geworden und wurde einer ungesunden Expansion vorgebeugt? Die Antwort findet man in den Centralausschußprotokolen der Reichsbank. Da liest man von den Ausschweifungen des Kredits. Den Banken wurden Vorlesungen über die richtigeLösung des Kreditproblems gehalten. Und als bitterer Rest blieb die Erkenntniß, daß nichts so unvollkommen sei wie das Verhältniß zwischen Denen, die Geld brauchen, und Denen, die es haben. Der Check ist noch immer nicht das Geld des kleinen Mannes; und die Vermehrung des Silbergeldes und der Reichskassenscheine soll die Elastizität der Betriebsmittel sichern. Die Diskontirung der Buchforderungen hat manches Hoffen enttäuscht. Der preußische Handelsminister ließ sich von der Handelskammer ein Gutachten erstatten, das die noch glimmenden Hoffnungreste zum Verlöschen brachte. Im Kreis der berliner Großbanken hat sich der Buchforderungskredit nicht eingebürgert. Nur wenige Institute haben ihn aufgenommen. Die Handelskammer stellt trotzdem sest, daß die Diskontirung ziemlich häufig ist und besonders

bei Konkursen und anderen Erscheinungformen der Zahlungunfähig-
keit oft bemerkt wurde. Die Banken, die Buchforderungen diskontiren,
urtheilen natürlich anders als der Waarenhandel, der sich mit diesem
Kreditsurrogat abzufinden hat. Dort Lob, hier Tadel. Und die Han-
delskammer stellt sich auf die Seite der Tadler. Fabrikanten undKauf-
leute, die nicht unmittelbar an die Konsumenten, sondern anZwischen-
händler absetzen, machen die Geschäfte von der Bedingung abhängig,
daß der Abnehmer seine Buchforderungen nicht diskontiren darf. Das
Verlangen ist auf üble Erfahrungen begründet. Der Lieferant von
Maaren hat für den Kredit, den er dem Kunden gewährt, keine andere
Sicherheit als dessen Porräthe und Außenstände; sind jene verpfändet,
diese diskontirt, jdann steht der Forderung keinerlei „Masse" gegenüber.
Bor vier Iahren sah man die Schwierigkeiten mehr bei den Ban-
ken und bei den Verkäufern der Buchforderungen als bei den Waaren-
lieferanten. Ob die Bank sich jin genügendem sUmfang sichern könne und
ob das geschäftliche Ansehen der Kreditnehmer nicht leiden werde: Das
war damals die Hauptsorge. Die Kontrole der Kredit gewährenden
Banken schien den Waarengläubiger zu schützen. Die Bank, meinte
man, würde sich ihre Leute ansehen, bevor sie ihnen die Außenstände
versilbert. Das geschieht natürlich; aber die Debitoren können gut und
ihr Verkäufer kann faul sein. Oder kann es werden, wenn er den Kredit,
den er auf seine Außenstände hin erlangt, nicht zur Zahlung von
Waarenschulden, Löhnen und Betriebskosten, sondern zu Spekulationen
verwendet. Der Gläubiger, der hinter der Deckung geborgen zu sein
schien, empfiehlt sich nun plötzlich dem Schutze des geehrten Publl-
kums. Die Bank hat ihren Schuldner in der Hund; sie kennt seins
Vermögenslage und kann den Kredit einschränken oder einstellen, so»
bald sie sieht, daß das Gleichgewicht in Gefahr kommt. Der Maaren-
gläubiger erfährt nichts von der erfolgten Diskontirung von Buch-
forderungen; fein Schuldner aber kann sich mit dem Kredit, den ihm
der Lieferant gewährt, neuen Kredit verschaffen und damit neue Ge-
schäfte machen. Also eine Verwerthung des Kredits bis zur dritten
und vierten Potenz; in einer Zeit, die den Kredit eingeschränkt sehen
möchte. Man soll eben in die natürlichen Beziehungen des Geschäfts-
lebens nicht Erfatzformen hineinkünsteln. Einst gab der Wechsel die
einzige Möglichkeit zum Austausch von Maaren gegen Geld. Aber
der Waarenwechsel ist genöthigt worden, dem weniger soliden Finanz-
wechsel einen Platz neben sich einzuräumen. Der Käufer sträubt sich,
dem Verkaufer, der ihm Kredit gewährt, ein Accept zu geben. Viel-
leicht will er in der Zahlung seiner Schuld gar nicht säumig sein; aber
der Wechsel, der unerbittliche Mahner, soll ihn nicht immer an die
pünktliche Erledigung erinnern. Der Debitor will kein „Papier" mit
Querschrift; die Folge davon ist, daß der Kreditor, der die Außenstände
diskontirt, einen Wechsel acceptiren muß. Der wird ihm von der Bank
zum Lombardzinsfuß der Reichsbank abgenommen, während für die
auf seine Forderungen eingehenden Gelder nur der Depositenzins ver-

gütet wird. Der Wechsel, den der Kreditnehmer unterschrieben hat, kann von der Bank weiterbegeben werden. Er dient dann zur Beschaffung von Geld nnd hat damit das Wesen des Finanzwechsels: eines Papiers, dem die wirthschaftliche Voraussetzung des Güterum» satzes fehlt. Nicht ohne Grund hat die Reichsbank angeordnet, daß Firmen, die ihre Buchforderungen diskontiren, Wechselkredit nur noch gegen besondere Deckung erhalten. Die Oesterreichisch-UngarischeBank giebt in solchem Fall überhaupt keinen Kredit.

/ Die frankfurter Handelskammer hat schon vor zwei Iahren neue Vorsichtmaßregeln gefordert. Ietzt sagt sie: „Die weitere Ausdehnung des Diskontirens von Buchforderungen hat zu Mißständen geführt, die immer deutlicher hervortreten. Sehr viele Personen erhalten Kredit, die sich auf andere Weise überhaupt nicht mehr helfen können." Wer von Anfang an mehr die üblen Folgen als die vermeintlichen Vor» theile sah, darf sich auf solche Verurtheilungen berufen. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Klagen der Waarengläubiger berechtigt sind und daß die Diskontirung von Buchforderungen vielfach zu einer ^Unsicherheit in den Kreditverhältnissen geführt hat. Sollte man diese Kreditform nun nicht wieder abschaffen? Für Kleingewerbe und Handwerk kommen die Banken als Kontrahenten überhaupt nicht in Frage. Wer seine Waaren an den Konsumenten verkauft, kann nach derBankregel seine Forderungen nicht verwerthen. Der Debitor muß selbst Ge» schäftsmann sein und die ihm gelieferten Waaren entweder gewerbemäßig veräußern oder im eigenen Betrieb verwerthen. Außenstände, die sich auf solche Beziehungen gründen, sind diskontabel. Die Abschaffung würde also nicht die Kleinen treffen (denen giebt die Genossenschaft Kredit), sondern mittelgroße Firmen. Deshalb ist das neue Kreditsystem ein Schlagwort der „Mittelstandspolitiker" geworden, die darauf nicht verzichten wollen. Was aber kann geschehen, ehe das Aebel weiter um sich greift? Man hat an die Einführung eines öffentlichen Registers gedacht, das die Namen des Gläubigers, Schuldners, Kreditgebers und den Betrag der verpfändeten Summe enthält, scheut sich aber, mit Recht, vor einer solchen Entschleierung der Geschäftsgeheimnisse. Schützt man den Schuldner, der den Offenbarungeid geleistet hat, vor der Publikation, so darf man den soliden Kaufmann erst recht nicht in eine Liste zwingen. Das Handelsregister wäre kein Beispiel, da es den Geschäftszustand nur in den äußeren Umrissen zeigt. Noch schlimmer als eine Katalogisirung der wesentlichen Dinge wäre ein bloßes Namenregister. Da hätte man die Aechtungliste in aller Form. Aber der Widerwille gegen die Preisgabe des Verhältnisses zu der geschilderten Kreditform spricht doch ziemlich laut gegen deren Eigenschaften. Kein Geschäftsmann zaudert, zuzugeben, daß er den Lieferanten mit seinem Accept bezahlt hat. WohlDem,dessenUnterschrift negoziabel ist! Keiner wird aber gern sagen, daß er seine Außenstände zu Geld gemacht habe. Und doch ist keine Sicherheit möglich, wenn der Waarengläubiger nichts von der Verpfändung der Buch-

forderungen weiß. Weiß er davon, so weigert er Lieferung und Kredit. Ein böses Dilemma. Die Gesellschaft, die Rohmaterial an den Fabrikanten verkauft, würde sich kaum zu einer Verbindung entfchlieszen, wenn sie erführe, daß ihr Mann seine eigenen Außenstände diskontirt Hat. Auch das Accept des Fabrikanten würde sie in diesem Fall nicht nehmen. So ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Großlieferanten, der mit seinen Waaren den Betrieb des Unternehmers nährt und ihm dadurch verwerthbare Außenstände schafft, aus dem Spiel zu lassen. Diese Nothwendigkeit führt aber zu einer argen Ungerechtigkeit. Erstes Gebot müßte sein, daß von dem Erlös der verpfändeten Außenstände die Schulden bezahlt werden. Nur unter solcher Voraussetzung läßt sich von einem wirthschaftlichen Werth des getadelten Mittels sprechen. Wer seine Gläubiger befriedigt, ist des Kredites würdig und darf ohne Scheu zugeben, daß er in den Tagen der Noth nach der rettenden Planke gegriffen hat. Aber der Waarenlieferant muß bis ins letzte Glied gesichert sein; denn im Konkurs sind Die gerade, die zuletzt geliefert haben, schutzlos. Werden Buchforderungen kurz vor der Insolvenz diskontirt, um einen Theil der Gläubiger zu befriedigen, so müssen die Letzten, die noch liefern, wenn die Außenstände schon verpfändet sind, leer ausgehen. Um dieses Risiko auszuschließen, wurden neue gesetzliche Bestimmungen vorgeschlagen. Die frankfurter Handelskammer hat dem Deutschen Handelstag einen Vorschlag unterbreitet. Am Ende ist aber jede Garantie nur Flickwerk, das an dem Wesen der Kreditform nichts ändert. Ist es nothwendig, im Güter» verkehr den Prozeß der Ergänzung des Betriebskapitals aus dem Umsatz zu beschleunigen, so muß man Mittel finden, die den Kredit nicht diskreditiren. In Oesterreich ist das Verpfänden von Buchforderungen weiter verbreitet als in Deutschland; ob die Methode sich in den Tagen der Bedrängniß durch den Balkankampf bewährt hat? Auch in Oesterreich möchte man gern Besseres finden und versucht nun, für die in Frankreich heimische „Tratte ohne Accept" Anhänger zu werben. Der Verkäufer zieht auf den Käufer und setzt den Wechsel in Umlauf ohne das Accept des Bezogenen. Der wird natürlich von der „Ziehung" benachrichtigt, braucht aber seinen Namen nicht auf das Papier zu setzen (was er nie gern thut); und der Verkäufer kann sich Geld machen, ohne seine Außenstände preisgeben zu müssen. Der Wechsel wird am Verfalltag präsentirt; wenn er nicht eingelöst wird, kommt es zum Protest und haftbar sind dann der Aussteller und die Indossanten. Der Bezogene kann im Wechselprozeß nicht belangt werden, weil er die Tratte ja nicht acceptirt hat. Die Verwerthbarkeit dieser Papiere wird dadurch nicht gemindert: die Unterschriften der übrigen Wechselschuldner genügen; und die Tratte hat ihre wirthschaftliche Aufgabe erfüllt, wenn sie dem Aussteller die Möglichkeit gab. sich Kredit zu verschaffen. Dieses neue Instrument wird für das stets wachsende Kreditbedürfniß vielleicht mit größerem Nutzen zu brauchen sein als die heimliche, Diskontirung von Buchforderungen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb <S, m, b, H. in Berlin.

Karl.
AAer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Ver-
"MW mögensvortheil zu verschaffen, einen Anderen durch Ge»
walt oderDrohungzu einerHandlung, Duldung oderAnterlassung
nöthigt, ist wegen Erpressung mit Gefängniß nicht unter einem
Monat zu bestrafen. Der Versuch ist strafbar. Wird die Erpressung
durch Bedrohung mit Mord, mit Brandstiftung oder mit Ver-
ursachung einer Neberschwemmung begangen, so ist auf Zucht-
haus bis zu fünf Jahren zu erkennen. Auch kann aufVerlust der
bürgerlichen Ehrenrechte und auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht
erkannt werden.» (StGB. X, §Z 253.bis 236). An verblümter
Mahnung, dieser Paragraphensichallergnädigstzuerinnern.hats
Ihnen in diesem sonnenlosen Heuert nicht gefehlt. In der Heimath
nenntMancherIhrHandelnunsittlich und meint, die Ausnützung
der bulgarischen Nothlage, dieBedrohung mitMassenmord und
Brandstiftung müsse, weil sie einen rechtswidrigen Vermögens-
vortheil, die Eroberung eines Ihnen nicht gebührenden Land-
stückes, zu erlangen strebe, von der haager oder wenigstens von
der himmlischen Vorsehung geahndet werden. Ansinn. Die alte
Sucht, den Bürgerbegriff persönlicher, vom Bedürfnis friedlich
schachernder, schwatzender, schmatzender Leute erzwungener Sitt-
samkeit in die Klüfte und auf die Höhen der Walstatt einzuschmug-
geln, wo um die Macht der Völker gekämpft wird; in das Gitter
individuellen Anstandes denWillen einer umAthemraum ringen-

den Gesammtheit zu zäunen. Jeder Krieg: ein Verbrechen; die
Wahl der zur Machtmehrung günstigsten Stunde: ruchlose List;
derMinister.der, nach demRecht und derPflicht des allein Ver»
antwortlichen, den Ton einer von seinem König geschriebenen De-
pesche stärkt und ihren stumpfenSchaft zumPfeil spitzt: einFälscher.
Kennen wir. Vorschrift der Sozialisten und (viel schlimmeren)
Pazifisten; Aller, die noch ohne Macht sind und, weilkein Hunger
vonihnenNährstoff heischt, nie eineEierschalezu brechenbrauchen.
Getretener Quark. In dem alten Reiterherzen Eurer Majestät
lebte gewiß der Wunsch, mit dem Nachbar abzurechnen, ehe er
von anderer Meute lahmgehetzt war; nicht erst zu warten, bis er,
keuchend, blutend, nicht mehr ernsthaft widerstehen konnte. Doch
dieserNachbaristnoblerBehandlungnichtwürdig; durch Schlupf-
und Trugtaktik, hinterlistiges Mäkeln am verpfändeten Wort und
grausamste Niedertracht hat er den Inbegriff vereinbarter Kol-
lektivsittlichkeitinden ausHunnentagen imGedächtniß haftenden
gewandelt und sich dadurch aus dem Bezirk civilisirterMenschheit
geschieden. And Ihre Landsleute (Das sind, wie Sie richtig be-
tonen, heute die Rumänen, nicht Sigmaringer und andere Deut-
sche) durften fordern, daß Sie vermeidbare Gräuel vermieden.
Noch im April wäre der Krieg gegen Bulgarien schwer und theuer
gewesen. Jetzt war er, gegen das von Serben und Griechen be-
siegte, im Innersten zerrüttete, vom mal' occkio der Magyarengunst
sieche Land, leicht und billig: und bringt dennoch das vonTur-
tukaja.Dobritsch, Baltschik begrenzteLand ein. Fürs Erste; Fort-
setzung folgt. Rumänien macht ein gutes, ein glattes Geschäft:
ohne im Kampf gegen die Türken mitgefochten, ihm auch nur einen
Mann oder Leu geopfert zu haben, heimst es ein dickes Beute-
stück ein. Das buchen dieRumänen,dieimFrühlingfast schonzur
Trennung von der östlichen Hohenzollernfiliale entschlossen wa-
ren, dankbar nun als ihres Königs Verdienst.
Sie kennen den Krieg. Bald ist ein Halbjahrhundert geschwun-
den, seit Sie, als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen,
in Schleswig-Holstein einritten. Premierlieutenant der Zweiten
Gardedragoner; mit einem Schwärmergefühl für ein schönes
Fräulein aus der Sippe Louis Napoleons im Herzen, das diesem
Glück doch entsagen sollte. (Mir, sprach KönigWilhelm später zu
Ihnen, „ist die Aeberwindung meiner Jugendliebe nicht so leicht
gemacht worden; mich hat keinKriegs-undFeldlebenzerstreut.")
Düppel und Fridericia. Der jütische Wind verwehte das Leid.

Sie haben erlebt, daß Preußen und Oesterreich sich verbündeten,
schieden, wieder fanden.WilhelmsMinisterpräsidentbesinntfchon
die gewaltsame Scheidung, als, am letzten Märztag 1866, Bra»
tianu Ihren Vater, den Fürsten Karl Anton, Militärgouverneur
der Rheinprovinz und Westfalens, in Düsseldorf bittet, Ihnen die
Annahme der rumänischen Fürstenwürde zu gestatten. Vierzehn
Tage danach sitzen Sie mit Kameraden am Kasinotisch und lesen
in der Zeitung, die I^ieutenance-Princiere und das Ministerium in
Bukarest habe Sie, als denNachsolger Kusas, zum Fürsten vor-
geschlagen, Ihnen den Namen„Karol I." zugedacht und das Volk
sreue sich des Planes. Gesegnete Mahlzeit! Karl von Preußen
nennt Sie, als künftigen Vasallen des Sultans, im Opernhaus
schon einen Türken. Fünf Millionen Rumänen, depeschirt Bra-
tianu, huldigen ihrem Herrn und erflehen ihm, in alle Kirchen des
Landes geschaart, den Segen des Himmels. Wilhelm sieht, wie
immer, zuerst das dichte Gewölk vor demAzurzelt; alsHauptdes
Hauses schreibt er: »Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil
große Bedenken obwalten, da Rußland und die Psorte bisher
gegen prince etranZersind." Meint, erstens, als Vasall der Pforte
habe ein Hohenzollernkeine würdige Stellung; zweitens, Preußen
könne, wenn Karl Antons Sohn dem Rufe folge, in den Orient-
fachen nicht mehr neutral bleiben. „Uns bliebe eine Art von mo-
ralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten." (Hört!
Hört!) »Wohin aberein solches moralisches Band Preußen sühren
könnte, ist gar nicht abzusehen; wenn diplomatischeMittelfrucht-
los geblieben sein sollten, müßten wir, bei unserer geographischen
Lage zu jenenLändern, die materielle Unterstützung versagen, also
auch von vorn herein die moralischeVerpflichtung als nicht existiren
könnend perhorrefziren,was doch wiederum ein schmerzliches Ge-
fühl erregen muß. Aus dynastischen und politischen Rücksichten
kann ich diese wichtigeFragenichtcouIeuräeruseansehen." Macht
nichts. Sie wollen hin; vordergroßenLebensaufgabe sich nichtin
thatlosePrinzenbehaglichkeit verkriechen. Am neunzehntenApril
holt Keudell Sie zu Bismarck (den Venenschmerz am Gehen hin-
dert). Andere Tonart. „Fahren Sie sofort nach Bukarest!" Ohne
Erlaubniß des Familienhauptes und Kriegsherrn? „Ersparen
Sie ihm die Entscheidung. Das wird ihm willkommen sein. Neh-
men Sie Urlaub ins Ausland; er ist fein genug, die Absicht zu
durchschauen (ich kenne ihn genau). Dann nach Paris; Geheim-
audienz beiNapoleon, derIhreSache, ohne denUmwegüber die
10»

Pariser Konferenz, bei den anderen Mächten führen soll. Ruß-
land und die Türkei werden protestiren; Oesterreich wird Alles auf-
bieten, um IhreKandidaturzumScheiternzubringen.Das braucht
Sie nicht zu beunruhigen; für dienächsteZeitwerdeichOesterreich
beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie stimmen, weil ich imAugen-
blickRußland nicht ärgernwillunddenStaatnicht demFamilien-
interesse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Ru-
mänien, steht Europa vor einem kait acmmpli, dann findet sich alles
Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die That-
sache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie ab-
reifen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer
sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben, in Gemeinschaft mit
Rußland einst zurLösung des Orientproblems mitwirken zu kön-
nen. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine
Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen
festenHalt. Gehts in Rumänien nicht, dann kommen'Sie ebenzu-
rück; und werden sich stets mit Vergnügen eines coup erinnern,
wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es
gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich,
sous äiscretion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser
werdeIhnen ein Schiff zur Verfügung stellen, das Sie vonMar-
seille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen
Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim
bleibt." DerRath hatHand und Fuß. Kommt von Einem, der so-
fort sieht: Die Westmächte werden für Sie, Russen und Türken
nicht unversöhnlich sein unddieWienerSiealseinnothwendiges
Uebel ertragen. Der König warnt noch einmal und findet Bis-
marcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber Urlaub nach Düssel-
dorf und entläßt Sie mit den Worten: »Gott behüte Dich!" Die
Pariser Konferenz beschließt, ein Rumäne solle inRumänien re»
giren. Aus der Konferenzstadt aber schreibtIhnen die kluge, von
der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hortense Cornu: »Nehmen
Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind Sie
der Erwählte der Nation und bleiben, Ihr Leben lang, Fürst von
Rumänien. Das isthierOeffentliche Meinung. Sogar die Gegner
IhrerWahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen mich, ob
Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen Sie
nicht in den unleidlichen Fehler der Deutschen, die .Rücksichten'.
Wer stets .Rücksichten' nehmen will, leistet nichts und ist nichts."
Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat

IhreWahl annullirt und Preußen hatseinHeergegenOesterreich
mobilisirt. Oberst von Redern fordert Ihre Rückkehr in die Gar-
nison. Ietzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch anWilhelm
(ders erst bekommen soll, wenn Sie in Salzburg sind). Ritt nach
Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner. Um»
zug im Schloß. Der Civilist trifft Husaren und Kürassiere, denen
er vorflunkernmuß, morgen werde er wieder in Berlin fein. Fährt
aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon,
Abd ulAziz.AlexanderNikolajewitsch. Der Zar darf den süßesten
Bonbon lutschen. »Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir
zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Inter-
essen Ihres großenReiches weichen von denen Rumäniens nicht so
weit ab, daß ich gehindertwäre, meine Pflicht mit ehrfürchtigerAn-
hänglichkeit anEureMajestät zu vereinen. DasVerhältniß der bei-
denLänder soll noch inniger werden.Andbis zu der von der Vor-
sehung zu bestimmenden Stunde, die denOrient und die Christen-
heit befreit..." Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman
Aepli für Pässe (Ihr Vater ist Ehrenbürger derStadt). Sie klem-
men eine Brille hinter die Ohrmuscheln und sind nun Herr Karl
Hetlingen, der „inGefchäften" nach Odessa reist. München ; Salz-
burg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die Sie aus Schles-
wig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt:
„Die Oesterreicher lassen Sie erschießen." Eine Zeitung großen
Formates deckt Sie vor gefährlichen Blicken. Auf allen Bahnhöfen
wimmelts vonMilitä'r; und Karl Dettingen sitzt zwischen Mittel-
bürgern im überfüllten Abtheil Zweiter Klasse. InBasiasch istdas
Eilschiff schon fort; Sie müssenzweiTageindem austro-serbischen
Grenznest warten, lassen es, via Aepli, der unruhvollen Familie
melden; und hören,abends,amWirthstisch: »Der neue Rumänen-
fürst? Den jagen die Walachen doch bald wieder weg. Uebrigens
sind die Türken schon eingerückt." Die Geschichte fängt gut an. In
der Pfingstfonntagsfrühe sitzen Sie, zwischen Kleinbauern und
Frachtstücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach
Vier ist Turnu-Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Sie
wollen von Bord. Der Kapitän hält Sie aus. »Ihr Billet gilt ja
bis nach Odessa." Bratianu,der bisher fremd thun mutzte, drängt
vorwärts. Sie springen auf die Landungbrücke: und sind in der
neuen Heimath. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den
Dorobanzen(MilizreiterimSchnürrockschwarzerHusaren)eskor-
tiren,rast,überLandstraßenundBlachfelder,DörferundStädtchen,

nach Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grutzverse und dreifar-
bige Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf Sie. Trop 6e
kleurs? VomHimmel strömts in das unterdrei Monden verdorrte
Land: und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen
Hause steht ein Doppelposten neben der Fahne. «Was ist denn
da?" General Golesku: „Das ist das Schloß. "Sie sind imOrient.
Den (in seiner dem Ostvortrupp Europas sichtbaren Form)
kennen Sie nun wie kaumnochein heute Lebender. Dererstegroße
Aerger kam von denBulgarenbanden. Die Mordbrennerei dieser
struppigen Kerle war Ihnen lästig; galt denTürken aber als das
Symptom romano-bulgarischer Gemeinschaft gegen das Osma-
nenreich. Im Sommer 1868. Midhat Pascha schlägt eine starke
Bande, findetinderHemdtaschederHäuptlingeeinen»Aufruf der
provisorischen Balkanregirung", läßt Alle, Jeden in seinem Hei-
mathort, henken und die Leichen (der »liberale"Midhat) drei Tage
lang am Galgen baumeln. Ist, neun Lustren danach, der neuste
Bulgarenärger Ihr letzter? Rußland hat Ihnen, dem Helfer aus
der Plewna-Klemme, Bessarabien abgepreßt und Sie von dem
Verlust durch die Dobrudscha entschädigt. Seitdem ist nie rechte
Ruhe. BeimNahen der Schicksalsstunde, die ihrzüricherBrief an
den zweiten Alexander bedachte, sind Sie gefragt worden, ob Sie
mitfechten wollen. Die Blinden von Wien und Berlin rathen ab;
schwören auf den Türkensieg, verheißen Ihnen aber für den un-
wahrscheinlichen Fall der Mondsichelschrumpfung den wohlwol-
lenderNeutralitätgebührendenBeutetheil; sprechen.wie dieBaja-
dere zum Gott: „WasDu willst, Das sollst Du haben"; auch ohne
Mobilmachung;aus demFüllhornunsererGnade.Als derWechsel
präsentirt wird, sind die Aussteller nichtzu sprechen. Einem blutet
die Nase; den Anderen plagt Schreckdiarrhöe. Daß ein Neffe in
Potsdam gestreichelt und Eitel Fritz, gratis und franko, dem Pa-
then nach Bukarest geschickt wird, ist nett; nützt aber nicht. Was
Sie brauchen, ist die durch Thurn und Pourtales an die peters-
burger Sängerbrücke zu bringende Erklärung: „Wenn Rumä-
niens Wunsch (Sicherung der Südgrenze durch die LinieTurtu-
kaja-Baltschik) nicht rasch erfüllt wird, rückts in Bulgarien ein;
wird es dann von Rußland angegriffen, so leisten wir, Oesterreich-
Nngarn und Deutschland, ihm Waffenhilfe." Das hätte gewirkt;
den ganzen Orient endlich wieder erinnert, daß auch hinter der
Donau noch stämmige Menschen wohnen. Drum eben geschieht
es nicht. In Wien muß mandieSerbenschelten;inBerlindampft,

aus Iubelchören, die Politik der vollen Hose himmelan. Frau
Cornu sah weit, als sie Ihnen schrieb: ,,I^e cionne? pas clans ce cle-
ksut si enervsnt cles ^Ilemancis, les Rücksichten'!" Die führen nach
Olmütz und Algesiras, in den Kongosumpf oder in die londoner
Botschafterreunion. Daß Berchtold, in dem Irrglauben an Bul-
gariensKraftund WillenzuösterreichischerPolitik,Ihnen,amTag
von Königgraetz, ein Stück serbischenNordlandes angeboten habe,
möchte ich, trotzdem Franzosen und Briten es aus allen Fenstern
schreien, nicht glauben. Wäre zu aberwitzig dumm gewesen. Auch
zu spät. Für diesmal hatte Oesterreich verspielt; seit es die Frage
nach seiner Bereitschaft zum Beistand zehn Tage lang ohne Ant-
wort ließ und dann eine gab, die muffig roch und Keinem schmeckte.
Die Kulturliga mahnte laut, »das unerlösteRumänien" nicht zu
vergessen: die vierMMonen Brüder, die in Oesterreich und Un-
garn »geknechtet werden". Schutzleute bewachen das Haus, in
dem Prinz Fürstenberg Habsburgs Geschäft betreut; und aus
den Gassen heults: »Nieder mit Oesterreich »Ungarn!" Dessen
Feind (und Verbündeter) Italien wird hitzig gefeiert und Frank-
reichs Vertreter, Herr Blondel, von der Menge umjauchzt. Aus
einem heiteren, einem nassen Auge sehen Sie das Spektakel. Das
nasse ist des Deutschen, der dem Versickern germanischen Einflusses
nachklagt; das heitere des Rumänenkönigs, der ohne LouisNa-
poleons Hilfe nichtauf demThron geblieben wäre und sich erinnert,
daßWaddington, aufdemBerlinerKongreß, fürs Walachenland
stritt, ihm die Süddobrudscha erfocht und, schon damals, Silistria
sichern wollte. Wien unschlüssig und wirr, Berlin im Schlepptau
der anglo-russischen Orientpiloten. Die flüstern: »Wilhelm hat
seinemHochzeitgastNikolaivölligeFreiheit in allen Balkanfragen
zugesagt; deshalb das Angebot russischen Schiedspruches und Ni-
kolaisWeisung an diePreßgenerale, Oesterreich kräftig zu prügeln,
doch Deutschland, dessen Kaiser ihm plein pouvoir gegeben habe,
zu schonen." Anglaublich scheints Ihrer Personalkenntniß nicht.
Allein in der Kälte bleiben? Dann wird die Prophezeiung aus
Basiasch am Ende noch schmerzhafte Wahrheit. »Rumänien be-
darf, nach seiner geographischen Lage, der freundlichen Bezieh-
ungen zu Rußland in höherem Maße als der zu anderen Mäch-
ten." Das hat IhnenBismarck geschrieben. Und zuIhremVater
gesagt: »DieAnlehnung an Rußland darfnichtzusichtbarwerden.
Rumänien ist das Belgien des Südostens; es muß neutral schei-
nen, mitAllen gut stehen, warten, bis ihm die Früchte, die es nicht

selbst pflücken darf, in den Schoß fallen, und erst, wenn Alles zu-
sammenbricht, im letzten Augenblick sich der Macht anschließen,
von deren Sieg es überzeugt ist. "Ein hübsch begabter Vorgänger
Bethmanns. Weil Rußland weder die Großfürstin noch Bessara-
bien hingab und im Vorderorient die Adler Hohenzollerns und
Habsburgs weder die Slavensonne noch gar den Türkenmond
fürchteten, konnten Sie sich in die Verträge und Geheimkonven»
tionen mitWien undBerlin bequemen.Wartehalle; wie fürIta-
lien das Bündniß mit Oesterreich fammt dem albanischenWurm-
fortsatz, der, wenns soweit ist, den Vorwand zu chirurgischem Ein-
griff bietet. Ietzt bricht Alles zusammen; und Rußland hat die stärk-
ftenTrümpfe.IrOp visible darf die Anlehnung auch heutenichtwer»
den; mut z abzuleugnenfein. Daspaßt ins verschleierte,dieHaupt»
züge aufschiebende Spiel der Triple- Entente und freut die Berli-
ner, die das artige Wort so gern fressen wie die vierbeinigenVettern
HaferundKlee. FünfArmeecorps, Mannlichergewehre, Kanonen
vonKrupp,HaubitzenausSchneidersCreusotund(dasWichtigste)
Rußlands Erlaubniß zum Vorsprung: diesen Krieg konnten Sie
wagen. Dem NeffenFerdinand, damit derDynastiederRuhmes-
zins nicht entgehe, dasFeldherrnamt aufbürden. Und, fast ohne
Schwertstreich und Geböller, wenns Ihnen behagte, in Sofia den
Frieden diktiren. Die Volksgunst ist Ihnen zurückgekehrt. And
der Glaube, daß Ihren Latino-Orientalenvon den Slaven Lebens-
gefahr drohe, ist von der (wiener und pester) Wurzel geschnitten.
Obenaus. Morgen können Sic zwischen Rußland und Petersburg
vermitteln. Nur: nichtUnreifes pflücken! Im Balkanland ists wie
im berliner Postbezirk W 8: mindestens eine Bank zu viel. Ihr
Erbe muß warten lernen. Silistria-Baltschik ist nur ein Anfang.

Peter.

Kennen Sie Ranke, der Ristitschs Lehrer war? In seinen
Bruchstückchen aus Serbiens jüngster Türkengeschichte erzählt er
von der Zeit, da IhrVater.desSchwarzenGeorgsErbe,sich von
Habsburgs Hand lenken ließ, undruft,fast bekümmert: „Welch ein
Zustand bildete sich nunIDieNation russischdurch und durch,der
Fürst ganz in den Händen von Oesterreich!" So sollte es nichtwie-
dcr werden. Sie Hatten erlebt, daß Graf Buol für Ihren Papa
keinen Finger rührte, witterten, daß es heute, unter der Vorherr»
chaft der Magyaren, die vor der Slavenfluth beben und gegen sie
Oesterreich, so lange es hält, alsWehr undDeich benutzen möch-

ten, Ihnen nicht besser gehen würde. Als Hauptmann der fran-
zösischen Fremdenlegion hatten Sie gegenDeutschland,alsFüh»
rer empörter Bosniaken an Kroatiens Grenze gefochten. Solche
Erinnerung zieht man nicht mit dem Waffenrock aus. Obendrein
war Obrenowitfch, auch der letzte (noch nach demUebergangvom
Hand» zum Maschinenbetrieb), österreichisch: also mußte Karage-
orgewitsch russisch sein.Dazu Goluchowskis Agrarpolitik, die Gräu-
elmalereiderausSemlinherüberschielendenPreßlegaten,dieAn»
nezion der an Ihr und Ihres Schwiegervaters Länder grenzenden
Serbenprovinzen: Grund genugzu Heller und dumpferWuth. Der
Anbefangene darf auch nicht leugnen, daß Oesterreicher und Un-
garn einSchockFehler gehäuft haben.Die Tapferkeit,würdigeHalt-
ung, folide Tüchtigkeit der Serben nie laut anerkannt; den Fall
Prohaska,ausdemwederLorbernochMartyrdorn zu zupfen war,
ins Ungeheure gebauscht und, als in Seres ihrem Konsul von den
Bulgaren viel Aergeres geschah, kaum die Brauen gereckt; Euch
Südslaven, von denen sie doch kein Herrgott und kein Satan be-
freit, dieAdria gesperrt und die Italiener, gegen die Ihr der ver-
wundbaren Monarchie die Ostflanke decken könntet, nach Albanien
gewinkt. Das wird ihr Schleswig-Holstein; und Bosnien-Herzego-
wina kann ihnen werden, was dem drittenNapoleon Elsaß-Loth-
ringen war; wenn sie nicht rasch umlernen, sich in ganz neue An-
schauung und Pflichtauffassung entschließen und mit der alten
Brille auch die Selbsttäuschungsucht in die Rumpelkammer legen.
Der Niederbruch der Türkei hat die Kluft zwischen Rußland und
Oesterreich nicht zugeschüttet, sondern vertieft; denn danach erst
wurde die Frage nach der Herrschaft über Südosteuropa, die von
Rom und von Byzanz einst gestellte, eine von morgen, von heute.
Nicht minder fadenscheinig ist der allerneustewienerTrostspruch:
„DaßRumänien sacht abrückt, istgar nicht übel; fest oderlockerim
Balkanbund: es nimmt ihm die Slaveneinheitund macht ihn uns
ungefährlich." Welches Teufelskinn soll dieser Schaum denn
einseifen? Wenn die Südslaven sich so stark fühlen, daß sie, mit
Rußlands Segen und Frankreichs Geld, ihreFrontwenden und,
in der Hoffnung auf die Serben, Tschechen, Kroaten, Slovenen,
Rumänen aus beiden Seiten derLeitha, gegen Oesterreich-Ungarn
versuchen, was gegen die Türkei gelang, rennen sienunnichtmehr
an den Walachenwall. Rumänien kann mitkämpfen und mitver-
dienen. Nicht nur in Nord und Nordwest; auch in Makedonien
und Albanien (in dem nicht nur Morton»Fullerton das künftige

»Reichsland" des Balkanstaatenbundes sieht und das in keinem
Fallnoch ein haltbarer Stützpunkt der Habsburgermachtwird).Da
ist das Ziel. Deshalb wars Ihnen willkommen, daß Oesterreich
den ganzen Einsatz nachSofiatrug, durch BerchtoldsPreßbureau
und Tiszas Rede (immer der Wahn, Leitartikelund Wortpatronen
könnten Bayonnettes und Feldartillerie ersetzen) Bulgarien gegen
Rußland stachelte und den petersburger Schiedspruch vereitelte.
Das galt in Wien als diplomatischer Erfolg; und war doch der
Krieg. Der Krieg ohne Oesterreich, in dem Sie siegen und andessen
Ausgang Sieger und Besiegte knirschen mußten: „WennOester-
reich den Serben einen Adriahafen gegönnt und den Bulgaren
nicht Hoffnung zugezwinkert hätte, brauchten wir nicht wieder zu
bluten. "Das aber war auch derKrieg.derIhnenRumänienzutrieb.
Als Michael Obrenowitsch Serbenfürst war, schloß er mit den
Bandenführern aus den türkischen Bulgarenprovinzen einen Ver-
trag, der ein Südslavisches Kaiserreich vorbereiten sollte. FürSer-
ben und Bulgaren einen Staatsverband, ein Heer, eine Fahne.
Der Name: Serbo-Bulgarien oder Bulgaro-Serbien. Kern des
Kaiserreiches. Mit Albanern und Kroaten (für die Erzbischof
Stroßmayer verhandelte) war angebändelt worden. Michael kam
selbst nach Bukarest; und imJanuar1368 wurde ein serbo-rumä-
nischer Freundschaftvertrag unterzeichnet. Heimlich war verein-
bart worden, daß Rumänien dasDonaudelta und dasvonRust-
schuk und Warna begrenzte Stück bulgarischen Bodens, Serbien
den Westen Bulgariens, Bosnien und die Herzegowina sammt
dem altserbischen Land erhalten, Karl die Griechen, Michael die
Montenegriner in den Bund überreden solle. Bald danach wurde
der im Lindenwald bei Toptschider mit seiner Braut spazirende
FürstMichael erschossen; vom Anhang Ihres Hauses, dem diese
Art, für die Beschleunigung der Thronfolge zu sorgen, seitdem liebe
Gewohnheit ward. Sind wir, Petruschka, nicht wieder bei dem
Plan von 1868? Ueber die neunzigtausendKleinwalachen,die in
Ihrem Donaubezirk die Felder bestellen, und über die tsintsari»
schen Hirten in Makedonien werden Sie sich mit Karl rasch ver-
ständigen.Bulgarien wäre ein Bissen.Der Exarch verschwände und
ein Glaubensband umschlänge die vier Nationen (die, Slaven,
Dako-Walachen, Griechen, durch Kreuzung und Lebensgemein-
schaft einandersehr ähnlich geworden sind und.wiedieWeißenSüd-
'frikas, einen aus allerleiBlut gemischten Sondertypus heraus-
denwerden: denBalkanier). DaistdasZiel. DeshalbwillKarl

nur zugleich mit Ihnen und dem Athener Frieden schließen. Des
Gleichgewichtes wegen; versteht sich. Berlin W 8: eine Bank zu viel.
Schnell wirds aber nicht gehen. Diese Artischoke hat auf je-
dem Blatt, das man ihr abrupfen will, einen Dornbesatz. Ruß-
land wird mitreden; doch, Wenns denTopfdeckel in derHand be-
hält, auch mit sich reden lassen. Drum würde ich, auf Ihrem Sitz,
denDraht nachWiennicht abschneiden. Fürs Erste wäre ein leid-
liches Verhältniß gut. Mit dem Russen Hartwig herzlich, mit
Oesterreichs Ngron höflich; und nicht vergessen, daß Sie deutsches
Geld wollen,daßNgronsFreundschaft mit unseremVonGriesin-
ger nicht ewiglich das berliner Wetter machen und ein kluger Herr
des Ballhausplatzes selbst nicht wünschen kann, auch uns von den
Geschäften.die Oesterreichern geweigert werden.fernzu halten. Sie
machen die Sachen ja nicht. Sind ein kranker Mann, lassen den
Wojwoda Putnik schalten und begnügen sich mit den drei Gala-
tafeln,auf denen dieDiplomaten mehrCaviar,Austern und feinsten
Sekt finden als auf denen viel größerer Höfe. Aber Sie ernten
die Ziwios.And sind beinahe populär. Die Mordquittung ist ver-
ziehen. Finanzen und Heer (das gegen Oesterreich, nicht gegen
die Türken gedrillt war) in Ordnung: die Mobilmachung ging
über Erwarten schnell; Waffen und Munition ohne Fehl; und
unter den deutschenAerzten eine Stimme über die Tapferkeit und
meist anständigeHaltung derOffiziere und Mannschaft. Serbiens
Ruf ist so hell, wie er nie war. Das wird auch Wien und Bu-
dapest merken. Und Sie kommen ans Meer. Fortsetzung folgt.
Konstantin.
Auf die Numerirung als den Zwölften können Sie verzichten;
Dragades, der Konstantins Stadt verlor, und die glücklicheren
Palaeologen ungestört in ihrer Gruft lassen. Auch ohne Dutzend-
ziffer gehts einst vielleicht in die Sophienkirche. Eine Sophie haben
Sie schon. Deren Bruder faßte in Danzig um die Jahrhundert-
wende die härteste Kritik eines Truppentheils in die Worte: „Wie
dieGriechen beiLarissa!" Jetzt: „MeinSchwager ist der Einzige,
der im Feld was geleistet hat; die Anderen haben zu Haus ihre
Hunde gekämmt." Klingt besser. Ueberall. DerDiadoch und Her-
zog von Sparta wurde gehöhnt und aus dem Heer gedrängt; der
Bafileus wird umjubelt und von Kindergemüthern dem Napo-
leon Bonaparte verglichen. Ein Bischen viel; aber Ihr Anfang ist
gut. Sieger und Zuchtmeister. DaßeinsokleinesVolkeineMertel

Million tüchtiger Soldaten hinausschickt, ist des Rühmens werth. Daß Sie Thrakien wollen (weil dort fast nur Griechen wohnen), ist nicht ungerecht. Daß Sie mehr fordern, als zu haben sein wird, ist klug: Sie wahren für den Tag der Inselntheilung das Recht auf Kompensation. Mancherlei Glückspilze: Sohn einer Russin; dem DeutschenKaiser verschwägert; bei denWestmächten, nebst IhrerNation, beliebt; Herrn Venizelos, der bisher still undzähwar; und selbst einBulgarenbezwinger,wieTheophanosSohnBasilius. Die Wuth gegen die Bulgaren ist in Hellas um rund tausend Iahre älter als die gegen die Türken. Nun dars sie sich austoben und braucht die demExarchat günstigenBerats nicht mehrzu fürchten. Von den Walachen trennt die Griechen kein unüberwindlicher Groll. Als Sie, 1868, in Athen geboren wurden, hatten Serben undRumänen leis die EingliederungBulgariens verabredet.Und vor zehn Iahren hatHerrBerard vorausgesagt, daß derGlockcn» schlag, der Makedonien vom Osmanenjoch erlöst, Slaven und Hellenen, Türken und Walachen wider den gemeinsamen Erbfeind in Einmuth aufrufen werde: wider Bulgarien.

Ferdinand.

»Fahr'n mer kreuz, Euer Gnaden?" Vielleicht hören Sie die spöttelnde Frage bald aus dem Mund eines Fiakers. Wenn auch Ihr letzterBluffverpufft ist und die Rückkehr der Türken nach Kirkkilisse und Adrianopel die seitab gewichenen Helfer nicht zu IhrerRettung geschaart hat. Wenn Ihnen nicht noch in der äußersten Noth ein Schöpfergedanke dämmert; oder Slavenhaß und ugro-finisches Familiengefühl die Magyaren in den Kampf für Ihr Land reißt. Ihr armes Land. Zwei Drittel der männlichen Iugend hingeopfert: und nun wehrlos; inOhnmacht; aufGewinfel und Lüge angewiefen. War der verschlagene Bandit Stambulow doch im Recht? Sah dieser Türke alten Schlages Sie nüchterner als die Iournalistenbrigade, der Sie, Unermüdlicher, die Schläfe kränzten? Mit solchenKünsten ists aus. Sie haben gearbeitet und manches Nützliche für Bulgarien gethan. Doch Ihre Menschen, koburgischer Südslave, schlachten Kinder und Greise, martern Weiber, brennen ihnen die Augen aus, schneiden Ohren, Nase, Geschlechtswerkzeug ab. Parsifal, für dessen mitleidige Weisheit Sie bayreuthisch glühen, erzwang mit sanfterem Gebot keuschen Wandel; und hat in der Brüderschaft die Scham nicht verlernt.

Romain Rolland.

st unser Leben ein einzelnes Schicksal? Ist es ein einziges
'Sein? Ein einziges Ereignis;?
Schauen wir von einer Höhe unseres Weges rückwärts, so
sehen wir es anders. Wir sehen in unserem einen Leben eine Ueber-
fülle sich kreuzender Schicksale, tausendfaches Sein, eine schwin-
gende Spirale von Ereignissen. Die ewige Wandelbarkeit der um-
gebenden Welt gebiert unser Leben täglich neu, wandelt uns täg-
lich. Der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht ist der Mikro-
kosmos unserer Seele. Die umgebende Welt giebt ihr die Fär-
bung: glühende oder bleiche, fanfarenhafte oder nachtschwarze. Die
Aufnahmefähigkeit für dieses Außen ist der Gradmesser ihrer Kraft.
Oder: je heißer ihr tiefster Kern glüht, um? so mehr saugen ihre nach
außen brechenden Strahlen das Meer der umfließenden Welt in
sich hinein. Eine ewig im Gleichen, ewig in sich beharrende Seele
ist ohne Schwung, ohne Erhebung, ist stumpf und dem Tod nah.
Wenn wir schauend das Sein erfassen und es dichtend ge-
stalten wollen, müssen wir, um eine von einem inneren Centrum
aus bestimmte Form schaffen?u können, eine in sich beschlossene
Form, in den Kern einer Lebensperipherie untertauchen und von
ihr aus dies Leben intuititiv erfassen, wie auch von diesem Cen-
trum aus die fliehende Peripherie der Außenwelt schauen und bil-
den. Nur so ist es möglich, einen Charakter, ein Leben rundplastisch
zu seihen, ein Dichter des Lebens zu sein. Aber nicht Alle sind es.
Viele schauen die Peripherie von außen und versuchen, sie schil-
dernd zu gestalten, oder sie machen wohl auch einen Querschnitt
durch die Lebenskreise und' versuchen, so bis zum Kernpunkt zu
dringen. Sie wählen sich ein Thema, verlieben sich in die Ge-
schichte einer Liebe, eines Ruhmes, eines Unterganges, und ge-
stalten den Vorgang mit seinem Vor- und Nachgeschehen. Sie sind
nicht Lebensdichter, sondern Themendichter. Der Lebensdichter
schafft eine Rundplastik, der Themendichter ein Relief. Der
Themendichter abstrahirt von einem Menschen alle Eigenschaften
um einer einzigen Eigenschaft, manchmal um einer einzigen Geste
willen; diese Eine steigert er dann zur Größe eines ganzenSeelen-
umfangs; er beleuchtet sie wie mit dem Scheinwerfer von einer
Seite und läßt alle anderen im Dunkel. Stimmt das so geschaffene
Relief mit der Ansicht überein, die auch wir zufällig von einem
ähnlichen Menschen empfingen, näherten wir uns ihm gleichsam
von der selben Seite, so kann uns die Darstellung überzeugend,
uns „symbolisch" für eine ganze Menschengattung erscheinen. Von

einem naiven Blick geschaut, durch primitives Können gestaltet, entsteht auf diese Arbeitweise der „Bösewicht" und der „Tugendheld". Auch wo es sich um eine disferenzirte Anschauung handelt, wo ein Psychologe sich sein Thema wählte, bleibt die Darstellung doch Relies. Immer fehlt ihnen die Dreidimensionalität. Die giebt der Lebensdichter. Er schafft kein Symbol, setzt also kein Zeichen für einen Menschen, sondern er giebt die Offenbarung der innerlich geschauten Vision eines lebendigen Menschen oder einer Menschengattung, er bildet sie nach. Diese Vision wird ihm nicht durch das Auswählen einer Eigenschaft, die ihm die charakteristische für die Gattung, Klasse oder Spezies scheint, sondern dadurch, daß er in das Centrum vieler Lebenskreise, in die Seele vieler Menschen untertaucht und das für ihre Klasse Charakteristische mit einander multiplizirt, es zu seiner Vision eines Menschen verschmilzt. So stellt er Menschen hin, die unser Leben bereichern, weil wir sie in jeder Stunde unseres Daseins handelnd, deutlich eingreifend hinzustellen meinen können. Und mit diesen Menschen gestaltet sich die schwingende Peripherie seines Lebens, seine Welt, wie sie sich vom Centrum aus offenbart.

Vor mir liegt ein Werk, das sich diese Aufgabe gestellt hat und sie löste: der „Iohann»Christoph" des Franzosen Romain Rolland; das Werk, das die pariser Akademie im Iuni mit einem Preis gekrönt hat. Romain Rolland zeigt uns das Leben seiner Generation, gesehen von dem Centrum seines Helden, des Musikers, Menschen, Kämpfers Iohann»Christoph Kraft. Dieses Leben dehnt sich beständig ins Außen, in seine Welt: die Welt zieht sich beständig von allen Seiten aus ihn zurück. Diese Welt umfaßt das Gegenwartleben Deutschlands und Frankreichs, Italiens und der Schweiz. Rolland zeigt uns das Leben dieser Völker in ihren Hoffnungen und Verzweiflungen, in ihren künstlerischen und politischen Bestrebungen, bei ihrer Arbeit und ihrem Genuß, zeigt sie uns in ihren Feierstunden und in ihren Gemeinheiten.

Hans-Christoph giebt uns die Vision einer Welt, gesehen durch das Spektrum einer einzigen menschlichen Seele, seines „Helden". Dadurch wird dieses Weltbild bedingt durch den Charakter Christophs, durch dessen innere Wahrhaftigkeit, die alle Schwächen und alle Brutalität seiner Zeit, wie sie in ihrer ganzen Nacktheit sind, sehen will, durch die unerbittlich hohen Anforderungen an sittliche Gesundheit und künstlerische Reinheit, dann aber auch durch eine überströmende Lebensliebe, die auch das Häßliche bejaht und auch den Schmerz als Lebenssteigerung empfindet. Diese persönliche Bedingtheit macht das Werk zu einem glühenden, das uns

mitreißt. Gleich dem glänzenden Band eines Stromes enthüllt sich
nns das Leben Christophs. Harmlos und schmal wie ein Bach auf
kühler, ärmlicher Höhe, fängt es mit den ersten Tagen des Neuge-
borenen an, strömt dann, breiter und breiter werdend, durch die
Wirrnisse der Iünglingsjahre, schaut Städte und Seelenlandschaf-
ten, nimmt die Quellen anderer Leben in sich auf, bäumt sich über
Hindernisse fort, stürzt in jähem Fall, fließt dann wieder maje»
statisch weiter, befruchtet und tränkt und schenkt sich endlich dem
offenen Meer. f

Lösen wir das konkrete Leben Christophs aus der Fülle der
'Episoden und Nebengestalten, die sich mit ihm verschlingen, es er»
ganzen, es beschatten oder beleuchten, so haben wir schon in dieser
Centrumsachse einen Reichthum, der drei andere Bücher aufwiegt:
wir erleben das Werden eines Menschen in dreifacher Beziehung;
zuerst als ein persönliches Werden, als eine Entwickelung aus sich
selbst zu sich selbst. In der ewigen Zeitlosigkeit der Kindheit, die,
gleich dem Bach in Schneeregionen, noch nichts von der kulturell
bedingten Epoche des eigenen Lebenslaufes weiß, beginnt das
Werden. Wir sehen ein musikalisch genial begabtes Kind in
einer deutschen Mittelstadt aufwachsen, wie es in jedem Land und
in jeder Zeit aufwachsen könnte; aber wir lernen durch den Psy-
chologenblick Rollands in die Dramatik und Tragik der ersten
Jahre hineinschauen: wir erleben die ersten Begegnungen mit dem
Schmerz, die ersten seelischen und sinnlichen Leidenschaften, die
inneren Kämpfe des schaffenden Künstlers. Wir sehen ihn sich mit
ererbten dunklen Mächten in der eigenen Seele herumschlagen,
sehen ihn zwischen Freiheitdrang und Sohnesliebe kämpfen, sehen
ihn in innere Wirrnisse verstrickt, straucheln, fallen, sich wieder auf-
raffen und schließlich sich selbst, seinen Gott finden. Johann
Christoph ist, wie vielleicht sein Schöpfer, von tiefem religiösen
Geist erfüllt. Zuerst wird ihm das Göttliche in der Natur nah ge-
bracht, dann findet er es als Streitmacht gegen alle niederziehen-
de,! Mächte seiner Seele in sich selbst und schließlich ringt er sich
zu einem Glauben an einen persönlichen, kämpfenden, leidenden
Gott durch.

Zweitens erleben wir diese Menschenentwickelung als die eines
Deutschen zu seiner nationalen oder internationalen Reife; das
Deutschthum Christophs ist dabei die bindende oder abstoßende
Substanz, die auf alle Erscheinungen dieses oder jenes Landes mit
Liebe oder Empörung, Verachtung oder Bewunderung reagirt. Er
ist durch und durch Deutscher, mit allen Schwächen, aber auch aller
Kraft und Unberührtheit eines jungen Landes ausgestattet; und

«entstammt von Vaters Seite her einer aus den Niederlanden ein-
gewanderten Familie, einem ewig umherirrenden Geschlecht, das
um seines Freiheitdranges, seiner Ruhelosigkeit willen überall ver-
bannt ist, einem Geschlecht, das, als Beute seines inneren Dämons,
nirgends sich festnisten kann, „dennoch ein der Scholle verankertes
Geschlecht, der es, entrissen, noch liebevoll anhängt". AuchChristoph
wird von seinem Dämon, seinem Freiheitsehnen aus dem Vater-
land vertrieben; er geht nach Frankreich, kostet alle Bitternisse und
alle Reichthümer der Fremde aus und verlebt dort seine schwersten
Kampfjahre. Der Herbst des Lebens läßt ihn dann Ruhe in der
harmonischen Atmosphäre Italiens suchen; er lenkt seine Schritte
auch in die Schweiz, um fern von allen politischen Wirren großer
Nationen die freien Winde des Hochlandes zu athmen.
Drittens erleben wir dann noch die äußerlich menschliche Ent-
Wickelung und Schicksalsbahn Christophs; schauen und fühlen, wie
er sich mit den Geschehnissen des Lebens, mit der Welt, mit Tod
und Leben auseinandersetzt.
Eine so runde, gleichsam dreidimensionale Gestaltung eines
Menschen muß überall an das Außen anstoßen, so daß sich die Be-
ziehungen dieser einen Gestalt organisch, natürlich nach allen Sei-
ten Dem verknüpfen, was der Historiker Rolland über seine Zeit,
der Kritiker über die Zustände seiner Zeit zu sagen hat. Und er
hat uns viel zu sagen; denn er sieht nicht nur die Oberfläche der
Dinge, sondern: die Seele eines Volkes, einer Rasse. Er sieht, wie
die alte deutsche Seele, die des Volkes eines Goethe und Herder,
mit dem Geist des neuen Kaiserreiches kämpft; er sieht den deut-
schen Idealismus und die deutsche Sentimentalität, die deutsche
Kraft und das deutsche Parvenuthum. Er sieht die Doppelnatur
Frankreichs. Er geißelt mit scharfen Hieben die falsche „Elite", das
lante, nach Glück jagende,'verseuchte Paris und offenbart uns das
andere, das stille, arbeitsame, intelligente und bescheidene Volk,
das sich selber und seiner Ueberzeugungen lebt. Er zeigt uns den
engen, erstickenden, harten und unerbittlichen Geist der Kleinstadt
und er läßt uns Etwas vom brausenden, fiebernden Leben der
kosmopolitischen Weltstadt spüren. Er eröffnet uns die sittlichen
Schatzkammern der französischen Provinz und weist uns das Erd-
reich, aus dem das deutsche Gemüth, verborgen und aller Wunder
doch voll, erblüht.
Wenn wir Christophs Leben mitgelebt haben, so meinen wir,
alles einem Menschen Mögliche an Liebe, an Freundschaft, an Haß
und Verfolgung, an Glück und Leid erfahren zu haben. Rolland
erschöpft das Motiv der Liebe in unzähligen Variationen, in allen

Tonarten; einmal in rauschenden Akkorden, mit der Begleitung
fiebernder Läufe, ein anderes Mal in einer zarten, pastoralen
Melodie. Er verleugnet in der Behandlung dieser einzelnen Mo-
tive, in der Art, wie sie ins Ganze verschlungen, bis zum Ende
durchgeführt sind, nicht den musikalisch schöpferischen Künstler, der
in seinem Dichterthum beschlossen ist. Die geschilderten Gestalten
sind uns, dank ihrer plastischen Durchbildung, so vertraut, daß wir
ihres Handelns oft schon im Voraus sicher sind: und doch liest man
die selbe Szene immer mit der selben Athemlosigkeit. Es handelt
sich um die rein künstlerische Spannung und Erregung, die uns
einzig durch das mitreißende Tempo, durch den Pulsschlag des
Dichters, die gesteigerte Kraft, Fülle und Schönheit des Ausdrucks
in ihren Bann zieht.
Rolland hat sich stilistisch in bewußten Gegensatz zu dem
modernen Frankreich, zu den Tendenzen französischer Literatur
überhaupt, gesetzt. Diese hat, durch große Fähigkeiten verführt, von
je her den Kultus der Sprache, des Wortes höher getrieben als jede
andere. Oft hat diese abgöttische Liebe zum Wort den Stil über-
wuchert; man hat dem Wort an und für sich eine fast magische Ge-
walt zugesprochen. So dankt Victor Hugo den größten Theil seines
Ruhmes seiner Sprachgewalt. Immerhin glüht unter seiner Rhe-
torik starkes Leben, bewegte Kraft. Oft aber ist das Leben in dem
allzu kostbaren Kleid erstickt worden und die Wortmusik drückt kein
innerlich Geschautes oder Empfundenes mehr aus. Rolland wollte
in seinem „Johann-Christoph" den Stil zu neuer Bescheidenheit
erziehen; er wollte nicht, daß er um seiner selbst willen glänze, son-
dern die durchsichtige Hülle für den Gedanken, das Bild sei. So
schmiegt sich dieser Stil denn auch dem jeweiligen Inhalt an und
jwechselt mit ihm. Handelt es sich um einfaches Erzählen oder um
Gedankenvermittelung, so ist der Stil nur klar, logisch, schlicht,
knapp. Steigt die Leidenschaft und jagt den Puls schneller, so wird
auch der Stil leidenschaftlicher; die Worte voller, der Rhythmus
bewegter, die Musik reicher. So am Schluß des ersten Bandes, als
der heroische Athem einer Symphonie Beethovens in die Seele des
verzweifelten, empörten und unterdrückten Kindes einfluthet und
sie zum ersten Mal zum Bewußtsein der eigenen Kraft emporreißt;
so am Sterbelager des Baters, als der fünfzehnjährige Knabe das
Leben als unerbittlichen Kampf gegen die inneren zerstörenden,
niederziehenden Mächte erkennt; so in der Schilderung des Schaf-
fensrausches des Jünglings. Oft geschieht es, daß dann die Sätze
sich zu freien Rhythmen fügen und die Worte! im vollen Klang der
Alliteration dahinrauschen.
n

Ueberschauen wir dann das ganze, Werk, so sehen wir, wie sich
solche bewegten Wellenkämme anderen einen, wie sich ihr Rhyth-
mus über die Stille des Meeresgrundes fortpflanzt und schließ-
lich ein Gesammtrhythmus des Werkes fühlbar wird. Fast in jedem
Band findet man eine Art von musikalischem Präludium, das die
Stimmung des Folgenden vorbereitet, verschwimmende Harmo-
nien, aus denen die Symphonie geboren wird. Ferner finden wir
ein Nachspiel, in dem, einmal in kräftigen, dann wieder in sanften
Mkorden, die Harmonien verklingen. Dazwischen ein Crescendo
und Decrescendo des ganzen Orchesters. Lyrische Melodien, sanftes
Ausruhen, Kampf, Sturm; niederstürzende Fluthen, Schweigen.
Was dazwischen liegt, ist thematische Arbeit. Verknüpfung der
Motive. Seelenanalyse. Aeufzere Geschehnisse des Lebens, das
selbst, wo es stillzustehen oder zurückzugehen scheint, stets auf d.em
vorgezeichneten Wege geführt wird.
Die unendliche Fülle von Geschehnissen, Gesellschaftschichten
Und Anschauungen, durch die wir geführt werden, wird durch die
Weisheit des Aufbaues übersichtlich. Fast jedem Kreis, jeder Frage,
jeder Nebengestalt ist ein Abschnitt, ein Kapitel für sich gewidmet,
nachdem das Geschilderte wieder in den Hintergrund getreten ist;
wie ja auch die Einzelseele ein Interesse in sich aufnimmt, groß»
zieht, wieder fallen läßt und nur das dadurch ihrem tiefsten Wesen
Verschmolzene in das Zukünftige mit hinübernimmt.
Legen wir dies schöne und wohlthuende Werk aus der Hand,
so sind wir in der Stimmung, die Schiller als „hohe Gleichmüthig»
keit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbun-
den", charakterisirt und die, nach seinem Wort, „der sichere Probir»
stein der ästhetischen Güte eines Kunstwerkes ist".
Paris. Otto Graut ofs.

Anzeigen.

Seelen und Sinne. Neue Novellen von Hugo Salus. ImXenien»
Verlag in Leipzig. Ä,50 Mark.
Daß Hugo Salus in Empfinden und Gestalten durchaus Lyriker
ist, beweist von Neuem sein jüngstes Novellenbuch „Seelen und Sinne":
es bietet keine Novellen in des Wortes strengster Bedeutung, sondern
wieder „Novellen des Lyrikers"; Bilder und Zeichnungen, die eine
Situation oder ein inneres Erlebniß in lyrischer Form wiedergeben.
Nicht nur durch den Stoff gewinnt Salus den Leser für sich, mehr noch
durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Schönheit der Dar»
stellung und die Feinheit der Lebensbeobachtung. Gr wirkt mit den

einfachsten Mitteln. Die Sprache ist natürlich, ohne äußeren Prunk,
«nd trotzdem von einem Zauber, dem sich Niemand entziehen kann.
Von den elf Erzählungen, die der Band bringt, seien hervorgehoben:
„Der Ruhm", „Die verstummte Glocke", „Die Hochzeitnacht".
Breslau. Dr. Hellmuth Wockc,
Gedichte. Im Insel-Verlag zu Leipzig.
Nachtlied.
Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Thal.
Doch schon blinken ruhige Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.
Immer klarer, immer milder
Längs des Stroms gebognem Lauf
Weisen irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinaus.
Der Kranke.
'Ich liege still im stillen Haus,
Ich bin vergraben im Winterwald,
Vor meinem Fenster im Nebelbaum
Grüßt ein Rabe jeden Morgen , . ,
Dies ist nicht mein einziger Freund.
Es wird manchmal dunkel am Tage,
Dann kommen die lieben Schneefinken
Vom Berg heruntergeflattert . . .
Das sind die grauen Vögel,
Die den Sturm verkünden.
Sie flüchten sich an mein Fenster,
Wenn oben der Tod sie bedroht. ..
Es dämmert; nun kommt meine Schwester,
Sie singt und entzündet die Lampe,
Sie hat eine sanfte Stimme,
Doch ich, ich fürchte sie heimlich , , .
Meine Schwester hat einen Schneefinken
Ans Fenster gelockt und erdrosselt,
Der prangt nun auf ihrem Hute, —
Noch weckt mich sein Angstruf bei Nacht. . .
Oft setzt sich am Abend ein Fremder
.Zu mir und behorcht meine Brust,

Die Zukunft.
Meine Schwester umflüstert ihn leise,
Er zuckt mit den Schultern und schweigt. . .
! HansCarossa.
Balladen. Verlag von Velhagen S Klasing in Bielefeld. 5 Mark.
Aus dem Inhalt dieses Bandes möchte ich die durch Rezitatoren
schon bekannteren Stücke: „Die Drei vor der Himmelsthür", „Lea weint
um Ratzel", „Eisernes Recht", „Der Scherbenweg", die auf einem alten
thüringer Volksbrauch beruhende Ballade „Der Lichtertanz", „Der
Fakir", die „Schneeballade" zuerst nennen. Der Band enthält im gan-
zen fünfzig Balladen, die mit vier Ausnahmen in den letzten Iahren
entstanden sind. Aus den 1908 im Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig
erschienenen Kinderballaden (Balladen, die von Kindern handeln) habe
ich „Margaret", „Hansei der Knappe", „Wie Klein Harald seine erste
Saga sang" in diesen Gesammtband mit Erlaubniß beider Verleger
aufgenommen. Ich lasse eine Ballade folgen.
Der Scherbenweg,
„Herr, es murrt das Volk, daß Euch Keiner trifft
Denn auf dem Kirchhof allein.
Ihr verwirrt Euch den Sinn durch Lesen der Schrift
Auf Eures Mädchens Stein.
Ihr sitzt beim Mahle, fern und stumm,
Den Sinn wie mit Staub bestreut.
Tausendmal traurig um und um
Eine Rose wandtet Ihr heut.
Gottwidrig gebt Ihr der Toten Macht,
Kommt heim, Herr, laßt sie ruhn!"
Der Iungherr sah auf wie aus Brunnennacht.
„Mein Knappe, ich will es thun.
Vorbei sei, was ich verloren hab!
Laßt wieder die Banner wehn!
Mit scharfen Scherben bestreut zum Grab
Den Weg, will ihn nie mehr zehn!"
Am andern Tag. Er sitzt und sinnt.
Scheu faßt sein Knappe Muth:
„O Herr, aus Euren Schuhen rinnt
In breiten Strömen Blut!"
Er saß, als wär ihm nichts bekannt,
Sah auf, blieb fern und stumm.
Eine müde Rose in müder Hand
Wandt er träumend um und um.
Frida Schanz.

Der gefoppte Herzog.
will ich von Herzog Ludwig in Bayern erzählen, dem ersten
seines Namens, der sonder Schwertstreich und Blutvergießen,
nur durch den friedlichen Empfang eines Lehens die Pfalz an Bayern
brachte. Der geneigte Leser braucht nun aber nicht zu denken, daß ich
ihm den Kopf schwer und die Augen schläfrig machen werde durch Auf-
zählung und tiefsinnige Deutung pfälzisch-wittelsbachischer Schen-
kungurkunden und Erbverträge: danach steht mir nicht der Sinn. Was
ich vom Herzog Ludwig berichten will, ist nicht die friedliche Eroberung
des von Rebsnduft und Winzerlust erfüllten Landes, sondern die
Historie seiner Brautfahrt, die er zornig begann und fröhlich endete.
Selbige Brautfahrt war nämlich gar nicht nach seinem Geschmack,
denn er hatte eine große Scheu vor dem angeblich so süßen Ioch der
Ehe. Er war stark und wild wie ein Füllen und seine junge Freiheit
dünkte ihn so köstlich, daß er nicht verstand, wie ein Mann sie eines
Weibes wegen aufgeben mag. Er birschte Tage lang in Forst und
Sumpf, saß halbe Nächte lang bei Becher und Würfelspiel und kannte
die hübschen Mädchen seiner Residenz genauer, als ihren Vätern lieb
war. Ja, er triebs eine Weile so toll, daß sie im Volk lachend hinter
ihm her raunten, er werde einst, wenn er erst, zur Regirung gelangte,
buchstäblich der Vater seiner Untertbanen sein. Man braüchtDas aber
nicht aufs Wort zu glauben; denn erstens ist die Geschichte schon viele
hundert Iahre her und außerdem haben sich wohl die losen Mädchen
zu allen Zeiten gern auf einen Herzog hinausgeredet. Iedenfalls aber
gefiel dem jungen Ludwig sein lustiges Leben so gut, daß er gar nie
daran dachte, es aufzugeben, und seinem Vater, dem alten Herzog, der
ihn natürlich gern verheirathet hätte, mit allen möglichen Ausflüchten
kam und alle möglichen Widerstände entgegensetzte. Weil aber bei ei-
nem Fürstensohn nicht nur der eigene Wille und der des Vaters in
Betracht kommt, sondern auch noch die Thronfolge, das Wohl des Lan-
des und eine Menge anderer schöner und wichtiger Dinge und weil es
außerdem damals Sitte war, daß man den Eltern gehorchte, gab der
junge Herzog schließlich nach und entschloß sich, auf die Freite zu gehen.
Der alte Herzog hatte nun die Sache insofern ganz klug eingefädelt,
als er dem Sohn nicht etwa befahl, irgendwohin zu reisen und dort um
irgendeine Prinzessin anzuhalten, nein: er hatte ihm nur, wie beiläu-
fig, gesagt, daß seine, des alten Herzogs Iugendfreunde, der Graf von
Marquartstein, der von Sulzbach und der von Pogen, sehr wünschten,
den Sohn ihres Iugendgenossen aus Bayern kennen zu lernen, und
daß es wohl schicklich sei, wenn Ludwig dem Wunsch der werthen Herren
nachkäme und sich zu Iagd und Fest auf ihren Burgen einfände. Der
junge Ludwig lächelte ingrimmig, da er die honigsüßen Worte ver-
nahm, sagte aber nur: „Herr Vater, wie Ihr wünschet, so soll es ge-
schehen. Rüstet mir mein Gefolge, so reiten wir morgen in aller Frühe
zunächst nach Marquartstein, später nach Sulzbach und zuletzt nach

Pogen, das ja schon an böhmische Lande grenzt. Nnd ich will mich überall Euren Freunden gar artig erweisen und ihren Frauen und Töchtern erst recht".
Bei dieser letzten Versicherung wurde dem alten Herzog zwar ein Wenig schwül, denn er dachte sich, daß Ludwig die Artigkeit gegen das jchöne Geschlecht doch vielleicht anders verstehen könne, als es dem väterlichen Herzen just in diesem Fall wüNschenswerth schien; aber schließlich war er froh, daß der Sohn ganz willig zu den drei Grasen zog, denn jeder von ihnen besaß ein schönes Stück Land und eine nicht minder schöne Tochter. Hätte dem Marquartsteiner, dem Sulzbacher oder dem Pogener Land oder Tochter gefehlt, so wäre wahrscheinlich dem Bayernherzog die alte Iugendfreundschaft und ihre Auffrischung durch den Sohn nie in den Sinn gekommen.
Am nächsten Morgen, kaum war die Sonne aufgestanden, zogen sie aus. Es war ein Frühsommermorgen voll Halmgewoge und Vögeljubilo; und der junge Herzog dachte, wie viel schöner als eine Brautfahrt jetzt ein Finkenfang sein müßte. Er drückte seinen grauen Hut verwegen auf das dichte dunkelblonde Haar, hob sich im Sattel, athmete tief und sprach zum Ritter Iettenbach, dem Vertrauensmann des alten Herzogs: „Wenn ich an solch gottesschönem Tag freien sollte, müßte ich ein Esel sein!"
„Oder das Fräulein ein Engel", entgegnete Iettenbach, der vom alten Herzog Befehl hatte, dem jungen das Heirathen als die angenehmste Sache von der Welt darzustellen.
Ludwig lachte hell aus. „Einen Engel heirathet man doch nicht!"
Iettenbach, der ganz persönlich reiche Eheerfahrungen hinter sich hatte, schüttelte das Haupt und meinte, trübsälig: „O, Hoheit, Das kommt wohl immer auf den Engel an!"
„Aus die Macht seiner Schönheit, meinst Du?"
„Oder auf seine Klugheit!"
Da lachte Ludwig unbändig. „Iettenbach, wenn Du meinst, daß ich jemals einer Klugen ins Garn ginge, irrst Du gewaltig. An meinem kleinen Finger habe ich immer noch mehr Verstand als ein sogenanntes kluges Weib mit Haut und Haaren!"
Der Iettenbacher seufzte. „Hoheit, so meint Ihr wohl, weil Ihr jung seid. Das meinen wir ja Alle einmal. Aber die Weiber sind eben doch klüger als wir; die klugen nämlich. Nur die dummen werfen uns ihren Verstand gleich an den Schädel, daß der brummt und nichts mehr von ihnen hören mag. Die gescheiten aber... Hol' mich der Teufel! Die gescheiten Weiber stellen sich so fein und thöricht und lieblich an, thun immerfort so, als ob wir der Herr wären und sie die Magd, die sich in Demuth vor uns neigt. Aber hinterher..."
Der Iettenbacher brach unvermittelt ab, denn er merkte, daß er im Drang seiner Selbstbekenntnisse dem jungen Herzog die Ehe und die Ehefrauen doch wohl nicht ganz so schilderte, wie der alte Herzog es ihm warm empfohlen hatte. Ludwig aber lachte noch mehr, denn

Jeder wußte, daß der Iettenbacher in seinem eigenen Haus vor der ge»
strengen Ehefrau wie ein geducktes Hundlein herumging, obgleich er
sie einst aus Liebe gefreit und für das sanfteste Mädchen auf hundert
Meilen im Umkreis gehalten hatte.
In fröhlichster Stimmung ritten sie in Marquartstein ein. Der
Graf empfing sie voll geschäftiger Freude, ließ ihnen Bad und Will-
kommtrunk rüsten und führte sie, als sie den Reisestaub abgeschüttelt
und sich erquickt hatten, ins Gemach zu den gräflichen Frauen. Da
Ludwig die junge Maria erblickte, that sein Herz gleich einen vergnüg-
ten Sprung, denn sie war schlank und licht anzuschauen wie eine frühe
Birke im Maienwind und so scheu, daß ohne jeden Grund das Blut ihr
immer wieder sichtbarlich in die lilienweißen Wangen stieg und als-
bald, wie erschreckt über die eigene Kühnheit, wieder daraus zurück-
wich. Dies purpurne Ebben und Finthen kam dem Herzog gar reizvoll
vor, und als sie nun gar einmal die Augen hob und unter goldenen
Scheiteln zwei blaue Lichter ihm entgegen leuchteten, da merkte er, daß
hier seine Liebe zur Iunggesellenfreiheit einen harten Strauß bestehen
müßte, Ia, es müßte gar schön sein, diesen jungen, weißen Vogel zu
fangen, gerade weil er noch so scheu war und gar nichts wußte von all
den Dingen, die Herr Ludwig doch so genau kannte. Der Iettenbacher
mit seiner Warnung vor den klugen Frauen fiel ihm ein; und er mußte
vor sich hin lächeln. O Du alter Hasenfuß, nicht die Klugen, nicht die
Herrischen sind die Gefährlichen, sondern die Schönen, die Unschuld-
vollen, die von keiner Lust und von keiner List noch wissen und denen
der Blick des Mannes unaufhörlich das Blut in die Wangen treibt.
Am nächsten Morgen zog man auf Marquartstein zur Iagd. Die
junge Maria saß in einem lichtblauen Kleid auf einem weißen Pferd
mit rosigen Nüstern und sah so lieb und unschuldvoll drein, als ob die
Himmelsmutter selber zur Birsch auszöge. Auf zierlich gebogener
Hand hielt sie ihren verkappten Falken, und wie der Herzog ihr ein
huldigend Wort über ihre Schönheit sagte, erglühte sie wie eine Som-
merrose am Strauch. Mit Hörnerklang und Rüdengebell gings dahin;
neben dem Rappen Ludwigs flatterte immerfort das lichtblaue Kleid,
Wie es dann kam, wußte er selber nicht recht (und es schien ihm auch
fast unbegreiflich), aber plötzlich war er mit dem schönen Mädchen
ganz allein mitten im Forst, so weit abgetrennt von den Anderen, daß
ihr Hörnerruf ihn nicht mehr erreichte. Nun wäre ihm Das gar nicht
unangenehm gewesen; aber die junge Maria schien so voll Angst und
so voll Hast, wieder zu ihren Leuten zurückzukehren, daß er alle süßen
Worte vergaß, die er gern gesagt hätte, und nur bedacht war, den rech-
ten Weg wieder zu finden. Der weiße Zelter mit den rosenfarbigen
Nüstern ging garfrommnebenseinemRappen hin; aber an diesem Mor-
gen mußte irgendein böser Geist umgehen, der in Menschen und Thiere
fuhr, daß sie dm Weg verloren oder wild wurden. Unversehens bäumte
sich der Schimmel und. setzte, ohne daß die geringste Ursache ersichtlich
war, in heißen Sprüngen mit der erschreckten Reiterin weiter, als hätte

ihm Einer die Flanke gestochen oder Gott weiß was sonst zugefügt. Mit größter Mühe nur gelang es Ludwig, das wilde Thier einzusaugen und zu zügeln; aber die Reiterin wußte nichts mehr davon, denn sie glitt bewußtlos vom Sattel herab in die Arme ihres Retters. Das war nun an sich ein gar erfreulicher Augenblick, aber im nächsten schon mußte Ludwig darauf bedacht sein, die Hingesunkene wieder ins Leben zu erwecken, ihr die Stirn mit Wasser zu netzen- das Kleid zu lösen und sonst alle Dienste zu leisten, die bei einem solchen Unfall nöthig sind. Er bettete das Mädchen sorgsam auf Moos unter eine alte Buche, lief zum nächsten Quell, in seinem IagdlMt Wasser zu holen, und schickte sich eben an, neben ihr niederzuknien und ihr die Schläfe zu waschen, als er unfern dem ungeberdigen Schimmel, den er, wie seinen Rappen, an einen Baum gebunden hatte, auf dem Waldboden Etwas silberig glitzern sah. Er dachte, es sei ein Geschmeid, das Maria im Fall verloren hatte, ging hin und hob es aus. Es war aber kein Geschmeid, sondern ein Büchschen, angefüllt mit einem beißenden Gewürz, das (wie er schnell merkte) niesen machte, wenn man daran roch. Er hielts noch in der Hand, dachte nach, was es wohl zu bedeuten habe, da kam ihm vor, als ob die Bewußtlose sich geregt hätte. Schnell erinnerte er sich seiner Pslicht, kehrte zu ihr zurück und beugte sich über sie, die immer noch leichenblaß und regunglos lag. Wie er aber nun das kalte Quellwasser auf ihre Stirn träufelte, fuhr sie zusammen und er merkte, daß sie heimlich hinter den geschlossenen Lidern vorblinzelte und daß beim Anblick des Büchschens, das er neben dem Iagdhut zwischen den dritten und vierten Finger der Linken geklammert hatte, ein jäher Schreck ihr Gesicht überflog, aus dem sie durch kunstvolle Athmung bis jetzt das Blut zurückgehalten hatte. Nun wußte der Herzog Ludwig, daß sie ihren Schimmel mit dem scharfen Gewürz absichtlich wild gemacht und die Waldeinsamkeit mit Vorbedacht aufgesucht hatte, damit ihr hieiv von ihm geschehe, was bei einem so vornehmen Fräulein nur durch den Ehering gebüßt werden kann...

Da wusch Ludwig ihr wohl immer aufs Neue die Schläfe, hütete sich aber jetzt, ihr das Kleid oder die Schuhe zu lösen, und stieß so lange ins Horn, bis die Anderen schließlich merkten, daß auch Waldeinsamkeit nicht immer einen Zweck habe. Wortlos, mit zusammengebissenen Lippen, kehrte die blonde Maria heim, und am nächsten Morgen ritt Herzog Ludwig von Marquartstein nach Sulzbach.

In Sulzbach war die Freude bei seiner Ankunft nicht weniger groß als in Marquartstein. Auch hier hatten sie schon von derEhescheu des Fürstensohnes gehört und fühlten sich darum geschmeichelt, daß er überhaupt kam. Graf und Gräfin begrüßten ihn wie einen lieben Vetter, ihre Tochter aber, die braunhaarige Mechtild, stand regunglos und sah ihn entgeistert an, als wäre er eine überirdische Erscheinung. Er war sonst nicht gar zu eitel, aber diese offenkundiqe Bewunderung gefiel ihm doch sehr und er dachte, daß es vielleicht gar nicht übel sei, ein Weib zu freien, das vor Einem dastand, als sei man der Herrgott selbst.

Später, als sie beim Mahl saßen, erzählte ihm Mechtild stockend, mit geheimnißvollem Ton, daß sie sein Kommen lange voraus gewußt, daß sie ihn jede Nacht im Traum erblickt habe. Welchem jungen Mann wird nicht wohl und heiß ums Herz, wenn ein schönes Mädchen ihm anvertraut, daß all ihre Gedanken ihm gehört haben, noch ehe sie ihn je gesehen? Ludwig fand bald, daß die dunklen Schwärmeraugen Mechtilds und ihr seltsames Ahnungvermögen tausend Mal reizvoller seien als die gespielte Scheu der blonden Marquartsteinerin. Und da die Nacht sank und Alles im Schloß längst schlafen gegangen war, schweifte er noch erregt, mit klopfendem Herzen, in dem dunklen, süßduftenden Burggarten umher und suchte mit den Augen das Fenster, hinter dem ein holder Mädchenkopf von ihm träumte. Wie er in einen Gang breit geästeter Linden einbog, hörte er hinter einem Gebüsch vor das Geflüster zweier Stimmen, unterdrücktes Lachen und ein Geräusch, das der weltkundige Herr alsbald als den Niederschlag unzähliger Küsse erkannte. Er lächelte vor sich hin: „Wohl ein verliebtes Paar aus der Gesindestube! Ia, Die habens gut!"
Und er suchte wieder mit den Augen das Fenster, hinter dem Mechtild ahnungvoll von ihm träumte. Aber horch: jetzt sprach die eine Stimme, die Frauenstimme, nicht mehr im Flüsterton, sondern laut; und Ludwig meinte, zu sehen, wie eine schlanke Mädchenhand liebkosend über die zarte Stirn eines jungen, blonden Fantes fuhr: „Du süßer, dummer Iunge! Daß Ihr Männer doch immer nur glaubt, was Ihr seht und was man Euch sagt, nie aber, was man fühlt! Nun glaubst auch Du, daß ich in den albernen Herzog aus Bayern verliebt bin! Weil ich ihm die hübsche Komoedie mit meinen Träumen und Ahnungen vorgespielt habe? Wahrhaftig, Dich hätte ich für gescheiter gehalten!" (Wieder das Geräusch unzähliger Küsse.) „Heirathen muß ich ihn ja wohl, weil mein Vater es so sehr wünscht und weil er mich ja doch nie Dir, einem armen Sänger, zur Frau gäbe. Aber wenn ich Herzogin in Bayern bin, dann berufe ich Dich an meinen Hof und..
Man kann sich denken, daß Ludwig das Ende dieses Gespräches nicht abwartete, sondern die Burg schon am nächsten Morgen wieder verließ. Die mißlungene List der Marquartsteinerin hatte er dem Iettenbacher mit lachendem Triumph erzählt, aber die bittere Viertelstunde im nächtlichen Garten zn Sulzbach verschwieg er ihm; jeder Mann wird ihm nachfühlen, warum. Dem Iettenbacher wars auch gleich, warum der junge Herr nicht freite, er trug nur Sorge, daß er ihn am Ende unbeweibt nach Haus bringen und vom alten Herzog darob viele Vorwürfe empfangen müßte. Sie ritten also nach Pogen, Beide nachdenklicher, als sie ausgezogen waren, und in tiefes Sinnen über die Thorheit und Abgefeimtheit des Weibervolkes versunken.
Der Empfang war zu Pogen ganz ähnlich wie in Marquartstein und Sulzbach, nur stand hier zwischen dem Grafenpaar weder ein kind» lichtscheues noch ein entgeistertes Mädchen, sondern ein Fräulein, das lmit seinem brünetten Gesicht den eintretenden Herzog gleich so wun-

derschön anlachte, daß ihm warm ums Herz wurde. Der Mund des Fräuleins war ja nicht gar klein, die Augen ein Wenig geschlitzt, die Nase kurz abgestumpft und das Haar über der schmalen Stirn so schwarz und kraus wie bei einer Zigeunerin; aber dies Lachen war so sonnig, so spitzbübisch und zugleich so rührend-albern in seiner Grundlosigkeit (wenigstens schien es dem Herzog so), daß Ludwig mit erneutem Ingrimm an die verlogene Maria und die verschlagene Mechtild dachte und zu sich selber sprach: „Mit Dieser hier wirds keine Schwierigkeiten geben, sondern vielleicht blos ein süßes Abenteuer. Hübsch ist sie und dumm scheint sie. Das ist gerade die Mischung, die am Besten küßt!"
Der Graf ließ ein reiches Mahl auftragen, bei dem Fräulein Kunigunde fast immerfort lachte, besonders, wenn sie den Herzog ansah. Ihr Lachen wirkte ansteckend: und bald saß die ganze Tafelrunde in großer Heiterkeit und trank eifrig, um die vom Lachen trocken gewordenen Kehlen immer wieder anzufeuchten. Einmal fragte der Herzog: „Fräulein, seid Ihr immer so lustig?"
„Nein, nicht immer, nur heute, Euch zur Ehre!"
Er sah sie an, denn in ihren Worten lag Etwas, das er nicht verstand und das ihn ein Bischen unruhig machte. Er beugte sich näher zu ihr hin und flüsterte: „Mir zur Ehre! Wie meint Ihr Das?"
Da lachte sie noch stärker, drückte die geschlitzten Augen ein, daß man kaum mehr Etwas von ihnen sah als ein lustiges dunkles Blinken, und entgegnete: „Wenn Ihrs nicht versteht, werde ichs Euch nicht auf die herzoglich-bayerische Nase binden!"
Da verstand ers und freute sich, daß es solche Mädchen gebe. Freute sich noch viel mehr, daß sie gar nicht von Heirath sprach oder daran zu denken schien, sondern nach etlichen Flüsterreden hin und her, auf die Keiner in der lärmenden Tafelrunde achtete, ihm einen geheimen Gang, beschrieb, durch den er zu später Stunde, wenn Alles in der Burg schlief, ihr Gemach betreten konnte.
Athemlos, auf den Fußspitzen wie ein Dieb, schlich er um Mitternacht in ihre Kemenate. Alles ging gut, ohne Hinderniß; doch als er das Gemach betrat, prallte er einen Augenblick erschrocken zurück, denn von der einen Längswand schienen drei finstere, gewappnete Ritter auf ihn zuzuschreiten. Kunigunde lachte, als sie seinen Schreck sah, und er lachte mit ihr, denn er merkte schnell, daß es nur drei gemalte Ritter waren, drei Ahnherren Derer von Pogen, die wegen weiß Gott welcher Heldenthaten hier für ewige Zeit im Bild festgehalten waren. Kunigunde glitt lachend mit der Hand über die Malerei und sagte zum Herzog: „Das sind meine drei Schutzengel! Verneige Dich artig vor ihnen und sage ihnen schön ‚Guten Abend'!" Der Herzog thats und sprach fröhlich: „Vieledle Herren, Ihr habt mich zwar sehr erschreckt, aber jetzt sehe ich, daß Ihr ganz harmlos seid. Und nun entbiete ich Euch meinen Gruß und bitte Euch, mich und mein süßes Mädchen hier weiterhin nicht zu stören oder zu ängstigen!"
Und dann nahm er Kunigunde in die Arme, küßte sie wie ver»

rückt, flüsterte und schwur all die thörichten Dinge, die man in solcher Stunde und bei solchen Gelegenheiten flüstert und schwört. Kunigunde verstand das Küssen nicht weniger gut als das Lachen; mitten drin aber wurde sie einmal ernst und sagte: „Nein, erst schwöre, daß Du mich Heirathen willst!"
Wer schwört an der Schwelle der höchsten Seligkeit nicht, daß er heirathen und noch ganz andere Thorheiten begehen will? DerHerzog, der schon ganz in Feuer stand und nur daran dachte, wie er seinen Brand löschen könne, stieß athemlos hervor: „Ich schwöre es Dir!"
Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nicht mir, denn der Schwur, den Ihr einer Frau schwört, gilt nicht!"
„Dann schwöre ichs dem Herrgott!"
„Nein! Der ist gegen Euch Mannsbilder bei solchen Schwüren immer gar so nachsichtig!"
Der Herzog, der jetzt so weit war, daß er dem Herrgott und dem Teufel alle Schwüre geleistet hätte, die sie nur irgend verlangen konnten, wenn er sich damit endlich den Eintritt in das Paradies hätte er» kaufen können, nach dem es ihn drängte, rief wie ein Verzweifelter: „Ich schwöre es Iedem in die Hand! Nur mach' jetzt ein Ende und..."
„So schwörs meinen drei Rittern hier!" sagte sie scheinbar ernsthaft, während um Mund und Augenwinkel kleine, spöttisch-verwegene Deufelchen tanzten. Der Herzog hatte nach einen einzigen klaren Moment; den benutzte c^, um zu denken, daß Fräulein Kunigunde doch noch alberner sei, als ihm zuerst vorgekommen war. Weil er aber fand, daß nun genug geredet und gescherzt sei und man die schöne Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen dürfe, trat er vor die drei Ritter hin, hob die Schwurfinger der Rechten empor und sprach laut und feierlich: „Ich schwöre Euch, daß ich das Fräulein von Pogen als mein ehelich Gemach nach Bayern führen werde!"
Dann lachten Beide unbändig. Was sonst noch in jener Nacht geschworen und gethan wurde, läßt sich leichter errathen als erzählen. Am Morgen, noch ehe der erste rosige Streif im Osten dämmerte, nahm der Herzog Abschied von Kunigunde und dem verschwiegenen Paradiesgärtlein, das sie ihm erschlossen hatte. Wohl that es ihm leid, daß diese holde Nacht schon entschwunden war, aber er nahm sich vor, ihr keine zweite folgen zu lassen. Zu süß, allzu süß war gewesen, was sie ihm offenbart hatte, und er spürte deutlich, daß er, sofern er diese Süße noch öfters genoß, sich nimmer werde losreißen können. Und mußte sich doch losreißen, weil er seine junge Mannesfreiheit so über Alles liebte oder zu lieben meinte. Er drückte Kunigunde ans Herz, küßte sie viele Male und beinahe wären Beide traurig geworden in dieser frühen, trennenden Morgenstunde. Der Herzog aber wollte kein Weh aufkommen lassen, sondern scherzhaft beschließen, was begonnen hatte; darum verneigte er sich jetzt wiederum vor den drei gemalten Rittern und sprach: „Habt Dank, Ihr Herren, daß Ihr uns so freundlich bewacht habt! Habt Dank und . . ." .

Weiter kam er nicht, Schrecken trat plötzlich in sein Gesicht, sträubte sein Haar, ließ ihn zurückprallen, bis ans andere Ende des Gemachs. War Das, was er sah, Wahrheit oder Sinnestäuschung? Wars ein Spuk, der ihn äffte, oder eine Wirklichkeit, die er gestern abends, in Rausch und Brand, nicht erkannt hatte? Wie immer es gewesen sein mochte: die drei gemalten Ritter waren jetzt lebendig. Ihre Gewänder und ihre Harnische waren immer noch gemalt, aber unter den mit Federn geschmückten Helmen blickten drohende Männergesichter mit funkelnden Augen hervor, und als der Herzog jetzt unwillkürlich nach dem Schwert griff, das er an das Bett gelehnt hatte, und erproben wollte, ob die spukhaften Ritter am Ende hiebfest seien, da zogen die Arme, die gestern noch aus Farbe und Leinwand schienen, drei breite Schwerter aus den Scheiden und von bärtigen Lippen, die gestern noch ewige Stummheit vorgetäuscht hatten, scholl es drohend: „Herr Herzog, denkt an Euren Schwur!"

Da wußte der Herzog, daß Fräulein Kunigunde, die ihm so thöricht vorgekommen, viel schlauer war als die gewitzten Damen der vorigen Tage und als er selber dazu. Er ließ sein Schwert wieder fallen, wandte sich zu ihr und wollte ihr eben sagen, daß er diesen Handel nicht schön finde, aber sie kam ihm zuvor und sprach sehr ernst: „Ich bitte Euch, Ihr drei Herren, gebt dem Herzog sein Wort zurück! Gestern noch kams mir nur darauf an, ihn und seine Ehescheu, von der ich so viel gehört, zu überlisten. Heute aber (hier überzog ein tiefes Roth ihr blaß gewordenes Gesicht) weiß ichs besser, und wenn der Herzog mich nicht aus freien Stücken, nur, weil er mich lieb hat, freien will, dann mag ers sein lassen, und so mein Vater es wünscht, will ich den Scherz dieser Nacht gern mein Leben lang im Kloster büßen!"

Da wußte der Herzog plötzlich, daß ihm seine Mannesfreiheit gar nicht mehr so übermäßig theuer war. Er beugte das Knie vor Kunigunde und sprach: „Mein Fräulein, ein Wittelsbacher läßt sich weder Geschenke noch Worte zurückgeben, nicht von Euch und nicht von diesen Herren. Was ich geschworen, bleibt bestehen, und wenns Euch recht ist, bitten wir sofort um Eures gräflichen Vaters Segen/

Da lachte und weinte Fräulein Kunigunde und die drei wirklichen Ritter traten hinter den gemalten vor, um das junge Paar feierlich zum Grafen zu geleiten.

Kurze Zeit danach zog das Grafenkind von Pogen fröhlich als Herzogin in Bayern ein. Unter ihrem reichen Brautschatz war auch ein altes Bild, das drei Ritter darstellte und darum seltsam war, weil Gesichter und Arme der Ritter durch einen Druck zurückgeschlagen und durch dahinter tretende, lebendige Menschen ersetzt werden konnten, was eigenartig und schreckhaft aussah. Wer immer am Hof dies Bild erblickte, hielt es nur für die müßige Spielerei des Malers; das Herzogspaar aber lächelte jedesmal, so oft davon die Rede war. Wer eifrig sucht und Glück hat, findet das Gemälde heute noch in irgendeinem verlassenen Gang der Residenz,

München, Carry Brachvogel.

Fleischnahrung.*)

rotz den ewig wiederkehrenden Klagen über zu wenig Fleisch ist es eine unumstößliche Thatsache, daß der Fleischkonsum in den Stödten (weniger auf dem Lande) in fortschreitendem Steigen begriffen ist. Man müßte, wenn heutzutage noch immer viel zu wenig Fleisch vorhanden ist, annehmen, die Bevölkerung früherer Dezennien sei aus dem Hungerznstand nicht herausgekommen; und doch sehen wir die Nachkommen aller dieser Menschen heute der Hauptmasse nach wohl und gesund unter uns.

Im Anfang der siebenziger Iahre beobachtete schon Voit, daß Niünchener Arbeiter einen sehr ausgeprägten Drang nach Fleischgerich» ten haben, und sagte: „Es giebt aber auch einen Luxus in der Fleisch- konsumption; einen solchen treiben die gut bezahlten Arbeiter, die sich in den günstigen Verhältnissen Münchens an eine zu reichliche Fleisch- kost gewöhnt haben; ich fürchte oder bin überzeugt, daß dieser Luxus bald verschwunden sein wird." Die Zeiten haben dieser Prophezeiung nicht Recht gegeben. Im Gegentheil: der Fleischkonsum ist stetig größer geworden. Unser Fleischkonsum ist groß gegenüber früheren Iahrzehn- ten und enorm im Verhältniß zu manchen anderen Nationen, wie gegenüber den Italienern, die, trotz einem vielleicht nur ein Fünftel so großen Fleischkonsum, gewiß körperlich nicht zurückgeblieben sind und sich recht wohl befinden.

Die Zahlen über den Fleischkonsum stimmen nicht ganz überein. So giebt das Kaiserliche Gesundheitamt für 1905 bis 1911 52,3 Kilo pro Kopf und Iahr für Rind», Kalb», Hammel» und Schweinefleisch zusammen an als Schlachtgewicht. Eßlen suchte in einer Polemik zu beweisen, daß es nur 46 Kilo seien. Verzehrbar ist aber noch mehr an Aleisch. Das Schlachtgewicht bedeutet die ausgeweideten Thiers; bei den Rindern sind Kopf und Schwanz, Leber, Milz, Herz, Lunge, Ge- hirn, Euter, Junge, Blut usw. schon abgerechnet; bei den Schweinen ivird Kopf und Haut nicht abgerechnet. Ein beachtenswerther Theil des Schlachtthieres fällt also außerhalb der Berechnung. Zu den Schlacht» abfallen gehören nicht, wie das schlecht klingende Wort Abfall ver- lmuthen läßt, nur ungenießbare, sondern zum Theil sehr wohlschmek- kende und recht werthvolle Dinge.

Der Deutsche hat die besondere Eigenschaft, daß er das Fleisch und die fleischigen Theile der Thiers besonders ökonomisch verwerthet. Kein

*) Herr Geheimrath Rubner, Kochs Nachfolger in der Leitung des berliner Hygienischen Institutes, läßt (in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft) ein Buch erscheinen, von dem hier ein Stückchen veröffentlicht wird. Ein wichtiges Buch, in dem, unter dem Titel „Wandlungen in der Volksernährung"", der berühmte Physiologe und Hygieniker „das eigentliche Wesen und die unbewußte Tendenz" der Volksernährungsitten als ein Meister der Theorie darstellt.

Land kennt die Wurstfabrikation in ähnlicher Ausdehnung, wie sie sich bei uns entwickelt hat. Ich vermuthe, daß die Ausbeute an genießbaren Theilen kaum in allen Ländern gleich sein wird.

Ueber die Beziehung des Schlachtgewichts zu den Bestandtheilen, die noch genießbar sind (inclusive Bauchfett), wurden in neuster Zeit einige Mittheilungen gemacht,' die sich auf sorgsame Auswisgungen, ausgeführt im berliner Schlachthof, stützen. Danach ist das Schlachtgewicht zu vermehren bei Rindern um 21,96, bei Kälbern um 32,31, bei Schweinen um 26,88, bei Schafen um 20,89 Prozeut. Da bei uns von der Gesammtmasse des Fleisches 30,4 Prozent auf Rindfleisch, 6,2 auf Kalbfleisch, 61,3 auf Schweinelfeisch, 2,1 auf Schaffleisch trifft, berechnet sich für das Gesammtmittel des Schlachtabfalles eine Korrektur von ^ 26,6 Prozent (davon könnte man etwa 4 für Bauchfett noch in Abzug bringen), so daß die verzehrten Theile also das 1,276fache des Schlachtgewichts aller Thiers betragen.

Darm ist aber noch das Bauchfett und das am Schlachtstück haftende Fett enthalten, von dem ein Theil ohne Weiteres entfernt wird und als solches in den Handel kommt. Wenn man die bei König (Chemie der Nahrungmittel) angeführten Werthe des Fettgehalts der Schlachtstücke betrachtet, so sind die Zahlen nur zu einem annähernden Mittelwerth geeignet (in runder Zahl: Rind 27, Kalb 16, Schaf 30, Schwein 42 Prozent Fett). Nach der Mischungzahl unserer Schlachtthiere käme man rund auf 35 Prozent Fett. Nimmt man, was allerdings ziemlich willkürlich ist, an, daß die Hälfte dieses Fettes als solches beseitigt werde, was zu hoch erscheint, so müßte die Rohfleischberechnung um 17 Prozent zu hoch werden.

100 Schlachtgewicht ----- 122,6 Theile Rohfleisch Fett
davon ab für Fett 17 „
105,6 Theile für Rohfleisch,

Das Verhältniß von Rohfleisch zu Reinfleisch setzt man meist wie 100:80; also würden sein: 100 Kilo Schlachtgewicht 106 Kilo Rohfleisch X 0,8 ----- 84,8 Kilo Reinfleisch. Demnach die von Eßlen berechneten 46 Kilo Rohfleisch X 0,8 ----- 36,8 Kilo Reinfleisch.

Dazu kommen noch andere Fleischarten. Wahrscheinlich sind die Schätzungen dieser Fleischquellen zu klein. Für See- und Süßwasserfische werden nach der Statistik rund 7 Kilo pro Kopf und Iahr angegeben. Die eßbaren Theile werden mit Eßlen zu 4 Kilo angenommen. Lichtenfelt giebt für Deutschland Geflügel zu 2,25 undRShrig giebtW'.ld zu 1,8 Kilo pro Kopf an. Manche meinen, Dies sei zu viel, ohne daß ersichtlich wäre, wie man eine genaue Angabe heute machen könnte, Eßlen reduznt diesen Konsum auf 2 Kilo pro Kopf und Iahr.

Man käme sonach
auf 37,0 Kilo ---- 86,0 Prozent
> 4,0 „ ----- 9,3
^ 2.0 „ ----- 4,7
----- 47,0 Kilo reines Fleisch pro Kopf und Iahr.

Mit dieser Annäherung müssen wir uns vorläufig genügen las»
sen; weitere experimentelle Untersuchungen über die Möglichkeit einer
genaueren Feststellung sind für die Zukunft nicht zu entbehren. Ein
eben so gesuchtes, dem Fleisch gleichbewerthetes „Eiweiß" wären die
Eier, deren Konsum, wie der des Fleisches, sich steigert. Genaueres ist
nicht bekannt.
In der Literatur wird vielfach von einem Normalfleischbedars
eine» Nation gesprochen; den giebt es überhaupt nicht. Man könnte
also höchstens die Frage stellen, wie groß der heutige Konsum sei. Diese
!Konsumzahlen sind so gewonnen, daß, die Gesammtfleischvorräthe durch
die Einwohnerzahl dividirt ist. Damit hat man denn oft verglichen, wie
viel für einen Arbeiter (nach Voit) Fleisch gefordert werde. Das Er-
gebniß dieses Vergleichs hängt von vielen wandelbaren Verhältnissen
ab, wie der Relation der Stadt- zur Landbevölkerung vor Allem, von
der Zahl der Nachwuchses (der ja in der ersten Zeit hauptsächlich mit
Milchaufgezogen wird) und von vielen nationalen Gewohnheiten. Das
Resultat wird weder für noch gegen eine gute Ernährung einer Nation
entscheiden.
Man hat aber bei allen solchen Berechnungen auf die „Nation"
generell den Fehler gemacht, auf Kopf ,und Iahr zu rechnen, wobei man
sich nicht klar machte, daß man bei solchen Rechnungen nicht mehr mit
dem Wort „pro Kopf" operiren darf, sondern sagen muß, was man sich
darunter vorstellt. Die Ernährung hängt von der Masse des Körpers
ab; ob unter „Kopf" der Eine 70 oder 60 oder S5 Kilogramm schwere
Menschen verstanden wissen will, ist gar nicht erörtert worden. Höch-
stens hat man Kinde? unter sechs Jahren und ältere Leute über Sieben»
zig bei der Berechnung außer Betracht gelassen.
Wir müssen das mittlere Gewicht der Bevölkerung für die fol-
gende Betrachtung annähernd kennen. Die Berechnung geschieht ele-
imentar so, daß man die in jeder Altersklasse vorhandenen Menschen
und deren 'mittleres Körpergewicht als Ausgangspunkt nimmt und so
dos allgemeine Gewichtsmittel ableitet. (Im Grunde genommen, wäre
es wichtiger, die Oberfläche der einzelnen Altersklassen zu berechnen
und aus der mittleren Oberfläche zunächst auf die Masse zu schließen;
ich habe Dies auch ausgeführt; die Differenzen sind praktisch ohne Be-
lang.) Das Mittel der „Nation"*) ist pro Kopf der Bevölkerung «Kilo,
das Mittel einer Großstadt, wie Berlin, mit anderem Aufbau der Be-
völkerung 49 Kilo. Der Fleischvorrath des. Reiches hat also nur 66
Millionen Menschen zu 45 Kilo Körpergewicht zu ernähren, aber nicht
„Personen", deren Gewicht man sich beliebig vorstellen kann.
, Berechnen wir jetzt den thatsächlichen Fleischgebrauch, so erhalten
wir für das Reich für 45 Kilo Körpergewicht 43 Kilo Fleisch, pro 1 Kilo
Körpergewicht also 0,S55 Kilo, oder für den Erwachsenen von 70 Kilo
i . ^ i! i '!
> *) Ich habe die Werths von Quetelet benützt, da vorläufig nur
Näherungzahlen genügen. i

66,8 Kilo reines Fleisch pro Iahr oder für den Tag 183 ?. Ein Zufall will, daß Dies fast Volts Forderung (191 ^) für den mittleren städti» schen Arbeiter erreicht.

Hätte man also das vorhandene Material richtig berechnet, so wäre man zu dem Resultat gekommen: es fehle nicht nur nicht an Fleisch, es reiche sogar der Vorrath hin für 35 Prozent Fleischeiweiß in der Tageskost aller Menschen.

Lichtenfelt (Landwirthschaftliche Iahrbücher, 1897) giebt den Fleischverbrauch für Berlin zu 70,9 Kilo und für München zu 80 Kilo pro Iahr an (für 1893). Den Grad der Zuverlässigkeit solcher statistischen Erhebungen zu bemessen, liegt außer meiner Möglichkeit. Treffen aber die Angaben zu und betrachtet man sie auch nur als Schlachtgewicht und rechnet daraus das Reinfleisch mit Hinzufügung der angegebenen Werthe für Fische, Geflügel undAehnliches, so hätte man rund

	für Berlin	für München
Fleisch	60,3 Kilo	68,0 Kilo
Fische. .	4.0 „	4.0 «
Geflügel	2,0 „	2,0 ,
pro Kopf	66,3 Kilo	74,0 Kilo
pro Kilo	1,35	1,57
und pro Erwachsenen und Tag	259 ^	289 ^

Der Fleischvorrath bedeutet, daß, wenn Groß und Klein Fleisch äße, vom Säugling bis zum Greis Iedes, Frau und Mann, so viel essen kann, wie ein Mensch von 70 Kilo, wenn er 259 bis 289 A pro Tag verzehrt. Wollte man also Kinder und alte Leute mit reduzirten Werthen einsetzen, so würde der Konsum für die Uebrigen noch viel höher werden.'

Wenn man die für eine Bevölkerung unhaltbare Forderung von 191 g reinen Fleisches pro Tag beibehalten wollte, so sehen wir in München einen Konsum, der fast um die Hälfte höher ist, als man für eine wohlsituirte Familie je gefordert hat. Mag es also auch begründet sein, daß gerade diese städtische Konsumptionstatistik nicht allzu genauen Anforderungen gewachsen ist, so ergiebt sich doch, wie enorm ein reichlicher Flerschgenuß in den Städten sich ausgebreitet hat.

Dieses gewaltige Mehr an Fleisch kann doch unmöglich so erklärt werden, daß etwa im Mittelstand und im sehr begüterten Stande allein viel verzehrt wird und daß so für den gelernten und ungelernten Arbeiter zu wenig bleibt. Der Mittelstand und der begüterte machen einen viel zu kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus. In deren Konsum ist auch jener einer großen Zahl von dienenden Personen noch mit einbegriffen, die meist, was die Art des Essens anlangt, von ihrem Arbeitgeber nicht sehr verschieden sich verhalten. Vom Fleisch allein kann ohnehin Niemand leben, und wenn man selbst mit Forster annehmen wollte, daß die Kost Bemittelter allgemein 20 Prozent Eiweiß enthält, wie er es in einigen Fällen gefunden hat, oder auch noch mehr, so ist Das nur um wenige Prozente höher, als dem mittleren Gehalt der Kost

an Eiweiß (16 Prozent Eiweißkalorien) entspricht. Demnach läßt sich
die begüterte Klasse nicht so mit Fleischeiweiß „belasten", daß dadurch
eine irgendwie nennenswerthe Schmälerung der anderen zahlreichen
Konsumenten in Frage käme. Da man ferner gewiß sein kann, daß in
jeder Stadt, abgesehen von Kindern und alten Leuten, auch viele Er-
wachsene, besonders oft Frauen, entweder kein Fleisch «der wenig essen,
aus irgendwelchen diätetischen Gründen, so muß ein großer Theil der
Bevölkerung also mehr konsumiren, als man vor ein paar Iahrzehn-
ten auch nur für möglich gehalten hätte.

Was mag der Städter wohl imDurchschnitt überhaupt verzehren?
Völlige Nachweise über den Nahrungmittelkonsum habe ich nur selten
gefunden. Von Schiefferdecker und Mayr rühren Angaben aus den
siebenziger Iahren des vorigen Iahrhunderts her, die ich bei Voit
(Untersuchung der Kost) citirt finde. Die Nahrungmengen sind ange-
geben; den Kalorienwerth füge ich nach eigener Berechnung hinzu.

Täglicher Konsum pro Kopf:

	L SiweiK s	Fett e	Kohlehydrate	Kalorien
München	SS	SS	S92	3013
Paris	SS	«	S65	2903
London	98	60	«6	2661
Mittel	97	63	«3	2896

Alloholica sind nicht angegeben; sie würden noch zu beachten sein.

Ich habe mir einmal die Aufgabe gestellt, in einer sehr mühsamen
Ausrechnung auf Grund unserer wissenschaftlichen Erkenntniß des
Nahrungbedarfs unter Berechnung aller Altersklassen und unter
Schätzung der Berufe nach ihrer mechanischen Arbeitleistung für eine
Stadt zu berechnen, wie groß man wohl pro Kopf den Konsum an-
nehmen müßte; das Gewicht verschiedener Personen verschiedener
Altersklassen nahm ich nach Quetelet an, den Altersaufbau gleich der
Nation, was einige Prozent Ungenauigkeiten bewirkt. Ich fand als
Konsum pro Kopf und Tag 45 Kilo Lebendgewicht: 88 F Eiweiß,
56 g Fett, 342 g Kohlehydrat — 2281 Kg Kalorien. (Rein»Kalorien,
Harn undKoth abgerechnet.) Daswürdeausmachen,auf einen Menschen
von 70 Kilo gerechnet: 136,5 5 Eiweiß, 85,4 g Fett, 532,0 g Kohlehydrat
^ 3549 Kalorien. Dabei sind also die wohlhabenden Klassen wie die
minder bemittelten entsprechend eingeschätzt.

Wenn man bedenkt, daß die erste Berechnung nach der Zufuhr der
Nahrungmittel in die Stadt und meine nach den unbedingt in den Kör-
per einzuführenden Nahrungmitteln aufgestellt ist, so stimmt die Kal-
kulation besser, als man hoffen durfte. Denn von den Nahrungmitteln
verdirbt viel, die Zubereitungverluste sind nicht unerheblich und der
Verlust bei Tisch ist beachtenswerth. Vergleiche ich einen Städtekonsum
mit 2859 Kg-Kalorien pro Kops mit den 289 g Fleisch des münchener
Konsums, so käme dabei schon so viel Eiweiß auf Fleisch, daß fast zwei
Drittel des gesammten Konsums an Eiweiß gedeckt werden könnten; in
Berlin nicht viel weniger.

Nun muß ja allerdings in Erwägung gezogen werden, daß in den
Großstädten immerhin ein ziemlicher Prozentsatz an Fremden lebt, die
nicht alle in der Statistik wieder erscheinen. Dies allein dürfte aber
den Unterschied nicht erklären; denn München hatte den hohenFleisch»
konsum, als es noch weit davon entfernt war, Fremdenstadt zu sein.
Dies weist vielleicht auf einen Umstand hin, der allerdings statistisch
nicht zu fassen ist: auf das enorme Anwachsen der Verköstigung außer
dem Hause, in den immer mehr anschwellenden Restaurationen und
öffentlichen Lokalen ähnlicher Art, was namentlich auch fürBerlin gilt.
Die Kost ist dort überall eine fast ganz überwiegende Fleischkost, die
wichtigsten Speisen sind immer Fleischspeisen und das Uebrige, wie Ge-
tmüse und Beilage, ist recht unbedeutend; und die Brotdosis rsduzirtsich
bei vielen auf eine sehr schmale Ration. Das Essen außer dem Hause
bildet für viele Tausende einer Großstadt die Regel, und welchen im»
Mensen Einfluß Dies auf das Budget ausübt, ist oft genug hervorge»
hoben worden.
Um Etwas über die Kost außer dem Hause zu erfahren, hat Kiß»
kalt einige Untersuchungen in Berlin angestellt und gefunden:
190» erhielt man für 1 Mark
in einem Restaurant nur 775 Kgcsl. mit 84,3 A Eiweiß
in einer Kutscherkneipe 1862 „ » 72,8 „ «
in einer Arbeiterwirthschaft 1919 „ „ 78,2 „ „
in einer Volksküche 3991 » „ 108,3 „ «
Selbst die Kost in der Volksküche war für viele Kategorien von unge»
lernten Arbeitern noch zu theuer und dabei zu eiweißarm. Unter den
Restaurants wurde sogar zu der Feststellung nur eins der bescheide»
neren gewählt, das für 1,20 M. etwa ein Mittagessen liefert.
Was hier an ein paar Beispielen über die großstädtische Ernäh»
rung sich sagen läßt, wird zweifellos auch für manche andere Fälle Gel»
tung haben, wenn schon die Verköstigung außer dem Hause in anderen
Ländern nicht ganz die Rolle spielt wie bei uns. Ueberall aber (und
damit kehre ich zur allgemeinen Betrachtung zurück) finden wir Grup»
Pen von Menschen, deren Ernährung aus manchen Gründen nicht den
unerläßlichen Ansprüchen genügt. Tausende müssen sich wohl oder übel
mehr an die überwiegende vegetabilische Kost halten und empfinden im
Stadtmilieu ihre Ernährung als eine Armuth, obwohl in anderen
Theilen des Landes mit der selben Ernährung und den selben Nah»
rungmitteln Zufriedenheit herrscht.
Aus den soeben gegebenen Darstellungen geht aber, wie ich meine,
auch zur Genüge hervor, daß man von einer ungenügenden Ernährung
im Sinn eines allgemeinen Mangels an Fleisch gar nicht reden kann;
wohl aber bringt es eine allmähliche Aenderung der Ernährungweise,
die durch Einführung nicht gerade als zweckmäßig zu bezeichnender
Speiseformen bewirkt wird und offenbar noch in der Entwickelung be»
griffen ist, mit sich: daß viel Fleisch gefordert wird, wo andere Er»
nährungweisen genau das Selbe erzielen würden. Professor Dr. Max Rubner.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian garden in Berlin. —
yerlaa der Zukunft in Berlin. — Pruck von PoK « Garleb S. m. b. tz. in Berlik

Bulgaren.
§Wsat Ihr König die Türken nordwestwärts gewinkt? Daß die
Braven vom Ausschuß für Einheit und Fortschritt auf die
Gelegenheit lauerten, durch andere That noch als durch Massen-
mord, der sich ins Kleid eines der Justiz dienenden Strafvollzuges
mummt, den Nutzen ihrer Rückkehr in die Macht zu erweisen, ist
leicht begreiflich. Leicht, daß sie dem murrenden Haufen, der zornig
auf ihr Prassen und Henken blickt, zeigen wollten: Wir haben,
erstens, das Heer in der Hand und wir bringen Euch, zweitens,
Adrianopel mit Selims Moschee zurück, die Kiamils Feigheit an
die Gjaurs verschleudern wollte: also war unsere Wiederkehr,
unser Putsch, unsere Meuchelei Das, was die Oesterreicher, unsere
Freunde von gestern, eine Staatsnothwendigkeitnennen. Begreif-
lich. Doch dieseIungtürkenwaren völlig entkräftet; waren soweit,
daß ihr GrotzwesirSaid Halim, der verschuldete, eitle, zerfahrene
Enkel des berühmten Egypterpaschas Mehemet Ali, sich schon,
wie Scherls Pascha in seinerMonatschrift,MecKeroutiette"berich»
tet, an einen Sohn des entthronten Sultans herangemacht und
versucht hatte, den alten SchlaukopfAbd ulHamid noch einmal auf
denKhalifensitz zu schwatzen. Als den Sultan der Iungtürken dies-
mal, denen erzuvor einen Generalpardon zu verbürgen hätte. So
hoch wippte schon die andere Seite des Schaukelbrettcs. Das
Prachtkerlchen Enver.das immer aus der Versenkung taucht.wenn

mit Lärm und Glanz Etwas zu unternehmen ist, das nie Frucht
tragen kann, hat, als verhaßterMörderdes Generals Nazim, de?
beim Griechendorf Tschataldscha den Vormarsch der Bulgare«
hemmte und Konstantinopel vor dem Sturm schirmte, weder Ge-
walt über die Armee noch die Finderkunst, die unter der Erde daK
paktolische Goldbett ahnt. Woher kam der schnelle Entschluß, wo«
her das Geld, auf einem zerstampften, ausgeplünderten Boden»
in diesem des Viehs und des Korns beraubten Thrakien ein?
Heer von hunderttausend Mann zu ernähren? Daß die Türken
einen internationalen Vertrag, dessen Abschluß sie, nach vier
Monaten eklen Geschachers, erfleht hatten, plötzlich, ohne den
allerwinzigsten Rechtsgrund, brachen, ist ein Verbrechen (das
jetztnoch nicht gestraft wird,weilKitchener übleFolgen für Egyp-
ten, Hardinge üblere für Indien fürchtet). Am auf die Spur des
Anstifters zu kommen, muß man zunächst der alten Kriminalisten«
frage nachsinnen: Oui bono? Wem nützt dieser plumpe Vertrags-
bruch? Außer dem Gelichter, das aufdem Bajesidplatz alle Gegner
des Komiteeklüngels henken läßt, nur Ihrem König. Ferdinandus
Rex hat viel Geld und weiß von Mama Klementine (wenn diese
kluge Tochter des Bürgerkönigs ihn noch beriethe, wäre Ihnen
mancheThorheit erspart geblieben), daß man nicht knausern darf,,
wos an den Kragen geht. An den Hermelinkragen gar; und in dem
sind die Motten, seit der Zwist mit Peter, Konstantin und Karl
begann. So fest, wie er sich vor Alfonso und Manuel in London
einstrühmte.saßIhrKoburg-BourbonschonimMainichtmehrauf
seinemGaul.HaterIhnenniedasEisenbahnerlebnißmitdemChi-
ro manten erzählt? Der weissagte ihm aus derHandtellerlinie einen
ungeheuren, alles Hoffen überstrahlenden Erfolg fürs Jahr 1912.
Unddanach?»Nichts mehr zu sehen. "Für einenAbergläubigen un-
heimlich. Rumelien,Thrakien,Makedonien: und gleich danach das
Ende allerHerrlichkeit? Der klugeMann baut vor. Rühren dieTür»
ken sich, scheinen sie wieder gefährlich, dann können Serben, Grie-
chen, Rumänen nicht ihre ganze Kraft an die Schwächung Bulga-
riens wenden; dann müssen sie raschen Friedensschluß ertrachten
undsich.noch einmal.widerOsmansHorde bündeln. Bliebs inSüd-
ost still, dann ließen KönigKonstantin undWojwoda Putkinsich auf
dem Marsch nach Sofia nicht hemmen; hätte auch Rumänien die
Grenze Turtukaja-Baltschik sammt der freien Aussicht nach Rust«

schulund Schumla nicht ohn e Kampf durchgesetzt. Danach ? Wahr-
scheinlich: Revolution. Fast sicher: Thronwechsel. Der Einfall,,
die Türken heranzuwinken (und, da sie kamen, Europam schluch»
zend anzuflennen),wäre ein Kunststück tüchtiger Balkandiplomatie
gewesen. And ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Adrianopel, das
unentbehrliche Kronjuwel, in Nothzeit beinahe ungeschützt war?
Sie brauchten die Türkei als repou8soir,als den dunkel schat»
tirten Grund, von dem Ihr hellererWefenston sich abhebenkonn»
te; und werden diese Folie noch oft vermissen. Wer aus den ver»
wa hrlosten Wilajets,von der siechen Türkenerde über Ihre Grenze
kam und sah, wie fleißig und fauber da fürRoggen,und Weizen,
Hafer und Gerste, in der Ebene von Philippopel für Reis und
Bohnen gesorgt wurde, wie ansehnlich der Viehstand, wie weit
gediehen der Anbau von Mais, Rosen, Reben, Maulbeeren,
Tabak war (wenn Ghenadiew im Auswärtigen Amt nur die Hälfte
Dessen leistet, was er als Ackerbauminister geleistet hat, können
Sie zufrieden sein),Der trug den Ruhm Ihres Volkes und seiner
Lebensschöpfung durch den Erdtheil und rief in jedes Ohr, von
Bulgarien sei noch Ungemeines zu erwarten. Glauben Sie nicht,
daß wirs vergessen haben und, seit das repoussoir fehlte, auf
Ihrem mühfam bestellten Boden nur noch Dunkel und Gräuel
erblickten. Nein. Doch wir haben diesesZVolk von Bauern und
Hirten ein Bischen gründlicher kennen gelernt. Tapfere Kerle;
baumstark und dabei zäh wieKatzen; heute schwerverwundetund
nach vierWochen wieder, lachend, imFeld. Aber Bauern im Stil
Zolas, nicht Mistrals, Anzengrubers oder gar Auerbachs. Auf
greifbaren, münzbaren Nutzen erpicht; ohne das kleinste meta»
physische Bedürfniß (die Religion gehört zum Geschäft, das einer
sicheren Geltung im Kreis der Rechtsgenossen bedarf), ohne ein
Fünkchen ehrfürchtiger Inbrunst vor irgendeiner Person, einem
Ding; auch ohne Skrupelknubben imHirn und die leisesteHemm»
ung im Gewissen („Was ist Das?» Der Bulgarenkatechismus
antwortet nicht); stets bereit, sich dahin zu wenden, wo höherer
Gewinn lockt,vom battenbergischenzumrussischenAlexander,von
Stambulow zu Ferdinand, von Holstein-Gottorp zu Habsburg»
Lothringen; mit Bewußtsein, mit grinsendem Stolz undankbar
(den Rumänen und Russen, die für ihre Befreiung fochten, den
Deutschen, die auf Hauptgebieten nationalen Lebens ihre Lehrer

und Drillmeister waren); die akkumulirte Kraft nur der Aufgabe
zugewandt, sich selbst und, weil davon jeder Einzelne Vortheil
hat, das Vaterland zu bereichern, mit dem Pflugschar, mit Kauf-
mannslist, mit dem Schwert. Sems Söhne, deren pfiffige Be»
triebsamkeit dem russischen Bauer bis zurLebensgefährdungüber«
legen ist, haben Ihnen nie zu schaden vermocht; konnten aufIhrer
Scholle kaum vorwartskribbeln. Deshalb möchte die Iudenstadt
Saloniki tausendmal lieber türkisch als bulgarisch werden. Der
Bulgare ist nicht einzuseifen; will Ieden, dem er ans Kinn kann,
über denLöffel barbiren; und würde wild, wenn von ihm einAn»
, derer Schmarotzerprofit heimtrüge. Auch den Ertrag des Para-
sitenwerkes willer für sich. LulMru8: ein stämmiger Kerl, doch einer,
mit dem nicht gut Kirschen essen und über Rosenöl feilschen ist; le
douZre derFranzosen: Strolch undHenkerin einerHülle; ein wüster
Gesell,der sich.weil er stramm geschanzt und gefochten hat,noch nicht
einbilden soll, er dürfe sich in die Hochzucht der Menschheit reihen.
Trotz allem von der Habgier gepeitschten Fleiß, trotz steter
Bereitschaft zum Blutopfer und einerNachahmerbehendheit, die
den imTiefsten undHöchstenUnproduktiven, Einzelnen und Völ-
kern, oft als Trostgeschenk ward, steht Ihre Masse noch auf der
untersten Stufe des Menschenempfindens. Mit beiden starken
Beinen noch in der Höhlenmoral, die ihre Ahnenvortausend Iah-
ren zum Schrecken Europas machte. Beschönigung hilftnicht. Ihre
Soldaten haben gehaust wieAtillasHunnen,wie, anihren schlimm-
stenTagen,dieMongolenhorde unterDschengis Khan. Nicht nur
gegen Musulmanen, an denen ganze Geschlechter, ganze Iahr-
hunderte gräßlichster Sklavenpein zu rächen waren; nein: gegen
Christen; serbische und griechische Glaubensgenossen. Das haben
nicht allein die Könige Peter und Konstantin, nach den Meldungen
ihrer Heerführer, bezeugt, von denen Ihr sagen mögt, daß sie aus
feindsäligem Auge aufs Schlachtfeld schauten; auch französische
Iournalisten, Oesterreicher, Beamte und Bürger (inSeres), und
die von derserbischenRegirung berufene Aerztekommission,ili der
neben einem Serben (und einem mit Photo- und Kinematographie
beauftragten Rassegenossen) einDeutscher, einNorweger und zwei
Franzosen (Arzt und Zeitungmann) sitzen. Diese Sechs sind von
Belgrad nachParacin,Zajecar,Kujagewatz gereist, überNegotin
und Radujewatz (zu Wagen und zu Schiff) heimgekehrt und haben

überall die Bewohner aufgefordert, den durch Bulgaren erlittenen Leibesschaden untersuchen zu lassen. Ernste, unparteiische Männer, die keinenGrund haben, Euch zu grollen, und nur aufschrieben was die Nachprüfung als wahr erwies. Abgeschnittene Ohren,, Nasen, Geschlechtswerkzeuge, Folterung Verwundeter, Erträn» kung Gefesselter, EntHäutung und Blendung Waffenloser: diese Liste kannten wir schon. Was der neueBerichtmeldet.könnteAbgehärtete selbst in Herzkrämpfe hinstrecken. In dem kleinen Ort Zajecar wurden neununddreißig Frauen und Mädchen untersucht, die, nach dem Ueberfall, von bulgarischen Soldaten geschlechtlich mißbrauchtoderentjungfertworden waren; Kindervon elf, Greisinnen bis zu neunzig Jahren. Neunzig! Einparalytisches Weib dieses Alters ist von zwei Soldaten geschändet worden; einer kletterte auf sie, wie auf ein Neitthier, der andere sah zu. Eine fiebenzigjährige Witwe, der fünfKinder gestorben waren, wurde vom Feld weggeschleppt und mit Kolbenstößen gezwungen, vier wiehernde Soldaten über den welken Leib zu lassen. Ein junges Weib mußte, mit dem einen Monat alten Kindchen imArm, eine Schändung und einen Versuch dazu dulden. Zwölf Mann, in einem Fall zwanzig, haben, einer nach dem anderen, das selbe Weib (oft vor dessen junger Brut) mißbraucht; blutende, zerschrammte Leiber, aus denen das Bewußtsein gewichen war. Wo die Patrouillereiter, Gemeine und Chargirte, auf dem Feld einen Weiberrock gerochen hatten, saßen sie ab und fielen über die Trägerin her.»Der Gesammtertrag der Zeugnisse und Untersuchungen mußte die Kommission in dieUeberzeugung bringen, daß die Bulgarentruppe die Frauenschändung systematisch getrieben hat. Im Bezirk vonKujazewatz war dieMehrheitdergeschändetenKinder und Weiber der Kommission unerreichbar; Scham und Angst (ihre Leibesschmach ans Licht zu tragen) hielt viele zurück und andere waren mit den überlebenden Dorfgenossen in die Ferne geflüchtet." In diesen Satz mündet der Bericht. Namen und Wohnorte sind angegeben; die Unterschrift des Herrn Dr. Schlieft von der berliner Aniversitätklinik bürgt Deutschen für die Gründlichkeit der Prüfung. Alle Dörfer und Städte wurden zerstört; Briefkasten und Geldschränke erbrochen; Häuser verbrannt; Getreidevorräthe mit Petroleum begossen und angezündet; Apotheken vernichtet; Krüppel und Greise mit Kolben oder Bayonnette getötet. Geistig

erkrankte Weiber, syphilitisch verseuchte Mädchen irren heulend
durch die Brandstatt. Die Schandkerle, die sich an ihnen geletzt
hatten, waren meist finnlos trunken. (Bei Kula, im widiner Winkel,
wurde eine fast vollzählige Bulgarencompagnie gefangen, wäh-
rend sie ihrenRausch ausschlief.) Ists genug?Wollen Sie, unter
solcherBeweislast, noch längervon » einzelnen bedauerlichen Aus-
schreitungen " faseln und, wider die Aussage unbefangenerAugen-
zeugen, derWelt einreden, von Ihren Gegnern sei Schlimmeres
geschehen? Uns ekelt vor den ruchlosen Lügen, mit denen Sie die
Oeffentliche Meinung Ungarns, Oesterreichs, Europas zu spicken
versuchten.Am elften Juli telegraphirten aus Sofia sechzehnIhrer
Notabeln an mich, Exminister (Ghenadiew und Tontschew, die
seitdem wieder ins Amt kamen, waren darunter), Synodalpräsi-
dent, Metropolit, Großrabbiner,Kammer»,Akademie»,Handels»
Zammer-Präsident, Ilniversitätrektor, Mitglieder der Sobranje
und derWissenschaftakademie; baten mich, gegen den „inderGe-
schichtebeispiellosenVandalismusderGriechen" zu sprechen, die
in Saloniki die kleine Bulgarengarnison, statt ihr für die Mit-
wirkung zur Einnahme der Stadt dankbar zu sein, überrumpeln
und vernichten (anösntir) ließen.«Bis auf denGrund der Seele sind
wir von dieser unerhörten Handlung empört; und wir beklagen das
Verbrechen der Griechen um so schmerzlicher, als wir mit ihnen in
EintrachtundBrüderlichkeit zu leben wünschten.-DieserWunsch
ist, werthe Herren, nicht sühlbar geworden. Daß Ihre Truppe plötz-
lich Gjewgeli besetzte und die Griechen von den Serben zu trennen
versuchte, war doch wohl kein Zeichen brüderlicher Zärtlichkeit.
And dieThatbestände? Hassan Tahsim Pascha hat am achten No-
vember 1912 Saloniki den Griechen übergeben, die am neunten
einzogen; als von den Bulgaren erst ein Reitertrupp dortwar.dem
dann die Struma-Armee unter dem Kronprinzen Boris folgte.
Die drang, wider denWortlaut desProtokols vom einundzwan-
zigstenMai,über die neutrale Zone in das von den Griechen okku-
pirte Gebiet vor; und nachdem die Bulgaren obendrein Gjew-
geli besetzt hatten, ließ, am ersten Juli, der Kommandant von Sa-
loniki die bulgarische Garnison auffordern, die Waffen abzulegen
und in einem Sonderzug über die Grenze heimzukehren. Das
wurde geweigert. Bis in die Nacht hinein haben Ihre Leute tapfer
widerstanden. Artillerie zwang sie, sich zu ergeben; zwölfhundert
Gefangene wurden in den Piraeus geschickt. Vernichtung einer

Gruppe, die zur Einnahme mitgewirkt hatte? Die Notabeln von
Sofia sind, wie dasAusland, betrogen worden. Was die Griechen
thaten, war von harter Kriegspflicht geboten; und ihre Haltung
Hlieb menschlich. Dagegen foll ich sprechen und die Hinterlist und
Schandthat der Bulgarenhorde verschweigen? Niemals.
Woher stammen Sie? Niemand weiß es noch recht genau.
Von den Finen, die sich bis nach Moesien durchfochten, kommt
der Volksname; von den Slaven Religion, Sprache, Alphabet.
^Neben rein slavischen sieht der Blick echte Mongolenköpfe mit
kleinen Schlitzaugen, aus denen das Aepfelchen vorzuspringen
scheint. SeitNikephorosPhokas,derBasileusvonByzanz, gegen
Euch Wladimir von Kiew (der später der Schwager Ottos des
Großen wurde) in die Donauthäler rief, waret Ihr den Slaven
oft befreundet, öfter verfeindet; stets aber,außen und innen,anders
als sie; ganz anders als Polen und Russen, Tschechen und Serben.
Längst wurdetIhrMitlauter in der wirrenPolyphonie des Sla»
venthumes: und bliebet ihm dennoch fremd, wie derJapanerdem
Mandschu und Chinesen. Mischvolk. Unterden Ahnen sind pontt»
sche Hunnen und Slovenen, Avaren und Türken. Wie mächtig
das mongolische Elementnoch immerist, wird jetzt offenbar. Besser
als die Sawow, Iwanow, Dimitriew würde ein DschengisKhan
an die Spitze dieserHeerhorde taugen, die am Liebsten, als gäbe es
keine Maschinengewehre und Shrapnells, noch heute in Klumpen,
blind.vorwärts stürmt. AnDschengis magauchHerrPinon gedacht
haben, da er, vor sieben Jahren, nach einer Rundreise, die ihn die
Leistung desVolks und des Fürsten bewundern lehrte, inderAb-
schiedsstunde den Gastfreunden eine von Marco Polo überlieferte
Geschichte erzShlte.Als Kübilai Khan,ein Enkel des Allmächtigen,
den letzten Sung-Kaiser von China entthront, die Mongolenherr» .
schaft(seit1280)gesichertundPekingzurHauptstadtseinesReiches
gemacht hatte, ließ er aus der centralasiatischen Steppe Pflanzen»
samen kommen, ihn in den Hof feines funkelnden Prachtpalastes
säen und zeigte im Lenz dann den Kindern das Beet und sprach zu
ihnen: »Gedenket der Ahnen; vergesset nie Euren Ursprung aus
Niedrigkeit; und wahret stets dieses Fleckchen Erde, aus dem das
KrautderBescheidenheitfprießt."SolcheMahnunghatFerdinand
vergessen.Durfte sie wohl auch nichtwagen.Aber derBulgarus muß
noch viel lernen, vielLasterabthun,eheersicheinen Europäer dün-
ken und in fremden Bezirken, südlich von der Maritza und west»

lich vomWardar, Herrschaftrecht heischen kann. Er prahlte frech,
übertraf an Graufamkeit das scheusäligste Raubthier und brach
dannwinselnd zusammen. Wie einst unter der Geißel des Türken»
sprossen Stambulow, des letzten Paschas in Bulgarien, gegen den
in der ersten Woche nach seiner Entamtung sechzig Klagen wegen
Frauenschändung eingebracht wurden. Serben und Griechen ha»
den Euch Uebermüthige niedergeschlagen, die Rumänen Euch bis
indenStaub gedemüthigt. Daß sie jetzt freundlich sind.rühmtIhr
garnoch. Meinet Ihr nicht, daß auch die Franzosen höchstfreund-
lich zu uns wären, wennwirihnen ohne Schwertstreich Elsaß-Loth«
ringen geräumt hätten? Fühlet nicht, daß solche Loblieder Eure
Schande nur mehren? Seit der Reussenzar Eurem König der»
heißen hat, das Aeußerste abzuwenden, athmet Ihr wieder. Soll
das alte Spiel sich erneuen? Morgen Oesterreich betrogen wer-
den, wie gestern Rußland betrogen ward? Zu spät. Pflanzet vor
denKonak das Kraut der Bescheidenheit. Lasset saubere Menschen
still die Mongolensaat ausjäten und den Keim des Gewissens
züchten. Nur dann öffnet sich Euch die civilisirte Gemeinschaft.
Griechen.
Jakob Philipp Fallmerayer, der Sie herrisch, als Intimus
und Reisegefährte des russischen Generals Ostermann»Tolstoi,
aus der vornehmen Familie der alten Hellenen wies und insKir»
chenbuch des Slavengemengsels schrieb, ist heute vergessen. Nnd
mählich schwindet demOhr derMenschheit auch der Nachhall des
ächtenden, verachtenden Wortes, das denNiedergangdesHelle»
nismus kündete. SeitBulgarien erstarkt, mit russischer Hilfe Herr
über Rumelien geworden war, beim Sultan, beim Zaren, beim
Kaifer und König FranzIoseph in Gunst gelangt schien, die Ser-
ben besiegt und seinen Erbanspruch auf Makedonien angemeldet
hatte, schauten die Balkanvölker nicht mehr aus frommer Sehn»
sucht nach Athen als nach dem Schoß, dem das Heil orthodoxer
Christenheit sich entbinden müsse. Rechtgläubigem Sinn östlicher
Schismatiker) ist ja auch der älteste SohnFerdinands (der, ehe er
nach Sofia ging, inbrünstig doch um den Segen des Heiligen
Vaters warb). Und der Bulgare ist, durch Kraft und List, Aus-
dauer und Bauernschlauheit, für den Kampf ums Dasein taug-
licher als der Grieche; kommt rascher vorwärts, hat mächtigere
Sozien, versteht sich besser aufs Geschäft. Hellas? Kann nicht

einmal Kreta zurückerobern. Ist von denTürken geschlagen wor»
den. Das wird nicht wieder. Im letzten Abendstrahl verblühender
Schönheit siecht es hin und muß froh fein, wenn die Korinthen»
ernte es vor demBankerot rettet. IhreLage war unbequemer als
die der Nachbarn. Im Wettlauf mit Rußland, Oesterreich, bul-
garischen Spinnern, turko-jüdischen Kaufleuten undGeldleihern
erlahmten Industrie und Handel (nurimWilajet Saloniki hielten
sie sich vornan, besonders weit in Kawala);und auch das politische
Handeln war durch die Pflicht gelähmt, die Türken, in deren asia»
tischem Reich, von Smyrna bis nach Trapezunt, viele Griechen
wohnen, nicht in Rächerwuth zu reizen. Was blieb Ihnen? Der
'Entschluß zum Bündniß mit Serben und Bulgaren war nicht leicht.
Venizelos, der kretische Rechtsanwalt, hatte den Muth, ihn zu
fassen. And der frevle Aberwitz der Bulgaren bescherte ihm dop»
pelte Frucht. Lorber gürtet jetzt die Fustanella der Evzonen. Ja»
nina, Saloniki, Kawala, Drama, Seres,Simetli,Xanthi: Schlag
auf Schlag. Die Griechen haben gekämpft, daß die Marathons»
machoi sich solcher Enkel nicht zu schämen brauchten. Alles war
gründlich vorbereitet; überallOrdnungund Mannszucht. Rings»
um brummts:»Sie fordern zu viel." Abwarten I Venizelos pflegte
bisher den Bogen nie allzu straff zu spannen. Freilich: der Weg
nach Sofia ist offen und der tausendjährige Hellenenzorn wider den
Bulgaren sehnt sich endlich ans Ziel. Aus Thessalien. Thrakien,
Makedonien, dem Epirus leuchtet altgoldener Griechenglanz.
Von derAigaierküste her ächzen Gefilde und Städte, in denen fast^
nur Griechen wohnen und in denen der Bulgare nun schlimmer
noch als derTürke gehaust hat. Auferstandener Volksgeist kriecht
nicht feig ins Grabgewölb zurück. Bedenket aber: daß noch manche
keimkräftige Wurzelknollen aus der langen Zeit graeco-walachi»
schenHaders wegzuroden sind; daß derBulgareim Weichenschon
denAnlaufsraumzumnächsten Vorsprung berechnet;daß Ihr den
Türken noch immer.für KieDiasporaEuresSiedlervolkes.brauchet
(drum durftet Ihr ja gegen ihn nicht so hitzig fechten wie gegen
Ferdinands Schwann); daß Ihr fürs Erste genug zu verdauen,
zu assimiliren, zu organisiren habt; daß in Bukarest flink eine Noth-
brücke gezimmert, nicht die endgiltigeMachtvertheilung bestimmt
wird. Griechenlands Gefühl und Geldbedürfniß flattert, wie Ru-
mäniens, gen Frankreich. Die Zwei können in dem romano-slavi»
schen Bund, der entstehen soll, fest zu einander halten; als die
byzantinisch»römische Gruppe. Die nun kein großer Otto bedräut. .

Serben.
LasetIhr in dem Patent, das den Landtag des Königreiches
Böhmen auflöste, wieder einmal die Titel Franz Iosephs? „ König
vonDalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien,Il»
lyrien, Ierusalem; Großherzog von Toskana; Herzog von Loth-
ringen, Modena, Parma, Piacenza,Guastalla; Grotzwojwod der
WojwodschaftSerbien..." Geschmolzener Schnee, von dem die
Rinnsaleschwellen. Werüberklettertsie als Erster? DieWojwod»
schaft Serbien ist Schall und Rauch; wie die Monarchie überIl»
lyrien, Jerusalem, Toskana, Lothringen und den italischen Klein-
kram. Rauch, der nicht mal mehr Himmelsgluth umnebelt. Seid
vernünftig, Urenkel Duschans; machet dem Ruf Ehre, der Euch
als den kühnsten und zugleich den besonnensten Südslavenstamm
preist. Bedenket, wie schwer dem ErzHaus der Entschluß werden
mußte, nach der deutschen und der italischen nun auch die orien»
talische Hoffnung einzusargen. Daß die Hand, die Schollen drauf»
geworfen hatte, sich unter dem brennenden Auge inZorn ballte, ist
natürlich. Doch muß ein Ende des Zwistes sein; in Frieden oder in
Krieg. Wie nach ihrem in Größe gereckten Peter den Russen mit
Westeuropa, gerade so gehts, unter einem Peter anderen Forma-
tes.Euch mitOesterreich; hier wie dort spricht derSeufzer: I^ec tecum
possum vivere nec sine te. Ihr kommt mit Oesterreich nicht in Ver»
traulichkeit; und könnt es dennoch nichtmissen. GlaubtIhr, eszer»
schlagen zu können? Ia (wir wollen ohne Hinterhalt reden); im
Bund mit Rußland, das Galizien, mit Italien, das die Südostküste
der Adria, mit Rumänien, das Stücke von Ungarn und der Buko»
wina will (Montenegro nehmtIhr jaalseinenTheil des Serben»
reiches); dieTfchechen,Walachen,Bosniaken,Herzegowzen,Kroa-
ten, Dalmatiner, Slovenen, Italiener werden in der Schicksals»
stunde dieKette sprengen: und so wirds gelingen.Das istEureRech-
nung; Mancher, nichtAller. Und danach? Serbien wäre einrussi»
scherVorposten; ein bunterStein in dersüdöstlichenMosaik. Der
kann vergrößert oder verkleinert werden; je nach dem Willen, der
die musivischeArbeit lenkt.SerbiensZukunst könnte recht sauer wer-
den; und gegen das nicht mehr von einer Ostgroßmacht gehemmte
Rußland vermöchte es nichts. Obendrein könnte die Rechnung
trügen und der Germanenprall, trotzdem er so spät käme, die
romano-slavische Koalition in Splitter zersprühen. Ist weise Ver»
ständigung nicht besser alsWagniß,dem sich dasLeben verpfändet?
Oesterreich, sagt Ihr, sinnt uns den Untergang. Von ihm kam

die Adriasperre, die uns verbot, endlich am offenen Meer einen
nicht fremder Gnade unterthanen Hafen zu besitzen. Von ihmkam
die Losung,Bulgarien solle über denWardar, bis in die Gegend
von Ochrida, vordrängen, sich zwischen uns und die Griechen klem»
men und so ermöglichen, daß wir von Nord (Oesterreicher), von
Süd (Bulgaren) undWest(Albaner) zugleich gepackt und im Kessel
erstickt werden. Am dieser Lebensgefahr undEhrennoth zu entge»
hen, haben wir den Sommerkrieg geführt; nicht, umHerrnFerdi»
nand etliche Hundert Quadratkilometer abzujagen. Und was hat,
als dieser Krieg ausgebrochen war, Oesterreich gethan? Weil es
über unser Land und dessen Kraftquellen nie Wahrheit hörte noch
hören wollte, war es unserer Niederlage gewiß; war, wenn Rumä»
nien ruhig blieb, des Bulgarensieges so sicher wie neun Monate zu»
vor des türkischen. Und Rumänien würde ruhig bleiben, wenn es,
statt des bulgarischen, serbisches Land erhielt. Das war ihm ange»
boten; die Hauptportion sollte unser negotiner Nordbezirk liefern,
in dem fast hunderttausend Rumänen, Einwanderer aus der
KleinenWalachei und demBanat, den Boden bestellen. Schleppen
Sie Herrn Dr. Danew vor ein unbefangenes Gericht und fragen
ihn unter seinem Eid, ob Oesterreichs Gesandter ihm nicht Ru»
mäniens friedliche Ruhe verbürgt habe; in allerForm: verbürgt.
DasUebrige, meinteman inWien und Budapest, ist Kinderspiel.
Wir bekommen Hiebe, jagen die den Oesterreichern verhaßteDy»
nastie Karageorgewitsch fort und sind selig, wenn Bulgarien uns
in seinem Himmel wohnen läßt. Unsere Skupschtina wählt den or»
thodoxenKronprinzenBoris zumRegenten: und nachFerdinands
Abdankung oder Tod ergiebt die Personalunion sich von selbst
und der Serbenlümmel ist zahm. Dieser Plan war fix und fertig;
und feine Agenten, Fürstenberg und Ugron, sonnten sich schon im
Glanz nahen Erfolges. Sie hehlten ihre Freude gar nicht, als
dieKunde von demBulgareneinbruch in die Tennisklubs platzte.
Nun ists anders gekommen. Die Diplomaten sind, nach Noten,
dupirt worden und ähneln heute Lohgerbern, denen die Felle
(und Vließhoffnungen) wegschwammen. Als die österreichischen
Zeitungen noch mit Bulgarenlügen vollgepfropft waren und die
Ballhausplatzblätter ihre Konsorten siegen, Städte stürmen, ganze
Provinzen besetzen ließen,hatteBulgarienAllesverloren; sammt
der Ehre. Und nicht, wie aus den selben Blättern dann geflötet
ward, in einem undurchführbaren Kriege gegen vier Fronten, son»

dern (nicht einen Schwertstreich hats gegen Rumänen und Türken
versucht) in einem nur gegen uns und unsere griechischenFreunde
auszufechtenden. So stehen die Dinge. Oesterreich wollte uns
zerstücken, in Fremdherrschaft knebeln; will wider uns jetzt einen
bulgaro-rumänischen Bund. Und Sie predigen Verständigung!
Ieder ernste Freund wird, trotz Alledem, Ihnen dazu rathen.
Sie haben gekämpft wie tapfere und gesittete Männer. Noch ihr
DrittesAufgebot, Leute über Fünfundvierzig, scheuchte die Bulga-
ren wie einHasenvolk;daß sieDutzende brauchbarerKanonen stehen
ließen und den Fluchtweg mit Gewehren besäten. Der serbische
Schütze hat sich auf der Walstatt wie im Waidwerkbewährt. Mo»
bilmachung, Generalstab.Mannszucht, Sanitätwesen, Feuerdis»
ziplin: Alles hohen Lobes würdig. Und Ihr in karge Schlichtheit
gewöhnter Agrarstaat hat den langen Kriegszustand besser, mir
geringerer Kerneinbuße, überdauert alsein feiner verästeltes Ge»
bild. Wenn nicht etwa die launische Fortuna noch den Bulgaren
lächelt, ists, staatlich und militärisch, eine ganz ungemeine Kraft»
probe, auf deren Gelingen Sie stolz sein dürfen. Das wittert auch
Oesterreich. Leugnet selbst kaum noch, daß es dicke Fehler gemacht
hat. Entwurzeln Sie aus der Nachbarmonarchie die Ueberzeu»
gung, daß Serbien ihr Feind sein müsse und wolle. Morgen dehnt
sich das Land aus entkräftender und schändender Umschnürung.
Die Nation, die sich inIahrhunderten steter Kämpfe fast verblutet
hatte, kann Luft holen und den Hauch des Meeres einschlürfen.
Braucht nie wiederRußlands Hetzhund, Rußlands Balkanbüttel
zu werden. Das enttäuschte, aus einem Lügenwust aufgerüttelte,
verarmte und ringsum gehaßte Bulgarien kann sich ohne russische
Gunst jetzt nicht durchfristen (kanns nur, durch neuen Trug, dem
Blick verbergen). Serbien kann frei sein, auf eigenen Füßen stehen:
und sich, endlich, den Luxus gönnen, mehr als ein Eisen in seinem
Feuer zu haben. Bosnien und die Herzegowina? Sind nicht
auch Deutsche, Italiener, Russen, Hellenen durch die Stachel»
drähte und Zwirnsfäden der Staatsrechte von den Stammes»
brüdern getrennt und im Fühlen, im Allerheiligsten des Volks»
thumes ihnen dennoch ewig vereint? Der Traum vom austri»
schen Makedonien, von der Habsburgerstraße nach Saloniki ist
zerronnen. Oesterreich fängt zu empfinden an, welche Pflichtbahn
sein Stern ihm weist. Freimüthig männliche Verständigung: und
es öffnet die Schranken von Semlin, schickt sich in Anerkennung

des Serbenwerthes, bläst derMeute ab, die Sie umbellt, und späht
nach der Möglichkeit, ohne Gefährdung seiner Land» und Meer-
macht bis an die Adria den neuen Bund zu flechten. Weil es muß;
weil es die Herrschgewalt über den Balkan nicht an sich raffen
wollte oder konnte. Serbien ist stark; sein erster Schritt würde
nicht mehr mißdeutet. Will es kleiner scheinen als sein Schicksal?

Rumänen.

Bukarest ward zumBalkantribunal. Das Königreich an der
Nnteren Donau, das fürchten mußte, von den in Eisen starrenden
Spielern geprellt zu werden, sieht sie nun, Gewinner, Verlierer,
in seinem Schiedsgerichtssaal. Sieht sich von West und Ost um»
worden; von dem gesternnochhochfahrendfrechenBulgarienum»
dienert, umbettelt. Die Großmächte wollen nicht ins Feuer, von
Medua bis Brussa ist alle Stoßkraft gemindert und Rumänien
hat ein Heer von vterhunderttausend Mann inunversehrterRüst»
ung. Macht: also einenRechtstitel. Einen behutsam anzufassenden
freilich. Die wiener Rechnung, die den König Karl als allmächtigen
Herrn der Stunde sähe, hätte wieder ein Loch. Wenn er sich mit
Bulgarien auf Serbien, mit Serbien auf Bulgarien stürzte, zer»
stöbe Rußlands Feuerscheu wie Rußflocken im Wind. Aber der
Himmel leuchtet über der Walachei und der Moldau; und viel-
leicht vollendetVenus nächstens dasWerk des Mars. Da Deutsch-
land und Oesterreich nichts Greifbares brachten, wurde das Ge-
schäftin Nordost abgeschlossen. Oesterreichs Vorschlag, das Flach»
land über Negotin zu nehmen, höflich angehört und heimlich be-
lächelt (mitRecht: denn ein starkes Bulgarien, ein ihm unterwor-
fenes Serbien wäre fürRumäniendoppelteLebensgefahr). Weil
Karl fürchtete, Bulgarien werde die Gegner im Sturm überrennen,
befahl er die Mobilmachung des ganzenHeeres, das dem Sieger
die Beute entreißen, dasGleichgewichtwiederherstellensollte. Ein
Glück, daß der Gesandte Filality in Belgrad nicht merken ließ,
wie fest die Abrede mit Serbien war. Der Sohn des klugen Karl
Anton kennt seine Leute. Wird dafür vorsorgen, daß die Rache,
die Bulgarien bebrütet, nicht flügge werden kann. And fpät noch
die Frucht der Erkenntniß ernten, daß Besseres als lauterHast dem
Stillen gelingt, der mit gespeicherter Kraft zu warten vermag. Drei
Meiern sich schwarz. Rumäniens goldene Schildsonne strahlt.

Die Zukunft

„Lud ik s. o^usstiov, arisss as t,«
tks Postulates «n tkeir vrkols
s^stsm rssts, ik tksz^ s,rs uz>«n,
t« viiuZiOs.te tks kuiu1g,iiisr>,ts,1 mg,xirris
psssell tdsir lives in stuö^ivA. tksss
VSI-^ rllSQ oktSQ tg,1K tKe läNAU^FS

Treppenwitz der Literaturgeschichte.

^Wewton lehrt uns, daß frei fallende Körper sich so bewegen, als »Wv ob sie sich in einem bestimmten Verhältnis; anzögen; „aber", fügt er hinzu, „wie ein vernünftiger Mensch eine solche Anziehe ungskraft für möglich halten kann, ist mir unbegreiflich". Unter die« sen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß diese von Newton selbst als geradezu unsinnig hingestellte Hypothese von der Anziehe ungskraft der Körper zum Dogma wurde und Newton außerdem als der Entdecker dieser Anziehungskraft höchlich gepriesen wird.

Siewifsen, wassiewollen.

Einen Vorgang mechanisch erklären oder verständlich machen ^ Das heißt, ihn auf das Wirken von Kräften zurückführen, die uns ihrer Wirkungweise nach bekannt sind. Nun giebt es aber nur eine uns bekannte Wirkungweise von Kräften: die Art, wie unser eigener Körper auf Andere wirkt, also durch Druck oder Stoß; denn was wir Zug nennen, ist nur ein modifizirter, indirekt angreifender Druck. Einen Vorgang mechanisch erklären, heißt daher, ihn auf das Wirken von Druckkräften zurückführen. Jeder andere Erklärungversuch ist ein Versuch, ihn dadurch verständlich zu machen, daß man ihn auf unbekannte Kräfte zurückführt, also unverständlich macht. Unter diesen Umständen versteht es sich eigentlich von selbst, daß man heutzutage Gravitation, Magnetismus, Affinität, und ähnliche Erscheinungen auf das Wirken von Anziehungskräften zurückführt, also, laut Definition, sie dadurch verständlich zu machen versucht, daß man sie unverständlich macht.

Die experimentelle Methode.

1. Schwindel. In einem Panoptikum in Cincinnati sah ich einst ein zartes, schwächliches Frauenzimmer, das behauptete, durch einen bloßen Willensakt der Schwerkraft entgegen wirken zu können. Sie versuchte, diese Behauptung experimentell zu be»' weisen, indem sie mit wagerecht ausgestrecktem Arm einen glatt po»'

lirten Besenstiel, der gegen die Fläche ihrer mit dem Daumen nach
oben gekehrten Hand gelegt war, ohne die Finger zu krümmen, in
der Schwebe hielt, auch dann noch, als sich drei dicke Zuschauer,
die zusammen an die sechshundert Pfund wiegen mochten, an die»
sen Besenstiel hingen; wobei der geneigte Leser erwägen möge, daß
professionelle Athleten es bei diesem Kunststück mit geschlossenen
Fingern im besten Fall auf wenig über hundert Pfund bringen.
Wer Lust dazu hatte, konnte das niedrige Podium betreten und
mit Stock oder Hand sich überzeugen, daß sich das junge Mädchen
dabei nicht etwa „unerlaubter Mittel bediene", wie wir Schul»
meister sagen. Dies Experiment war jedoch Schwindel, wie man
mir sagte, und kein Mensch, der auf sich hielt, ging hin.
2. Exakte Wissenschaft. In einem großen Hörsaal der
berliner Universität hörte ich einst einen bekannten Physiker über
Mechanik sprechen. Er behauptete, die Erde habe eine Anziehungs-
kraft, und versuchte, es experimentell dadurch zu beweisen, daß er
ein Lehrbuch der Experimentalphysik, das er gerade in der Hand
hielt, losließ oder, wie ers ausdrückte, seines Unterstützungpunk-
tes beraubte, worauf sich das Buch, wie er vorausgesagt hatte,
unter dem lebhaften Beifall der Zuschauer mit wachsender Ge-
schwindigkeit auf die Erde zu bewegte, bis es mit einem lauten
Knall auf den Fußboden schlug.
Ich dachte im Stillen: „Sehr geehrter Herr! Wenn ein Lehr-
buch der Experimentalphysik, seines Unterstützungpunktes beraubt,
den Weg zur Erde antritt, so beweist Das nichts, aber auch gar
nichts weiter als dieses Eine, was Sie mit den Augen sehen oder
mit den Händen fühlen, nämlich, daß es sich auf die Erde zu be-
wegt. Alles Andere ist Dichtung, die nur dann einen Sinn hat,
wenn sie uns den Vorgang mechanisch verständlich macht oder, mit-
anderen Worten, ihn auf das Wirken von Druckkräften zurück-
führt, denn Das heißt, mechanisch verständlich machen. Da ich nun,
wenn ein Lehrbuch der Experimentalphysik sich auf die Erde zu be-
wegt, offenbar eben so gut annehmen kann, daß es von irgendwel-
chen Aether» oder Elektronenströmen auf die Erde zugetrieben
wird, wie ich annehmen kann, daß es von der Erde angezogen wird^
und da die erste Annahme uns den Vorgang mechanisch verständ-
lich, die zweite aber ganz unverständlich macht, so muß doch ein
Mensch von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er, um den
Borgang zu verstehen, just die Hypothese aussucht, die ihn unver-
ständlich macht, und sich dann noch einbildet, er könne Das experi-
mentell beweisen. Mit genau dem selben Recht könnte ich, wenn
der Wind eine Schneeflocke gegen meinen Hut treibt, behaupten,

dieser Hut besitze eine Anziehungskraft. Das wissen Sie, sehr geehr»
ter Herr, natürlich so gut wie ich; Sie haben offenbar nur einen
Witz machen wollen, um Ihre Zuhörer auf die Probe zu stellen."
Ich schickte mich zu einem dezenten Gelächter an; ehe ich je-
doch losdrückte, sah ich mich vorsichtig im Saal um, denn ich lache
bei solchen Gelegenheiten nicht gern allein; aber kein Mensch
lachte, auch der bekannte Physiker nicht. Denn, lieber Leser, Dies
war kein Witz, sondern exakte Wissenschaft, wie man mir sagte.

Darwinismus.

1. Vererbung. Haben Sie schon einmal darüber nach-
gedacht, wie es kommt, daß man, wenn Einem das Haus über dem
Kopf brennt, schleunig hinausläuft? Nein? Die Sache ist im
Grunde furchtfar einfach. Also, nicht wahr, vor vielen Hundert-
tausend Iahren saßen einst in einer Höhle Menschen und ließen
sichs wohl sein. Plötzlich erscholl ein furchtbarer Krach, blaue
Flammen züngelten aus dem Feuer unter dem mächtigen Brau-
kessel hervor, um die sie gelagert waren, liefen wie feurige Schlan-
gen auf dem Estrich hin, fraßen sich in die Wände ein: und im
Nu stand die ganze Höhle in hellen Flammen. Eine Flasche mit
Doppelkümmel, die man zu nah ans Feuer gelegt hatte, war explo-
dirt. Dieser Vorgang, als Reiz auf die peripheren Nervenenden
der Zecher wirkend, löste nun bei Iedem eine andere, an sich ganz
Zwecklose Reaktion aus: Einer ging sofort ins Bett, ein Anderer
stimmte das Flaggenlied an, ein Dritter fiel rücklings in einen
Mülleimer, wieder Andere liefen nach allen Richtungen gegen die
Wände. Einer von ihnen kam zufällig an die Stelle der Wand,
wo der Höhlenzimmermann zufällig ein Loch gelassen hatte, und
gelangte so zufällig ins Freie. Während nun die anderen Höhlen-
menschen, als zum Weiterleben offenbar ungeeignet, elend im
Feuer umkamen, blieb dieser Eine, als der zum Weiterleben Ge-
eignete, am Leben und vererbte seine Eigenschaft, bei ausbrechen-
dem Feuer durch ein Loch in der Wand zu laufen, auf seine Nach-
kommen. Daher laufen wir Alle jetzt noch bei ausbrechendem
Feuer durch ein Loch in der Wand ins Freie.

2. Wahrscheinlichkeitrechnung. Damit auch der
einfachste Organismus nur eine Minute am Leben bleibe, muß er
auf die unablässig auf ihn eindringenden Reize eben so unablässig
zweckgemäß reagiren. Die zweckgemäße Reaktion muß die Regel,
die zwecklose die seltene Ausnahme sein. Nun ist wegen der unend-
lich vielen Richtungen des Raumes die Zahl selbst der einfachsten
auf einen Reiz möglichen Reaktionen unendlich groß; bildet man
daraus noch alle eben so gut möglichen Kombinationen, so erhält

man eine Zahl, die ich nicht auch nur anzudeuten vermag. Da nun
unter diesen unendlich vielen möglichen Reaktionen immer nur
eine ganz kleine Anzahl, meistens sogar nur eine einzige, zweck»
gemäß ist, so ist die mathematische Wahrscheinlichkeit, daß auf einen
Reiz vor dem Ablauf einer unendlichen Zeit zufällig eine zweck-
gemäße Reaktion erfolgt, gleich Null. Und zwar ists ganz gleich-
giltig, ob es sich dabei um einen Menschen oder um eine Hya-
zinthe, um Karl den Dicken oder um eine Amoebe, um den kompli»
zirtesten oder um den einfachsten Organismus handelt: die Wahr-
scheinlichkeit, daß irgendeins von diesen Wesen auf einen Reiz zu-
fällig zweckgemäß reagirt, ist in allen Fällen genau gleich, nämlich
immer gleich Null. Was soll da der gewaltige Umweg, den die
Darwinisten machen? Weshalb sagen sie nicht, daß alle scheinbar
zweckgemäßen Handlungen, auch unsere eigenen, zufällig ent-
stehen? Der Grund liegt auf der Hand: weil die einzige Antwort
darauf ein lächelndes Achselzucken sein würde; vielleicht auch,
wenn der Forscher Geld und zuständige Verwandte hat, der An-
trag auf Einleitung des Entmündigungverfahrens. Das aber ist
der Zauber der Ferne, der räumlichen wie der zeitlichen: wenn
Iemand uns erzählte, daß unser heutiges Zahlensystem sich erst all-
mählich aus einem primitiven, chaotischen Zahlenschleim im Stil-
len Ozean entwickelt habe, daß noch in der älteren Steinzeit zwei-
mal Zwei gleichFünf gewesen sei und erst durch geschlechtlicheZucht-
wahl, Anpassung und snrvival ot tke kittsst seinen heutigen
Werth angenommen habe: wir würden es als eine werthvolle Ver-
tiefung unserer Weltanschauung dankbar-gläubig hinnehmen.

3. DiePrinzipienderMechanik. Wenn es gelun-
gen wäre, das organische Leben ganz allein aus den Prinzipien
der Mechanik zu erklären, so wäre man gerade da angelangt, wo
das Problem anfängt, interessant zu werden; denn bei dem gering-
sten Besinnen zeigt sich, daß diese Prinzipien vom Standpunkt
einer mechanistischen Betrachtungweise durchaus nicht selbstver-
ständlich, sondern höchst räthselhaft und der Erklärung mindestens
in dem selben Grade bedürftig sind wie die Zweckmäßigkeit der
Organe lebender Wesen. Das ganze Zweckmäßigkeitproblem. taucht
hier von Neuem in einer Form wieder auf, die keine Reduktion
auf noch einfachere Formen oder ein Abschieben in das Dämmer-
reich einer fernen Vergangenheit mehr zuläßt. Und dann zeigt sich,
daß gerade die Prinzipien, mit deren Hilfe man jeden Zweck, jede
Vernunft aus der Welt zu scheiden gedachte, die aber selbst, eben
weil sie der ganzen Mechanik zu Grunde liegen, nicht mehr mecha-
nisch erklärt werden können, die ganze Teleologie und damit die

Vernunft und damit den Lieben Gott wieder in die Wissenschaft hineinbringen. Die stärksten Beweise für das Dasein Gottes wird man dereinst gerade in den Prinzipien erblicken, durch die man 5em Glauben an ihn den Todesstoß versetzen zu können hoffte.

4. BlindeNaturkräfte. Was ist eine blinde Naturkraft? Wir nehmen in der uns umgebenden Welt doch immer nur Bewegungen, niemals aber Kräfte wahr. Die Kraft dichten wir hinzu, um uns die Bewegungen verständlich zu machen. Dieser Begriff einer wirkenden Kraft entstammt aber ausschließlich der Selbstbeobachtung; und das reale Substrat dieses Begriffes ist identisch mit Dem, was wir sonst Willen nennen. Die einzige, uns ihrem Wesen nach bekannte Kraft, die einzige also, durch deren Wirken wir uns einen Vorgang restlos erklären können, ist demnach unser eigener Wille oder eine ihm im Wesen gleiche, nur quantitativ von ihm verschiedene Kraft. Diese Kraft, unser Wille, ist aber stets bewußt, nie blind; wir müssen also entweder auf den Begriff der Kraft und damit auf jeden Versuch einer Naturerklärung überhaupt verzichten (und Das bedeutet eine auf die Dauer unerträgliche Knebelung unseres Verstandes) oder wir müssen mit Kräften rechnen, die ihrem Wesen nach mit unserem menschlichen Willen identisch sind, also bewußt nach Zwecken wirken; wobei man freilich, ehe man zu vorschnellen Analogieschlüssen eilt, über das Wesen seines eigenen Willens vollkommen ins Reine gelangt sein muß. Iedenfalls ist der Glaube an blinde Naturkräfte grassester Köhlerglaube und erfordert ein viel größeres saoriki^ium intslle«. ws als etwa die Hypothese, daß der Mond aus halbfettem Tilsiter Käse besteht.

Triumph der Mathematik.

Mit Ausnahme der Arithmetik beruht fast die ganze Mathematik auf einem bisher unbewiesenen Satz, dem Parallelenaxiom. Nachdem man sich seit fast zweitausend Iahren vergeblich bemüht hat, einen Beweis für diesen Satz zu finden, ist es den modernen Mathematikern gelungen, zu beweisen, daß ein Beweis des Satzes überhaupt unmöglich ist. Einen mathematischen Satz beweisen, heißt: ihn auf eine offenbare Selbstverständlichkeit, auf eine offene Tautologie zurückführen. Das ist nur möglich, wenn der Satz zwar richtig, aber nicht schon offenbar tautologisch ist; es ist unmöglich, wenn der Satz entweder falsch oder selbst schon eine offene Tautologie ist. So ist, zum Beispiel, der Satz 2 x 2 3 — 1 eines Beweises bedürftig und fähig, denn er ist wahr; und seine Wahrheit ist dadurch versteckt, daß der Begriff „vier" das eine Mal durch die Symbole 2x2 und das andere Mal durch 5 — 1 wiedergegeben

wird. Der Satz 2x2.^3 — 1 ist eines Beweises auch bedürftig, aber nicht fähig, denn er ist falsch.

Sage ich also, das Parallelenaxiom ist unbeweisbar, so heißt Das entweder: es ist eine offene Tautologie; oder: es ist falsch. Da es nun, wie die Inspektion des Wortlautes ergiebt, keine offene Tautologie ist (sonst müßten Voraussetzung und Behauptung auch dem Wortlaut nach identisch sein), so bleibt nur die andere Möglichkeit, daß es falsch ist. Wenn aber das Parallelenaxiom falsch ist, so sind auch die daraus gezogenen Folgerungen falsch; und da die Mathematiker selbst behaupten, daß dies Axiom die nothwendige Voraussetzung der Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie, höheren Analysis (und was weiß ich noch Alles) ist, so folgt, daß diese Disziplinen unmöglich sind. Hnc>ä sr^t deinon-Ltrandum. Zu den, wie Chamberlain sagt, Schwindel erregenden Leistungen der modernen Mathematik gehört also auch die, bewiesen zu haben, daß sie unmöglich ist. Als vorsichtige Leute haben die Mathematiker aber schon bei Zeiten vorgesorgt und eine andere, die nicht-euklidische Geometrie geschaffen, die des Parallelenaxioms nicht bedarf. In dieser Geometrie geht es so seltsam zu wie in einem Traum; man erfährt nicht ohne einiges Entsetzen, daß darin ein Streifen gleich seinem achten Theil ist. So lange die Sache rein theoretisch bleibt, mag Das hingehen; wenn aber erst das nicht-euklidische Waarenhaus auf dem Platz erscheint, dann helfe uns Gott.

Immerhin ist auch die ganz gewöhnliche Geometrie, die wir in der Schule lernen, nicht von Pappe, wie man sagt; denn auch in ihr ist die gerade Linie eine gleichmäßig gekrümmte Kurve, und wenn man auf einer geraden Linie immer in der selben Richtung fortgeht, so kommt man schließlich wieder an den Ausgangspunkt zurück, wie etwa ein Schiffer, der die Erde umsegelt, sagen die Mathematiker. Ich dagegen sage, daß, nach diesen und ähnlichen Erfahrungen zu urtheilen, das wesentliche Merkmal der geometrischen Begabung in einem ungewöhnlichen Mangel daran zu suchen ist.

Zurück zu Kant!

Der geneigte Leser wird zugeben, daß die Konfusion nicht klein ist. Der Spezialist, dem Begabung und Beruf gestatten, die Schicksale des vortonigen, gedeckten a im Südwestsächsischen liebevoll zu verfolgen, merkt wenig davon; wer aber genöthigt ist, die Wissenschaften dann und wann auch einmal aus der Vogelschau zu betrachten, Der sieht die Paranoia Eruditorum die Geister umschatten und stößt in seiner Herzensangst den für solche Fälle vorgeschriebenen Schrei „Zurück zu Kant I" aus. Kehren wir also zurück zu Kant; waschen wir uns in dem lauteren Bade des' transszenden-

talen Idealismus die empirischen Spinnengewebe aus den Augen.
Es giebt in Wahrheit keinen Raum und keine Zeit, lehrt Kant;
Raum und Zeit sind nur Formen unserer Sinnlichkeit, nichts
weiter. Es giebt in Wahrheit auch keine Einheit und keine Viel-
heit, keine Qualität und keine Quantität; es giebt keine Möglich»
keit, keine Wirklichkeit und keine Nothwendigkeit: sie Alle sind nur
Kategorien unseres Verstandes, das subjektive Fachwerk, so zu
sagen, in das wir, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres
Gemüthes, das Chaos der uns gegebenen Empfindungen einzu-
ordnen gezwungen sind. Es giebt in Wahrheit nur Dinge an sich,
ohne Ausdehnung und ohne Dauer, ohne Qualität und ohne
Quantität, ohne Möglichkeit und ohne Wirklichkeit . . .

Wenn Goethe, der Beneidenswerthe, Das las, wurde ihm zu
Muth, als ob er in ein helles Zimmer träte.

Hat Kant gelebt?

Leider ist aber der Trost, den wir aus dieser lichtvollen Lehre
schöpfen können, höchst problematischer Natur, denn wenn wir auf
Kants eigenem Lehrbegriff fußen, so ergiebt sich unwiderleglich,
daß der Schöpfer dieses Begriffes gar nicht gelebt haben kann.
Denn um gelebt zu haben, muß er doch irgendwo und irgendwann
gelebt haben. Nun giebt es ja aber, wie wir soeben gesehen haben,
gar keinen Raum; in dem er hätte leben können, also kann er auch
nirgends gelebt haben; und eben so wenig giebt es eine Zeit: und
deshalb kann er nie gelebt haben. Wer aber nie und nirgends ge-
lebt hat, Der veraltet zwar nie, wie Schiller sehr richtig beobachtet
hat, aber gelebt hat er jedenfalls auch nicht; nicht einmal in Kö-
nigsberg, was an sich schon nicht viel heißen will.

Wie Professor Iensen in Marburg überzeugend nachgewie-
sen hat, sind die Kantbiographien von Borowski, Wasianski, Fach-
mann und Anderen nur als Varianten des altbabylonischen Gil-
gamesch-Epos zu betrachten, während die Kant zugeschriebenen
Schriften mißverstandene und nachträglich verballhornte Krieger-
vereinsreden des selben altbabylonischen Gottmenschen sind.

In Summa.

Wenn wirklich, wie die Logiker immer behaupten, die Fähig-
keit, richtig zu denken, den Menschen angeboren ist, dann wissen sie
es so geschickt zu verbergen, daß auch der schärfste Beobachter nichts
davon merkt. Sollte diese Annahme aber irrig sein, so hoffe ich,
im Vorstehenden einiges Material zusammengebracht zu haben,
um unsere viel geschmähte Schule wenigstens von dem Vorwurf zu
entlasten, daß die durch sie vermittelte Bildung eine einseitige und
übertriebene Schulung des Verstandes biete.

Jena. . Max Kleinschmidt.

Franziska Ellmenreich.
^Hie Zeit, in der es, nach einem bekannten Wort, Schillerhasser gab, hat auf keinen Zweig der Kunst so verhängnißvoll eingewirkt wie auf das Schauspiel. So nothwendig die naturalistische Umwälzung vielleicht für unsere Dichtung war, so unheilbar hat sie die Ueberlieferung des klassischen Stils zerstört und insbesondere den Darstellern die Fähigkeit genommen, Schillers und Goethes Verse so zu sprechen, wie sie gesprochen werden müssen. Immer wieder bedauert man, auch in unseren bestem Schauspielhäusern, die Hilflosigkeit, mit der reich begabte junge Schauspieler vor der Kunst der Klassiker stehen, die eben auch ihren eigenen Stil hat und nicht so gespielt werden kann wie die Kunst von 1890 und 19W. Um so schöner hebt sich davon die reife Sprache und die durchgebildete Darstellung der wenigen Künstler ab, die verstanden haben, die Ueberlieferung weiterzutragen, von der man noch vor zwölf Iahren im alten Burgtheater einen Hauch verspürte. Heute ist sie nur noch bei Wenigen zu finden; am Reinsten wohl bei Franziska Ellmenreich.
Freilich zeigt die Darstellung des großen Dramas, wie Frau Ellmenreich sie pflegt, weder Schema noch hohles Pathos, überhaupt nicht Schablone. Was wir aus Schillers Werken, was wir aus dem „Tasso" und der „Iphigenie" heraushören, ist ja das volle Leben jeder einzelnen Gestalt. Die lebendigen Menschen des„Wallenstein" sind auch dem fernsten Geschlecht jeder Zeit wieder erweckbar. Wie eine Gestalt gewordene Durchdringung von Ehrgeiz, Familienstolz, politischem Fieber und vielleicht einer schon über die Bewunderung hinausgehenden Liebe zu Wallenstein erschien uns stets die Gräfin Terzky der Frau Ellmenreich. Die Nervosität der ganzen Gestalt zitterte vom ersten bis zum letzten Wort durch ihre Verkörperung; und besonders stark empfand man sie, wenn sie gegen die ganz anders geartete Nervosität Wallensteins anprallte. Hier der Held, der große Thaten hinter sich hat und doch von Jahr zu Jahr mehr in den dunklen Dunstkreis des Sternenaberglaubens, in ein Räthseln und Sinniren über die Natur seiner Umgebung hineingerathen ist; dort die Frau mit dem starken, fast männlichen Wesenstheil, die in jedem Augenblick die Schwingungen der Ereignisse mitfühlt, der die Entscheidungen im Blut liegen, deren kluger Ehrgeiz sich leidenschaftlich aufbäumt und die Anderen mitreißen will. Feuer und Schwungkraft athmete aus jedem dieser unvergänglichen Verse, wenn Franziska Ellmenreich sie sprach. Und wie sich der Hohn der Stärke beigesellt, wie verletztes Gefühl sich hoch aufbäumt und verrathene Liebe sich nicht anders

denn durch Rachedurst verrathen will: Das zeigte sie als Hebbels Brunhild, deren düstere Majestät überragend Bergers schöne In» szenirung des endlich unseren Bühnen ganz gewonnenen Werkes in ihrem ersten Theil durchschien. Es war ein reizvolles Schau» spiel, im zweiten Theil die von Haß erfüllte Kriemhild einer ganz anders gearteten Darstellerin, der Frau Adele Dors, von ihrer Empfindung her einen zweiten Gipfel deutscher Schauspielkunst erklimmen zu sehen.

Die selbe Franziska Ellmenreich sahen wir immer wieder in den reifen Frauengestalten Goethes. Wie gab sie die Klugheit und Weiblichkeit der Margarethe von Parma und ließ die stille Neigung zu Egmont durch jeden Satz durchklingen! Herrlich sprach sie die Verse der Prinzessin im „Tasso"; gerade hier empfanden wir, daß diese Künstlerin aus dem Quell der einheitlichen Kultur schöpfte, die uns die zehn Jahre der Vereinigung Goethes und Schillers in reiner Klarheit verkörpern und deren Verlust wir in den wenigen Stunden der Besinnung, die uns heute bleiben, oft schmerzlich beklagen. Und das düstere Bild der Isabella aus der „Braut von Me^sina", das Frau Ellmenreich vor uns hinstellte, lehrte wiederum die volle Lebendigkeit auch dieses schwierigsten und seltsamsten der Trauerspiele Schillers.

Leben darstellen und Leben wecken, war von je die Aufgabe und das immer wieder erreichte Ziel dieser großen Kunst; kein Satz, der nicht neu erfühlt war, keine Geberde, die nicht aus der vollen Gewalt der dem Dichter nachempfundenen Minute sprach. Und insbesondere der leidenschaftlich herrische und dann Wieder der schmerzvoll tragische Gang dieser im Auftreten jedes modische Mätzchen verschmähenden Gestalt ergriff immer wieder. Franziska Ellmenreich hatte in Hebbels „Demetrius" die ungemein schwierige Aufgabe der Marfa; man muß sie gesehen haben, um zu erleben, was eine große Darstellerin aus dem lange andauernden stummen Spiel des zweiten Aktes macht, wie sie uns jede Seelenregung in dem schwersten Seelenkampf ohne ein lautes Ausdrucksmittel miterleben läßt. Und sie schafft auch da Leben, wo der Dichter sie im Stich läßt; wenn sie in Augiers „Haus Fourchambault" eine sentimentale Rolle durchführen muß, begnügt sie sich nicht mit dem herkömmlich Gesellschaftlichen, sondern vertieft die gute Theatermache zu lebendigem Spiel. Oder sie hebt in Wildes „Unbedeutender Frau" die Gouvernantenempfindsamkeit der Hauptrolle zu echter Frauenleidenschaft. Und in Sudermanns „Es lebe das Leben" gab sie der Gräfin Beate an der Stelle, wo sie mit dem einst Geliebten alte Briefe durchliest, hinreißenden Zauber einer noch im Vergehen tief ergreifenden weiblichen Anmuth. Und wäh»

rend die durch den Naturalismus erzogene Kunst so schwer den
Weg zu der Größe einer anderen Zeit findet, fand Frau Ellmen-
reich durchaus die Ausdrucksmittel für die Kunst der Gegenwart.
Man hätte dieser Isabella, dieser Mutter Koriolans kaum die
resche und humorvolle Lona Hessel zugetraut, die sie (in den
„Stützen der Gesellschaft") uns gab. Die selbe Künstlerin, deren
sprühende Alexandra in „Herodes und Mariamne", deren groß-
artige Elisabeth in „Maria Stuart" den letzten Gehalt der Dich-
tung zeigten, wußte sich dem dichterischen Gebilde der Gegenwart
nicht nur einzugliedern, sondern erwies auch da die feinen Nerven
und die Klugheit ihrer großen Kunst.

Ein immer noch loderndes Temperament, eine Sprachzucht,
die auf der heutigen Bühne doppelt rühmenswerth ist, eine Ge-
berdensprache, die Allem den Ausdruck findet, eine Kunst, die in
dem Kunstwerk die ewige Menschlichkeit des Dichters voll erfaßt
und herausbringt, will von uns scheiden. Denn Franziska Ell-
menreich, durchaus nicht müde, immer noch neuen Aufgaben ge-
genüber schöpferisch und in jeder Rolle ganz lebendig, hat die
Stätte verlassen, die ihr zum guten Theil Ruf und Ruhm dankt,
dashamburgerDeutscheSchauspielhaus, in demAlfred von Berger
mit einer nirgends erreichten Eindringlichkeit Friedrich Hebbel
einem ganzen großen, großstädtischen Hörerkrels vertraut gemacht
hat. Wir empfinden ihr Scheiden schmerzlich als zu früh und sehen
sie noch nirgends ersetzt. Immer schauen wir um sie den großen
Kranz unvergeßlicher Gestalten, die sie, treu den tief verstandenen
Dichtern, in das Licht der Rampe gerückt hat. Und wir sehen sie
selbst, die aus dem unerfreulichen Bühnenbetrieb der Gegenwart
fraulich und heldisch zugleich emporragt.

Hamburg. Heinrich Spiero.

«Der Traum" von Karl Walser.

Phantasie zu einem Bild meines Bruders.

AM? ir träumte, daß ich ein winzig kleiner, unschuldiger, jung«
Bursche sei, so zart und jung, wie noch nie ein Mensch war, wie
man nur in dunklen, tiefen, schönen Träumen sein kann. Ich hatte we-
der Vater noch Mutter, weder Vaterhaus noch Vaterland, weder ein
Recht noch ein Glück, weder eine Hoffnung noch auch nur die blasse
Vorstellung einer solchen. Ich war wie ein Traum mitten im Traum,
wie ein Gedanke, gelegt in einen anderen. Ich war weder ein Mann,
der sich je nach dem Weibe sehnte, noch ein Mensch, der sich jemals
Mensch unter Menschen fühlte. Ich war wie ein Duft, wie ein Gefühl;

ich war wie das Gefühl im Herzen der Dame, die an mich dachte. Ich hatte keinen Freund und wünschte mir auch keinen, genoß keine Achtung und wünschte auch keine, besaß nichts und begehrte auch nie irgendetwas zu haben. Was man hat, hat man schon wieder nicht mehr, und was man besitzt, hat man schon wieder verloren. Nur Das, wonach man sich sehnt, besitzt und hat man; nur, was man noch nie gewesen, ist man. Ich war weniger eine Erscheinung als ein Sehnen, ich lebte nur im Sehnen und war, war nur ein Sehnen. Weil ich nichts kostete, schwamm ich im Genuß, und weil ich klein war, hatte ich hübsch Platz, in eines Menschen Brust zu wohnen. Entzückend war, wie ich es mir in der Seele, die mich liebte, bequem machte. Da ging ich also. Ging ich? Nein, ich ging nicht: ich spazirte in der leeren Luft, ich brauchte, um zu gehen, keinen Boden; höchstens berührte ich den Boden leise mit den Fußspitzen, als sei ich ein talentreicher, von den Göttern mit allen Gaben der Tanzkunst begnadeter Tänzer. Mein Kleid war weiß wie Schnee und Aermel und Hosen schleppte ich nach; sie waren mir um ein Erkleckliches zu lang. Auf dem Kopf trug ich ein zierliches Dummkopftappchen. Die Lippen waren roth wie Rosen, das Haar war goldgelb und ringelte sich mir um die schmalen Schläfen in anmuthigen Locken. Einen Körper hatte ich nicht oder kaum. Aus meinen blauen Augen schaute die Unschuld. Ein schönes Lächeln hätte ich gar zu gern gelächelt; doch es war zu zart; es war so zart, daß ich es nicht zu lächeln, sondern nur zu denken und zu fühlen vermochte. Eine große Frau führte mich an der Hand. Iede Frau ist groß, wenn sie zärtlich ist, und der Mann, der geliebt wird, ist immer klein. Liebe macht mich groß; und geliebt und begehrt sein, macht mich klein. Da war ich Dir, lieber huldreicher Leser, so fein und klein, daß ich bequem in den weichen Muff meiner hohen, lieben, süßen Frau hätte schlüpfen können. Die Hand, die mich hielt und an der ich tanzend schwebte, war mit einem schwarzen Handschuh bedeckt, der hoch hinauf bis über die Ellbogen reichte. Wir gingen über eine graziös geschweifte und gebogene Brücke und die röthliche, dichterisch-phantastischeSchleppe meiner holdenHsrrinfchlang sich der Länge nach über die ganze Brücke, unter welcher schwarzes, warmes, duftendes Wasser träge floß, goldene Blätter mit sich tragend. War es Herbst? Oder war es ein Frühling nicht mit grünen, sondern mit goldenen Blättern? Ich kann es nicht mehr sagen. Unsagbar zärtlich schaute mich die Frau an: ich war bald ihr Kind, bald ihr Mauschen, bald ihr Mann. Und immer war ich ihr Alles. Sie war das überragend gewaltige und große Wesen, ich das kleine. Kahle Aeste stachen hoch oben in die Luft. So wurde ich weiter, immer weiter weggeführt als eine Art von niedlichem Besitz, den der Eigenthümer ruhig mit sich nimmt. Ich dachte nichts und wollte und durfte auch von Denken nichts wissen. Alles war weich und wie verloren. Hatte mich die Macht des Weibes zum Knirps gemacht? Die Macht des Weibes: wo, wann und wie regirt sie? In der Männer Augen? Wenn wir träumen? Mit Gedanken?

Charlottenburg. Robert Walser.

Selbstanzeigen.

Gugenik. Wege zur Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft im deutschen Volke. Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig.

Die Lehre von der Eugenik stammt von Francis Galton, dem berühmten englischen Anthropologen und Enkel des Erasmus Darwin, der sie in den Schriften „Hersäitsrv Lenius", „MtursI Lulpsritänoe", „Human ^seultv suä its Development" und anderen begründet und ein Institut für Eugenik („Eugenics") in London gestiftet hat, das im Iuli 1912 den ersten Kongreß für Eugenik dort abhielt. In Deutschland ist diese Lehre von mir in der Schrift „Menschen- und Bodenreform: Galton «antra Malthus" vor einem Iahrzehnt eingeführt worden; Galton ließ in Anerkennung des Verständnisses für seine Ideen und Bestrebungen diese Schrift übersetzen. Er hat seine Bestrebungen in dem Ausdruck „Eugenics" zusammengefaßt, wofür in Deutschland das Wort „Eugenik" geprägt worden ist, und damit einen entscheidenden Stoß gegen die malthusische Theorie geführt. Die Verhinderung der Volksvermehrung, die Malthus fordert, kann nach Galton nur zum größten Nachtheil der Rasse ausschlagen. Die Beschränkung in der Fortpflanzung würde nämlich hauptsächlich von den höher Gebildeten, den selbstlosen und gewissenhafteren Naturen befolgt werden, während die rohen und weniger gewissenhaften Volksschichten sich nicht daran kehren dürften. Gerade die aber, deren Schlag wir besonders brauchen, würden damit auf den Aussterbeetat gerathen, während die Anderen, die wir los sein wollen, den Platz mit ihrer Nachkommen» schaft ausfüllen würden. So wäre mit der Einschränkung der Volksvermehrung nur eine dauernde Verschlechterung der Rasse vorbereitet. Das nothwendige Ergebniß der praktischen Verwerthung der malthusischen Lehre würde sein, daß die Rasse der vornehmer gearteten Individuen, der Führernaturen, nach einigen Generationen zu einer verschwindenden Zahl gegenüber dem Durchschnittstypus zusammenschrumpfte. Galton protestirte daher mit ganzer Energie dagegen, daß die fähigeren Elemente ermuthigt werden, sich auf diese Weise aus dem Kampf ums Dasein zurückzuziehen. Zur Entdeckung und Erweckung solcher verborgenen, vereinzelten, in die Minderheit gedrängten und mit der Gefahr des Aussterbens bedachten wohlgearteten und befähigten Lebenskeime beizutragen, daran hatte Galton seine Lebenskraft gesetzt: die Rassetüchtigkeit, zunächst seines Volkes, zu erforschen und die Gefahr vor Augen zu stellen, der die modernen Völker durch die planlose Vermischung mit jeglichem Menschenmaterial entgegengehen. Ich g.ehe in meiner Schrift „Eugenik" noch weit über Galtons ursprüngliche „Eugenics"-Lehre hinaus; denn ich fordere eine eugenetische Politik, die alle Partei- und Konfessionpolitik ab» und in sich auflösen soll. Ia, in diesem Einen könnten sich alle Richtungen und Strebungen zusammenfinden, aus welchem politischen oder religiösen

Lager sie auch herkommen mögen: in einer Eugenik, welche die schöpfe»
rische Kraft und Selbstherrlichkeit der Nachkommenschaft sicherstellt.
Darin gipfelt für mich die schon verschiedentlich von mir angeregte und
erörterte Idee eines sogenannten „Kulturparlaments"; und wenn die
Kulturparlamentarier sich nur auf diese eine Bestrebung der „Eugenik"
konzentriren wollten, in der Alles enthalten ist, was unser Volk zur
Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft braucht, dann dürften sie alle
sogenannten Politiker hinter sich lassen, als die wahrhaften Realpoli-
tiker unseres Volkes. Ich fordere Naturparks für die Iugend, in denen
sie sich kraftvoll für Iahre ausleben kann, bevor sie in den eigentlichen
Ernst des Unterrichts und der Erziehung tritt, in den Ernst des Lebens
genommen wird. Damit will ich mich natürlich nicht auf diesen einen
Vorschlag festlegen, sondern es offen lassen, in welcher anderen Weise
man etwa noch die Wiedergeburt ungebrochener Rassekraft erwirken
zu können glaubt. Iedenfalls müßte der Weg zu einer völligen Her-
auslösung aus den gegenwärtigen Kulturverhältnissen führen, wenn
auch nur zeitweilig, auf ein paar Iahre. Durch Absonderung, Ab-
stufung, „Pathos der Distanz" (Nietzsche) ist alles Men'chenwesen alle!«
geworden, was es ist, groß und hoch gewachsen. Wenn der Mensch sich
aus dem Assen entwickelt hat, dann muß einmal ein Individuum, ein
Paar, eine Gruppe von Uraffen sich von der übrigen „Aefferei" los-
gesagt und andere, eigene Lebenswege eingeschlagen haben. DieMensch»
werdung hat jedenfalls geistig eingesetzt, intellektuell, und nicht zuerst
somatisch durch nur äußerliche Zuchtwahl, und hat dann erst auf dem
Wege der Auslese allmählich die körperliche Beschaffenheit gewisser-
maßen nach sich gezogen. Und so dürfte es sich auch in unserer Civili-
sation und Kulturwelt wieder vollziehen, wenn daraus noch etwas
mehr werden und wachsen soll; denn sie ist im Grunde doch auch nur
eine ungeheure Aefferei und Komoedie; eine wahre Affenkomoedie.
Wir sind wie in der Lage eines Menschen, der im Abgleiten von einem
Berge begriffen ist und, den Abgrund vor Augen, sich im Abrutschen
nur mühsam an Bäume und Sträuche anklammert, die seinen Unter-
gang für eine Weile aufhalten, aber nicht mehr dauernd verhindern
können. Nicht phraseologisch kann die Kultursrage beantwortet wer-
den, sondern nur biologisch; nicht ideologisch, sondern nur biogenetisch.
Die Biologie in den Vordergrund alles wissenschaftlichen Betriebs
und zur Grundlage aller Kultur- und Geschichtwissenscha't auszurücken.
Das ist die Lösung des Problems für alle Verhältnisse.

Heinrich Driesmans.

Die deutsche ZVandervogelbewegung als erotisches zphänomen.
Bernhard Weise in Tempelhof-Berlin. 2 Mark.

Die deutsche Wandervogelbewegung war ihrer Natur nach ein
Iugendaufftand, eine Empörung wider die das Gemüth verbildenden
Inhalte der Schulerziehung, Ihre zehnjährige Geschichte war bisher,

von außen gesehen, ihre zehnjährige Trivialisirung; von innen gesehen, ist sie das schwerwiegende Erlebniß des besten und zugleich gedrücktesten Theiles der deutschen Iugend. Man darf nicht alleSchuld in den berühmten „Bücherstaubhaufen" suchen; auch nicht in den kleinlichen Chicanen des alten Erziehungsystemes: entscheidend war für diese Iugend die Nothwendigkeit, ihr Gemüth umzustilisiren, und zwar aus der erzwungenen klassisch-humanistischen Form in eine romantisch-dionysische. Ueberall in der Natur, wo sich die Richtung ändert, wird Energie umgesetzt. Wenn ein fallender Körper plötzlich umlenken muß, so wird Wärme frei, und wenn eine Iugend ihr Gemüthsleben mit einem Stoß ins Romantische zurechtrückt: Sexualität. Das hat man bisher übersehen; wollte und mußte es übersehen, weil die Thatsachen zu hart und aufrührend waren. Aber hierin steckt das,erotische Thema aller Iugendsünde. Die Iugend bewegt sich stets nach unabänderlichen sexuologischen Gesetzen. Mein Buch „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen" ist der erste, aber sicherlich nicht der letzte Versuch, diesen Gesetzen auf einem Sondergebiet auf die Spur zu kommen. Ich glaube, daß dadurch die Frage der sexuellen Anziehung von Mann zu Mann und vom Mann zum Weib wesentlich gefördert werden wird. . Hans Blüher.

Die große Pantomime. Egon Fleische! Co. in Berlin.

Drei Menschen, die mir lieb sind, sitzen um meinen runden schwarzen Tisch. Grete Wiesenthal, die Tänzerin, Fran Zavrel, der Regisseur, Erwin Lang, der Maler. Sie sitzen, von dem Großstadttreiben abgetrennt, wie auf einer weltenfernen Insel. GesellschaftlicheFragen, Politik, bürgerliche Angelegenheiten: das Alles giebt es; irgendwo; im Hintergrund. Doch vornan, als wichtigstes Geschäft des Lebens der Drei, steht ihre Kunst. Tanz, Theater, Malerei. Drei Kunstformen, an sich verschieden, vereinigt durch ein gemeinschaftliches Streben nach dem selben Ziel. Die Alltäglichkeit durch Stilisirung zu erhöhen, die Wirklichkeit nicht auszuschalten, doch durch ein Plus von spielerischer Phantasie dichterisch umzuwerthen. Die stummen Dinge zu beseelen, daß sie dem Wort ebenbürtig sind, die Möbel, das Kostüm, vor Allem die Linie, die Geberde, Einen neuen Ausdruck für die Wirrsale des Menschlichen zu finden, für das Geheimniß der Beziehung zwischen Mann und Frau, durch Kolorit, durch Rhythmus, durch Bewegung. Ich höre zu. Und der Eindruck, den ich von dieser Leidenschaft und Farbigkeit empfange, ist so tief, daß ich ihn bewahren muß. So entsteht mein Buch „Die große Pantomime" und seine Zueignung an Grete Wiesenthal. Kein Zug des Wesens und Charakters meiner drei Besucher ist darin enthalten. Sollte dennoch ihrer Passion, ihrer Besessenheit von Kunst, ihrer Hingegebenheit an eine einzige herrschende Idee ein Hauch darin zu spüren sein: Das freilich hätte ich ihnen zu verdanken. August« Ha uschner.

Der Flieger. Ein Buch aus unseren Tagen. Rütten S Loening,
Literarische Anstalt in Frankfurt. 3 Mark.
Ich schlief und lag auf meiner linken Seite und träumte meinen
Traum. Meine Sehnen spannten und entspannten sich und die Ent-
spannung war Genuß. Ich schnellte ruckweis durch die Luft, als eine
Stimme rief: Wache auf! Ich kippte noch im Fluge hoch und stand er-
wacht imj Raum. Eine Stimme gellte: Versucht den Gott, der Euch be-
fahl: Herrschet über die Vögel unter dem Himmel! Ich fragte: Ist es
nicht Gott, der uns versucht? Die Stimme schmeichelte: Eure Augen
werden aufgethan und werdet sein wie Gott. Ich erschrak und wehrte
mich: Versteßen sind wir und verflucht um dieses Wortes willen. Die
Stimme aber rühmte sich und sprach: Was wäre Euch das Paradies,
wenn Ihr nicht verstoßen wäret! Ich sagte: Eine Fläche ohne Tiefe, ein
bewegtes Bild im Kugelrahmen, eine Gewohnheit ohne Sinn. Die
,Stimme triumphirte: Und jetzt? Eine Sehnsucht und ein Zorn, eine
Trauer und ein Ansporn, ein Glaube an den Ring, der in seinen An-
fang münvet, und an das ewige Licht, das im Anfang brennt.
Ich fragte: Was willst Du, daß ich thue? Die Stimme rieth:
Spring in allen Anfang, wo der Schöpfungfunke loht, und springe
durch die Ewigkeit zurück in Zeit und Raum. Ich hod den schöpferischen
Funken aus dem Ursprung und warf ihn in den Stoff. Und ich be-
schwor den Stoff. Ich beschwor das Holz: Holz, totes Holz, wie Du Dich
nus Deinem Kern in die tausendfache Form verzweigtest, wie Du Kraft
aus der Ert>e zogst, um dem Himmel zuzuwachsen: also senke Deine
Wurzeln jn mich, also wachse aus mir in mein Ziel, Theil meiner
Ganzheit/ Kraft von meiner Kraft. Das Eschenholz der Holme belebte
sich in meiner Hand. Mein Blut rann in den Röhren seiner Ringe,
mein Wille fieberte im Mark und m seinem Strahlenkranze. Ich zerrte
beide Holme mit aller Macht in den Gelenken; sie schlugen träg auf
und ab. Ich verzweifelte: Wie soll ich Euch beflügeln, träge Schwin-
gen? Die Stimme spottete: Willst Du kläglich flattern wie ein Huhn,
das vor Hundezähnen flieht, wo Du Adler sein und herrschen darfst?
Ich erwiderte: Wie kann Ohnmacht Herr sein? Die Stimme raunte:
Ist es nicht des Menschen Art, gegen Kraft die List zu setzen?
Was in mir noch schwank und zag war, stieß ich heftig ab: wie
bald begab sich nicht mein junger Storch der Flügelschläge und stellte
seine Schwingen fest; so will auch ich in arbeitlosem Fluge segeln. Ich
defahl den Eschenholmen: Wart Ihr nicht Bäume, die im Winde trotz-
ten? So werdet wieder starr und trotzt. Sie wurden starr und unbe-
weglich. Dem Rippenwerk der Weiden drohte ich: Biegt oder brecht!
Sie bogen sich und brachen nicht. Sie wölbten sich im Zwang der Ver-
spannNngdrähte, die zu den unteren Spieren liefen, und krümmten
dann die Enden aufwärts nach den oberen Spieren zu: umgelegte
Fragezeichen, die sich selber aus den Lüsten Antwort holen würden. Ich
zog das eingeölte Linnen an seinen Maschen auf die Weidenrippen.
Und siehe: Flügel waren mir gewachsen, riesenhaft vergrößert hielt ich

zwischen ihnen. Die Arme in den Polsterstützen, griff ich nach derQuer»
stanze vor mir, um mich festzuhalten, und beugte meinen Oberkörper
rückwärts: der Vogel richtete sich vorn auf und stieg. Der Vogel stieg;
und das Gewölbe that sich auf, die Sterne wuchfen mir entgegen. War
mein Flug nicht königlich? War ich nicht Herr des Windes, der mich zu
seinem Herrenthum erhöhte?
Eine Thür ging auf, der GrofMecht trat aus seiner Kammer auf
den Bodenraum heraus. Wir standen stumm, Blick in Blick. Ich fühlte
seine rauhe Stimme, die doch lautlos blieb: „Wat makst Du hir vör
Hahnenschrag?"
Schweigend jauchzte ich: „Ich fliege."
Er knirschte: „Zerschlug ich nicht Deine Bögel?"
Ich höhnte: „Mücken schlugst Du tot: da wurden sie zu Adlern.
Spielzeug nahmst Du mir: da wurde es zu Mannesthat."
Er grollte: „Was fliehst Du unsere Erde, die Dich nährt?"
Ich entgegnete: „Fliehe ich sie denn? Fliegt sie nicht mit in
ineinen Himmel? Wie Du in der Erde wurzelst, also wurzelt sie in mir.
Ich steige: und mehr Erde schießt in meinen Kreis, mehr Weltall ist um
mich im Kugelraum.
"
Der Alte schüttelte den Kopf: „Narr, der Du bist; wartet nicht die
Erde schon, Dich in sich zu begraben?"
Ich trumpfte auf: „Wurm, der Du bist; so eilt es mir, mich über
sie zu heben."
Blick sank aus Blick. Stumm wandte sich der Alte ab und verließ
den eingeschrumpften Raum. Der Tag brach an.
Zwischen dem blutigen Mars und der silbern strahlenden Benus
galoppirte, Sturm verkündend, eine Wolke. Der Mond lag kupfer-
farbig an den Rand der Welt gerollt. Wie löste er sich leicht und ganz
unmerklich, wie schwamm er in das dunkle Blau! Nachtwächter Du der
arbeitmüden Erde, selbstwandelnde Laterne mit erborgtem Licht: komm
her zu mir mit Deinem Schein und lehr mich Deine Künste.
Die braune Haide war in Milch getaucht. Einmal rief es mich bei
Namen, wie durch Wasser oder Wände hindurch; ich beschleunigte
unseren Schritt. Der Segelflieger, den wir umgekehrt und nach der
Flügellänge trugen, stieß und zerrte ungeberdig, gleich einem edlen
Thier, den: man Gewalt anthut. Ich drehte ihn herum und in die
Breite: es war, als seien Pfundgewichte von ihm abgefallen. Wir eilten
jetzt dem! Winde entgegen; da bäumte er in Stößen hoch und gehorchte
jedem Fingerdruck.
Am Waldrand, wo sich Findlinge zur Totenkammer eines Dol-
mens zusammenschlossen, bekalmten wir den Riesenvogel. Ein Dachs,
der seine Weide stach, fuhr in den Bau zurück; ein Fuchs, der auf dem
Hasenpasse schlich, beobachtete uns aus seiner Deckung. Der Iungknecht
bückte sich nach einem Stein: sofort verschwanden beide Lichter.

Wir hatten Brise aus Nordost, die langsam stärker wurde. War-
tend hockten wir bei unserm Segler. Hein, der gedankenvoll an einem
Grashalm kaute, gab Sprüche seiner Weisheit von sich. „De Luft is
dünner as dat Water."
Ich bestätigte: „Säbenhunnertsädentigmol lichter."
Hein muschelte sich in die Gräser. Nach einer Weile fragte er, spitz-
bubenhaft aus dem Versteck: „Uns' Herr sali en Studirten sin?"
.,Io.»
„Un hei is doch en Buer worden."
Ich sagte nichts; der Iungknecht pfiff sich Eins.
Als der Wind die Blätter fegte, schafften wir den Segler auf den
Hügel, Ich wir ruhig und fast heiter: geschehe, was da will. Sorgsam
prüfte ich die Eschenholme und die Weidenruthen, die das sanft gewölbte
Flächenpaar und den stumpfen Fächerschwanz geschmeidig machten.
Schon die Arme in d'M Stützen, spürte ich die Kraft der Bise, die den
Berg herauflief, und warf mich in wilder Freude ihr entgegen. Der
Hügel glitt von meinen Füßen, ich baumelte wie ein vom Dach Ge-
stürzter, der sich an die Rinne klammert. Kam ich nicht vorwärts, hing
ich angeseilt im Leeren und schwang wie.eine Glocke unter fremder Will-
kür? Wie sich die Mnterarme wüthend in die Stützen pressen, wie mein
Oberkörper vorwärts drängt. . . Triumph: der Wogelt pfeilt nach vorn
. . . Verrath: die tote Fläche stampft und kippt! „Hein," schrie ich auf
Nnd war dem Weinen nah, „die Holme sind zu schwer!"
Ich beugte mich zurück, um das Flugzeug aufzurichten, umsonst;
es schleuderte kopfüber in die Haide. Zwei Storchenständer, blutroth
trotz der Nacht, schnellten mir vor Augen vor: ich that es ihnen gleich
und fing den Stoß mit vorgeworfenen Beinen ab. In die Knie ge»
Krochen, fühlte ich die Flügel unter meinen Armen zittern, fühlteErde,
Schmerz und Staunen. Der Iungknecht half mir auf; verwirrt sah ich,
daß ich am> Hügelfuß gelandet war. Von meinen Knien rann es feucht.
Ich überdachte angestrengt und lange meinen Unfall. „Hein,"
sagte ich (und sagte es zu mir), „es waren nicht die Holme; die Erde ist
es, die nach Allein greift, was ihr untreu werden will." Ich sprach ganz
leise, in geheimer Sorge, daß sie mich verstehen könnte: diese Erde, die
nicht mit mir war nnd also gegen mich. „Help mi."
Hein war bleich im Mondenschein. Er bat: „Lat doch sin!" Seine
Stimme war beklommen. Statt jeder Antwort packte ich den Segler
mit den Händen und trug ihn wieder auf die Kuppe. Zögernd faßte
Hein mit an. Ich athmete noch einmal tief und durch den ganzen Leib.
Dann hieß ich Hein beiseitetreHen und drückte laufend beide Flügel in
den Wind. Hein schrillte angstvoll: „Lat sin!"
Ein Tornado riß mich hoch, ich wirbelte im Tanz der Luft. Blind»
lings parirte ich: parirte Stoß auf Stoß. Mein Körper ruckte wie in
Todeszuckung und war doch seines Lebens unerhört bewußt. Ich schaute
nicht zur Erde: und wußte, daß sie mir entgegenfloh; ich schaute nicht
zum Himmel!: und wußte, daß er auf mich sank. Eine Bö, die mich von

unten traf, hob mich empor; vibrirend hielten meine Schwingen jetzt
auf einem Punkt. Ich stand gelöst im Weltenraum,
Dann glitt ich wieder leicht geschrägt nach vorn. Der Gegenwind
war stetiger geworden und lüftete die linke Flächenseite: der Segler
neigte sich nach rechts, als wolle er in eine Kurve biegen. Lockst Du
,mich, mein junger Storch, kreisend die Hügelkämme und den Forst zu
überwinden, selig über den Dingen zu schweben? Ich darf nicht, der
Hügel hinter mir lauert schon geduckt zum Ansprung; ich will nicht:
und ich neige mich doch schon auf den geneigten Flügel, beschreibe,
Stern unter Sternen, meinen eigenen Kreis . , .
Was verführte mich? Mein Schwingenpaar schoß plötzlich flam-
nrenhaft unter mich und über mich hinaus. Aus meinen Tingeweiden
stieg ein schmerzlich süsses, aufwärts ziehendes Gefühl, flimmernd sauste
die Haide auf mich los, Wacholderbüsche peitschten mein Gesicht, mit
einem dumpfen Schmerz schlug ich aus. Vor meinen Augen drehten
schwarze Kreise, in denen Sterne sprühten, auf meinem rechten Bein
lastete ein schwerer Druck. Ich sank in eine Tiefe ohne Ende, sank und
tauchte auf im Rhythmus des Getragenwerdens und hörte ein Kom-
mando unseres Großknechtes und fiel zurück in grenzenlose Nacht.
Gauting-München. Leonhard Adelt,
SS

Amerikanische Bankpolitik.

er gefährlichste Feind der Prinzipien ist die Praxis. Und die
Feindschaft wird da besonders fühlbar, wo die nüchternste Welt-
anschauung zu Hause ist: im Geschäftsleben. Da siegt die Praris sicher
über die geistreichste Theorie. Beweis: die neue amerikanische Bank-
bill und ihre Würdigung. Im Dollarland wird auf die „politische
Platform" ein Programm mit volltönenden Schlagwörtern gebaut und
kaum je gefragt, ob das Material zum Grundriß paßt. So entstand
das Geldsystem. Erst kamen die Demokraten mit dem Staatspapier-
geld, den Greenbacks. Die United States Bank blieb ohne Erfolg und
die demokratischen Grundsätze wurden durch die Praris besiegt. Nun
kamen die Republikaner. Neues Programm. Beseitigung der staat-
lichen Zettelwirthschaft; Erhebung der Nationa!banken zu Emission»
sticllen des Papiergeldes. In der Mährung sollte nicht der Staats-
wille, sondern die private Erfahrung bestimmend sein. Sehr schön.
Die Nationalbanken vermehrten sich ungemein rasch. Schon waren
die Staaten in ein Netz von 7000 Zettelgeldsträngen verwickelt. Siegte
das Prinzip? Zwar wuchs das Kapital unter den Strahlen der Re-
publikanersonne; aber das Geld blieb in seiner Leistungfähigkeit zurück
und die Krisen häuften sich. Den Amerikanern wurde von deutschen
Geschäftsfreunden gesagt: Ihr kommt aus der Geldmisere erst heraus,

wenn Ihr statt der Nationalbanken ein Centralinstitut geschaffen habt. Die Finanzverbindung mit Europa zwang zu einer That. Eine Kommission sollte ein Bankgesetz entwerfen; ihr Präsident wurde Senator Aldrich. Iahre vergingen; dann war ein neues Programm geboren, dessen Inhalt hier besprochen wurde. Sofort war zu merken, daß aus dem Stück Papier niemals ein aufrechtes Werk werden könne. Mit den Republikanern verschwand auch die Aldrichbill. Der Präsident der Demokraten versprach die Notenbankreform; sie sollte die Aenderung des Zolltarifs ergänzen. Woodrow Wilson liebt rasche Entschlüsse; er ist nicht so bedächtig wie sein Vorgänger Taft. Bald lag die neue Bankbill auf dem Tisch. Die Arbeit der Aldrich-Kommission war nicht ganz nutzlos; man konnte auf ihrem Material weiterbauen. Aber si guo tsoiunt igsm, non sst iclsoi. Wenn Republikaner und Demokraten ein Bankgesetz machen, wirds nicht das Selbe. Die Republikaner schufen die Macht des Privatkapitals; die Demokraten w!ollen den Reichthum unter das Ioch der Staatsgewalt zwingen. Der Politiker soll König sein. Und wo ließe sich dieser Royalismus des Staatsmannes, im Gegensatz zum republikanischen Imperialismus des Kaufmannes, besser zum Ausdruck bringen als in der Herrschaft über das Geld? Aldrich hütete sich, die Privilegien der Bankwelt anzutasten; Mr. Glaß, der Schöpfer des neuen Gesetzes, arbeitete im Geiste des großen Silbermannes Iennings Bryan, der stets für das Staatsgeld eingetreten ist. Ihm gelten die Vorrechte der Nationaldanken wenig. Er ist für das ungemilderte Staatsprinzip, das die einzig sichere Bürgschaft für eine sachgemäße Gestaltung des Zinsfußes biete. Sein Ideal ist: die Beherrschung des Diskontsatzes durch den Staatsbeamten. Man kann sich denken, daß die Geschäftswelt der Entwickelung dieser Prinzipien mit Bangen entgegensieht. Ihre Gemüthsstimmung verräth eine newyorker Börsendepesche, die sagt: „Absoluter Verfall des Geschäfts, da Niemand weiß, welche Ueberraschungen die Demokraten noch planen." Zunächst: ein neues Trustgesetz. Wenn der Kongreß dem demokratischen Bankgesetz zustimmt, so entstände eine Organisation des Geldumlaufs, wie kein anderes Land sie kennt. Unsere Reichsbank ist kern reines Staatsinstitut. Sie hat ihren Centralausschuß und die äußere Form der Aktiengesellschaft. Rußland hat zwar die reine Staatsbank, aber nichts dem amerikanischen Gebilde Aehnliches. Zwölf Federal Reserve Banks sollen errichtet werden^ die Aktieninstitute sind und der Eintheilung der Vereinigten Staaten in zwölf Geschäftsbezirke entsprechen. Mitglieder der neuen Bundesbanken müssen sämmtliche Nationalbanken, können die Trust 'Companies und die Staatsbanken werden. Das Direktorium der neuen Institute besteht aus Bankiers, aus Vertretern von Handel, Industrie und Landwirthschaft und aus drei von der Regirung in Washington ernannten Mitgliedern. Ie sechs Direktoren werden von den Aktionären gewählt, je drei von der Behörde ernannt. Die Direktorien sind nur Verwaltungorgane, die für die

Technik des Bankgeschäftes zu sorgen haben. Die Bankpolitük bleibt
der Regirung vorbehalten. Das ist das Wesen der demokratischen
Schöpfung: der Sieg des Politikers über den Bankier. Die Auffícht
über die zwölf Bundesbanken wird nämlich von einer Staatsbehörde
geführt: dem Föderal Reserve Board; und alle sieben Mitglieder,
dieses Board sind Beamte oder Männer, die vom Präsidenten er»
nannt und vom Senat bestätigt werden. Die obersten Leiter des
Schatz» und Ackerbauamtes und der Kontroleur des Geldumlaufes sitzen
im Federal Reserve Board. Und die anderen Auffeher werden natür»
lich aus dem feinsten Klüngel der regirenden Partei genommen.
Daß die Centralstelle für den amerikanischen Geldmarkt ein
wichtiger politischer Vorposten sein soll, zeigt auch die Bestimmung,
nach der von den Sieben, die je zehntausend Dollars Schalt be»^
kommen, nur Einer Bankpraxis zu haben braucht. Die Bankleute,
die in den Direktorien sitzen, haben nichts zu sagen; die sieben Stützen
der Centralbchörde, die zu sechs Siebenteln vom Bankgeschäft nichts
zu verstehen brauchen, haben alles für den Geldmarkt und das Wirth-
schaftleben Wichtige zu bestimmen. Sie können die Bundesbanken
zwingen, Wechsel anderer Institute zu rediskontiren, um in einzel»
nen Geschäftsbezirken auf den,Zinsfuß zu wirken. Auch der Diskont-
satz wird von den washingtoner Sieben beliebig festgesetzt, nnd zwar
nicht für das ganze Land gleichmäßig (was jede Willkür zum Nu»
tzen oder Schaden eines bestimmten Produktionbezirkes ausschließen
würde), sondern, je nach Bedarf, für einzelne der zwölf Bankdistrikte,
Die Diskontpolitik muß, wenn eine centrale Regelung des Geldum»
laufs möglich werden soll, eine Basis und eine Spitze haben. Was
draus wird, wenn Beamte und Parteimänner entscheiden, kann Ieder
sich vorstellen, der an die großen Wirthschaftgruvpen der amerika-
nischen Union, an die.Weizen» nnd Baumwolldistrikte, die Berg-
werk» und Hüttenbezirke, die Großindustrie und Hochfinanz im Osten
und die Landwirthe im Westen und Süden denkt. Der Politiker, der
dem Board angehört, wird entscheiden, wie es seinen Wählern an-
genehm ist; und wird wenig danach fragen, ob die Bezirke mit re-
publikanischer Mehrheit unter dem von ihm bestimmten Diskontsatz
leiden. Präsident Wilson glaubt nicht an die Einmischung der Politik!
in die Amtshandlungen der neuen Geldbehörde. Er wird sich wundern.
Wie Demokraten möchten ihre Abkehr von den Bräuchen des
GroWapitalismujs noch deutlicher zeigen, als es die Republikaner
gethan haben. Sie Abernahmen die Ergebnisse des grotesken Ver-
fahrens gegen den Geldtrust und faßten sie in die klangvolle Anklage,
daß die Vereinigten Staaten, die Schöpfung eines Washington und
Lincoln, in beschämende Abhängigkeit von Bankleuten gerathen seien.
Schnell also eine neue Geldverfassung! Dabei wurde Geldtechnik mit
Geldmacht verwechselt. Die Shermanbill hat den amerikanischen Reich»
thum nicht gemacht. Und der Federal Reserve Board wird das ame»
rikanische Geldsystem nicht bessern. Auch nicht mit 500 Millionen

Dollars Bundes-Referve-!Schatznoten, die als neues StaatZpapier-
geld die Noten der Nationalbanken aus dem Umlauf drängen sollen.
Das ist nicht die Arbeit eines Tages; nnd bjs sie gethan ist, sollen
die neuen Zettel die Elastizität des fehlenden Centralsystems einem
verehrlichen Publiko vortäuschen. Die Noten der Bundesbanken sollen
zu einem Drittel mit Gold, zu zweien durch Wechsel und „anders
liquide Unterlagen" gedeckt sein. Das ist der einzige reine Ton, der
aus den Saiten der neuen Bankbill ans Ohr gelangt. Die Vorschrift
ist der Bestimmung der deutschen Währung nachgebildet. Sie wächst
über den Werth einer bloßen Nachahmung hinaus durch öie Standes-
erhöhung, die dejm Kommerzwechsel gewährt wird. Die Banknoten!
der Vereinigten Staaten sind jetzt milt öffentlichen Schuldverschrei-
Hungen gedeckt. Daß diese Bundesobligationen ihre Qualitäten haben,
"leugnet kein Mensch. Aber es ist nicht würdig, ein Schuldversprechen
durch ein anderes sicherzustellen. Staatspapiere sind die beste Bürg-
schaft, wenn es sich nm eine Ergänzung persönlicher Eigenschaften
lhandelt. Kautionen werden auf diese Weise geleistet. Aber das Geld
eines Landes, die Signatur des öffentlichen Kredits, kann nur dann
als glaubhaft legitimirt gelten, wenn die Materie zu seinen Gunsten
spricht. Beim Waarenwechsel sagt man, er fei so gut wie bares Geld,
weil eine abschätzbare geschäftliche Transaktion seine Voraussetzung
bildet. Das sagt aber selbst vom vornehmsten Staatspapier Keiner.
Die United States Bonds galten immer für das Wahrzeichen
finanzieller Größe und waren das wirksame Werkzeug der Valuta.
Mit der Würde verband sich der kluge Geschäftssinn, der den Nutzen
eines Heeres von 7400 sicheren Abnehmern für Staatsanleihen richtig
erwogen hat. Der Kommerzwechsel wurde nicht sehr hoch geschätzt;
man sah in ihm den Ausdruck der Verlegenheit, nicht den nothwendigen
Vermittler zwischen Geldumlauf und Waarenumsatz. Ob er auf dem
neuen Weg, den ihm die Glaßbill ebnet, rasch vorwärtskommen wird,
ist fraglich. Was wird aus dem Gesetzentwurf? Die Nationalbanken,
die Aldrich geschont hatte, wollen von der neuen Bill nichts hören
und rechnen darauf, daß ihr Tinsatz im Geschäft der Union schwerer
vKegt als ein demokratischer Grundsatz. Werden sie siegen? Ein
Generalstrrke der 70W Nationalbanken würde das amerikanische, Wirth-
schaftleben einer niemals erlebten Katastrophe aussetzen. Ein solches
Massenaufgebot von Banksuffragetten können wir uns freilich kaum
vorstellen. Aber man muß die gewagtesten Versuche erwarten; denn
die Tradition der amerikanischen Finanz steht auf dem Spiel. Mag
sie gut oder schlecht sein: sie lebt und hat Leistungen aufzuweisen.
In Pittsburg, einem der wichtigsten Industriebezirke der Union, gab
es neulich ein paar unangenehme Banküberraschungen. Zwei Natio»
nalbanken, eine Saving»Bank und eine Privatfirma geriethen in Ver»
fall. Große Engagements hatten die Krisis herbeigeführt. Wenn im
Bankenbereich die Erde bebt, ist Vorsicht die erste Bürgerpflicht.
Ladon.

Herausgeber und verantwortlich.'r Redakteur: Maximilian Karden i» Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G m b H in Berlin.

Berlin, den 9. August 1913.
Bukarester Friede.
Alexander-Franz.
dritten Mal soll in der Tiefebene der Dimbowitza, wo in
8Dü Mythentagen der HirtBukur seine Heerde weidete, wo Fa-
narioten einst, Häupter und Sprossen der Familien Ppsilanti und
Maurokordato, als Hospodare hausten, zwei Jahre lang Habs-
bürg gebot und seit 1867 ein Hohenzollern herrscht, das Funda-
ment eines Orientfriedens vermörtelt werden. Der zweite war
langer Rede kaum werth. Als Alexander von Battenberg dem
Ruf der Rumelioten (1885, nach dem Septemberputsch von Phi-
lippopel) gehorcht und seinem Fürstenthum die autonome Tür-
kenprovinzRumelien vereint hatte, fanden Serben und Griechen
durch dieses vergrößerte Bulgarien das Gleichgewicht auf der
Balkanhalbinsel gestört und Milan Obrenowitsch, König von
Serbien, versuchte, durch einen Erobererkrieg seine unbequem ge-
wordene Stellung imLand zu bessern. Er schickte seine Truppen ge-
gen Widin, das sich aber, unterNsunows Kommando, wider alles
Einbruchsstreben hielt, und gegen Sofia, vor dessen Gemarkung
sie, beiSlivnitza, geschlagen wurden. Fürst Alexander (als Brecher
des Berliner Vertrages beim Zaren inNngnade und allen russi-
schen Würden entkleidet) weiß, daß er um seine Krone sicht; rückt
den weichenden Serben nach; besetzt ihrPirot; undwird nur von
dem Grafen Khevenhüller, Oesterreichs Gesandten, amVormarsch
nach Belgrad gehindert.Der in fünfzehn Novembertagen ausge»

fochteneKriegwurde durch den(vonderHohenPfortevermittelten)
Bukarester Frieden vom dritten Wärz1886 beendet. Serbien und
Bulgarien blieben, was sie gewesen waren (dasKonstantinopler
Protokol vom fünften April machte den Fürsten Alexander, zu»
nächst für fünfIahre, zum Generalgouverneur vonOstrumelien),
und erneuten nur das friedliche Nachbarverhältniß. Kleinkram.
ImFrühling des Schicksalsjahres 1812 aber warBucuresci, die
Residenz der Walachenfürsten, der Schauplatz einer Staatsaktion
(ihres letzten Aufzuges wenigstens) gewesen, deren Ergebniß lan-
ge nachgewirkt hat und aus der dem ernstlich rückwärts gewandten
Sinn heute noch wichtige, morgen zinsbare Lehre quillt.
Seit dem vorletzten Tag des Iahres 1806 führt Rußland
seinen dritten Krieg gegen die Türkei; und mit ihm ist der Sieg.
Aeber demUniversum funkelt, aus fchwarzem Gewölk, Napoleons
Auge genOst. Wird derRusse ihn, wird er den Russen angreifen?
Am zwanzigsten März 1811 hat Marie Luise, die Tochter des
KaisersFranz vonOesterreich.ihm denKnaben geboren,der lallend
schon König vonRom heißt. VermuthetZar Alexander, was Franz
höre,werde bald auch insOhrNapoleonsdringen? GrafStackel»
berg, der ihn inWien vertritt, muß einAllerhöchstes Handschreiben
in die Hofburg tragen. Ich, sagt Alexander darin, will den Krieg
nicht; doch Bonaparte bereitet ihn vor und will ihn offenbar mit
der Wiederherstellung des Königreiches Polen, dem Galizienein-
zugliedern wäre, beginnen. Von dem Gebietsverlust würde er
Oesterreich dann wahrscheinlich an derOstküstederAdria,mitdal»
mato» albanischem Land, entschädigen. Rußland braucht keine
Grenzdehnung und hat längst erkannt, wie wichtig ihm die Stärk»
nng österreichischer Macht ist. Sichert der Krieg mirPolen, dann
gebe ich Dir, lieber Herr Bruder, die Moldau und die Walachei
bis an den Sereth, gestatte Dir gern, durch die Annexion Ser-
biens DeinReich abzurunden, und schütze Dich so lange, wie Du
es willst, in den Donaufürstenthümern mit meinem Heer gegen
türkische Belästigung. Ich habe auch nichts dagegen, daß Du, wenn
wirsiegen, dieItalerprovinzenzurücknimmst.dieeinstösterrcichisch
waren. Was Oesterreichs Herrschaftbezirk weitet, dient auch dem
Russeninteresse. Rumanzow, der Staatskanzler, wiederholt in
einer Depesche seines Kaisers Hauptsätze; sagt auch, wie Alexan-
der, daßvonOesterreichnichtWaffcnhilfe, die es nicht leisten könne,
sondern nur wohlwollende Freundschaft gefordert werde. Schon

«der ist mißtrauische FurchtvorRußlandder5?ompaßallerwiener
"Politik. In dem schönen,vonMaria Theresia für denFürstenWen-
Lel Kaunitz gebauten Palast am Ballhausplatz herrscht Klemens
Metternich, der Rußland ganz genau, bis ins Innerste, zu kennen
wähnt und immer darauf bedacht ist, nicht »dupirt"und aus dem
'Ruf der Allwissenheit geschoben zu werden. Neun Tage nach der
,Geburt des aiZIonläßt er Großvater Franz dem Zaren antwortend
Sehr herzlich; aber sehr türkisch. Die alte Freundschaft mit den
Osmanen, deren Rcgirung sich dem Haus Habsburg immer als
ireu bewährt habe, hindere ihn,anGebietszuwachs zu denken, der
von der Hohen Pforte aus als Ertrag feindsäligen Handelns zu
,sehen wäre. Zar und Kanzler lesen auch einenBriefMetternichs,
der, im höflichsten Ton, dem Russenreich die Schuld an der üblen
Lage Europas aufbürdet, ihm raschen Friedensschluß mit der
Türkei empfiehlt, die Wahrscheinlichkeit bonapartischen Sieges
«ndeutet und betheuert, daß Oesterreich, jedem Ehrgeiz, jeder Län»
dergier fern, auch jetzt, wie so oft fchon, dem Gemeinwohl des Erd-
teiles alle tragbaren Opferbringen wolle.In beidenBriefen steht
Lein Wort über Oesterreichs Entschluß für den Fall franko-russi-
schen Krieges. Der Gesandte, Graf Saint-Iulien, sollte in Pe-
tersburg nur sagen, Kaiser Franz werde, was auch geschehe, die
^inabhängigkeitfeinesReicheszuwahrenwissen;und,wennRuß-
land (wie Stackelberg angedeutet hatte) Galizien besetze, darin dcn
casus belli erblicken. Aus Wien kam an Saint-Iulien, immer wie-
der, die Weisung: Nur keine Intimität nochgarVundesgcnofsen»
schaft mit dem Zarenreich, das dem Abgrund entgegentaumelt;
die Folge solchen Bündnisses wäre der Zusammenbruch unserer
Monarchie.Deshalb weigert der wienerHof auch dcnpctersbur»
Her Ehestiflungwünschen barsch die Erfüllung. Großfürstin Anna
<um die Napoleon geworben hatte) sollte sich dem Erzherzog»
Thronfolger Karl Leopold (der als Kaiser dann Ferdinand hieß)
und Amalie von Baden, die Schwester der Zariza, sich dem Erz-
Herzog Karl vermählen. Beide Pläne scheitern; der Thronfolger,
1chreibtMetternich,ist körperlich so zurückgeblieben, daß seine El-
tern noch nicht daran denken können,ihnzu verheirathen. Ianuar
1812.DaßdieRussenindenDonaufürstenthümern sitzen,ist ärger-
lich. Aber Oesterreich kann sich nichtzu dem Entschlußjaufraffen, ge»
Hen sie (die es doch schwach, kopflos, durch Polcnaufstände gefähr»
det glaubt)vorzugehen und für dieTürkei dasSchwcrt zuziehen.
IS»

Passiv bleiben, abwarten, den russo-türkischen Frieden nach sei»
nem Wunsch gestalten: da ist Metternichs Ziel. Der Franzosen»
kaiser hat ja versprochen, daß er unter allenUmständendas rechte
Donauufer den Russen sperren und ihnen Serbien niemals gön-
nen werde. Wenn nun aber Canning, England s Vertreter in Kon^
stantinopel, richtig voraussah, als er an Hardenberg nach Wien
schrieb, Napoleon werde, sobald sein Feldzug gegenRußland be-
gonnen habe, durch die Rückgabe derMoldau und Walachei die
Türkei auf seine Seite ziehen? Dann erntet nur Frankreich langen
Mühens Frucht, wird im Osten allzu stark und Oesterreich hat
keine Hoffnung, feine »Großmuth" (so nennt Metternich die mark^
lose Schwachheit der wienerMächlerei) von derPforte nach Ge»
bühr belohnt zu sehen. Der Orientfriede muß geschlossen, der russo»
türkische Vertrag paraphirt sein, ehe an derWeichseloderamNie»
men zwischen Bonaparte und Alezander die Entscheidung fällt.
Seit demIuni wird inIBukarest verhandelt. Sacht; nachder
Schachermode des Orientbazars, die immer ums Hundertfache
mehr zu verlangen vortäuscht, als sie selbst erlangen zu können
glaubt. Nur auf der Basis des Machtzustandes, der vor dem Krieg
war, ist eine Verhandlung möglich: kreischt Hamid Effendi; und
der Russe lacht dem Erzähler derMär vom Status quo ante bellum
ins Gesicht. Die Türken werden etwas weicher, als Michael Ku-^
tusow sie beiRustschuk mitmächtigemStreich aufsHaupt geschlagen
hat. Der Herr des Ballhausplatzes ringt die Hände. Rußlands
kommt an die Donau, wird Oesterreichs Nachbar: und diese Ge-^
fahr sollte, um jeden Preis (nur, schon damals,nichtumdeneines
Krieges), doch vermieden werden. DerRusse fordert alles Gebiet
bis an denSereth, GrenzregulirunginAsien,AutonomiefürSer-
bien. Der Türke will nur den Pruth (wo, hundert Iahre zuvor»
der große Peter von den Osmanen umzingelt wurde) als Grenze
gewähren. Dabei, läßt Metternich dem Reis Effendi zutuscheln»
solle er stramm bleiben; derZar werde bald inBescheidenheit ge-^
zwungen werden. (Daß Alexander sich schon jetzt mit der Pruth-
grenze begnügen würde, weiß der Oesterreicher seit demSeptember»
sagts aber dem Sultan Mahmud und dessen Großwesir nicht.)
Nach demZaren hatKaraGeorgdenWienerndieBesetzungSer»
biens angeboten; auch er vergebens. Am zehnten Februar rückt
das Russenheer in Belgrad ein. Die Türken athmen auf; jetzt»
denken sie, muß Oesterreich sich ja gegen Rußland wenden. Nein.

Metternich hat nur grimmige Worte; niemals, spricht erzuStackel»
berg, wird mein Kaiser dulden, daß Ihr Euch am rechten Donau»
nfer einnistet. Der Russe hört artigzu; fühlt aber in seinen Nerven
nichts, was ihn das Fürchten lehren müßte. Erkennt seinen Mann.
Kennt ihn noch, als Klemens, nun Frankreichs Bundesgenosse,
ihm Rußlands nahen Untergang weissagt und höhnend fragt,
ob denn irgendein Zurechnungfähiger glaube, ein Kutusow könne
je einen Bonaparte besiegen. Stackelberg faß geduldig in Graz
und wartete; nach der moskauer Katastrophe, als die Große Ar»
inee in wirrerFlucht schon westwärts strömte, schrieb ihm Metter»
nich dann: »Ich beginne, etwas klarer zusehen." So weit sind wir
noch nicht. Beim Abschluß des franko-austrischen Bündnisses ist
in Bukarest der Friede nicht fertig. Metternich will den Türken
beweisen, daß er der festeste Hort ihrerHoffnung ist; überzeugt er
sie, dann helfen sie ihm zu dem Versuch, die Russen von der Do»
nau wegzudrängen. Weil er nicht sicher ist, wie weit an derDim»
bowitza die Dinge gediehen sind, erhält Stürmer, der Internun»
lius bei der Pforte, eine doppelte Instruktion: er soll, wenn der
Friede noch nicht geschlossen ist, anzeigen, Oesterreich habe sich den
Franzosen verbündet, derVertrag mache beideReiche ZuBürgen
derIntegritättürkischenGebietesundOesterreichwerdemitFrank-
reich gegen Rußland kämpfen; den letztenTheil derAnzeige aber
fortlassen, wenn der Friedenspakt in Bukarest schon unterzeichnet
sei. Ein allerliebstes Gericht aus derwienerKüche. DochderTürke
riecht den Braten, der ihm nicht munden könnte. Siegt Rußland,
ineint er, dann wird Polen wieder Königreich, Kaiser Franz ver»
liertGalizien und muß davon entschädigt werden. Auf Kosten der
Türkei, versteht sich. (Die Rechnung war nicht falsch: den Oester»
reichern war ja, unter bestimmtenUmständen, die Erwerbung der
Moldau und Walachei zugesichert worden.) So sieht Stürmer, in
der ersten Aprilwoche, am Goldenen Horn die Stimmung. Ge»
ineinschaft des türkischen mit dem österreichischen Heer, damit in
Bonapartes Sperrkette, die von der Ostsee bis ans Schwarze Meer
reichen soll, sich das östliche Schlußstück einfüge? Der Gedanke
funkelt den Diplomaten der Pforte nicht. Sie wollen nicht einmal
einen wiener Stabsoffizier in ihrem Hauptquartier haben; sonst
heischt am Ende auch aus Paris einer Zulaß: und Sir Stratford
Eanning läßt keinen Zweifel darüber, daß England den ersten
Schritt in turko-französische Waffengenossenschaft strafen würde.

Schon ist Oesterreich, seit dem fünften März nun auch Preußen
den Franzosen verbündet. Soll dem Korsen noch gelingen, die
Türkei seiner Sache zu verpflichten? Sie mit dem Versprechender
Krim, die Katharina ihnen nahm, in sein Netz zu ködern? Eng-
land will schnellen Friedensschluß. And drückt ihn durch.
Am achtundzwanzigsten Mai wird, während Napoleon in
Dresden von den versammelten Fürsten Abschied nimmt, inBu»
karest der Vertrag unterzeichnet. Die Türkei braucht, nach einem
Krieg, der sich ins sechste Jahr hingeschleppt hat, endlich Ruhe;
Schlachten und Hunger, Seuchen und Desertion haben ihr Heer
zerbröckelt.England ist bereit.ihr neue Guinees zu spenden, und hat
Morusi, den Dragoman des bukaresterAnterhändlers, in seinem
Sold. Wer hülfe dem Sultan in die Pracht der Janitscharenzeit zu-
rück? Oesterreich schlägt mit Worten, bombardirt mitNoten; wirft
sein Schwert aber nicht auf die Wagschale. Bonaparte? Der hat
(die russische Staatskanzlei verwerthet inKonstantinopelundBu»
karest den Brief schlau) am zweiten Februar 1808 demZaren die
Theilung der Türkei vorgeschlagen und diesen Plan seitdem sicher
nicht aufgegeben. Der hat auch eben erst Narbonne nach Wilna
geschickt. Wer weiß, ob seine sichtbare Kriegsvorbereitung die
Russen nicht nur einschüchtern und in neues Bündniß nöthigen
soll? Kutusow (den man nicht aus Tolstois Auge, als einen un«
thätig frommen, bis zum Ruf des Herrn schlafenden Riesen sehen
darf) nützt jeden günstigenNmstandmitflinkerGeschicklichkeitund
erlangt einen Vertrag, der dem Sultan zwardengrößtenTheilder
Donaufürstenthümerzurückgiebt,demZarenaberBessarabien,fünf
Festungen, ein Stückchen asiatischer Erde, im Ganzen fünfundvier»
zigtausendQuadratkilometerTürkenlandes,einbringt.DerPruth,
bis zu seinerMündung, und das linke Ufer derUnterenDonau, bis
ans SchwarzeMeer, sollen Rußland fortan von derTürkei abgren-
zen. Serbien bleibt dem Sultan unterthan und tributpflichtig; doch
wird ihm, im achtenArtikel, zugesagt, daß es seine innerenAnge-
legenheiten selbst ordnen, die Gewährung der manchen Inseln des
Archipelagus eingeräumten Vorrechte erwarten dürfe, nur noch
niedrige Steuern zu zahlen braucheundvorneuerVerfügungdes
Großherrn gehört werden solle. Zwarnennt derVertragjedesZu-
qeständniß einen Beweis barmherzigen Edelsinnes; daß aber in
dem von derTürkei mit einerfremdenGroßmacht geschlossenenVer-
trag diese Zugeständnisse erwähnt und festgelegt wurden, war für

d!e Serben ein Erfolg»von unberechenbarerWichtigkeit" (Ranke):
und ihn hatten sie demBezwinger.nicht demFreund derTürkei, dem
Weißen Zaren, nicht dem Kaiser von Oesterreich, zu danken. Als
die russische Garnison aus Belgrad avmarschirt ist (sie hat später
an der Beresina gegenNapoleon mitgefochten), versuchen die Tür»
ken freilich, ihr Wort zu brechen, die serbische Rajah in die alte
Sklavenpflicht zurückzupferchen; und bereiten so selbst sich neue
Aufstandsgefahr. Niemals aber kann ihrVerhältniß zu Serbien
wieder werden, wie es vor der Anerkennung russischen Kontrol»
rechtes gewesen war.Wenn derBukaresterFriede ratifizirt wird.
Wird er? Weder den Türken noch den Russen genügt er ganz.
GeneralAndreossy findet, als er die Geschäfte Frankreichs in Kon»
stantinopel übernimmt, im Bereich derPforte die Stimmung sehr
trüb. Die Große Armee überschwemmt Rußland: in solcherZeit
war die Hingabe so breiter Stücke türkischen Bodens vermeidlich
gewesen; hätte derZar.derjedenManngegenFrankreichbraucht,
sich auch mit kleinerem Ertrag beschieden. Die Schlüssel zu den
Heiligen Stätten, die von den Wechabiten befreit sind, werden
aus Arabien nach Stambul gebracht. Noch schwindet die Mond-
sichel nicht von Europens Himmel. Daß sie über der Walachei und
Bulgarien wieder glänzt, ist schön; auch Bessarabien aber brauchte
man ihrer Herrschaft nicht zu entziehen.Islamische Wuth späht nach
einem Sühnopfer: und Demetrius Morusi wird als Verräther
gehenkt. Auch Alexander ist unzufrieden. Kutusow hat die Türken
nicht in das Bündniß verpflichtet, das Bernadotte als die Haupt»
bedingung desFriedensschlusses empfohlen hatte.AdmiralTschit-
schagow soll Kutusow, der im Norden nöthig ist, an der Spitze der
Donauarmee ablösen; ein tüchtiger und verwegener Mann, der
sich aber, weil ers nützlich glaubt, zum Affen Bonapartes ernie»
dert hat und ihm Haltung und Gestus, Räuspern und Spucken
nachstümpert. Vielleicht ist das Schutz- und Trutzbündniß noch zu
erreichen, wenn man die Ratifikation des Vertrages aufschiebt
und dem Sultan Dalmatien und die Ionischen Inseln verheißt.
Er braucht nicht gegen Frankreich vorzugehen; nur zu erlauben,
daß Tschitschagow an der Donau und auf dem Balkan Banden
werbe, sie rasch drille undmit ihnen, als dem KhalifenVerbündel er,
von den Illyreralpcn aus über das französische Dalmatien her-
falle. Gelang es dann nicht, über Venedig die Fackel des Aufruhrs
in die Schweiz und nach Tirol zu tragen, durch anglo-russischcn

Flottenangriff auf Italien das Königreich Neapel in Rebellion
zu treiben, also das Reich des Korsen, während er in Rußland
einbricht, in Brand zu stecken (wie Scipio das Karthago Hanni»
bals, der vor Roms Thore zu rücken trachtet), so mußte die be-
hende Ausführung des Planes mindestens Oesterreich hindern,
dem Bedroher Rußlands Hilfe zu bringen. Zum erstenMal ent»
Meiert sich den Petersburgern völlig die Stelle, wo Habsburg
sterblich ist. Zum ersten Mal sehen sie deutlich an Oesterreichs
Leib den Sitz reizbarer Schwachheit. Wer die christlichen Völker
der Balkanhalbinsel von der Türkenkette löst, in Freiheit und
Selbstbewußtsein aufscheucht, weckt der wiener Großmacht eine
Lebensgefahr. Denn Blutsbrüderschaft muß die Südslaven und
die Moldo-Walachen auf den Weg zur Einung mit Oesterreichs
Tschechen, Kroaten, Serben, Slovenen, Rumänen drängen; und
ihrRuf bleibt inBöhmen,Slavonien, Kroatien, in derBukowina
und in Siebenbürgen gewiß nicht unerhört. Brennen am Habs»
burgerhaus aber alle Giebel, dann wird der drinnen Lebende
sich hüten, die Löschmannschaft dadurch zu kleinern, daß er dem
Feind Rußlands ein Armeecorps leiht. Im Juni 1812 hatte
Tschitschagow alles Mögliche für die Brandstiftung vorbereitet.
Auf feinenWink würden aus Serbien, Montenegro, Dalmatien,
der Walachei Funken nach Oesterreich hinüberfliegen; und die
Heftfäden, die das Gezettel zusammenhielten, waren so fein, daß
ein Aufgewiegelter vom anderen nichts wußte und der Agitator
in seinem Versteck hoffen durfte, zugleich mit den siebenbürgischen
Rumänen ihre Erzfeinde, die Magyaren, sich gegen Oesterreich
wenden zu sehen. In einer Stunde hemmungloser Keckheit wagt
Alexander,dieMöglichkeitsolcherGefahrinderHofburg andeuten
zu lassen: und erlebt die Freude des Anblickes, daß Metternich
weich wird und neuen Trug, nur ihm unverhüllten, anbietet.
Der listige Klemens hat überall Sprenkel und Leimruthen
gelegt; noch aber kein kostbares Vöglein gefangen. DerSiegervon
Austerlitz und Wagram zwingt ihn in Heeresfolge. Die Türkei läßt
sich durch die winselnde Selbstanzeige seiner «uneigennützigenPo-
litik" nicht rühren; siegewährtdenRussendasRecht,Kriegsschiffe
bis an die Pruthmündung zu schicken und noch drei Monate lang
Truppen an der Donau zu halten. Rußland ängstet mit dem Ge»
spenst slavischer, magyarischer, walachischerAufstände. Da ist die
nächste Gefahr. Deshalb schlägt Metternich in Petersburg und

Mlna elnTauschgeschäft vor. Erklärt sich bereit, Napoleonübers
Shr zu hauen, ihm weniger Truppen, als vereinbart ist, zustellen
und den Krieg nur lau, nur zu Wahrung des Scheines, zu führen,
wenn Rußland sich zur »Lokalisirung» des Kampfes verpflichte
und nirgends Oesterreichs und Ungarns Grenze bedrohe. Der
Vorschlag wird angenommen. Rußland und Oesterreich werden
gegen einander also einen Theaterkrieg führen und sorgsam dar-
auf achten, daß sie einander nicht ernstlich verwunden. Handschlag
besiegelt den Pakt. Und nun scheint die Ratifikation des Frie»
dens von Bukarest kaum noch ein ernstes Ungemach. Er nähert die
nordslavische Vormacht den österreichischen Grenzen und giebt
ihr ein Patronatsrecht auf Serbiens gehorsamen Dank. Doch
Franz und Alexander sind nun ja Freunde; trotzdem ihre Trup»
pen wider einander ins Feld ziehen. Und da der Sultan den
russophilen Großwesir nach Silistria verbannt und einen den
Wienern ergebenen Mann, Janko Karadja, zum Hospodar der
Walachei ernannt hat, ist von Südost fürs Erste nichts zu fürchten
und der Ernteertrag in diesem Sommer nicht allzu schmal. Den
Hilferuf der Serben erhören? Unsinn. Die soll das Jucken ihrer
Haut empfinden lehren, wie wenig Rußland für sie thue.AnTrost-
gründen hats der wiener Politik nie gefehlt; und wenn ums Ge-
bälk ihres Reiches das Wasser stieg, hat sie immer, im Ton ge-
sättigten Glückes, verkündet, daß ihr Gegner morgen ertrinken
müsse. Metternich konnte sich den Franzosen, den Türken, den
Russen, schließlich auch, noch im selbenIahr, den Briten (Antrag
Cathcart»Walpole)fest verbünden; konnte die Donsufürstenthü-
mer und Serbien haben. Er hat Alles abgelehnt oder durch Spie»
gelfechterei vereitelt. Und schwor darauf, daß seine Selbstlosigkeit
die Herzen des Zaren und des Sultans, des Regenten von Eng-
land und des Franzosenkaisers für immer erobert habe.

Katharina-Joseph.

Der Konferenz, die nach Katharinas erstem Türkenkrieg, vom
November 1772bis in denMärz 1773, in Bukarest tagte, war keine
Frucht beschieden gewesen. ErstalsRumanzowimerneutenKrieg
Warna besetzt und bei Schumla gesiegt hatte, als die Türkei er»
schöpft und Rußland durch Pugatschews Bauernaufruhr an der
Wolga verschüchtertwar, wurde der Friedensschluß (imDorf Küt»
schük Kainardsche) möglich. Der erste Erfolg zarischer Diplomatie

in Südosteuropa. FünfIahre danach läßt Katharina ihren zweiten
Enkel auf den Namen Konstantins, des Oströmerkaisers undBa-
sileus von Byzanz, taufen; und deutet mit diesem Symbolon auf
Rußlands Pflicht, nach dem Erbe der Palaeologen zu trachten.
Bald,spricht sie, wird der deutsche Habsburgerkaiser inRom, der
Zar in Konstantinopel residiren. Nach dem Tod Maria Theresias
mahnt Kaiser Ioseph der Zweite den Gesandten Grafen Ludwig
Cobenzl,inPetersburg den Grundsatz dickzu unterstreichen: „Ver-
eint können wirAlles, ohne Oesterreich aber kannRußland, ohne
Rußland kann Oesterreich nur schwer etwas Wesentliches und
Nutzbares ausrichten.» Im Mai 1781 ist das austro-russische
?Bündniß fertig; und gewährt Katharinen (die sich schon, aufMe»
daillen, alsSchützerin allerGläubigen darstellen und im Kadetten-
corps eine Abtheilung für Griechen einrichten läßt) jeden erdenk»
lichen Vortheil. Im September 1782 bietetste Ioseph dem Zweiten,
der sie als seine Freundin, Verbündete, Heldin anschmachtet, einen
neuen Vertrag an. ErsterTheil: Verbürgung beiderBesitzstände.
Zweiter. Moldau, Walachei undBessarabien werden, damilRuß-
land und Oesterreich nicht durch Nachbarschaft in Reibungsgefahr
kommen, in ein unabhängiges Königreich Dazien vereint; Ruß»
land erhält das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug nebst zweiIn»
sein im Archipelagus, Oesterreich, was es von Bosnien, Serbien
und dem Banat Krajowa begehrt; wird, in einem neuenTürken»
krieg, der Islam nach Kleinasien zurückgejagt, dann ersteht, end»
lich, wieder das alte Reich der Griechenkaiser, deren Krone Groß»
fürst Konstantin erbt; dochdarf diesesReichniemalsmitRußland
vereint, nie von ihm abhängig werden. Ioseph ist einverstanden;
fürOesterreich fordert er dieKleineWalachei biszurAluta, beide
Donauufer vonNikopolis bis HinterBelgrad und alles westlich von
der Linie Belgrad-Kap Rodoni liegende Land sammtIstrien und
Dalmatien; Freiheit von allen Schiffahrtabgaben anDazienund
Konstantins Reich. Der Plan scheitert an der venetischen Küste.
Nach Katharinens Willen darf wederVenedigFestland(Istrien)
noch das künftige Griechenreich den Archipel verlieren. Dann,
pfauchtIoseph, ist derTheilungvorschlagHarlekinswerk; und wenn
Kaunitz ihn nicht in kühle Vernunft zurückzupfte, schriebe er der Hel-
din und Freundin, sie solle sich nicht einbilden, ausihm»uneciupe»
machen zu können. Er verschluckts;Iund sie nützt denBündnißver»
trag, um sich aus der Hohen Pforte einen günstigen Handelsvertrag

«nd danach dieKrim zu holen.In dieHofburg spendet sie herzlichsten
Dank. Nnd Joseph schanzt sich in den Glauben, seine Klugheit sei^
derFährniß, von der stettiner Russin geprellt zu werden, justnoch
ausgewichen.Was aber hat er nun?Außer dem ihm von dem toska-
nischenBruder zugeschriebenen Ruhm des selbstlosen Friedens-
stifters und Wahrers osmanischer Macht: nichts. Dem Fürsten
Kaunitz, der vor entschlußloser Verzauderung der Stundengunst
warnt, ruft er zu, »ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens"
dürfe nicht in das Wagniß eines Kampfes treiben, der großen Ver»
lust bringenkönne. FritzvonPreußenschrecktihn;wiefeinenNeffen
Franz später Bonaparte. Im Frühjahr 1787 ist Joseph mit Katha-
rina in der Krim. Die fordert derSultan im August Herrisch zurück.
NeuerKrieg; in den dieBündnißpflichtnun auch Oesterreich zwingt
(obwohl Joseph, wieSegur in seinen Memoiren bezeugt, schoner»
kannt hat, daß die Nachbarschaft des Turbans den Habsburgern
nicht so gefährlich ist wiedie derbreitenMütze).DerschönePatiomkin
hat seinerunersättlichenKäthe.dieihmpersönlichsteDienstleistung
mit der Krone von Dazien lohnen wollte, nicht nur in Reichthum
strotzende Dörfer und Prunkpaläste, fondern auch eine starke Land»
undSeemachtvorgegaukelt; Mannschaft aus anderenGarnisonen
in neuer Rniform vorgeführt und Listen gezeigt, die vor Rußlands
Batterien und Kriegsschiffen Angst machen mußten. Auf dem Pa-
pier; als die neuen Regimenter marschiren, die Geschütze Feuer
geben, die Schiffe auslaufen sollten, wurde die Täuschung offen»
bar. Patiomkin, der gepriesene Taurierund Präsident des Kriegs»
rathes, will die Krim opfern und demüthigenden Frieden schließen.
Da strafft Katharina die Muskeln ihres heldischen Willens; und
wendet,noch einmal.dasAergste ab. IhrWinkbesät alle Osmanen-
provinzen mitFeuerflocken; während sieRumanzow an dieDonau,
Patiomkin an denDnjestr vorschickt, läßt sie Griechen und Slaven,
Albaner und Walachen,Tschernagorzenund Egypter, denPascha
von Skutari sogar wider den türkischen Zwingherrn aufstacheln
(und vergißt nicht, ihrenSendlingen zwischen derAdria und dem
Schwarzen Meer auch gegen den liebcnwienerFreund heimliche
Wühlarbeit aufzutragen). Im Dezember 1783 fällt Otschakow (im
KreisOdessa).Bald danach stirbtAbd ulHamid und der dritteSelim
wird Sultan und Khalif. Den Verbündeten lächelt Fortuna nun
hold. Akkerman und Bender öffnen den Truppen Patiomkins die,
Thore. Suworow und Iosias von Koburg schlagen gemeinsam

die Türken. Feldmarschall Gideon Laudon erobert Gradiska, Bel-
grad, Semendria. Am vierzehnten Juli 1790 stirbt er, als Gene»
ralissimus, in Neutitschein. Sein Kaiser ist ihm vorangegangen.
SeitdemzwanzigstenFebruarabend istder zweite Leopold Oester»
reichs Haupt. Dieses Hauptes Auge blickt, trotz allen Siegen, nicht
heiter in den Lenz. Neuer Aufstand in dem Habsburgischen Nie»
derland. Britania droht den Alliirten, denen sie die Absicht auf
überrumpelnde Theilung der Türkenbeute zutraut. Preußen hat
sich mit den Polen verständigt, die ihm, wenns ihnen Galizien ver-
schafft hat, die Städte Danzig und Thorn und die Palatinate Po-
sen und Kalisch abtreten sollen; und ist fast auch schon mit den
Türken einig.Leopold fühlt, daß er schnellFrieden schließen muß.
Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen thut, was Fritz nie»
malsgethan hätte: hilft den Oesterreichern aus enger Klemme. Die
Vorarbeit zum reichenbacher Vertrag sichert ihre Norwestgrenze
und öffnet den Weg in erträglichen Frieden mit der Türkei, den
England und Preußen, wenn er den 8tatus quo ante bellum nirgends
ändere, rasch vermitteln wollen. In Sistowa wird er unterzeichnet.
Katharina verwünscht den zaghaften Genossen und schwört, sich
nie von Briten und Preußen insIochknechtenzulassen; weiß aber
selbst noch nicht, wie sie ungezaust in ruhige Freiheit kommen solle.
Als sie auf der schwedischen Seite in Ordnung ist und mit dem
„ Halbnarren" Gustav Frieden geschlossen hat, schreibt sie anPa-
tiomkin: »Eine Pfote haben wir nun aus dem Dreck gezogen; ist
die andere heraus, dann singen wir Halleluja". Sie verliert die
Geduld nicht und meistert die Nerven. Die englische Volksstimm-
ung, die gegen alles Gerede über denWerth der Krim noch taub ist
und denanglo-russtschenHandel nicht schmälern läßt, hindert Pitt
an ernster Bedrohung Rußlands. Und Friedrich Wilhelms Preu-
ßen ist weder stark noch muthig genug, um allein den Kampf gegen
das Genie im Weiberrock zu wagen. Nach langwieriger Ver»
Handlung wird am neunten Januar 1792 in Jassy der russo-tür»
kische Friedensvertrag unterschrieben. Moldau und Walachei
fallen an die Türkei zurück; Rußland erlangt nur die Dnjestrgrenze.
Auch die zweite Pfote ist aus dem Dreck; aber der Traum vom
Griechenreich eines russischen Konstantin ist zerflattert und großer
Aufwand bringt winzigen Ertrag. Beträchtlicheren immerhin als
dem Balkanrivalen in Wien. Der hat von allen Vorrechten, die
«r alsNachbar undPatron derTürkei einst besaß, nicht eins wieder-

Vukarester Friede,
erworben. And kann Rußlands Machtstellung in Südosteuropa nichtmehrschwächen; nurmitihmnoch „Wesentliches ausrichten."
Nikolai-Franz Joseph.
Zweimal hatten, 1737 und 1788, RussenundOesterreicherin Waffengemeinschaft gegen die Türkei gekämpft. AusbeidenFeld-zügen haben die Führer, trotz der ausdauerndenTapferkeit ihrer Truppen, keinen dreschbaren Halm auf die Reichstenne heimgebracht. Nicht einmal das 1718, im Frieden von Passarowitz, der den Habsburgern einen Theil serbischen Landes gab, Erlangte, 1739, im Frieden von Belgrad, Verlorene, ist seitdem aus dem Feuer türkischer Geschü tze und Flinten zurückgeholt worden. Rußland erobert, nach verzauderten Anläufen, die Krim, Schutzrechte überMoldau, Walachei, Serbien, das ihm wichtigste StückBessarabiens und die Anerkennung als Vormacht im Balkanbezirk. Oesterreich selbst muß18W, nach denNiederlagen des kaiserlichen Heeres, gegen dieMagyaren denNebenbuhler nachNngarn rufen; kann nur mit seinerHilfe des Aufstandes Herr werden. Nachdem KrimkriegverliertRußland,1856,imPariserFrieden,dicasiatische Grenzfestung Kars (dieihmnichtnurstrategisch werthvoll, sondern auch von der Erinnerung an Paskewitschs Sicg zur Weihstatt geworden war), das Befestigungrecht an denKüstcn des Schwarzen undAsow-Meeres.diefreieBenutzungdesDonaustrombettcs.dcn Einfluß in die moldo-walachischenFürstentümer und fünfzehnhundert Quadratkilometer bessarabischen Bodens. Oesterreich schien zufrieden. Zwar mußte es die Fürstenthümer, die es seit zwei Jahrenbesetztund,nachBuolsWort,„inderTasche"hatte,räumen und blieb einsamzwischenstarken und kühnenFcinden; dochseine Staatsmännerwarengewöhnt,sich,wieTubaldenShylock,mitdem Blick auf das Unglück anderer Leute zu trösten. Rußland gcdemüthigt, von der Unteren Donau weggescheucht, nicht mehr im Glanz des Christenhortes und Schützers habsburgischer Hausmacht: Grund genug zu heimlicher Freude. Nach dem Berliner Frieden noch, als der Zar wieder im Besitz des ihm Entrissenen (und die «Integrität derTürkei",das seitdemBukarcsterFrieden ausgehöhlte Schlagwort, zum Kinderspott geworden) war, hieß es in Wien und Budapest, die Zerstückung des Osmanenreichcs habe den Erben Peters und Katharinens keinen derNach barschaft lästigen Nutzen gebracht. Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ost-

rumelien ganz oder fast frei, Thessalien griechisch, Bosnien öfter»
reichisch, die Meerengen und Konstantinopel unter sicherem Ver»
schluß; und daß demRumänentonig von dem Zaren, dem er den
Sieg beschert hat, Bessarabien abgepreßtward.ist ein Glück: denn
zwischen Walachen und Russen wuchert nun Feindschaft.
Der Hang in Selbsttäuschung will vom Hirn unserer wiener
Freunde nicht weichen; immer neue Schleier webt er ihnen vors
Auge und zerrt die klarerVorausfichtBeraubten indie von ihrem
Joseph erblickte Gefahr, ,,une ctupe» zu werden. Die Gemeinschaft
derInteressen und derDank,den wir ihrer unter kaum noch trag-
baren Opfern bewährten Treue schulden, verpflichtet uns zu nach»
drücklicher Warnung; auch, wenn wir wissen, daß sie ungern ge»
hört wird. Josephs Orientträume sind mit ihm bestattet worden;
und der Rath seines Neffen Karl, des Eroberers von Kehl und
Siegers beiAspern.sich auf die Slaven zu stützen und im Bund mit
ihnen die Hegemonie in Südosteuropa an sich zu reißen, ist unter
innerpolitischen Bedenken, derDeutschen und der Magyaren, ver»
schüttet. Kalharinabot einen Märchenschatzan;derersteAlexander
reichen Gewinn: noch der erste Nikolai, für dieAnerkennung feines
Christenprotektorates,denBeistandderrussischen(und,behauptete
e r l 853, der preußischen) Wehrmacht gegen jeden Angriff, zunächst
Italiens, aufHabeburgerland.Alles wurde abgelehnt; stets das
Beharren in neutraler Ruhe gewählt; seit Laudons belgrader
Ehrentag weder mit noch gegen Rußland das Schwert gezogen.
Die Krimkriegszeit gebar einen Entschluß: zu dem Ultimatum vom
dritten Juni 1854, das dieRussen aus denDonaufürstenthümern
trieb und Oesterreich, außer den Kosten der Mobilmachung und
Okkupation, nichts eintrug als den wilden Haß aller (nicht pol»
Nischen) Slaven. Nun webt sich ein neuer Flor. Rechts soll das
unabhängige Albanien (das denItalienern zum Sprungbrett, den
erstarkten Balkanvölkern zum Ziel heißesten Trachtens werden
muß), links ein rumano-bulgarischer Damm das Reich der zwei
Adlerköpfe, zwei Seelen, zwei Grundgesetze vor der Südslaven»
fluth schirmen. Vsnitstum vaniw8. Ein Haupttreffer liegt noch im
Losspiel. Wer, vor Aller Augen, Thrakien, wer Adrianopel den
Türken entwindet, hebt sich in Slavenglorie. And diesenWeg kann
und wird Nikolai dem Willen des altenKaisers nicht verriegeln.

Armidas Zaubergarten.
Helden Rinaldo bei der Zauberin Armidn suchen, finden, befreien und wieder mitnebmen, Zern,
jalein zu erobern)
und ist der reiche Bau, darin umschloffen,
so wie der Mittelpunkt in einem Kreise,
ein Garten liegt, von Blüthenpracht umflossen,
dem k.iner gleicht in seiner wunderweise.
Taubgättge sind zur Zier um ihn ergossen
von Saüberhanden, dicht verhüllt und leise.
Und auf verschlungnen übergrünten Stegen
geht man dem Innersten im Kreis entgegen.
Es scheint — so mischt sich Künstliches und Wildes —,
als habe theils Natur dies Werk vollendet,
theils sei es Abbild eines alten Bildes.
Sonst lehrt Natur die Kunst, hier scheints gewendet.
Ein Lüftchen macht die Bäume grün, ein mildes,
von mächtiger Magie hierher gesendet.
Mit ewigen Früchten eint sich ewiges Blühen,
man ficht es knospen und gereift verglühen.
Auf einem Baum und zwischen gleichen Zweigen
sieht man die Feige blühn und sieht sie reifen;
und von den selben Aesten, die sich neigen,
kann man die Acpfel grün und goldig greifen.
Die Reben hasten, krumm ins kicht zu steigen
und aus dem Sonnengarten abzuschweifen;
dort grünen sie noch herb und dort schon schwillt
die Traube purpurn, die der Most durchquillt.
wollüstig singen, im Gebüsch versunken,
die Vögel ihre liebelollen Töne,
Es klingt die Tust; die Brunnen seufzen trunken
und aus den Bäumen dringt ein Lustgeslöhne,
Die Vögel schweigen dann und liefer tunken
sie sich ins Dunkle nun und seine Schöne.
So wechselt immerzu Musik und Slille;
man weiß nicht, ist es Wunder oder Wille.
Ein Janbervogel, bunt gefärbt vor allcn,
mit purpurrothcm Schnabel schön geschmückt,
läßt eine Mensch. „stimme draus erschallen,
^ wenn er ihn öffnet, die den Hain entzückt.

Lr gicbt sic ihm zurück im widerhallen,
sobald er spricht, von seinem Schmelz beglückt.
Die andern Vögel bleiben stumm und lauschen.
Und selbst die winde hören auf, zu rauschen.
Jetzt schweigt er. Und die Vögel lösen lüstern
sich aus dem Bann und singen. ihm zu danken.
Die Tauben küssen heißer sich und flüstern
und jedes Thier strömt über seine Schranken.
Der keusche Lorber, selbst die ernsten Rüstern
umbuhlen sich und ihre Blätter schwanken.
Und es vermischt mit süßesten Gebcrden
sich, was da lebt im Wasser und auf Lrden.
Trotz all den Tönen, wollustvoll und heiter,
trotz all den Reizen, die sie fast verführen,
gehn ernst und fest die beiden Ritter weiter
und lassen sich von keinem Zauber rühren.
Da stutzen plötzlich die geweihlen Streiter,
die nun der Zweige schwankend Netz durchspüren.
Dort ruht, tief in Armidas Schoß geschmiegt,
der Held, den sie im weichen Moose wiegt.
vor ihrer Brust theilt sich der dünne Schleier,
ihr wirres Haar spielt in dem lauen Winde.
Erschlafft vom Kosen ruht ihr wilder Freier
erblaßt bei ihr; ein Schweiß kühlt sie gelinde
und lächelnd funkelt, wie ein Strahl im Weiher,
ihr feuchter Blick; sie gleicht fast einem Kinde.
So hängt sie über ihm. Und hingegeben
kann er sein Auge kaum zu ihr erheben.
Und im Genießen nach Genuß noch lechzend,
vcrzehrt er sich für sie und und schmilzt dahin.
Sie neigt sich zu ihm und sie küßt ihn lechzend
und saugt und trinkt ihn aus, die Zauberin.
Und jetzt, vor tiefem Schauder süß aufächzend,
glaubt er — und es verwirrt sich fast sein Sinn —>,
die Seele müsse ihm vor Lust entschweben.
Die Krieger sehn es im versteck und beben.
von ihrer nackten Hüfte hängt hernieder
ein seltner Schmuck, kristallentlar und wcrth.
Sie hebt ihn hoch und reicht ihn Jenem wieder,
den sie die ganze Licbcstunst gelehrt,
und zeigt ihm lachend ihre schönen Glieder
in diesem Ding, das alle Dinge zehrt.

Gin Spiegel ists, <Lr blickt ihr in die Augen,
die, ach, viel lieber ihm zum Spiegeln taugen.
Sie will als Herrin, er als Sklave gelten;
sie ist nur stolz auf sich, er nur auf sie.
„willst Du, o, willst Du Alles mir vergelten",
so flüstert er und küßt ihr kühles Knie,
„so sieh mich an, Du Wunder aller weltenl
Denn schöner als in mir sahst Du Dich nie.
Dein Antlitz, Deine weichen, üppigen Glieder
giebt meine Brust mehr als Dein Spiegel wieder.
BI Könntest Du, die süß mich unterjocht,
die zarten Züge sehn, die ich stets sehe,
Dein mildes Herz, das für nichts Andres pocht,
es würde froh wie ich in Deiner Nähe,
Lin Glas hat Dich zu bilden nie vermocht,
Du Paradies, an dem ich gern vergehe!
Der Himmel ist Dein Spiegel, in den Sternen
kannst Du allein Dein Abbild kennen lernen."
Armida lächelt; und mit weichem Rosen
liebäugelt sie mit ihrem holden Bilde.
Sie ordnet ihre Locken, ihre losen,
und ringelt ein paar ausgelaßne, wilde
und streut auf ihren Scheitel rothe Rosen;
so giebt man Schmelz und Glanz dem goldnen Schilde,
Dann glättet sie den Schleier auf den Brüsten:
sie locken lilienweiß zu neuen Lüsten.
So schön ist nicht der Pfau, wenn er das hehre
Gefieder, das von Augen strotzt, ausspreitet,
so schön ist nicht das Nlorgenroth am Meere,
wenn es sein Gold in stille Buchten breitet.
Doch über Allem strahlt an der Chimciere
der zarte Gürtel, der ihr kaum entgleitet.
Ulan sieht ihn nicht: und doch ist er voi handen;
und keine Fesseln jemals fester banden,
was hat, sie lüstern nicht hineingemischt
in diesen Gürtel: Trotz und Süßigkeit
und sanftes Sträuben, das den ZNann erfrischt,
Thränen und tolle Wörtchen, heitres Leid
und halbes Seufzen, das im Kuß erlischt,
und Lust, die langsam brennt vor Seligkeit.
Dies hat sie in den Gürtel eingefangen,
mit dem die nackten Flanken sie umhangen.

Doch endlich macht auch sie dem Spiel ein Ende;
sie küßt ihn und er sieht sie von sich gehen.
Auf daß sie an ihr Zauberwerk sich wende,
verläßt sie ihn. Er läßt es matt geschehen
und bleibt zurück im lieblichen Gelände.
Er wandert niemals weiter auf ihr Flehen
und irrt, durch wald und wild die Schritte lenkend,
still ohne sie, doch ewig an sie denkend.
Doch wenn die Schalten in die Thäler sinken
und Diebe wie verliebte Thatcn sinnen,
dann nahn die Stunden mit verstohlnem winken
aufs Neue wieder, die sie hold umspinnen.
Doch diesmal — kaum hört man die Thüre klinken,
mit der sie sich verschließt beim Hexen drinnen —,
da stürzen, wie vom Berg ein Ungewitter,
auf den verlornen Mann die beiden Ritter. ^
Kaiserswerth am Rhein. Uebertragen von Herbert Eulcnberg,
Laß mein Gedicht aus jeder Stanze sprechen!
was ich gewollt, ist löblich, wenn das Siel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher schönen Tage,
Der stille Raum so mancher tiefen Nächte
war einzig diesem frommen Lied geweiht.
Bescheiden hofft' ich, jenen großen Meistern
Der Vorwelt mich zu nahen, kühn gesinnt
Zu edlen Thaten unsern Zeitgenossen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
vielleicht mit einem edlen Ehristeuhcere
Gefahr und Ruhm des Heiligen Kriegs zu iheilen.
Und soll mein Lied die besten Männer wecken.
So muß es auch der besten würdig sein.
(Goethes Tasso.)

Neu-Amerika.*)

sWVmerika steht an einem neuen Wendepunkt seines Nationallebens. In kurzer Zeit hat die Union mit einer Kraftentfaltung, die Bewunderung erzwingt, eine Entwickelung durchmessen, die das Land vor einen Scheideweg stellt; sie fordert eine tiefer greifend Eni» fcheidung als die schlichte Wahl zwischen Rechts und Links. Das ganze Netzwerk ethischer Kräfte, die den Werdegang Amerikas bestimmten, harrt einer neuen Musterung. Die Fragestellung hat Dimensionen angenommen, denen die Beantwortung einzelner politi» schier und wirthschaftlicher Tagesfragen micht mehr gerecht werden kann. Der beispiellose wirthschaftliche Auffchwung der letzten Iahr» zehnte, der in seinen Ausmaßen die europäische Parallele, den Aufschwung Deutschlands, in den Schatten stellt, wälzte seine Fluth mit stürmischer Macht einem durchaus plutokratischen Wirthschaftsystem entgegen. Das geschah mit dem ganzen Ungestüm einer Nation, die an ihrem Dogma der politischen und wirthschaftlichen Voraussetzunglosigkeit trotzig festhielt. Diese Etape mußte von Amerika durchmessen werden; wie ja auch ältere Nationen sie mit größerer Bedachtsamkeit zu durchemssen sich anschicken. Vielleicht war es die klügere Politik, die Tiefe dieser Sackgasse gleich im Sturmschritt zu durcheilen, um durch schnellere Erkenntniß die Kostspieligkeit des Experimentes abzukürzen. Radikalismus war der bessere Dienst, Das in wenigen Jahrzehnten aufgethürmte plutokratische System, dessen Krönung die riesenhafte Machtanhäufung der das Land gleich einem Spinnennetz überziehenden Trusts verkörpern, wirkte durch seine Ueberspannung eines an sich gesunden wirthschaftlichen Grundsatzes gleichsam wie ein gewaltiges Staubecken, das dem Strom der Gesammtheit Ein» ihalt gebot. An Stelle einer mannichfachen Vielheit frei fließender Kräfte, die, allen Volksschichten entquellend, konzentrisch dem Ziel der allgemeinen Wohlfahrt zustrebten, entstand eine mächtige Wasserfläche, die den ganzen Drnck der aufgehäuften Mengen in einige schmale Kanäle einfing, deren Schleußen ein paar Industriekapitäne reguliren. Wenn nur eine Eindämmung wirthschaftlicher Kräfte gefolgt wäre, hätte der nnaushaltsam zunehmende Druck durch sein eigenes Wachsthum vielleicht automatisch seine Ventile geschaffen. Auf dem Weg der Gesetzgebung wären die SchleußentHore Schritt um Schritt verbreitert und vermehrt worden. Wege hätten sich gefunden, die abfließenden Gewinnmassen auf größere und breitere Gebiete des Volksrbums zu vertheilen. Daß der Versuch nicht zur rechten Stunde vorbereitet und begonnen wurde, wird die Geschichtschreibung auf der

*) Fragmente aus der Einleitung in das Buch: „Die neue Freiheit; ein Aufruf zur Erweckung der edleren Kräfte eines Volkes". Verfasser: Präsident Woodrow Wilson. Uebersetzer: Herr Hans Winand, Bei Georg Müller wird es im August erscheinen.

Sollseite der amerikanischen Industrieführer buchen. Aber dieser strategische Irrthum ist kein zufälliges Versagen des Weitblickes. Er wuchs aus dem Radikalismus des amerikanischen Temperamentes, das in seinen reinsten Formen noch immer Etwas vonderdraufgängerischen Ungebrochenheit der ewigen Iugend bewahrt und triebhaft Extremen zustrebt. Die ungewöhnlichen wrrthschaftlichen Vorbedingungen dieses Landes haben stets, auch auf dem Weg über gewaltige Krisen, zum Erfolge geführt. Wirthschaftliche Schönwetterperioden glichen die Wirbeistürme vergangener Irrthümer mit uneuropäischer Schnelligkeit wieder aus. Das „Vorwärts", dieser kategorische Imperativ amcirikanischen Lebens, bannt den Blick des Einzelnen auf die Zukunft. Errungene Erfolge erscheinen nur als das Vorspiel künftiger Erfolge und dem Auge bleibt keine Zeit, >sinnendaufWergangenheit und Gegenwart zu verweilen. Die Schöpfer der großen Trusts hätten auch auf die Fragen, die sie zu stellen versäumten, in der Vergangenheit ein« Antwort kaum gefunden. Nur aus dem dumpfen Raunen der Ge» gegenwart tönten ihnen Stimmen entgegen, die Warnungen glichen. Aber sie mußten ungehört verhallen, wo die Gegenwart nur Schwelle zur Zukunft ist und die letzten Träume der großen Trustarchitekten, die Vertrustung aller Trusts, noch nicht restlos verwirklicht waren. Dazu kam, daß es keine Gewalt gab, die dem Sturmlauf in die Zukunft eine Schranke zu setzen vermochte.

Daß dieser Widerstand fehlte, lag in Mängeln, die von der amerikanischen Regirungpraris während der letzten Generation herausgebildet worden waren. Methoden, die einer unfertigen und gleichsam noch flüssigen Gesellschaftmasse gerecht zu werden vermochten, konnten nur durch eine zeitgemäße "Umformung einer neuen Ordnung angepaßt werden, einer Gesellschaft, die sich immer klarer gliederte und immer schärfer abstufte. Die Anpassung blieb aus. An diesem Punkt, wo die Linien der Regirungpraxis und der Gesellschaftentwickelung sich kreuzen, offenbart sich eine Eigenthümlichkeit der politischen Begabung Amerikas. Die Geschichte der Union zeigt, daß mit der wachsenden Sicherung der nationalen Selbständigkeit dem pragmatischen Denken Amerikas seine Ziele und Gesetze fast ausschließlich von der unmittelbaren Nothwendigkeit diktirt wurden. Immer war es die Gegenwart, die drohend oder bittend den Staatsmännern entgegentrat und ihnen bestimmt umrissene Aufgaben stellte. Und die Gegenwart stellte ihre Ausgaben ausnahmelos mit einer Wucht, die Vertagungen ausschloß. Man hat oft den Eindruck, daß diese Unmittelbarkeit der Nothwendigleiten sich wie ein Alb auf das staatsmännische Denken der Nation legt und im seltsamen Gegensatz zum wirtschaftlichen Streben die Blickrichtung in die Zukunft verhindert. Daß die Union noch stets in entscheidender Stunde die Staatsmänner großen Formats aufbrachte, die ihre Aufgaben anzupacken und zu bewältigen wußten, ist; ein Beweis sür die ungewöhnlich reiche Produktion staatsmännischer Talente in der Neuen Welt. Sie erklärt sich uns durch die, strenge

politische Schulung, die Amerika von Anbeginn zuerst seinen Gästen, dann seinen Söhnen auferlegte; sie erklärt sich zum Theil auch durch das von Anfang an demokratische Verwaltungsystem, das seit dem Tag der Unabhängigkeit (und auch schon früher) die Angelegenheiten der Regirung zu Angelegenheiten Aller machte und politische Begabung erzog, indem sie Iedem die Bahn zur BethZtigung freimachte. Aber gerade dieses System, das, mit seiner kurzfristigen Machtverleihung, die Kraft eines Bismarck zu neun Zehnteln zur Untätigkeit verdammt hätte, erklärt auch die mit dem Lauf der Iahrzehnte zunehmende Beschränkung des politischen Handelns auf die Gegenwart. Wie Lehre, nach der Gefetze nur die Spiegelung und das Ergebniß der Wirklichkeit sind, durchzieht das gesammte staatsmännische Walten der Vereinigten Staaten in neuerer Zeit. Aber im Lauf der Generationen glitt das politische Wirken bei der Verwirklichung dieses Grundsatzes immer schneller einer Auslegung zu, die ohne Weiteres die Wirklichkeit mit der Gegenwart identifizirte. Wie die Staatsmänner die Impulse ihres Handelns unter zunehmender Ausschaltung der Zukunft von der Gegenwart empfingen, gingen auch die Antriebe zur Gesetzgebung aus der Wirklichkeit des Tages hervor. So konnte nicht ausbleiben, daß die jüngeren Regirungabschnitte der Union gleichsam ein retrospektives Wesen annahmen. Sie wurden in ihrer inneren Politik weniger durch eigene Initiative als durch die allgemeine Entwickelung vorwärtsgestoßen. Für den Idealismus der Nation zeugt, daß die Nothwendigkeiten, die die Staatsmänner zum Handeln trieben, durchaus nicht nur materieller Natur waren. Die große Krisis der amerikanischen Nationalgeschichte, der Sklaven» krieg, begann als ein ethischer Konflikt und wurde zu einem Kampf nm das Ideal der nationalen Einheit. Daß der Süden dabei auch die materielle Zweckmäßigkeit seiner sozialen Gliederung vertheidigte, stjärkt nur die wirkende Bedeutung der ethischen Postulate, die den 'Norden zum Angriff trieben. Für ihn handelte es sich nicht um wirthschaftliche Nothwendigkeiten: er kämpfte für ein unmaterielles Ideal und besiegelte seinen Glauben auch mit seinem Blut. Von diesem letzten blutigen Konflikt und den bereits plutokratisch gefärbten imperialistischen Extratouren der jüngsten Zeit abgesehen, blieb aber das neuere staatsmännische Denken Amerikas fast ausschließlich der Beseitigung bereits erwachsener Mißstände zugewandt. Man steht hier vor der logischen Folge des alten Ideals, das jene Regirung die beste nannte, die am Wenigsten regire. Die Zeit hat es übernommen, die Unzweckmäßigkeit einer konsequenten Durchführung dieses Gedankens zu erweisen. Daß immer wieder versucht wurde, mit diesem (unter neuen Verhältnissen lebensunfähig gewordenen) Ideal zu liebäugeln, ist eins der politischen Versäumnisse, die heute das Land vor die Nothwendigkeit einer,Umkehr stellen.

Seit den Tagen, da, in den letzten zwanziger Iahren, das berüchtigte Spoilsystem mit seinem Schlachtruf: „Dem Sieger die Beute"

nationale Geltung erlangte, ist es trotz allen heilsamen Reaktionen
nicht gelungen, diesen Grundsatz völlig aus der amerikanischen Politik
zu verbannen. Diese Praxis, die persönlich-egoistische Momente in
das politische Walten hineintrug, mußte einen mächtigen Ansporn
znm Ausbau der politischen Kampforganisationen bergen. Aber sie
bereitete nicht nur einer strafferen Organisation der politischen Maschinen den Boden: sie ^ebnete auch das Feld^, aus dem die Ausbildung des Boßsystems und die selbstsüchtige Mechanisirung des politischen Apparates emporwachsen sollten. Die Kurzfristigkeit der politischen Machterth eilung, die von der Verfassung der Union und noch
mehr von denen der Einzelstaaten vergesehen ist, führte auch dazu,
daß die Vervollkommnung der Parteimaschinen nicht der Regirunggewalt nützte. Immer klarer offenbarte sich im Lauf der Iahrzehnte
die merkwürdige Erscheinung, daß die Wucht der politischen Leidenschaft dazu neigte, ihre fruchtbare Kraft viel mehr auf die Gewinnung
der Regirung als auf deren Ausübung zu konzentriren. Der Kampf
um politische Ueberzeugungen sank zu einem Ringen nm die Macht
herab: und war die Macht errungen, dann ließ das Verlangen nach
ihrer schleunigen Ausnützung und die Sorge um ihre Behauptung
die Ideale vergessen, unter denen man in den Kampf gezogen war.
In den siebenziger Iahren, nach der „Rekonstruktion" der Union,
tritt ein neues Element, das bald lawinenartig anschwellen sollte,
in das Leben der Nation. Der Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat bereitet sich vor. Mit ihm beginnt die Neuorganisativ"
des Geschäftslebens, die von Anfang an dem Großbetrieb zusteuert.
Entscheidenden Einfluß und nationale Breite erlangt diese Strömung
nach der großen Wirthschafttrisis von 18M Sie wird das Signal
zum Aufruf aller Kräfte und ihr Ziel ist zunächst der Aufbau einer
Industrie, die die Union vom Weltmarkt unabhängig machen soll.
Der Elan, mit dem hinter den Mauern des Hochzolles dieses Industriegebäude, mit einer fast magischen Thatkraft, aufgerichtet wurde,
hat etwas Imponirendes, das immer wieder die europäische Einbildungskraft in Schwingungen versetzt. Denn hier feierte das Zauberwort modernen Wirtschasttampfes, das Zauberwort Organisation
seine höchsten Triumphe,

Bald aber sollte sich dabei zeigen, daß die Praxis der Regirung mit
diesem Eiltempo der Entwickelung nicht Schritt zu halten vermochte.
Zum ersten Mal trat klar zu Tage, daß das retrospektive Regirungsystem, das sein Ziel darin sieht, entstandene Mißstände zu verringern,
und prophylaktische Arbeit unbewußt vom Arbeitprogramm streicht,
nicht immer ausreichen kann. Man sah sich vor der Gefahr des Zuspätkommens, der amerikanischen Staatsmänner sonst stets zu entgehen
verstanden. Und zum ersten Mal erwies sich auch das Dogma von
der Vertheilung der Gewalten, das den Schöpfern der amerikanischen
Verfassung in ihrer Furcht vor den Gespenstern der Pöbelherrschaft
und der Autokratie vorgeschwebt hatte, als ein Hinderniß. Die Drei»

theilung der! Machit, unter den Präsidenten, den Kongreß und den
Bundesgerichtshof, war der in so kurzer Frist gewaltig angewachsenen
Macht des plutokratisch organisirten Kapitals nicht gewachsen. Das
Prinzip der Centralisirung in der Geschäftswelt zeigte sich dem Re»
girnngprinzip der Decentralisirung überlegen. Die Abhängigkeit von
einer Parteimaschine, die der Exekutive den Weg zur Macht gebahnt
hatte, ward zu einer Fessel, die mit der bisher üblichen politischen
Praxis nicht abgestreift werden/konnte. Die Arbeit der Parteimaschinen
hatte sich immer enger mit dem BoMstM verknüpft. Und über
diese Brücke der reinen Geschäftspolitik führte der Weg in die mäch-
stigen Industrie» und Handelskombinationen, die heute das wirth-
schaftliche Leben der ganzen Nation bestimmen. Trotz allen konsti-
tutionellen Blitzableitern sah Amerika das Gewitter heraufziehen^
vor dem die Gründer des Staates ihre Nachkommen zu schützen ge-
sucht hatten. Das Gespenst der Autokratie gewann plötzlich ein Le-
ben, das dadurch nicht weniger beängstigend wurde, daß aus einer
Autokratie eines Einzelnen die Autokratie einer kleinen, durch Inter-
essengemeinschaften verbündeten Gruppe geworden war.'
Hätte diese Gruppe ihren Einfluß mit staatsmännischer Mäßi-
gung zur Geltung gebracht, dann wäre der Uebergangsprozeß, volr
dem Amerika heute steht, weniger gewaltsam geworden. Aber jede
Macht, die, im, Bewußtsein ihrer Stärke, jeder Verantwortung vor
der Oeffentlichkeit entrückt ist, neigt dazu, die Intensität ihrer Ein-
wirkung zu steigern. Das geschah; und im Vertrauen aus die eigene
gute Sache geschah es mit jenem Ungestüm, der schon im ersten An-
lauf die Schranken der Zweckmäßigkeit durchbricht. Den Nachkommen
der Männer, die eine feindsälige Wildniß in eine Heimath verwan-
delten, eignet noch heute der weltenversetzende Optimismus, der eine
kUeberschätzung der eigenen Kraft nicht kennt. Und es war auch viel-
leicht weniger eine Ueberschätzung als eine Uebersteigerung der eige-
nen Kraft, die in dieser hastigen wirthschaftlichen Neuordnung die Or-
ganisation überorganisirte. Die vollbrachte Arbeitleistung war so ge-
waltig, daß ihre Schatten sich über das ganze nationale Leben er-
streckten. Die Monopolifirung des Kapitals bestimmte die Entwicke-
lungmöglichkeit des Individuums. In dem Maße, in dem diese Ab-
hängigkeit znnahm, vertiefte sich die Wirkung. Sie griff über eine
Monopolifirung der materiellen Daseinsmöglichkeiten hinaus und be-
schwor den Ansturm moralischer Kräfte herauf, die hinter der Schlacht-
linie des wirthschaftlichen Kampfes die Impulse eines Volkes be-
stimmen. Die Größe der Gefahr beschleunigte deren Erkenntniß. Eine
Weile konnte der Glanz des wirthschaftlichen Aufschwunges das Auge
blenden. Aber als die gepanzerte Faust des überorganisirten Kapitals
immer härter in die Lebensbedingungen der Allgemeinheit eingriff,
merkte man, daß an die Stelle demokratischer Selbstregirung einq
Art plutokratischer Oligarchie zu treten drohe.
Schon McKinley sah in seiner letzten Lebenszeit diese Wolke

heraufziehen,. Ajn der Spitze der Regirung blies später Roosevelt Alarm. Er blieb dem Land Manches schuldig; der winkende Ruhm eines „praktischen Politikers" blendete seine sonst so scharfen Augen. Iahre eines nur halb erfolgreichen Ringens mochten sein stürmisches Temperament gebändigt haben: und in einer Stunde, da nur ein „Alles oder Nichts" heilsam werden konnte, ließ er sich Schritt vor! Schritt zu dem Verlangen treiben, seinen Ehrgeiz auf „realisirbare" Kompromisse zu richten. ,,Lut I wsut w gst somstking tKrou^K": diese Antwort, die er dem fortschrittlichen Senator La Follette immer wieder gab, wenn ihm durchgreifende Maßnahmen (deren Nothwendigkeit er mit offenem Sinn würdigte) vorgeschlagen wurden, blieb für die letzten Präsidentenjahre des früheren Götzenzertrümmerers charakteristisch. Roosevelt erkannte die Thatsache der Gefahr besser als ihre Tragweite. Ihr Umfang begann sich ihm erst zu enthüllen, als er die vereinzelten schüchternen Abwehrversuche gegen die Trusts wieder aufnahm. Er mußte erlahmen. Statt gegen die Wurzeln des Uebels hatte er seine Waffen nur gegen deren schlimmste Auswüchse gerichtet. Und die Waffen mußten versagen, weil Kongreß, Staatsgerichtshof und vor Allem die eigene Partei unter der Suggestion der großen Organisationen beharrten. Dem fernen Beobachter erscheint heute die Macht der Widerstände, die Roosevelt in die seinem Wesen ungewohnte Welt der Kompromisse trieben, fast wie eine günstige Fügung des amerikanischen Schicksals. Theodore Roosevelt ward die Aufgabe, die Allgemeinheit aufzurütteln^ Er wurde ein Erwscker des Volkes aus einer Lethargie, die gefährlicher war als freimüthige Unzufriedenheit. Die ärmlichen Erfolge, die er in seinem Kampf gegen die Auswüchse des Trnstwesens erntete, wurden indirekt fruchtbarer, als die volle Verwirklichung seiner Absichten geworden wäre. Die Ohnmacht der Regirung trat ins Licht. Taft ließ die wenig beneidenswerthe Lage der Exekutive noch deutlicher erkennen. Nur ein Appell an die höchsten Mächte der Demokratie konnte noch helfen. Der alte Grundsatz der SouverainetZt des Volkes, das Allerheiligste amerikanischer Ueberlieferung, schien bedroht, fast schon aufgehoben. Er war im Lauf der letzten Iahrzehnte, unter dem Druck einer zum Schematismus gewordenen legislativen Praxis, einer Art Starrkrampf verfallen. Behutsame Hände hatten dies demokratische Heiligenbild aus dem Reich der lebendigen Wirklichkeiten längst in den Schrein der Nationalideale überführt. Wer wurde es am vierten Iuli und bei anderen festlichen Anlässen dem Volke noch gezeigt. Und in Stunden patriotischer Weihe bezeugte ihm Amerika freudig und stolz eine Ehrfurcht, deren Widerhall manchmal, in Augenblicken nationaler Erbauung, den schlummernden Schutzpatron seinen Kyffhäuserträumen zu entreißen schien. Aber das Mysterium sollte doch Wirklichkeit werden. Um die Inbrunst dieses Vorganges zu verstehen, muß man sich klar machen, daß in der amerikanischen Union Nationalgefühl und demokratisches Fühlen identisch sind. Die wirklich zu einer kraftvollen „moralischen Energie" ausgebildete Vater-

landsfreudigkeit Amerikas, die als ein oft verborgenes, aber stets
thatbereites Imponderabilium die Impulse der Volksseele beherrscht,
ließ die. Erkenntniß der Lage zu einer tiefgreifenden Aufrüttelung
der Masse werden. Das war nicht ein abstrahirter Grundsatz oder
eine blutlose theoretische Formel, die in Gefahr schien: Das war
das heilige Erbe, für das die Väter ihr Mut verpfändet hatten,
war der Quell, aus dem das Amerikanerthum den Stolz und das zur
Arbeit und zu Thaten stählende Selbstbewußtsein schöpft. In den
Visionen der Patrioten begann das Schreckbild einer „Freiheit" auf-
zutauchen, die von sorgsamen und gewissenhaften Kellermeistern de»
stillirt, auf Flaschen gezogen und mit Fachkenntniß kühl und trocken
gelagert wird. Es genügte, um eine Nation zu mobilisiren, die ge-
wohnt war, nach eigenem Willen den Weg an den Quell zu gehen.
Aber auf den ausgefahrenen Gleisen der bisherigen politischen
Gepflogenheiten schien das Ziel nichtmehr erreichbar. Roosevelts
fröhlich,^ Fanfare, der so schnell die sanfte Chamade gefolgt war^
hatte Das schon gezeigt. Die folgenden Zeiten politischer Ohnmacht
gaben der Allgemeinheit Muße; daheim konnte sie im Stillen In-
ventur machen. Man begann, zu prüfen, wie die mitgeführten Ueber-
zeugungen und ethischen Instinkte, die tief aus dem leisen Reich
des Gefühlslebens emporsteigen, die scharfe Luft einer neuen Welt
vertrügen, die über Nacht wie durch Zaubergewalt umgeschaffen schien
und mit der Vergangenheit kaum noch schwache Familienähnlichkeit
aufwies. Und jenseits von den Tagesfragen politischer Verwaltung
ersteht die Aufgabe, im Angesicht einer neuen Lebensordnung den
ganzen Umkreis amerikanischer Kulturideale zu revidiren.

In der sozialen Geschichte der Union bestimmen zwei Ideale in
seltsamer Verknüpfung den Kulturwillen der Nation. Beide ent-
wuchsen dem in der Neuen Welt fruchtbar gewordenen Boden des
Calvinismus. Von der Gleichheit aller Seelen vor Gott, die Ameri-
kas erste Versuche einer staatähnlichen sozialen Gliederung von Cal-
vin übernahmen, war nur ein durch die Umstände der Kolonisten-
arbeit gebotener Schritt zum religiösen und zum politischen Indi-
vidualismus. Ihn zwang das republikanische Staatsideal zur Ehe
mit den Theorien der Demokratie, die aus den Verhältnissen folge-
recht emporwuchsen. Ueberträgt man diese Tendenzen auf eine mo-
derne Gesellschaftordnung, die im Zeichen der Großorganisation ihre
höchste Leistungfähigkeit sucht, so zeigt sich bald, daß die neue Ord-
nung das demokratische Ideal zwar aufnimmt, aber dem radikalen
Individualismus des älteren Amerika keinen Raum mehr gewähren
kann. Dieser alte Individualismus war ein etwas ungewiß umgrenzter
Sammelbegriff, aber Grundlage und Nährboden jener Willensim-
pulse, die in Tagen der Einzelwirthschaft die Pioniere Amerikas
mit der prachtvollen Energie sättigen, ohne die das heldische Epos
der Erschließung eines neuen Welttheils niemals in den unverlier-
baren Besitz der Menschheit übergegangen wäre. So lange dieses
individualistische Ideal gleichsam ein Nutzwerth war, der durch tag-

liche Anwendung bor der Gefahr bewahrt blieb, theoretisch zu End« gedacht zu werden, konnte sein Bündnis; mit der demokratischen Idee ohne Mißklänge bleiben. Der Verflechtung dieser im Wesen verschiedenen Lebenstendenzen entsprossen in buntem Wechselspiel treibende Kräfte, die auf eine gewisse, nicht kurze Zeitspann« des Tempo des sozialen und politischen Fortschrittes heilsam fördern konnten. ftlber die neuen sozialen Umformungen mußten das demokratische Denken Amerikas zu einer Revision des alten Ideals zwingen, das einem Minimum der Regirungorganisation zustrebte. Die anarchischen Elemente, die in jedem konsequent zu Ende verfolgten Individualismus verborgen liegen, mußten dabei an den Tag kommen und ihre praktischen Unzuträglichkeiten enthüllen. Das war auch schon früher geschehen, wenn radikale Individualisten versuchten, ihre Gedanken als Bausteine einer Weltanschauung zu nützen. Noch in den dreißiger Iahren mochten beschauliche Gemüther in den wunderv.ollen Betrachtungen Thoreaus Fundamente suchen, auf die sich eine LebenspNlosöpWZ^NkAs NeA^mik der man leben konnte, ohne darum gleich Eremit oder aus Liebe zum All antisozial zu werden. „Alleinsein ist Weisheit, Alleinsein ist Glück, die Gesellschaft macht uns heutzutage niedergedrückt, hoffnunglos, Alleinsein ist der Himmel", schrieb Emerson noch im ??ahr 183S. Doch inmitten des werkthätigen Lebens der Gegenwart und inmitten eines Wirthschaftsystems, das auf dem Weg des Zusammenschlusses der Arbeitmöglichkeiten weit fortgeschritten ist, bleibt mit einer folgerichtigen Verwirklichung individualistischer Ideale nicht viel zu erreichen. Sie führen innerhalb der heutigen Wirthschaftordnung in gerader Linie zur Brachlegung der individuellen Leistungskraft. Mit der Negation der Gesellschaft ist nichts gebessert. Die Genüsse des Alleinseins sind nur einzelnen philosophischen Gemüthern erreichbar, die der Nothwendigkeit des wirthschaftlichen Lebenskampfes entrückt sind. Das ist eine winzige Minorität: und die Aufstellung eines Ideals, das nur solcher Minorität zugänglich bleiben muß, wäre eine Verneinung demokratischen Denkens. Einer Vielheit von Menschen, die durch die Bande der Nothwendigkeit und des Gefühls zu einer größeren Gemeinschaft, zu der eines Volkes, zusammengeführt wurden, muß jede Spielart dieser individualistischen Lehren zur Negation ihres Daseins werden. Amerika mußte beginnen, sein altes individualistisches Ideal umzuformen und soziabel zu machen. Unbewußt mochte dieser Prozeß einsetzen, aber darum nicht mit geringerer Entschlossenheit. Erst allmählich nimmt er den Charakter' bewußten Wollens an. Schon W^lt«MH>iUuan bereichert mit der rhapsodischen Intuition des Sehers das individualistische Ideal Amerikas um das Attribut der Kameradschaft. Sein . poetisch verklärtes Lebensziel wird, nah an der „großen Heerstraße" zu wohnen und „allen Menschen Freund zu sein". Und als er sagte: „Ich will nichts annehmen,, was nicht. Alle LU gleichen Bedingungen erholten können", gab er nur die neuere Variante des demokratischen Stolzes, der ein'Lowell auf den Satz von der Ueberlegenh«it der

weißen Rasse ^erwidern ließ: „Kein Gentleman kann ein Vorrecht
annehmen, dos Anderen unzugänglich bleibt."
"Dein Amerika von heute füllt die Aufgabe zu, die angebahnte
Umwandlung seines individualistischen Ideals zu vollenden. Es muß
eine Form erhalten, in der es sich den erweiterten demokratischen
iGefühlskreisen einfügt. Denn die neue Demokratie schickt sich an,
ihre alten Vorstellungen vom Wirkungfeld einer Regirung vom Grund
auf zu revidiren. Die Nothwendigkeit ist gekommen, das Aufsicht»
recht der Staatsgewalt auf Gebiete auszudehnen, die dem älteren
Amerika als ein unantastbares Allerheiligstes des Individuums gal»
ten. Wo früher die Rechte der Regirung aufhörten, werden morgen
ihre folgenreichsten Pflichten beginnen. Die Uebernahme dieser Pflich»
ten wird in der Praxis unwillkürlich eine Vergrößerung der Macht»
befugnisse mit sich bringen.
'Wie schnell es der Nation gelingen wird, über diesen Wende»
punkt hinauszukommen, vermag heute Niemand vorauszusehen. Harte
und geräuschvolle politische Kämpfe werden dem Land vielleicht nicht
erspart bleiben. Und ein stilleres, geistigeres Ringen wird hinter der
politischen Arena den Waffenlärm begleiten. Die Geschichte Amerikas
bietet keine Analogie für diese Duplizität eines kulturellen und doli»
tischen Kampfes. Zum ersten Mal fällt in der Entwickelung des Landes
eine schroffe politische Wegbiegung mit einer Neuorientirung des gan-
zen Kulturgewisseus zusammen. Eine über Nacht emporgetauchte neue
Wirthschaftordnung kreuzt eine in stiller Sammlung sich rüstende ethi»
sche Strömung, deren letzte Ziele noch nicht sicher abzumessen sind.
Für die Zukunft ist der Weg vorgezeichnet. Der staatsmännischen Kraft
harrt eine Ueberfülle der Aufgaben, die jeder neue Tag vervielfacht.
Aber welche Einwirkung die unausbleibliche politische Neuordnung
auf die Kulturideale des Landes ausüben wird, ist heute noch nicht
zu errechnen. Einer idividualistischen Heldenverehrung nach Carlyles
Muster versperrt das auf ethischer Grundlage ruhende demokratische
Fühlen den Weg. Die Gefahren der Demokratie, die Neigung zu
einer nivellirenden Uniformirung des Denkens und Strebens, wird
heute auch in der Neuen Welt nicht mehr verkannt. Und man fühlt,
daß durch die erlahmende Triebkraft des individualistischen Denkens
der Kultur ein heilsames Korrelat der konsequent demokratischen Welt»
betrachtung verloren geht. Aber wie diese Lücke gefüllt und wie der
Gefahr der Nivellirung begegnet werden soll, darauf fehlt einstweilen
noch die Antwort. Das Schlagwort von einer „Vergeistigung der
Demokratie" ist zwar gefallen, doch der Sinn, der hinter diesem Wort
Versteck spielt, hat sich bis heute einer klaren Deutbarkeit entzogen.
Und so steht an der Stelle eines klaren Ideals noch der etwas ver»
schwommen«, beinahe fatalistisch gefärbte Optimismus, dem einst Walt
Whitman Ausdruck lieh, als er sagte: „Bringt große Männer hervor;
alles Uebrige wird sich finden."
... Daß die Persönlichkeit Wilsons so plötzlich in den Vordergrund
trat, erklärt sich nicht allein durch den starken Einfluß, der von

seinen Schriften ausging, und auch nicht durch die große Zahl
Männer, die einst als Studenten den Einfluß seiner Persönlichkeit
empfingen und den Weckruf zu einer politischen Erneuerung, der seine
Lehrthätigkeit durchklang, ins Leben hinaustrugen. Zwei einander
schnell folgende Ereignisse haben die Gestalt dieses Mannes in den
Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt: Wilsons Verzicht auf
hie Präsidentschaft der Princeton»Universität und sein Wirken als
Staatsoberhaupt von New Bersey.

Von Wilsons Rücktritt aus dem Präsidium von Princeton hat
Hale eine auf Akten gestützte Darstellung überliefert. Sein Abschied
war die Handlung eines Mannes, der eine Brachlegung seiner Ideale
nicht hinnehmen wollte. Was sich in Princeton abspielte, hat manche
Berührungpuntte mit dem heutigen Kampf der Ueberzeugungen im
ganzen Land. Es war der Kampf um den Sieg eines demokratischen
Ideals über Mächte der Plutokratie; aber in Princeton nahm das
Ringen die reine Form eines Kampfes um ethische Grundsätze an.
In den Iahren seiner Präsidentschaft hatte Woodrow Wilson die
Organisation des Princeton College von Grund auf reformirt; nun
blieb der Aufbau der Graduate-school zu erneuen. Princeton wurde
von je her von der Iugend der reicheren Stände bevorzugt. Der drau-
ßen iln Leben hervortretende Zug zu üppiger Lebenshaltung mußte
imit der Zeit auch in der Studentenschaft sein Echo finden. Aristo-
kratische Neigungen wurden merkbar und drohten einen Keil in die
Einheit der Iugend zu treiben. Neue Klubs waren erstanden, durch
die sich eine Hälfte der Studentenschaft, die Söhne vermögender El»
tern, von den anderen abschlossen. Klassengegensätze traten hervor,
wurden bestärkt und gefährdeten das demokratische Ideal einer Alle
gleichmäßig umfassenden Kameradschaft. Wilsons Reformpläne steuer-
ten einer Verstärkung des persönlichen Kontaktes zwischen Lehrer und
Schülern und einer Erhöhung des kameradschaftlichen Zusammenge-
hörigkcitgefühls unter den Studenten zu. Der Konfliktstoff war gege-
ben. And der Macht des Geldes blieb der Sieg. In entscheidender
Stunde fiel der 'Universität ein Zwölfmillionenlegat zu; nach den
Bestimmungen des (verstorbenen) Stifters sollte die Summe in einer
Meise verwandt werden, in der Wilson eine Verschärfung der Klassen-
gegensätze sehen mußte. Die amerikanischen Hochschulen sind in ihrer
Erhaltung auf Schentungen angewiesen. Die Schwierigkeiten der Geld-
beschaffung sind oft gewaltig: sie machen begreiflich, daß der Auffichtrath, der Wilsons Absichten bis zu diesem Augenblick energisch gestützt
hatte, zögerte und schließlich vor der Höhe der Summe kapitulirte.

Die ungewöhnlichen Umstände, unter denen dieser Kampf der
Ueberzeugungen geführt und entschieden wurde, fanden im Land ihr
Echo. Die Antwort war die Wahl Woodrow Wilsons zum Gouver-
neur des Staates. In kurzer Frist hatte er eine neue Gesetzgebung
durchgesetzt, die dem seit Iahrzehnten von den Trusts beherrschten
Staat New Versey die Selbstverwaltung zurückgab. Das Ueberraschende

dieser Vorgänge lag in der Sicherheit, mit der hier ein einzelner Mann
ein seinen fortschrittlichen Plänen widerstrebendes Parlament nöthigte,
die eingebrachten Gesetzentwürfe zu ratifiziren. Der neue Gouverneur
begann seine Amtsführung mit einem Bruch mit der alten Tradition,
jdie eine engere Zusammenarbeit der Exekutive mit der Legislative
verhinderte. Allem Brauch zuwider erschien der Gouverneur im Par-
lament, nm seine Gesetze in offener Diskussion Punkt vor Punkt zu
vertheidigen. Um zu ermessen, was dieses Vorgehen in Amerika/be-
deutete, muß man bedenken, daß das Prinzip der Theilung der Ge-
walten im Laufe der Generationen zu einem unangefochtenen Dogma
erstarrt war, das dem Präsidenten und dem Gouverneur verbot, mit
dem Parlament anders als schriftlich zu verkehren. Gegen die Op-
position einer Mehrheit von Volksvertretern wandte Wilson ein schlich-
tes Allheilmittel an: den unmittelbaren Appell an die Wählermassen.
Am Rejdnerpult und in den Spalten der Zeitungen kämpfte er für
das Programm, zu dessen Durchführung er gewählt worden war.
Die Öffentliche Meinung wurde in das Vertrauen des Gouverneurs
gezogen; es gab für die Parlamentarier kein Ausweichen mehr. Die
Hoffnung, die den Sonderinteressenten unerwünschten Gesetzentwürfe
unauffällig in den Kommissionen beerdigen zu können, war vernichtet.
Jeder mußte Farbe bekennen. Im Plenum gegen die Reformen zu
stimmen, ward eine mißliche Sache, Die Gesetze erzielten im Par-
lament Mehrheiten, die den Kennern der Verhältnisse wie ein Wunder
erscheinen mußten. Und dem Gouverneur blieb erspart, das Mittel
wohlmeinender Nachhilfe anzuwenden, auf das er bei Beginn des
Kampfes offen hingewiesen hatte. Das Mittel, dessen Erwähnung
eine so große Zauberwirkung hatte, war einfach. Nur in einem Lande,
in dem die Methode der heimlichen Abmachungen und das Walten
hinter verschlossenen Thüren das Verantwortlichkeitgefühl der Ge-
setzgeber eingeschläfert hatten, konnte diese mild drohende Mahnung
Früchte reifen. Sie lautete: die Namen der Abgeordneten und Sena-
toren, die die Reformgesetze zu Fall zu bringen suchen, werden der
Wählerschaft und dem Volk bekannt gemacht.
Ob und wie Woodrow Wilson als Präsident der Union die grö-
ßeren Widerstände, die seiner im Senat harren, überwinden kann,
wird die Zukunft lehren. Die tiefere Bedeutung von Wilsons Einzug
ins Weiße Haus greift über künftige Erfolge und Mißerfolge seiner
Amtsführung hinaus. Seine Präsidentschaft bezeugt, daß der Wille
zu eine? politischen und ethischen Rekonstruktion des nationalen Le-
bens stark genug geworden ist, um fortan der Gegenwart auf ihrem
ewigen Marsch in die Zukunft die Richtung zu weisen. Wie oft und
wie wirksam machwolle Widerstände diesen Willen noch hemmen
werden, bleibt eine Angelegenheit des flüchtigen politischen Alltags.
Rückschläge mögen das Tempo verlangsamen: in die alten Bahnen
werden sie den Lauf der Dinge nie mehr ganz und nie mehr für
die Dauer zurückdrängen. HansWinand,

Japanische Wirtschaft.
diplomatischen Kämpfe, die in den letzten Monaten auf beiden
☐Seiten des Stillen Ozeans über den ferneren Landerwerb der
Iapaner in Kalifornien entbrannt waren, haben, weit über die Kren»
zen beider Länder hinaus, das Interesse der ganzen Welt erweckt. Sie
wurden in beiden Ländern mit Erbitterung geführt, und wenn auch
die Regirungen sich in den Grenzen,des diplomatischen Verkehrs ge-
halten haben und in Iapan, wo Das besonders nöthig ist, den Aus»
schreitungen einer „^sllov prsss" nach Kräften gesteuert wurde, so sind
doch hier vielfach Drohungen aufgetaucht, die bevorstehende Panama-
Ausstellung zu boykottiren und im Nothfall den Handel mit den
Waffen in der Hand zum Austrag zu bringen.
Der Rassenkampf in Kalifornien, der schon über ein Iahrzehnt
dauert und sich gegen die Ueberfluthung des Landes mit asiatischen Ein-
wanderern der niedrigsten Klassen richtet, hat die chinesische Einwan-
derung völlig zum Aufhören gebracht, die japanische unter Mitwirkung
der japanischen Regirung so eingeschränkt, daß nur relativ gebildete Ia-
paner, die einen Paß von ihrer Megirung haben, ins Land gelassen
werden. Diese Verträge wurden, zum Schutz der heimischen Arbeiter
und Fischer, namentlich von den kalifornischen Trade»Unions erzwun-
gen. Ich muß daran erinnern, daß in den Vereinigten Staaten jeder
Einzelstaat für innerpolitische Fragen seine eigenen Gesetze und sein
eigenes Parlament hat. Wenn die Einwanderersperre auchvom Stand-
punkt internationalen Rechtes hart und vielleicht ungerecht erscheint,
so darf man doch nicht vergessen, daß auch Iapan, das für sein Recht
in Kalifornien so erregt kämpft, keine Arbeiter-Invasion gestattet. Eine
kleine deutsche Werft in Kode, bsie vor einigen Iahren ungefähr zwan-
zig chinesische Schiffszimmerleute (nicht Kulis) zu importiren versuchte,
wurde gezwungen, sie wieder zurückzusenden.
Heute leben etwa 50 000 Iapaner in Amerika, besonders viele an
der Westküste, die 240 000 acres (1 acre ^ 40,5 Ar) Land in Kali-
fornien allein besitzen oder in Pacht haben und außer der Landwirth-
schaft im Allgemeinen vielfach Fruchtbau und Fruchtkonservirung für
den ErPort nnd ähnliche Gewerbe mit Fischereiprodukten betrei-
ben. Der Werth ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse allein wird
auf jährlich ?3 Millionen Mark geschätzt. Während sie 1905 erst
62 000 acres Land bearbeiteten, hat sich dieses Areal bis 1912 auf
235 753 acres erhöht. Wie diese rasche Zunahme für die Tüchtigkeit
der japanischen Landwirthe, die wir auch im Mutterland bewundern,
spricht, so kann mlan auch die Befürchtungen der Kalifornier wohl ver-
stjehen. Nicht um die nächsten zehn Iahre handelt es sich; man will
die Folgen, die ein Iahrhundert ungestörter Einwanderung haben
könnte, abwehren. Tausende von Japanern sind natürlich auch als Auf-
wärter, Köche, Dienstboten aller Art in Hotels und Privathäusern
thätig. Ueber ihr sittliches Verhalten sind die Urtheile, je nachdem sie

von dem einen oder dem anderen Lager ausgehen, verschieden gefärbt.
Nach Allem, was ich von den Iapanern seit zwanzig Iahren in ihrem eigenen Land gesehen habe, glaube ich, daß sie durchaus nicht schlechtere Staatsbürger sein würden, wenn sie, erstens, sich in ehrlicher Weise nationalisiren ließen und, zweitens, das amerikanische Bürgerrecht erwerben könnten. Das wird durch den japanischen Patriotismus und durch die Gesetzgebung der Bereinigten Staaten, die Mongolen das Bürgerrecht weigern, gehindert. Wer auch wenn diese Hindernisse aus dem Wege geräumt wären, würde das japanische Element, im Gegensatz zu den aus Europa Eingewanderten, doch nie ein wesentlicher Theil des amerikanischen Staates werden. Ieder Iapaner, der mit vollen Taschen zurückkäme (und die meisten würden zurückkehren), fände sofort wieder Aufnahme in das japanische Bürgerrecht.
Während anfangs die japanische Einwanderung in Amerika frei war, wurde sie später eingeschränkt; während der Landerwerb dann noch Iahre lang frei blieb, soll er jetzt in Kalifornien verboten werden (wobei natürlich bereits erworbene Rechte gewahrt bleiben, nur nicht mehr übertragbar lsein sollen). Dieses Vorgehen müßte nicht nur überraschen, sondern auch bedingten Tadel finden, wenn Iapan selbst sich nicht seit Iahrzehnten der besten Waffe, dagegen moralisch anzukämpfen, beraubt hätte. Auch in Iapan kann nämlich heute kein Ausländer auf seinen Namen Grund und Boden bedingunglos erwerben. Daß der Erwerb vor 19lX>, als die Fremden noch unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln standeu und keine Steuern zahlten, nicht erlaubt war, ließ sich rechtfertigen. Als aber die neuen Verträge unter japanischer Leitung vom Viscount Aoki zuerst in London berathen wurden und der Vertreter Englands den Vorschlag machte, von nun an auch den Landerwerb den Fremden frei zu geben, schob Aoki, mit dem Hinweis, solches Gesetz werde das ganze japanische Volk in Harnisch bringen, die Entscheidung hinaus und begnügte sich mit vagen Verheißungen auf Ki,ej Zukunft. Er ließ sich damals wohl kaum träumen, daß dsteser Schachgug (Anderes war es nicht, da das japanische Volk in der Gesetzgebung, trotz seinem Parlament, noch heute gegen die bureaukratische Regirung nie aufkommt) wenigö Iahre später im Ausland sich gegen Iapan selbst wenden würde. Damals sagte Mr. Bertie, der.Vertreter Englands, bei derNeuberathungder Verträge, die sich sehr lange hinzog, daß Iapan immer mehr fordere und weniger zugestehen wolle, je länger die Verhandlungen dauern. Wir Ausländer haben in Iapan ja wirklich damals alle Vorrechte verloren und geringere Rechte, als die Einheimischen besitzen, dafür eingetauscht. Man bequemte sich in die Institution der Superficies oder Emphyteusis, nach der ein Ausländer zwar auf 999 Iahre Land kaufen kann, das aber auf den Namen eines für allg Steuern und Pflichten verant» wortlichen Iapaners eingetragen werden muß. Daraus konnten natür» lich für den Käufer und jeweiligen nominellen Besitzer, besonders bei Todesfällen, Vererbungen und Wiederverkäufen, allerlei Unan-

nehmlichkeiten erwachsen, wie die Erfahrung inzwischen bereits gelehrt hat. Eine zweite Erwerbsmöglichkeit unter dem Titel einer Iuristischen Person erwies sich als eben so unzulänglich.

In all diesen Iahren stillen Kampfes um das Besitzrecht des Ausländers hatte der,Iapaner in fast allen Kulturstaaten der Welt das Recht, so viel Land zu erwerben, wie er wollte. Nirgends nützten die Iapaner dieses Recht so eifrig aus wie in Kalifornien und Kanada, wo große Länderstrecken, Minen, werthvolle Fischereigerechtsame und andere Vortheile seitdem in ihren Händen sind. Als dieses Mißverhältnis^, vor vier Iahren, zu ernsten Agitationen führte, die bezweckten, den Javanern allen Landerwerb zu verbieten, erschrak die japanische Regirung und machte schnell ein Gesetz, das dem Ausländer nun auch in Iapan freieren Erwerb sichern sollte. Das Gesetz wurde vom Reichstag angenommen und dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt. Erstens aber war dieses Gesetz, das Formosa und die wichtige Nordinsel Hokkaido völlig ausschloß (Korea war damals noch, nicht annektirt), so illiberal und mit so vielen Klauseln bepackt, daß es für den Ausländer werthlos wurde und nur Kalifornien und Kanada, wo das Danaergeschenk nicht richtig erkannt wurde, beruhigte. Und zweitens blieb die kaiserliche Bestätigung aus: bis heute.

Ist unter solchen Verhältnissen nicht begreiflich, daß in den letzten Monaten die Agitation in Kalifornien aufs Neue begann? Nicht ,ein japanischer Zeitungleiter fand in den Hunderten von Artikeln, die über diese Frage erschienen und das Volk aufhetzten, den persönlichen Muth, seinen Lesern zu sagen, daß sie doch eigentlich im Ausland nicht verlangen' könnten, was sie im eigenen Land dem Ausländer seit langen Iahren hartnäckig verweigern. Aber Mangel an Reziprozitätgefühl ist eben der schlimmste Defekt im japanischen Staatsleben und im japanischen Volk der denkenden Klassen. Die Losung heißt: „Alles für Iapan, nichts für Andere".

Die eigentliche Küstenschiffahrt war von je her dem Ausland verschlossen. Das ist an manchen Küsten eben so. Doch konnten in Iapan bis vor wenigen Iahren die großen europäischen Linien auf durchlaufender Fahrt in Nagasaki, Kode, Yokohama Passagiere und Ladung zwischen einem dieser drei Häfen aufnehmen oder absetzen. Das hat Iapan nun auch verboten; aber seine große, von der Regirung mit etwc, 12 Millionen Mark jährlich subventionirte Postlinie, die Mippon Pusen Kwaisha, landet auf der Fahrt nach England noch immer in jedem der vielen englischen Häfen Passagiere und Ladung und nimmt sie aus. In dem gewaltigen Rohbaumwollengeschäft zwischen Bombay oder anderen indischen Häfen und Iapan machen seit anderthalb Iahren japanische subventionirte Dampfer den englischen Schiffen, besonders der British India Company, durch Frachtschneiderei schwerste Konkurrenz. Die englischen Schiffe haben keine Subvention, müssen aber in ihren eigenen Häfen die durch japanische Staatsunterstützung unlauter werdende/Konkurrenz, dulden. Diese hohe

Subvention nnd ihre unausbleiblichen Folgen sollten bei neuer Sub»
vention der deutschen Postlinie nach Ostasien, die naturgemäß unter
dem so erleichterten japanischen Wettbewerb mitleidet, beachtet wer»
den. Auch aufv^em iPangtse läuft eine ganze Flotte von japani»
schen subventionirten Dampfern, die fast zweitausend Kilometer ins
Innere von China eindringt. Zu diesen Subventionen tragen natür»
lich auch die in Iapan lebenden Ausländer durch ihre Steuern mit
bei, die, zum Beispiel, in Kode und Yokohama dreizehn Prozent der
gesammten Steuerquote betragen, obwohl unter hundert Einwohnern
dort noch nicht ein fremder Steuerzahler ist. Trotzdem ist dem Aus-
länder in Iapan nicht erlaubt, Aktien der Nippon Piusen Kwaisha/
zu erwerben, der es nur durch ihre hohen Subsidien ermöglicht ist,
seit Iahren zwölf Prozent Dividende zu geben. Das Selbe gilt von
den Aktien mehrerer staatlich subventionirten großen Banken in Ia»
van. Steuern darf der Ausländer bezahlen, aber der Weg zu gün-
stiger Kapitalanlage ist ihm an Hauptstellen gesperrt.
Regirung und Presse rufen: „Nieder mit dem Import, Hebung
des Exports um jeden Preis!" Fast unübersteigliche ZollmauerN
sind darum in den letzten Iahren um Iapan errichtet worden;
die Industrie, die ihre Rohprodukte zollfrei einführt, wird durch alle
möglichen Subventionen und Begünstigungen noch obendrein unter»
stützt. Trotzdem gelang es bis heute kaum, ein wichtiges Industrie»
Produkt bei auch nur annähernd gleicher Qualität billiger herzu»
stellen, als es die fremde Industrie, trotz ungeheuren Zoll» und Trans-
portkosten, in Iapan auf den Markt werfen kann. Daß „msuus msimm
lavst" und daß Völker da nichts kaufen, wo ihnen der Verkauf künst-
lich gehemmt wird: dieses alte Gesetz von Handel und Verkehr ist>
in Iapan noch wenig verstanden. Große Anleihen mußten immer
Wieder die schweren Verluste decken, die durch das künstliche Aus»
päppeln von lokal unmöglichen Industrien entstanden: aber wie lange
Wird das Ausland sein gutes Geld dahin geben, wo man ihm die
ßNöglichkeit wirthschaftlicher Bethätigung zu verengen sucht?
^ Wie weit das Streben nach Einfuhrhinderung führt, erweist
die Thatsache, daß Prinz Tokugawa, ein allerdings schon recht alter
Herr und Präsident des Oberhauses, auf einem Stcmtsbanket vor-
schlug, bei allen festlichen Anlässen das „Hoch" nicht mehr mit Cham»
pagner, sondern mit japanischem Sake zu begießen. Das wäre un-
gefähr so, wie wienn wir bei solchem Anlaß Nordhäuser Kümmel
trinken wollten; Sake ist ein stiller Reisschnaps von etwa fünfzehn
Prozent Alkohol, der wohl gründlich trunken machen, aber nicht in
gehobene Stimmung bringen kann. Der Vorschlag fand natürlich
begeisterten Beifall; erst später spotteten einige klarere Köpfe darüber.
Ter Genuß von Milch, früher dem Iapaner fremd und sogar
widerlich, hKt in den letzten fünfzehn Iahren mehr und mehr zu-
genommen. Die rein japanische Kuh giebt so geringe Milchmengen,
daß man sie vielfach durch importirtes Vieh und Kreuzungprodukte

ersetzt hat. Aber auch diese Kühe liefern in drei Vierteln des Landes
nur wenig Milch, die obendrein an Fett und Eiweißstoff weit hinter
der europäischen oder amerikanischen Durchschnittsmilch zurück bleibt
und mit ungefähr vierzig Pfennigen pro Liter im Land bezahlt wird.
Diese Verhältnisse können nicht besser werden; das warme Klima
läßt die kräftigsten Grassorten nicht aufkommen. Oft wird konden-
firte Milch, aus Amerika, Holland und der Schweiz, verwerthet;
besonders für Säuglinge. Vor ein paar Iahren hat man nun den
Zoll auf diese Büchsenmilch, der schon damals hoch genug war, fast
vervierfacht, um damit einer japanischen Industrie zu nützen. Als
das Mittel nicht half, gewährte man der japanischen Kondensmilch-
Industrie hohen Raabtt auf die Zuckersteuer; als auch Das erfolglos
blieb, wurde dieser Industrie auf vier Iahre Befreiung von der Ge-
werbesteuer zugesichert. Mancher Industrielle hatte sich den ganzen
maschinellen Apparat herauskommen lassen und merkte erst, als
er nuu anfangen wollte, einzudampfen, daß die Gegend nicht das
nöthige Rohmaterial liefere; und aus Wasser kann eben selbst der
Iapaner, dem seine Zeitungen fast täglich vorerzählen, daß er jetzt
Alles mindestens eben so gut wie der Europäer kann, keine Kondens-
milch herstellen.. /Solche Beispiele könnte ich in großer Zahl an-
führen. Auch das große japansche Stahlwerk in Wakamatsu ist ein
„mkiw elepksut", wie die Engländer sagen, der schon viele Millionen
verschlungen hat und jetzt durch hohen Zoll auf Eisen und Eisen-
produkte lebensfähig gemacht werden soll.
Von Reziprozität ist nirgends viel zu spüren. Kein ausländi-
scher Rechtsanwalt, auch wenn er der Sprache völlig mächtig ist,
kann in Iapan für Ausländer plaidiren; jetzt will man sogar Privat-
konsultationen ausländischer Anwälte verbieten. Als ein Iapaner
in Hongkong um die Zulassung vor das Gericht bat, wlurde sie ihm,
obwohl er feine Papiere nqch nicht völlig in Ordnung hatte, in
freundlichster Weise gewährt. Die wenigen ausländischen Aerzte, die
in Iapan ihre Landsleute behandeln (es ist noch kein Dutzend), sind
den japanischen Zeitungen ein Gräuel und werden geschmäht, weil
sie „den japanischen Aerzten das Geld entziehen". Daß aber in Hong-
kong, Singapor und anderen Häfen viele japanische Aerzte (und nicht
nur unter Iapanern) praktiziren, davon wird den Lesern nichts gesagt.
Japan macht eine ausgiebige und recht theure Reklame für
sich und mancher aufmunternde Bericht über japanische Finanzen
und Industrien wird auf Kosten der Regirung in ausländischen Blät-
tern untergebracht. Wenn trotzdem in den letzten Iahren die Seffent»
liche Meinung der Handelswelt, besonders in England und Amerika,
den Iapanern nicht mehr so günstig ist wie zuvor, so haben sie es
sich selbst zuzuschreiben. Iapan hätte alle Ursache, die natürlichen
Rassengegensätze nicht zu vertiefen, sondern durch eine liberale Ver-
kehrspolitill und auch durch fremde Hilfe seinen Handel und seine
Industrie, damit also die arg geschwächte Finanzkraft, zu fördern.
Kyoto. Dr. Ernst Pap ellier.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hörden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pafj S Sarlcb Ä. m, b, tz. in «erlin.

Finale.

Generalmarsch.

AIrankreich hat die Last dreijährigen Waffendienstes auf sich
genommen;ohne,nach dem ersten Wuthgeheul, noch laut zu
knirschen, eine Last, die den Kopf schwerer als denRumpf bebürdet.
And im Senat (wo, nur für diesen Programmpunkt, das Mini-
sterium Barthou in Clemenceau einen starken Helfer fand) hat
General PaudieDehnungderDienstzeitineinerRede empfohlen,
die in der Französischen Republik bewundert, im Nachbarreich
nicht so beachtet wird, wie sie verdient, und deren Hauptsätze ich
hier deshalb wiederholen will. »Der Organisator eines Heeres
muß zunächst immer den Kraftwerth des Gegners wägen, mit dem
dieses Heer sich eines Tages vielleicht zu messen haben wird. Wenn
ich von unserer Armee spreche, ist mein Blick also immer auf die
desDeutschenReiches gerichtet."(Rufe: „Indien!") „Einzelne
glauben, die höhere Präsenzziffer des durch das Gesetz vom Som-
mer 1913 vergrößerten deutschen Heeres könne durch unsere Re-
serven ausgeglichen werden. Das ist ein Irrthum. Deutschland
wird 830 000Mann unter denFahnen haben; wir verfügen (ohne
die eingeborenen Truppen) über 530 000 Mann, von denen 50 000
in Afrika stehen; ob diese 50000 am Tag der Mobilmachung in
der Heimath sein können, wissen wir nicht. Deutschland hat also
350000Mann mehr als wir. Diese Ziffer bedarf keines Kommen-
tars. Wie steht es mit den Reserven? Wir dürfen nur die Leulc
ig

rechnen, die mindestens ein Iahr lang ausgebildet worden sind. Dann kommenwir auf dieGesammtziffer von 3 978 000 (darunter ist aber ein großerTheil aus nur einjährigerDienstzeit); in Deutschland ist die unserer entsprechende Ziffer: 4376000. Deutschland hat also 400000 Mann mehr als wir; und wird, wenn das neue Gesetz in volle Auswirkung gelangt ist, 1200 000 mehr als wir haben. Aus diesem Vergleich schließe ich, daß sich uns die Pflicht zuneuerAnstrengungaufzwingt,deren Grenze nurdurchdieKopf» zahl der nachwachsenden Männer, durch finanz» und sozialpoli» tische Erwägung bezeichnetwird, derFrankreich sich abernicht entziehen kann, wenn es nicht abdanken, sich selbst aus derReihe der Großmächte streichen will. Gewiß: wasunsanZahl fehlt,müssen wir durch die Leistung, des Stehenden Heeres und derReserven, auszugleichen trachten. Nicht immer hat das größere Truppen» aufgebot den Sieg erfochten. Ausbildung und innere Einheit müssen erhöhtwerden; schon dazu brauchen wir die längere Dienstzeit, die uns den dritten Iahrgang unter die Fahnen stellt. Das deutscheWehrgesetz ist die (durch äußereAmstände beschleunigte) Krönung eines Werkes, dessen Vorbereitung und Ausbau jeder Anerkennung würdig ist. Die deutschen Effektivbestände sind heute so stark, daß sie nach derAnkunft der nächstenReservisten (für Pfer» Z>e ist gesorgt und automobile Lastwagen liefern der Artillerie die nöthige Munition) sofort ins Feld rücken können. Diesem Zustand müssen wir unseren Grenzschutz anpassen. Heute könnte Deutsch» land mit der Mobilmachung bequem zwei Tage vor uns fertig sein und uns überrumpeln. Wenn wir uns nicht gegen solche Möglichkeit sichern, locken wir selbst den Gegner in eine ihm gün» stige Gelegenheit; und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß erste nicht ausnützen werde." (Rufe: »Ires dien!-) »Das deutsche Heer hat eine Offensivkraft, wie sie seit den Tagen unseres Ersten Kaiserreiches in Europa nicht mehr gesehen ward. In ihm lebt der Geist der Offensive; nicht nur strategischer: auch politischer. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht sind seine Führer ganz erfüllt. FeldmarschaU von der Goltz hat gesagt, daß starke, aufsteigende Völker offensiver Politik bedürfen, deren Folge dann eine offensive Kriegführung ist; träg gewordene.zu Rückzügen bereite Völker führen den Krieg widerwillig und beschränken sich auf strategische und taktische Vertheidigung. Dem Feldmarschall scheint der Grund-

gedanke der Strategie untrennbar von dem derPolitik. Undwas
wir vom Handeln Deutschlands sehen, zeigt uns die Wesenszüge
kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf
Deutschland stolz fein. UnferePflicht aberist,aufdieseRegungen
ernsthaftzu achten. AlleRedner haben denfriedlichen GeistFrank»
reichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig
gedeutet." (Ires bien!) «Die Französische Republik will den Frie»
den, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgend-
eine Macht herauszufordern oder anzugreifen." (Beifall.) »Sie
will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Am dieser Zukunft
sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung ge»
störte Gleichgewicht wiederherstellen. Dann erst kann sie sich sorgen»
losen Friedens freuen." (Beifall.) «Da wir den Frieden wollen
und demGegner mitderMöglichkeitauchdieVerantwortungdes
Angriffes lassen, befiehlt Pflicht uns, dafür vorzusorgen, daß unfer
Heer immer und überall zurAbwehr bereit sei. DerFriede istnur
zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß
und unsere Kraft achten gelernt hat." (Lauter Beifall.) «Deshalb
brauchen wir eine Organisation, die er selbst für nützlich hält.
Glaubt er unsschwach,dannverführtdieserGlaubeleichtinMiß»
brauch derUeberlegenheit. Ist er von der hohen Leistungfähigkeit
unseres Heeres überzeugt, dann wird er vor dem Entschluß zum
Krieg zaudern. Sind in beiden Heeren die Cyklen nicht mehr gleich,
werden nur auf einer Seite die Daten der Einstellung und der
Entlassung geändert, dann hat das zurOffensive bereiteHeer den
Vortheil. Hier ist der Hauptgrund, der den Obersten Kriegsrath
verpflichtet hat, dem Vorschlag, den Mann dreißig oderzweiund-
dreißig Monate dienen zu lassen, seine Zustimmung zu weigern
und ein ungeschmälers drittes Dienstjahr zu fordern. Ich hoffe,
daß mir gelungen ist, Ihnen ein klares Abbild der Bedingungen
zu geben, denen unsere Heeresorganisation fortan genügen muß."
EinBeifallsstunn, wie derGreiscnsaal desLuxembourg ihn
lange nicht hörte, hat denRedner belohnt (der dicht vor derAlters»
grenze steht, aus dem aktiven Dienst scheiden muß, bald aber viel»
leicht als Kriegsminister vor die Kammern treten wird). Als junger
Offizier ist Vau im franko-deutschen Krieg schwerverwundetwor»
den, wird von den Schreibern drum »Ie Zlorieux muiile» genannt:
und da dieTribunenfirmaBarthou-Elienneihn,alsdenManus
IS»

der alten Trlarier, vorschickte, konnte man fürchten, seine Hasta
werde versuchen, den Schild desDeutschenReiches zu zerbeulen,
seinMund kränkende oder Kränkung andeutende Worte sprechen.
Nicht eins kam über die Lippen des tapferen Mannes. Schlicht,
ernst, würdig sprach er; aus dem selbennoblenSoldatengeistwie,
vor dreizehn Jahren, General de Galliffet, der mir, als Kriegs-
minister, sagte: »IhreArmee ist höchsterAnerkennung werth. Sie
hat uns geschlagen. AlsFranzose, der sein Vaterland liebt, kann
ich nie aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der
Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage
war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war
das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein
Glückszufall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Noth-
wendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit IhrerMoltke und Roon
fruchtlos geblieben wäre, müßte der Zunftsoldat anseinem Berufe
verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet?
Mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der
Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist.
Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg." Der Much
zu solchem redlichen Urteil ist nach drei Jahrzehnten leichter auf-
zubringen als in der von gegenwärtiger Ueberlegenheit bedrück-
ten Stimmung. General Vau ist heute dem deutschen Heer von
1913 so gerecht, wie Marquis de Galliffet 1900 dem von 1870 war.
Und wir hatten so oftüber Franzenschimpf, über französische Ki tzel-
rede zu klagen, daß die Anstandspflicht heischt, diesem General
die Ehrerbietung nicht karg zu bemessen. Mit dem System, dessen
Wortführer er ward, läßt sich leben.Der Soldat rechnet nicht mit
dem von Rußland der nation alliee et amie zugesagten Beistand
noch mit dem Helfercorps, das England über den Kanal werfen
könnte. Er will, was er wollen muß: daß seines Landes Heer an
Zahl so groß, an Schlagkraft so stark werde, wie es irgend vermag.
Und Iciszt (so weit die Optik eines Abgeordnetenhauses Das er-
laub!) den Strahl der Erkcnntniß durchschimmern, daß mit die-
sem Heer, auch nach dessen Stärkung, dem deutschen eineAender-
ung des territorialen Besitzstandes nach der Voraussicht mensch-
licher Vernunft nicht abzuringen sein wird.DieMöglichkeit.mor-
gen den Elsaß und Lothringen zurückzuerobern, dünkt ihn wohl
schmal: und er bescheidet sich drum, nach dem Ziel hinzustreben.

hinter dem Frankreich gegen überrumpelnden, rasch und völlig
überwältigenden Angriff geschirmt wäre. Damit die hellsten Köpfe
der Republik den Weg in solche (muthige, nicht entehrende) Re»
signation finden, ist hier seit 1S05, immer wieder, die volle Aus-
nützung deutscher Pflicht zu allgemeinem Wehrdienst empfohlen
worden. Das ist erreicht. Und Frankreich könnte nun, im Selbst»
bcwußtsein gesteigerter, doch beschränkter Kraft undvordemAuge
seiner Iugend, die in ernsterem Nationalgefühl erwächst als seit
der Ligenzeit je eine auf gallischer Erde, endlich auf die Phrase,
dieTirade einer Nachgier verzichten, die doch kein zuversichtlicher
Glaube an ihres Sehnens Erfüllung stützt;auf die unklug reizen»
den, unverschämtärgernden Kneipensänge,Zeitungartikel,Schau-
spielszenen, Tingeltangelsketchs, mit denennichts auf irgendeinem
Gebiet der Republik Nützliches einzuhandeln ist. Freilich: der
Sieg im letztenTreffen verpflichtet zu gutem Beispiel; nach Iahr»
zehnten noch. Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg
gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der
an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden
Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen uner»
träglichen Drang hinnähme, sollte Ieder, der öffentlich spricht, Ie-
der, der öffentlichemUrtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bis»
her vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen
verletzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen
die römischem Muster nachgebildeteFremdenlegion sich in minder
hartkantigeFormsänftigen;fürzuchtloseAbenteurerundLüdriane
brauchtAlldeutschland nichtzu kämpfen. Ist diese Legion deutschen
Jünglingen eineGefahr, so wirdFrankreich denWandel desRe-
krntirungsystems höflich festem Antrag nicht weigern. Das Ge»
s himpf schadet nur. Zwei große Nachbarvölker dürfen sich nicht in
unheilbare Zwietracht verhetzen lassen, weil Monsieur Durand
und Herr Schmidt sonst um die Gelegenheit kämen, nette Arlikel-
chen zu schreiben und in der Brüllrolle'des Helden zu glitzern.
Noch ist die Stimmung der französischen Gesellschaft uns un-
freundlicher als je seit dem Iahr, an dessen Wiege Gortschakow
dcnBotschafterGontaut-Biron mahnte: »II laut que la Trance soit
forte et saZe.- Stark ist die Republik jetzt, deren Dreifarbenluch
überIndochina, derAcquatorialprovinz, Senegambien,Dahome,
Somaliland, Marokko, Algerien, Tunis, Guadeloupe, Guayana,

Neukaledonien, Madagaskar, LaReunion weht. Und daß sie noch imGroll nicht ihresNutzens Wahrung versäumt, hatebenwieder dieJahresrechnung erwiesen: dieEinfuhr deutscherWaaren.vor deren Kauf so laut gewarnt wurde, hat, trotzdem, abermals zugenommen. Der Grimm drückt sich in derber Höhnung („l.e protesseur KriätscKKe» und ähnlicherBeschreiberei) deutschen Wesens und in schroffer Ablehnung allerVerkehrsgemeinschast aus. Der Schwarm der Franzosen wills mit uns halten wie Shylock mit dem christlichenKaufmann: »I vill tsIK anä vallc vitk /ou,but i vill not est, cinnk nor pra^ vitk you.» VondenBergenundKüstenncutraler Länder sogar, aus schweizerischen und belgischen Kurorten brachten Deutsche die Botschaft, daß die Franzosen ihre Nähe mieden und oft sich schon wider den Zwang sträubten, mit ihnen des selben Raumes Luft einzuathmen. Daß wir an dieser Verbitterung nicht ganz unschuldig sind, müssen wir, uns selbst und demNachbar, ehrlich gestehen. Wer einen Stolzen, nach dem Zins seines Stolzes Langenden demüthigt, ohne zugleich ihn zu schwächen (Agadir), werihm mittenim Frieden einen Landfetzen abpreßt (Kongovertrag), in seinHoheitrecht(Beamtenschub; Jagow Cambon) dreinzureden, ihn, unaufgefordert, in die Ueberzeugung zu schwatzen, zu schreiben versucht, daß er inFäulniß Hause und von den Bundesgenossen, den Freunden geprellt werde, darf nicht staunen noch schelten, wenn der von solcherThorheitErkältete sich barsch von ihm wendet. Räth kluge Selbstsucht aber nicht beiden Völkern, das Vergangene vergangen fein zu lassen? Jeder zwanzigjährigeFranzose,der aufdreiJahre indieKasernegeholtwird, ballt dieHand gegen die deutscheWillkür.die ihm so harte Pflicht aufzwinge. Daß er irrt und seinen Zorn nach einem Trugziel reckt, kann die Rede des Generals Pau ihn erkennen lehren. Der sagt offen: Deutschland handelt, wie kräftige Vatcrlandliebe von ihm fordert. Der zweifelt im Innersten selbst vielleicht an derMöglich» kcit.auf derHöhe französischerKulturundWirthschaft.in einemLande, dem die Zeuger, dieArme, die Siedlerfür seine übervierErdtheilegestrecktenGebiete fehlen, den dreijährigenWaffendienstvor Durchlöcherung zu bewahren. Derpocht ans Gedächtnißthor, um die Erinnerung zu wecken, daß Politik und Strategie einander bedingen, bestimmen und daß der Verzicht auf strategische auch den auf politische Offensive zurPflicht macht. DasDeutscheReich hat

eine um fast sechsundzwanzig Millionen höhere Menschenzahl als
die Republik.Ueber dieseKluftzimmert nicht der Entschluß zueiner
(in Männcrnoth, unter derHerrschaft vonJakobinern und Soziali»
sten auf die Dauer unhaltbaren) Dienstzeitdehnung, nichtdie Hoff»
nung aufRussen, Briten, Spanier,Südslaven, Hellenen, von fran-
zösischen Zuchtmeistern gedrillte Kreolen und Schwarze dieTrost»
brücke, die das Schicksal eines Landes von solcher Geschichte zu
tragen vermag. Deutschland könnte, wenns nöthig würde, morgen
seine Heeresziffer um ein Beträchtliches erhöhen. Das könnte
Frankreich nicht; und in den Vorschlag vierjähriger Dienstzeit
möchte wohl selbst der Lothringer Poincare sich nicht verklettern.
Die Republik kann die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft
nicht zurückerobern und wäre noch im (unwahrscheinlichen) Fall
ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutscherWuth
allzu nah. Sie kann aber ruhig leben und alle Kraft an die Civili»
sirungund Ausnützung i hres ungeheuren (jetzt noch oft vom Raub-
bau derAusländer verHerten) Kolonialbesitzes wenden, wenn sie
neben der toten Hoffnung die Freude an einem Gestus.der nicht
mehr schreckt, nur noch ärgert, ins Grab bettet. Dann brauchte sie
kein Bündniß (gegen deutschen Angriff, den, rebus sie stantibus,
nur Wahnsinn beschließen könnte, hülfe ihr, auch ohne Vertrag,
das Lebensinteresse der beiden größten Erdreiche) und würde
wirklich so frei, von Rußlands Gunst und Englands Kram so un»
abhängig, wie ihrs der beste Sohn wünscht. Das Bewußtsein sol»
cherMöglichkeit,ihrerVortheile und derFrist, die für ihreSiche»
rung noch bleibt, muß sich einwurzeln, wenn wir ihm Ruhe gön»
nen; und aus ihm muß im Lenz die Erkenntniß keimen, daßFrank-
reichs Glück an dem Verzicht auf eine Grimasse hängt.
Was verlangen wir denn? Die Bezirke der Al Kennen oder
derMeuse, das Burgunder» oderChampagnerland,Belfort oder
Toulon? Nichts; nicht das winzigste Stückchen französischen Bo-
dens. Nur: nicht mehr zu hören, daß übermorgen derRächerzorn
sich sättigen werde; nichtaufalleWegedieGewißheitmitschleppen
zu müssen, daß jedem Feinde Deutschlands die Freundschaft und
Waffengenossenschast Frankreichs winkt. Nur: sicher zu sein, daß
dem Elsaß und Lothringen nicht andere Gefahr, nichtnähere droht
als irgendeinem Reichstheil; nicht länger noch, Tag vor Tag, zu
sehen, daß Frankreich sich mit Lasten und Fronpflichten bepackt,

die ihmWillenundKraft für die wichtigsteArtmt lähmen und deren
Zweck doch nur sein kann, den Schein emsiger Rachebereitung zu
wahren. Was können wir dagegen thun? Nichtviel. Ohne Gebrüst
zeigen, daß unser Kraftaufwand den französischen zu überbieten
vermöchte. Unwürdige Zumuthung mit der Wucht des in Ruhe
Starken abwehren.Unter demAUtagshimmel aber höflich seinund
eine Nation, die sich gern einer schönen Frau aus vornehmem
Haus vergleicht, nicht wie ein Hürchen behandeln, das sich vom
Pächter im Wohnzimmer prügeln, im Bett mit süßenKatzenzungen
füttern läßt. Und (die Hauptsache) jeden erfüllbaren Wunsch
unseres Reichslandes erfüllen. Dem hat unverzeihliche Dumm»
heit nun einmal das Allen gemeine, für Alle gleiche Wahlrecht
beschert. Dem müssen wir endlich in dauerbare Ordnung helfen,
aus der Zufriedenheit aufsprießen kann. Iede Volksabstimmung
würde erweisen, daß Elsässer und Lothringer nicht den Rück-
fall an Frankreich wünschen; jede, daß sie in die Selbständigkeit
eines von eigenem Recht lebendenBundesstaates hinstreben. Die-
ses Wunsches Erfüllung wird allgemach möglich (und würde uns,
wie von anderem Elend, auch von der schmählichen Entwerthung
preußischerBundesrathsstimmen erlösen). Preußen kann viel, hat,
für sich und für Deutschland, Unvergängliches geleistet, strotztcheute
noch in ungestümem Iugendmuth und braucht gegenAnwürfe keine
andere Wehr als den Stahlpanzer seines Genius, der aus stolz
lächelndem Auge das Schmutzgerinnsel wegtropfen sieht. In el-
sässische, gar in lothringische Stammesart sich einfühlen: Das kann
Preußen nicht. Dazu wäre eine Hingabe nöthig, die der män-
nischen Borussenpersönlichkeit nicht abzutrotzen noch abzuschmei-
cheln ist. So lange einZwang inFürsorgeerziehung, ins ungewohnt
rauheReichsgewandunentbehrlichwar.standderpreußischeLand-
pfleger, Waibel, Büttel auf ihm gebührenden Platz. Ietzt ist zwi-
schen Mosel und Rhein, zwischen Diedenhofen und Mülhausen
das Volk in mündiges Selbstgefühl erwachsen. Im Reichsver-
band will es bleiben, doch seine Sonderheit auch, wie Bayern,
Sachsen, Schwaben, Badener, drin zu ziemlicher Geltung bringen;
und neun Zehntel aller Schwierigkeit kommen aus dem unklu»
genVersuch, dieses Volk in die preußischeWolljacke zu zwängen.
Drum istderRathschädlich.dieNachfolge des Grafen Wedel (der
alt ist und die hastige berliner Ablehnung seines Ausnahmege»

fctzentwnrfes im Amt, ohne neueAnsehensminderung.nichtlange
überleben kann) dem Prinzen AugustWilhelm von Preußen an»
zuoertrauen. Dieser Prinz mag Manches gelernt haben, beschci»
den nnd liebenswürdiggeblieben sein:auf dicZinne desReichs-
landestaugt er nicht;taugtkeinSohndes Kaisers.Der wäre.noch
iuderRüstungmitbestemWillen,dortein Fremdkörper, wieim er-
grauten Straßburg, Kolmar, Metz berliner Stuckprunk: müßte, in
eincman altem undwohlhabendemAdelarmenLand.selnenVer-
kehr fast völlig auf den mitgebrachten Hofstaat und dieOberschicht
der Offiziere und Beamten beschränken und würde so zum leben-
den, ragenden Wahrzeichen der Scheidung in einheimische und
eingewanderte Menschheit. Er könnte, wenn ihn Gewlssenspflicht,
nicht die Lust an der fast einzigen dem Civilprinzen zugänglichen
Pfründe stimmt, des Lebens, des Wirkens niemals froh werden;
auf diesemVorposten,von dem er nurnach staatsrechtlicherTheorie
absetzbar wäre, dem DeutschenReich niemals nützen. Dessen Süd-
westecke ersehntnichteinepreußischeSekundogenitur(dievonallen
Bundesstaaten, großen und kleinen, ungern geduldetwürde),son-
derndieihremeigensinnigenWesen.wiedieSchaledemFruchtkern,
angepaßte Staatsform, die ihr gestattet, von dem aus der Wurzel
steigenden Saft die Wölbung der Blüthenkrone zu hoffen. Re-
publik (warum nicht, da dieHansestädtegedeihenundinzärtlichem
Hätschelverhältniß zum Kaiser stehen?) oder eine aus der Scholle
süddeutsch-katholischen Empfindens erwachseneDynasu'e, der ra-
sche Einfühlung insAllemannenthum gelingt und die sich an der
Schärfe des Lothringertones nicht wundreibt. Wird das Reichs-
land aus der unfruchtbaren Zwieherrschaft importirter Preußen
und strebsamer, scheel angeschauter Notablen erlöst, wird es, im
vierundvierzigsten Lebensjahr, ein in sich freier.zufriedenerBun»
desstaat, dann ersucht es sehr bald die Franzosen, ihr Werben,
Trösten, Wühlen einzustellen und den Rächerdurst aus anderem
Born zu stillen; dann seht Ihr die Elsässer und Lothringer sogar,
dieheuteliebernochFranzöslingealsPreußensFürsorgezöglinge
und Nachäffer scheinen, von Stolz und Nutztrieb fest in die fröh-
liche Empfindung unausrodbarer Urdeutschhcit gerammt. Was
bliebe danach dem Nachbar? Soll er Wohlthat aufzuzwingen
trachten, die nicht gewünscht, deren dreifarbiges Gewimpel fchon
als Belästigung empfunden wird? Alles in vierKontinentenEr-

wordene an einen Krieg setzen, aus dem er als Sieger zwei ihm
entwöhnte, ihm widerspänstigeProvinzen und dieTotfeindschaft
von sechsundsechzig Millionen Menschen heimbrächte? Nein.
Frankreich war oft jäh, hat oft sich fesselnder Vernunft entrafft,
doch nie in plumpe Aufdringlichkeit verpöbelt. Neben einem zu»
friedenen Allemannenstaat (dessen Eisengurt nicht leichter, nicht
weicher werden dürfte) würde es sichschnellindenUmstandneuer
Zeit schicken: neuer Lebensart, die es aufathmen ließe, ttonoris
causa zwischen Hardt und Meurthe irgendwo eine Grenzreguli»
rung mit einfacher, von behutsamem Taktgefühl ersonnener Ge»
dächtttißfeier. Ein der Aequatorialprovinz nützlicher Ausgleich
inWest- und Mittelafrika. Austausch des Anspruches auf Syrien
gegen deutsche Verbürgung des Gesammtbesitzstandes derRepu»
blik (der so groß ist, daß er einemVolk von viel höhererKopfzahl
aufeinIahrhunderthinausreichlichlohnendeArbeitböte und der
Weitung nach Kleinasien wahrlich nicht bedarf). Am nächsten Tag
könnte die Heeresziffer herabgesetzt, von dem überschüssigen Haus-
haltsgeld Marine, Luftschiffahrt, Kolonialverwaltung genährt
werden. Deutscher Wucht sich Frankreichs Flamme vermählen.
EinTrugbild.wie es die aus ihremKristallschloß auftauchende
FecMorganainneckendemSpiegelspielmitLuftschichtenverschie-
dener Wärme und Dichte dem Betrachter vorgaukelt? Nein: eine
Möglichkeiten die das neueSystemPau uns denWeg weist.So
hat derMundderfranzösischenArmee öffentlich niemals von uns,
ihrVormund nie zu uns gesprochen. Noch Galliffet bat denGast:
„Verrathen Sie mich nicht; sonst wird aus allen Kübeln derUnrat
auf meinHaupt geschüttet." General Vau sprach von derTribüne
des Senatssaales aus: und erntete einen lange durchs Hohe Haus
brausendenBeifallssturm. ErklimmtderTag des Wasgenwaldes
dunstige Höhen? Frankreich sah, seit es sich den Briten versöhnt,
dem Bretonenwolf das Heulen verboten und in der Hirtin aus
Domremy nicht mehr dieUeberwinderin der Suffolk und Talbot,
nur noch das Reis vom Lothringerstamm gepriesen hat, auf dem
weiten Erdrund einen einzigenFeind; sah ihn, weil es ihn sehen
wollte. Ihm schrie oder raunte es, aus nie ermattenderWuth, zu,
naherMorgendämmerung werde sichdasheiligeWerkderRache
entbinden: und staunte dann und bestöhnte des Nachbars Her»
zenshärte, wenn der immer wieder Gescholtene, Gewarnte, aus
fleißiger Arbeit Aufgescheuchte die Rüstung dichtete und sein

Schwertnoch schärfer schlifs.Nichtfür einerStundeDauerhat ers je
ausfreierWillensregungbedroht;allzuoftundlautihmseineLiebe
bekannt. Erb» und Erzfeind ist er nur, so lange Frankreich ihn
durchaus dafür halten und zwar begreifen will, daß auf die Nieder-
lage am rotzbacher Ianushügel der Sieg bei Iena, nicht aber, daß
ans Jena dann Sedan, auf die Verwüstung des Allemannen»
landes, der Pfalz, Preußens die Rücknahme altdeutschenBodens,
desReichsglacis, folgen konnte. Fügt es sich in das fest vermauerte
Gehaus dieserThatsache undverzichtetnichtnuraufeinenKampf,
deneines Wunders Machtihmzum Sieg wandelnmüßte, sondern
auch auf die stete Ankündung, Andeutung dieses Kampfes, dann
dräut ihm von keiner Grenze mehr irgendwelche Gefahr. Dann
erst kann es, stattdas Leihhaus, Gasthaus, Lusthaus aller Prasser,
Gauner, Hochstapler aus Ost und West zu bleiben, rasch wieder
werden, was es einst war: das von den feinsten Seelen gesuchte
Hochland der Europäerkultur. Noch klagt es, dasDeutscheReich
ähnele einer Festung und Kaserne: und zwang, weil es sich hurtig
jedem Gegner Germaniens gesellte, selbst doch dieses Reich aus
altem Sinnirerbehagen in eisernenHarnisch.WiderräthihmVer-
nunft nicht den Wahn, es könne das an Kopfzahl stärkere, den
Komfort täglich der Manneszucht opfernde Nachbarvolk über»
winden? Die als letzte Gottheit von ihm angebetete clarte Mvloise
nicht, durch nutzlose Gesten (die nicht Oei per 5ranc«Lsind) sich selbst
die Gefahr zu schaffen, deren Abwehrbereitung ihm den Blut-
umlauf einschnürt, und das Fahnenband nationaler Zukunft an
denPopanzeines Erlösergedankenszunageln, gegen dessenAus»
führung die zu erlösenden Stieftöchter sich leise, aber inbrünstig
sträuben? Der Tag erwacht. WaffnetEuch, ernsteMenschen bei-
der Reiche, für ein Weilchen noch in Geduld. Der Verzicht auf
bieKränzung des Steinbildes von Straßburg mindert dieMacht
und dieWürde derRepublik nicht um eines Messerrückens Breite.
Und Frankreich sinnt uns nicht denUntergang.weiles die Män»
nerkraft stählen und nicht in träger Genußsucht verwittern will.

Duo.

AusOesterreich trägt mancherBrief mir denWiderhall ent-
täuschter Hoffnung ins innere Ohr. Nur ins innere; am Zügel
alter Gewöhnung in Höflichkeit wurde das Empfinden zurückge-
halten und den Huf, den der Nerv dennoch einmal hastiger vor-

wärts treiben konnte, hatte sorgende VoraussichtmitweichemStoff
umwickelt, damit der Schlag nicht erschrecke, nicht kränke. Trotz
folcherBehutsamkeit bleibtleiserNachklangverstimmtenWesens-
tones hörbar; eines clepit amicsl, der verhalten werden sollte und
doch nicht in völlige Stummheit zu zwingenwar. Gedämpftktingt
es, wie durch Florschleier; und ists nur ein Seufzer, so kommt er
aus einem Gefühl, das sich nicht tiefer verwurzeln, nicht, wie ein
Schimmelpilz, ins Gebälk alter, längst als nützlich bewährter, just
heute als nothwendig erkannter Freundschaft einwuchern dars.
Deshalb will ich versuchen, dieses Seufzers Inbegriffins Gewand
klarerWorte zu kleiden und ihnen dann zu antworten. Offenund
öffentlich; wie in der Stahlklammer unferer Eidesformel, die dem
Zeugenbefiehlt,diereineWahrheitzufagen,nichts zuverschweigen
undnichtshinzuzusetzen.Dasistunbequem;dochnöthig geworden.
DerSeufzer spricht: »Ihr, imDeutschenReich, seidunsnicht
ganz gerecht. In unserem internationalen Handeln', in Dem, was
man Oesterreichs Balkanpolitik nennt, scheint Euch manchesUn-
zulängliche Ereigniß geworden zu sein. DieserMeinung stimmen
wir zu; sind, wirklich, nicht so phaiakisch selbstzufrieden, wie Ihr,
auf dem sicheren Grunde der aus Operetten und von Gschnas»
abendcn hcimgctragenenErfahrungen, vielleicht noch glaubt. Ihr
tadelt oft laut und derb. Das ist Euer gutes Recht; ist Eure Art.
And wir wollen in rauher Sturmzeit weder altjungfernhaft em-
pfindlich sein noch die stachelige Kritik mit derFrage kitzeln, ob ihr
nie die Ahnung genaht sei, daß wir auch an der deutschen Ge-
schäftsführung Allerlei bemängeln, bemäkeln könnten. DerKnorr
müßte den Knuppen hübsch vertragen und ein Gipfelchen sich nicht
vermessen, daßesallein derErdenichtentschossen. Der beste Wille
und das schärfste Auge sieht nicht, welche Klippen, Untiefen, ter»
rcstrischen Hindernisse verschiedenen Umfanges dem Navigator
seine Karte mahnend vorführte; warum ermit halber Kraftfahren,
dann stoppen, nun aus der alten Richtung biegen hieß. Doch in
dem Glauben, daß nicht immer richtig navigirt würde, sind wir ja
einig; und noch die härteste Rüge solcher Fehler, deren Wieder»
holungGefahren heraufbeschwören,Unwiederbringliches hinweg-
fchwemmen könnte, zinst dem Empfänger reichlicher als feige Höf-
lichkeit Eines, der streichelt, wo er kratzen, und über den Schläfer,
den eraufpochen, aufrütteln müßte, einewattirte Bettdecke spreitet.
Nur: müssetIhr thun,als seidieganzeSacheEuchlästig, als Ding

an sich kaum der Rede werth, halte Euch von wichtigerem Untei»
nehmen ab und brauche Euch doch nur zu bekümmern, weil Ihr
eben gutmüthige Menschen und treue Bundesgenossen seid ? Mü s-
sctIhr.mit so zäherBeharrlichkeit schonseirfünfJahren,daßunscr
Selbstgefühl nachgerade wund wird, wiederholen, daß der ganze
»Balkankram" Euch nur als uns Verbündete interessire? Jetzt,
schauen Sie, so ist es doch nicht. Diese Sache ist beiden Reichen ge-
meinsam. Wir tragen die Hauptlast. Daß wir sie gestern abwerfen
konnten(und morgen noch könnten), steht nicht, hinter Wolken, im
Blau, sondern im Buch der Geschichte. Auch Berlin weiß, mit
welchen Wünschen König Eduard von England zu seinem letzten
Besuch nach Ischl kam. And diese Wünsche sind nicht mit seinem
Leib in Windsor eingeurnt worden; mehr als einmal, mehr als
zwanzigmal haben wir sie und ihr Echo gehört. Wir weigerten die
Erfüllung, nahmen die Folgen auf uns; und meldeten den Ent-
schluß nicht als verdienstlich (wie Andere vielleicht gethan hätten)
fürs Saldokonto an. Die Last ist nicht leicht zu schleppen; und der
Belastete dürfte wohl fordern, daß man ihn endlich, im Wortsinn
Eurer Banksprache, »erkenne". Abnehmen könnt Ihr uns das
Sorgenbündel nicht. Sogar auf genügende finanzielle Aushilfe
mußten wir verzichten, weil das Geld knapp ist und Euer Impe-
rialismus und Industrialismus, mit seiner ungeheuren Kredit-
anspannung, beträchtliche Summen nicht fortströmen, fortsickcrn
läßt. Nicht lassen darf: denn das HemdistnichtnurdemMenschen
altcrRitterkomoedien näher als der Rock. Abgemacht. Aber juckt
unter dem Hemd nicht manchmal die Haut? Beschlich Euch nie-
mals der Gedanke, daß die Opfer, die w!r bringen, mit für Euch
gebracht werden und daß Ihr, wenn sie nichtganz fruchtlos bleibcn,
aus ihnen, ohne fo hohes Risiko, eben so ansehnlichen Gewinn ein-
streichen werdet wie wir? Antreue wäre uns bezahltworden, nie
kaum je einerschönen.begehrlichenSinnengleißendenFrau. Wir
sind treu geblieben. Anstand und Vernunft (die viel öfter, als das
Aebermenschenthum der zerfransten Beinkleider wähnt, in gulcr
Ehe leben)mahnteneinträchtig indiesenEntschluß.Loblieder ver-
langen, erwarten wir nicht.Möchtenaber auch nicht nurmitTadel
bewirthet, von des Nachbars freundlichster Laune mit den Bro>
samen mitleidigerHerablassung gefüttert werden. Nicht, während
wirunter derBürde, unter dem Druck der Verantwortung, dieuns
dieZukunft derMonarchie aufbuckelt, ächzen, TagvorTag hören

und lesen, daß wir Euch in eine Sache hineingezerrt haben, die
Euch gar nichtanging, und daßIhrs, weil Ihrhaltbraveundnette
Leute seid, Euch gefallen lasset, obwohl Ihr Ursache hättet, die Be»
lästigerscheelanzublicken.Das.bitte schön.scheintunsnichtgerecht."
So, ungefähr, spricht mir der Seufzer. Er heischteineAntwort,
die am hellsten Tage bloß, durch Sonnenschein nackt gehen darf.
«Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, wird heute,
wie 1805, in der Zeit FriedrichWilhclms desDritten und seines
Haugwitz, nicht klar erkannt. ‚Wozu setzen wir uns für österreich»
ische Interessen einer Kriegsgefahr aus?' Das hört man täglich;
von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die
Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland
undOesterreichzumeiden undBalkanfragen.wennderWahlnicht
auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn
zu beantworten. Also muß Jeder, der anBismarck glaubt, die ent-
schiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik tadeln?
Nein. Erstens gilt hier Mol eres Wort: ‚(Juanä sur une personne
«n pretencl se reZIer, c'est par Ie8 beaux cötes qu'il Im taut ressembler';
und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauch»
baren Seiten bismärckischen Wesens gehört die mißtrauische
Antipathie nicht, die der größte Preuße gegen Oesterreich hegte,
^eit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850
gelesen hatte, ‚in welcher derFürst die olmützerErgebnisse so dar-
stellt, als ob es von ihm abgehangen habe, Preußen zu demüthi-
gen oder großmüthig zu pardonniren'. Zweitens ist die Zeit, von
der und für die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die
Furcht, Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwol»
lendeNeutralität weigern, einer unsfeindsäligenMachtkoalition
anschließen,unzeitgemäß,seitdieserAnschlußzurThatsachegewor-
den ist. Drittens hatte der Mann, der vom Winter des Jahres
1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, die Wieder-
holung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und
viertens handelt sichs für uns da unten nicht um österreichische
Interessen, sondern um deutsche. Merken wir Das wieder zu spät,
dann treiben wir Oesterreich in das Lager des Feindes und er-
neuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort
Peters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte.
Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immer neuer
Schwierigkeit umdrängt?Weil es dem Deutschen Reich verbün»

det und noch nicht entschlossen ist, dieseBundesgenosfenschast ge»
gen einen anglo-russifch-französischen Assekuranzvertrag zu tau-
schen. Was seit dem siegreichenIungtürkenputsch geschah, halbe»
wiesen, daß unsere Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so
lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. DieHeere der
beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß
selbst der skrupellose HerrIswolskij nicht wagen würde, die russi»
sche Wehrmacht diesemAnprall auszusetzen. Deshalb sollOester-
reich eingeschüchtert und aus demBundgeängstetwerden.Ist die-
ses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und,
daOesterreichsich dem feindlichen Concern anschließen müßte, ge-
zwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland,
Oesterreich, unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr
demüthigendeZumuthung hinzunehmen.WasdieGegner hindern
tann,an diesesZiel ihrerWünsche zu kommen,muß versucht wer-
den. Und der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht den
tzabsburg-Lothringern,sondern dem Deutschen Reich. Das muß
als Offentliche Meinung proklamirt werden. Der Krieg, der von
Dstenkommenkann, wärenicht,wiedieKurzsichtglaubt,fürOester»
reichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen."
Diese Sätze habe ich am dreizehnten März 1909 veröffent-
licht: und daran den Ausdruck des Bedauerns geknüpft, daß die
"Nation auf solche Möglichkeit nicht vorbereitet werde und sich
drum immer noch in den Irrwahn verspinne, auf dem Balkanspiel
stehe als Einsatz nur eine causa austriaca. Fritz von Holstein, ohne
Amt, nicht ohne Einfluß, schrieb mir über den Aufsatz, dem ich hier
ein Bruchstückchen entnahm: „Die drei Westmächte arbeiten ra-
tionell, wenn sie die Balkanfragen, insbefondere die Zukunft von
Konstantionpel und Saloniki,zu regelnsuchen,währendRußland
noch schwach ist und innere Koliken hat. Wenn aber Rußland selbst
dabei mithilft und das Tempo beschleunigt, dann arbeitet es pour
le roi ct'^nZIeterre.Die anglophile PolitikIswolskijs findet in der
russischen Diplomatie auch durchaus nicht allgemeinen Anklang.
Man wird bald sehen, ob Oesterreich sich hart oder weich giebt.
Wenn noch irgend Etwas wirken kann, muß Ihr so ruhiger und
doch so wuchtiger Artikel wirken. Wie habe ich mich darüber ge-
freutlDaß auch ein mündiges Volk vorbereitet werden muß: Das
Ist der Punkt, wo gesündigt worden ist."^pres la lettre nicht weni-
ger als zuvor. Noch im Mai dieses Jahres dünkte michs Pficht,

die Warnung vor dem Beharren in Irrthum zu wiederholen und,
wie ich es sah, das Ziel des Kesseltreibens zu zeigen, von dessen:,
Geräuschen über Oesterreich»Ungarn die Luft dröhnt. »Aehren»
thals ruhige Umsicht und Bülows leise, doch kräftig zugreifende
Taktik sicherten den verbündeten Kaiserreichen einen diplomati>
schen Sieg. Die Triple»Entente wich und ratifizirte Oesterreichs
Handel (Bosnien-Herzegowina). Pflanzte ans Grab alter aber
sofort das Panier neuer Hoffnung. Iswolskij, der nach der Nie»»
derlage sich als einen ungemein klugen, zähen, odyssisch verschla»
genen Diplomaten entpuppt, tröstet die südslavischen Brüder,die
ihren Traum vom Großserbien zerrinnen sehen, und weist sie auf
den Schleichpfad in einen Balkanbund, dem, unter anglo»russi»
schemPatronat,mehr gelingenkönne alseinemeinzelnen,inaller-'
lei Sippenfeindschaft verstrickten Haemusstaat. Die Türkei ist zu.
ernsterWehr ohnmächtig, hats in Afrika wieder gezeigt und wird
von der Rajah grimmiger gehaßt als in hamidischen Tagen. Die
Einung von Nord» und Südslaven ist das wirksamste Mittel ge-
gen deutsch»russtsche Eintracht.In allerHast und Heimlichkeit wird,
mit Londons und Petersburgs Hilfe, der Balkanbund geknüpft.
Nicht Tscharykows.der dem Sultan denVorsitz gewähren wollte,
sondernIswolskijs,der dieSpitze desSlavenschwcrtes gegendie
Türkei zückt. Der letzte Türkenkrieg kann auf Europas Erde be-.
ginnen.Britanien hat sich entschlossen,dieAssekuranz gegen deut-
schen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slavischer Macht
zu bezahlen; den Nord» und Südslaven Osteuropa zu gönnen.
D'Israeli verhüllt im Himmel der Iudenchristen das Haupt. Pitt
aber spricht tröstend zu Benjamin: »lZritisK polic/15 bntisk tracle».
Der Zweck dieser Citate ist nicht, am Grill der Erinnerung
geckige Eitelkeit Dessen, ders »gleich gesagt hat", zu rösten; nur,
unzweideutig, durch Augenschein, zu erweisen,daß die von vielen
Oesterreichern ungern vermißte Meinung im Nachbarreich laut
ausgesprochen und von einer beträchtlichen Schaar ernsterMen-
schen gebilligt worden ist. Die wissen, daß der Funke, der seit fünf
Iahren fortschwält, nicht aus dem heißen Auge einer Südslavin
fiel, nicht für diesesAugesLeuchten ein ganzesLustrumlang nun
schon getobt und gezettelt, Massentod verhängt und Erdtheilsge»
schichte gemacht wird. Denen hat sich tief ins Gcdächtniß gefurcht,,
wie oft, seit 1908, der Monarchie Oesterreich-Angarn der Versu»
cher nahte. Einer, der minder dürr und liebenswürdiger war als

die Satanas, Luzifer, VoUand derLegende, doch, wie sie, dieReiche
der Welt und deren Heiligkeit ihr vor den Blick rückten und spra»
chen: »Das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich
anbetest. "Alles: den halben Balkan und den Zugang insAegae»
ische Meer; eine breitere Einflußsphäre, als von der großen Ka»
tharina, als inReichstadt,Wien, Budapest verheißenwordenwar.
Die werden, auch wennlleberzeugung sie in schroffenWiderspruch
oderTadel drängt, niemals vergessen, daß der Genosse dreiVier»
tel, neun Zehntel gar der Last trug und weiter trägt, die nur diese
Genossenschaft ihm auf die Schultern bürdete. Sic haben gestöhnt
und geknirscht, weil es nicht möglich war (oder: schien), gerechten
Ausgleich derGewichtsmengenzu finden; weil stete Rücksicht eben
nicht vorwärts schaut und Kunktatoren und Kalkulatoren heute
die Ladung der im Körper Europas wandernden Ionen und Elek-
tronen, morgen die Enge derGeldklemme überschätzen. Denn die-
sen ernsten Menschen ist, als unumstößliche Wahrheit, bewußt,
daß Oesterreich wieder, wie 1805 und 1909, für die Sache aller
Deutschen ringt, für die dauerndeWirksamkeit eines Bundes, der,
ohne die Gewißheit, daß er beiden Sozien genützt habe und ferner
noch nützen werde, dem Bel zu Babel gliche, von dem Daniels
lachender Mund aussagte:»Er ist inwendig nichts denüLeimen,
nur auswendig ehern und hat noch nie nichts gegessen."
Das Herz Oesterreichs denkt richtig: diese Sache ist beiden
Reichen gemeinsam. Und gemeinsam (ohne Erbarmen wird es die
Rächerin Zeit einst offenbaren) wäre die Schuld, wennAbschluß
und Ertrag anders würden, als sie sein konnten, sein mußten. Nicht
Alle hat bei uns im Reich Erziehung oder eigenes Denken schon
in die Klarheit geführt. Allzu Viele hängen noch, blind und ärger»
lich zappelnd, an derThorenpredigt, nur als Oesterreichs Freunde
seien wir an dem blutrünstigenHader interessirt.Ohne sich zu fragen,
ob die Machtgestaltung, Machtvertheilung auf einem großen,
fruchtbaren Erdstück, dem uns nächsten unter allen noch nicht von
einer Großmacht in ihr Grundbuch eingetragenen, auf dem Weg
nach Asien und in den warmen Orient Rußlands (das auch einen
kalten hat), einem Volk, dessen Kopfzahl, auf schmalem Raum, in
jedemIahrum eine an dieMillionengrenze kletterndeZiffer wächst,
wirklich nur von Freundesgefühl in den Interessenkreis geschoben
werde. Vernunft ist stets beiWenigen nur gewesen. Solautetder
Bannerspruch aller Politik, die Oligarchie erhalten oder wieder»

herstellen will. Ist sie noch zeitgemäß ? Dem Bedürfnitz von Staats-
wesen angepatzt, zu deren Weisthümern Parlament und Presse
gehören und in die von der Straße her die Flammen schlagen?
Nicht ganz geringe Schwierigkeiten Oesterreich»Ungarns keimten
(so scheint mir) an den Rändern des Spaltes, der zwischen demo»
kratischen Einrichtungen und Kavaliersgewohnheit klafft. In der
alten »Gesellschaft", die sich herabgesetzt fühlte, wenn ein gnädig
Zugelassener sie die gute hieß, verbot Takt jede Erwähnung des
nützlich Geleisteten. »Sich brüsten: mauvaisZenre; und dasmituns
geboreneVorrecht würde ja durch keinVerdienst erhöht. "So hübsch
sie noch im Welken uns anlächelt: solche Gesellschaftspielregel
taugt nicht mehr in unsere Tage des Panmechanismus. AmWe»
nigsten in den von den Schallwellen der Kämpfe um Herrschgewalt
und Volkszukunft umbrandeten Bezirk. Wer OeffentlicheMein»
ung als Brustwehr gebrauchen will, muß vorsorgen, daß ihm der
Gurt, der sie festigt, nicht entgleite. Wer sich grün macht, sagte Bis»
marck, der Bauer Deutschlands, wird von den Ziegen gefressen.
Oesterreich kä menicht aus dem Ruf seiner Höflichkeit, wenn es, leis,
doch in blankenWorten, Gegner undFreundevonZeit zuZeitan
seine Leistung erinnerte. Die Gegner: daß es, furchtlos, handeln
konnte, wie, in günstiger Stunde, Rumänien gehandelt hat. Die
Freunde: daß es ohneMurrenfür sie mitrang und ihnen, als seinen
Himmel Gewitter fegten, ohne Phrasenbehang dieTreue hielt.
Nah bei Berlin hörte ich von der Lippe einer Frau, die einen
lleinenLogirgast auf denBahnsteig geleitete: »Sag' aber auch zu
Haus, wie gut Dus bei uns gehabt hast und daß Du in Anne-
mariechens Bett schlafen durftest!»DerSüdenwird, auch inKeller-
lüften, selten so deutlich. Hier? Ieder hat den Kopf von Geschäften
voll. Die Temperatur ist anders. Aus feuchter Luft ballen sich
Akustische Wolken. Wer sein Empfinden, frohes und wehes, ins
spinnfadendünne Kleid eines Seufzers preßt, wird nördlich von
Tetschen nicht mehr in jeder Gasse, jeder Schänke verstanden.
Rondo.
Diese Rückschau, die am dritten Augustmorgen in der wiener
Neuen Freien Presse zu finden war, wurde hier anderen Lesern
vors Auge gerückt, weil sieinzwischenals Vorschauerwiesenward
undZweifler endlich erkennen lehren kann, wie lange aus den Fu»
gen austro» deutsch er Freundschaft schon der Kitt bröckelt. Bor vier»
zehn Tagen noch wars ein undankbares Geschäft, der Katze die

Schelle umzuhängen. Ietzt, seit dem zehnten August, lärmt ihr
Gepfauch und Geläut durch alle Provinzen Europas. Soll dieser
Kalendertag, in dessen Frühroth auf dem Lechfeld bei Augsburg
das deutscheHeerOttos des Großen einst die ugrischeMagyaren»
Horde schlug, der dem Preußenkönig Fritz die feste Stadt Bres»
lau, den Konventstyrannen dieTuilerien, der Residenz Friedrich
Wilhelms des Dritten eine Hochschule gab, der den Abbruch des
prager Kongresses von 1813, dasMorgengrau des nikolsburger
Präliminarfriedens, das erste Schwertgeblitz der geeinten deut»
schen Stammeswehrmächte an Frankreichs Grenze und, 1887,
des koburgischen Prinzen Ferdinand schüchtern feierlichen Zug
nach Sofia fah, etwa noch einmal ein Schicksalsdatum derWelt»
geschichte werden? Von ihm wurde in der Neuen Freien Presse,
dem mächtigsten und deshalb uns wichtigsten Blatt Oesterreichs
und Ungarns, gesagt, er habe, durch die Veröffentlichung derzwi»
schen dem Deutschen Kaiser und dem Rumänenkönig gewechselten
Depeschen, das Habsburgerreich »bloßgestellt, in seinem Selbst»
bewußtsein getroffen, an den eisernen Bestand seiner europäischen
Existenz gerührt und eine unverzeihliche Sünde wider den Heili-
gen Geist der Politik entschleiert."Harte Worte.War dieWarn»
ung vor dem Schimmelpilz, der sich nichtins Gebälkalter, als nütz-
lich bewährter Freundschaft einwuchern dürfe, unnöthig, nur eines
Irrwahns HirngesPinnst?Wir wollen nicht ungerecht werden.We-
der den leisen GrafenBerchtold, dermit einem Ruhebedürfniß, mit
zwei Höfen, mit einemBündel von zehn, zwölfVolkskräften,Vo ks»
gefühlenzurechnenhat,nachehrfürchtigemAufblickzuTheobaldur
und Gottlieb einen Stümper schelten noch Oesterreichs Verdienst
um die alldeutsche Sache schmälern. Wieder verbietet der Zwei-
bund vonAnstandundVernunft solchesThun. Horchen wir sein er
Mahnungnicht, dann sin d wir selbst vielleicht morgen, vor höhnisch
lachendenAugen, der Sünde bloß. Nicht immer wollte, seit dem Ok-
tober 1912, Oesterreich in neutraler Ruhe beharren. Nicht immer
wars gewiß, daß der Freund, von dem stets gar erbauliche Mahn-
predigt zusittsamerMäßigungkam.infrohemMuth mit ihmtam-
pfen werde. Und nach dem berliner Hochzeitspektakel hörte es, daß
der Zar aller Reussen sich geheimen Einverständnisses mit Wil-
helm rühme, der ihmAbstinenz von allen wienerBalkanhändeln
versprochen habe. Genug. Richtet nicht; sonst würdet auch Ihr
streng gerichtet. Oesterreich ist uns treu geblieben: und Untreue
2N»

wäre ihm hoch bezahlt worden. Warum es treu blieb, brauchen wir jetztnicht zu wägen. Tapfere Staatsmannsweisheit vom Preußen- schlag der Fritz und Scharnhorst, Stein und Bismarck hätte, statt ihm Halfter und Trense anzulegen, es in den Kampf vorgestoßen, ohne den aus dem Balkan, wie aus jedem Gefild jungen Rassen- zwistes, Beträchtliches nicht zu holen war. Das geschah nicht: weil bei uns, unter herrschendem gutenWillen, blinde und obendrein eitle Thorheit regirt (deren Mißwirthschaft nicht so schnell wie anderswo offenbar werden kann, weil die Wucht der Volksleistung hinter jede geräumte, verschüttete Schanze in der nächsten Nacht einen neuen Schutzwall häuft). Folge: kein Gewinn, nicht der win» zigste,sür Germaniens Orientzukunft; auf jedem Blatt der Final- bilanz nurVerlust; auf der kleinen Haemushalbinsel wie aus der großen zwischen Ural und Pyrenäen, die Prahlermund denErd» theilEuropa nennt,das selbeBild: slavo»romanischer Vormacht, über die derBritenleu segnend die gesalbte Tatzereckt. Obwirmit einem Bretterkniff, ehe der Vorhang fällt, den Spielern, Ge- winnern einen Applaus ablisten, ist einerlei. Der schützt uns nicht besser als ein Grobsieb vor dem Höllengelächter, das losprasseln müßte, wenn der letzte Gefährte von unserer Seite schliche. Auch daran stürben wir nicht; wären fürs Erste aberzuneuerWerbung untüchtiger. Wir haben unserem Willenskanal nicht den breiten Einfluß, der nothwendig war, in Oesterreichs Handeln zu sichern vermocht. (Wer staunt drüber? EinKanzler, dem Geschichte und Politik ungefähr so Erlebniß ist wie dem dekorirten Nachtwächter das Ordenssest. Ein Staatssekretär, der schluchzend vonRom in die berliner Machtsphäre fuhr und sich in Wien morgens zuerst mal ins Imperialbett legen muß, weil er »Bahnfahrten nichtver» trägt." Ein Botschafter eiusäem karinse, den, in der selben Haupt- stadt, EbiReuß nicht als Sekretär möglich fand und der nicht ein Gramm personlichen Gewichtes zu derDepesche oderVerbalnote auf die Wagschale legen kann.) Wir sahen, wie Polonius die Thrä» nen um Hekuba, mit dem Blick kühler Langweile zu, während die Diplomatie (und das Preßbureau) der Magyaren unseren Ge- fährten ins Dickicht eines Irrgartens drängte; als wäre Oesterreich nicht ein Stück von uns, nicht Deutschland dem Kameraden, wie er ihm, verpflichtet. Ihn jetzt blamiren, Europens Spott ausliefern: der Einfall würbe das Recht auf die Narrenkrone. Wer Oesterreich heute wegschiebt, stößt es insLagerunseresFeindesvonmorgen.

Oesterreichs ungarische Diplomatie ist an dem Ausbruch des
zweiten Balkankrieges mitschuldig. Sie hat in den Flackerwillen
des Bulgarenkönigs geblasen, bis er wider die Ladung vors za»
rische Schiedsgericht aufloderte. Sie hat sich vor dem Ohr dieses
Königs für die Ruhe Rumäniens (dem sie, statt des bulgarischen
Dreiecks, das Serbenland des negotiner Bezirkes anbot) ver»
bürgt; vor seinem Auge mit dem Truglicht bulgaro-serbischerPer»
sonalunion gefunkelt (als Bukarest und Belgrad schon ganz einig
wären und Pasitsch den Gesandten Filality zu trauterZwiesprache
aus demKino insMinisterpräsidium holen ließ); ihm für denNoth-
fallWiensHilfeinSichtgestellt,aber,nachdenBerichtenderUgron,
Gellineck S Co., in zuversichtlichem Glauben auf die rasche Zer»
stückung, Vernichtung Serbiens und Griechenlands geschworen.
Der Bukarester Friede, der solche Träume begrub, gefiel ihr nicht
und siebäumte sich in denEntschlutzzu einer demKundenFerdinand
günstigen Revision. (Sie, nicht Oesterreich; in der Neuen Freien
Presse wurde amTag des Friedensschlusses gesagt, nurAberwltz
könnedieAmstülpungdes Vertrages planen.) DieserFriedeist ein
gutes, aus ernstem Streben nach lautererGerechtigkeit erwachse»
nes Werk. Er giebt den Siegern, was ihnen gebührt; und giebt dem
schmählich besiegten Bulgarien über Gebühr. Daß sie ihm inMa»
kedonien und Thrakien mehr Land und viel mehr Griechenvolk
ließen, als ihm nach zuverlässiger Nationalstatistik zukam, mögen
die Serben, Rumänen, Hellenen schon bitter bereut haben, als sie
Ferdinands komoediantischen Aufruf an fein Hunnenheer lasen,
dieses unwahrhastigste, unwürdigste Dokument neuerGeschichte,
das einem Freundschaftvertrag ein verlogenes Gekreisch über
Treubruch folgen und das kläglichste Gewinsel um Friedensge»
währung in die frechste Fanfare zu wildem Bandenkrieg ausgin-
gen läßt. Daß der Wunsch, zum Vortheil des Honvedoffiziers, der
alsOströmerkaiser und alsMakedone einstweilennur aufihmtheu-
ren Photographien lebt, den Vertrag zu zerfetzen, unklug und un-
erfüllbar sei, mußte dem Grafen Berchtold, ehe er sich regte, von
Tschirschkys blasser Lippe gekündet werden. Daß der Minister,
daß FranzIoseph, Franz Ferdinand aus der Zeitung erfuhr, der
DeutscheKaiser habe denFriedensvertrag als endgiltig anerkannt,
brachte ihnen den coup ge tkeatre berlinois, vor dem sie oft gewarnt
worden waren. DemDeutschenReich aber nicht denRuhm dank»
barer Treue und nüchterner Rechnerarbeit fürs Staatsgeschäft.

Radioaktive Umwandlungen.
AA?er Schleier, der über dem Radium und den anderen strahlen»
HM den Körpern lag, lüftet sich immer mehr. Exakte Messungen
bestätigen in vollem Umfang die Theorien, die früher fast zu kühn
und neuartig erschienen. Die Umwandlung chemischer Grundstoffe
unter Entwickelung latenter Energie von einer Größenordnung,
die alle bisher bekannten Energiequellen übertrifft, zwingt uns,
ganz neue Fundamentalbegriffe in der Chemie und Physik anzu»
nehmen. Dem Auge des Forschers erschließt sich die Welt der
Moleküle und Atome, jener kleinsten Bausteine, aus denen die
Materie bestehend gedacht wird. Und dabei treten immer neue
wunderbare Erscheinungen aus. Wie die belebte Welt in fort-
laufender Entwickelung begriffen ist, so scheint auch die unbelebte
Materie einem allgemein giltigen Abbauprinzip zu gehorchen. Die
Gesetze, die für die radioaktiven Stoffe gelten, sind wahrscheinlich
von viel umfassenderer Bedeutung; wir müssen annehmen, daß alle
Stoffe einer Selbstzersetzung unterliegen. Freilich scheint der Bor»
gang so langsam zu fein, daß die feinsten Mittel für den direkten
Nachweis versagen. Hier helfen dann nur Analogieschlüsse von
den wahrnehmbaren Prozessen auf die hypothetischen. Um das
Verständniß zu erleichtern, müssen wir näher auf die Umwandlung
der radioaktiven Elemente eingehen, selbst auf die Gefahr, einige
bekannte Dinge zu wiederholen.
Ramsay hat als Erster mit Sicherheit festgestellt, daß die vom
Radium ausgehende Emanation beim Zerfall Helium bildet. Da
kein Grund vorliegt, der Emanation den Charakter eines Ele-
mentes abzusprechen, so ist damit die Umwandlung eines Grund»
stoffes in einen anderen zur Evidenz erwiesen. Bald stellte sich
heraus, daß hier ein Spezialfall einer viel allgemeineren Erschei»
nung vorliegt. Das Radium selbst ist das Umwandlungprodukt
des Ioniums, das wiederum ein Abkömmling des Urans ist (wo»
bei von den Zwischenstufen abgesehen sein möge). Mehr als zwölf
Glieder der Uranreihe sind jetzt bekannt. Wahrscheinlich, fast sicher
Ist, daß das Endprodukt der Reihe aus Blei besteht. Nun giebt es
neben der Uranreihe noch eine andere, davon unabhängige aktive
Reihe, die des Thoriums, und eins dritte, die mit der ersten in
Verbindung zu stehen scheint, die Aktiniumreihe. Auch die Tho-
riumreihe hat als Ausläufer das Blei. Nur muß dieses Blei ein
Wenig anders sein als das erste; es hat ein anderes Atomgewicht.
Diese Größe ist eine für ein Element fundamentale Konstante, die
maßgebend ist für die jeweils in Verbindungen eingehende Menge.

Giebt es zwei verschiedene Bleiarten, die, je nach ihrer Abstam»
nmng, verschieden sind, so bedeutet Das für den Chemiker eine
weitere Umwandlung des klassischen Elementenbegriffes. Und der
Schluß liegt dann nah, daß überhaupt alle bekannten Elemente
mehr oder weniger vieldeutig und unbestimmt seien. Man muß
sehr genaue Atomgewichtsbestimmungen erreicht haben, um die
Frage beantworten zu können.
Diese Probleme tauchen vor Allem auf bei dem an sich nah
liegenden Versuch, die neu entdeckten radioaktiven Stoffe, deren
Zahl die Dreißig bereits überschreitet, in Mendelejews „periodi-
sches System" einzureihen. Alle bekannten Elemente lassen sich
nach steigendem Atomgewicht ordnen, so daß eine Tabelle entsteht,
die aus neun Horizontal» und neun Vertikalreihen gebildet ist.
Aus dieser Gruppirung läßt sich dann eine ganze Reihe von wich»
tigen Schlüssen ableiten. Die verwandten Elemente stehen in der
gleichen Vertikalreihe. Die Lücken gestatteten die Voraussage von
Elementen, die dann später wirklich gesunden wurden. Zweifel
über das richtige Atomgewicht sind auf Grund der neuen Ein-
theilung erfolgreich zu beseitigen.
Der Versuch, die neuen Elemente in das Periodische System
einzureihen, liegt nah und ist von verschiedenen Autoren unter»
nommen worden. Besonders einleuchtend sind die Schlüsse, die
Fajans zog. Zum Verständniß einige Worte über das Wesen der
Radioaktivität. Die Definition eines radioaktiven Stoffes be»
ruht auf der von ihm ausgehenden Strahlung. Wie schon der
Entdecker der Radioaktivität, Henri Becquerel, erkannte, ist diese
Strahlung zusammengesetzt aus drei Strahlengruppen, den Al-
pha-, Beta» und Gammastrahlen. Die Alphastrahlen sind positiv
elektrisch geladene Heliumatome, die mit großer Geschwindigkeit
ausgeschleudert werden; die Beta sind freie negative.Elektrizitäts»
theilchen, die als Kathodenstrahlen seit den klassischen Arbeiten
Hittorfs bekannt sind. Die Gamma sind noch nicht mit gleicher Ge»
wißheit unter bekannte Vorgänge zu rubriziren. Mit der Alpha»
Emission ist ein Abbau des Atoms verbunden; das Atomgewicht
vermindert sich jeweils um den Betrag Vier. So hat das Radium
das Atomgewicht 226,3, die Emanation des Radiums 222,5. Da
es gelungen ist, die Alpha-Theilchen mikroskopisch zu zählen, und
da auch ihr Gewicht bekannt ist, so läßt sich die Gewichtsabnahme
des Radiums berechnen: und daraus die Zeit, in der ein bestimm»
ter Bruchtheil der Substanz verbraucht ist. Die Strahlung kann
nicht unendlich lange dauern. Das würde gegen das Energie»
Prinzip verstoßen. Diese Fundamentalregel der Physik ist auch hier

erfüllt. Auch ist es jetzt, wo größere Mengen des werthvollen Radiums zu Untersuchungzwecken zur Verfügung stehen, gelungen, die entwickelte Heliummenge direkt zu messen. Das hat den weiteren Vortheil, daß aus der bekannten Anzahl von Alpha-Theilchen, die eine bestimmte Radiummenge entsendet, und aus der entstehenden Gasmenge sich mit großer Genauigkeit die Avogadro» Zahl berechnen läßt, die angiebt, wie viele Moleküle in einem Kubikzentimeter Gas vorhanden sind. Es sind mehrere Trillionen, eine Menge, die sich der menschlichen Vorstellung vollständig entzieht. Hätte man nicht auf anderen, ganz verschiedenen Wegen immer die selbe Zahl gefunden, so könnte man wohl an dem Ergebniß zweifeln; so aber wird durch die Bestimmung die Theorie von Rutherford bestätigt, nach der die Radioaktivität auf der Desintegration der Materie beruht. Die Lebensalter der verschiedenen Stoffe sind Fehr verschieden; einige, zum Beispiel: das Uran, leben sehr lange; fünf Milliarden Iahre verstreichen, bis die Hälfte verschwunden ist, einige leben nur wenige Sekunden, sogar Bruchtheile von Sekunden. Da versagt natürlich der gewöhnliche Nachweis, und wäre mit dem Zerfall keine Strahlung verbunden, so wären diese Stoffe uns nie bekannt geworden.

Man hat nun schon seit längerer Zeit vermuthet, daß das Periodische System auf der Umwandlung der Elemente beruhe. Alle, auch die gewöhnlichen Stoffe sind wahrscheinlich dem Abbau unterworfen;nurverläuft der Prozeß in den meistenFällen so langsam, daß er nie nachzuweisen sein wird, wenn nicht eine Beschleunigung gelingt. Bisher ist es unmöglich, einen radioaktiven Zerfallsprozeß zu beeinflussen. Unsere stärksten Mittel, hohe Temperaturen, Druck und andere Agentien, scheinen abzuprallen. So ist der Traum der Alchemisten, die Umwandlung der Elemente nach Willkür des Menschen, in unserer Wirklichkeit auch heute noch ein ungelöstes Problem.

Betrachtet man die radioaktiven Umwandlungen, so ergiebt sich die Regel, daß bei solchen, wo Alpha-Theilchen ausgesandt werden, ein Körper entsteht, der im Periodischen System zwei Gruppen weiter nach links liegt; aus der vierten kommt man in die zweite, aus der sechsten in die vierte. Bei der Beta-Emission aber erfolgt ein Sprung in eine benachbarte Gruppe; und eine Gewichtsabnahme ist damit nicht verknüpft, da das Beta-Theilchen nur etwa ein Zweitausendstel von dem Gewicht des leichtesten Atoms, des Wasserstoffes, wiegt. Ordnet man nun die bisher bekannten (etwa dreißig) neuen radioaktiven Stoffe in das System ein, so gerathen mehrere an den selben Platz. Das ist insofern nicht

Perwunderlich, als ja gar nicht so viele Plätze verfügbar sind, wie Stoffe vorliegen. Vergleicht man nun das chemische Verhalten lolcher an den selben Platz gelangenden Stoffe, dann zeigt es sich als so ähnlich, daß eine Trennung auf chemischem Wege unmöglich ist. Solche Gruppen, denen Fajans den Namen „Plejaden" zulegt, täuschen, wenn man von ihren radioaktiven Eigenschaften absieht, ein einziges Element vor. Die Atomgewichtsbestimmung ergiebt das Gewicht des Stoffes, von dem am Meisten vorhanden ist, oder, was das Selbe sagt, des langlebigsten. Nun liegt der er» wähnte Schluß nah, daß überhaupt alle Grundstoffe solche Komplexe sind. Dafür sprechen noch andere gewichtige Gründe. Aus Mendelejews System fiel bisher das Jod heraus. Seinen Eigen» schaften nach mußte es in einer Gruppe stehen, wo es gegen die Regel vom steigenden Gewicht verstieß. Es steht hinter dem Thallium, obwohl sein Atomgewicht kleiner ist. Auch einige Unklarheiten, die bei der Gruppirung der seltenen Erden, jener aus der Glühstrumpfindustrie bekannten Stoffe, vorlagen, erklären sich leicht aus der neuen Hypothese, daß mehrere am selben Platz stehen. Man muß auch für sie Muttersubstanzen annchmen, wie sie für die radioaktiven Körper im Uran und Thorium nachgewiesen sind. Vielleicht könnten das Tantal und Niob hier in Frage kommen. Alle diese Betrachtungen zeigen, wie befruchtend die Lehre vom Radium in der Chemie und Physik gewirkt hat. Welchen Nutzen können wir sonst'noch aus her Entdeckung der Becquerel und Curie ziehen?

Die vom Radium ausgehenden Strahlen machen die Luft in der Nähe leitend. Ein geladenes Elektroskop ist das empfindlichste Reagens auf alle strahlenden Substanzen. Der beschleunigte Abfall der geladenen Blättchen läßt die Anwesenheit von einem Billiontel Gramm erkennen. Die Luft ist ionisirt. Sind von den Trillionen Molekülen, die im Kubikzentimeter Luft enthalten sind, zwanzig bis dreißig ionisirt, so läßt sich Das elektroskopisch nachweisen. Ionen kann man auch daran erkennen, daß übersättigter Wasserdampf in staubfreier Luft, wo die Tröpfchen keinen Anhaltepunkt zum Kondensiren finden, an ihnen sich niederschlagen. Hat sich um ein Ion ein Tröpfchen gelagert, so kann man,es mit dem Mikroskop verfolgen und aus seiner Bewegung im elektrischen Felde die Größe der kleinsten, nicht weiter untertheilbaren Elektrizitätmenge bestimmen. Man denkt sich die Elektrizität auch aus einzelnen Atomen bestehend. Sie heißen Elektronen. Das kleinste Theilchen heißt Elementarquantum. Die Bestimmung dieser ungemein wichtigen Größe erfolgte früher auf dem zuvor angedeuteten Wieg.

Eine Wolke wurde an den Ionen kondenslrr, die durch Röntgen-
strahlen erzeugt waren. Ietzt benutzt man zur Ionisirung meist
radioaktive Substanzen, weil es heute möglich ist, eine fast genau
punktförmige Strahlenquelle zu bekommen. Wilson hat die Bil-
dung der Ionen unter dem Einfluß der verschiedenen Strahlen in
reizvoller Weise sichtbar gemacht, wieder mit Hilfe der Nebeltröpf-
chen, die im Moment ihrer Bildung mit dem ungemein kurz dau-
ernden elektrischen Funken photographirt wurden. Wie Schuß»
kanäle verzweigen sich die Bahnen. In der That ist ja auch ein
Radiumkorn ein Maschinengewehr im Kleinen, aus dem mit rie-
siger Geschwindigkeit Milliarden Partikelchen in der Sekunde her»
ausgeschleudert werden.
Sehr wichtig ist die Radioaktivität für die Theorien der Erd-
elektrizität. Das normale Feld der Erde, das Ladungen nicht nur
bei Gewitter, sondern ständig verräth, ist nur zu erklären, wenn die
Luft eine gewisse Leitfähigkeit hat. Diese erhält sie zum Theil durch
die radioaktive Strahlung. Man kann diese Strahlung überall
nachweisen; auf dem Festland, auf dem Meer, auf hohen Bergen,
sogar im Freiballon in zweitausend Meter Höhe. Größere Mengen
von Emanation bringen die aus dem Erdinnern dringenden Quel-
len mit sich. Man vermuthet in der Radioaktivität den heilkräftigen
Faktor, den Brunnengeist, der so lange geheimnisvoll sich der
Kenntniß des Menschen entzogen hat. Wie leicht lassen sich unter
diesem neuen Gesichtswinkel die Eigenthümlichkeiten der Heilquel-
len deuten! Sie wirken nur am Orte selbst, eben weil die Aktivität
verklingt. Chemisch ganz indifferente Wasser zeigen intensive Wir-
kungen, weil sie Emanation gebunden haben. Daß sich aus dieser
Erkenntniß eine ganz neue Industrie, die der künstlichen Heilwasser,
entwickelt hat, sei hier nur erwähnt.
Der Mediziner hat sich des Radiums mit Eifer bemächtigt.
Wie die Röntgenstrahlen (nur bequemer anzuwenden und zu do»
siren), zerstört das Bombardement der kleinen Theilchen bösartige
Wucherungen. Die durchdringenden Strahlen können sogar in den
Tiefen des Körpers, wohin sonst nur das Messer des Chirurgen
dringt, wohlthätig wirken. Die Einathmung der Emanation lindert
die Schmerzen der Gicht; das Blut hat eine erhebliche Affinität
für die Emanation.
Die Dosirung und Messung ist jetzt in ein Stadium getreten,
das eine exakte Zurückführung auf Normalen erlaubt. Die Ein-
heit der Radioaktivität ist bis auf die Dezimalen genau fizirt.
Ein Gramm Radium, im Werth von etwa einer halben Million
Mark, liefert einen genau bekannten Strom und erzeugt ein be»

kannt»s Wärmequantum. Die Emanation, die damit im Gleich»
gewicht ist (sie bildet sich ständig und zerfällt wieder), nennt man
„ein Curie" zu Ehren des Ehepaares, dem die Darstellung des
Radiums und des Poloniums neben anderen bedeutenden Ent»
deckungen zu danken ist.
Die vom Radium ausgehenden Strahlen setzen sich, falls sie
absorbirt werden, in Wärme um. Da die Wärme, die von einem
Gramm pro Stunde entwickelt wird, genau bekannt ist, so kann
man auch aus der Wärme die Stärke eines Radiumpräparates
messen. Und da in der ganzen Erde sehr große Mengen Radium
vorhanden sein müssen, ist der Schluß nicht zu kühn, daß zum Theil
die Erdwärme vom Radium stammt (woraus sich für das Alter der
Erde ganz neue Möglichketten ergeben).
An einige chemische Wirkungen der Radiumstrahlen sei hier
noch kurz erinnert. Diamanten und andere Edelsteine färben sich,
wenn sie den Radiumstrahlen längere Zeit ausgesetzt werden. Ge»
säße, in denen Radium aufbewahrt wird, färben sich bald braun
oder blau. Sauerstoff wird durch Radium zu Ozon oxydirt. So
kann man starke Radiumpräparate am Geruch erkennen. Echte
Diamanten leuchten nuf, wenn sie von den Strahlen getroffen wer-
den. Zinksulfid leuchtet, vermischt mit einer minimalen Spur Ra-
dium, so hell, daß man auf damit bestrichenen Uhren das Ziffern-
blatt im Dunkeln erkennen kann.
Wie die Strahlung auf bösartige Wucherungen zerstörend
einwirkt, übt sie auch auf das gesunde Gewebe einen Einfluß aus.
Schmerzhafte Röthung, bei längerer Einwirkung schwer heilende
Wunden sind die Folge der Bestrahlung. Ein kleines Metall-
kapselchen freilich verschluckt die Wirkung fast ganz, so daß es un-
gefährlich ist, Radium bei sich zu tragen.
Das Radium hat uns also sehr viel Neues gelehrt und hat
sich auch in der Praxis schon wohlthätig bewährt. Kein Wunder,
daß Arzt und Naturforscher sich in dem Ruf nach mehr und nach
billigerem Radium vereinigen. Kann man erst in größerem Stil
damit arbeiten, so mag noch manches Große gelingen. Werden die
Hoffnungen von heute bestätigt, dann tritt die Chemie in ein neues
Stadium. Dann hat wirklich das Radium sich als Das erwiesen,
was es nach dem Wort eines geistreichen Mannes sein sollte: als
den Revolutionär in Chemie und Physik.
Karlsruhe. Professor Or, HermannSieveking.

Selbstanzeigen.
Eözanne «nö Hobler. Einführung in die Probleme der Malerei
der Gegenwart. Delphinverlag in München.
Große Umwälzungen vollziehen sich auf dem Gebiete der moder»
nen Kunst und Kultur und zwingen Ieden zu ernsterem Nachdenken
über diesen neuen Willen seiner Zeit. Die Entwickelung der Kunst hat
nach dem Impressionismus einen ganz anderen Verlauf genommen,
als man erwartet hatte; unser „naturwissenschaftlich" gerühmtes Zeit-
alter scheint ins feindliche Lager der Mystik übergehen zu wollen. Die
Kunstausstellungen bringen da und dort das Räthselhafteste und Ab»
sonderlichste vor das verwunderte Auge; und die bange Frage nach
dem Werth des Vergangenen, dem Willen der Gegenwart und dem
Schicksal der Zukunft drängt sich auf Aller Lippen. Mein Buch hat sich
zur Aufgabe gemacht, auf diese Fragen einige Antworten zu geben.
Die Schwierigkeiten waren groß; deshalb mag man auch den Fehler
verzeihen, daß der Leser erst über den Dornenweg prinzipieller Aus»
einandersetzungen allmählich an den eigentlichen Stoff der Betrach»
tung herangeführt wird. Ohne diese prinzipielle Verständigung wäre
eine ernste und wirksame Behandlung dieses schwierigen Themas nicht
möglich gewesen. Das Buch will auch weniger zum Genuß als zur Ar»
beit anregen und daher nicht eine Monographie im historischen Sinn
sein, sondern auf pädagogischer Grundlage in das Schaffen der Gegen-
wart einführen, das sich um Cszanne und Hobler, der beiden Polpunkte
des künstlerischen Lebens, im Wesentlichen gruppirt. DieTragoediedes
Menschlichen Daseins spielt sich aufs Neue vor unserem Auge ab und
wir erkennen, daß der zeugende Geist der Menschheit an seiner eigenen
Zeugung zu Grunde geht wie die Raupe, aus der ein Falter aufflattert.
Mas vor hundert Iahren in Kunst und Weltanschauung der nachkan-
tischen Romantik geschah, wiederholt sich hier stärker im Trlebniß, kon»
sequenter und rücksichtloser im Ausdruck des „Ich": die Persönlichkeit,
im großen Weltgebäude verloren, zieht sich verlassen in ihre Seele zu»
rück, um in ihr aufs Neue den Kosmos zu finden. Die Summe obje?»
tiver Wahrheiten, die uns die Kultur als den eisernen, durch die Ge»
schichte geheiligten Bestand unseres Denkens übermittelt, wird als
Knebelung der Persönlichkeit empfunden. Man trauert dem Organ
unserer Kindheit nach, das uns mit den Dingen, mit der Natur eins
werden ließ, sehnt sich, geblendet von dem grellen Schein des Tages,
in die nebligen Sphären kindlicher Traumwelt, in denen die Dinge le»
den und Sprache gewinnen, um von ihrem Wunderreich und von
unserer Einsamkeit zu erzählen. Niemand hat Das feiner geschildert
als Herder, der „durch den dichten Wust der Voreingenommenheit nach
der unverstellten Iugend der menschlichen Seele" seufzte; und auch
Goethe hielt es für das Schicksal der Civilisation, daß sie fortschreitend
die wahre Bildung unmöglich mache, die aus uns selbst und zu uns
selbst führt. Der historische, registrirende Geist, der Alles wissen und

kennen will, sieht sich heute der Form- und Grenzenlosigkeit seine»
Forschungmaterie gegenüber und sucht nach einem Ausgleich der Viel-
heit des Gegebenen und der Einheit seines persönlichen Bewußtseins.
Man sucht nicht mehr den unendlichen Wechsel der Erscheinungen wie
der Impressionismus, sondern das Gesetz im Sein und Thun. So voll»
zieht sich nun in der Kunst, auf sinnlichem Gebiet, etwas Aehnliches
wie auf dem Gebiet des Denkens durch Kants Philosophie: man ob-
jektivirt die Gesetze unseres gestaltenden Bewußtseins. Die Kunst schil-
dert zum Theil nicht mehr das sinnliche Denken über einen Gegen-
stand, sondern ihren Inhalt bilden die Formalien des Gestaltens selbst.
In der „inhaltlosen" Kunst erscheint als höchster Inhalt: die Form als
gestaltendes Prinzip, die Form als schaffende Wundermacht. Auf diese
Weise kommt die moderne Kunst in Sphären, die denen der mittelalter-
lichen Anschauungweise verwandt sind. Die Vergangenheit beginnt,
uns neue Seiten ihres Wesens zu entschleiern. Unser kritischer Stand-
punkt verändert sich besonders der Renaissance gegenüber. In ihrer
besonderen Wesenheit zeigt uns die moderne Kunst zugleich die charak-
teristischen Seiten des modernen Denkens überhaupt, auf dem Gebiete
der Literatur und Musik eben so wie in der Philosophie und der Wis-
senschaft, Ueberall die große Sehnsucht des Kulturmenschen, das irra-
tionale Wunder der Urnatur zu begreifen. Gewiß giebt es keine Rück-
kehr in Urnatur, deren Produkt schließlich auch unsere Kultur ist und
die auch ihre grausamen, fürchterlichen Züge hat. Was uns vorwärts
treibt, ewig hassend, ewig liebend, ist der ep<u: in uns, der uns in der
Kunst wie in einem Spiegelbild immer wieder die Natur unseres We-
sens zeigt und in uns aufs Neue die unbändige Sehnsucht nach des
Lebens Urbild und Einheit weckt. So ist unsere Kultur die Quelle des
Bösen und Guten zugleich, unser Drama der unversöhnliche Haß von
Begriff und Leben. Wo dieser Haß heiß ausglüht, da suchen wir in der
Kunst die Versöhnung. Denn sie ist „Gestalt" wie der Begriff und hat
doch die Fülle reinsten Lebens. Ie weiter wir uns von dem sogenann-
ten Urzustand der Natur entfernen. um so mehr lernen wir ihn lieben,
und was dem Wilden als ein nichtiger Besitz von Gotteshand gegeben
scheint, wird für uns ein hohes Ideal. Indem wir aber nützen, was
wir nicht besitzen, lernen wir diesen Besitz in seiner ganzen Größe er-
kennen, wir Fremden im Lande der Kindheit. Die neue Kunst will kei-
nen Gegensatz von Diesseits und Ienseits, keinen von Mensch und
„Natur" oder von Mensch und „Thier", keinen der Geschlechter ken-
nen. In der Aufhebung der Grenzen des Einzelnen liegt das urtra-
gische Phänomen alles Lebens, in dem Schmerz und Liebe sich einen.
Die moderne Kunst ist in gewissem Sinn geschlechtslos. Der Versuch,
die Geschlechtsgegensätze aufzuheben, ist ein bedeutsames Zeichen der
mystischen Sehnsucht nach der Erkenntniß der Welteinheit. In der
spätgriechischen Welt äußerte sie sich in dem Hermaphroditenkult und
in Michelangelos hermaphroditischem Gestaltenideal kehren ähnliche
Ideen wieder. Die Grenzen der Geschlechter verwischen sich, um jen»

seits von aller Geschichtlichkeit einem Menschheitideal Platz zu machen, welches das Absolute der menschlichen Natur und in ihm die Ewigkeit umfaßt. In dem „Lroico turors" sieht Michelangelo die Macht des Ge» setzes in uns, das zu Erkenntniß und Erlebniß der Einheit und Ursprünglichkeit der Natur treibt. Er ist ihm aber nicht das Wesen des Lebens, sondern das Mittel zum Erlebniß, das Mittel, in dem sich die Weltendisharmonie, die Grenzen der Geschlechter, von Diesseits und Ienseits, von Sinnlichkeit und Geist von selbst aufheben. Als Sohn der Renaissance ist Michelangelo unter dieser Erkenntniß zusammengebrochen. Die moderne Zeit macht ähnliche Erschütterungen durch, indem sie über den Ideengang der Renaissance hinaus, hinauf zur mittelalterlichen Weltanschauung sich durchzuringen versucht. Aber sie verbannt den Sinnesgenuß aus der Kunst nicht der religiösen oder der ethischen Ideale, sondern der allumfassenden Erkenntniß wegen. Sie, die von der Naturwissenschaft auf diesen Weg gewiesen wurde, sucht ja weder den Typus der Gattung noch den der Gottheit, sondern das Absolute, die Alles einigende Urwesenheit in den Dingen, der das Thier nicht ferner steht als der Mensch, der Beide wie einem unsichtbaren Lebenspol zustreben. Phosphoreszirende Farben, leuchtende Wunder, das Auge der Ewigkeit, nicht das Auge der Gestalt (Nolde, Iawlensky, Marc). Im Blick des Thieres, im Denken des Kindes, im Thun des Wilden sieht die moderne Zeit ein Stück der wunderbaren, verlorenen Urwesenheit, der Thier, Kind, Wilder näher sind als edle Menschlichkeit. Aber der uralte Gegensatz bleibt auch für die Moderne bestehen: die Einen suchen das Wunder der Ewigkeit rein in der Gestaltung, wie Cszanne, Hobler und Picasso, die meisten Nachfolger aber in der Gestalt. Die Kunst beginnt, durch eine sinnliche Symbolik zu illustriren. Mag sein, daß hier die Grenzen der Kunst überschritten werden; wer will heute richtend sagen, wo diese Grenzen sind? Und schließlich ist Sterben Schicksal. Aber das msmsuto morl war immer zugleich ein lusmsuto vivsrs. Und wärs nicht so, dann dürften wir uns noch mit Schlegels prophetischem Wort trösten: „Wirst leben wie Wenige, wirst an der Ewigkeit sterben."

Fritz Burger.

Felix Schweighsfer: Mein Wanderleben. Heinrich Minden in Dresden. 2 Mark.

Am zwanzigsten November 1912 wäre Felix Schweighsfer sieben» zig Iahre alt geworden. Er hat den Tag, an dem seine Erinnerungen veröffentlicht werden sollten, nicht erlebt. Das „Wanderleben" giebt eine kurze und ungekünstelte Schilderung der vierzigjährigen Bühnenlaufbahn Schweighofers. In bunten Bildern zieht ein merkwürdiges Leben an uns vorüber. In einem kurzen Vorwort habe ich versucht, den prächtigen Menschen Felix Schweighsfer zu skizziren.

Blasewitz. HeinrichMinden.

e? berliner Börse wurde zugleich mit dem bukarester Friedens-
instrument noch eine freundliche Gabe des Schicksals gespendet.
Den Genuß des neuen Haussemotivs versüßte dankbare Erinnerung
an den verblichenen Freudenbringer Karl Neuburger. Dessen All»
gemeine Berliner Omnibusgesellschaft hat sich aus den Banden der
dividendenlosen, der schrecklichen Zeit gelöst. Nur noch eitel Wonne
herrscht im Umkreis der ABOAG; und Ieder berechnet, wie hoch
der Nutzen aus der Annäherung der Großen Berliner Straßenbahn
und der Hochbahngesellschaft an die Omnibus noch werden kann. Die
Trinität der drei großen berliner Verkehrsgesellschaften ist die letzte
Neuheit der Sommersaison. Daß Groß-Berlin keinen Raum für drei
Konkurrenten dieser Art biete, hat man nie für möglich gehalten. Man
klagte nur, daß die Transportleistung noch immer nicht auf der Höhe
des Bedürfnisses sei, und dachte selten an die Kosten solcher Kraftent-
faltung. Die drei Gesellschaften setzten ein Betriebskapital von rund
300 Millionen in Bewegung; und dieses Kapital will verzinst sein.
Die Große Berliner ist seit vielen Iahren über SU Prozent nicht mehr
hinausgekommen und hat zuletzt etwas weniger gegeben. Die Hoch»
bahn schwang sich erst für 1912 zu einer Dividende von 6 Prozent
aus. Nur die Omnibusgesellschaft zog Nutzen aus dem Kontrast der
drei genullten Jahre und lieferte eine dreijährige Progression von
S bis 8 Prozent. Die Große Berliner hatte im Iuli zum ersten Mal
«inen Rückgang in der Einnahme zu verzeichnen. Die Schuld wurde
aufs schlechte Wetter geschoben, das den Wandertrieb gehemmt habe.
Aber die Rivialitüt der anderen Verkehrsgesellschaften wird doch un»
angenehm empfunden; und man ist seit dem Tag des Friedens mit
der Stadt Berlin nicht wieder recht froh geworden. Damals, fast auf
den Tag ifts zwei .Jahre her, erklärte die Große Berliner, daß sie
nicht das Recht habe, der Herstellung oder dem Betrieb von Konkur-
renzunternehmungen irgendwelcher Art (Hoch-, Untergrund-, Schwebe»
oder Flachbahnen) im Bereich Groß-Berlins zu widersprechen. Auch
unter die Vergangenheit mit ihren Schadensersatzansprüchen wurde
ein Strich gemacht. Die Stadt Berlin sicherte dafür die Straßenbahn»
gesellschaft nur innerhalb des Stadtringes gegen neue Konkurrenz»
linien. Das war nicht viel; denn die Ringe, die sich um den ersten
Kreis angesetzt haben, boten ein weites Feld für neue Linien über,
auf und unter der Erde. So hatte die Große Berliner die wichtigste
Etape ihrer bewegten Geschichte am Tag des Friedens hinter sich.
Sie interessirte das Publikum nicht mehr durch kriegerische Haltung
und verlor auch für den Börsenmann ihre Reize. Die Aktie, die noch
4911 einen Höchstkurs von 202 (bei nur 8V2 Prozent Dividende) erreicht
hatte, senkte sich langsam auf 163. Wer nach der Ursache dieses Ver-
blassens der einst so gesunden Kursfarbe fragte, bekam selten anderen
Bescheid als ein Achselzucken. In die Fäden der Politik war das

Straßenbahnnetz nicht verstrickt; brauchte also unter der allgemeinere
Schwäche nicht zu leiden. Aber die Börse hatte jüngere Reize entdeckt.
Nun ist der alte Kampfesmuth wieder erwacht. Als Karl Neu»
burger noch Berather des Fürsten Max Egon Fürstenberg war, hatte
er ihn auch an dem Aktienkapital der Allgemeinen Berliner Omnibus»
gesellschaft betheiligt. Dieser Besitz, rund 4 Millionen, wurde von der
Handelsvereinigung, der Bank der Fürsten Fürstenberg und Hohen-
lohe, übernommen. Die Unternehmungen des Fürstenconcerns sind
oder werden nun von der Deutschen Bank sanirt. Und bei dieser Ge»
legenheit sind die erwähnten 4 Millionen Mark Omnibusaktien (direkt
oder indirekt) für die Hochbahngesellschaft, der die Deutsche Bank ja,
nah steht, erworben worden. Die Fürstengruppe, die eine Großaktio-
närin der ABOAG, hat sich ihres Besitzes entledigt, um bares Geld
zu bekommen. Die zweite Großaktionärin, die Firma S. Bleichröder,
die eineil eben so großen Antheil hatte, verkaufte ihn an die Groß«
Berliner Straßenbahn. Drüben also Hochbahn und Deutsche Bank,
hüben Straßenbahn, Dresdener Bank und Bleichröder. Als Neu-
burger von Bleichröder unsanft entthront worden war, folgten drei
dividendenlosen Iahre und der Kurs war schlecht. Heute verkauft
Bleichröder seine 4 Millionen zu 180 Prozent. Für eine Aktie, auf
die zuletzt 8 Prozent ausgeschüttet wurden, ist der Preis recht üppig.
Man kann also nur annehmen, daß die Große Berliner gute Gründe
hat, für ein Papier, dessen Dividende niedriger war als die der eigenen
Aktie, einen um 17 Prozent höheren Kurs zu bewilligen. Im All»
meinen sind solche Geschäfte nicht so theuer. Wohl Dem, der zu
rechter Zeit einen Riecher für die Konjunktur hatte und die Omnibus-
aktie wohlfeil einhandelte! Die Große Berliner will sich eine 4Vs pro»
zentige Anleihe von 25 Millionen bewilligen lassen und 15 Millionen
davon flüssig machen, um die Mittel zum Ankauf der Aktien zu ge»
Winnen. Von der vierprozentigen Anleihe 1911 (45 Millionen) sind
noch 13 unbegeben, die auf Erlösung warten müssen, bis sich das
Schicksal der festverzinslichen Papiere wieder geändert hat. Sind
alle Anleihen untergebracht, so hat die Gesellschaft eine Gesammtschuld
von 70 Millionen zu verzinsen, bei 100,08 Millionen Aktienkapital.
Werden die Aktionäre schließlich Freude an dieser Ausbreitung der
finanziellen Basis erleben? Das hängt wohl von der endgiltigen Be»
antwortung der Omnibusfrage ab. Noch ist der dritte Theil des Ak»
tienkapitals der ABOAG parteilos. Keine der beiden Gruppen hat
schon die Majorität. Die Omnibusaktie kann also ein begehrtes Ob»
jekt werden. Die Große Berliner will 15 Millionen aufnehmen, braucht
aber für den Erwerb der Omnibusaktien zunächst nur 7,20. Der Rest
des Geldes wird also Kampffonds oder Kriegsschatz sein; und der ter-
tius gsuöeris ist der Aktionär, der noch nicht verkauft hat. Billig ein-'
zuramschen, wie einst im Mai, sind die Omnibusaktien heute nicht mehr.
Am Ende war es nur ein Zufall, daß gerade die Omnibusgesell»
schaft zun: Ausgleichsobjekt wurde. Den Anstoß gab der Berkauf der

Aktien aus dem Fürstenbesitz. Der hohe Preis, den die Straßenbahn
gezahlt hat, widerlegt die Vermuthung, es könne sich um den Plan
einer Zerstörung Karthagos handeln. Wer über die Omnibus ge-,
bietet, kann sich einen Zutreiber für die eigenen Wagen anstellen.
Die Hochbahn, hieß es, wolle Motorwagen einführen, die als Zu-
bringer dienen sollen. Das wird bequemer, wenn Beziehungen zur
Omnibusgesellschaft hergestellt sind. Die Hochbahngesellschaft schwimmt
nicht gerade im Geld; und die Einrichtung neuer Autobuslinien ist
theuer, selbst wenn man die Fehler'meidet, die einst von der Großen
Berliner und von der ABOAG gemacht wurden. Die Straßenbahn
«der muß immer mehr die Rivialität der Untergrundbahnen und den
Erfolg der Omnibus in ihre Rechnung stellen. Auch an die städti-
schen Straßenbahnen ist zu denken. Ein großer Concern, in dem sich
die verschiedenen Interessen nicht feindlich kreuzen, sondern ergänzen,
wäre die Erfüllung vieler heimlichen Wünsche. Ein Monopol wäre
bedenklich, wenn der Fahrgast die Zeche zu tragen hätte. Von der
Tarifhoheit zur Tarifwillkür ist oft nur einSchritt. Wer in den
Bereich von Großberlin festgeschmiedet ist, braucht Transportmittel
von großer Leistungfähigkeit; und der Grundstücksbesitzer Verkehrs-
linien, die den Werth seines Bodens erhöhen. Heute klagen viele
Hausbesitzer, daß sie durch willkürliche oder knausernde Verkehrs-
Politik ruinirt werden. Ob der neue Concern das schwierige Problem
lösen wird? Die Verbindung von Straße und Untergrund wäre sicher
nützlich. Noch ist die Hochbahn für allzu Viele unbenutzbar.
Die Fürsten haben ihr Schicksal der Deutschen Bank anvertraut.
Die räumt aus. Hoffentlich so gründlich, daß von dem Fürstentrust
nur noch die Erinnerung bleibt. Der Direktor der Handelsvereinigung,
Herr Ernst Hofmann, ist ausgeschieden und die Deutsche Bank leitet
die Geschäfte. Nach der schroffen Trennung im März 1912, die nur
eine zweite Auflage des Konfliktes mit der Berliner Handelsgesell-
schaft gewesen war, hatte man solchen Schritt nicht erwartet. Zwar
bestanden noch, via Hohenlohewerke, Beziehungen zur Deutschen Bank,
die für die Obligationen bürgt; aber die konnten auch ohne solche
Wendung fortdauern. Daß sie beschlossen wurde, ist dem bösen Geld
zuzuschreiben. Das Iahr 1913 zwang zur „Konsolidirung" des baren
Geldes und zur Veredelung des Kredits, die schon im Herbst 1912 be-
gonnen hatten. Schwierige Engagements fraßen am Vermögen; denn
fremdes Geld, sie zu stützen, gab es nicht oder nur zu Wucherzinsen.
Die Aergernisse im Bezirk des Fürstenconcerns reichten hinter den
Beginn der politischen Drangsal zurück. Ietzt muß Geld herangeschafft
werden. Das Effektenportefeuille der Fürstenbank wird deshalb, so
weit es möglich ist, liquidirt. Verkauft wurden außer den Omnibus-
aktien 3 bis 4 Millionen Mark Aktien der Niederlausitzer Kohlen-
werke. Diese beiden Verkäufe werden zusammen 13 bis 14 Millionen
gebracht haben; denn die Niederlausitzer gehören, wie die Hohenlohe-
Werke, zu den Zählern des Fürstenbesitzes, Auch sie standen einst unter

der Aegide Karls Neuburger, durch den ihre Aktien an den Fürsten Fürstenberg kamen. Der Verkauf dieser Kohlenaktien hat eine besondere Bedeutung. Käufer ist die böhmische Kohlenfirma Petschek in Aussig, die längst bemüht ist, die Kontrole über die deutsche Braun« kohlenindustrie zu erlangen. Da noch eine zweite böhmische Kohlen-» handelsfirma diesen Weg eingeschlagen hat, so kann der deutsche Braun« kohlenmarkt mit der Zeit eine böhmische Enklave werden. Diese Gestaltung mag dem Geschäftsmann nützlich scheinen, der deutschen Volks» wirthschaft kann es nicht zum Ruhm gereichen, wenn wichtige Bestandteile ihrers Körpers unter fremländischer Herrschaft stehen. Aber die Aufgabe, der sich die Deutsche Bank unterzogen hat, läßt offenbar keine Sentiments aufkommen. Die Hauptsache ist, daß das Geld inr Kasten klingt. Die Vankees sind doch Waisenknaben. Sie regen sich> auf und rufen nach dem Kadi, wenn ausländische Kapitakisten ihr« Industrie zu leiten suchen. Auch in Italien wird gegen die Bethei-,' ligung fremden (besonders deutschen) Geldes an industriellen Unternehmungen agitirt, trotzdem sichs da nicht etwa um „maßgebenden Einfluß" handelt. Bei uns? Bagatelle. Lustig wärs immerhin, wenn die „Entdeutschung" der Braunkohle mittelbar gerade das Werk zweier deutschen Fürsten wäre (deren einer freilich auch Oesterreicher und dort sogar ein Haupt des Herrenhauses ist). Weniger lustig, wenn unsere Wirthschaft nicht bald von all diesen allzu ruchbaren Fürstenzeschäften befreit würde. Die Leute, die jetzt schon von Zusammenbruch und Aehnlichem reden, könnten irren; die Sache kann sich noch eine ganze Weile hinziehen. Die Aufräumungarbeit ist nicht leicht. Als wir neulich lasen, Petschek habe dieHerrschaft über dieKohlenfirma Wulff S Co. erlangt, also wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts, nach Deutschland hinein, gemacht, erinnerte Mancher, trotz allen Dementirmühen, sich wohl der eigenartigen Beziehungen Hohenlohewerke»Wulff. Die Deutsche Bank sorgt nicht nur für die Versilberung des Effektenbestandes der Fürstenbank, sondern auch für neue Dividendenpolitik bei den Gesellschaften, die zum Fürstenconecrn gehören. S» hatte sie veranlaßt, daß die Niederlausitzer Kohlenwerke die auf 14 Prozent gesetzte Dividende auf 12 erniedrigen; und die Hohenlohewerke mußten sich sogar eins dreiprozentige Verminderung des letztjährigen Satzes (8 gegen 11) gefallen lassen. Die Hohenloheaktie, die, als Karl Fürstenberg vom Vorsitz zurücktrat, auf 223 stand, ist jetzt für 149 zu haben. Die Erlangung einer „angemessenen" Rentabilität war also mit einigen Kosten verbunden. Auch die Beziehungen der Fürsten zur Schiffahrt wurden neu geregelt. Die bekannte Transaktion zwischen der Deutschen Levantelinie in Hamburg nnd der bremer Dampferlinie Atlas ist so abgewickelt worden, daß die Handelsvereinigung keine Verpflichtungen mehr hat. Was schließlich aus dem Fürstentrnst werden wird, ist noch unklar. Wir dürfen froh sein, wenn er im Verscheiden nur seinen Häuptern Schaden bringt, nicht: Omnibus. Ladon.

tzcrausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb G, m. b, tz. in Berlin.

Berlin, den 23. August 1S18.

Morgenröthe.

^Menkt imLand der altenEuropaKeiner noch der heute unermeß»
lichen, doch gewiß ungeheurenWirkung vor, die das zwischen
dem Oktober 1912 und demAugust 1913, zwischen Kirkkilisse und
Bukarest Geschehene auf die Macht, den Schiffsraumgehalt, die
Kuppelwölbung der Morgenlandskirche üben muß? IstRampolla
selbst,nach siebenLebensjahrzehnten, zu müde geworden,um den
Blick des Hirnes in die Ferne zu schicken, die nach einer Lebens-
woche schon dem am Römerdogma Hängenden höllisch nah schei-
nen könnte? Wenn derWahn,ihn(der auf seinem SchreibtischWil-
helms Bild vor sich hat) als Deutschenfeind ächten und mit dem
Veto (von bestreitbarer Rechtskraft) treffen zu müssen, ihn nicht
von der Nachfolge Leos ausgeschlossen hätte: dieser Papst wäre
in solchem Jahr nicht, wie der zehnte Pius, auch innerlich passiv
geblieben. Der hätte erkannt, daß der Kampf um Südosteuropa
Roms Grundmauer bedrohe. Nun fehlt ihm das Geschäft, fehlt
er dem Geschäft; blinzelt nicht mehr nach derTiara und kümmert
sich wohl kaum noch um Ausfaat, die er nicht keimen sähe. Von
den Katholikentagen in Metz und Linz ist nicht zu erwarten, daß
sie die Größe des Vorganges begreifen; sie haben sich mit Be-
wußtsein in Mittelstandspolitik jeden Sinnes eingeschränkt und
leisten im Engen Löbliches. Der Erdtheil, aus dem zwei Jahr-
tausende lang Gaias Schicksal wuchs, wird von kleinen Leuten
regirt, in deren Kreis der klare, der Vermögensgrenze bewußte

Wille Edwards Grey fast eines Titanen scheint. Und das im Errechnen der Machtmöglichkeit unübertroffene Genie der Angelsachsen versagt jenseits von den tellurischen Fragen. Mancher Brite hat, nie aber das Britenimperium erfaßt, was ein Islam ist; nie nur denSinn diesesAraberwortes,das völlige Ergebung in, Hingebung an einen eben dadurch zur Seelenheimath, zum Vaterland und Gehaus des Nationalempfindens werdenden Glauben bedeutet. Ein Islamist, wie derbem Khalifenunterthane, überweite Erdräume versplitterte HordenstaatMohammeds, auch das Christenthum des Morgenlandes. Das hat England nie gewittert. Daher die falsche Behandlung der Türken, der Russen und Griechen. Metaphysik ist dem Britenschwarm für einen small WIK brauchbar und willkommen; träte siemitihrerSchwesterleibhaftig vor ihn, erwürde sich aus derber Lebenslustflink derPhysik zuwenden. Deshalb istjetztdieLosung: Nichtsanfangen nochmitmachen, was unsere indischen Mohammedaner ärgern oder gar rebelliren könnte; und an das Ziel des Zustandes hinstreben, der die Bereitung jedes Turbans aus englischem Stoff sichert. Der Islam, des Khalifates und des ökumenischen Christenthumes, hat in der City keinen Kurs. Die aber liefert Europen die Stimmung. Kann Byzanz (als der Inbegriff der griechisch-orthodoxen Kirche) morgen so mächtig werden, wie Rom gestern war? Der Patriarchat die Großmacht ballen, die der Hand des Papstes enttropft? Um Ursprung und Art des Heiligen Geistes, des in der Dreieinheit dunkelsten Wesenstheiles.flackerte einst der Streit auf. Nur von Gott selbst, dem ewig thronenden Vater, strömt er in die Welt, riefen die Griechen. Auch der Sohn zeugt ihn, erwiderten die Lateiner; und fügten dem inNikaea beschlossenen Glaubensbekenntniß, in den Satz, der kündet, daß der HeiligeGeist vomVater ausgehe, die Worte «und von dessen Sohn" ein. Seitdem lautet der Satz: ,,rlt cre6o in spiritum sanctum, ciominum et viviticantem, qui ex patre filioque proceciit, qui cum patre et lilio simul aäorawi- et conZIoriticawr, qui locuws est per propnetss." Der dritte Papst Leo will sich in denZusatz(,,kiIioque") nicht bequemen und stellt vor den Schrein des Heiligen Petrus zwei schwere Silberschilde, in deren jeden eins der beiden Glaubensbekenntnisse eingegraben wird. Doch Karl der Große erzwingt, mit der durch dieWiederherstellung des abendländischenKaiserthumes gemehrtenSchwertgewalt, daß

in der vatikanischen Liturgie der Lateinertext gesungen wird. Neuer
Streit: über die Ehegemeinschaft der Diakonen und Popen, das
Wesen desAbendmahles, den Genuß gesäuertenBrotes und er»
würgte? Thiere, über die Pflicht, in der Fastenzeit Milch und Käse
zumeiden,überdasRechtderBischöfe,mit Fingerringen undande-
remSchmuckzuprunken;übersolchemähnlichenKleinkram.Nmdie
Mitte des neuntenJahrhundertswirdPhotius, Offizier und Ge-
heimsekretär, Patriarch von Konstantinopel; drängt den alternden
Ignatius vom östlichenHirtensitz; erklärt denPapst, dessenSchieds-
richterspruch dem Ignatius günstig ist, des petrischen Thrones ver-
lustig und die Lateinerkirche der Glaubensspaltung und Ketzerei
schuldig: wird zweimal abgesetzt, läßtscheidendaberdietiefeKluft
zwischen den Kirchen des Abend» und Morgenlandes. Am sech-
zehnten Iulitag des Jahres 1054legenRomsLegatenauf den AI»
tar der Heiligen Sophienkirche die Handschrift der Bulle nieder, die
sieben Erzketzereien der Griechen aufzählt und die Sünder in den
Machtbereich des Satans verflucht; schütteln dann den Staub von
ihren Schuhen und verlassenKonstantins entweihteStadt. Wenns
nicht anders ging oderderVortheildringlichdazurieth.wurdeder
Verkehrwieder ausgenommen. Aber dieBannbulleistnichtwider-
rufennochjevondenGriechenReuebekanntworden.DasSchisma,
das drohte, seitKonstantinaufderFortführungdeshöchstenPrie»
stertitels bestand, war Ereigniß. Der Haß wühlt und schwält durch
dieIahrhunderte.Als währenddes KreuzzugesLudwigsdesSie»
Kenten ein französischer Priesterin der Sophienkirche die Messe ge-
lesen hat, schaart der Griechenklerus sich zu feierlicher Reinigung
derAltäre.FriedrichRothbartfühltsichmitseinerMannschaftvon
derWuth griechischerBischöfe und Mönche umzüngelt. Das Jahr
1183 bringt ein wüstes Gemetzel lateinischer Menschen. Sie wer-,
den, Italer und Franken, geschlachtet, verbrannt, zu Tausenden
den Türken in Sklaverci verkauft; und als das abgeschlagene
Haupt eines römischen Kardinals, der als Legat des Papstes nach
Konstantinopel gekommen ist, als Hängsel am Schwanz eines Hun-
des durch den Straßenkoth geschleift und vom rohsten Hohn des
johlendenHaufens gepeitscht und bespien wird,schickt dieKlerisei
Dankgebetc insHimmelszelt.DreiJahre danach,unter der Herr-
schaft des trägen Prassers Isaak Angelos, der nur an Feste, Jagd,
Bauten, Gaukelwerk denkt.zwanzigtausend Eunuchen und Haus-

diener hält und alljährlich achtzigMillionenMark vergeudet, ste-
hen dieBulgaren, weil Isaak ihnen die Heerden.ihren einzigen Be-
sitz und Lebensunterhalt, wegtreiben ließ, wider den Basileus auf;
verkünden, daß der allmächtigeDemetrios sich von derSache der
Griechen geschieden habe; tragendieBrandfackelbisandieFcls»
wände Thrakiens und Makedoniens, bis auf diePässe des Har-
ums; erpressen dem Schwächling inByzanz ihre Unabhängigkeit
und krönen ihre Häuptlinge Peter undAsen inTirnowo zuZaren.
Deren jüngstem Bruder und Erben, einem Johannes, kommt der
(fast koburgisch verschmitzte) Einfall, sich, um gegenByzanz einen
Wall zu haben, fürRoms treusten Sohn auszugeben. Er stamme,
läßt er durch Boten dem dritten Papst Innozenz melden, aus ed'em
Altrömergeschlecht, das mit Trajans Kolonisten an die Donau ge-
gangen, vom Wirbel derVölkerwanderung an die Wolga geschleu-
dert und nun wiederin die Gegend des Dakerlandeszurückgespült
worden sei: und erlangt, daß der Papst ihn als Sprossen aus altem
Römeradel anerkennt,dieAehnlichkeit bulgarischerundrömischer
Sprachehervorhebt,ihmdasKönigsrecht,eigeneMünzezuprägcn,
zuspricht, eine geweihte Fahne spendet und einen Patriarchen ge-
sellt. Jubel durchbraust denVatikan. Die Gerichtsbarkeit überBu l»
garien, die seit demZwist der PatriarchenPhotius undIgnatius
streitig gewesen war und den ersten Anstoß zu offenem Schisma
gegeben hatte, scheint der Römerkirche (die bulgarische Treue und
Verläßlichkeit noch nichtkennt) fortan gewiß. Nach der Wende des
zwölften Jahrhunderts erobern die Lateiner Konstantinopel und
zahlen den Griechen mit Zins und Zinseszins heim, was ihnen
an Qual und Schande angethan ward. Sie schälen dem Patriar-
chen die Kleider vomLeib und lassen ihn imHemd auf einemEsel
durch dieStraßen reiten. Aus denHeiligenKelchenklaubtihrgic-
rigerFingerdieEdelsteine;dann füllt ihrWinksie mitWein, leert
ihr Mund sie in einem Zechgelage, das zwischen Altargeräth her-
umschmatzt, herumrülpst und die Heiligenbilder als Spielkarten
benutzt. Maulthiere und Pferde werden in die Sophienkirche ge-
trieben, alles kostbare Schnitzwerk aus Gold und Silber, die Split-
ter des zerstückten Altars, die Goldfransen des Allerheiligsten-
schleiers ihnen aufgepackt und mitdem Blut derzusammenbrechen-
den.vonTreiberungeduldniedergestochenenThierewirddieWeih-
statt besudelt. Eine öffentlich bekannte Dirne muß, beinahe nackt,

den Thron des Patriarchen erklettern, ihm nachäffen und imKirchenschiff.alsTochterBelials, singend und tanzend den Griechenritus dem Hohngebrüll trunkener Gaffer als Sinnenweide hin» werfen.FranzosenundVenezianertheilendasReichKonstantins.
Balduin von Flandern, der Rufer zum Vierten Kreuzzug, wird Kaiser. Wird von den Bulgaren desIohannes aber, der ihm zuvor, versteht sich, als getreuer Nachbar, durch eine Gesandtschaft den Zutrauen weckenden Willkommensgruß kredenzt hat, und von dessen skythischer Genossenhorde inderdemUeberfall.nach langer Wohlwollensheuchelei, günstigsten Stunde angegriffen und im April 1205 gefangen. Der Bulgare, der auszieht, Adrianopel zu entsetzen, lacht jedes christlichen Kriegsbrauches, haust hunnisch in Thrakien und lügt, nachdem sein Befehl den Kaiser zuerst der Arme und Beine, dann des Kopfes beraubt hat, dem Papst, der ihn beschwört, die lateinischen Glaubensbrüder zu schonen, vor, Balduin sei im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben.
Noch hoffen die Griechen, dieserIohannes fechte für ihre Sache; noch, als er Thessalonike (Saloniki) belagert. Da sie aber sehen, daß bulgaro-skythische Barbarenwildheit Thrakien entvölkert, Städte zerstört, Dörfer in Asche legt und wie aus Riesenkeltern Menschenblut fließen läßt, empört sich (wie wirs im Lenz und im Sommer dieses Jahres 1913 erlebten) ihrer Seele Eingeweide wider die« Bestien mit Menschen antlitz"; und da der Zar vor Thessalonike in seinem Zeltbett erstochen ward.jauchzensie und pochen Weiber und Kinder aus dem Schlaf zum Dankgebet an den Patron Demetrios, dessen Lanze sie von dem Wütherich befreit habe.
Balduins milder Bruder Heinrich trachtet als Kaiser, die Griechen den Lateinern zu versöhnen. Kann aber nicht hindern, daß Roms Legat Pelagius den Unterworfenen die finstere Stirn zeigt; den Griechen die Zehntpslicht und blinde Fügung in den Willen desPapstes auszwingt, die alte FormihresGottesdienstes und die Kündung des Glaubens verbietet, nur vom Vater komme des Heiligen Geistes Lebenskraft. Der Kaiser ist stark genug, trotz Innozenzens strengem Tadel im Haus derHeiligen Sophia seinen Thron rechts von dem des Patriarchen zu wahren; ist zu schwach, um dem flehendenWunsch derGriechen.die mitFug daraufpochen, daß ihr Leib zwar dem Kaiser, ihre Seele aber dem Himmelsherrn angehöre, die Erfüllung zu sichern. Unter dem zweiten Balduin

verliert die Oströmerhauptstadt ihren heiligstenSchatz: dieDornen-
krone.die demzur Kreuzigung verurtheilten Nazarener aufgestülpt
worden war.Sie ist den Baronen vonRomania verpfändet, wird
von dem reichen Venezianer Querini ausgelöst und in die Dogen-
stadt amLido gebracht, aufBalduins Befehl aber.da er selbst das
Lösegeldnicht erschwingenkann, demAllerchristlichstenKönig.dem
von Frankreich, angeboten. Der schickt (Ludwig der Neunte, der
seinerMenschheit derHeilige heißt)zweiDominikanermit dernöthi-
gen Goldsumme nach Venedig. Der Holzschrein wird geöffnet, vom
Silberschrein, den er birgt, das Siegel des Dogen, das beglaubi-
gende der romanischen Barone gelöst und von Priesterhand aus
einem güldenen Gefäß die Dornenkrone ans Licht gehoben. In
Trohes empfängt Ludwig sie aus der Obhut seiner Boten; bringtsie
in prunkvollem Zug des ganzen Hofstaates nach Paris; entkleidet
sich vor demThor bis aufsHemd unh trägt so, aufnacktenFüßen, die
Reliquie andächtig durch dieStraßenseinerHauptstadt. Balduin
wird mit vierhunderttausend Mark (unserer Währung) von dem
Verlust entschädigt; und dadurch gespornt, auch andere Schätze
seiner Hofkapelle auszubieten: den Stab des Moses, Knochen vom
Schädel des Täufers Johannes, die Windeln aus der Krippe von
Bethlehem, die Lanze, den Schwamm, die Kette und ein großes
Stück des Kreuzes von Golgatha. Ludwigs Heiligenwahn erwirbt
Alles (Boileau hat imQuirin» diese Sammlung fröhlich verspot-
tet); und noch 1656 wird, vor PascalsAuge, durch dieBestreichung
mit einem Dorn der Christuskrone ein langwieriges Geschwür ent-
eitert und geschloss en (und.seltsam genug.durch dieses nachCharcot
nicht mehr unerklärliche Wunder Port Royal des Champs, die
Klosterschule der Iansenisten, vor dem Ansturm der Jesuiten ge-
schirmt, denen solcher Heilung Möglichkeit zu spät eingeleuchtet
hatte). Die Griechen aber sind um ihre so lange von frommer
Ehrfurcht bewachtenHeiligthümer. Da wendet sich, um dieMitte
des dreizehnten'Jahrhunderts, ihr Schicksal. Vatazes vonNikaea
jagt die Bulgaren aus Thrakien und Makedonien, pfercht das
wilde Volk wieder ins Gelände des südlichen Donauufers, legt
die gepanzerte Faust auf Thessalonike und herrscht vom Aigaier-
meer bis an die Adria. And unter dem Iuniusmond des Jahres
1261 erobert der Feldherr Alexios Strategopulos Konstantinopel
wieder den Griechen und seinem weisenMichael, dem erstenPa-

laeologen. Verbannte, sprichtDer zu den einberufenen Bischöfen
und Edlen, armsäligeFlüchtlinge waren wir und suchten nur mit
der Seele noch das Römerreich, das sich von der Adria einst bis
anAethiopiensWand dehnte; nach endlos scheinender Ebbe hebt
sich uns nun wieder die Fluth: und wenn wir tapferer Kraft ge-
schmeidige Weisheit paaren, steigt uns über Konstantins Heiliger
Stadt eine neueSonne aus. DieLateiner werden wie Spreu weg-
geweht, das goldene Thor öffnet sich und hinter dem Bilde der
HeiligenIungfrau schreitetderBasileus in Sophiens Kathedrale.
NacheinemStreitmit,nachtiefsterDemüthigungvordem frommen
Patriarchen Arsenios besinnt er sich auf seineVerheißung geschmei-
digerWeisheitundschleichtsich.trotz lautemWidcrspruch derGrie-
chcnpriester,denen die Lateiner verächtliche Ketzer sind.in die Gunst
Gregors des Zehnten. Durch Bestechung und Drohung gewinnt er
fünfunddreißig geistliche Stimmen, läßt ihre Träger eine Urkunde,
die demPapst Gehorsam zuschwört,unterzeichnen,dieNamensliste
durch Lug erweiternund vor der Sella des Heiligen Vaters nieder-
legen. In Lyon, wo er einer Versammlung von fünfhundert Bischö»
fen vorsitzt, empfängt Gregor die Boten Michaels; und da sie, im
Namen des Kaisers und seines jungen Sohnes und Mitregenten
Andronikos.das Schisma abschwören, rinnen Thränen über die
Wangen des Papstes. Thränen derFreude darob.daß verlorene
Söhne reuig derRömerkirchezurückkehren und seinem Oberhirten»
stab das Glück beschieden ist, zwischen Morgen- und Abendland
die Kluft zu schließen. Er umarmt die Gesandten, schmückt das
Haupt der Prälaten von Byzanz mit den Infuln, ihren Finger
mit dem Bischofsring und löst des Herzens entzückte Spannung in
den Gesang des nikaeischenGlaubensbekenntnisses.Zweimal singt
ers, in der Sprache der Römer zuerst, dann der Griechen, und
hebt das »f,Iioque",denZusatzdesFrankenkaisers,durchdieTon»
schwingung in Aller Ohr. Also haben die Griechen doch Reue be-
kannt und damit das Schisma geendet? Nein. Michaels Werk
war Trug, sollte Trug sein; und obwohl er das Heuchlermühen
von unbarmherziger Grausamkeit bedienen und die dem Papst
Widerstrebenden martern und meucheln läßt, wird er bald ent-
larvt und, sieben Iahre nach der Mummenschanz von Lyon, vom
Bannstrahl des vierten Papstes Martinus getroffen.Als er, der
an dem Gräuel der Sizilianischen Vesper mitschuldig ward, den

letzten Athem verhaucht hat, wird die erkünstelte Kircheneinheit
gesprengt, jederAltar von dem Unrat römischerMessen gereinigt,
dem Papst die Gehorsamspflicht.aufgesagt und Kaiser Androni-
kos genöthigt, Irrthum und Sünde seiner Iugend mit salzigen
Zähren wegzuwaschen unddem unbutzfertiggestorbenen Vater die
Ehren christlichen und imperatorischen Begräbnisses zu weigern.
Was Michael dem zehnten Gregor abzulisten versucht hat,
will der viertePalaeologe, Iohannes, aus ernsterer Absicht vom
sechsten Papst Innozenz erlangen. Der Türkensultan bedrängt,
Matthias Kantakuzenos, der gefährlichste Nebenbuhler ums
Thronrecht, bedroht ihn vonAdrianopelHerund die Mutter, die
Savoyerin Anna, räth, vom Statthalter Petri Hilfe zu erflehen.
Wenn Innozenz fünfzehn Galeeren, tausend Schützen und sünf-
hundertReitcr schickt, wirdIohannes im ganzen Glaubensbezirk
sein Lehnsmann- Der Vertrag wird von Innozenz nicht ausge-
führt und mutz Geheimnitz bleiben. Nicht des Papstes, sondern
des Sultans,Amuraths,Vasall wird Iohannes, derAdrianopel
und Romanien schon verloren hat. Noch einmal aber strafft er sich
in den Entschluß auf, das Heil aus Rom zu holen. Dahin ist aus
Avignon derHeilige Stuhl nun zurückgekehrt. Da kniet vor Urban
dem Fünften der Palaeologe, der des Oströmerreichcs Krone
trägt. Datz nur dem Papst die Schlüsselgewalt anvertraut sei, datz
auch vom Gottessohn, nicht vom Vater allein, des Heiligen Gei-
stes Wesen in die Welt ströme, bekennt seine Lippe. Dann darf
er in derPeterskirche, vor den Kardinälen, die Fütze, die Hände,
den Mund des Papstes küssen; darf mit seinen Fingern den
Zaum des Maulthieres umklammern, das den Slellvertreter des
Christus trägt. Auf der Rückreise wird der lüderliche Basileus
in Venedig von Wucherern, deren Anspruch er nicht befriedigen
kann, in Schuldhaft geliefert; und mutz lange harren, bis ihn sein
zweiter Sohn aus der Schmach befreit. Auch dieser Manuel ist
als Kaiser ins Abendland, an die Höfe Karls des Sechsten von
Frankreich und Heinrichs des Vierten von England gegangen;
ist vom römischen Papst aber (den er mied, um nicht der Partei-
nahme in dem StreitAvignon widerRom verdächtig zu werden)
als halsstarriger Ketzer und Bilderdienstweigerer verrufen wor-
den. AlsderMongoleTimurdieTürkengeschwächthat, schwindet
in Konstantinopel die Sucht, die Lateiner zu versöhnen. Wächst

aber schnell wieder mit dem Drang. Vor seinem SohnIohannes
und seinem Kämmerer Phranzes hat Manuel das Geheimniß
dieses Stimmungwechsels entschleiert. Wenn Dich, mein Sohn,
sprach er, «die Osmanen je ängsten, so schrecke ihr Auge mit dem
Luftbild latino-griechischer Kirchengemeinschaft; denn der Türke
fürchtet die Kriegskraft derAbendlandsvölker, die uns neue Glau-
benseinheit leicht verbünden könnte. Unterhandle dann stets mit
Rom, schlage ein Konzil vor, laß Botschaft hin und her laufen;
doch hüte Dich vor jedem Schritt in den Bezirk ernsthafter Ent-
scheidung, die, weil der Lateiner stolz und der Grieche schroff ist,
zu unwiderruflicher Scheidung werden, die Kluft vertiefen, die
Türken entschüchtern und unser Reich in Lebensgefahr zerren
müßte." Den ungehorsamen Sohn hat der Lockruf Roms, dessen
Macht durch das fünfzigjährige Schisma des Westens erschüt-
tert war, bald übers Meer geschmeichelt. Auf acht vom Papst
Eugenius geschickten Galeeren schifft er sich mit den Häuptern der
Griechenkirche, der Staats- und Hofbehörden ein; wird, nach
einer siebenundsiebenzig Tage durchdauerndenFahrt (vom Gol-
denen Horn in die Adriabucht!), von dem Dogen und dem Se-
nat der Republik Venedig wie ein Triumphator mit einem Ge-
schwader funkelnder Galeeren und Gondeln eingeholt und unter
Glockengeläut, festlicher Musik und Iubelrufen der um die Adler
Roms und den Löwen des HeiligenMarkus geschaartenMenge
durch den Hauptkanal und das Gebalk der Rialtobrücke geleitet.
In Ferrara reitet er, unter einem von den Prinzen des Hauses
Este getragenen Baldachin, bis an die Treppe des Palastes, an
dessen Saalthür ihn der Papst erwartet. Johannes der Zweite
braucht nicht zu knien, der Patriarch von Konstantinopel nicht den
Fuß des Bischofs von Rom zu küssen. Wie im Rang Gleiche um-
armen die beiden Priester einander. And in der Synode thront,
im langen Purpurkleid, über dem Scheitel die mit leuchtendem
Edelstein geschmückte Tiara, der Kaiser aus Morgenland, neben
seinem Episkopat, fast eben fo hoch wie.aufder anderenSaalseite,
der Erbe des Apostels Petrus. Mit dessen Gefolgschaft ist kein
Kirchenstaat zu machen; fünf Erzbischöfe, achtzehnBischöfe, zehn
Aebte: alles Andere ist ihm durch den Kirchenspalt entschlüpft.
Außer dem Burgunderherzog ist nicht ein Fürst des Westens an-
wesend oder vertreten. Und rasch sickert die Kunde durch, daß im

Gegenkonzil von Basel die Wahl eines neuen Papstes vorbereitet wird. Nach der ersten Sitzung muß die Synode um Monde hinausgeschoben und dem Basileus ein ferrarisches Landkloster als Sommerquartier eingeräumt werden. Dort haust er mit seinen Günstlingen, LustgeseUen und der Leibwache, die er, der Christen» kaiser.Ianitscharen nennt; schlägt, auf derIagd, beim Becher, im Getändel mitMignons, den leidigen Kirchenstreit eben so schnell in den Wind wie die Noth seiner karg gehaltenen, oft darbenden Landsleute: und taumelt erst auf, als dieTruppedesHerzogsvon Mailand ünd.mit schlimmererDrohung.die Pest, des Schwarzen Todes grausige Majestät, die HeimathAriostos umlauert. Iäher Schreck fegt die Hirne. Auf Schmugglerpfad en trabt Allesleis und doch hastig, Papst, Kaiser, Patriarch, Bischöfe, Troß, in wirrem Knäuel reinerer Luft zu; von Ferrara ins liebliche Florenz.
Da stolzirt Eugenius, dem die wirkunglose Wahl des fünf» ten Felix, als des Gegenpapstes, nur genützt hat,in stärkererRüstung. Zwei Patriarchen, acht Kardinäle, acht Erzbischöfe, fast hun» dert Bischöfe undAebte stützen seinWort; und stärken ihn in alle Wege mit so pfiffigem Trost, daß er nach einer Verhandlungfrist, die freilich fo lange währt wie im Schoß das Reifen derWeibes» frucht, die Einung der Kirchen ins Register seiner Großthaten schreiben dars. Am die Frage, ob zum Heiligen Abendmahl un» gesäuertes Brot tauge, knistert jetzt nur ein Weilchen noch, sacht schon verglimmend, der Streit (den der Legat und Kardinal Julian Cesarini, als Roms Anwalt, wider die nicht minder scharf» sinnigen und taktisch gewandten Bischöfe Bessarion von Nikaea und Markus von Ephesus führt). Auch über das Fegfeuer, dessen Wesen und Läuterwerk der Grieche anders als der Lateiner empfindet,hüpftderHadermitFlackersprüngenhinweg,derenHallwie ein Kichern in die Ohrmuschel klingt. Ein Funkengestiebe aber umprasselt die zwei Hauptfragen: Ist der Papst auch der Morgenlandeskirche höchsterGerichtsherr und wirkt derHeilige Geist auch aus demSohn,den er in den Leib derIungfraupfianzte, in die Christen» heit fort? Gluthflammen röthen den Rauch des Theologenzankes; und wo Senghitze der Weisheit den Athem hemmt, hilft listige Schweigsamkeit und, im Nothfall, kecke Lügnerkunst vorwärts, Haben wir, fragen, unterzüchtigemAugenaufschlag, dieGriechen, je denn geleugnet, daß demBischof von Rom im Zug der fünf Pa-

triarchen derVortritt gebühre? Dawirs nie thaten, genügt, Um-
fang und Grenze seiner Gerichtsbarkeit zu bestimmen, in jedem
einzelnen Fall der Wortlaut des kanonischen Gesetzes. (Drücke,
Juliane, drum ein Auge zu und traue unserem von Orientalen»
klugheit gepolsterten Pflichtgefühl.) Ueber dem schwierigsten und
wunderlichsten Kapitel steht das nun sechshundertIahre alte Satz»
theilchen »kilioque-. Ist dieUeberzeugung, daß auch demGottes-
sohn der Heilige Geist entströme, vom Gesetz befohlen und ent»
steht, wo sie fehlt, in der Grundmauer rechtgläubiger Seelen eine
Lücke? Unmöglich, fprechenBessarionund Markus; inChalkedon
hat das Konzil vor fast tausend Iahren verboten, dem Symbolen
von Nikaea Neues einzufügen oder anzuflicken. So that es, er»
widernIuliansAssessoren; das,,kiIioque» war aber nicht neu, war
eben kein Zusatz.sondernschon Zubehör des nikaeischen Credo; und
legen den Griechen, die Lateinisch gar nicht oder nur mühsam lesen
können, eine gefälschte Handschrift des Glaubensbekenntnisses
vor, in dessen siebentem Satz nach den Worten „ex patre- beut»
lich »filioque» steht. So, betheuern sie eifernd, ists im Heilands»
jahr 325 beschlossen und gekündet worden. Während die Vor»
Hut der Klerisei den Bau einer Nothbrücke besinnt, rüttelt Un-
geduld den Papst und den Kaiser. Eugenius ist, als des Mein-
eides und Aemterschachers, der Tyrannenwillkür und Ketzerei
schuldig Erkannter, in Basel mit Schimpf und Schande abgefetzt
worden: uNd braucht, wennihn auch der Lästerspruch sobefangener
Richter nicht vernichtet, für seinPraestigium immerhin einen der
weitenWelt sichtbaren Hirtenerfolg. Und wie follte Iohannes sich
ohne Roms Hilfe aus der türkischen Kneifzange lösen? Lahmt der
Verstand derVerständigsten imStaub des Gezänkes und der Ku-
rialakten, dann muß der Zucker der Gunst und die Peitsche der
HerrschgewaltihmBeinemachen.RaschdenPurpurfürBessarion,
dem der beredte Mund gestopft werden muß, und für Isidorus, den
Primas von Rußland; als Kardinäle werden sie demBedürfniß
päpstlicher und kaiserlicher Politik denHörgang nichtsperren. Die
Anderen? Arme Schächer, die ihre paar Goldgulden ausgegeben
haben, meist in enger Schuldpflichtschlinge hängen und von deren
drei Röcken wenigstens einer schon fadenscheinig ist. Wer schützt sie,
wenn sie bockig bleiben, in fremdemLand vor der Lateinerwuth, die
Enttäuschung rächen will? Wer kauft sie vom Gläubiger los, zahlt

ihre Heimfahrt und entwindet ihre Pfründeneinkunft der Türken-
faust, diesieinzwischendochsichererraffthat? Das Geflecht solcher
Gründe schmeichelt oder striemt Iedem sich ein.Dreien nur enthürnt
nicht Hoffnungwispern noch Strafdrohung die Haut; zwei Man-
nern und einemThier. Demetrios scheidet sich von dem gekrönten
Bruder und kehrt, dessen Schmach nicht zu schauen, nach Venedig
zurück. DerEpheserbischofistzumMartyriumeheralszurSchmä»
lerung seiner Glaubenshabe bereit und wehrt jede Gemeinschaft
mitRomschroffab. Und des KaisersLeibhund, der stummund artig
sonst auf dem Thronteppich lag, bricht, als die Einheiturkunde ver»
lesen wird, in tobsüchtiges Gebell aus, ist nicht durch Streicheln
und Leckerbissen, nicht durch Hiebe zu schwichtigen. Prügelt, Ihr>
den frechenKöter hinaus; und freutEuch, daß nur eineMannes»
stimme noch der Union widerspricht. Die ward durch allerlei ver-
schmitzte und zweideutigeFormeln ermöglicht.Aufrecht kommt man
nicht aus der Bekenntnißklemme; krümmt Euch, Brüder in Christo,
und kriechet auf Schneckentastern ins Freie. Horchet zuvor! Vater
und Sohn sind aus einerSubstanz und einesWesensgedankens.
Beide können deshalb den Heiligen Geist zeugen, Beide ihn in
die Christenwelt hauchen; und stammt er vom Vater, so führt sein
Weg durch den Sohn, dessen Wesen ihm den Ausgang öffnet.
(Dürfen wir staunen, weil ein Hund beknurrt und verbellt, was
slinkerMenschenmuth, als unverständlich,bemurren und höhnen
würde?) Die zierlichste Wattirung der Kantenspitze, die das Leck
in das Kähnlcin Petri riß. Der Papst zahlt allen Griechen die
Heimreise:verpflichtet sich,alljährlich zweiGaleerenunddreihun»
dertSöldner,inDrangfal viel mehr nachKonstantinopelzu schicken,
jedes Pilgerschiff dort für ein einträgliches Weilchen vor Anker
gehen zu lassen und mit regstem Hirteneifer von Europens Fürsten
dem Basileus Beistand zu werben. Ein feiner, von Politikerköpfen
bebrüteter Vertrag. Flink Eugens, Iohannis, aller Priester,
Mönche, Schreiber Namen darunter. Vier Hand-, vier Anter»
schriften. Nun ists vollbracht. Am sechsten Iulitag des Iahres
1438 Schlußfeier in der Kathedrale vonFlorenz. Ein Schaustück.
Papstund Kaiser, derApostelfürstundKonstantinsErbe,aufihren
Thronsitzen. Von der Kanzel liest Iulian in lateinischer, Bessarion
in griechischer Sprache die Einheiturkunde; dann umarmen die
zwei Kardinäle einander und alles dem Heiland verlobte Kirchen»

volk jauchzt dem Bruderkuß zu. Hochamt des Papstes. Liturgie
nachdeminRomseitLeodemDrittenüblichenWortlaut. I^ilioque?
Wer soll in dem Stimmengeschwirr und Orgelgedröhn einzelne
Wörter, garSilben mit dem Gehör erhaschen? Einem nach Tos-
kana verschlagenen Griechen ists nicht zuzumuthen. Kommts denn
darauf noch an? Der Pakt ist sturmfest. Johannes kann aufathmen.
And Eugenius bettet sich in die Glorie des Friedensstifters.
DesStifters dauerndenFriedens?DasgläubigeHerzEugens
frohlockt. Ihm nahen aus Egypten, Syrien, Armenien, von Maro-
niten und Jakobiten Gesandte; als dämmere aus den Abendne-
beln der Zwietracht über das Wesen desHeiligen Geistes ein neues
Pfingstfest.Alle beugen das Knie. Alle siegeln das Gelübde ehr-
fürchtiger Inbrunst mit der Lippe auf den Fuß des Papstes. I'.i-
umpkäntis? Felix, der ihn überragen, entkrönen sollte, stich t sich
ins wohlige Dunkel der savoyischenEinsiedeleiRipaille.Derbase»
ler Banngerichtshof verdunstet lautlos. And vor dem Lenker dcr
Abendlandsseele liegen, wie vor Dem einst, dessen Vermächtniß
ihn auf denFels hob, die Hirten, die Könige aus Morgenland im
Staub. Kein Spalt klafft noch aussein Felsstein, auf den Christi
Kirche gebaut ward. Zwar: britische Diplomaten, die in Bologna
aus dem Munde der mürrisch heimziehenden Griechen das Ge-
schehene hörten, haben des Einheitwahnes gelacht. Doch die Bank
der Spötter wird eben niemals leer; und aus der Kehle Derer,
die da hocken, kommt dem Frommen nur unwertherSchall. Sind
Rom und Byzantion, Mutler und Tochter, nicht einen Sinnes
und wacht nicht die Hoheit Bessarions, von dessen Kardinalshut
die Infuln des Patriarchen von Konstantinopel flattern, am Ti-
ber für das Heil feiner Griechenkirche? Er wacht. Muß aber,
in Geschäften der Kurie, bis ins Frankenreich und nach Deutsch-
land reisen: und verliert die Heimath aus dem Gesicht. Dernachtet
ringsum das Himmelsgewölb. Im Iuli IM im Florentinerdom,
unterBrunellescos Kuppel, derBruderkuß. Im Spätherbst,schon
auf Morea, Korfu, Lesbos, ein Massengemurr, das dieBringer
dcr Einheitkunde verschüchtert und vor Konstantins Thor zum
Geheul anschwillt. DenBischöfen, Metropoliten, Mönchen weicht
das Blut aus der Wange. Bleich und bebend stöhnen sie, Römer-
tücke habe ihre arglose Einfalt übermocht. »Gottlos sind wir ge-
worden, haben uns in den Brauch geschickt, neben dem Abend-

mahlskelch ungesäuertes Brot zubrechen, und das reine Bekennt-
niß verfudelt. Leibesnoth und Hirnestrug, Todesangst und Gier
nach Erdentand lockten uns vomAbhang wden Sumps. Solchen
Frevel sühnt keineReue. DieHand, die den Schandfetzen derUr«
künde unterschrieb, muß mit derArmwurzel vom Rumpf getrennt,
dieZunge.die das gefälschteSymbolon derLateinernachstammelte,
aus dem Gaumenschlund gerodet werden." Grauen packt, dann
wilde EmpörungdieStadtundwirbeltalleBleibseldesReiches in
BrandMetrophaneswirdinderödenSophienkirchezumPatriar-
chengewählt.Pfuiüberihn,dersichinBelialsdiensthingiebt!Keines
Rechtgläubigen Blick will die Schmach schauen. Die Kreuzträger
entbindensichihremAmtundverlobensichdemEpheserbischof.dem
Einzigen, derinFerrara undFlorenz standhaft blieb; dem tapferen
Markns, dessen letzter Hauchnoch jeden der römischen Ketzerei An-
hangenden aus der Trauermesse, aus der Gruftfeier, aus jeder
Bittgemeinschaft weist. Eine raschberufeneSynodeverwirftalles
in Italien Beredete, Unterschriebene und dräut dem in Sünde
verharrenden Basileus mit der Zinke der Kirchenacht. Isidorus,
der seine Russen beschwatzen ünd einlullen will, wird überschrien.
In fürstlichem Pomp eilt er herbei, hat den Bart geschoren, trägt
Ringe, umklammert mit bekleideterHand einLateinerkreuz! Wie
aus gischtendem Strudel gurgelts auf; und den Purpurgcckcn
verschlänge die Brandung, wenn ihn das Mitleid der Synoöal-
häupter nicht in ein Kloster riegelte. So ist die Frucht aus cmili-
schem und toskanischem Boden. Manuels Wort, das Phranzes
bewahrt hat, wird Wahrheit. Nie war das Schisma so unüber-
brückbar tief wie zwei Iahre nach dem Frieden von Florenz.
Kaiser Iohannes muß den mit Eugenius geschlossenen Pakt
widerrufen. Sein in Sparta gekrönter Bruder, der elfte Konstan-
tin, fleht aus der vonMohammed belagerten Stadt noch einmal
umRomsHilfe; will, wenn sie gewährt ist, sich und sein Volkunler
den Tritt des Papstes ducken. Wieder naht Isidorus (der dcm
Grimm der Alhosmönche entschlüpft ist); wieder im Glanz. Als
Legat des Apostelfürsten; mit einem Priestergewimmel und einem
reisigen Haufen. Anter den Text, den Iohannes unterschrieben
hat, setzt Konstantin Dragades nun seincnNamen. Sommer war
in Florenz; fahle Wintersonne blinzelt scheel auf Byzanz. Am
vierzehnten Dezembertag des Iahres 1452 sind im Sophiendom .

beideNationen, beide Glaubensgemeinden zum Heiligen Abend-
mahl vereint. AmAltar ein römischer Priester. Goßernichtkaltes
Wasserin den Kelch? Segnete ungesäuertes Brot ? Still! Vordem
Thor reckt derOsmanendrache die schuppigen Glieder; isterüber-
wunden,sokehrenwirindenaltenGlaubcn,den rechten, zurück; bis
an diesen Tag muß der löbliche Zweck jedesMittel derHeuchelei
heiligen. Doch ausseinerZellewarntGennadios,der,trotzdemerin
Florenz die Einung mitverbrieft hat, dem Volk jetzt als Prophet
und Heiliger gilt,mit einerTafel, auf der geschrieben steht, derAb»
fall vom Griechenkreuz müsse den freien Staat in Knechtschaft rei-
tzen. Frommer Zorn lodert, zuerst, aus den Nonnen: Niemals,
gellt ihr Chor, ködert uns Satans Angel; Lug und Trug war die
Union und als Lug und Trugscheuern wir sie vondenFliesenun»
serer Seele. Nah und fern zünden dieFunken. Aus den Schänken,
wo der Bürger Trost oderBetäubung sucht, schießen Feuergarben
himmelan. Fluch demBalspfaffen inRom; tausendfacher Fluch
seinenMiethlingen.Trunkenheit, vomWein aus derWuthVer-
zweifelnder gezeugt, durchtaumelt die Straßen und brüllt träge
Gewissen aus dem Schlaf indcn Kampf gegen die Lateinerunzucht.
Wie des Henkers Herd meide Ieder die vom Meßopfer der Rö-
mer beschmutzte Kathedrale. Vernahmet Ihr nicht, daß der Erste
aus des Kaisers Staatsgesinde sprach, er wolle lieber noch Mo-
hammeds Turban als die Tiara des vatikanischen Götzen in der
Stadt des Großen Konstantin sehen? Lernet fühlen wie er und
ergebet Euch dem Sultan eher als dem Papst. Bis in den Früh-
ling verseucht das Sektirerfieber alle Quellen des Geistes und
Herzens. Der Totfeind der Christenheit rüstet zum Sturm: und
der Grieche bäumt sich wider die Möglichkeit einer Glaubensge-
nossenschaft mit dem Römer, der seine Priester anders kleidet, zum
Abendmahl andereOblaten wählt und in die Liturgie drei Silben
eingeflickt hat. Am neunundzwanzigsten Mai stürmt Mohammed
dieStadt. Der letztePalaeologe fällt. VomThurm derSophien»
kirche preist derMuezzin den einen Allah und seinen Propheten.
Fast war einHalbjahrtausendseitdem ersten, hellerenLostag
der Griechenkirche verstrichen. Wendet das Auge rückwärts in die
Zeit des Nikephoros Phokas und des Armeniers Zimiskes, der
im Bette Theophanos, der Kaiserin, den Kaiser, den Buhlen von
gestern derBuhle von heute, erstach. Wie eineSpringfluth ist die

Bulgarenhorde ins Südufer der Unteren Donau eingebrochen.
Die finischen Barbaren hatten Phokas geschlagen; mit schlauerList
und glatter Mongolenbehendheit sich dann aber ins Zutrauen der
Griechen genistet. Die erzogen Simeon; in Konstantins Palast,
in allcnWortkünsten aristotelischer Logik unddemosthenischerBe»
redsamkeit. Als Zar derBulgaren lehrt sie der Zögling erkennen,
daß sie selbst dasSchwert geschliffenhaben.von dessenSchärfe ihres
Leibes Blut triefen soll. Feindschaft und Aussöhnung, Krieg und
Friede: wie Aprilwetter wechselts; und nur die seit dem Hunnen-
schrccken in Europa unerschaute Grausamkeit derBulgaren über-
dauert Sonne und Sturm. Nicht darin allein ähneln sie den Ma-
gyaren; sind ihnen verwandt, manchmal verbündet und stets in
der Verachtung feinerenMcnschenwesens gesellt. Die Magyaren
schlägtOtto derGroßc amLech mitKonstantinsSchwert; die Hei-
lige Lanze, deren Spitze aus den Nägeln des Christuskreuzes
geschmiedet ist, schlitzt das Banner ihrerMacht. Und dieser selbe
Kaiser des Westens hemmt den Basileus Phokas auf dem Er-
obcrcrzug nach Apulien; hindert ihn, noch einmal sich mit dem
Ruhm desNikephoros, desSiegbringers, zu schminken; und er-
zwingt seinem Sohn Otto dieVermählung mitTheophanos Toch-
ter aus dem Samen des zweiten Kaisers Romanos. Das Weihe»
recht der altenRömerkaiser wandert mitdieserBraut insSachsen-
land. Mit einer anderen Braut, der Prinzessin Anna, wandert
der Griechenglaube ins Russenreich der Waraeger. Phokas hat,
wider die Bulgaren, Ruriks Söhne in das Donauland gerufen.
Wladimir vonKiew hat, mit seinemHeerbann.demRus gehorcht,
nach dem Kampf um Annas Hand geworben und ist in Cherson
getauft und ihr angetraut worden. Als er heimgekehrt ist, läßt er
das Holzbild (mit silbernemKopf undgoldenemBart),das erdcm
DonnergottPerun(Perkunos)errichtet hat, von zwölf stämmigen
Kerlen mit Keulen zerbeulen,durch dieStraßen schleppen,in den
Dnjepr werfen; und verkündet, daß alle sich gegen denTaufbefehl
Sträubenden als Feinde des himmlischen und des irdischen Ge-
bieters zu behandeln seien. Furcht vor folternder Strafe hilft dem
Christenthum des Nordens in das Leben. Griechen ziehen, als
Kirchendiener und Kunsthandwerker, nordwärts: und in Kiew und
Nowgorod entstehen Dome, deren Gewölb und Wandschmuck dem
der Sophienkirche nachgeahmt, nachgestümpertist.Theophano (sie

empfing den Namen der Mutter) und Anna, zwei Töchlcr der
großen Buhlerin vonByzanz, zwei Enkelinnen eines lakonischen
Schankwirthes, tragen das Lebensprinzip des Oströmerreiches
gen West und genNord. 8wt crux, clum volvitur orbis. Der Caesar
des Westens kann, seit Luthers Bauerntrotz ihn bekehrt hat, nie-
mals mehr nach dem Amt und der Schlüsselgewalt des Petrus
langen. Die oft von Zwietracht splitternde, doch bis zur Reforma-
tion imInnersten unlösliche Zweieinheit papaler und imperialer
Macht ist für immer zerstört. Das Imperium IZomanorum der
Augustus, Konstantin, Karl könnte Wilhelm nicht, wie Otto der
Dritte,einst„dasWunderderWelt",zu erneuen trachten.Zwischcn
dem Deutschen Kaiser und dem Zaren allerReussen färbt manch-
mal wohl noch ein aufzuckender Blitz das Gewölk butroth; und
mahnt nachdenkliche Klausuer, daß Ottos, des Großen, Kamps
gegen Phokas und dessen Byzantion nicht bis ans Ende ausge-
kämpft, sondern durch Waffenstillstand abgethanward. Griechen-
land hat die Russen getauft; derTag vonCherson wurde in seiner
Kirchengeschichte das durch dieForwirkung bedeutsamsteDatum.
Weil dieserTag aus Nordensgrau gedämmert hatte, konnte das
Christenthum des Morgenlandes den Verlust Konstantinopels,
seiner ehrwürdigsten Weihstatt, rüstig überleben.
Vierhundertundsechzig Iahre nach Mohammeds siegreichem
S!urmwollteEinersich,trotzdemPodagra,mitjähemRuckaufdcn
verrosteten Goldftuhl des Basilius von Byzantion schwingen:
Ferdinand vonSachsen-Koburg- Kohary.der im strengstenRömer-
glaubcn erzogene SohnKlementinens vonOrleans.derZar aller
griechisch-orthodoxen Bulgaren. Ists Wahrheit oder Dichtung,
daß er in Wien einen Wäscheschatz mit der Krone von Byzanz
und dem Prunkzeichen 8 II (Simeon der Zweite) besticken, in Ve-
nedig sein und seiner zweiten FrauMosaikbild für die Sophie,,-
kirche bunt fügen ließ, nach solchen Symptomen also entschlossen
war, als Herr über Konstantins Stadt dem Sohn Boris in den
Griechenritus, als in neue Heimath, zu folgen? Wahr oder klug
einer Sehnsucht nachempfunden, die sichtbar geworden ist; allzu
sichtbar gewiß dem von rauher Wirklichkeit nun aus dem Traum
vonGrößeGerüttelten.Dennaußerderin Sofia gedruckten,in Ka-
wala hurtig verbreiteten, in der pariser,, IIIuZträtion" dem Abend -
land vors lachendeAuge gerückten Karte, auf derimWestenUc^-
küb,Prizrend,Dibra, im Süden Saloniki sammlderChalkidischcn

Halbinsel zu Bulgarien gehören, der ganze Sandschak und der
Epirus dem neuen Albanien zugezeichnet, den Serben und Hel-
lenen also sämmtliche Stücke der Kriegsbeute entrissen sind, ausser
diesem hübschen Dokument (das, nebenbei, unzweideutig erweist,
wer im zweiten Balkankrieg der Vertragsbrecher, Raubsinner,
Angreifer war) giebt es noch allerliebste PosMrtchen, die Ferdi-
nandumalsmakedonischenSchollenbauer undalsOströmerkaiser
(mit der Krone, versteht sich) zeigen. Hat NikolaiAlexandrowitsch
noch keine erblickt?Sie könnte ihn lehren,daß in derSlavenhülle
der Tatar, Rußlands Erbfeind, lebt. Solche Symbiose ist mög-
lich. Doch: Rock ist weg, Stock ist weg. Aeskueb (Skopljc), Salo»
niki.Kawala; und derQualm bulgarischerGräucl undLügen hat,
überall, einen Ekel geweckt, der Europen einstwei en noch hindert'
sich emsig mindestens fürdieRückerstattungAdrianopels zu regen.
DieFüllungderKirchenkluft,.die so oft mißlang, wird in ab-
sehbarer Zeit kaum noch einmal versucht werden. Zu spät; oder
zu früh. Orient undOccident, die unseremDichter schon untrenn-
bar schienen, sind dennoch nicht ans selbe Kreuz zu schnüren. Leo
der Dreizehnte und Rampolla haben mit Rußland (das, wenn
meinGedächtniß nicht trügt.Iswoskij damals bei derKurie ver-
trat) über einen moclus vivericii, niemals über neue Einungmög-
lichkeit verhandelt. Wie aberwirddieWeltderGottesvorstellung
aussehen, wenn, 1954, neunSaekula seit demTage verglüht sind,
daRomsLegaten die Bannbulle auf denAltar derSophienkirchc
legten und, nach derAufzählung der sieben griechischen Erzketzcr-
streiche, den Staub von ihren Füßen schüttelten? Rußland, Ser-
bien, Hellas,Rumänien,Montenegro: Alles derMorgenlanos-
kirche pflichtig; die auch einem Bulgarien, das der Vermögens-
grenze und des Menschlichleilwerthes endlich bewußt geworden
wäre, weit ihre Pforte aufthäte. Aus der Gricchcnkirche, die als
vermodert, deren Baugrund als völligunfruchtbarverschrienwar,
blüht grünesLeben; ciuLenz? FrankreichwalkldieKutte.Italien
dünkt den Papst ein Kerlen Spanien, Portugal, Nordösterrcich
bücken sich nur unwillig noch, seilen, unter den Wink des Hirten»
stabes; ein Herbst? IuSüdost wird einZollverein,vielleicht, auch
nach deutschem Musler, ein Staatenbund. Nur Gebild irdischer
Wirtschaft? Keiner kann heute schwören, daß dem uralten Ge-
danken der Oikumene, der zu Wellmacht gerüsteten Gemeinschaft
im rechten Griechcnglauben, der Lcbenssaft schon verdo-rt ist.

Disputation.*)
der Hütte Laziusa. Am Herd sitzen Valentins und Rufus und
SM löffeln aus irdenen Schalen eine dampfende Suppe. Weiter im
Hintergrund und im Schatten lehnt Susa am Thürpfosten und sieht
auf die beiden Männer, die an Alter und Haltung wie an Aussehen
verschieden sind. Rufus ist groß und stattlich, mit bartlosem Gesicht, dile
Runzeln des beginnenden Alters um Augenwinkel und Nasenflügel,
mit blitzenden, aufmerksamen Augen und hoher, klarer Stirn. Valen-
tins hält sich etwas gebückt, obwohl er erst dreißig Iahre alt sein mag.
Um Kinn und Wangen wächst ihm ein dünner, flaumiger Bart. Die
niedrige Stirn durchziehen lange Falten, aus seinen Augen aber bricht
von Zeit zu Zeit der Strahl eines Feuers, das eine Schwärmerseels
verräth. Er ist sehr mager, von Staub bedeckt, der kurze Mantel ist zer-
rissen nnd zeigt lange, mühsälige Wanderschaft an.)
Rufus: Bist Du satt?
Valentins: Ich bin satt und danke Dir im Namen des Herrn, den
Du in mir gelabt hast.
(Rnfus macht eine unmuthige Geb erde derAbwehr, schweigt aber.)
Valentins: Wir trafen uns schon einmal auf der Wanderschaft.
Weißt Du es noch?
Rnfus: Ich erkannte Dich erst, als Du Dich von Deinem Sturze
ein Wenig erholt hattest.
Valentins: Ich erkannte Dich gleich. (Sich zu Susa wendend):
Du warst damals noch wie ein Kind, obschon es erst ein Iahr her sein
mag, daß ich Euch am Straßenrand gegenüber saß.
Rnfus: Sie ist mein Weib.
(Susa geht schüchtern zu ihm hin, legt ihm die Hand mit einer
bittenden und dankbaren Geberde auf den Arm und zieht sich dann
wieder ins Halbdunkel des Hintergrundes zurück.)
Valentins: Ich dachte damals nicht, daß ich Dich so bald wieder-
sehen würde, der Du so eiserne Worte zu mir gesprochen hattest. Ich
dachte oft an Deinen Stolz und betete für Dich.
Rufus (abwehrend): Sag mir lieber, wie Du in diese Einsamkeit
nach Laziusa geriethest.
Valentins: Ich war auf dem Weg zu den Brüdern. Im Gebüsch,
unter Felsen schlief ich. Am Morgen schüttelte ich den Schlaf von den
Gliedern und nahm meinen Weg wieder aus. Das Land ist verödet;
Du weißt. Die Bauern in den Thälern sind geflohen, die Höfe stehen
leer. Niemand, der Einenr die Richtung zu zeigen vermag. Genug!
Auf einmal war ich in wilder Thalschilucht, die allen Ausblick ver-
kehrte. Ich stieg und stieg. Immer fremder wurde mir die Gegend. So
gerieth ich in eine waldige Schlucht, die ich nie gesehen hatte. Die

*) Ans dem Band „Der Tod der Götter", den der Dichter bei
Albert Langen in München erscheinen läßt.

zackigen Berge, die von fern auf Pons Drusi niederschauen, waren mir
nnn auf einmal nah. Im Norden sah ich Ranch auffteigen. Ich sah das
Eichhörnchen vor mir fliehen; große Vögel kreisten über den Baum-
wipfeln. Nur den Schrei des Hirsches hörte ich und das Tosen des
Wassers in den Klüften. Ich schlief ein paar Strunden am Rand einer
Waldwiese, unter einer kleinen Höhlung. Aber als der Mond aufging,
aß ich mein letztes Stücklein Brot und schleppte mich in Gottes Namen
weiter. Da kam ich an eine Geröllhalde, deren Blöcke wie die Knochen
einer offenen Gräberstelle im Mondlicht dalagen. Die ersten Steine
hielten meinem Fuße Stand, aber als ich schon fast drüben war, hörte
ich Steinfall über mir sausen . . . Ich schaue aus. Ich will springen:
da durchzuckt mich plötzlich ein Schmerz, mit den Händen greife ich um
mich . . . Dann wird es dunkel . . . das Weitere weißt Du selbst.
Mause. Susa zündet eine neue Kienholzfackel an und steckt sie in
den Ring am Herd.)
Rufus: Du bist viele Tage unterwegs gewesen?
Valentins: Ich komme von Pons Drusi.
Rufus (düster): Du sahst die Barbaren in römischen Häusern
Siegesmahle halten, Du sahst unsere griechischen Statuen von ihrem
Unrath befleckt, Du sahst das üppige Land von ihren wimmelnden Hor-
den bedeckt und kahl gefressen, als wären Heuschreckenzüge in die Reben-
gärten eingefallen?
Valentins: Ich saß an den F euern Derer, die Du Barbaren nennst,
und redete mit ihnen.
Rufus: Wie weit sind sie ins Land gedrungen? Ist ihre Zahl sehr
groß? Was treiben sie? Hat es den Anschein, daß sie zu einer neuen
Wanderschaft sich rüsten, oder bleiben sie und wohnen sie in unseren
Häusern? Wie steht es mit den Obstgärten und mit den Weinbergen?
Kennst Du . . . Cornelianum, die einstige Stätte des Friedens? Sage
mir, sahst Du Cornelianum? (Von Schmerz bewegt): Die sanften
Rebenhänge? Die Pfirsichbäume, die von Früchten schwere Reste zum
blumenübersäten Mutterboden niederhängen lassen? Die vom Efeu
überwucherten niedrigen Mauern? Die grünen Wege, über die die
Eidechse im flinken Spiel huscht? Die klaren Wasser, die zu Thal mur-
meln? Und das Vergißmeinnicht beugt seine blauen Sterne darüber.
Die Nußbäume, in deren Schatten Steinbänke stehen, zum Ruhen
ladend? Die alten Bilder, die ich in den Kapellen aufgestellt habe?
(Er schweigt, das Haupt gebeugt, dieAugen mit dem linkenArm deckend.
Susa tritt zu ihm und legt ihm zart die Hand auf die Schulter.)
Valentins (nach einer Pause): Du stellst der Fragen so viele, daß
ich mich zu antworten fürchte. Du zwingst mich, Dir Kummer zu be-
reiten; denn ich sah Cornelianum. Ich bin viel herumgegangen, ob-
wohl mich die Sieger zuerst höhnten. Aber sie sind wie Kinder, mit
hellen Augen, und ihr Herz ist nicht böse. Sie werden erlöst werden,
denn Gott hat ihnen das Herz erweicht und hat ihnen die Augen ge-
öffnet durch seine Gnade. Wie viele ihrer sind: ich weiß es nicht. Es

mögen an dreitausend sein, ohne die Weiber und Kinder, von denen
es in den Lagergassen und in den Wagen wimmelt, Bestand und Zu-
kunft ihrem Stamm verheißend. Der größte Theil des Heeres ist aber
nach Südwesten, nach den Thälern des Ronsbergs, abgezogen. Die
aber, die geblieben sind, machen keine Anstalt, zu weichen. Das Land
gefällt ihnen. Sie bauen Häuser. Sie befestigen ein Lager. In den
Wiesen arbeiten ihre Weiber und führen das Heu ein. Da ihr Führer
durch den Einsturz eines brennenden Hauses erschlagen wurde, haben
sie einen neuen König gewählt. Sie gaben mir zu essen und hörten
zu, wenn ich zu ihnen sprach . . . (Von Bewegung übermannt, steht er
auf und neigt sich tief vor einem kleinen Holzkreuz, das er aus den
Brustfalten seines Gewandes zieht.) Sie hörten die gute Botschaft von
mir und weinten um den Opfertod des Herrn. Ja, ich niedriger Knecht,
i der geringsten einer von allen, ich durfte ihnen die Geburt und das
Sterben des Herrn und Heilands künden und durfte sie aus der Nacht
ihrer heidnischen Blindheit in das Licht Gottes führen. Nun gehe ich
zu den Brüdern in Sabionae, um Hilfe zu holen, Säleute, zu säen den
Samen des ewigen Heils. Denn so hungrig begehren Iene die Taufe,
daß meine Kräfte allein nicht ausreichen . . . Ia, Kinder sind es, lär-
mende, frohe Kinder, die an dem Lehrer hängen, ein einfaches Volk,
das nichts von Steinhäusern weiß noch von dem vielfachen Geräth, das
Rom in die Welt gebracht hat. Und ihre Kindschaft hat sie zu Zer-
störern gemacht. Wohl! Die Stadt ist verwüstet. Hallen und Säulen-
werk liegt zertrümmert am Boden. Aber es kommt ein? neueZeit. Was
stand, muß stürzen; und Gott führt die sündige Welt zur Erlösung.
Rufus Drohend): Von Cornelianum sprich mir, wortreicher
Mann! Von Cornelianum, wenn Du es sahst.
Valentins: Ich sah auch Cornelianum.
Rufus (hastig): Es ist eine Trümmerstätte?
Valentius: Ein wüster Ort, eine zerstampfte Wildniß, ein wirrer
Haufen von Steinen und verkohlten Balken; und das verwelkte Laub
abgeschnittener Rebenstöcke bedeckt die Blumenfülle seines Bodens.
Aber was hülfe es, zu blühen, wenn ein Herz nicht zum Herrn heim-
gefunden hat? Und besser der Bettler und der Verirrte in wildem,
steinigen Land als der Reiche, dessen Seele dürr ist und verdursten muß,
da sie sich nicht aus der Quelle laben kann.
(Lange Pause. Der Nachtwind rüttelt am Hüttendach. Ein selt-
samer Ton ist in der Luft.)
Rufus (sich straff aufrichtend): Fürchte nicht, daß ich Dich die
schwere Trostlosigkeit Deiner Nachrichten entgelten lasse! (Stolz, mit
steigender Wärme, immer lauter und sicherer): Es gab eine Zeit, da ich
solchen Unheilsboten mit diesen meinen Händen erdrosselt hätte. Es
gab eine Zeit, da ich meinte, die Fundamente der Welt geriethen ins
Wanken, wenn mir selber Uebles geschah. Das ist vorüber. Ich habe
mein Herz mit dreifachem Erz gepanzert und verlange nicht mehr nach
Dem, was einstens war. Hier sitze ich, mein Weib halte ich an der

Hand, ich esse mein dürftiges Brot und bin Herr und König in meiner Einsamkeit.

Valentins: Es steht geschrieben: „Ich kenne Deine Werke, daß Du nicht kalt noch warm bist. Wärest Du doch kalt oder warm! So nun, weil Du lau bist nnd weder warm noch kalt, will ich Dich ausspeien aus meinem Munde. Denn Du sagst: Ich bin reich, ja, reich bin ich geworden und brauche nichts, und weißt nicht, daß Du unglücklich bist, elend, arm, blind und bloß. Ich rathe Dir, bei mir Gold zu kaufen, im Feuer geglüht, damit Du reich werdest, und weiße Gewänder zum Anlegen, daß die Schande Deiner Blöße nicht offenbar werde, und Salbe, auf Deine Augen einzureiben, um zu sehen." Und weiter steht geschrieben: „Denn welche ich liebe, Die strafe und züchtige ich; so beeifere Dich nun und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an: Wer meine Stimme hört und die Thür aufmacht, zu Dem werde ich eingehen und mit ihm Mahlzeit halten und er mit mir."

Rufus (kalt): Ich hörte diese Stimme schon oft, aber sie verführt Mich nicht. Es ist wohl wahr, daß ich selber wieder ein Schüler geworden bin und neu zu lernen beginne; der Lehrer aber ist in mir selbst.

Valentins: Ach, Du Armer! Nicht durch das Lernen und selbst nicht durch ein unsträfliches Leben ist das Heil zu erlangen, sondern nur durch die Sakramente. Den Hochmüthigen aber hat Gott von Uranfang verworfen, wie der Kaufmann verwirft die schlechte Waare.

Rufus: Es giebt eine Wahrheit. Auch Ihr habt sie vielleicht erfragt. Ich weiß es, daß Ihr das Gute nehmt, wo Ihr es findet. Aber es ist in Eurer Hand gleichsam verdorben, da Ihr den Menschen zum winselnden Hunde vor Gott gemacht habt. Gott ist, weil der Mensch ist; ohne den Menschen wäre Gott nicht. Ich suche ihn; Ihr wähnt, ihn zu haben, nnd seht nur den Schein, nicht das Wesen. Im Symbol erstickt Euer Gott und lebt nicht, wie er nie gestorben ist, eben, weil er nie lebte. Aber mein Gott lebt, denn täglich schaffe ich ihn neu, täglich komme ich ihm näher und sehe ihn wachsen und sich wandeln und über Menschliches ins Unermeßliche hinauswachsen ... O, ich kenne viele Götter und jeder füllte mich eine Zeit lang aus, bis ich erkannte, daß Gott größer sein muß als sie alle . . . Hast Du einmal von dem Unbekannten Gott gehört, dessen Tempel ans dem Forum zu Rom steht, von ihm, der keinen Namen hat, weil ein bloßer Name ihn begrenzen würde, nnd er ist doch so groß, daß er, über alle Grenzen Hinanswachsend ins Unermeßliche, Ewige hinein, die Welt erfüllt und größer ist als diese Welt? Und ist doch nur ein Hauch vor meinem Munde und zittert um mein Bekennen. Denn was ist er, wenn ich ihn nicht erkenne?

Valentins: Ich bin ein einfacher Mann. Ich weiß nichts als: Mein Erlöser lebt und wird mich erretten. (Er bekreuzigt sich.)

Rufus, Ia, bekreuzige Dich! Denn ich muß Dir Satanas und Verführer sein. Und ich sage Dir noch mehr. Ihr brüstet Euch mit Eurem dreieinigen Gott; aber auch Den habt nicht Ihr gefunden, son» dern Pythagoras, dem Zwei der Ausdruck des Unvollkommenen, Sünd»

haften, weil im Stoff Steckengebliebenen war. Die Dreizahl aber um»
schloß Anfang, Sein nnd Ende. Was wäret Ihr ohne diese mystische
Vorstellung von der Dreiheit, die Himmel und Erde umfaßt!
Valentins: Auch für die tugendhaften und erleuchteten Heiden ist
der Heiland gestorben. Und auch Du wirst zu uns kommen, denn Du
bist auf dem Wege zu uns.
Rufus: Nicht auf dem Wege zu Euch. Bei Euch ist keine Luft; da
kann man nicht athmen, da erstickt man im karg zugemessenen Raum.
Valentins: Der Mensch ist ein armsäliger Wurm, von Anfang
an mit der Sünde belastet an seiner Seele. Nicht durch ihn selbst kann
er selig werden. Sein Heiland ist gekommen, die Sünder selig zu
Imachen, nicht die Gerechten. Darum glaube ich an meinen Herrn nnd
Heiland. Der rechte Glaube wird mich erretten.
Rufus: Und wer ist es, der den rechten Glauben hat? O des
Hochmuths Eurer Seele, die Ihr so demüthig zu sein vorgebt! Nicht
umsonst bekennt Ihr Euch zur Einfalt der Seele, denn Das ist das
Mittel, Eure eigene Ueberzeugung für die einzig mögliche und wahre
auszugeben.
Valentins: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer
Himmels nnd der Erde, und an Iesum Christum, unfern Herrn, der
empfangen ist vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Iungfrau,
gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben,
hinabgestiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den
Toten, aufgefahren in den Himmel, sitzt zur rechten Hand Gottes, des
allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Leben-
digen und die Toten. Ich glaube an den Heiligen Geist, die Heilige,
Katholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Nachlaß der Sünden,
Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen.
Rufus: Und mag es drum sein! Wer giebt Dir aber das Recht,
zu verlangen, daß Alle es glauben?
Valentins: Auch schon vor dem Gesetz war die Sünde in der Welt,
Das Gesetz ist gekommen, damit die Uebertretung völlig werde. Wo
aber die Sünde völlig wurde, da ist die Gnade überreich geworden, da-
mit, wie die Sünde im Tod geherrscht hat, so auch die Gnade herrsche
durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Iesum Christum unsern
Herrn.
Rufus: Du weichst mir aus und birgst Dich hinter den dunklen
Sprüchen Eurer Verkünder. Sage mir, woher weißt Du, daß Dein
Glaube der rechte ist?
Valentins: David und die Propheten haben den Christus voraus-
verkündet nnd seine Wunder bestätigen ihn.
Rufus: Und wer bestätigt die Wunder?
Valentius: Er selber, der mein Heiland ist.
Rufus: So dreht Ihr Euch ewig im Kreise,
Valentius: Wir glauben und darum wissen wir. Und wenn es
Kleinmüthige nnter uns giebt, so werden auch sie glauben müssen, da

heute noch täglich jene Wunder geschehen, die den Christus bestätigen. Gott lebt in alle Ewigkeit bis zu den Tagen, da sein Reich die ganze Welt erfüllt. Thue die Augen auf, Rufus, und falle nieder, wenn nicht vor den Lebenden, so doch vor den Toten, deren heilige Leiber Wunder wirken, auf daß Gott erkannt werde und sein Wort Geltung habe durch alle Zeiten.

Rufus: Sprichst Du von jener Varuna, der armen Kranken, die durch die Welt geschleppt wird, so daß sie nicht leben noch sterben kann? Sprichst Du von Sisillus, dessen verwesendes Fleisch in goldbeschlagenem Sarg als ein Feldzeichen vor Euch hergetragen wird? Wunder sind billig. Frage die Priester unserer Götter, ob nicht auch sie solche Wunder thaten.

Valentins: Es mag sein, daß auch Eure Dämonen Manches vermögen. Aber solche Wunder blenden nur den Irrgläubigen. Wehe Dem, der an sie glaubt; er ist den Dämonen verfallen nnd kann nicht selig werden. Nur der rechte Glaube macht selig.

Rufus: Euer Glaube ist nur eine Vorstufe, ein armer Anfang, Leine Erfüllung. Was da eine Ahnung giebt von dem ewigen Räthsel, das Ihr frech als gelöst ausgeben möchtet, Das habt Ihr aus jenen Urweisheiten geschöpft, die Ihr als verwerflichen Dämonenglauben abthnt. Ihr habt einen Gott, einen ewigen, allmächtigen Gott, der den Menschen aus freiem Willen geschaffen hat; aber Gott schafft zugleich die Erbsünde, als gelüste ihn, sich selber Schwierigkeiten zu machen, mit sich zu spielen, zu erproben, ob der vvn ihm gebildete Mensch stär« ker sei als sein Schöpfer, indem er die in ihn gelegte Sünde überwindet. Ein Gott ist es, der sich selbst verneint. Denn nicht Gott kann den Menschen von dieser Sünde lösen, die er auf ihn legte. Er bedarf eines Sohnes, der durch den Vater als Logos von Ewigkeit her gezeugt ist. Der Logos aber kann nicht Mittler sein, denn er ist göttlich. Darum Muß der Sohn Mensch werden. Einen Menschen wiederum kann Ener Gott nicht aus sich schaffen, er, der doch nach Eurer Meinung Adam nnd Eva schuf aus dem Staube und ihnen seinen Odem einhauchte als unsterbliche Seele. Er kann den Sohn, seinen Mittler, nicht als Menschen schaffen. Er bedarf eines irdischen Weibes, das der Heilige Geist, die Hauch gewordene Person Gottes, beschattet. Und dieser Mensch, der göttliche Sohn, muß sterben, damit der Mensch erlöst werde. Gott muß sich also selbst opfern, um Das, was er von Anfang an schlecht gemacht hat, obschon nichts ihn zwang, es schlecht zu machen (denn er ist ja der Unsterbliche, Ewige, Allmächtige), um Das, was ihm gleichsam ein Spiel war, wieder gut zu machen. Ein Spiel, das die Menschheit in Racht und Entsetzen und ewige Verzweiflung getaucht hat. Ich sagte: Ihr nahmt von dieser Lehre Das, was an die ewige Wahrheit! zu rühren scheint, aus alter Menschenweisheit. Hast Du nie von Mithras gehört, dem Gottessohn, der in der Person des geliebten Stieres sich selber opferte, um die Menschheit von dem Uebel zu erlösen, das zugleich mit der Geburt des Menschen auf die Welt gekommen ist? Weißt Du nichts

von der Vereinigung des Menschen in Gott, die seine Lehre lehrt? Hast
Dn von der Gottesgebärerin Isis nie gehört, die streng geschlossen da»
sitzt, den Sohn an der Mutterbrust? Ihr nahmt das Gute, wo Ihr es
fandet, und zerstörtet die Quellen, aus denen Ench die Weisheit floß,
indem Ihr die Tempel niederwarft, denn Eure Mißgunst duldete nicht,
daß die Wahrheit schon vor Euch auf der Welt gewesen sein sollte.
Selber selig werden: ist der Inhalt Eurer Lehre, Darum ist Euer Ideal
der Einsiedler, der sich in Unrath und Hunger in der Einöde verschließt
und, seinen Nabel betrachtend, das Leben verneint. Eigenthum, die
Sorge für morgen, Fleiß, Wissen verwerft Ihr. Nachdem Evangelium
braucht Ihr keine Neugier, keine Forschung mehr. Wenn Ihr nur
glaubt, verlangt Euch nach nichts, was über diesen Glauben hinaus»
ginge. Das Gute thut Ihr zur Erlangung des Himmelreichs, die Be-
freiung von der Sünde ist Euch nicht auch allein durch innereBefreiung
möglich, nicht durch das Ringen der Seele nach Unsträflichkeit. Ihr
braucht dazu außermenschliche Gnadenmittel. Ahnt Ihr denn auch,
welche Aufforderung zum Verbrechen Ihr der Welt gebt, da Ihr Cure
Sakramente ihr zugleich in die Hand gegeben habt als ein billiges
Mittel, an die Stelle des wahren Ringens um Gott die außermensch-
liche Gnade zu setzen? Und wer braucht Gnade? Ein niedriger Knecht!
Nicht der freie Mensch, der Gotterlöser, in dessen Auge sich das Wesen
der Welt froh und schön spiegelt. Zum Wurme macht Ihr den Men-
schen und werth des Unterganges, Ihr betet: Gott erlöse uns von dem
Uebel! Ich bete: Gott erlöse uns von Eurer Demuth!
Valentius: In Deiner Werse kann ich Dir nicht antworten. Denn
es ist uns gelehrt, daß unsere Tugenden die Liebe, die Freude, die Ge-
duld, die Freundlichkeit, die Sanftmuth, der Glaube und der Friede
sind. Darum will ich Dir nicht antworten, sondern hoffe in Gott, daß
auch Du den Weg finden wirst. (Heftig bewegt schlagt er die Hände vor
das Antlitz. Ein Zucken geht durch seine Schultern.)
Rufus: Du warst doch Soldat? Und stehst da und weinst? Und
hast Alles vergessen, was man Dich einst lehrte. Und gehst nun predi-
gend durch die Welt, des Vaterlandes vergessend, ein Ueberläufer zu
rohen Barbaren, die Roms heiligen Leib anzutasten sich vermessen
haben. Deinen Frieden hast Du mit ihnen gemacht und brüstest Dich
noch Deiner That als einer Selbstüberwindung. Es scheint, daß die
Vaterlandliebe nicht zu Euren Tugenden gehört. Denn Eure Heimath
ist da oben, über den Wolken irgendwo, aber diesen Boden hier, den
das Blut Eurer Väter gedüugt hat, mißachtet Ihr, als wäre er nichts.
Ihr wißt ja nicht, was es heißt, in trunkener Anbetung den Staub
der Heimath zu küssen, im vertrauten Gefilde zu wandeln und sich als
Sohn und Beschützer ihres Bodens zu fühlen. Ihr versteht nicht, was
es heißt, verlieren, vertrieben sein und nur aus der Ferne den Rauch
des heimathlichen Herdes sehen zu dürfen, was es bedeutet, wenn die
wunderbare Geliebte fremde Arme brünstig umschlingen und ihr Hilfe-
ruf in der Ohnmacht des Verlassenseins erstickt. Ich sehe Rom hilflos

und nackt, seines Daches beraubt. Ich sehe es frieren und zittern und kann ihm nicht zu Hilfe kommen. Aber im Leid wenigstens will ich ihm gleich sein und Die verfluchen, die, seine Noch vergessend, keine andere Sorge kennen als die Betreibung ihres Seelenheils. Wer seine Heimath gering achtet, ist mir nicht besser, als wer seinen Vater hungern ließe, und wer überall und nirgends zu Hause ist, ein habloser, schnell bereiter Wandersmann, Den nenne ich einen dürftigen, kalten Gaukler, der noch an seiner Selbstzufriedenheit ersticken wird.

Valentins: Wir wandern Alle. Auch Du wanderst und weißt nicht, welches Dein Ziel ist. Denn hier sind wir nicht in der Heimath; aber der Erlöser lebt.

Rufus: Anders lebt der Erlöser, als Du meinst. Es kommt eine neue Zeit: und wir sind der Dünger, mit dem das Brachland fruchtbar gemacht werden soll. Du gehst aus dem Barbarenlager hinweg und lachst vor Stolz und Freude, statt zu weinen. Denn Die, die Du Deine neuen Freunde nennst, sie werden auch Dich hinwegfegen, wie sie mein Haus hinweggefegt haben. Sie werden ihre Rosse über Dich hinwegstampfen lassen, wie sie sie über meine Wundergärten hinwegstampfen ließen. Die Welt legt sich zum Sterben und hinterläßt ihr Erbe den helläugigen, lauten Barbaren, die aus der Erde wuchsen, zahllos wie Grashalme aus angeschwemmtem Marschland. Aber ich klammere mich an diesen Boden, der mir einst Kraft gab, groß und stolz zu werden. Wer, wie Ihr, überall daheim ist, Der wird ohne Nachhall und Namen im Winde verwehen. Wer aber die Heimath liebt, Den liebt sie unverbrüchlich wieder, Den macht sie heilig. Sieh Diese! (Er zieht Susa pus dem Schatten ins helle Licht des Herdfeuers und legt den Arm um ihre Schultern.) Sieh Diese an! Sie ist mein Weib, sie ist dieser Scholle entstiegen wie eine eingeborene Höhenblnme, sie ist der wundersame Hauch der Luft, die von den Gletschern weht, sie ist der Fall stürzender iWasser und das Raunen, das nachts durch die Wälder geht, wenn die erste Tagesahnung von Osten her durch die Baumwipfel streicht, sie ist Gebein vom Gebein dieses Landes und Fleisch von seinem Fleisch sie ist Die, die Mutter werden wird aus msiner Lende, um einen Sohn zu gebären als den Retter vielleicht dieser weithin gelagerten Berge. In ihr und durch sie habe ich Wurzeln geschlagen und erhebe mich über mein Geschick und meine Aengste. Und durch sie habe ich die Kraft, nachdem ich die Götter sterben sah und in ihrem Sturz nicht unterging, in mir Gott zu suchen und ihn selber zu erlösen. Ich weiß, daß ich sterben werde. Aber ich weiß auch daß der Tod des Lebens größte Köst» lichkeit ist, wenn ich ihm ohne Furcht ins Antlitz blicken kann, und daß ich in meinem Wollen, Suchen und Finden Bestand habe, auch ohne Gnade von oben, ohne winselnde Gebete, ohne Selbstdemüthigung.

Balentius (ist immer unruhiger geworden. Fetzt springt er entsetzt auf, hebt abwehrend die Hände und betet): Hilf mir, o Gott, denn Wasser geht bis an meine Seele; ich ersticke im Schlamm, da kein Grund ist. In Wassertiefen bin ich gerathen, schon überströmt mich die Fluth! (Er

betet lange lautlos mit den Lippen, bekreuzigt sich und läßt sich tief seufzend auf seinen Sitz niedergleiten. Dann leise): Ich kann Dir nicht antworten. Ich bin ein einfsached Mann, dem Gott nicht die Kraft des Wortes verliehen hat. Aber ich fühle im Innersten, daß Du den rechten Weg verlassen hast und in der Irre gehst. Und dennoch: ich verzweifle nicht um Dich. tz<rt nicht auch Iakob gerungen mit dem Engel des Herrn und hat nicht abgelassen, denn er segnete ihn? Und steht nicht geschrieben, daß Gott den Sohn nicht in die Welt geschickt hat, damit er die Welt richte, sondern, damit die Welt durch ihn gerettet werde?

Rufus: Ihr habt Männlichkeit und Zorn verlernt; und wenn man Euch Euren Gott mit Geißeln schlägt und Eure Tugenden mit Ruthen, so werdet Ihr Euch noch demüthig beugen und die Hand hinhalten, damit man auf sie speie.

Valentius. Unser ist nicht die Rache. Wir werfen unsere Noth auf Issum Christum, dem die Herrlichkeit, Ehre, Größe und ein ewiger Thron von Geschlecht zu Geschlecht ist.

(Lange Pause. Ein seltsamer Ton erklingt draußen im Wald.)

Rufus (aufhorchend): Hörst Du es, Susa?

Susa: Schon wieder Tirli!

Rufus: Sie bellen und schreien wie hungrige Wölfe^

Valentins (furchtsam sich bekreuzigend): Was ist Das?

Rufus: Ein schleichendes Gezücht aus verschollenen Zeiten, das hier in dunklen Nächten sein Wesen treibt.

Valentins: Es giebt Dämonen und es ist den Aposteln befohlen von Iesus Christus, die Dämonen auszutreiben. Und hatte nicht Maria von Magdala sieben Dämonen?

Rufus: Diese da sind nur dürftige Wesen, die lichtscheu inHöhlen hausen und sich von jedem Unrath nähren.

Valentius: So mag die Hölle aus ihren Tiefen schreien. Mir klopft das Herz. (Der Ton erklingt wieder. Valentius reißt sein Holzkreuz aus dem Gewande.) Es schreit der Unreine aus den Abgründen der Nacht nnd hofft, den Frommen zu Fall zu bringen. Ich sage Dir, Rufus, die Dämonen bekennen sich selbst, so oft sie von uns durch die Folter der Worte und durch die Gluth des Gebetes vertrieben werden. Selbst Serapis, Kotyto und Zeus Bronton sprechen, vom Schmerz bezwungen, aus, was sie sind. Und wer es nie geglaubt hat, muß ihnen auf ihr Zeugniß hin glauben, daß sie Dämonen sind, da sie es selbst bekennen. Denn sobald sie beschworen werden bei dem wahren und einigen Gott, erschauern sie unwillkürlich und im Gefühl ihres Leidens nnd fahren aus ihrem Versteck oder aus dem Leib, den sie besessen haben, öder verschwinden allmählich immer kleiner und schwächer werdend. (Er reißt die Thür auf und horcht in das Schweigen hinaus. Berg und Wald bilden eine einheitlich dunkle, undurchdringliche Masse.) Nichts! Nichts! Dunkel! Es verbirgt sich der Sohn der Hölle; aber ich will ihn bannen, daß er ausfährt und dahin flüchtet, woher er gekommen ist. (Er tritt auf die Schwelle, hält das Kreuz mit beiden Händen in die Nacht hinaus und exorzisirt): Fliehe schnell, Betrüger, aus

Deiner Zufluchtstätte! Fliehe aus Baum und Strauch, aus Fels und Thier! Weiche von hinnen, Räuber, Schlange, Sottloser, Tod, Dieb, Bestie, Mörder, der Du den Stammeltern den Tod gebracht hast, der Du Dich in der Nacht verbirgst, der Du aus der Ferne höhnst, da Du önich nicht kanntest. Aber Du sollst meine Macht erfahren, so daß Du erbleichst nnd vor der Gluth meiner Flamme ohnmächtig hinsinkst. Denn ich kenne Dich, das Thier mit zehn Hörnern und sieben Köpfen und mit zehn Diademen und sein Name ist Lästerung. Gefallen ist das große Babel, denn es kämpften wider Dich die süeben Erzengel Michael, Naffael, Gabriel, Suriel, Zaziel, Badakiel, Suliel. Und über ihnen die sieben Himmel. Und über den sieben Himmeln kämpft wider Dich der Eine in Dreien, dessen Namen sind: Lamm Gottes, Hirte, Erzhirte, Eckstein, Thür und Weg, Weizenkorn, Brot, Weinstock, Licht und Leben, Haupt und Leib, A und O, Zeuge, Anwalt und Richter, Menschensohn, Gottes Sohn, Hohepriester, Herr und König. Er, der Herr Iesus, der Gebieter, befiehlt Dir durch meinen Mund, zu fliehen, in das Meer, in die Felsen, in die Schweineheerde. Weiche, damit ich Dich nicht mit dem Kreuz e schlage, vor dem Alles zittert . . . (Er schweigt erschöpft. Vor dem Mund steht ihm Schaum.)

Rusus: Wenn Du den Dämon niederzwingen wolltest, den Du vielleicht in mir vermuthest, so sage ich Dir, daß Du unterliegen wirst. Meinst Du aber die schleichende Feigheit, die draußen ihr Wesen treibt, so nimm einen Stein und schleudere ihn ins Dunkel; Das wird besser sein als abgeschmackte Beschwörungen. (Er tritt vor die Thür, rafft einen Stein vom Boden auf und wirft ihn aufs Gerathewohl ins Dunkel.) Hast Du gehört, wie es durch die Bäume brach? Wie wenn ein Hirsch durchs Dickicht flieht, mit dem Geweih an die Stämme stößt und mit den Hufen sich im Dorn verfängt. Aber über ihm ist der Schirecken und mit seinem Blute zeichnet er den Weg.

Valentins: Was da floh, war nicht von dieser Welt. Ich weiß, daß Satanas wachsam ist. Und ich verfluche ihn, ich scheuche ihn mit idiesem Kreuz, den Lügner und Abgott, das Thier mit den Flügeln, das durch die Nacht kriecht und auf dem Drachen reitet. Schwefelgelb ist es und hyazinthenfarbig und hat Haare wie Weiberhaare. Merke auf, Satanas, geschwänzter Affe und Engel des Abgrundes, der Du heißest Abaddon. Du bist gezeichnet. Du bist in Dornen verstrickt und windest Dich in Qualen, denn hinter Dir her ist die Stimme der Diener des Herrn. Hier stehe ich, von Gott mit seinem Kreuze gerüstet, mit aller Macht ausgestattet, die dem Bekenner verliehen ist. Ich mache hell das Dunkel und leuchte in die Nacht bis in die Eingeweide der Erde, Deine Höllen auszuräuchern und Dich im Qualm zu ersticken. Denn ich bin der Anfang und das Ende, spricht Gott, und werde meine Söhne schir» Inen, daß sie getwst wandeln auf der Erde, denn ich bin bei ihnen. (Er stsreckt das Kreuz gegen das Dunkel aus, seine Stimme überschlägt sich, ein rauhes Stöhnen bricht aus seiner Brust, dann fällt er von Krämpfen geschüttelt in Zuckungen hintenüber.) Richard Huldschiner.

Sentiments.
I^^enn das sittliche Empfinden ins Kaufmännische übertragen wird,
macht man entweder sehr gute oder sehr schlechte Geschäfte.
Welche Sorte steht den Vereinigten Staaten bevor? Noch sieht man
nicht, wie die zunächst altmodisch anmuthende Politik des Präsiden-
ten Wilson sich mit den Geschäftsbräuchen seines Landes abfinden
wird. Zum ersten Male zeigte sich der neue Gegensatz, als es um
die Unterzeichnung des chinesischen Anleihevertrags ging. Auf Wunsch
des Präsidenten tzogen die Amerikanischen Banken sich aus der Partner-
schaft zurück, um nicht zu einer „Demüthigung" Chinas mitzuwirken.
Rieth dazu besondere Schlauheit, die aus gehäuftem Wohlwollen
reiches Kapital schlagen will? Dem Präsidenten Wilson lag sicher
daran, die Chinamänner nicht zu kränken. Viele newyorker Geldma-
cher waren aber wüthend und klagten den Präsidenten der Geschäfts-
störnng an. Zweites Gefühlsdrama: Mexiko. Woodrow Wilson ver-
sagt Victoriano Huerta die Anerkennung, weil er ihm nicht die Fähig-
keit zutraut, in der aufgewühlten Republik die Ordnung wiederher-
zustellen. Alle Regirungen haben den Präsidenten Huerta anerkannt;
nur Washington nicht. Folge dieser Gefühlspolitik ist, daß in Me-
xiko die Anarchie fortwährt. Wer sein Geld am Rio Grande ange-
legt hat, schilt die Pankees. Nicht nur, weil sie die Monroedoktrin
vor den Grenzen der Republik als Wall aufgebaut haben; kümmern
sie sich auch nur im Geringsten um das Schicksal der Kaufleute und
Kapitalisten? Seit dem Sturz des alten Porfirio Diaz sieht es in
Mexiko schlimm aus. Der Name Diaz war für jeden Unternehmer
so gut wie eine Avalbürgschaft. Das fremde Kapital interessirte sich
für mexikanische Anlagen, weil der Respekt, den der Bezwinger der
Bürgerkriege genoß, als sicheres Unterpfand gewerthet wurde. Nun
wird den Pankees nachgesagt, daß sie die mexikanischen Revolutionen
heimlich fördern, bis die Republik reif geworden sei, den Vereinigten
,Staaten einverleibt zu werden. Daran denken sie nicht; sie wollen
Mexiko nicht aufnehmen. Wilson wünscht keinen Krieg gegen Mexiko,
will dort aber durchaus einen besseren Präsidenten sehen.
Die Geschäftsleute der Union haben im Bereich der Pesos eifrig
finanzirt und dürfen sich als Großaktionäre fühlen. Sie sind aber
nicht eifersüchtig auf dem Erworbenen sitzen geblieben, sondern haben
Europa daran betheiligt. Die Aktien der National Railways of Me-
xico, des großen mexikanischen Eisenbahnsystems, wurden, gefördert
durch newyorker Propaganda, „den weitesten Kreisen des geehrten
europäischen Publikums" angeboten. Ergebniß: Kursverluste von 80
bis 90 Millionen Dollars und, zum Theil, Ausfall jeder Dividende.
Die Stammaktien der Gesellschaft sind, zum Glück für das Privat-
kapital, Staatsbesitz ; aber die Vorzugaktien (im Ganzen I0» Millionen
Dollars) waren dem Schutz des Publikums empfohlen. 2W Millionen
blkeven divMndensvs und senkten' sich auf einen Renvmmirkurs von

10 Prozent; 58 Millionen brachten bis ans Ende des letzten Iahres
noch schmalen Ertrag, werden aber, nach der Hinderung des Bahnver-
kchrs, kaum noch Etwas bringen. In Deutschland, wo die Aktien
amtlich nicht gehandelt werden (nur die 4V2 prozentigen Schuldver-
schreibungen haben eine Börsennotiz), gab es genug Leute, die den
mexikanischen Eisenbahnshare für ein feines Spekulationpapier hiel-
ten. Die Nordamerikaner sind auf die Eisenbahn nicht angewiesen;
die werden sie zu rqchter Zeit mit Nutzen saniren; bis dahin aber der
anderen nützlichen Beziehungen gedenken. Kupfer und Petroleum,
Silber und Blei sind Produkte von dauerndem Reiz; und wenn die
Engländer nicht den unangenehmen Ehrgeiz hätten, an der wirth-
schaftlichen Erschließung Mexikos mitzuarbeiten, würde der Pankee sich
noch wohler fühlen. Die Germans aber sind an der Front, wenn
sichs um Staatsanleihen handelt. Der berliner Kurszettel zeigt vier
Notizen fünfprozentiger, zwei vierprozentiger Mexikaner. Beide An»
leihegruppen umfassen konvertirte Schuldverschreibungen; denn Me-
xiko durfte, dank den Erfolgen des Musterpräsidenten Diaz, den alten,
exotischen Zinsenmaßstab schon vor Iahren verkleinern. Wann die
Fortsetzung folgt, ist noch dunkles Geheimniß. Der edle Volksfreund
Madero, der die Expropriation der Expropriateure auf sein Pro»
gramm gesetzt hatte, ist dieser Aufgabe nur insofern gerecht geworden,
als er die Staatskassen geleert hat. Diaz bemühte sich, die Schulden
zu verringern; sein Nachfolger verringerte nur die Menge des baren
Geldes. Ohne neue Mittel läßt sich das mexikanische Finanzelend
nicht beseitigen. Was das Ausland in der letzten Zeit hergab, mußte
wieder hoch verzinst werden. Von der letzten Anleihe (500 Millionen
Franken) wurden im Iuni 151 Millionen zur Zeichnung aufgelegt.
Die Führung hatten zwei pariser Banken. Auf die Emission in
Deutschland wurde verzichtet, weil die Regirung die Zulassung an der
Börse nicht wünschte. Die dem Uebernahmekonsortium angehören-
den deutschen Institute haben diese jüngsten Mexikaner in ihren
Portefeuilles behalten oder in aller Stille der Kundschaft verkauft.
Die letzte Anleihe kostete wieder 6 Prozent; bei einem Zeichnungpreis
von 97! Fünfprozentige Mexikaner hatten 1912 einen Höchstkurs
von 102,75. Tempora mutautur. Auch die National Railways of Mexico
mußten ihren dringenden Geldbedarf durch sechsprozentige Schuld-
verschreibungen decken: Gold-Notes mit nur zweijähriger Laufzeit.
Der Gesammtbetrag stellte sich auf 6 Millionen Pfund Sterling; und
die deutsche Finanz war auch an diesem Geschäft betheiligt. Ob es
beim heutigen Zustand der National Railways möglich gewesen wäre?
Im Iuni wußte man noch nicht, daß der Coupon der einzigen Divi-
dende tragenden Aktiengruppe in Roth gerathen werde.
Man hat gefragt: „Warum lassen die deutschen Finanzleute
nicht die Hände von Geschäften, die ihnen die Pankees doch ver-
derben?" Gefühlssache. Die Theilnahme an internationalen Unter-
nehmungen ist ehrenvoll (und bringt manchmal auch Gewinn). Ueber-

läßt man Engländern, Franzosen, Amerikanern das Feld, so heißt
es sicher: «Wie deutsche Finanz ha>t kein Geld mehr und muß zu
Haus bleiben/ Gerade in Mittel-, und Südamerika ist es schwer,
die beste Geschäftstaktik zu finden. Die Pankees wollen am Rio
Grande, Amazonenstrom, La Plata die Liquidatoren und Regulatoren
sein. Mit Iohn Bull finden sie sich ab. Frankreich stört sie nicht.
Nur Michel soll Fersengeld geben. Wird er der freundlichen Ein-
ladung folgen? Nach dem Verzicht auf die Beschickung der Welt-
ausstellung von San Franzisko konnte mans glauben. Onkel Sam
will der Pacisic-Küste zeigen, was die Eröffnung des Panamakanals
in Aussicht stellt. Aber die industrielle Eroberung des Westens soll
der Union vorbehalten bleiben. Das ist durch das Panamakanalgesetz
zu allgemeiner Kenntniß gebracht worden. Bleiben, noch Lücken, so
werden sie durch die bekannten Polizeivorschriften der neuen Tarif-
bill ausgefüllt. Die Ironie der Weltgeschichte hat sich selten ein so
glaubhaftes Dokument geschaffen wie die amerikanische Tarifreform.
Me Nationen, die erst Beifall klatschten, pfeifen im, Schlußakt auf
Schlüsseln. Großbritanien wird in San Franzisko nicht ausstellen:
Quittung für den Aerger am Panamakanal. Die Schweiz hat die Be-
theiligung an dem Riesenjahrmarkt abgelehnt, weil die amerikanischen
Gesetze keinen Schutz gegen unlauteren Wettbewerb bieten. Und die
deutsche Industrie will nicht nach Frisko gehen, weil die amerikani-
schen Richter sich zu oft mit deutschen Wirthschaftorganisationen be-
schäftigen. Die Anklagen gegen den Schiffahrttrust und die Aktion
gegen die deutschen Farbenfabriken, die den oomble der Feindsälig-
keit zeigt, haben dem Faß den Boden ausgeschlagen. Die Abneigung
der deutschen Großindustrie kommt nicht aus der Gefühlszone. Bit-
teres Erleben hat den Entschluß gereiftund da, wie die Früchte von
Chicago und Saint Louis erwiesen, auf reiche Ernte nicht zu rechnen
ist, bliebe nur die Rücksicht aufs Prestige, um einen ungeheuren
Kostenaufwand zu rechtfertigen. Die Sorge, Amerika könne sich ge-
kränkt fühlen und an Vergeltung denken, ist nicht begründet. Den
amerikanischen Industriellen kann es nur lieb sein, wenn sie ohne
starke Konkurrenz ausstellen können. Als Deutschland sich mit dem
Petroleummonopol beschäftigte, spielten die Pankees die Gekränkten.
Sie sahen in der (einst von ihnen zum Tode verurtheilten) Standard
Oil die heiligsten Güter der Nation bedroht und zogen schiefe Ge-
sichter. Wenn sie damals nicht gerade wichtigere Sorgen als den
deutschen Monopolgesetzentwurf gehabt hätten, wären noch ganz an-
dere Männertöne über den Atlantic gedrungen. So aber ging die
Sache glimpflich ab; und die deutsche Regirung beeilte sich, dem ame-
rikanischen Oeltrust wohlwollende Beachtung zu versprechen. OKsllZs-
mein <Is gsoorstions: während man sich in Deutschland die Lex unter
den Hintertheil geschoben hat, ist im Dollarland manövrirt worden,
als müsse das Gesetz morgen in Kraft treten. Die Standard Oil hat
versucht, mit verschiedenen Outsiders ins Reine zu kommen, um ein

paar Quellen, aus denen das deutsche Reichspetroleum sprudeln sollte, zu verstopfen. Und wie wird es in Mexiko, werden, wenn die große Union die Kontrole übernimmt? Das mexikanische Erdöl hat in der Rechnung der Gegner des Oeltrust einen wichtigen Platz; in dsr Reihensolge der Lieferanten steht es an dritter Stelle. Die Standard Oil war nur an einer mexikanischen Gesellschaft, der Waters Pierce Oil Co., betheiligt und sollte auch diese Verbindung gelöst haben. Aber die Verhältnisse können sich ändern, wenn Mexiko von der Union abhängiger würd. Dann wird Rockefeller wohl munter sein.
In dem ganzen Monopolhandel ist auf deutscher Seite zu sehr mit Gesühlen, zu wenig mit wirthschastlicher Vernunft gearbeitet worden. Nur in Preußen ist die Staatsgewalt noch für das deutsche Petroleummonopol begeistert und opfert diesem Gefühl sogar die berechtigten Interessen der verehrlichen Aktionäre. Die Deutsche Erdöl-Gesellschaft, unser Oeltrust, hatte mit der preußischen Regirung einen Zwist über die Zulassung ihrer Aktien in den Börsenhandsl; und im Reichstag wurde interpellirt, weil das Veto des preußischen Handelsministers erfolgt war, bevor die Zulassungstelle gesprochen hatte. Das Ergebniß von Frage und Antwort war, daß der Minister das Finanzkottsortium gebeten habe, den Zulassungantrag zu verschieben, bis über das Monopol entschieden worden sei. Das geschah im Februar 1913. Damals war man noch der Meinung, das Monopolgesetz werde vor den Sommerferien in Kraft treten. Doch der Entwurf wurde furchtbar zerzaust und hatte der Kommission noch nicht Adieu gesagt, als die Wehrvorlage auf dem Plan erschien und alle unfertigen Gesetze in tiefen Schatten stellte. Heute weiß kein Mensch, wann und ob das Reichsmonopol kommen wird. Kebus si« stantibus müßte in der schwebenden Angelegenheit der Erdöl-Aktien eine neue Entscheidung getroffen werden. Der Erdölgesellschaft hat die Sperrung der Börseneinfahrt nicht geschadet. Sie hat ihre Geschäfte abgewickelt, als ob niemals eine Börse nothwendig gewesen wäre. Auch die betheiligten Banken sind nicht in Verlegenheit gekommen. Nur die, Aktionäre (von 20Vü Millionen Mark Stammkapital sind 6,7S im Börsenhandel) leiden unter dem Mangel der Börsennotiz und sind auf unverbindliche Offerten angewiesen. Ob es nicht möglich wäre, den Weg frei zu machen und der Zulassungstelle das letzte Wort zu gewähren? Oder rechnet das preußische Handelsministerium mit einer Verabschiedung des Monopolgesetzes in absehbarer Zeit? Der Bundesrath ist der preußischen Regirung mit gutem Beispiel vorangegangen. Er hat die Aktie der Naphtaproduktiongesellschaft Gebrüder Nobel in den Ultimohandel zugelassen und ihr damit die letzte Börsenweihe ertheilt. Wenn man schon von Gefahren redet, dann hat die ausländische Aktie, die unter dem Einfluß ausländischer Spekulanten steht, gewiß den Vortritt. Aber am Ende spricht wieder irgendein Gefühl mit. Das Beste wäre freilich, wenn in allen Bezirken der Politik die Gefühlsfragen von der Vernunft beantwortet «Ärden/? öa d^nZi' --

Deutsche Kolonialpolitik?
Ein Bries.

A^Is Herr Dernburg die Leitung des Kolonialamtes übernahm,
☐begann er einen Kampf gegen die Konzession»Gesellschaften in
utnseren Kolonien. Dieser Kampf wurde von seinem Nachfolger fort-
gesetzt; der Staatssekretär trat von dem mit der Gesellschaft „Nordwest-
Kamerun" geschlossenen Vertrag zurück, weil er sand, die Gesellschaft
Habe Vertragspflichten, die von ihr bestritten wurden. Trotzdem sie
bereit gewesen war, dem Wunsch des Amtes weit entgegenzukommen,
erklärte der Staatssekretär den Vertrag für aufgehoben; und als die
<Zesellschaft den Klageweg beschritt, erhob der Staatssekretär Einspruch,
da sein Rücktritt von dem Vertrag, als ein Staatsakt, nicht dem Ur»
tcheil eines Richters unterstehe. Die Gesellschaft gewann den Streit
in Erster Instanz, verlor ihn vor dem Kammergericht und gewann ihn
endgiltig in Leipzig. Wenn das Reichsgericht das Ärtheil des Kam»
znergerichtes bestätigt hatte, wäre die Auslegung von Verträgen, die
znit dem Reichskolonialamt geschlossen werden, dem Staatssekretär
<Illein und ausschließlich vorbehalten. Er könnte jeden Vertrag, der
ihm lästig ist, so auslegen, daß dem Gegenkontrahenten bald die Puste
ausginge. Denn gegen Chicane ist kein Rechtskräutlein gewachsen.
Wann wäre aber wohl auch im Deutschen Reich kein Mensch mit ge»
Zunden fünf Sinnen aufzutreiben gewesen, der noch Lust gezeigt hätte,
Mit dem Kolonialamt einen Vertrag abzuschließen. Dem Himmel sei
Tank, daß die gesunde Vernunft in Leipzig siegte! Aber die Schritte
des Kolonialamtes haben ihre Spuren in einem weit verbreiteten
^Gefühl der Rechtsunsicherheit hinterlassen. Die Gesellschaft „Nord»
West.-Kamerun" hatte nach dem Vertrag drei Millionen Mark für
Aas Schutzgebiet aufzuwenden und hat, wie die Bescheinigungen des
Kolonialamtes ausweisen, wesentlich mehr gethan, als sie zu thun
Verpflichtet war. Eine noch von dem Herrn Dernburg eingesetzte Kom»
Mission zur Prüfung der Rechte und Pflichten der Konzession»Gesell»
schaften hat einen langen Bericht über „Nordwest" erstattet. An des»
sen Schluß fagt der Referent: „Wie aus dem bisher schon Gesagten
hervorgeht, hat die Gesellschaft die übernommene Verpflichtung in
wesentlichen Punkten erfüllt, doch hat sie keinerlei Eisenbahnen ge»
Haut." Zugegeben wird also, daß die Gesellschaft in wesentlichen Punk»
ten ihre Pflicht erfüllt hat; Eisenbahnen hat sie nicht gebaut, weil
das Konzessiongebiet ungefähr zweihundert Kilometer von der Küste
entfernt liegt nnd weil ohne eine Eisenbahn, die von der Küste in die»
Hes Gebiet führt, Eisenbahnen innerhalb des Gebietes keinen prakti»

scheu Werth haben. Erwiesen ist, daß unser Kolonialamt, dessen Ge--
genleistung in Landüberweisung bestehen sollte, der Gesellschaft nicht
einen Quadratmeter Land als Eigenthum überwiesen hat; daß als«
für die ausgegebenen Millionen von der Regirung jede Gegenleistung
versagt worden ist. Menschen, die sich verpflichten, Millionen für ein,
deutsches Schutzgebiet aufzuwenden, sind im Deutschen Reich nicht
dicht gesät. Schon deshalb wars ein Fehler, alle Antheilseigner von,
Nordwest-Kamerun hart vor den Kopf zu stoßen, statt ein annehmbares
Abkommen mit der Gesellschaft anzubahnen. Denn die Gesellschafter
von Nordwest verfügen zusammen über Hunderte von Millionen,
Mark Vermögen und haben den Beweis geliefert, daß sie bereit sind,
zur Entwicklung unseres überseeischen Besitzes mitzuwirken. Keiner
von ihnen wird das Vorgehen des Kolonialamtes im Kreise seiner
Bekannten verschwiegen haben. Ich habe mit Dutzenden von Personen,
über das Vorgehen des Kolonialamtes gesprochen: Alls haben, mit
einer Ausnahme, ihrem Unwillen über den Rücktritt des Staatssekre»
tärs von dem Vertrag mit Nordwest lauten Ausdruck gegeben, oft in
Worten, die für eine Veröffentlichung zu heftig wären. Und ich habe
nicht etwa mit jugendlichen Heißspornen gesprochen, sondern mit ge»
reiften, besonnenen Männern. Der Einzige, der nicht entrüstet war,
meinte, das Reichskolonialamt habe sich zur Durchführung seiner fis-
kalischen Politik in der Gesellschaft Nordwest-Kamerun das ungeeig-
netste Objekt ausgesucht. Auch er tadelte also das Handeln des Amtes.
Wir haben Kolonien erworben, um Rohstoffe, die wir in der
Heimath brauchen und die deren Boden nicht hervorbringt, aus eigenen
Siedelungen zu beziehen und um in der Heimath hergestellte Waaren
in den Kolonien zu verkaufen. Mit juristischen Deduktionen bringt
man nicht ein Pfund Kaffee oder Kakao hervor; dazu gehört Energie,
Muskelkraft, Sachverständniß und Kapital. Wenn man das Kapital
abschreckt, geht es andere Wege. Diese Wege führen heute vielfach nach
England; sechzig Prozent des in Ostafrika angelegten Geldes sind eng-
lischest Kapital, zum Theil auch wohl deutsches, das von London aus
verwaltet wird. Bedeutende deutsche Gesellschaften, die in unseren Ko-
lonien Bergbau treiben, haben vor einiger Zeit unter englischer Flagge
in London eine Gesellschaft gegründet, weil sie, wie mir gesagt worden
ist, sich unter der deutschen Flagge nicht sicher genug fühlen. Es wird
Mir schwer, diesen Satz niederzuschreiben; doch die Zeit drängt, offen
auszusprechen, was ausgesprochen werden muß. Deutsche Aktionäre
der South West Africa Co. haben sich vereint, um gegen die höchst
schädliche fiskalische Politik, die das Kapital abschreckt, zu thun, was
irgend gethan werden kann. Und wir müssen wünschen, daß ihr Bei-
spiel Nachahmung finde und daß die Antheilseigner aller Kolonialge«
sellschaften, denen die Politik des Reichskolonialamtes schädlich scheint,
sich zu öffentlichem Protest gegen diese Politik schaaren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karben in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G, m, b. S. in Berlin.

Berlin, den 3«. Augnst ISIS.
TrZpthchon.
MUus Germaniens Märenwald. Urbosheit nur oder Pfahl»
blindheitkannbehaupten,daßdiedurchAusleseundLebens»
leistung, nie durch Gunst noch Zufall auf hohenEhrensitz gehobenen
Kernmänner, die uns regiren, je irgendeine Gelegenheit zu Feh»
lern, Mißgriffen, plumper Thorheit versäumen; daß sie nicht jede
im Dunkel,inNebelmeeren noch mit staunenswerthem Scharfsinn
erspähen. Aus dem Bäckerdutzend der Beweise, die jeder Tag
liefert, wähle ich einen, dessen Spur noch in der Presse umschnüffelt
wird. Der Deutsche Kaiser hat den Römern einen Marzipan»
Goethe, den Vereinigten Staaten einen Theater-Fritz, denNor»
wegern einen über alle Beschreibung scheusäligen Sognkönig Be»
les geschenkt. Drei Puppen ohne Kunstwerth, zwei davon unter
jeder Kritik; alle drei den Empfängern unwillkommen. Der klug
Gewissenhafte mußte dem Rex und Imperator sagen: »So gehts
nicht. Diese aus guter Meinung kommenden Geschenke verstimmen
nur. Eure Majestät möchtejaauchnichtvonHöflichkeitgezwungen
sein, sich ein nagelneues schlechtes Riesenstandbild aus Siam oder
Alaska vors Fenster zu stellen. Die Sachverständigen finden den
Kram gräulich und streicheln den Glauben wach, daß in Deutsch»
land Besseres nicht gemacht werde; und die Völker wollen ihre
sichtbarsten Plätze ausstatten, wie es ihnen, nicht, wie es Anderen
paßt." Keiner thut den Schnabel aus. Also wird weitergeschenkt.
Weil der biedere Beles sich langweilen könnte, kommt sein Eidam
2S

Fridhthjof zu ihm an den Sognefjord. Auch ein übel gehautcs
Bild; das zwischen den Steinscheusalen des berliner Thiergartens
nicht ausfiele, vor der nackten Majestät nordischer Natur aber,
wie auf dem Scheitel des Pilatus ein Hundshäufchen, das Auge
ärgert. Obendrein die allzu ewig währende Erinnerung an ein
schwächlich verfrömmeltes Märchen, das wedermitderGeschichte
noch mit der großen Saga Norwegens irgendwelche Gemeinschaft
hat und auch in der Darstellung des Schweden Tegnör nur für
Untersekundaner und zwischen Schlagsahne und Abenteuertraum
schwankende Mädel taugt. Enthüllung in Balholmen. Auf dem
Festplatz vor demDenkmal nirgends eine einzige deutscheFahne.
DreihundertDeutsche, die der Feier zusehen wollen, werden von
dem bremer Lloyddampfer »Der Große Kurfürst" ausgebotet,
dürfen aber an dem auf der Weihewiese errichteten Steg nicht
landen (der, heißts, ist nur für die Norweger und für den Kaiser,
dessenAnkunft aber erst in zwei Stunden erwartet wird), sondern
in Geduld harren, bis die Lloydmannschaft einen neuen Steg
fertig hat. Wilhelm kommt, wird vom König Haakon empfan-
gen, doch sein Gruß nur von einzelnen Grüppchen erwidert. Er
redet über die Empfindenseinheit der indogermanischen Völker
(in die der eklige Fridhthjof sicher nicht paßt) und muß dann hören,
daß in derAntwortHaakons (der wahrscheinlich eben so wenig wie
wir Ungekrönten weiß, was Abb S Posth sich bei der Fabrikation
dieser Rede gedacht haben) sein Thema nicht von einer Silbe ge»
streift wird. Unangenehm (sprich: »Unennehm"), mit dem Angebot
der Empfindenseinheit, als Kaiser, aus fremdem Land nicht das
leiseste Echo zu wecken. InNorwegens Zeitungen ist zu lesen, daß,
die Fjordberge keinen Putz brauchen, ihrBoden für die Reihung
einer Puppenallee nach berliner Muster nicht geeignet sei und man
auch nicht allzu oft starke deutsche Geschwader dort sehen möge-
Darob ergrimmen die Deutschen und zeihen Norwegen schnöder
Undankbarkeit. Schelten aber aus demfalschenFenster. DasBei»
spiel Wilhelms, der in jedem Iuli mit einer buntenHerrengesell»
schüft nordwärts fährt, hat die Zunahme des Fremdenverkehrs
(für die, auch ohne solchen Propeller, unsere Rhedereien gesorgt
hätten) vielleicht ein Bischen beschleunigt. Des Kaisers Troß und
die Marine bringen Geld ins Land; einen in der Enge ansehn»
lichen Haufen, wenn das Gewimmel so breit ist, daß, wie jetzt ge»

schah, fünfhundert nackte Matrosen bcieincm«Schwimmfest "pa-
radiren können. Mit Geld aber ist das herrlicheReichNorgenicht
zu ködern; sonst hätte es seine ungeheuren Wasserkräfte, bei deren
Hingabe sichs doch um ganz andere Summen handelt, nicht stand-
haft bisher stets dem fremden Kapital geweigert. DiesesLandhat
keineFrcmdenindustrie, will keine haben und wehrt sich gegen die
Herrschaft einer Bourgeoisie, die für Geld Alles macht, nicht min»
der kräftig als gegen die ältere Form derProstitution. Da Hausen
feste, festin sich vcrriegelteMcnschenvonstarkem, dochnieüber den
Rand des Seelengefäßcs fließendem Gefühl und unausrodbarem
Freiheitbedürfniß.Dicwollcnlieber.aufrcchtaufsehnigenBeinen,
arm bleiben als sich behaglich inLuxusgcwöhnung betten, die sie
von fremder Laune abhängig macht. Die haben, wider den Rath
ihrcsWirthschastvortheils,dasBand,das sie anSchweden knüpfte,
zerschnitten, sehen neidlos seitdem das Nachbarreich aufblühen
und frieden sich in die stolze Frommhcit des Bewußtseins, nach
eigenem Willen fortan ihrSchicksal gestalten zu können. Siewol-
len nicht in Verbrüderungszcnen gczcrrt werden, nach denen ihr
Herz nicht langt; wollen nicht in denBriten, denen siesichnähcrals
den Deutschen fühlen, den Glauben nähren, Norge sei bereit, feine
Fjords und Küsten im Kriegsfall dem Feind Englands zu gön-
nen. Wollen neutral sein, in jedem Streit, den nicht ihr Interesse
fordert, der Schußlinie fern; auch nicht artig genöthigt, an ehr-
würdigen Stätten ihres Naturkultes steinernes Spielzeug auf-
zubauen, das Diesen, weil ihnenfürTheaterrecken mit gespreizten
Beinen, dicken Schenkeln undweibischgewölbtemBeckenderSinn
fehlt, noch auf demMarkt eines Dutzenddorfes mißfiele. DcrKö-
nig kann nichts erwirken,nichts hindern; hat nicht einZchntel der
den Präsidenten in Washington oder Paris, den Häuptern der
Hansestädte gewährten Macht; muß froh sein, wenn in ihm das
Dänenthumsich mählich insNorgische färbt und er nicht, als dem
Volkswillen untaugliches Werkzeug, an den Sund heimgeschickt
wird. Die Nordlandsmänner würden sich schämen, vor ihm, der
für anständige Haltung und bescheidene Repräsentation bezahlt
wird,sich knechtisch zu bückcn,und derb dem Bengel dasOhrläpp-
chen kneifen, der andächtig gaffte, wenn Haakons Frau auf dem
Zwcirad durchKristianiasStraßenfährt.Nnd diese würdige.crnste,
im tiefsten Wcscnskern sittliche Menschheit, der die bebänderte

und bewimpelte byzantinisch-neudeutsche Gloria, das Protzen
und Ducken, der Stuckplunder und die alltäglicheFlaggengala so
widrig sind, wie dem Argermanen spätrömisches Gaukelwerk war,
dem Nüchternen alkoholischer Dunst immer sein wird, diese nicht
früh und spät nach der Profitmöglichkeit ausspähende Volkheit
soll ihr Gefühl fälschen und den reinsten Born ihres Wollens ver»
giften, weil sonst ein paar bergener Proviantlieferanten nicht in
jedem Sommer vierWochen lang die breite Tasche füllen könnten?
Dannwäresie einGebild ausWichtcn,nichtdas letzteAufgebot edel
männlichen Germanenthums,dcmderGewisscnshortnichtumalle
Schätze Niflheims feil ist. Wilhelm kennt dieses Volk nicht. Herr
vonTreutler.'ders kennen müßte, hütet die Zunge. Konsul Mohr,
ein bethulicherFremdkörper.und die talentlosenPinsler, mit denen
der Kaiser dort verkehrt, wissen oder sagen nicht, was ist. (Nicht
Einer hat auch nur den Muth gehabt,ins Neue Palais den Rath zu
senden, das Denkmal,wenn durchaus eins sein müsse, einem nor-
wegischen Künstler aufzutragen. Die können,wie das seltsam schöne
Steinbild des Mathematikers Abel auf dem Weg nach Haakons
Schlößchen zeigt, mehr als der Durchschnitt unserer Hofberninis.
And derAuftrag wäre als eine Ehrung norgischer Kulturhöhe ein»
Pfunden worden.) Wüßte Wilhelm, was ist, dann dürfte er sich für
einen gern gesehenenGast,nicht fürdenLieblingderNordmänner
halten; würde ihnen weder Geschenke noch Optionen aufdrängen;
diedeutscheKriegsflottenichtsooftundsolangezeigen;ihremstillen,
stolzen Selbständigkeitdrangüberlassen,wosieimFallanglo»deut»
fchenMachtzwistesihrenPlatz wählenwollen;und,wenn er aufrich-
tigen Dank ersehnt, ihnen vonRußland unzweideutige Assekuranz
vermitteln (die jaauchuns nützlich wäre: weildasDeutscheReich,
überFinlandsGrenzc hinaus, skandinavischeHäfen unterRussen-
Herrschaft nicht dulden dürfte). Was ihm vorgemacht wird, ist
Hokuspokus; und dieFrucht feines freundlichenMühens:Miß-
stimmung auf beiden Seiten. Wer sagts ihm? Daß Liebe nicht
zu erzwingen ist und der leckerste Bissen derZunge nicht schmeckt,
der er von fremden Fingern zwischen das Zahngitter geklemmt
wurde? Wer? »Majestät braucht Sonne." So leben wir. »Kie-
ciiocre et rampant: et I'oriärriveätout.-Figaro hat Potsdam geahnt.
Flügel; ins Goldland gespreitet. Das Neuste aus Plunders-
weilern; oder: aus Seldwyla? Aus Berlind 8. Die Kaiserliche

Regirung hat den Vorschlag abgelehnt, die Mitwirkung des deut»
schen Gewerbes zu der Weltausstellung zu erlangen, die, als
Nebenfeier der Panamakanalsöffnung, fürs Jahr 1915 auf dem
Gelände der Stadt SanFranzisko geplant ist. Sie muß es drei-
mal fagcn, ehe mans glaubt. Jeden ernsten Menschen ekelt der
Meßbudenlärm; von zehn nationalen oderinternationalenAus»
stellungen sind mindestens neun unnöthig, unnützlich; nur Vor»
wände sürKneipenwirthe, Ordenstreber.Hurcnkrämer. Schade um
die Unsummen, die unsere Industrie schon in diese Tümpel ge»
wörfen hat.Steigerung desAbsatzes?VonBier,Wein,Schnaps
und Syphiliskeimen: sicher. Alles Wichtige: Quark; Europa
weiß, ohne Jahrmarktprunk und Kitzelmädchen, wo sie kaufen kann.
(Die Kommission, derHerrGoldbergermit kluger Hingebung prä»
sidirt, wäre nicht einen Tropfen Tinte werth, wenn sie nicht sehr
viele Ausstellungpläne vereitelte und für anständige Vertretung
Deutschlands aufden unvermeidlichenMessen sorgt e.)Warjemals
aber irgendwo eine Ausstellung denkbar, konnte derschwärmende
Phantast oder das nüchterne Kaufmannshirn eineträumen, zu der
das Deutsche Reich, noch um den Preis eines Millionenhügels,
mitwirken müßte, dann ists die für die Küste des Stillen Ozeans
vorbereitete. ErsterGrund: dasEreigniß, dessenFeierdievorlcl's
fair höhen soll. Der uns fast schon angestammte Theobald liest ja
(richtige Bücher) und gilt Manchem deshalb als ein Träger deut-
scher Intelligenz, dessen klumpiges Fehlerbündel der Blick nicht
durchstöbern dürfe. Solches Gipfelchen hat gewiß auch den Ecker-
mann intus. Februar 1827. BeiTischsprichtExcellenzvon Goethe
über den Panamakanal, dessenBedeutung ihrHumboldts Schrift
aufgehellt hat. »Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit
Schiffen jeder Ladung und Größe durch solchen Kanal aus dem
MexikanischenMeerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so
würden daraus für die ganze Menschheit, civilisirte und andere,
sich unberechenbare Resultate ergeben. Wundern sollte es mich
aber, wenn die Vereinigten Staaten sich die Möglichkeit entgehen
ließen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Vorauszu-
sehen ist, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen
Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die
großen Landstrecken jenseits von den Felsengebirgen in seinen
Besitz genommen und bevölkert haben wird; ferner, dag an dieser

ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur schon die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach große HandelsstädteentstehenunddenVerkehrzwischendenVereinigten Staaten und ChinanebstOstindien vermittelnwerden. In solchem Fall wäre es aber nicht nur wünschenswerth, sondern fast noth» wendig, daß sowohlHandels-wie Kriegsschiffe zwischen der west» lichen undder östlichenKüsteNordamerikaseineraschereVerbindungunterhielten, als bisher,durch die langweilige, widerwärtige und kostspieligeFahrtumdasKapHoorn,möglichgewesenist. Für die Vereinigten Staaten ist es unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben; aber ich werde nicht. Zweitens möchte ich die Her» stellung einer Verbindung der Donau mit dem Rhein erleben. Und drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großenDinge möchte ich erleben; und es wäre wohl der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige fünfzig Iahre auszuhalten." Unsere Ehrfurcht staunt scheu vor dem fernen großen Deutschen, der aus so ruhiger Zuversicht den Briten Suez wünscht; zärtlicher vor dem majestätischenMenschen» verstand, der so weit vorausschaut und sich niemals des Bekenntnisses schämt,daß er dieSachederMenschheitdernationalenvoranstellt. Sein Sehnen wird nun Erreichniß. Panama öffnet die Schleußen: und vom Atlantischen gehts, durch den Golfvon Mexiko, in den Stillen, aus dem Stillen Ozean, durchs Karibische Meer, in die Atlantis. Vier Erdtheilen dämmert eine Stunde von un» gcheurerBcdcutung. Wir werden von drängender Höflichkeitgebeten, neben der Wolkenwiege, im Behang unseres ganzen Vermögens, zu stehen: und wollen nicht. Stellt Euch vor, daß vor zweihundert Iahren Papin, vor hundert Fulton die Deutschen aufgefordert hätte, dieWehen der Dampfschiffahrt, als ein Weltschauspiel.zu weithin sichtbarer Anzeige ihres Könnenszunützen; wärs nicht sträfliche, unverjährbare Dummheit gewesen, solchem Ruf sich zu versagen? Zweiter Grund: Wirtschaft, Theovaldur! Vom erstenIanuar bis zum erstenAugust1913 hat unserHandel Waaren gewälzt.derenWerthziffer dieFirnhöhe von zwölftaufend MilliardenMark überkletterte. Für den Zeitraum von siebenMonaten ists immerhin Etwas. Auf solche Leistung ist der Mecha»

nismus, ist auch derLebensstand derVolksmasse eingestellt; und
dasReich würde stech, wenn es sich in Enge zurückpferchen müßte.
Der Kanal entriegelt dem Handel Europens eine neue Welt;
nicht nur China und Ostindien, die Goethe erwähnt (und die über
Panama viel schnellernoch als überSuezerreichtwerdeNkönnen),
sondern die ganze Westküste Amerikas, von den Aleuten bis an
die Magalhaesstraße. Da ist wirklich einmal, nicht nur auf dem
Papier offiziöser Zeitungen, Neuland; ein dem Auge unermeß»
liches. Absatzgebiet. Was wir bis heute nach Westamerika ver»
kauften, war kaum der Rede werth. (Auch die in den Vereinigten
Staateneingehandelte Summe nicht gar so gewaltig, wieMancher
nreint; von siebenzehn Milliarden, die Onkel Sam im Iahr 1912
für eingeführte Stoffe undWaaren ausgab, haben wir hundert-
«chtzigMillionenDollars bekommen.) Das könnte sich rasch wan-
deln, wenn derWasserwegnach Alaska, Westkanada, Kalifornien,
Mexiko, Ekuador, Peru, Bolivia, Chile, Argentinien um ein be-
trächtliches Streckenstück gekürzt ist. Der Westen blüht auf; ihm
inehrt sich das Bedürfnis und die Möglichkeit, es zu sättigen. Und
wcrs irgend erschwingen kann, fahrt aus Ostasien vors Goldene
Ähor der Franziskusstadt: um zu sehen, was er sonst wohl nie»
?nals sähe. England geht auch nicht hin? Seine Sache; und ein
ganz anderer Fall als unserer. Den Briten ist, erstens, durch die
Ämgchung eines Versprechens, dieFreude an dem Kanalgetrübt
Vorden; sie konnten, zweitens, weil für die Schwerindustrie und
den Schiffbau von drüben nichts zu holen ist, kaum viel mehr als
Tcztilwaaren (und Worcestersauce) ausstellen; und dürfen sich
drum, drittens, freuen, wenn ihre Abstinenz erwirkt, daß auch
Deutschland, der gefährlichste Wettbewerber, der Frisko-Messe
sern bleibt. Wir haben Ursache, über die Amerikaner zu klagen?
Weil ihreZölle und Einfuhrbestimmungen nicht so sind, wie siein
unseren Kram passen würden? Unsinn. Sie wahren, nach hellster
Einsicht, ihrenVortheil; und wärenNarren, wcnnsie unserem nach-
f.ügen. Der wird gewahrt, wenn wir dem Nord- und Südwesten
derNeuenWeltund zugleich denOstasiaten zeigen, was wir leisten;
daß wir seit Saint Louis schon wieder vorwärts gekommen sind.
Und durch die Mitwirkung zum Glanz der Weltmesse wird der
WunscheinesVolkes erfüllt, dasunsimvorigenIahrfürWaaren
siebenhundert Millionen Mark gezahlt hat; das Abermillioneu

deutscherMenschen nährt und hunderttausend reich werden ließ; das deutschen Schiffahrtlinien noch nie Konkurrenz bereitet hat, in jedem Sommer unsere Heimath mit einem Goldstrom düngt und, trotzdem unsere Presse ihm dummdreist in sein öffentliches Wesen dreinredet, es alltäglich überlaut, mit dem ihr theuren Heuchler» pathos, fortwuchernder Fäulniß zeiht und jeden newyorker Klatsch ins Gigantenmaß bauscht, der deutschen Kultur und dendeutschen Kommlingen stets freundlich gelächelt hat. Diese große, von Kraft undWagerMuthstrotzendeNationladetunszurFeierderStunde, die sie dem Ziel ihres Sehnens nähert: der Herrschaft über die Märkte West- und Südame rikas und Ostasiens (der einzigen Län» der, die sieernsthaftinteressiren); sprichtzuuns: «ZeigetdenKun» den von morgen, neben uns, unter genau den selben Meßbedin» gungen wie wir, was Ihr vermöget." And wir antworten:»Danken fürBackobst; wir habenzu oft ausgestellt, von SaintLouis nicht ge» nugNutzen gehabt und sind müde." Quatsch undFrevel. Anstands» pflicht undGewinnsucht münden in denBefehl, am Stillen Ozean eine Ausstellung deutschen Kulturstandes zu bereiten, wie nie eine war. Eine, dienichtvonZufallsgünstlingen, dekorativen Geheim» rächenohncHirnschmalzundanderenStümperngerüstetwird, son- dern vonAlldeutschlandstüchtigstenMännern. Saint»Louis war Hofsache; San Franziska sei Volks jache. Armee und Marine, Wasser- und Luftschiffahrt, Malerei undPlastik, Architektur und Kunstgewerbe, Maschinen undChemikalien, WebwaareundKon- fcltion, Putz undSpielzeug: Alles muß hin; nichts, was dieErinne- rungandas inPhiladelphia vonReuleauxgesprocheneRügewort „Billigundschlecht"nachachtunddreißigJahrenauffrischenkönnte. Bauet das ältesteBremen,Danzig,Nürnbergauf die kalifornische Landzunge; und vergesset Chorin und Paretz nicht. Lasset tresviri, die kundigsten, unbefangensten, selbstherrisch bestimmen, was aus jedem Bezirk deutschen Schaffens zur Schau gestellt werden solle. (Für dieWehrmachtprovinzGeneraloberst vonBülow, Admiral GrafBaudissin, General von Wandel; sür Kulturwissenschaft und Kunst Lamprecht, Lipps, Graf Keßler; für Sozialpolitik Legien, Naumann, Stinnes; und so weiter.) Bittet den Fürsten Bülow, als höchster Repräsentant demUnternehmenvorzustehen.Werbet Herrn MaxReinhardt mit seiner besten Mannschaft für die Auf- führung der wirksamsten Dramen von Sophokles, Shakespeare,

Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Ibsen. (Als Kanzler würde ich
vomNeichstaginjedemHaushaltsjahrdreihunderttausendMar5
zur Stützung eines deutschen Schauspielhauses fordern, das den
Vereinigten Staaten werden müßte,was ihnen heute dieMetro»
politanOpera ist; und gewiß sein, damitgermanischer Kultur einen
reichlich zinsenden Dienst zu leisten.) Nicht ein Hundertel des
mustergiltig inDeutschland Gefügten ist drüben bekannt noch gar
in seinem Werth recht gewürdigt; weder die Masscnwaare des
Modetands, der nun einmal verlangt wird, noch, zum Beispiel,
dieThierplastik unseres mit dürerischem Handwerksernst und dü-
rerischem Gestalterfrohsinn begnadeten Meisters August Gaul,
dessen Skulptur, wenn sie aus Paris oder London käme.mitGold-
darren aufgewogenwürde(für dessen Figurenfülle inBerlin aber
Hof, Staat und Gemeinde keine Aufträge hat). Wie keine je war,
muß diese Ausstellung werden.Danach verbitte Deutschland jede
Einladung und bleibe zehn Iahre lang still zu Haus.
Herr Ballin hat die Wichtigkeit der Sache erkannt und sich
tapfer drum mit dem Vorschlag hcrvorgewagt, die Ausstellung
ohne die Hilfe derKöniglichen undKaiserlichenRegirung zu ma»
che«. Tapfer; denn er wußte doch wohl, daß aus dem Großmaul
mit den Letternzähnen und denHolzpapicrlippen ihn dieOeffent-
liche Meinung anpfauchen,werde: »Du, oller ehrlicher General-
direktor der Hamburg»Amerika»Linie, willst von unserem Gewerbe
nur neuen Transporttribut erlisten, Deine Dividende, also auch
Tantieme, erhöhen oder Deine Rescrvekissen noch dicker auspol-
stern; denkst, in derPatriotenmumme, nicht andas Deutsche Reich,
nuranDeineAtlantic-ImperatorenundschwimmendenSpeicher."
Das ist des Landes Brauch. Wer die gewissenlose Demagogie einer
Steuermachei tadelt, die dreihunderttausend Menschen eine Mil-
liarde abpreßt, »schimpft, weil er sich von derZahlungpflicht weg-
drücken will." Wer einUnternehmen empfiehlt, giert nach Gewinn.
Sei, Deutscher, in alle Wege sicher, daß voy Zehntausend kaum
Einer sich in den Glauben raffen werde, Dein Handeln sei aus lau-
terem Wollen gezeugt; daß man Dir das albernste oder stinkigste
Motiv eher als ein anständiges zutrauen wird.Am so sicherer, je
öfter Du dem Reich zu nützen, deutsches Wesen zu fördern ver-
mochtest. Uneigennützig sind, in selbstloser Keuschheit prangen nur
die Reinen, die nachts und mittags Meinungen in dieRotirma»

-Maschine liefern. Diesen Zustand kennt kein anderesReich. Herrn
Ballin wirdderTerror nicht einschüchtern; höchstens stimmen,die
Liste derSchimpfer neben die der aufMeer und Ozean gratis Ge-
fahrenen und Gefütterten zu legen. Er gehört zu den paar genial-
ischen Unternehmern, denen, weil sie, weit über den Aktienbezirk
hinaus, wohlthätig gewirkt haben, die deutsche Menschheit Dank
schuldet, und braucht ihn nicht hastig, wie der Croupier den Spiel-
bankgcwinn, einzuharken. Er, der für die Dämpfung des anglo-
dcutschen Zwistes sich mehr als irgendein Anderer geplagt hat,
mcrkt.daß nur leichlfcrtige Thorheit rathcn kann, uns jetzt in Eng-
lands Tauschlinge von Amerika und Ostasien fort schleppen und
Frankreich die neueWcide.die fettste, die noch blieb, abgrasen zu
lassen.UndseinAnsehenistindenHavptrcvierenderIndustrieund
des Handels so mächtig, daß ihm die Aufrüttelung derMüdesten
gelingen kann. Warum aber wollen wir aufdcnZuschuß und den
Nimbus desReichesverzichten?Dasiedochohneüberwältigende
Anstrengung zu erzwingen sind? In der Handelspolitischen Ab-
lheilungdesAuswärligenAmtessitzondieHenenvonKörner,von
Göbel und andere leiblich verständige Leute. Unterstaatssekretär
Zimmermann möchteBotschafterinTokio werden (wo es mit dem
Grafen Rex, Bethmanns Studienfreund und Günstling, nachge»
rade.wie hier oft vorausgesagt wurde, doch nicht mehrgeht); und
mag dorthin, trotz der Konsularerziehung und dem burschikosen
Lebensrhythmus, wohl eher taugen als auf den Sitz, der breiteren
Wissensumfang, feinere Witterung und höhere Initiativkraft ver-
langt. Will er, derunterKnappesklugerFührungOstastenkennen
lernte, auf dem beinahe schon verschütteten Grundstein Mumms
weiterbauen, mit der Wirthschaft sich also mehr als mit hoher, aller-
höchster Politik beschäftigen, dann muß eine Weltausstellung, die
über denPacificwinkt,ihm willkommen sein. Und Busche^derihn in
,derWilhelmstraße ersetzen soll, weiß, was aus Westamerikazu ho-
len wäre. Alle Gescheiten, von den beiden Klemens bis zu R Hein-
baben und Richter, von Colmar Goltz bis zu Sally Loewenfeld,
von August Eulenburg bis zu Paul Schwabach (von Mexiko),
sind verpflichtet, sich für den Plan einzusetzen. Ultima ratio: Wil-
helm könnte, auf feinem neuen Prunkschiff, das der Vulkan im
Lenz 1915 aus aller Probefährniß haben kann, am Goldenen Thor
.landenund die deutscheAusstellung cröffnen-SolcheReise brächte,

wenn weise Vorsicht sie besonnen hätte, reicheren Ertrag als die
Fahrten nach Konstantin opel, Ierusalem, Korfu, Trondhjcm.
Das Mittelbild; aus derReichswehenzeit. Emile Ollivicr ist
gestoroen.Am Mittclmeer wollte er, imBannkreis der Marseille?
Heimath, bestattet sein und als Gruftzier wählte er eineMarmor-
tafel, der, über dem Namen des Ruhenden, der Satz eingemctzt
werden sollte: ,,vne Arancle esperance cians une Francle paix.» Der
großeFriede des Grabes ist dem Greis zu gönnen, der einst selbst
eine große Hoffnung war. Ein beredter und berühmter Advokat
und Sprecher im Lorps l.e^,s>«tik. Gründlich gebildet und aus den
sichtbarsten Kulturquellen getränkt. Er kennt geistliche und welt-
liche Rechtssatzung, Buonarotti und Rafael, Racine und Lamar-
tine. Sehr französisch (mehr mediterranisch als gallisch) und den-
noch durchaus nicht den Preußen feind ; noch imMärz 1867 hat die
Möglichkeit deutscherEinung.die nach Königgraetz nur unterpreu-
szischer Spitze denkbar schien, ihn nicht geschreckt. Erfinder und Fin-
der des empire liberal, des dicht von der Verfassung umgitterten
Kaiserthuines, von dem Louis Napoleon Bonaparte-Beauhar-
nais (Holländer, nicht Korse, blonder, nicht schwarzerBonaparte)
fein letztes Heil erhoffen lernte. Als Abgeordneter hat Ollivicr 1863
aus dem Mund seines Kaisers gehört: »Ich werde stets konsequent
bleiben. Da ich fürItaliensUnabhängigkeit gekämpft, für Polens
Auferstehung gesprochen habe, muß ich auch da, wo sichs um die
deutsche Frage handelt, meinem Gefühl und Grundsatz treu sein."
Dem, was der Deutsche »Nationalitätprinzip» nennt. Der ver-
schämte Absolutismus hinkt: schnell also die Probe von demGe-
gcntheil. Frankreich ist aus Mexiko gewichen, hat für den Papst
und diePolen nichts Rechteszu thun vermocht undmußdieRache
fürSadowa auf Eis legen. Eugenie ist verhaßt,Rouher verbraucht.
Ollivier soll das neue Ministerium, das volksthümlich liberale,
bilden. Am zweiten Ianuar ists fertig. Der vierundvierzigjährige
Marseiller wird Präsident und Iustizminister. Sein erster Schreck
ist das Duell, in dem Prinz Pierre Bonaparte einen Schimpf»
gehilfen Rocheforts erschießt. Sein erster Bluff, auch noch im
Januar, derVorschlagallgemeinerAbrüstung,denBismarck, den
Mrchow und Genossen zu Graus und Grimm, ohne Säumenvon
seinerAmtsschwelleweist. EinIahrzuvorhatderspanischeStaats-
rath Salazar in einerBrochure empfohlen, den Erbprinzen Leo-

pold von Hohenzollern auf Spaniens Thron zu setzen. ImApril
1869 ist der Plan an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern
gekommen und von ihm, im Namen seines ältesten Sohnes, Höf»
lich abgelehnt worden. Nach dem freien, vom Hausgesetz verbürge
ten Recht der sürstlichen Linie, die mit der königlichen nur eincrr
Stammvater (aus dem dreizehnten Iahrhundert) gemein hat und
aus eigenem Willen, ohne erst in Berlin anzufragen, jede Krone
annehmen und ablehnen dars. Graf Benedetti, Frankreichs Ge-
sandter, soll den Bundeskanzler aushorchen: und erfährt, datz
König Wilhelm nicht zugestimmt hätte, die Sache aber schon ohne
seinen Widerrath abgethan sei. Noch nicht; trotzdem sie älter ist
als Salazars Schrift. Daß Leopold in Madrid willkommen sein
würde, hat schon im November 1868 die Neue Freie Presse er»
zählt; und den Erbprinzen, den Eidam des Königs von Portugal,
aufKosten seinesBruders, »dcsRumänenfürsten vonBratianus
Gnaden", gelobt. Eugenie, die Spanierin, ist fürDon Carlos, ihr
Louis (heimlich) für den Prinzen vonAsturien. Doch beide Groß»
mütter Leopolds waren Basen Napoleons und Fürst Karl Anton
ist ihm eng befreundet: vielleicht gehts, trotz lauten und leisen
Widerständen, mit Leopold. Im September 1869 führt Werthern,
Preußens Vertreter inMünchen, Don Eusebio di Salazar yMa»
zaredo in Karl Antons Weinburg. Als vom Ministerpräsidenten
Marschall Prim und von den Cortes des Königreichs Bevollmäch-
tigter bietet der Spanierdie Krone Iberiens an; zuerst dem Rumä»
nenfürsten,der als Gast in der Weinburg weilt, dann, nach Karls
unbedingter Weigerung, dem Erbprinzen. Der zaudert; hängt den
Entschluß an drei Forderungen, deren Erfüllung Sybel in der
»Zukunft" einst»unmöglich" genannt hat: keine Gegenkandidatur,
einstimmige Wahl, unerschütterliche Freundschaft mit Portugal.
Pause. Ollivier ist schon im Amt, als Bismarck nach Bukarest
schreibt: »Der politische Horizont hat, von Berlin aus gesehen,
augenblicklich eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts vonInter»
esse darüber sagen läßtund ich nur den Wunsch hege, daß keinuner»
wartetes Ereigniß das ncubelebte Vertrauen auf den allgemeinen
Frieden in Frage stellen möge." Kommt derWunsch aus dem Her»
zensschrcin?In derletztcnFebruarwoche pocht Salazar zum drit»
tcnMal.Wilhelm istschroffgegendieAnnahme.dieihn einAben»
teuer dünkt; KronprinzFriedrichWilhelm warnt denVetterLco»
pold vorBismarck, derjetzt vorwärts treibe,doch imNothfall nicht

Helfen werde. Am vierten März lehnt Leopold noch einmal das An»
gebot ab. Vielleicht ist Friedrich, des Sigmaringers dritter Sohn,
ivillig? Der zweite liest in einem Brief des Vaters: «Da inSpa»
nien svant Wut ein katholischer Hohenzollern gewünscht wird, so
Habe ich Fritz, im Fall seines Einverständnisses, vorgeschlagen. Ich
Hoffe, daß ersichdazu i cstimmen lassen wird.Doch istAlles erstim
WerdcnunddasGehciinnißmußvorläusiggewahrtbleiben.Deine
liebeMutterwirdesci, en ungeheurenKampfkosten;abersiewird
schließlich nicht in den Gang derWeltgeschichte eingreifen wollen. .
AuchDies ist ja eine unbegreifliche Fügung derVorsehung." Fritz
will auch nicht.(»Dein Bruder hat so wenig Ehrgeiz,daß ich nicht
inchr an die reusgite dcrThronkandidatur glaube.Der König will
nicht befehlen, Fritz aber ohneBefehl sich nicht dazu entschließen.
Man mutz dieSachealso fallenlassen. Ein großer historischer Mo-
inent für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Mo-
inent, wie er noch niemals dagewesen, wohlniemals wiederkehren
ivirdl Die äußerst interessanten Verhandlungen können nun bei
den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Histo-
?iker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird." Aus Briefen
Karl Antons.) Der alteKönig felbst, dem die Geschichte längstun»
Heimlich ist, telegraphirt, zweimal, anPrim: Endgiltigabgelehnt.
Bismarck hat wunde Nerven und antwortet auf jede Frage, er
könne nichts thun ; Prim müsse sich direkt an den Prinzen wenden.
Ist aber «mit demFehlschlagsehrunzufrieden": sagtKarlAnton;
und tröstetsich, amzweitenIuni, mit neuer Hoffnung: »Die Sache
ist noch nichtganzaufgegeben;siehängtnochaneinigenFäden, die
aber schwach wie Spinngewebe sind." LotharBucher und Major
vonVersen haben aus Spanien gute Kunde gebracht; das Spiel
liege fürLeopold überalles Erwartengünstig. Derwirdnunweich
und spricht am zwanzigsten Juni zuSalazar, denPrim undSer»
7ano, der Regent, wieder nach Sigmaringen geschickt haben, das
entscheidendeWort:IchkommenachMadrid. Erlangt auchdieZu-
stimmungdes Königs (dieernichtbraucht).Inzwischen hatOllivier
das Plebiszit erkünstelt, das dem Kaiser erlaubt, sich am Flacker»
schein einer mächtigenMehrheit (7gegen 1 '^Millionen Stimmen)
zu rösten, und den Herzog von Gramont als Minister der Aus»
wärtigen Angelegenheiten hingenommen. In die Sommerwonne
P'atzt die Meldung: EinHohernzollern besteigt den Ibererthron!
<Zramont denktschonanKrieg; sagtzudemVertreterRumäniens,

Frankreich werde nach der Kriegserklärung schnell den Sturz des
Fürsten Karl erwirken, weil erseinemBrudernichtvondemWag»
niß abgeraihen und sich damit als einen Feind des Kaisers gezeigt
habe. Zwei Stunden nach dieserDrohung reist derGesandte (Strat)
nachSigmaringenundtrifftdorteinenSendlingdesaltenKöniqs,
derdenRückiritt desErbprinzen empfiehlt.Leopoldist.aufBayerns
Bergen, nicht rasch erreichbar; sein Vater handelt für ihn. Tele-
graphirt am zwölften Iuli nach Madrid anPrim, daß sein Sohn
die Kandidatur zurückziehe. And wird in Paris seitdem als»?ere
^nwme- in Schänken und SingspielhaUen verspottet. Strat bringt
dem Herzog von Gramont die Urschrift der Verzichtserklärung.
Dieser dreiste Dandy, den Lug die höchste Diplomatenkunst dünkt,
hat am sechstenIuli in derKammer gesagt:»Wir glauben nicht.datz^
dieAchtung vor denRechten eines Nachbarvolkes uns verpflich»
tet.zu dulden,daß eine fremde Macht einen ihrerPrinzen auf den
ThronKarlsdesFünftensetze.WirddieserVersuchgemacht,dann
werden wir, ohne schwächliches Zaudern, thun, was die Pflichtuns
befiehlt." Seit ers las, schlaftBismarck nicht mehr; nach dem er»
zwungenenRückzugausSpanienwillerseine Entlassungerbitten:
»weil er die Haltung nicht vertreten will, durch die derFriede er»
kauft worden ist ".Da kommt, am dreizehnten Iuliabend, aus Ems
eine Depesche des Königs. Benedetti hat, »auf zuletzt sehrzudring-
licheArt" verlangt, Wilhelm solle sich »für alle Zukunft verpflich-
ten, niemals wieder die Zustimmung zu geben, wenn die Hohen»
zollern auf ihre Kandidatur zurückkämen." Halb Sieben. Moltke
und Roon sitzen am Eßtisch. Zwei Fragen; rasch. Können wir schla»
gen? Getrosten Muthes. Sofort? Morgen lieber als im Herbst.
Aus der Chamade wird die Fanfare. Auch Benedetti hat aus Ems
telegraphirt; und seineDepefche, nicht die von Bismarckredigirte»
wirbelt denSturm in die pariserKammer„Wir sind geohrfeigt wor-
den; das kleine Preußen hat sich erfrecht, dem Reich Bonapartes
vor Aller Augen eine Maulschelle zu geben!" Aus allenWinkelrr
heults:,, Un soulklet!-Thiers mahnt zu würdiger Ruhe. Gambetta,
der sich schon heiser geschrien hat, heischt die Verlesung der De-
pesche, weil die Opposition dem Ministerium nicht traue. Ollivier
erklettert die Tribüne, hebt die Hand, senkt sie in die Brusttasche,
zieht sie aber leer wieder heraus, da seineMehrheit ihm brüllend
verbietet, die furchtbare Depesche ans Licht zu bringen. ,,l.a cle>
pöcke!" ,,vn souMe<!" Links gcllt, rechts dröhnt der Schlachtruf.

Gramont reckt sich. »Ich habe die Depesche gelesen." Ein Bürge.
Aus solchem Wortbrand wird Krieg, schrillts aus dem Geknäuel
derRepublikaner; und wer weiß, ob wir gerüstet sind? Ich,spricht
der Kriegs minister Leboeuf, Marschall von Frankreich; ich weiß,
daß wir bis ins Kleinste fertig und erzbereit (arctnprets)stnd. Der
zweite Bürge. Der dritte ist Ollivier selbst. »Gewiß: von diesem
Tag an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verant-
wortlichkeit.Wir übernehmen sie leichten Herzens." VierzehnTage
danach ist das beiWeißenburg.Wörth, Spichern geschlageneFran-
zosenheer auf wirrem Rückzug; Paris von Pöbelaufständendurch»
^ tobt; Ollivier gestürzt und durch den General Grafen von Palikao
ersetzt;WilhelmsHauptquartier auf französischer Erde. Und ?ere
^ntoine (einer der klügsten, bescheidensten, noch im Dunkel klar»
sten Hohenzollern, die wir kennen) schreibt an seinenKarl: „Von
Deinem Strat erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in
Paris; er trug dazu bei, daß ich die Renunziation Leopolds viel-
leicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als ohne
seinen dringenden Rath geschehen wäre. Dadurch, daß ich im rich-
tigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Ver-
öffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der
preußisch-französische Krieg populär und ein deutscher Krieg ge-
worden. Durch einige Verzögerung hätte er eine dynastische Fär-
bung bekommen und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich
gelassen. Ich bitte daher, Stratnicht zu tadeln, sondern seiner guten
- Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß
Deine Gegner in Rumänien denKrieg herbeiwünschten, um Dich
zu stürzen. Strat wollte deshalb den Krieg ä Wut prix vermieden
wissen; denn auch er, wie Niemand in Frankreich, hatte nicht die
entfernteste Ahnungvon der ekrasanten Superioritätunserer Waf-
fen. Napoleon hat die deutsche Einheit in vierundzwanzig Stun-
den zu Stande gebracht!" And mit ihm, mit seinem Kaiserhaus
hat der Abgrund die drei Bürgen verschlungen, die leichten Her-
zens die große Verantwortung solchen Krieges auf sich nahmen.
„I^Ious l'acceptons ä'un coeur leAer»: die sieben Worte haben
Olivier Emile Ollivier gewürgt; ihm unstillbareren Haß eingebran-
det als, drei Jahrhunderte zuvor, alle Teufeleien dem Olivier, der
Barbier und Berather, Spürhund und Henkersknecht Ludwigs
des Elften war. Wo er schlich oder kauerte, da murrte oder gisch-
tete es um ihn: »Dieser ist derMann mit dem leichtenHerzen,dcc

uns tänzelnd ins Verderben gerissen hat!" Staunend hat er ge»
fragt: «Was werft Ihr mir vor? In Littres Wörterbuch steht:
‚Leicht heißt auch, was nicht mit sittlichem Gewicht niederdrückt'.
Ich habe die Notwendigkeit des Krieges mit reinem, unbelaste-
ten Gewissen hingenommen; nicht leichtsinnig, sondern nur ohne
den Druck sittlicher Bedenken. Das wollte ich sagen: und habe es
so ausgedrückt, daß ich vor der Grammatik und vorderMoral be»
stehen kann." Vergebens. OepecKe und souttlet wurden vergessen:
das dritte Schlagwort aus der Abendsitzung Tollwüthiger über-
schrienochdenJahrhundertwechsel.WieSchicksalwarsüberDem,
dessenlächelnderPlaideurmund essprach. Und funkelt düster nun
von dem weißen Marmor der Grufttafel ins zarte Dämmergrau
des Mittelmeeres weit hinaus: »O un coeur leZer...» Von der
zweiten Januarnacht bis inden neunten Augustmittagdes Jahres
1870 war Ollivier Ministerpräsident; sieben Monate und sieben
Tage lang. Dreiundvierzig Jahre hat er dannnoch erlebt; in sieben-
zehn Bänden die Reize des empire liberal, seines verkrüppelten,
imSteckkissen gestorbenenKindes.zu schildern, mithitzigerem Eifer
sich zu entschuldigen oder dochmilderndeUmstände zuerschwatzen
versucht. Das rastlose Mühen bliebunbelohnt.Von eines langen
Lebens LeistungAlles weggeweht bis auf siebenWorte. Alles. Daß
der Sohn des Marseille? Republikaners ein berühmter Advokat,
ein tüchtiger Präfekt, ein umschwärmte r Kammcredner war; einer
derFünf,dieim Gesetzgebenden Körperrumorten,bis dererknute-
tcn oder erkauften Mehrheit Zorn von derLippe schäumte: Fünf
wider sechzigmal Fünf. Daß er im Klerikerrecht und im Bürger»
gesetzbuch heimisch war.sich anmancherleiLiteraturundKunst dilet-
tirte, Liszts Schwiegersohn,Wagners Freund undPatron, endlich,
als dergroßeRichardCosima.dieSchwesterBlandinensOllivier,
geheirathet hatte.gar desTristanschöpfersSchwagerwurde. Daß
<r im Sturmschritt, ein schlanker Vierziger, alle Schanzen des Vor-
urtheils nahm und sich unter sieben Monden auf steiler Zinne hielt,
trotzdem Rochefort ihn täglich mit giftigem Sprengstoff beschoß
(der Republikaner Graf Victor Henri von Rochcfort-Lucay aus
den Papierscharten der Zeitung ,,I.a ^arseillniLc" den marsciller
Spießerssohn,der vor denKaiser nun,vor seinenlibcralenKaiser
den Schutzschild hält). Alles verhallt. Akademiker ist er: und darf
im Haus derAkademie nicht reden; nicht dem Kollegen und Tot»

feinde Thiers noch ins Grab hinein das Ehrenrecht absprechen.
Im Louvre selbst Hörter den Groll knirschen. Als sich das Antlitzder
Republikschon runzelt. „O'uncoeurleZer..." Versungen. Verthan.
Olivier Emile Ollivier durfte, wie Iohn Gabriel Borkman
sich einen Bonaparte wähnen, der in der ersten Hauptschlacht in»
valid geworden sei, der aber bald gesunden und den die Welle dann
auf die Höhe des von der Natur ihm zugedachten Schicksals heben
werde; spät vielleicht: eines Tages gewitz. Wie ein ruhloser, mit
stumpfem Zahn noch verwünschter und umdräuterWolf hat auch
dieser Seelenkrüppel gelebt. War nur redseliger, als Marseiller
nachBeifallsgestreichel lüsterner als derstilleErzträumerimNord-
gebirg. Ersaß,horchteinseinesWesensSchlündetiefhinein; und
diktirte derneben ihm greisenden Frau Blandine. Immer neue Be-
schreibung des alten Geschehens; siebenzehn Bände über das in
sieben Monaten und sieben Tagen, nach sieben Worten Erlebte.
Ein Menschenalter lang; länger. Schaudernd sah das Auge die
Bilder, die er, allzu gern, aus seinem Vehmring ins Freie flattern
ließ. Einer gepflegten Eule Aehnliches hockte da, dem die Worte
flinkvon der Lippe tropften; und unter den Fingern derAlten.deren
Jugend FranzLiszt im Schoß einer Gräfin gezeugt hatte, ahnte der
Betrachter dasGeknarr,Gerassel,GeplapperderSchreibmaschine.
Die Stimmung einer auf dem höchste« Grat in Kirchhofskomik um-
geknickten Tragoedie. Ein geschäftig um die Oeffnung des natio»
nalen Hörganges Bemühter, von dessen Redegestöber diese Na»
tion nur sieben Worte in die Ohrmuschel kapselt. Ein Wecker, den
der nach Ruhe langende, nach kühlem Vergessenstrank lechzende
Gesammtwille in endlosen Schlaf weist und der, immer, doch wie»
verkehrt und sich für den wichtigsten Wachtdienst anbietet. Ollivier
durfte behaupten und konnte ausAkten beweisen, daß er nichtfür
denDreibund Frankreichs,Italiens und Oesterreichs gegen Preu-
ßen war,niemals in Kriegswagniß strebte und daß ungefähr um die
selbe Stunde, auch wenn er nie gelebt hätte, der Feldzug gekommen
wäre. Aber er hat gelogen: als er Minister wurde; getrogen: als
er einenHaufengefälschterStimmzettelfür die Grundmauer aus»
gab, die ein Kaiserreich tragen könne. Keines sittlichen Bedenkens
Last wälzte sich je auf das Herz des Advokaten, der sich in den
Entschluß streckte, einer Volkszukunft Bürge zu werden. Und diese
Totsünde hat Chronos grausam, unerbittlich an ihm gerächt.

Das Heilige Wagniß.
ie ideale Forderung, die Amerika durch die Begründer und
Erhalter seines Staatswesen, durch die repräsentative inen
seines Volksthums, durch Verfassung, Institutionen und Ge-
schichte an sich selbst gestellt hat, ist die: allen Völkern der Erde ein
Freistaat zu sein. Die religiös und politisch, sozial und ökonomisch
Bedrückten werden hier ihrer Fesseln ledig. „Kommt her zu mW.
die Ihr mühsälig und beladen seid!" Euer wartet Freiheit, Gleich-
heit und Brüderlichkeit. So dachten die Baltimores in Maryland;
so dachte Roger Williams, der Apostel der Duldung in Rhode Is-
land, Oglethorpe, der die in Gefängnissen schmachtenden Schuld-
ner nach Georgia lud, Penn, der das „Heiligt Wagniß" unter-
nahm, in der Kolonie, die seinen Namen trägt, Jeden nach seiner
Ueberzeugung selig werden zu lassen. Er sprach von dem „Knlx
experiment", dessen religionpolitische Basis in einem seiner Briefe
festgelegt ist. Zwei knavpe,dochinhaltschwereSätze: „Ichverabsch:ue
in der Religion zwei Prinzipien und bemitleide ihre Anhänger:
das erste ist Unterwerfung ohne innere Beistimmung; das zweite.
Andersdenkende um des Herrn willen zu vernichten".
Diese humanitären Ideale haben Amerika mächtig und reich
gemacht; ihnen dankt es, was es an geistiger Größe und seelischem
Adel sein nennt, und von dieser ureigenen Tradition darf es nicht
leichthin lassen. Amerika muß auch ferner der Menschheit dienen
wollen; es muß trachten, seine.' weltgeschichtlichen Mission treu zu
bleiben. 1'sir pl:>v für Alle, freie Entfaltung der Kräfte, uner-
schütterlichen Glauben an das Dogma, daß das Gute im Menschen
stärker ist als das Schlechte! (Was „gut" ist, Ihr Philosophaster,
sagt uns die „innere Stimme".)
Amerika hat im Ganzen nach diesen idealistischen Grundsätzen
(die durch praktisches Bedürfniß gefestigt wurden) gehandelt und
in den letzten neunzig Iahren sind mehr als achtundzwanzig Mil-
lionen Einwanderer aus allen Ländern der Welt gekommen und
haben den Reichthum des Landes schaffen helfen. In dem Jahr-
zehnt von 1900 bis 1910 kamen fast neun Millionen; es war in
der Geschichte des Landes die stärkste Einwanderung einer Dekade.
Im Jahr 1910 zählten die Einwanderer 1M2 000; die Zahl der
im Auslande geborenen Einwohner betrug 13 316 000. Ohne die
Einwanderer wäre Amerika nicht, was es ist. Sie sprengten die
Felsen, überbrückten die Ströme, rodeten die Wälder, zogen die
Straßen, l gten die Schienen, bauten die Fabriken. In ihren Hir-
nen war aufgespeichert, was Europa an exaktem Wissen und be»

währten Methoden besaß, und ihre Hände verrichteten eine unge»
heure materielle Arbeit. Sie wurden in Werken des Friedens und
auf dem Schlachtfeld Mehrer des Reiches. Es erwies sich als eine
ausgezeichnete Spekulation, das geistige Erbe jener Schwärmer,
die die Menschheit erlösen wollten, zu hüten und zu pflegen.
Bis vor Kurzem waren die Segnungen der Einwanderung
allgemein anerkannt. Heute regt sich berechtigter Zweifel.
In dem Jahrzehnt 1880 bis 90 hat sich in der nationalen Be-
schaffenheit der Einwanderer eine durchgreifende Aenderung voll-
zogen. Zwei Gruppen heben sich von einander ab. Die (zeitlich)
erste Gruppe rekrutirte sich aus England, Schottland, Irland, Ka-
nada, Deutschland, Frankreichs Holland", der Schweiz und den skan-
dinavischen Ländern. Die zweite besteht aus den Einwanderern
aus Rußland (mit 51,7 Prozent Juden), Oesterreich-Ungarn, Ita-
lien und den kleineren slavischen Staaten. Die erste Gruppe nenne
ich der Einfachheit halber die nordwestliche, die zweite die südöst-
liche. 1850, im Jahr des ersten Census, gehörten 97 von 100 der
im Auslande geborenen Einwohner dieses Landes der nordwest-
lichen Gruppe an; jetzt nur noch 58. Während die nordwestliche
Gruppe sich in den letzten sechzig Iahren nicht ganz vervierfachte,
sind jetzt 826 Mal so viel Slaven und Italiener hier als vor sech-
zig Iahren. Im Jahr 1850 zählten sie 6000, 1890 wenig mehr als
800 000, 1910 beinahe 4 967 000. Die Slaven und Italiener in
ihren niedrigsten Schichten sind nach ihrer Wesensart, wie sie sich
aus Rasse, Klima und Geschichte entfaltete, dem angelsächsischen
Ideal der „Freiheit durch Selbstzucht" weltenfern.
In einer Zeit aber, in der ein einziges Jahr eine Million von
politisch mehr oder jweniger unreifen, ökonomischwehr oder weniger
gefährdeten Einwanderern herüberbringt, demokratisirt man die
Verfassung der Vereinigten Staaten mit so pietätloser Hast, daß
ohne Uebertreibung von einer friedlichen Revolution gesprochen
werden darf. Direkte Wahl der Bundessenatoren, Initiative, Re-
ferendum, Recall der Beamten und der Richter, Frauenstimmrecht:
all Das ist im Werden und hier und dort schon Gesetz. Das sou-
veraine Volk soll nicht nur herrschen, fondern auch regiren.
Will man die Einwanderung schrankenlos gewähren lassen,
so sollte man an dem Repräsentativ-System, wie es bisher bestand,
festhalten und jede Zollbreite gegen die Selbstherrlichkeit der Mas-
sen verteidigen. Will man das Motto „Regirung durch das Volk
für das Volk" im buchstäblichen Sinn wahr machen, so schränke
man die Einwanderung energisch und systematisch ein. (Die „Vä-
ter", Washington, Hamilton, Madison, ja, selbst Vefserson, haben

sich unzweideutig gegen eine unbegrenzte Einwanderung ausge-
sprochen; Befferson in geradezu seherischen Worten.)
Gewiß: eine solche Maßregel wäre „reaktionär". (Ist es nicht
auch reaktionär, Dämme gegen Ueberfluthungen zu errichten?) Sie
würde dem idealistischen Programm des amerikanischen Staates
widersprechen, aber jede Thesis in ihrer vollkommenen Ausbildung
Wird zur Antithesis. Der Satz: „5iat justitia, pere^t munäus!" ist
Unsinn. Nur wenn und so lange es erhält, ordnet, aufbaut, hat
das Recht Berechtigung. Das Selbe gilt von der „Freiheit". Recht
und Freiheit sind eben nicht Absoluta; sie sind, sobald sie sich im
Staat verwirklichen, künstliche Schöpfungen, Hilfkonstruktionen
von Menschenhand. Wenn die Befolgung eines Prinzips zumöm»
tionalen Ruin und zur praktischen Vernichtung des Prinzips füh-
ren würde, so muß die Starrheit des Prinzips gebeugt werden.
Eine solche Politik wäre freilich sehr unpopulär. Die Fabri-
kanten wollen billige Arbeiter, die Schiffahrtgesellschaften wollen
hohe Dividenden, die Nationen wollen offene Thür für die Stam-
mesgenossen. Geschäft und Gemüth (eine schwer besiegbare Koali-
tion) sprechen dagegen. Setzt man jedoch der Einwanderung keine
Schranken, so wird eine Sklavenkaste entstehen, die im Berein mit
der Negerbevölkerung (die durch Slaven und Italiener aus vielen
Erwerbsthätigkeiten verdrängt worden ist) früher oder spätex ver»
derblich werden muß. An skrupellosen Emanzipatoren wird es nicht
fehlen und die Masse lernt leicht, daß sie selbst der Quell alles
Rechtes ist. Der Freiheit droht von der Freiheit Gefahr und das
„Heilige Wagniß" wird mißlingen, wenn der Doktrinarismus (Das
heißt: die Denkfaulheit) siegt.
New Jork. Eduard Goldbeck.

Delphi.')

glaube nicht, daß es einen einzigen Menschen giebt, der beim
ersten Blick auf Delphi erstaunt und erschüttert ist; ich glaube
nicht, daß es einen giebt, der nach dem Abschied von Delphi es je

*) „Aus griechischer Erde. Im Sommer 1912, vor dem Krieg":
so heißt ein Buch, das Herr Adolf Gelber bei Perles in Wien er-
scheinen läßt (und aus dem hier eine Kostprobe gegeben wird). Ein

wieder aus der Erinnerung verlieren könnte. Es giebt gar nichts, was
im Grunde so unscheinbar wäre wie Delphi; und noch mehr: so un-
sichtbar! Denn es ist eine Thatsache, die jeder Besucher bestätigen wird,
daß er, schon unmittelbar vor Delphi stehend, noch immer fragte: Wo
ist denn Delphi? Früh, um fünf Uhr morgens, eilen wir aus dem
Hotel und sehen uns nach wenigen Schritten links hin, wo die Strasse
um eine Ecke biegt, an der einen inneren Wand eines Kessels, dessen
'Rand elliptisch verZKuft und aus dessen Tiefe zwei ungeheure Boden-
Wellen auffteigen. Sie lagern wie zwei Fruchtkerne, zwei Brüste da,
jeder vielleicht von einer Stunde Länge, und Alles ist grün; und jen-
seits davon ragt, den ganzen Horizont einnehmend, im Ring, im
Schwunge nach links, die Kesselwand uns gegenüber, die tief dunklem
iSammet gleicht. Uns zur Rechten ist eine Oeffnung im Ring, da sieht
man die Ebene von Ithea mit der Heiligen Flur, dem Gebirge von
Salona und der vom lichten Aether geküßten Giona, nebst der weiten,
weiten, vom Rande der Ebene herüberwinkenden Meeresbläue und
dem Schnee auf den peloponnesischen Häuptern. Doch wo ist Delphi?
Man sucht die Gegend mit dem Auge weit ab. Da ist hundert oder
hundertfünfzig Meter weit zur Linken, an einer Stelle, wo die Berg-
wand vorspringt, eine Gruppe uralter Platanen; da sind, sie gewaltig
überragend und im Winkel gestellt, zwei hohe, rostbraune Felsen, die,
wenn die Sonne über sie hinweggeht und in ihrem weiteren Lauf die
Fülle ihrer Strahlen auf sie sendet, wohl wie Gold aufleuchten. Zwi»
schcn diesen beiden Felswänden öffnet sich ein Spalt; und unser Füh-
rer sagt: „Das sind die Phaedriaden und zwischen ihnen rauscht der
kastalische Quell hervor." Der kastalische!. . . Aber wo ist Delphi? Da
lacht unser Führer und weist dreißig, vierzig Schritte auf der Straße,
die wir gekommen sind, zu der Wand zurück, die hier hoch hinaufragt,
und sagt: „Aber, ich bitte, springen Sie doch hier über den Straßen»
graben: da ist Delphi!"

Und wirklich: da ist ein in das Gras getretener handbreiter Pfad,
der im Zickzack an die hundert Schritte aufwärts führt; und plötzlich
sind wir vor einem, dem Blick des unten Stehenden ganz entzogenen,
gepflasterten Weg und das Geheimniß des Ortes entschleiert sich. Hinter
der der Straße zugewendeten Coulisse, die sich wie eine mächtige
Spanische Wand vorgeschoben hat, breitet sich nämlich, in eine verbor-
gene Bergfalke hinein versteckt und auf der Halde auffteigend, in einem
ganzen System von Terrassen der Tempelbezirk von Delphi.

schönes Buch; von einem ernsten, zum Schauen geschaffenen Menschen,
der von den höchsten Mustern, von der Bibel, vvn Shakespeare, von
den Erzählern des alten Orients, die Kunst plastischer Darstellung ge-
lernt hat. Ein an Lehre und Freude reiches Buch (dem der wiener
Maler Herr Hans Temple Bilder beigab). Die Liebe hat es diktirt;
Liebe zu Hellas, auch dem neuen, das Europen jetzt wieder den Be-
weis seiner Lebenskraft giebt, ließ es in einem Künstlerkopf wachsen,

Zunächst die Heilige Stroße. Der freundliche Kustos des Museum?,
Herr Contoleon, gesellt sich zu uns und erklärt, in Gemeinschaft mit
unserem wohlunterrichteten Führer, wie man sich noch in Allem zu-
rechtfinden kann, was Pausanias so genau beschrieben hat. Ia, Mes-
sieurs, hier diese Steiustufen trugen das erste berühmte Weihegeschenk
von Delphi, den ehernen Stier der Korkhräer, und hier sehen Sie noch
die weißen und schwarzen Stufen, wo die Erzfigurengruppe der Ar-
kader stand. Dann weiter. Hut ab! spricht Phidias zu uns; hier stand
das von ihm zur Erinnerung an Marathon gemeißelte Weihgeschenk
mit den Statuen des Miltiades, des Apollo und der Athene. And
gleich daneben das Weihgeschenk des furchtbarsten und unglaublichsten
Borgiamenschen des ganzen Griechenthums, des Spartaners Lysander,
der Athen bei Aegospotamoi zerbrach und dreitausend gefangene
Athener hinschlachtete. Und hier, einander gegenüber, zwei große ge-
mauerte Halbkreise, argivifche Bauten: der eine mit den Statuen der
Söhne der sieben thebanischen Könige, der andere mit eben so vielen
Statuen argivischer Heroen. Dann folgen Reste und Spuren von Erz-
figuren, Inschriften, die erinnern, daß Tarent in der griechischen Welt
mitgethan hat; und Schatzhäuser von Stätten, deren Namen heute nur
noch Wissensballast, historischer Erinnerungstoff sind: Metapont, Me»
gara, Epidamnus, Sybaris, Kyrenq, Siphnos, Sykion, Delos, Pagasäa,
Akanthus, ihrer großen Städteschwestern, die in der Geschichte und Kul-
turgeschichte vornan mitgespielt haben, gar nicht zu gedenken. Und
dann'folgte das Schatzhaus von Knidos, das prächtigste, das es in
Delphi gab und von dem das steinerne Karyatidenvortal noch heute im
Museum zu sehen ist, und das im Iahr 340 vor Christi Geburt errich-
tete Schatzhaus der Athener . . .

Im Apollotempel hing man damals goldene Schilde aus der
Perserbeute auf; und in der selben Zeit baute man dieses Schatzhaus,
aus dem man auch noch etwas sehr Interessantes im heutigenMuseum
findet. Man muß nämlich wissen, daß die Wände aller der Bauten oft
über und über mit eingeschnittenen Inschriften bedeckt waren, und zwar
nicht immer heiligen Inhaltes. Sondern die Geschäftsleute, die Iuwe-
liere, die Waffenschmiede, die Besitzer von Gasthäusern, die Handwer»
ker, Schuster und Schneider, auch Friseure und Fuhrwerker, nicht zu-
letzt die Unterhaltungstätten für Tag und Nacht kündeten hier ihre
Lokalitäten an; und die Banklehnen, Sockel und Piedestale der großen
Bauten waren solchermaßen wahre Reklametafeln. Auch in Olympia
und Epidaurus, überall war es, wie die Funde zeigen, so; solche In-
schriften fand man also auch an den Wänden der Schatzhäuser und hier,
in dem der Athener, gab es jedenfalls einiges Gekritzel, das indessen
nicht von einem Geschäftsmann, sondern offenbar von einem Müßig-
gänger herrührte. Nur ist nicht leicht ein Müßiggänger zu denken, dem
die Welt für seine beklagenswerthe Untugend bis in unsere Lage so
zu Dank verpflichtet sein müßte wie dem dort. Denn was er hier an
die Wand kritzelte, waren Hymnen an Apoll und darunter die Delphi»

sche Ode, die 189h, im April, zum ersten Male wieder in Athen zu Ge»
hör gebracht wurde. Man fand die Wandstücke, in die sie eingravirt
tvar, unter anderen Trümmern, und brachte sie ins Museum, wo man
sie in der Mitte des zweiten Saales aufftellte; und bei der erwähnten
ersten Wiederaufführung nach 2400 oder noch mehr Iahren war ich
selbst zugegen. And zwar war es am dritten Tage nach unserem Besuch
auf Santorin, wo unter unseren Schritten auf den Schwefelfeldern des
Kraters der heiße Dampf hervorströmte und ein lieber Reisegesährte
uns sagte: „Achtung, meine Herren, da sind die apollinischen Grüße."
Er hatte richtig vorausgesehen, denn sechzehn Stunden später, als wir
in Athen weilten, ging das große Erdbeben los und am Tag darauf,
um achtAhr abends, stellte es sich wieder ein, gerade, als wir bei dem
ersten Vortrag der kurz vorher neu aufgefundenen Ode im Konzertsaal
saßen. Der König, die Königin, der Kronprinz, Alles, was es in
Griechenland an politisch oder gesellschaftlich führenden Persönlichkeiten
gab, war anwesend: neben Trikupis und Delyannis, den beiden großen
Rednern, die Mavrokordato, Mavromichalis, Cantacuzene, die Führer
der alten Geschlechter; dann in der Gruppe der großen millionenreichen
Waterlandsfreunde Syngros mit den Alexandrinern Bennakis und
Antoniades, Murussis aus Odessa, Andere aus Trieft, Marseille und
Antwerpen? Wie ein Nationalfest war es; und nun denke man sich den
Augenblick, als der Chor der Sänger auf der Estrade erschien. Da
herrschte ein beinahe beklemmendes Schweigen, und als im Unisono-
gesang endlich die Töne der Ode emporstiegen, sah man Thränen in
jedem Auge. Kann man Andere mitempfinden lassen, wie eine solche
Sekunde des Wiedererwachens von etwas längst, längst für alle Zeiten
verklungen Geglaubtem wirkte, besonders auf Den wirkte, der da mit-
ansah, wie ein ganzes Volk es mit leidenschaftlicher Innigkeit in sich
trank und es als theures Symbol seines eigenen Schicksals, seiner eige-
nen Wiederauferstehung aus dem vielhundertjährigen Grab begrüßte?
„Sieh', welch Wunder begiebt sich! Wir flehten um trinkbares
Wasser, Erde, Dich au; und was sendet Dein Schoß uns herauf!"
Schiller jubelte Dies heraus, als die Welt die Wiederauffindung von
Pompeji erlebte; und wie entfernt war am Ende doch Pompeji dem
Deutschen, wie nah aber der Fund von Delphi dem griechischen Ge-
müth! Sechs, sieben Minuten lang hatten also die Sänger bereits die
einfache feierliche Melodie gesungen, da trat die Unterbrechung ein:
der Gruß des delphischen Apoll; denn plötzlich begann es unterirdisch
zu grollen und zu dröhnen. Geängstigt« sprangen von ihren Sitzen auf;
dort erhob sich Iemand und winkte, worauf Ruhe eintrat. Und das
Anheil ging vorüber und die Sänger sangen das Lied zu Ehren des
delphischen Apoll, der uns seinen Gruß gesendet hatte, weiter . . .
Man kannte diesen Gruß im Alterthum; und er, er zumeist führte
ja zur Entdeckung oder zur Begründung von Delphi. Eines Tages,
Kohl viele Iahrhunderte vor Homer, kamen (Das erzählt Pausanias)
hhperboräische Mann« aus dem Norden in die Ebene von Ithea hin»

ab. Sie wollten wohl ans Meer; da erzählte man ihnen Etwas, das den Einheimischen vielleicht nichts Besonderes mehr gewesen sein mag, sie aber offenbar betroffen machte. Sie berichteten den Fremden von der vom Pleistos durchströmten Sackgasse, die es da auf dem Weg nach Ithea links im Gebirge gab, und von der Seltsamkeit darin, die, hätte das Ganze im rauhen und durch seine Natur abschreckenden Norden gespielt, von der geängstigten Phantasie gewiss schon auf Siegfriedsdrachen, Rübezahlungeheuer oder andere dämonische Gewalten zurück» geführt worden wäre. Denn da im Norden, iu unseren Wäldern und Bergen, hätten sich die Hirten und Hirtinnen von früh auf schon gehütet, ihre Ehiere in die, Schlucht zu treiben, wo ein unterirdischer Geist mit großen, glühenden Augen nebst heulenden Hunden und brüllenden Ebern sich barg. Vielleicht war es auch hier so, daß aus Scheu vor dem Ort seit Generationen kein Mensch sich mehr hineinwagte und man es nur von den ganz, ganz Alten noch wußte, daß dort auf der Halde, knapp unterhalb der Krone, wo die beiden rothglänzenden Felsen her» überwinkten, ein ungeheuerliches und unerhörtes Geheimniß vorhanden sei: der Spalt in der Erde, aus dem es immer rauchtc*un!d die Dämpfe von einem tief unten, im Mittelpunkt der Erde, liegenden Herd aufstiegen. Und wenn man sich darüberbeugte, ging die Besinnung verloren; und gingen nicht auch Märchen um, daß Iemand, ein fremder Mann oder ein vorwitziger Hirt, der dahin gerieth und in den Schlund hinabsehen wollte, von etwas Gräßlichem, das plötzlich aus dem Spalt hervorsah, unter seltsamem Raunen und Donnern auf ewige Zeiten mit Krankheit und Wahnsinn geschlagen ward? Darum also traute sich Niemand auf den Berg. Und nun warf es auch die Fremden zu Boden, in Anbetung der dunklen und nie geahnten, geschweige denn bis dahin je erklärten seismischen Kräfte, wie ja einst auch in der Wüste, als die Erde sich aufthat, um die Rotte Korah und Abidatan zu verschlingen, das erschütterte Volk ringsum auf die Knie sank. Aber dann riefen die Fremden, die aus dem Norden der Olymposgegend kamen und dort den lichten und Herrlichen GSttersitz bereits kannten, sie riefen mit der Unfähigkeit, an Anderes zu glauben: Ein Unhold? Nein! Hier spricht eine Göttin oder ein Gott. . .

Noch war der Sinn des Menschen naiv, noch hatte sich Niemand mit der superklugen Ausgestaltung einer Theogonie beschäftigt; und da nahmen sie das Einfachste. Welche Göttin? Die Erde! Und Gaea wurde als die erste Göttin des Ortes genannt. Aber nun nahte die Phantasie, die in jener Zeit des Griechenthums Allem so hold war und Alles lieber ins Logische und Wohlthuende übersetzte als in das Wüste und Schreckliche, und nahm den Gegenstand auf. Warum der Zorn? Welchen Lrund hierzu mag der Erde unser stilles und bescheidenes Leben, das doch von allen Makeln so frei ist, geben? Das hat gar keinen Sinn; sondern, da es noch über die Grenzen unseres Thales und unfe. res Berges hinaus eine weite, weite Welt giebt, die voll des Elends ist, so kann nür ihr dieses Zürnen gelten, das eben nothwendig nur ein

Ausdruck der Gerechtigkeit sein kann. Darum wird es auch der Geist der Gerechtigkeit und nicht die Gaea selbst sein, was angesichts der Un» thaten sich in solchem Unmuth hier kundgiebt. Und (gehört Das nicht von selbst zu einem solchen Gedankengang?) wenn dieser Sitz hier so qualifizirt ist, dann muß er zugleich überhaupt der Mittelpunkt der Erde sein, von dem aus die Gerechtigkeit mit ihren Augen nach allen Seiten blickt. Und da setzen wir also einen Stein, den Omphalos, hin, der den Mittelpunkt der Erde bezeichnet . . . Und wieder nach Iahr-Hunderten eine neue Fortbildung. Hier ist der Mittelpunkt und der Ort ist göttlich; aber nicht als Sitz einer blind waltenden Gerechtigkeit, sondern einer wissenden und allsehenden, die täglich mit ihren Strahlen» äugen die ganze Welt durchmißt. Und wer kann Dies anders sein als der Gott, der dort in der Nähe, aus den Spitzen des Parnassos, jenseits von Arachova, seinen Thron aufgeschlagen hat? Von dort unternimmt er täglich seine Sonnenfahrt durch die Welten; und hier ist die Stätte, von der aus er, heischend, rächend, strafend, zu den Menschen spricht. So, meine ich entstand der Mythos, der sich auf die Hyperboräer, die den Gott in Delphi erkannten, bezieht. Und nochEtwas: der Mythos des Ortes enthielt selbst ein Element, eine Einsprengung, die Zeugniß giebt, daß der Sinn der Späteren sich zurechtlegte, wie hier eine gewaltsame Ähronentsetzung der einen durch die andere Gottheit zu rechtfertigen war. Sie konnten nicht zulassen, daß der lichte und erhabene Gott sich mit einem solchen Anrecht gegenüber einem anderen göttlichen Wesen bemakelt haben sollte. Darum substituirten sie der Gaea rasch ein anderes, des Mitleids nicht würdiges Wesen, nämlich den Drachen Python; nnd der war es also, dem Apoll hier Leben und Herrschaft nahm. Aber Das ist ja doch nur ein Schönfärbe- und Vertuschungversuch, eine still-fromme Perfidie, wie sie heute noch geübt wird, indem man, um sich, den Usurpator, zu rechtfertigen, Dich, den Beraubten, schlecht macht. Und wenn nun im Gefühl die Erinnerung fortlebt, daß sich Einer hier nur im Weg der Gewalt an die Stelle des Anderen gesetzt hat, was wird geschehen, wenn dann einmal ein Lucian, ein sävo. «uius aisboli, kommt, der den Prozeß wieder aufnimmt? Du Apoll genanntes Sorgenkind der griechischen Herzen, wie sichert man Dir also die Absolution? Der Mythos, der pfiffig ist nnd an Alles denkt, findet, daß es nicht schaden kann, wenn Apollo, trotzdem es nur ein Drache ist, den er hier tötete, sich nach geschehener That aufmacht und, weit weg, am Fuß des Olympos, im Tempethale oben, sich entsühnt. Und zwar genau in der selben Weise entsühnt, wie es Menschen thun, wenn auf >ihnen die Schuld lastet, daß ein anderes ihnen ebenbürtiges Wesen von ihrer Hand gemordet worden ist. So erkläre wenigstens ich es mir. Denn Zmmer wieder ist in dem spinnenden und sagenbildenden Volksgeist dieser Drang nach logischen Motivirungen, zu finden und immer wieder stößt man auf das köstliche Schauspiel, wie er, zu viel motivirend, sich am Ende in Widersprüche verstrickt.

Dann kehrt Apoll zurück und kann in Delphi endlich ohne Gc-

tvisseusbisse „amtshandeln"; und die Sage nennt uns auch die Ersten,
die ihm opfern und Dienste bei der Berkündung seiner Orakel thun.
Männer und Frauen sind dabei; und wie bereits Alles organisirt und
der Kult eingerichtet ist, giebt es eine Priesterin, Boio, die einen Hym-
nus dichtet, von dem noch einige Verse erhalten sind. Darin heißt es,
daß der erste Priester Olen, die erste Pythia Phoemonoe hieß. Und
wenn sie noch heute lebten, gäbs es" zwischen ihnen vielleicht einen Pro-
zeß um Urheberrechte, indem die Sage sie Beide als die Erfinder des
Hexameters nennt. Und Beide waren Hyperboräer; und Hyperboräer
auch bauten zuerst hier einen Tempel. Und zwar nicht aus Holz noch
aus Stein; sondern im Tempethal, unter dem Lorberbaum war die
Entsühnung des Apoll gewesen und von dort her, von dem Lorber-
baum in dem zauberischen Thal, holten sie Zweig« herunter nachDelphi
und errichteten aus ihnen an der Stätte der Unthat des entsühnten
Gottes sein erstes Heiliges Haus.
Und wie zeugt doch Alles, was die Sage weiter erzählt, von der
Bewegung, die damals auf dieser griechischen Erde herrschte, da Alles
immer auf der Wanderung war und mit trunkener Entdeckerfreude die
Menschen einzeln und wohl auch in ganzen Stämmen hin- und her-
zogen, um sich so recht auszukeimen in dem von den Göttern gesegneten
Lande, has mit seiner Luft, seinem Licht, seinen Thälern und Bergen,
seiner von keiner Missethat noch schwer mißbrauchten und entheiligten
Schönheit hier wohl sie wie ein Paradies umfangen haben muß. Und
Alles, was da auf dem Weg von oben nach unten, von unten nach oben,
von den Inseln und von Kleinasien herüber nach der Mitte Griechen-
lands strebte, hörte von dem Ojrt, wo der lichte, gewaltige Apoll durch
den Schlund der Erde sprach, und eilte herbei, um mit eigenen Augen
zu sehen. Euböer, Myrmidonen unter dem Sohn des Achilles, Kreten-
ser und Andere kamen. Das Wettsingen begann und es war der Kreter
Thamiris, der darin zuerst einen Preis errang. Und Orpheus, Musäus
kam; und natürlich auch Homer, bereits mit dem tragischen Zug im Ge-
sicht. Er, den man den Ewig-Heiteren nennt, wußte selbst schon, daß
bei dem Gotte ein Faß voll Glück, ein anderes voll Unglück stehe. Er,
der Andere lehrte, war in Delphi selbst belehrt worden, daß er zu Glück
und Unglück geboren sei. Er, der „gelernt hatte, die Kithara zu spielen,
konnte an den Wettgesängen nicht teilnehmen"; er, der Größte, war
„wegen des Unglückes seiner Augen ausgeschlossen von dem Spiel".
U>>.d dann kamen die Sibyllen: die von Kumae, dann die Töchter
des chaonischen Königs, die von Dodona und eine, die uns auch von
anderswo her nicht unbekannt ist. Salomo sah ihr in die räthselhaften
Augen und lag märchentrunken in Liebe an ihrem Herzen. Es war die
Frau, die nach den Einen „bei den Hebräern oberhalb Palästinas"'
lebte. Es war „die Babylonierin", wie sie die Anderen nannten; den
Dritten war sie eine Egypterin und Einige wußten, daß sie Sabeh hieß.
IIlnd dann war noch Eine, von der uns der Mythos berichtet: die Hero-
phile aus Marpessus im trojischen Land. Sie war Priesterin des Apoll,

als Hekuba zum zweiten Mal schwanger wurde; und als der Königin
träumte, daß sie einen Feuerbrand zur Welt bringen werde, prophe-
zeite die Priesterin das Elend, das von Paris und der Helena erwachsen
würde. Und folgte die Sage nicht schon wieder dem Bedürfniß nach
Logik, wenn sie erzählte, daß die Tollkühne nach diesem für eine leiden-
schaftliche Mutter so fürchterlichen Spruch die Heimath verließ? Die
Kassandren, wenn man sie zu Töchtern hat, kann man nicht verbannen;
aber Fremde, die solche Horoskope stellen, treibt man leichter aus dem
Lande. Und da floh wohl die Seherin und wanderte heimathlos durch
die Welt. Sie weilte in Maros, sie war in Delos zu finden, kam auch
nach Delphi; und war da,oft zu sehen. Das Volk sammelte sich um sie
und sie prophezeite; und wer weiß, was für Ströme tragischen Gefühls
ihre düstere Stimme da für alle Zeiten in die griechische Psyche goß?
Erlebte sie noch Trojas Fall? Hörte sie noch von Helena und der Heiter-
keit, in der sie nach der Rückkehr nach Sparta ruhig weiterlebte? Diesen
«Gedanken, daß eine Piers entsetzt zusehen mußte, wie der schöneDämon,
den sie so früh durchschaute, nach angerichtetem Verderben mit seinem
silbernen Lachen Tag und Nacht weiterschäkerte und sein Spiel trieb,
diesen Gedanken verfolgte die Sage weiter nicht. Sie erzählte nur, daß
tzerophile am Ende doch in ihre Heimath zurückkehrte und nach ihrem
Tode dort ein marmornes Grabdenkmal erhielt. Zu seiner Rechten war
jein Hermes, zur Linken ergoß sich Wasser in einen Brunnen und Bild-
säulen der Nymphen standen ringsum. And auf dem Grabmal las man -
„Siehe, Sibylle, des Phoibos untrügliche Seherin bin ich.
Welche gebettet hier liegt unter dem steinernen Mal,
Eine melodische Iungfrau zuvor, jetzt sprachlos für immer,
Seit in den Banden mich hält letzten Geschickes Gewalt.
Aber den Nymphen nah und dem Hermes birgt mich die Erde,
Weil ich des Hektors sonst heilige Priesterin war."
Nah dem Felsen der Herophile steht der Sockel der Siegessäule,
die die Messenier zugleich mit einem für Olympia bestimmten Denk-
mal zur Erinnerung an die Schlacht von Naupaktus errichteten. Dieses
olympische Denkmal war die Nike des Paionios; und die Krönung der
Säule hier waren die tanzendes Mädchen, die man jetzt im Delphischen
Museum gewahrt. Wenige Schritte weiter gelangen wir zu einem mit
seinen schlanken jonischen Säulen und dem goldenen Marmor seiner
Wände weit über die Halde leuchtenden Bau. Es ist" der einzige rekon-
struirte Bau heute in Delphi. Die Trümmer und Theile mußten müh-
sälig herausgesucht und mit unendlicher Behutsamkeit wieder zusam-
mengefügt werden; es ist die sogenannte Lesche der Athener, das Klub-
haus, in dem sich Alles, was aus Athen kam, zusammenfand. Auch
jede^andere Stadt hatte ihr Klubhaus; die Schatzhäuser bargen die
Weihgeschenke, die man dem Gotte darbrachte, die Leschen aber, die
Klubhäuser, waren die Mittelpunkte der Landsmannschaft. Natürlich
waren auch sie innen reich geschmückt; eine Inschrift in der athenischen
Halle erwähnt noch, was nach irgendeinem Krieg an Prachtgeschenken

aus der Beute hierher gestiftet worden war. Nun denke man sich den Anblick, den dieses Delphi durch so viele Iahrhunderte bot! Da reihte sich Schatzhaus an Schatzhaus und Lesche an Lesche; lauter zierliche Miniaturpaläste. Denn die ganze griechische Welt wollte vertreten sein und man mußte mit dem Raum sparen; für alles Ueberdimensionale fehlte der Platz. Und je mehr man sich mit der Zeit bescheiden mußte, desto mehr kam man darauf, daß es nicht immer just Bauwerke sein mußten, die man dem Gott widmete; sondern in all den tausend Formen, in denen sich der freudig schaffende Künstlersinn erging, konnte man huldigen. Und zu beiden Seiten der Straße, die man zum Tempel hinaufstieg, zwischen den Schatzhäusern, zwischen den Leschen und auf jedem freien Fleck der Terrassen über ihnen, «Hoven sich kunstvoll er» baute Altäre, Bänke, die köstliche Embleme trugen, Geländerstücke, runde Ballustraden, von denen herab Statuen leuchteten, oder Posta» mente, auf deren Oriflammen brannten, prachtvolle Wände, an denen goldene Waffen und Weihgeschenke hingen, und Säulen jeder Größe, jeden Stils, jeden Materials. Gelon von Syrakus stiftete goldeneDrei» füße und Nikefiguren und sein Bruder den Wagenlenker, der jetzt im Museum steht und den man die berühmteste aller Bronzefiguren nennt. Hier war das thsessalische Weihgeschenk mit seiner Welt von Marmor, nicht weit davon eine dorische Säulenhalle. Und mitten zwischen allen diesen Bauten, oben, unten, auf allen diesen Terrassen, römischeSieges-denkmäler, Kyklopen, Herkules, Centauren, reitende Amazonen, The» seus und Perseus in hundertfach verschiedener Bearbeitung aller der aus ihrem Leben geholten Motive, Statuen von Königen, Feldherren, Heroen, Bildsäulen des Achilles und des Neoprolemos in hundert Ge» stalten. Was ist dort? Die Lesche Alexanders des Großen, deren Bau er von Asien aus anordnete und in diie er die Felle der auf seinen Iagden erlegten Löwen und anderer Thiers hängen ließ. Und wovon spricht der Katalog hier? Von kleineren, größeren und noch größeren, aber nur ja nicht übergroßen Bauten, von einer jonischen, dorischen, korinthischen, kurz, aus aller Welt stammenden Anmuth, die hier auf einen einzigen Punkt zusammengetragen worden war. Und dazwischen immer wiedel' der Statuenwald mit seiner Unermeßlichkeit. Hier waren so viele, daß Delphi, oft beraubt, noch immer der Urwald blieb, in dem sich die Bäume vou Marmor nur so aneinander drängten. Da geschah es, daß Sulla kam und mit seiner räuberischen Faust die Stadt plün» derte, ohne daß sie darum ärmer geworden zu sein schien. Dann kam Nero und wüstete weiter: und noch blieben über dreitausend Statuen zurück. Begreift Ihr, was dieser Ort der griechischen Welt sein mußte? Und nun erst der Tempel! Hier waren in der Porhalle an der Ost» seite die Worte: „Erkenne Dich selbst!", an der westlichen: „Nichts allzu sehr!" zu lesen. Homer hattshier sein Standbild, hier war der Ompha» los, der Mittelpunkt der Welt, aufgestellt und hier stand über dem Schlund, durch den die Dämpfe aufstiegen, der Dreifuß der Pythia, Die ganze alte Welt pilgerte hierher. Nichts geschah in der Öffentlichkeit,

ohne daß man zuvor das Orakel befragte; man kann ohne Übertrei-
bung sagen, daß durch tausend und mehr Iahre ans jeder Straße, die die
antike Welt kannte, stets eine Abordnung zum Orakel auf dem Wege
war. Von selbst leuchtet darum ein, daß hier nicht nur der Tempelbe»
zirk so von Pracht starrte, sondern daß sich daneben eine ganz gewaltige
Stadt aufgebaut haben muß. Denn die Fremden, die jahraus, jahrein
zu Tausenden kamen, suchten Unterkunft, hatten Bedürfnisse, brauchten
Kleider, Schmuck, Spezereien, Geräth, Wagen, Zug- und Reitthiere,
Waffen. Dann die Bäder, die Stätten für die Leibesübungen, ohne die
die antike Welt nicht leben konnte. Stelle man sich also vor, wie diese
Stadt gewesen sein muß. Da sah man, Herodot beschreibt sie, die un-
geheuren goldenen Kessel, die einst Krösus aus Sardes gesendet. Diese
Welt von Kunst und Marmor mußte sich hier doch offenbar auch ihre
eigenen Werkstätten errichten. Es ging ja nicht an, alle diese Säulen
und Säulchen, Häuser und Häuschen, Tempel und Tempelchen, alle
diese Götter, Wagenlenker, Titanen und cyklischen Herkules- und The»
seus-Darstellungen, alle diese nemäischen Löwen, Bronzethiere und
kaledonischen E!ber auch immer irgendwo in der Ferne zu meißeln und
dann vielleicht Hunderte von Meilen weit unter Mühen und Gefahren
immer nach Delphi zu transportiren. Inden meisten Fällen müssen die
Kunstwerke in Delphi selbst, an Ort und Stelle verfertigt worden sein.
Und das geistige und politische Leben hier! Hier war Mekka, war
sRom; hier war die Kurie. Eine Art neutralen Haags war hier, und
zwar einer, den man nicht immer erst nach Ausbruch der Katastrophen
anrief, sondern der von Familien und Städten, Parteien und Ländern
oft schon in ruhiger Zeit um Rath angegangen wurde. Und er gehörte
auch Allen. Athener und Spartaner waren stets im Kampf; eben so
standen die Megarer unzählige Male gegen die Athener im Felde,
Thebaner, Korinther, Korkyräer, Messenier wider einander; Ieder war
oft Sieger, oft geschlagen: nnd Keiner verübelte es doch dem Orakel,
wenn zum Zeichen des Triumphes über ihn das Weihegeschenk des
glücklicheren Gegners aufgerichtet ward. Denn Delphi war beinahe
nichts Irdisches mehr, sondern gehörte ganz und gar dem nicht weiter
zur Rechenschaft zu ziehenden Gott. Natürlich waren es aber Men-
schen, durch die der Gott hier wirkte, und wie der Stellvertreter Christi
in Rom, so hatten auch die Priester hier ihre Sympathien, Antipathien,
ihre für ein weiches Empfinden oft nicht zu rechtfertigende Haltung
zwischen iStaaten und Parteien. Aber entweder merkte es die Naivetät
der Zeit, die sich ja ganz gut mit der größten Schlauheit und dem äußer-
sten Raffinement verträgt, nicht, oder, wenn man es merkte, so wagte
man sich nicht mit offener Anklage hervor. Das Volk ist überall kon-
servativ und läßt sich den Glauben an seine Autoritäten, die ihm etwas
Geheiligtes sind, nicht rauben, besonders da nicht, wo die Autorität in
ei^em so kostbaren und majestätischen Gewand wie in Delphi erscheint.
Ich möchte nicht allzu voltairianisch scheinen und behaupten, daß
die Priester hier durchaus nur Betrüger gewesen seien, selbst dem Glau-
ben fremd. Aber gewiß ist, daß sie den in ihre Hand gegebenen Kult

wesentlich dazu nützten, die Herrschaft Delphis in allen Winkeln der hellenischen Welt auszubreiten und aufrecht zu erhalten, und daß sie gar viel in Politik machten und rechneten. Und um sich in Geltung zu erhalten, bedurfte es auch eines sehr ausgebreiteten Netzes von Ver» tretern, Dienern und Berichterstattern. Sonst wäre ja nicht zu be- greifen, wie wohlunterrichtet die Väter von Delphi über Vorgänge waren, nach denen sie aus weiter Ferne befragt wurden; und gewiß ist, daß sie im nahen und nächsten Griechenland in allen Fragen gar be- deutende Mitinteressenten waren und eine geradezu programmatische Politik verfolgten. Ob es immer gute nnd staatsmännische Politik war, ist zu bezweifeln, eben so, ob es immer eine starke und blutwarme natio- nale Politik war. Aber sicher ist: eine delphische Politik war es stets, darauf berechnet, daß der Rus des Tempels und seiner Priesterschaft nicht leide, und in diesem Sinn auch eine kalte, vorsichtige und oppor- tunistische Politik. Selbst die in den Anekdoten immer wiederkehrende Zweideutigkeit der delphischen Aussagen war mehr als ein Kniff, Denn niemals durfte sich Delphi mit einer Prognose binden, niemals es auf eine Widerlegung durch die späteren Thatsachen ankommen lassen, son- dern seine Prophezeiungen inrmer so im Schwebeton halten, daß sie für jede Art des Ausganges paßten. Und bei diesem System einer stets zu- nächst das rein delphische Interesse in Betracht ziehenden Erwägung der Dinge konnte niemals eine Liebe, niemals ein« enthusiastische Ueberzeugung, auch kein Temperament, keine Leidenschaft das Diktat führen, sondern eben nur der schlauste und kälteste Verstand. Moderne Historiker tadeln, daß die Delphier beim Ausbruch der Perserkriege nicht muthio und national genug gewesen seien. Giebt es einen kindi- scheren Vorwurf? Da war ein Verein von alten Männern, die ein Leben lang gelernt hatten, daß der Starke siegt und der Schwache be- siegt wird; man durfte nicht! erwarten, daß siq einer Handvoll Menschen zuriefen: „Bravo, Ihr habt Recht! Stürzt Euch nur Zehntausend auf die Hunderttausende, wagt d«s Unternehmen; und wir alten, skepti- schen, des Weltenlaufes kundigen Greise, die wir nicht mehr hitzig und enthusiastisch sind, prophezeien Euch, daß die schöne Absicht, siegen zu wollen, die in Euch so stark ist, die Uebermacht der Hunderttauisend wettmachen wird. Und wenn die Sache ungünstig ausgeht und Ihr zu Pulver zermalmt sein werdet, dann kommet nur getrost wieder und glaubet unseren Prophezeiungen auch ein anderes Mal!" Nein, nicht antinational waren die Delphischen damals, sondern darauf bedacht, daß der Ruf ihrer Firma keinen Schaden nehme. Darum das lange Zögern, sich überhaupt zu einer Aeußerung zu entschließen.

Diese Rücksichtnahme auf den Ruf läßt erkennen, welche Haltung Delphi auch in dem inneren Hauptkampf Griechenlands einnehmen imußte. Es hatte zwei Quellen seiner suggestiven Wirknng: die eine war die Natur, die aus seinem Boden durch den von unten auffteigenden Rauch und Donner sprach, und die andere war Athen. Denn von dort her kam hauptsächlich die Kunst, der Glanz, von dort her die in der Nachbildung alles Lieblich en und Majestätischen erblühende Schönheit

Äun wird man meinen, daß Delphi darum in seinem Jerzen auch
immer dankbar bei Athen stand. Und es wußte ja auch, was Athen
war. Als Lysander nach dem Peloponnesischen Krieg die Stadt eroberte
nnd die Bundesgenossen beriethen, was mit ihr geschehen solle, stellte
der Thebaner Erianthus den Antrag, sie dem Erdboden gleich zu
machen, worauf vom delphischen Orakel der Spruch kam, sie sollten
„den gemeinschaftlichen Altar Griechenlands nicht zerstören", „das eine
kAuge Griechenlands nicht ausreißen". Und dennoch hielt Delphi nicht
zu Athen. Denn Athen war die Stadt der Kritik und der Skepsis, die
Stadt des Aristophanes, in der der lukianische Geist schon lange vor
der Geburt Lukians umging; und solche Stätten, die das Element einer
sich an Alles wagenden Superklugheit produziren, brauchen dieHaupt-
sitze theokratischer Herrschaften nicht. Sie brauchen immer nur Den,
dem der Geist nicht imponirt. Das Wort: „Nichts allzu viel!", das
über der westlichen delphischen Pforte stand, bedeutete nach dem Sinn
der Delphier vielleicht in erster Reche: „Hüte Dich vor zu viel Geist!"
Darum findet man in dem Iahrhunderte langen Kampf zwischen Athen
und Sparta die Delphier immer auf der Seite der Spartaner. Viel»
fach habe ich gelesen, daß die Spartaner so klug gewesen sein sollen, sich
immer rechtzeitig entweder direkt die delphische Stimme oder den Ver»
rath des Anderen geheim ertheilten Orakels zu erkaufen, und ich zweifle
keinen Augenblick daran. Sparta verachtete das Geld und die Delphier
hatten dafür immer Verwendung; doch auch ohne diese reichliche Sub-
ventionirung muß es im delphischen Prinzip gewesen sein, nach Mög-
lichkeit stets die spartanische Partei zu halten. Denn Athen bedurfte
ihrer weniger; es hatte an seinem intellektuellen, künstlerischen, kom-
merziellen und nautischen Genie genug der Kräfte, um sich in der Welt
zu erhalten: der Spartaner aber waren blutwenige: und so konnte sich
Sparta nur durch Verachtung des Todes und dadurch behaupten, daß
es sich mit einer mystischen Wolke von Schrecken und Unnahbarkeit
umgab. Daher der Verzicht der Spartaner auf äußerlichen Glanz und
Schönheit, daher die Ausstattung ihrer Aufzüge mit allen Ingre-
dienzien einer schier dämonischen Furchtbarkeit, daher die Nothwendig-
keit, ihren kleinen Schnaren immer den mystischen Ruf vorausgehen zu
lassen, daß die Götter mit ihnen seien. Sie brauchten Delphi, damit es
ihnen diesen mystischen Zauber leihe; aber Delphi brauchte auch sie als
das lebendige Beispiel, daß in dieser Welt der wüsten Leidenschaften
und der wilden Kämpfe, des Reichthums und des Glanzes, des Wis-
sens und des Besitzes sich nur Der siegreich erhält, der die Stimme der
Götter für sich hat.
Wir wandern zwischen den Trümmern umher. Alles scheint so
klein und weitet sich, wenn man näher tritt, zu immer erhabenerer
Größe. Da sind die Fundamente des Apollotempels, noch ziemlich wohl-
erhalten. Hier ist ein Säulenstumpf: welcher Umfang; eine Terrasse
tiefer liegt ein Kapital: wie gewaltig! An einem Punkt des Funda-
ments, halb aufgestützt auf andere Trümmer, ist eine Felsplatte, darin
drei Löcher «nd eine faustgroße Oeffnung. Eidechsen huschen darüber

hm; an einer Ecke sind einzelne Stücke abgeschlagen. Wir nehmen zwei Bruchstücke, ein großes und ein kleines, an uns; wie femkörnig! Und der Führer spricht: „Wissen Sie, was man sagt? Das ist die Felsplatte, auf der einst der Dreifuß stand, und hier durch diese Oeffnung drang der Rauch und Dampf aus dem Schlund." Wo ist dieser Erdspalt jetzt? Man sucht vergebens. Hat er sich wieder geschlossen? Liegt er irgendwo tief unten, überdeckt von dem Schutt, den sechzehn Iahr» hunderte darauf häuften? Man weiß es nicht. Von hier gingen also die Worte aus, auf die man beklommen in drei Welttheilen harrte. Und täglich wallten hierher Prozessionen, täglich weilten hier die Könige und Häupter von Staaten, Städten, Landschaften, um den Willen des Gottes zu erkunden. Sie kamen, brachten ihre Gaben und opferten; dann wurde ihnen der Termin zur Befragung des Orakels angesetzt, und zur anberaumten Frist wurde die Pythia durch einen unterirdischen Gang, der wohl ein Wunder von Schönheit gewesen sein wird, in feierlichem Zug drei-, vierhundert Meter hin zu der kastalischen Quelle geleitet; dort badete sie sich im stiahltalten Wasser rein. Dann kehrte sie durch den selben unterirdischen Gang unter Gesang und Flötenspiel zurück in den Tempel und nahm auf dem goldenen Dreifuß Platz; und der Rauch stieg auf und ihr Mund sprach die Worte, an welche tausend Iahre lang, länger noch, die ganze Welt glaubte. Und wenn Gottesdienst und Orakelbefragung vorüber war und Nachmittag wurde, dann wogte die Menge noch höher den Berg hinauf, an dem thessalischen Weihgeschenk und der Löwenhalle Alexanders vorbei, zu einer Stätte, auf die bereits die Drone des Gebirges senkrecht herabsah. Das war das Theater. Klein erscheint es, wenn wir unten stehen, und ist doch gewältig. Auch wenn nicht gespielt wurde, war es bevölkert. Da saßen die Leute zu Hunderten und Tausenden auf den Stufen des weiten Runds und sahen hinab auf den Tempel des Gottes, aus die Welt von Schönheit und Marmor da unten. Und zu anderen Malen ging es noch weiter hinaus. Dort, vom Theater links, ist es, als brauche man wirklich nur noch die Hand auszustrecken, um die Zinnen des Gebirges zu erreichen: so nah starrt der kahle Fels. Dort fliegen Adler in Paaren aus der Schlucht der Phaedriaden, stürzen hinunter, steigen wieder auf und kreisen im ruhigen Flug durch das unermeßliche Rund des obersten Trichterrandes, an dessen einem Punkt wir stehen. Und hier^ hart unterhalb des Gebirgsgrates, eine weithin sich dehnende Fläche: ein Oblong mit abgerundeten Schmalseiten und rings um das Ganze Sitzreihen, in den Felsen eingebaut. Das war einst das delphische Stadion; welcher Glanz herrschte hier, welche Fülle von Kraft, Leben, Schönheit und Kultur! Aber jetzt stehen wir armen Wanderer allein da oben; und Alles schweigt. Die Sonne hinter uns neigt sich und ihre letzten Strahlen fließen über die Krone des Gebirges, um den ganzen Kelch auszufüllen, von diesem obersten Rand bis hinunter auf den Grund des Pleistos, nnd um diesen stillsten und ergreifendsten aller Friedhöfe zu vergolden, der Delphi heißt.

Wien, Adolf Gelber.

Das Gebilde.
Mellen und Wege. Gedichte. Georg Müller in München.

Das Gebilde.

Mt zuckenden Händen hingestellt,
bangend, daß es zusammenfällt,
Hab' ich aus mir ein Stück Leben.
Und siehe: es athmet, es ist eine welt,
in der tausend Erwartungen beben.
Doch je höher emporstrebt der schimmernde Thon,
um so härter und ferner und fremder schon
wirft er zurück mir die Blicke.
Zwei Pole nun sind wir, wie Vater und Sohn,
getrennt durch die Bahn der Geschicke.
wohl zeugt einst, was mein Wille erwählt
und was ich gestaltet, zum wesen beseelt,
für mich und mein kühnes vermessen.'
Doch was ich mit tausend Kräften gestählt,
hat scheidend das Herz mir zerfreffen.

Wien. Siegfried Trebitsch.

es

Schauspielschule.

Schauspielschule will ich eröffnen. Das, was immer wieder
geleistet nnd versucht wurde, auf meine Weise zu gestalten suchen.
Nichts Anderes bestimmt mich dazu als meine Freude am künstleri»
schen Menschen und der Wunsch, an der Bewegung des Theaters mit-
zuarbeiten. Ich bin selbst Schauspielerin. Als ganz junges Mädchen
begann ich meine Laufbahn am wiener Burgtheater. Die Begegnung
mit Moissi war entscheidend für meinen persönlichen EHrgeiz; er,
wurde aufgelöst in der tiefen Befriedigung am Aufftieg dieses Man»
nes, dem damals sofort, noch ehe er Gelegenheit hatte, seine Bedeutung
ganz zu entwickeln, mein künstlerischer Glaube gehörte. Dieser In»
stinkt für Wesen und Art hochbegabter Menschen hat mich nie ve»
lassen. Ich werde sie erkennen, überall, diese Begabten. Nicht an der
Farbe ihrer Augen, nicht an ihrer Gestalt, vielleicht nicht einmal an
Dem, was sie selbst für ihr Bestes halten, sondern an unwägbaren

Zeichen, am Klang der Stimme, am Blick, an einer Summe zusammenfließender Eigenschaften, einer bestimmten Konstellation von in» neren und äußeren Merkmalen. Keine Mühe, mir zu gefallen, kann mich dabei verwirren; sie verdeckt nur die Wahrheit oder enthüllt eine Unsicherheit des Charakters.

Den Begabten will ich helfen. Eine Schule bietet hierzu die Möglichkeit. Der Ruf geht an Alle, die auf dem Weg zur Kunst, aus dem Selbsterhaltuntrieb der Kraft heraus, nach erster Führung verlangen. Ich WM sie lehren, viele Umwege sich ersparen, will, von Kenntnissen und Erfahrungen ausgehend, von ihnen die Gefahr ab» wenden, durch langes Suchen die Iugend zu kürzen. Sie brauchen die Iugend. Doppelt und dreifach Sie sollen sie nicht vergeuden. Ihre gesteigerte Erschütterungmöglichkeit, ihr Temperament, ihr eilender Erlebedrang, die große Bewegung-Intensität des schauspielerischen Menschen darf nicht ins Unwesentliche verzettelt, soll zum Bedeutenden gelenkt werden. Kenntniß müssen sie erhalten über die Summe von Kräften, die zu diesem Beruf nothwendig ist und erhalten werden muß. Ihr Körper muß ihnen werthvoll werden: als edelstes Material. Es gilt nicht nur, die blühenden Iahre hinzugeben, es gilt, weit in die Zeit zu bauen. Denn unterwegs wird das Leben immer schwerer von Reichthum. Es gilt, eine Vernunft aufzuschlagen, als besten Egoismus. Die sollen kommen, die von diesem Leben ahnen, wie viel es zu erfüllen hat. Nicht die Müden will ich. Nicht Solche, die sich nirgends wohl fühlen, nicht zu Haus, nicht in der Welt, die ein Morphiat suchen in diesem Beruf für ihre Empfindlichkeit gegen die Realitäten, die nichts ganz lieben und am Theater eine blasse Welt der Illusionen und eine Möglichkeit, von anderem Willen getragen zu werden, suchen. Ich will sie nicht; sie sind die Mißgestalteten, ob sie schön oder häßlich sind; ihre Schönheit ist stumm, ihre Häßlichkeit ein krankhaftes Erbtheil. Selbst wenn sie Darstellungsgabe besitzen, so erniedrigen sie doch das Leben, machen es angstvoll oder banal. Die Anderen will ich, die Erschütterten, die von Glück und Leidfähigkeit gleich stark durchzittert sind, deren heiße Impulse da hinaus treiben, wo der Kreis der Seele sich zu Vollkommenheit dehnt. Sie sind zart vor lauter Kraft, ihr Schicksal ist vom Heroismus getragen, auf Wohl und Weh hin gehen sie ihren Weg. Ich kenne sie vor den Anderen. Sie zeigen nicht, wer sie sind, sondern, wohin sie zu gelangen vermögen. Sie sprechen die Worte Gott und Sterne und Liebe so aus, daß ich andächtig werde. Wo sie heiter sind, blüht die Erde auf, und wo sie burlesk sind, sehe ich das Kind, wie es unwillig sein Spielzeug zerbricht und weint um die Welt, weil sie in Stücke ist.

„Bringt mir die Begabten, in denen ich das Leben liebe." Ich rufe sie.

Berlin 40, Alexanderufer 1. MariaMoissi.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft In Berlin, — Druck von Pas, « Garleb E. m. b, K. in Berlin.

Berlin, den «. September 1913.

Septimana.

^iebenundzwanzigster August. Ein großer Aufwand ist
SA verthan; nicht schmählich, doch unnützlich. Auf dem Micha-
elsberg bei der niederbayerischen Bezirksamtstadt Kelheim, in
dem Rundbau, den Ludwig der Erste von Bayern, weil er das
Land der Griechen (und leider auch der Römer) mit der Seele
suchte, dem Hellenistenstil alter Marmorländer nachahmen und,
weil seinGemüth,eines wackerenBürgers.dochinsDeutschthüm-
liche langte, eine Befreiunghalle nennen hieß, haben die deutschen
Bundesfürstcn und die Häupter der hansischen Stadtrepubliken
sich zu einer Erinnerungfeier vereint. Zur Feier der Erinnerung
an das große Schicksalsjahr 1813. Höchster Hofpomp; hübsche
Ehrenjungfern mit Kränzen, langenGuirlanden(Motto: »Nicht
wie bei armen Leuten") und neuen Tennisfchuhen; Festzug der
insBiedermeierisch»NiederbayerischevermummtenSchuljugend;
goldene Putzrosen und andere Niedlichkeit; eine sorgsam vorbe»
reitete,imRhythmusungemeinanständige,imGrundtondynastisch
bescheidene Rede des Prinzregenten von Bayern, die den Hörer
schon dadurch bestach,daß sie der hohen Volksleistung inniger als
des von Allerhöchsten Geplanten, Erbrüteten, Vollbrachten ge-
dachte. Dennoch: der ganze Aufwand nutzlos verthan.AlleBun-
desfürsten, alle regirenden Bürgermeister, Minister, Generale,
Hofchargen: und nicht die winzigsteSpur einerWirkung ins All-
gemeine. Erwachsene braucht man nicht vordem albernen Gerede

zu warnen, die Feier sei »gewaltig" gewesen und werde «unver-
geßlich* bleiben. Sie war schon vergessen, als die Bilder der ge»
schäftigen Trias Mossc»Scherl»Ullstein sie demAuge vorführten.
Von dem zwischen Paris und London gestohlenen Perlenhals»
band, von dem iffezheimer Luxus und dem Tangoturnier in Ba-
den-Baden ist hundertmal mehr gesprochen worden. Hoffentlich
nimmt eine tüchtige Filmfabrik sich der Sache an. Ein graeko-ro-
manisches Tempelrund mit(kitschigem oder sezessionistischem)Blu-
menschmuck; vor runden Lorberkronen, die Lenötres Scheere für
den Ludovisipark oder die Gärten des Sonnenkönigs beschnitten
haben könnte, blonde, dickstämmige, mit Augustiner- oder Hofbräu,
Pschorrs oder Sedlmayers Edelsaft gesäugte Männer in Koller
und Reiterstiefeln des Mittelalters: betreßte, gescheitelte Pagen;
glitzernde, funkelndeFürstenundHofgeneralezBiedermeiereiund
weiße Kranzmädel; brave Civilwürdenträger, die am hellen Mit»
tag in Frack und Ballkrawate stolziren. IViost lwrrible. Als seien
für ein Jahrmarktsfest hastig die Slilzeichen allerZeiten aus einem
Familienkosser geschüttelt worden. So sieht sichs von außen an.
VominnerenAuge?Nichtschöner.Meintman,erstens,specwcuIs,
die für »Nationalfeste" ausgegeben werden, nicht ohne die streng-
sten Absperrungbefehle wagen zu dürfen, dann soll man auf fol»
chen Tand verzichten. Fürsteneinzug durch Straßen,in denen jedes
Fenster geschlossen sein muß, drei Regimenter für den Sperrdienst
mobilisirt, drei Kontrolstationen, durch die der Kartenbefitzer sich
im Schweiß desAngesichtes ängstigen muß:so gehts nicht, Aller-
durchlauchtigste. Das, Allergroßmächtigste,macht uns vor Euro»
pens Blick lächerlich und drückt denliebenNachbarn eine fonder»
bare Vorstellung von der deutschen Freiheit ein, der die Michaels»
Halle geweiht ist. War, zweitens, der Einfall nicht allzu gescheit
und verwegen, die Enkel so vielerRheinbundesfürsten, denen die
deutsche Sache nicht fünfGuteGroschen werth war.zu einerFeier
zuschaaren,die sieselbstundihreLandsleute nur anderDynastien
Schande erinnern konnte? »Diese kleinen Tyrannen freuen sich
ihrer Souverainetät, des Genusses des Geraubten und sind gleich-
giltig gegen das Leiden und die Schande des Vaterlandes.Und
diese Elenden soll man mild behandeln?" Das schrieb Heinrich
Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein im Hochsommer 1813.
Solche Erinnerung feiert kein Redlicher gern. Muß denn aber,

drittens, durchaus immer gefeiert werden? Sämmtliche Versuche, demDreizehner Patriotensaft auszukeltern, sind traurig mißlun» gen. Da die Offiziellen und Offiziösen sich nicht in den Muth zu Wahrhaftigkeit entschlossen, da nichtgesagt werden durfte, daß die Befreiung von Stein, Scharnhorst, Vorck, Arndt und ihren Ge- Nossen den Thronenden abgepreßt, abetrotzt worden ist, da diese Männer, deren Ieder fürPreußen mehrgethan hatalsdreiFrie- drich Wilhelm mit Krone und Szepter, nur unter den Kompar- sen der Staatsaktion durch das Bewußtseinst hor marschiren soll- ten, ist die Geschichte derNation langweilig,großenTheilen wid- rig geworden. Wers leugnet, ist blind oder in Schwindel geneigt. Mit Hebeln und Schrauben ist Begeisterung nicht zu erzwingen. Aus dem wüsten Luxus, der sich bei neudeutschen Festen spreizt, nicht indie Erinnerung an eiserne Zeit kühnenHandelns derWeg zu ertasten. Lernet, Deutsche, derWirklichkeit, der häßlichsten noch, wieder insAuge schauen.AlleFesterei ist völlig entwerthet.Alles Gerede verhallt ins Leere. In anderen Ländern horcht man noch auf, wenns von der Staatsspitze durchs Land tönt; wäre ein Auf- gebot höchsterGemeinschaftvertreter,wiewirsunterdemAugustus- mond sahen, ein Ereigniß. Das war einmal auch in Deutschland. Ietzt? Der Erwerber der Mittagszeitung blättert drüber weg; Sport, Theater, Klatsch freuen und kümmern ihn mehr. Schaft und Scholle, aus denen völkisches Festgefühl wachsen könnte, sind ausgedörrt, ausgelaugt. In Iahren reift aus dieser Brandstatt keinem Schnitter beträchtliche Ernte. (Zuocl erat clemonstrangum. Und durch das kelheimer Riesenspektakel rauh bewiesen ward. Des Bayernlandes Verweser war der Erste, der, vielleicht lauter, als gerade von seinemPlatz aus rathsam war, an Oester- reichs Mitwirkung zum Sieg von 1813 mahnte. Und Nikolai Alexandrowitsch war der Erste, der eine Einladung zur leipziger Völkerschlachtfeier an den wiener Hof schickte. Seit dem Ianuar wurde hier oft an die Thatsache erinnert, daß Preußen nicht allein den Ungeheuren überwand; oft der Wunsch wiederholt, in Rede und Schreibe endlich nun den Russen, Oesterreichern, Briten den Ruhmestheil zu gönnen, der ihnen gebührt. Vergebens. Sind den Leuten derWilhelmstraße nicht einmal die Hauptdaten deut- scher Geschichte bekannt? Oder halten sies für anständig, die Helfer von damals um ihre Gloria zu prellen und zu thun, als habe

Preußen oder gar sein schlaffer König aus eigener Kraft das Werk derBefreiung vermocht? Wien empfindetdas Schweigen unserer Offiziellen wie gewollte Kränkung. Daß der Reussenzar seinen Botschafter Giers mit der Einladung in die ischler Villa des alten Kaisers fandte.war eine Demonstration.Seid doch ein Bischenno-bel.Theobaldiner! Trachtet,daIhr schwach und unfruchtbarfeid, wenigstens nach dem blassenTugendreiz derAusgemergelten, die weder zeugen noch eine Frucht austragen können. Schwatzetnicht ewiglich nur von borussischer That. Rufet nach Petersburg, Wien, London: Wir Habens nicht vergessen! Sonst werbt Ihr zu Haß unsVerachtung. Fälscherkunst kann viel; istabernichtallmächtig. »Viele Regirungen, namentlich der König von Württemberg, wa-ren noch die erklärten Satrapen Napoleons und in den süddeut-schen Kontingenten hatte die Ehrenlegion sehr oft über die deutsche Gesinnung gesiegt": Boyen. »Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland selbst mit Beseitigung des alten Namens neu um-schlang, kann, alsWirkungundWerkzeugfremdenZwanges, nicht längergeduldetwerden":Kutusow„DerBeitrittPreußenszudem vonRußland begonnenenKampfwar gewagt.denn seineKräfte wa-ren beschränktundnichtenlwickelt": Stein. EpitaphiafürKelheim.
Achtundzwanzigster August. In den Zeitungen, beson-
sonders oft in denen des Auslandes, wird noch, drei Wochennach dem Nrtheil, über das vor dem berliner Kommandanturgericht widerTilian und Genossen durchgepaukte Strafverfahren geredet, das die liebe Seele unsererFreunde unter dem Rubrum »Prozeß Krupp" verzeichnet. Weil der dicke Brei noch mindestens zweimal, vor der militärgerichtlichen Oberinstanzund vor der Strafkammer, durchgelöffelt werden foll, wollte ich ihn hier noch nicht auftischen. Der endlose Schwatz zwingt aber, schon jetzt in die Küche hinein-zuriechen, die ihn bereitet hat und anrichten ließ. Zunächst seien aus dem letzten Maiheft ein paarSätze wiederholt. »Hauptpunkt der Anklage: Ein auf der Mittelstufe kruppischer Hierarchie An-gestellter habe Jahre lang der Firma geschäftlich interessante Nach-richten früher und billiger zu liefern vermocht, als die Konkurrenz sie erforschen konnte. Der tüchtige Mann müßte sofort im Aus-wärtigen Amt angestellt werden; dann brächten auch die (viel zu schmalen) Geheimfonds wohl Zins. Ueber das Enthüllte kann,

wie über Ungeahntes, nur ein Kindergemülh staunen. Der Er-
wachsene weiß, daß auf allenHerden mit Wassergekocht, ringsum
eine Hand von der anderen gewaschen wird. Sorgt für minder
elende Löhnung der Unteroffiziere und Kanzleischreiber! Ein
Skandal? Ia: daß der Reichskanzler das Mißtrauen, statt es
schnell auszuroden, fortwuchern ließ; daß im Ausland deshalb
an eine von Krupp bewirkte Durchseuchung des deutschen Heer»
körpers geglaubt wird; daß der Ertrag einer im November vom
Militärgericht begonnenen Untersuchung im Mai noch nicht sicher
und sichtbar ist." Ieden dieser Sätze dürfte ich heute in Sperrschrift
drucken. DieHauptverhandlung hat am letzten Iulitag, die Unter-
suchung am neunten November begonnen; also fast acht Monate
gedauert. Der große Gegenstand so langwierigen Mühens? Ein
Quark.DerUntersuchungrichter, der nicht in achtTagen alle noth-
wendigenVerdachtsmerkmale feststellen und diese Sache verhand-
lungreif machen könnte, müßte, als invalid, nur noch für den leich-
testen Bureaudienst verwendet werden. Bei uns wirds eine Haupt-
und Staatsaktion (»mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie
sie den Puppen wohl im Munde ziemen"). Alles dem Ohr, gar
dem Auge Erreichbare badet wonnig in„Oesfentlichkeit";planscht
selig drin, wie Dorfjungen im Entenpfuhl. Himmlisch, jeden Mor-
gen und jeden Abend den werthenNamenzwanzigmal, dreiß igmal
fast auf allen Blättern und Blättchen zu finden. Berlin hat das
klägliche Privilegium der langen Prozesse. DaßaberaucheinMi-
litärgericht an diesen Kram, der unwichtiger ist als irgendein grober
Mißbrauch der Dienstgewalt, fünfTage wenden würde, hatte ich
nicht für möglich gehalten, bis wirs erlebten. Zuvor freilich schon,
daß in breiten Preßprovinzen für den Prozeßstoff mehr Raum
sein werde als für das ganze Gesträhn des Balkanstreites, den
Klio als das seit 1871 beträchtlichste Ereigniß europäischer Ge-
schichte aufzeichnen wird. Dürfen wir klagen, weil, nach solchem
Aufwandvon Zeitund Athem,Speichelund Holzpapier, das Aus-
land drauf schwört, daß die Sache wuchtige Bedeutung hatte und
von dem Schreckensschleier nur ein Zipfelchen, behutfam, gehoben
wurde? Wenn die Berichte nicht trogen, ist die Hauptverhandlung
von eiferndemWillen mit durchaus unzulänglicher Kraft geführt
worden. DerFührer bliesdie Moraltrompete, daßbisindieFest-
ung Graudenz, einst seinesWirkens Schauplatz, die Mauern beb-

ten, wie Jerichos von denHalljahrshörnern,ehe Iosuas Leute ein
Feldgeschrei machten; daßjedes hoch oderniedrigbeamteteMen-
schenkind schon einer Schneiderschuld sich wie unsühnbarer Tot-
sünde schämen lernte. So hehre Sittlichkeit ist neidenswerther Be-
sitz; doch nirgends eines Strafrechtes Norm. ZweiDrittelderBe»
weisaufnahme waren, nicht nur nach meiner Ueberzeugung, un-
nöthig. Ob eine Friseuse nach einemZeuglieutenant«verrückt"ist,
ihn, zärtlich grollend, einen „verliebten Stint "nennt und dem un»
getreuen Buhler miteinem»Weltskandal" droht, ist weitschweifiger
Verhandlung unwerth; und daß ein pfiffiger Ankläger solches
Weibchen (dessen Entlastungversuch von seinem keuschen Zorn
wie vertrocknete Roßäpfelreste vom Windstoß weggeweht würde)
als Belastungzeugin mit der Ehrenqualität einer »einfachenFrau
aus dem Volke" krönt, brauchten wir, leider, nicht erst zu lernen.
Zwei Militärbeamte werden angeschuldigt, gegen EntgeltDienst-
geheimnisse ausgeliefertzu haben. Der Mann, der sie bestochen ha»
den soll, sitzt vielleichtnoch in Haft, ist vielleichtschon wieder frei.Die
Beiden gehen in seineWohnung; brummt ernoch, dann weiß am
EndedieEhefrau,wiedasDinginzwischengewordenist und mor-
gen aussehen wird. Die natürlichste Regung drängt zu demBesuch;
die Unschuld aus Auerbachs Schwarzwalddorfe würde ihn nicht
scheuen. Umständliche Erörterung: Warum gingen Sie hin? Wie
konnten Sie? Durften Sie? Wurde von der Strafsache geredet?
Ergebniß: Null; nicht der Schatten strafbaren Beeinflussungver-
suches zu erspähen. Ein Prischen gesunden Menschenverstandes
konnte vor dem Abweg in so dunkles Dickicht warnen. Das sind
nur Proben; eine lückenlose Fehlerliste wäre kaum viel kürzer als
IuansVerführungregister.DerBegründer desUrtheils hatte nicht
festzustellen, ob das deutsche Heer Achtung oder Mißtrauen ver-
dient, ob ein Abgeordneter von einem »Panama" reden durfte
oder ein anderes Wort wählen mußte; hatte nicht zu politisiren
nochzu moralisiren, sondern hinter demZaun der Rechtspflege zu
bleiben. GetretenerQuark wird breit, nicht stark.Nach einem De-
peschenschlüsselwort der Firma Krupp wurden Meldezettel aus
einem umgrenzten Bezirk»Kornwalzen" genannt; ists nicht höchst
ulkig, jedes so bezeichnete Papierchen „Kornwalzer" zu taufen?
Dreitausendmal hüpft das Wort über allzu beredte Lippen; damit
den Witzblältern und Singspielhallen die Freude nicht fehle und

die aufgepolsterte «Reise um die Erde" imMetropolthealer einen
tzofball imStahlpalast des Kanonenkönigs zeigen und Überzwei»
hundert dicken Schenkeln hundert Kornblumenköpfe im Walzer»
takl neigen und beugen kann. Andere Prozeßkurzweil wickelt sich
von dem Fragenknäuel:« Konnten, Angeklagte, Eure Notizblätter
und Kornwälzerentwürfe nicht in die Finger, vor die Augen An»
berufener gleiten, schlimmer noch als von Krupps Beelzebübchen
mißbraucht, unseren Feinden verhökert werden?" Sie konnten;
sicherlich.WennderJagdhunddenMoosteppichnichtmiteinemso
langen braunen Zöpfchen geziert hätte, wäre ihm das Häslein nicht
entrannt. Wenn der Kriegsminister einmal vergessen hätte, an
der Schwelle seines Arbeitzimmers mit der monologischen Mah»
nung »Heeringen: der Schlüssel!" sich an die Verriegelung des
Geheimschrankes zu erinnern, wäre ein Unglückmöglich geworden.
Wenn die Briefe, die aus Rußland an den österreichischen Oberst
Redl gingen, nicht in Berlin, nach der Zwischenlandung auf dem
Postamt undvordemAmschlagswechfel durch denDeckadressaten,
vom Spürsinn eines klugen Kriminalistenkopfes als verdächtig
erkannt und enthülstworden wären, säßederpragerSpion und Ki-
naede wahrscheinlich heute noch in frömmelnderRuhe und könnte
bald auch den Plan der österreichischen Neuformationen an den
petersburger Generalstab verschachern. In dem Versahren gegen
einen des Funddiebstahls Angeschuldigten wird das Gericht sich
selten um die Frage mühen, ob das Liebchen, dem er die unter»
schlagen« Hutnadelschenkte, einen die SpitzcsicherndenJagowator
hatte oder ob es (je nach dem Bedürfniß prokuratorischer Stim»
mung: einfacheFrau ausdemVolke oder lüderlichesWeibsbild)
demNächsteneinAugeausstechenkonnte. DasAergsteundSchäd»
lichste.dasUnverzeihlichewardas stete Spiel mit Titel, Porteepee
und Ehrbegriff des Offiziers. Um die Schuldlast schwerer erschei-
nen zu lassen und mit ihrem Gewicht dieVerurtheilung, die das
Gewissen zweier Kriegsgerichtsräthe heischte, herauszudrücken,
wurde, fast täglich,gethan, als sei derZeuglieutenant cin(wieder
berliner Bummclwitz sagen würde) »richtig gehender" Offizier.
Das ist er nicht. Sondern: Subalternoffizier, beförderter Feld-
webel; imDienst und Gesellschaftverkehr dem ärmsten Lieutenant
ferner noch als der Deckoffizicr dem Kommodore der Aktienflotte.
Wesen und Leistung dieser Subalternen sind im Allgemeinen ge»

wiß jeden Lobes würdig; die äußerenAbzeichen des Offiziers tau-
gen dennoch für sie eben so wenigwiefür die Militärkapellmeister,
die derPatzcnhofkundschaft und den vomReiher bis aus dendurch»
brochenen Strumpf für die Birsch gerüsteten Tarifmädchen auf»
spielen. Da der Ankläger noch im Schlußvortrag die mit derOffi»
zierssitte unvereinbare Haltung der Beschuldigten gerügt hat, ist
den Franzosen, Briten, Russen, Iapanern kaum zu verargen, daß
sie seit dem sechsten Augusttag die Bestechlichkeit deutscher Offi»
ziere erörtern. Trotzdem nicht ein einziger Feldsoldat auf dem
Sünderbänkchen saß. Hier war, nicht in den Urtheilsgründen,
vor fremdem Blick das Ansehen unseres Heeres zu wahren.
Drei Zeuglieutenants, ein Oberintendantursekretärundzwei
Feuerwerker sind, nach dem Spruch des Kommandanturgerichtes,
bestochen und dadurch zur Verbreitung militärischer Geheimnisse
bestimmt worden. Nach der Feststellung dieses Gerichtes betrug
die Gesammtsumme desVerräthelsoldes siebenhundertunddrei-
ßigMark.Eine steile Höhe.Mit diesem Hort wurden sechsMänner-
herzen geködert, sechs Amtspflichten erkauft. Auf den Kopfmachts
einhundertcinundzwanzig Mark und sechsundsechzig Pfennig.
Panama? Zu Preisen, w ie nur nach einem verregneten Sommer
derAusverkaufrasch entwerthbarerWaschstoffesie gewährt. Mich
dünkt das Urtheil objektiv ungerecht. Ich glaube nicht, daß diese
Subalternen, wennsteeinpaarGlas Bier, einAbendbrot,ein Läp-
perdarlehen, dessenTilgung nicht befristet wurde, annahmen, das
Bewußtsem hatten, damit bestochen und zum Bruch des Dienstge-
heimnissesverleitetzuwerden.Sichernicht.ErstenswarderTräger
der Spendirhose ein alter Kamerad, der eine höhere Einkommens»
stufe erklettert hatte und Darbende aus seinem alten Bezirk gern
mal, auch ohne Entgelt, mitkneipen, mitschmausen ließ. Zweitens
war er ein Vertreter Krupps, beinahe also einer Reichsinstitution,
jedenfalls einer unantastbar ehrwürdigen Firma, der.vomAUer-
höchsten Kriegsherrn bis zum Kantinenkellner, jeder im Leben des
deutschen Heeres Heimische unbeschränktes Vertrauen schenkt.
Mißbrauch? »Blech!" Schädigung der Reichswehr? »So siehste
aus! »Krupp kann Alles wissen, mußAlles wifsen,sollAlles wissen;
was er heute nochnicht weiß, erfährt er morgen. Kamerad Brandt
i st ein Schlaukopf und ein netter Kerl; wenn Der eine Schoppenrast
vorschlägt, brauchtmannichterstblinkendzufragen: „Uffjefordert

oder injeladen?" Der läßt sich nicht lumpen.Dafürbringt man der lieben Frau Brandt mal Blümchen, berappt nach dem Löhnung» tag auch eine Runde, zahlt, wenns gerade langt, sogar einen gepumpten Zehnmärker zurück. Den Rest? Später; peut etre. And kann man dem guten.ehrlichen Kumpan gefällig sein, lästige Gänge sparen, den Kundschafterdienst erleichtern: warum nicht? Erzieht ja am selben Strang wie wir. DaßKrupp unser Reich ruppig schröpfen oder sonst ein faules Ding drehen wolle: „Ausgeschlossen!" Wenn Brandt unter Druck käme und nichts mehr herausrücken könnte, erführe er nicht weniger als mit Ladewigs großem Porte» monnaie; würde manchmal wohl noch in eine Aschinger-Orgie gestippt. Die Sechs hätten alsZeugensicher.gutenGlaubensvoll, beschworen, daß Brandtihnenniemals mit einem Metallhaken die Würmer aus der Nase zog unddaßsieselbst nie Eigennutzauf der Zunge schmeckten, die dem Kameraden das Neuste aus derFeld» zeugmeisterei ausplauderte. Das geschah, weilman unter Freundenwar; und das selbe Gefühl erlaubte auch, kleine Geschenke oder unbefristete Darlehen anzunehmen. Nicht das schüchternste Ge» wissensbißchenmerkbar. Plötzlich steckt ein in scheelem Grimm aus Krupps Reich Geschiedener, der nach Rache lechzt, einem Brandrothen fünfzehn Brandtzettel (Kornwalzer) in die Aktenmappe. Verschickt sie dem Kriegsminister und mahnt ihnzu Vorsicht: denn dem essener Klüngel sei die A bsicht auf Verschleierung zuzutrauen; also der unred liche Wille,»Spuren der That zu vernichten, Zeugen oder Mitschuldige zu falscher Aussage oder Zeugen zu verleiten, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen." Gegen eine Klosetscheuerfrau müßten die Thatsachen, die solchen Verdacht begründen, »aktenkundig gemacht" werden; sonst gölten sie nicht. In Sachen wider Krupp stumpft der bloße Verdacht, ohne Thatsachengewicht, die Spitze der Militärverwaltung. Der fleißige.gutmüthigeHerrvon Heeringen hat,in steter Sorge um denGeheimschrank, den Schlüssel zum Gedächtnißschrein verlegt, weiß drum nicht mehr, wie oft dem Wuthblick des rothenAuges eine Kasernenmücke zum Elephanten ausschwoll; und bietet dem Lieseranten derKornwalzer einen Pakt an: Ich entroste Einems eisernen Besen und Du, M. d. R., entrüstest Dich erst, wennDu meineFegarbeit nachgeprüft hast. Abgemacht. Haussuchungen und Briefsperre in Essen und Berlin. Das ganze Königreich Krupp unter Polizeiaufsicht gestellt. Weh

Iedem.dcreinSpritzfleckchenaufderWestehatlBeamteWilhelms,
Beamte Krupps werden verhaftet. Daß die Kunde von solchem Zugriff durchsickern und aus ihrem Saft der Glaube an ungeheure Frevel sprießen muß, wird nicht bedacht. Der Minister will ohne Schonung die Schädiger packen; hart und kalt wie eine Panzerplatte sein. Sechs armen Schächern schlitzen dieZinken des Eisen» besens den Bauch. Nndwir vernehmen, daß »militärische Geheimnisse" in einem Verwaltungbezirk, der im vorigen Jahr mindestens eineMilliarde ausgeben konnte,Personen anvertraut werden^ denenderStaathundertfünfundsiebenzigMarkMonatssold giebt und das Wehrgehäng des Offiziers umgürtet. Nicht ganze sechs Mark für den Tag; in Berlin; 1913; unter dem Zwang der Pflicht, anständig bekleidet, an Hand undFuß sauber beschuht zu sein und Lastkutscherschänken zu meiden. Mit hundertzwanzig Mark ist, noch ohne Familienbeistand, der Fabrikarbeiter besser dran. Wenn unsere Menschen nicht so zuverlässig, in Treue und schlichte Lebensführung gedrillt wären.würde aus diesem Geheim» nißbündel Stück vor Stück von silbernen Fädchen weggeangelt. Ist kaum je geschehen. Jetzt aber: ein Skandal. Ein Zeuglieutenant, der mit hundertfünfundsiebenzig Mark Monatsgehalt reinlich durch die Engpässe derNothschreitet.scheintmir derAchtung würdiger als die Excellenz, die alle befohlenen Mißgriffe mitmacht und in stummem Gehorsam den nächsten Orden erschlottert. Flecklos und ohne Fehl sind die Sechs nicht durchs Leben geschritten. Die Wände ihres Hirngehäuses waren durchlässig; allzu viel tröpfelte heraus. Doch darum schimpfliche Entlassung, Freiheitstrafe, ein halbes Todesurtheil? Das ists. Wer nimmt so bemakelte, öffentlich, vom Ankläger, mit dem infamirendenWort »feile Schreiberseelen" gestäupte Menschen in ehrlichen Dienst? Sie hatten sich, Jahre lang, um elendenLohn geschunden und waren, in einer Zwitterstellung, mit der Ehrenpflicht des Offiziers un.d alter Gewöhnung in dieMoral derMannschaftstube bcbürdet, aufblankgewichsterDieleausgeglitten. GabsnichtgelindereBuße als die im Fegfeuer der Schmach abzukeuchende? Mußte jeder Tintenlicutenant, dessen Kerbholz bis gestern noch nicht so grell beleuchtet wurde, den ins Schandloch Gestoßenen Flüche nachrülpsen? Und hat in der Hauptverhandlung, in der so viel Annöthiges geredet, ums dürreGerippe derAnklage so vielBausch-

stoff gefältelt wurde, Keiner der Kasernensitten, derWachtbräuche
gedachtund von derSprosse solchen ErinnernsMenschliches dann
menschlich sehen gelernt? Anser carit wird nachgerade abscheulicher
als des Quäkerenglands. Wir ersticken in Heuchelei. Jeder kennt
Einjährige, die, ausführlich, wie sonst nur Geschlechtssiege, deren
Nachgeschmack noch den zähstentzuhnrücken trüffelt, erzählen, wel»
che Vortheilchen sie, mit welchem Aufwand, zu erlangen vermoch»
ten. Mittags an Mutters Tisch; abends in Tippmädchens Bett,
immermitbinterlassencrTelephonnummer;immermitCivilrechts-
freiheit. Jeder hat aus innigem Verständniß Geschichtchen vom
Kaliber dieserSchnurre belacht: «Woher sind Sie, Einjähriger?"
«Aus Rügenwalde, Herr Feldwebel." «So... Na, wir werden
ja sehen!" Mosers Veilchenfresser hat mit den zierlichen Husaren»
stiefeln die Bretter der meisten Hofbühnen gewetzt und stramme
Kriegs- und Kontingentsherren haben sich jauchzend das Ober»
bein geklopft, wenn dicht über dertzand, die tief in eines Zöglings
Cigarrentasche griff, das Auge des Langsamen Schritt drillenden
Rekrutenlehrers sich sänftiglich zudrückte. Nach hundert Jahren
"allgemeiner Wehrpflicht müßte Jeder wissen, daß in der Kaserne
und sogar aufWacheAllerlei zu „machen" ist; daß Thor und Thür
nicht die einzigen Aus» und Eingänge sind; daß es nicht überall so
sittig stets zugeht wie bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager,
der keine Dirne passiren ließ; daßEiner den Anderen mitWonne
aus dem Gedräng lotst, mitBravour aus jedem Pfeffer lügt; daß
Rapporte und Wachtbücher selbst nicht unter allen Sonnen und
Monden untrügliche Dokumente sind. DerDienst ist hart, junges
Blut will nicht nur im Sand, mit Pickelhaube und Gepäck, will
auch mal in ergötzlicher Fron das Hemde durchschwitzen: und von
einem tüchtigen, nicht toller Zicken verdächtigen Kerl nimmt jeder
helle Korporal mal ein paarFlausen hin. Noch, wenn er selbst da»
durch in den Dunstkreis der Teufelsküche kommt. Nur, wenn kein
ernstes Dienstinteresse auf dem Spiel steht. Da ist die Grenze. Wer
einen Wachthabenden, weil er eine Arlaubsüberschreitung nicht
insBuch einträgt, ein nettes Popelinefähnchen vorbeiflitzen oder
sich aufs Klingelzeichen aus der Kantine ho'en läßt, groberNnge»
bührfähig glaubt, ist schiefgewickelt. Oi8tinZuencZum eÄ: ohne dieses
Zauberwortes Inbegriff ist Kadawergchorsam weder im kurzen
Rock des Königs noch im langen der Loyoliten erträglich. Was

wäre die Kaserne ohne die Eiertänze um, die Schlüpfpfade durch
die Gefahrenzone, die jede Pritsche mit der Pein des Ertappten
umdroht? Ohne das dralle Nesthäkchen, dem aus dem Heimathdorf
Magerspeck, Hauswurst, auch wohl eine nicht in Margarine ge-
bratene Gans zufliegt? Ohne den feinen Jungen, dem aus allen
Knopflöchern duftiger Tabak wächst und der nach heißen Racker-
tagen eine nichtzu dünne, nichtzu knappe Bowle schmeißt? Inferno.
Tillys Beispiel wirkt weiter als Gustavs. Der brabanterHeld vom
Weißen Bergwußte, daß der Soldatin ewigerBetstundeundBuß-
zucht versauert; ließ ihm drum Vieles passiren. „Und gings nur
nicht aus seiner Kassen, sein Spruch war: leben undleben lassen."
Heute noch der meisten Träger von Kragenlitzcn und Sergeant-
knöpfen. Nichts gegenKaiserundReich,verstehtsich, noch, was die
Korporalschaft in Schwachheit oderUnehre brächte; sonst aber: der
Herrgott ist nv d bleibt ein guter Mann. And wenn nachts gar, noch
vom Zapfenstreich bis zur Reveille, der Buchstabe gölte, wärs,
„Golt verdamm'mich", nicht auszuhalten.Was sein muß und wo
Fünf zu den geradenZahlen gerechnet werden darf, spürt Einer.der
seine zwölf Jahre heruntergerissen hat, im Handgelenk. Ohne ein
Körnchen Selbstbestimmungrecht würde der Soldat niemals satt;
ohne die Gewöhnung, Nothwendiges nach seines eigenen Schä-
dclsFeldgeschreivon Läßlichemzu unterscheiden,kämecrkaumauf
dem Manöverfeld aus und würde vor demFeind den Drilch be»
prenzey. Patriolismus, Pflichttreue und Ehrlichkeit im Großen:
versteht sich amRand. Nichtfür zehnblaueLappen.mitdenen man
dochdieWeltauskaufenkann,bekämeeinFeind, ein nurverdächtig
Riechender das winzigsteRöhrchen.aus dem was zu lernen,mit
List und Schlauheit zu ahnen sein könnte. Doch im Kleinen wird
Manches gedeichselt und Erkleckliches eingesackt.Unter Kamera
den; wo man einander vertraut und, wenns drauf und dran geht,
doch Jeder, der Schlappste noch, den letzten Knochensaft hingiebt.
Dem reichenBengel.dersich.nicht nur derKnöpfe wegen,zusammen-
nimmt,den Zugbei der Besichtigung niemal blamirt undnichtzu
selten einFüchslein springen läßt, hiI ft man gc n in Behaglichkeit
des Bauches nebst Drum und Dran. Die Herren Offiziere halten
sich auch nicht immer pimpelig ans Schnürchen. Der Major hat
sich schon müde geklingelt, bis Eine aus dem warmenBett in die
Speisekammer spedirt war. Unser voriger Lieutenant verschäkerte

oder verschlemmte jede dritte Nacht in der Hauptstadt. Und die
alte Lustige Sieben hat bei der Linie auch noch ihren Anhang.
IedemThierchenseinPlaisirchen.Unsereinemgenügt.nachalldem
Bims undBums.demKloppen und Hosennahthalten desTages,
schon die Kantine; wenns an Speise, Trank, Glimmstengeln nicht
fehlt und die Qualmschwaden zum Schneiden dick sind.»'raus mit
dem Schuft, dem Schuft, dem Schuft: seine Cigarre hatkeine Luft!"
Solches Gegröhl, Gesauf, Gepaff haben die sechs Sünder
wohl manchmal mitgemacht. An dieser Sphäre haben sie lange,
niemals an der des Offizierersatzes, des Kadettencorps, der jung»
ferlich blickenden, nippenden Fähnriche und ganz feinen Hunde
gesogen. Was sie in ihrerSchicht sahen, konnte oft, wenns aus den
Optischen und Akustischen Wolken eines Gerichtssaales tauchte,
das nAtlitz schlimm vollbrachter That tragen. »Wer vorsätzlich
Rapporte, dienstliche Meldungen oder Berichte unrichtig abstattet,
wird mit Gefängniß von sechs Monaten bis zu drei Iahren und
mit Versetzung in die Zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft."
»Wer für eine Handlung, die eine Verletzung einer Dienstpflicht
enthält, Geschenke oder andere Vortheile annimmt, fordert oder
sich versprechen läßt, wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis
zu fünf Iahren bestraft." »Wer als Befehlshaber einer militäri-
schen Wache eigenmächtigseinen Posten verläßtodersonstden ihm
inBezugaufjenenDienstertheiltenVorschriften entgegenhandelt,
wird mit mittlerem oder strengem Arrest nicht unter vierzehnTa-
gen bestraft." (§§ 139,40,41 MStGB.).Und so weiter. Alltäg-
liches. Das aber, Wenns ein Gerichtsmensch in den Fingern ge-
habt hat,wie arger Frevel aussieht.Was nicht ? Ein junger Kriegs-
gerichtsrath, der bei Wirthen und Händlern Bären anbindet, Bür-
germädeln nachsteigt und vor dem Waarenhaus der hübschesten
Verkäuferin auflauert, röche der Kleinstadt am Ende wie Hans
Lüderlich; und käme dochvielleicht bald in Ordnung und eine steil
aufwärts führende Laufbahn. Der Zeuglieutenant, auch nach der
Beförderung noch, innerlich, Unteroffizier mit Porteepee, weiß,
wie es in allen Stockwerken des Heergebäudes zugeht; daß Ieder
da fühlen, wittern muß, wo er sich nicht vom Geländer des Buch-
stabens lösen, wo mal über die Schnur hopsen dars. Im Aeuße-
ren soll er tiptop sein; dem canig kinis der Gardestadt nicht allzu
unähnlich. Braucht adrette Kleidung, Handschuhe und was fürs

Herz. Aber: hundertfünfundsiebenzigMark imMonat: ohneZu»
schuß. Und draußen.nebenan.ein wackerer Kamerad.der die größte,
im Patriotismus bewährteste Firma des Reiches vertritt und im-
mer gern aus der Patsche Hilst. Wer staunt, wenn Gleiches sich
Gleichem gesellt? Ist heute nicht Goethes Geburtstag? »Ihr laßt
den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein."
Dem großen essener Haus hat die kindisch erbärmigliche der-
linerAngstvor derSozialdemokratienicht zum erstenMalUnheil
gebracht. Als vor els Jahren aus dem »Huropeen» und dem »k"i-
Mro» in den »Vorwärts" die Behauptung übernommen worden
war, der Wirkliche Geheime Rath Friedrich Alfred Krupp sei im
Geschlechtsfinnkrankund treibe auf Capri, wo ereinen insNarren-
zünftige schillernden Männerorden gegründet hatte, am Liebsten in
seinem blauen Sondergröttchen, üble Homosexualsachen, wurde,
nach einem Gespräch beim Eröffnungschmaus düsseldorfer Aus-
steller.die schlimmeMäraufderZinne des berlinerLebens fürwahr
und erweislich gehalten; und ein Telegramm, das von der Schänd-
ung des deutschen Namens sprach, rief den Kanonenkönig in die
Heimath zurück. Der tüchtige, doch schüchterne und scheue Mann
hats nicht, überlebt: hat sich getötet: aus Lebensüberdruß und
Ekel, nicht aus Furcht vor zu entschleierndem Makel. Und die
Gutachten dreier namhaften Hirnärzte, die vor Krupps Tode die
gefährliche, in eine geschlossene Anstalt weisende Psychose seiner
Frau bescheinigt hatten, sind Makulatur geworden; nie ward in
einemWörtchen noch dieserPsychose gedacht, die.so langeFriedrich
Alfred auf dem Gebirg des Geldes und anderer Macht thronte,
unanzweifelbar sein sollte. Der Kaiser wurde von Hollmann, dem
AdmiralderAEG, indie Klarheitgeführt: und hielt dann in Essen
die Leichenrede, die beweisen sollte, daßKrupp von denRöthesten
in den Tod getrieben worden fei. Durch »eine That, so nieder-
trächtig und gemein, daß sie Aller Herzen erbeben gemacht und
jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte
über die unserem ganzen Volk angethane Schmach; wer nicht das
Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt mora-
lisch gewissermaßen die Mitschuld auf sein Haupt." Eine Rede,
deren schrillenTon dem Psychologen erstdieThatsacheerklärt, daß
der Grabredner selbst ein Weilchen an die Schuld des Mannes
geglaubt hatte, dessenLeib nun starr und kalt vor ihm lag. Krupp

könnte heute noch leben, wenn dieses Weilchen sich nicht in einen
Blitzruf entladen hätte, derihn die Morschheit seines Vertrauens-
sttzes.dieHohlheitallerMenschengemeinschafterkennenließ.Dies-
mal gings, in Essen, nicht um Menschenleben; doch um Ehre und
Reputation. Unerschaute Schmutzerei sollte dem Auge Germa-
niens enthüllt werden. Bestechungfonds. Verpestung derArmee.
Ein Offiziergewimmel erkauft. Und was ist ans Licht gekommen?
Siebenhundertunddreißig Mark wurden, in einem weiten Zeit-
raum.verpumpt oder verschenkt;an sechsSubalterne.die manchmal
auch Mitesser, Mitzecher eines kruppischen Mittelbeamten waren.
Die Firma Krupp wollte, so früh wie möglich, die von den Konkur-
renten geforderten Preise kennen und hören, ob sie inBerlin beson-
dersWichtiges anboten.Das wollen alle inWettbewerbGenöthig-
ten; und überall finden sie, in staatlichenund städtischen Behörden,
Industrie» und Bankbureauz, freundliche Auskundschafter. Da-
zu der Lärm? Die (wirkliche, nicht eingebildete) Schändung des
deutschenNamens? Ich könnte begreifen, daß die ernstesten esse»
ncr Männer die Intimität mitBerlin nur noch als eine Last und
Gefahr empfänden. Schwindet sie, dann dürfen die Kontrahenten,
darf auch das Reich sich freuen. Daß der Kaiser in Düsseldorf
einst das von Ehrhardt, einem KonstruktorvonGeniefarbe, ausge-
stellte Geschützmaterial nicht sehen wollte, nicht sah; daß unsere
Diplomatenmannschaft aufgeboten wurde, um der Firma Krupp
die Konkurrenz abzuwehren, und, wie aus Symptomen zu schlie-
ßen ist, da und dort sogar den Auftrag mitschleppte, lieber dem
Schneider des Creuzot als demrheinischenEhrhardtdieEinfuhr-
straße zu pflastern; daß zwischen dem höchsten Repräsentanten
und dem Hauptlieferanten des Reiches seit zwanzig Jahren der
persönliche Verkehr allzu freundschaftlich geworden ist: Das sind
Zeichen eines Mißstandes, dessen schnelles Ende wir wünschen
müssen. WennWilhelm von Siemens oder der Eisenbahnminister
den Leuten, die ihnenKohle undKuvfer.Lokomotiven undWagons
liefern, sich innig befreundet zeigten, würde an denAbnahmestellen
Kritik und Kontrole leicht lässig. Wenn ein Zeuglieutenant liest,
wie oft der Allerhöchste Kriegsherr, zu Leichenklage, Hochzeitlust,
Jubiläum, auf den essener Hügel eilt, kann ihm kaum die Vor-
stellung nahen, daß er diesem Haus, dem ein preußischer Offizier
und Gesandter vorsteht, nicht, wo es gerade klappt, einNotizblätt»

chen zuschustern dürf> Krupp braucht all das Brimborium nicht;
könnte in Freiheit, ohne Rück» und Vorsicht, besser arbeiten und
verdienen. Er darf sich mit seiner Leistung (besonders der letzten
fünfzig Iahre) fürs Reich und für sein Arbeiterheer sehen lassen.
Korruption? Die ganze Kornwalzerei drehte sich um eineGewinn»
Möglichkeit, die, höchstens, ein Drittel vomHundert des kruppischen
Iahresumsatzes (ungefähr dreihundert Millionen Mark) betra»
gen konnte. Ein Quark. Und Stabsoffiziere haben ausgesagtund
beeidet, daß Krupp das Erkundete niemals zur Steigerung, oft
zur Senkung seiner Preise benutzt habe. Das Verfahren mußte ein
Triumph deutscher Heeresverwaltung werden; wenns nicht so un-
klug angefaßt, so ängstlich verzaudert, mit solcher Wonne am Plät-
schern in Oeffentlichkeit durchgeführt worden wäre. Wenn alle da-
mit Beschäftigten, tapfer und ernst, nur an die Sache des Rechtes,
derArmee.auch derMenschlichkeit, gedacht undnicht vordem Ze-
termordio der Sozialdemokratie gebangt hätten. Die hobelt dem
Reich kein Holzstückchen zurecht, bäckt dem Volke keinen Kuchen:
und brüllt aus hehrem Zorn auf, wenn sie an den Stätten, wo für
Wehr undNährgesorgtwird, Späne und Eierschalen erblickt. Da
ist dasGeheimniß ihres stetenGerüfftesund Geruchtes,vor dem
die Reichsfäulen beben. Und sie hats leicht: denn eine Mehrheit
derDeulschenfreut sich unbändig, wenn einem für ihrReichwohl»
thätig Wirkenden ein Schmierläppchen ans Zeug geflickt worden
ist. Iedes andere Land wäre auf das Haus Krupp stolz und würde
dessenAnschwärzung wie eigene Schande fühlen. Bei uns? »Die
Sippe schwimmt im Gold; ganz gut, daß sie einmal nach Noten ge-
prügelt wird; und irgendwas ist am Ende doch an der Sache. "So
leben wir. So spricht neudeutsches Rechtsbewußtsein.

Neunundzwanzigster August. Ein hübscher Einfall des
Kronprinzen. Er hat hundert Gemeindeschulkinder aus Berlin
sür ein paar Wochen nach Langfuhr geladen. Da sollen sie in der
Kaserne seines Husarenregimentes (die während der Manöver-
zeit sonst leer stünde) wohnen, lecker genährtwerden, sich im Wald
tummeln und am Ostseestrand, bei Brösen,Oliva, Zoppot, lüften,
baden und buddeln. Nichts Ungeheures, das als Entgelt An-
betung heischt; doch: sehr hübsch. Um so hübscher, wenn der junge
Wilhelm dem Gekribbel fern bleibt und sich nichtzwischen denKlei-
nen Photographiren läßt. Der Einfall kommt aus einem Gefühl,

das derFranzose Zenei,euxncnntundfür das wirkein denSinnes-
kern treffendes Wort haben. LeiderwirdunsauchseltenGelegen»
heit, auf der Höhe just dieses Gefühl zu erspähen. In dem regir»
barsten, den Herrscherhäusern anhänglichsten aller Völker sind gar
viele Prinzen und Prinzessinnen der Massenempfindenssphäre
völlig fremd. Seltsam; wo es so kinderleicht ist, beliebt, geliebt zu
werden. Tennis, Auto (manchmal über Leichen, die*Eugenius
Henninge? nicht bis in den Preßbezirk ruchbar werden läßt), Arm-
banduhrundandererAufputz:Dasschaffts nichtmehr. DerKron»
Prinz hat, ohne wuchtige Leistung, den Weg ins Wohlgefühl vieler
Deutschen gefunden. Seit er den Philinern die Schelle anband,
Seit er ins Friedensgebimmel hineingerufen hat, Deutschland
müsse sich den stolzen Kriegergeist wahren (und drum aus allen
Spelunken geschimpft wurde). Seit die Nation gesehen hat, daß
auch er sich zwar gern amusirt, Ernstes aber ernsthaft anpacktund
tüchtig betreut. Als Reiteroberst: allen Kameraden ein Muster;
fleißig und freundlich, bescheiden und gescheit. Und findet noch
Muße, sich, wider Patriarchalwunsch und Kleiderordnung, um die
Marine zu kümmern, in Schichaus Werft hineinzugucken und
heimlich zwischen Torpedos herumzukriechen. Eine Hoffnung.
Liebenswürdig und Zenereux. Er könnte, in Kleinem und Größe-
rem, noch Mancherlei thun. Zwei Beispiele up to äste.. Die Saat
der Becquerel und Curie reift jetzt in kornreiche Halme. Radium
und Mesothorium fressen oder lindern schlimme Geschwülste;
Krebs, Frauenleiden, Gicht, Beschwerden von vielerlei Art. Mil-
lionen langen danach. Aber der Preis dieser Heilsstoffe ist schier
unerschwinglich. Die Gemeindebehörden kleckern ein Bischen zu»
Hammen; PreußensRegirung fordert vom Landtag achthundert-
lausend Mark. Tropfen, die auf glühendem Stein rafch verdunsten.
Dieser Sache, die wichtiger ist alsZeppelins,müßtcder Kronprinz
sich annehmen. Sammlungen (ohne Orden und betitelte Orden»
fchieber) großen Stils; meinetwegen auch Feste. Da lohnts. Don»
nersmarck, Christian Kraft Hohenlohe, Pleß, Thyssen, Arnhold,
Friedlaender: daher holt eines Kaisers behender Sohn fürs Erste
flink mehr, als Ernest Cassel und die Fürstinnen von Elchingen
And von Mural für ihre Landsleute aufzubringen vermochten.
Zweitens: Kleineres. Das Erfreulichste imweitenBannkreis des
neuen Berlin sind die Laubenkolonien. Eine Lust ists, ernste, zu

sehen, was die Leute aus dem Sandboden hervorzüchten; wie
Schaffner, Briefträger, Unterbeamte, Ladendiener zwischen ihren
Blumen, ihren Beeten, ihrenHühnern aufathmen und gesunden;
wie sie, nach Feierabend und an Sonntagen, mitWeib und Kind
dort schanzen, gießen, schneiden, pflanzen, Harken und felig sind.
Seliger, als siejein einer Kirche, vorgemiethetenDutzendtröstern,
sein könnten. Dennoch ist dieses weltfromme, rechtschaffeneTrei»
ben mancher Behörde ein Dörnchen imAuge; und die Kolonisten
werden, fast schon wie in Afrika, mit Vorschriften geplackt: ob sie
nur Kaffee oder auch Gemüse kochen, wann, wie lange sie arbeiten
dürfen. Hilf zu, Kronprinz! Dann verschmerzt sich, daß man der
Stadionweihe und tempelhofer Parade nicht zuschauen dars.
Dreißigster August. Von allen Goldmachern der Ver»
einigten Staaten ist mir Herr Andrew Carnegie der unange»
'nehmste. Harriman war ein funkelndes Genie, Morgan ein vor»
nehmer, vor dem Reiz hoher Kultur andächtiger Mensch, der Rem»
brandt, den delster Vermeer und Hals nicht nur kaufen, sondern
auch lieben konnte; Rockefellerist aus einem Stahlstück, hart, stark,
kühl,dennocheinLebenspcnder(derdieSchminkefozialerHeuchelei
verschmäht) und Schiff der kluge, fromme, auf dem Millionenthron
noch ebionitisch gefühlvolle Iude, der ganz nur Iude scheinen, nur
seinerRasseNoth lindern will. Carnegie ist sujet mixte; andieAt»
lantisküste akklimatisirter Schotte. Unter den Allerreichsten der
Einzige, den man sich auch in Europa heimisch denken kann (viel»
leicht als den Gönner vonMönistenbünden undEthikerkränzchen).
Erinnert manchmal an Thomas Chalmers, der ein finnlich-über»
sinnliches Evangelium predigte, manchmal sogar an den Lands»
mann Iohn Knox, der, mit dem Weisfinger in der Genfer Bibel,
den »ersten Trompetenstoß wider das mörderische Weiberregi»
ment" (der schönen,stets brünstigenMariaStuart)aus derSchweiz
nach Schottland schickte. Carnegie, den Bildungschätze nicht über»
lasten, möchte als Philosoph,Moralist, Heiland (m.b.H.) gelten.
Sein »Empire of business» lohnt der Mühe des Lesers und mit
Andrew „vierspännig durch Schottland" zu fahren, ist vergnüg»
lich. Der muß ein Geschäftsmann von vielen Graden gewesen
sein. Nach der Schätzung ruhiger Leute sitzt er auf tausend Mil»
lionen Mark. Giebt große Summen für Bibliotheken und für die
Agitation der Weltfricdensstifter. Nie für Anderes. In die stille
Wunderstadt Den Haag hat er, auf den Weg nach Scheveningen,
einen Palast gestellt, in dem allerlei Hennen, nach der Vorarbeit

emsiger Hähne, den Weltfrieden erbrüten sollen. Eine,Festspiel»
arena, ein Stadion, ein Museum für niederländisches Kunstge-
werbe wäre nützlicher gewesen. Aber das Haus steht nun einmal,
könnte noch klotzig»häßlicher sein; unddaßimRundderBeiträger
zum Bau Deutschland das Gitter und den Thorschlüssel geliefert
hat, wird einst wohl noch als ein niedlicher Symbolwitz Bülows
belacht. Die Eröffnungfeier nützte der kleine Schotte zu einer Rede,
derenZweck war, den Deutschen Kaiser bis über die Schnurrbart»
spitze inHonigzu tunken. „Die hervorragendstePersönlichkeitunse-
rer Zeit." Es ist erreicht. Legis zu dem Aebrigen der U. S. Ent»
schüchterte Oberbürgermeister würden sich solcher Uebertreibung
schämen. Carnegie liest sie vom Blatt. Ein Kriegsherr, der unge»
fähr zwölfhunderttausend Mann unter derFahneundFlagge hat
und immer denWaffenrock trägt, müßte dem weißen Demokraten
und Pazifizisten mißfallen. 1^1«. Wilhelm soll die »Fackel des
Friedens" anzünden und die Völker der Erde zu ekler Heerde
sanfter Millennarlämmlein schaaren. Blech mit Himbeersauce.
Die Blüthe deutscher Wirthschaft sei nur im Frieden möglich ge»
worden; und erst recht, Herr Andrews nur durch die Kriege von
1864,66,76, die dem nun üppig sprossenden Stamm die Wurzeln
tief betteten und kräftig düngten. Doch die Bleibsel der Schotten»
liebe fürs große Britenweltreich können den Wunsch erklären,
daß Deutschland auf Krieg, also auf beträchtliche Dehnung, ver»
zichte. Nur: das Gehabe des Friedensglöckners ist widrig. Car»
negie war Weberlehrling, Depeschenboy, Laufbursche: und hat
tausend Millionen Mark in seine Speicher gehäuft. Ließ er sich
stets nur von der evangelischen Milde bedienen, die er heute den
Völkern predigt? Er hat, schmunzelnd, den Stoff zuPanzerplatten
und anderem Kriegsgeräth geliefert, mit Gewalt und List Männer
vomWuchs Rockefellers und Morgans in seines Willens Rich»
tung gezwungen, unzählige Schwächere überrannt und sich über»
all als den gerissensten, mit allen Salben geschmierten Geschäfts-
menschen bewährt. Wähnt ein Nüchterner noch, daßmitknoxischer
Bibelmoral in der Linken und einem Milchkübel voll ungewässer»
ter Menschenliebe in der Rechten tausend Millionen zu säckeln
seien ? Carnegie hat, auf seine Kaufmannsweise, anderthalb Men-
schcnalter lang Krieg geführt: um alles Stahl der Vereinigten
Staaten in seine Hand zu raffen; um in der Wahlheimath der
mächtlgsteMann zu werden.Ietzt hat ers, längst, »nicht mehrnö-
thig", lebt fern vom Geschäft und schleudert Bannbullen wider

alle Nationen, die ihren Willen zur Macht nicht einurnen. Wir,
schlau frömmelnder Schotte, Habens noch nöthig; findnichtRauf-
bolde.doch auch nichtDummköpfe, die sich selbst in Vertragsstricke
schnüren und aus freiem Willen entmachten, entmannen; und dem
Deutschen Reich handelt sichs um Beträchtlicheres als um eines
Einzelnen Reichthum und Tyrannis. Alfred Nobel, der aus dem
Verschleiß vonSprengstoffMillionen zog.und StahlkroisosCar-
negie: die Oelzweigschwenker haben sonderbare Patrone. Junge
BuhllusterkaltetinBetschwesternsittsamkeit.Wirwollen unser na-
tionales Geschäft so stark, so kühn und klug führen, wie Carnegie
seinpersonales geführt hat.Vorbild mag er uns sein;alsMoral-
prediger heitert er uns. Und wir dürfen ihn nicht im Zweifel dar-
über lassen, daß ein Hohenzollern, der sich in den Wunsch neigte,
dem schottisch karrirten Rath zu folgen, nach Jericho gondeln und
dort seines Bartes Wachsthum abwarten könnte, aber der Ehre
entsagen müßte, im Reich deutscher Menschen Kaiser zu sein.
Einunddreitzig st erAugust.Wieder Feste. Posen.Bres»
lau; nach Kelheim, vor Berlin. An der Warthe ist Etwas wenig-
stens derBeachtung würdig: der Spalt inderSlachta. Der größte
TheildesPolenadels grollt, seit ihm Enteignung dräut; eineMin-
derheit will, unter Führung des Grafen von Brudzewo-Miel-
zynski, zeigen, daß sie, trotz allem Unglimpf, loyal bleibt, demReich
und dem Kaiser giebt, was ihnen gebührt; und mit sänftiglicher
Taktik, mit gedämpftem Klangspiel den Marsch in hellere Zukunft
versuchen. An der Oder und Ohle ein kaum jemals erschauterAuf-
wand städtischen Pompes. Die Kommune der dritten Preußen-
residenz muß viel Geld übrig haben. Und hat einen Oberbürger-
meister, der mich fast bereuen läßt, daß ich schrieb, kein Stadthaupt
könne sich so dicht anByzanz heranbirschen wiederRepublikaner
Carnegie.DieserHerrMatting hat schon alsder amHauptmann»
rummel Hauptschuldige ernstenTadel verdient. Stattdas erbärm-
liche Machwerk noch viermal herunterleiern oder, wahrhaftig,
künden zu lassen, daß seit dem drittenAusführungabend dieRie»
senhalle leer, der Freikartenhaufe schwerer als Bierneige anzu-
bringen sei, schuf sein Befehl, die Vorstellungen abzubrechen, den
Irrglauben, der läppische Puppenkram sei verboten und außer
Pleß und Kopp habe sich auch der Kronprinz eingemischt, als Pro-
tektor der Ausstellung und als durch die Verherrlichung Bona-
partesGekränkter. Als Protektor hatte ermitderFestspielhalle, die
nicht zumAusstcllunabereich gehört, gar nichts zu thun; und den

großenBonaparte bewundert er besser als der Ehrendoktor Ger»
hart: so herzhaft, daß er alle erlangbarenNapoleonbilder in seine
Potsdamer Stube gehängt hatte. Das ganze Geschrei (dem, weil
Mancher dem jungen Wilhelm die Volkszuneigung nicht gönnt,
niemals schroff entgegnet wurde) stand auf Lug. Herr Matting
aber auf dem Pflaster der Schweidnitzerstraße vor dem einreiten»
den Kaiser. (Was der konservative Herr Mermuth bisher, trotz
Hochzeit, Kaisertrio, Iubiläum, nicht that, ist, zu thun, einem ganz
und vollundunentwegtliberalenMannHerzensbedürfniß.) Und
aus dem von der Pferdemähne umwehten Mund läuteten alle
Glocken Vinetens. Heilige Gluthen und Treuverlöbniß, Gottes»
furchtundGoitessegen,ErwartungjubelundheiligeWeihe;»Das
walte Gott." Unsere Demokraten sind ein Musterschlag. Schade.
Der Mann soll ein umsichtiger Verwalter sein. Sonst gings hoch
her. Pracht, wie das alte Preußen sie niemals träumte. Wunder»
liche Feier des Gedächtnisses an die Zeit, die Friedrich Wilhelm
inBreslau verstöhnte. »DieKaiserin trug eine Diamantkrone und
ein heliotropfarbiges Brokatkleid mit Perlenbesatz." Die Hofbe»
richterstattung lägt die Prunkfülle ahnen. Um solche Kleider und
Kronen, um bunte Festhöfe, Ehrenpforten, Fahnenmaste, Uni»
formen, Blumengewinde, Galakutschen, Dekoration und Illumi»
nation zu schauen, wimmelt die Menge durch die Straßen; und
jauchzt: wie sie thäte, wenn Filmmajestäten, Filmkronen, Film»
Helme.ihrem Auge vorüberzögen. Im Alltagsgrau ist Alles ver»
gessen; wird wieder weidlich geschimpft. Ist unseren Fürsten aber,
die, hundertmal öfter als irgendwo anders, durch Gassenputz und
Iubelbraus schreiten.noch zu verargen, daß sie sich allgeliebt,von
zärtlichem Ueberschwang fast vergottet glauben und überzeugt
sind, nur ein winziges Nörglerfähnlein bekrittele sie?)o triumpke!
RomsTriumphatoren hörten vonderLippe des Sklaven, derüber
ihrem Haupt Jupiters Goldkrone hielt, die Mahnung: »Vergiß
nicht, daß Du ein Mensch bist!" Heute müßte sie, wennWahrhaf»
tigkeit regirte, lauten: »Vergesset nicht, daß die heute Iauchzenden
morgen rothe Stimmzettel in die Wahlurne legen werden!"
Erster September. Wenn Wahrhaftigkeit regirte! Das
walteGott; undSankiMatting. Einstweilenwirdgelogen,daßdie
dicksten Balken in Weh aufächzen. Unüberbietbar die Mär: daß
unsere Balkanpolitik (die uns, fürs Erste, fünf Viertelmilliarden
gekostet, die Asiatische Türkei entfremdet und obendrein Oester»
reichsKraft zuwirksamerBeistandsleistunggelähmthat) rühmlich

und einträglich gewesen sei. Wo ist der Pfefferling, den sie eintrug? Thut nichts: alle Posaunen blasen den Schwindel durchs Land. Neuer Erfolg: Alle Bagdadbahnantheile wandern aus fremdem Besitz nach Berlin und das Deutsche Reich wird Selbstherrscher über die Bahn. Glaublich. Wenn dieBahn nicht, wie sie doch sollte, denPersergolf erreicht, wenn Koweit und dieMündung des Schatt el Arab unter britische Gewalt kommt, kann kein Fremder noch wünschen, seinGeld indenAktien und Obligationen der Sackbahn stecken zu lassen. Die interessirt jetzt nur noch die Deutsche Bank, der von der letzten Strecke ein Baugewinn (und von dem ganzen Unternehmen einst vielleicht ein Sündflüthchen) winkt. Warum gutes Geld an einen geköpften Plan binden, der Keinen mehr schreckt? Lustig, daß man thut, als habe Gwinner-i-Helfferich den Entschluß zur Hergabe der Papiere nur mühsam erwirkt. Diese Papiere sollten einMittel zu politischemDruck sein, das nun un» nöthig geworden ist; und an demBahnbau haben die Franzosen genug verdient. VomTollen das Tollste wäre, wenn der (uns nur lästige) Verkauf der Bagdadzettel den Parisern gar noch die un-geschmälerte Schienungfreiheit für Syrien als Prämie brächte. Würde aber, seid sicher, auch als Erfolg deutscher Staatsmann» schaft gebucht. Allerneuster: Herr Delcasse bleibt nur ein kurzes Weilchen noch auf dem Botschafterposten: ist in Petersburg un» möglich geworden. Auf hundert Blättern stehts; wird auch dieser Bissen geschluckt, dann ist nichts mehr unmöglich. Hat irgendein nicht ganz Verblödeter gemeint, Delcasse werde sich aufs Newa» eis legen? Als er (der den Herren Poincare und Pichon in Paris nicht bequem wäre und der Grund hatte, dieFlitterwochenRay» monds undMariannes nichtaus derNähezu betrachten) sich zur Uebernahme der Botschaft bereit erklärt hatte, fagte ich hier:»Er geht nach Petersburg, wie Iswolskij nach Paris ging: um Stra» tegie und Taktik nicht aus trüber Nebelferne, nach schwer zu kon» trolirender Berichterstattung, zu leiten. Er wird für die rasche Stärkung und Bereitschaft der russischen Wehrkraft wirken; und das Hauptziel seines stillen Strebens wird sein, die südslavische Kernmacht den Westmächten, den Dirigenten des Europäerkon» zertes.noch engerzu befreunden." Seit dem März sprach ich oft von seinemMühen.Rumänien dem wien»berlinerSchlafwagenzug ab» zukuppeln. Ists ihm nicht, rascher, als seine Freundezu hoffen wag-ten, mit'der Hilfe des Gesandten Blondel (der Ehrenbürger von Bukarest ist oder wird), gelungen?Höhl Rußland nicht,jetzt schon,

diePräsenzzifferfürHeerundFlotte,bautMilitärbahnenundsorgt
für schnelle Mobilmachung und Kriegsbereitschaft? Gilt Frank-
reich nicht,vonCetinje bis nachAthen, als derHort allenSlaven-
sehnens? Herr Delcasse hat sein ganzes Programm durchgesetzt;
und nie (er ließ seineFamilie inParis) gewünscht, für die Dauer
«twa einem Dutzendminister, den er übersieht, unterthan zu sein.
Er konnte vor Ostern Briands Nachfolger werden; wollte aber
denNimbus noch auffrischen und sich nichtandenRiffendesdrei
Dienstjahre heischenden Gesetzes wundscheuern. Ansere Wehr-
Vorlage (auchDas wurde imLenz hier erwähnt) .und derWunsch,
den unsicheren Faktor Bulgarien durch den sicheren Rumänien
zu ersetzen, hat ihn bestimmt, für ein Halbjahr aus der Kammer
Arlaub zu nehmen und in eine Botschaft hinabzusteigen. Wenn
<r morgen heimkehrt, ist er der Bringer russischer Heeres stärkung
und Aufmarschbeschleunigung, der Glückswerber, derRumänien
der Triple»Entente genähert hat: und kann, sobald es ihm paßt,
Ministerpräsident werden. Noch höher hinauf kann ihn, denMann
englischen und russischen Vertrauens, den Stifter der latente Lor-
<!iale und derneuen Balkangemeinschaft, den Kenner des Marine-
und Botschafterdienstes, der Weg führen. Daß in Paris Leute
sitzen, die ihm, nach dem Muster der Rouvier und Clemenceau,
denRuf bemakeln möchten, ist begreiflich. Nicht, daß wir uns von
sopersönlich Interessirten bethören lassen.«Delcasses Mißerfolg."
VonKonstanza bis nachHammerfest wird heutekeinVolk schlimmer
belogen als das deutsche; dasdochjedeWahrheitertragenmüßte.
Zweiter September. Aus Saloniki erhielt ich einen Brief,
aus dem ich, auf des Schreibers Wunsch, die wichtigsten Stellen
veröffentliche. Sie bestätigen, gräßlich, hier schon Gesagtes.
Die demoralisirte bulgarische Armee hat, nach ihren ständigen,
Niederlagen auf den ostmakedonischenj Schlachtfeldern, auf ihrer Flucht
griechische Städte und Dörfer niedergebrannt und wehrlose Men-
schen gemetzelt. Die von der bulgarischen Geißel heimgesuchten Ge-
biete bieten heute in ihrem namenlosen Elend einen grausigen An-
blick; sie erinnern uns an die Kriegsbilder, die vor zweitausend Iahren
möglich waren, als Barbaren gegen Barbaren kämpfen. Vor genau
fünfundreißig Iahren hielt Gladstone seine flammenden Reden über
die türkischen strovitiss. Der greise Staatsmann würde sich heute im
Grab umdrehen, wenn er die bulgarischen Gräuelthaten mitansehen
würde, die alle türkischen strooitiss an Scheusäligkeit übertreffen und
über den südöstlichen Winkel der Balkanhalbinsel ein endloses Elend
und die Verzweiflung brachten. Wer die Folgen dieser bulgarischen
Gräuelthaten gesehen hat, wird sein Leben lang mit Schaudern daran

zurückdenken. Als Chirurg hatte ich Gelegenheit, die zwei Orte auf»
zusuchen, wo die bereitsisprichwörtlich gewordene bulgarische Bestialität
die Grenzen jedes menschlich saßbaren Verbrechens überstieg: Seres
und Doxato. Beim ersten Anblick dieser Orte war die plötzliche Reak-
tion meines menschlichen Fühlens und Denkens so, daß ich Minuten
lang fassunglos stand und mich fragte, ob es denn wirklich möglich
war, daß der Herrgott in unserem Iahrhundert der Wohlthätigkeit
und Nächstenliebe menschenähnliche Wesen geschaffen hat, die solcher
haarsträubenden Grausamkeiten fähig waren. Nein: Sie in Europa,
weitab vom Schauplatz des grausigen Dramas, können sich die Furcht»
barkeit und Ausdehnung der bnlgarischen Gräuelthaten gar nicht vor-
stellen. Die reiche und kommerziell blühende Stadt Seres existirt nicht
mehr: sie ist mit ihrem Reichthum, ihren kleinen Palästen, allen ihren
kulturellen Einrichtungen, die, weil sie griechisch waren, die Bulgaren
in Wuth brachten, ihren dreiundzwanzig Kirchen und Thürmen im
Zeitraum von fünf Stunden von der Erdoberfläche verschwunden. Ein
Orkan fegte sie in seinem Aornesausbruch einfach hinweg. Doch nicht
ein Orkan elementaren Ursprungs, vor dem man sich in Resignation
beugt, sondern ein Orkan bulgarischer, also finisch-mongolischer Bar»
barei und Bestialität. Er offenbarte das Satanische der bulgarischen
Seele. Der bulgarische Soldat hat gemordet und geplündert, Brand
gelegt und zerstört und geschändet, weil in ihm die tatarischen Instinkte
fortleben, weil seine Seele am Verbrechen ein Vergnügen findet. Er
übergab Seres den fressenden Flammen, deren Werk er durch Bomben
vollendete, nur, um seine entmenschte Natur an dem gräßlichen Pa-
norama, das eine brennende Stadt bieten kann, zu ergötzen. Was
den Menschen gewöhnlich beben und schaudern macht, Das erfüllte die
bulgarische Seele mit Entzücken; Stunden lang und aus Leibes-
kräften mühten sich diese Verbrecher, das gottverdammte Werk der
Zerstörung völlig werden zu lassen. Das ist der Bulgare. Wer ihn
nackt kennen lernen will, Der mag die Ruinen von Seres, Doxato,
Nigrita, Strumitza und anderer Orte auffuchen. Die Namen dieser
Unglücksstätten sind der Prüfftein bulgarischer Kultur geworden und
werden den kommenden Generationen die Unthaten überliefern, mit
denen die Bulgaren unser Iahrhundert befleckt und geschändet haben.
Und dieses barbarische Volk hatte noch bis gestern den Anspruch, die
„Preußen des Orients" genannt zu werden! Alle hat es getäuscht.
Als ich am Morgen des letzten Iulisonntags, zusammen mit Dr.
Kamarineas von der griechischen Armee, den ersten Gang durch die
Ruinerr von Seres machte, da kam mir so recht zum Bewußtsein, daß
nicht konventionelle Aeußerlichkeiten, nicht von Fremden geborgte und
nicht verstandene kulturelle und Glaubenseinrichtungen, sondern die
angeborenen Rasseneigenschaften und Instinkte das Wesen eines Vol-
kes bestimmen. Die finisch-mongolischen Rasseninstinkte der bulga-
rischen Seele kamen in einem Schrecken erregenden Umfang zum Aus-
druck. Ringsum ein unübersehbares Feld von Ruinen. Von vielen
Häusern blieben nur die Mauern bestehen, die, geschwärzt und ver-
stümmelt, sich gen Himmel emporhoben, wie um der Welt als stumme

Zeugen das Werk deshulgarischen Vandalismus vors Auge zu führen. Eine tote Stadt, leer und still; der Anblick wirkte auf uns mächtig ergreifend und unheimlich. Wir wanderten immer weiter, noro-, ost- und westwärts: der Schauplatz des fürchterlichen Dramas schien sich ins Unendliche zu strecken. Der greise Metropolit von Seres, Herr Apostolos, der mir während meines kurzen Aufenthaltes Gastfreundschaft gewährte, sagte mir: „Viertausend griechische Häuser, Hunderte von griechischen Läden, unser Bischofspalast (Metropolis) samMt der herrlichen, wegen ihrer Mosaiken berühmten Kathedrale, zweiundzwanzig andere Kirchen, das Gymnasium und alle unteren Knaben- und Mädchenschulen, die großartige Bibliothek, Alles, was, in Seres griechisch war, ist von den Bulgaren den Flammen übergeben worden. Sonst läuteten die Glocken von dreiundzwanzig griechischen Kirchen den Sonntag ein; jetzt herrscht Totenstille; die Glocken liegen schweigend unter den Trümmern ihrer Zhürme. Nach der Einäscherung unseres Bischofspalastes mußten wir froh sein, in diesem alten türkischen Haus Unterkunft zu finden." Als der greise, von dem Erlebten ganz gebrochene Kirchenfürst von den Bulgaren sprach, erinnerte er an das alte Wort Sophokles: „Wen die Gottheit vernichten will,
Den umnachtet sie zuvor mit Wahnsinn." Die ganze Furchtbarkeit dieses heiligen Satzes ist für die Bulgaren zu voller Wahrheit geworden. Sie waren zu vieler Verbrechen schuldig, als daß Gott länger schweigen konnte. Sie waren angeblich als Befreier gekommen und wurden alsbald zu unmenschlichen Tyrannen, zu wahren Bestien, die im Laufe von neun Monaten nicht nur alle aus der Geschichte bekannten Orgien verübten, sondern noch neue, urbulgarifche dazu ersannen. Oesterreich-Ungarns und Italiens Konsuln in Saloniki und die Berichterstatter Magrini und Rens Puaux wurden Augenzeugen der Katastrophe von Seres. Einer der Generalkonsuln sagte in heftigster Erschütterung leise: ,,HorridiIs visu." Vor der Zerstörung der Stadt sind im Gefängniß fünfundzwanzig griechische Notabeln von Seres, darunter Dr. Chrysafis und der Gymnasialdirektor Papapaolu, niedergemetzelt worden. In diesem Gefängniß hatte ein bulgarischer Bandenkämpfer gesessen, der zu den Gräuelthaten mitwirkte und bei der Niedermetzelung der unglücklichen Opfer zugegen war. Auf die Frage des Vertreters der saloniker Zeitung „Makedonia", des Herrn Meso» longitis, wie die Opfer gestorben seien, antwortete dieser Unmensch: „Sie haben geröchelt wie die Kühe. Hast Du noch nicht gehört, wie die Menschen röcheln, wenn sie geschlachtet werden?" Dieser Bestie war das Schlachten von Menschen ein Alltagshandwerk geworden. Das sind die „Preußen des Orients", wie die Bulgaren genannt werden wollten und wie sie von vielen unwissenden europäischen Freunden auch genannt wurden. Werden sich die Preußen diese Befleckung ihres großen Namens auch weiter gefallen lassen? Werden sie sich nicht beeilen, dieses ruchlose und gottlose Werk ihrer selbstgetauften orientalischen „Namensvettern" mit der ganzen Kraft ihrer preußisch-deutschen Seele, jener Seele, die durch ihr geistiges Schaffen Deutschland an die Spitze der Völker stellte, zu verdammen und zu

brandmarken? Der Hellenismus ist gewiß, daß dieser Ausbruch preu-
ßischen Zornes, mag er jetzt noch durch politische Bedenken gehindert
fein, eines Tages kommen muß. Deutschland, Europa, die Mensch-
heit muß das Urtheil über die Tragoedien sprechen, deren Opfer
Tausende gesitteter Menschen wurden, tund muß erkennen, daß die
Bulgaren ein Iahrtausend europäischen ,Lebens hindurch den bar-
barischen Instinkten ihrer tatarisch-mongolischen Abstammung treu
geblieben und in Europa heute noch ein asiatischer Fremdkörper sind.
Die Bilder, die sich mir in Doxato darboten, waren in ihren
Einzelheiten vieleicht noch grausiger. Von dem blühenden Städtchen
sind nur ganz draußen an der Peripherie einige halbverfallene Häuser
und Hütten geblieben. Das Morden undSchlachten hat hier am Mor-
gen des letzten Iulisonntags (nachaltem Kalender) begonnen. Die mei-
sten Doxatiner waren in der Kirch: versammelt, wo gerade ein Dank-
gottesdienst abgehalten wurde, weil Doxato einige Tage vorher von den
Bulgaren geräumt worden war. Doch diese Freude war zugleich die
letzte Stunde der Unglücklichen. Plötzlich erschienen vor Doxato bul-
garische Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Geschütze wurden
auf den umliegenden Anhöhen aufgestellt und beschossen Doxato. Die
Kavallerie und Infanterie umzingelten die überfüllte Kirche; und nun
begann im Gotteshaus das ruchlose Werk. Nur wenige Menschen
konnten sich retten, die beiden celebrirenden Priester wurden, unter den
Ersten, in ihremMesseornat, ermordet. Kinder wnrden auf Bayonnettes
gespießt und von den Soldaten als Siegestrophaeen herumgetragen.
Dann sprengten Kavalleristen nach allen Richtungen vor, um das blu-
tige Werk zu vollenden. Die Zahl der Gemetzelten muß auf mindestens
Zweitausend geschätzt werden. Frauen, Mädchen und Greisinnen wur-
den auf die Straße geschleppt, dort, vor Aller Augen, wie zu empfind-
licherer Entehrung, geschändet und schließlich durch Bayonnettestiche ge-
tötet. Eine Soldatenschaar war inzwischen mit der Plünderung be-
schäftigt. Und nachdem alles Hab und Gut, was irgendwo aufgetrieben
werden konnte, auf einen offenen Platz zusammengebracht war, wurde
das Städtchen in Brand gesteckt. Die Häuser wurden mit Petroleum
bestrichen; um der Zerstörung ganz sicher zu sein, benutzten die Bul-
garen noch ein gelbliches, explodirendes Pulver. So wurden zweihun-
dertfünfzig griechische Häuser niedergebrannt. Die Details erinnern an
die Epoche, wo die Hunnen Europa überfielen. Schwangeren Frauen
wurde der Bauch aufgeschlitzt, Säuglingen des Geschlechtsorgan abge-
rissen und in den Mund gelegt. Und das reguläre Bulgarenheer, das
diese Unthaten beging, stand unter der Leitung des Majors Birnew
vom Zehnten Regiment, der aktiven Offiziere Nikola Karakulakow und
Simeonow und des Reserveoffiziers Watsew.
In den Straßen von Doxato sah ich Greisinnen auf den Trüm-
merhaufen sitzen, wahrscheinlich auf den Trümmern ihrer eigenen
Häuser. Ich näherte mich ihnen, um sie zu befragen und von ihnen
Etwas zu erfahren. Die Unglücklichen waren wie betäubt oder irr:
obwohl ich mit ihnen Griechisch sprach, bekam ich von keiner eine Ant-
wort; alle starrten regunglos vor sich hin und murmelten nur wirre

Worte. In ihren gläsernen, starrenden Augen war völlige Apathie.
Nach meiner Rückkehr wurden mir in Saloniki (im Hotel Bristol) vier
Kinder aus Doxato, im Alter zwischen fünf und acht Iahren, gezeigt,
die von einem Samariter aus Doxato nach Saloniki gebracht worden
Ovaren. Iedes der vier hatte mehrere Bayonnettestichwunden; einem
Mädchen war der Unterkiefer zertrümmert worden, aus dessen langer
Wunde nun die Zunge heraussah. Die Kleinen sind ganz verwaist:
Eltern, Geschwister und Verwandte sind niedergemetzelt worden. Könnte
ich nur die richtigen Worte finden, um das Elend, das herzzerreißende
Grausen, das aus dieser Gruppe verlassener, siecher Kinder sprach, aus-
zudrücken! Wie mochte es im Innern dieser unschuldigen Geschöpfe
aussehen! Ein Blick zeigte mir hier die Gaben und Segnungen, die
das bulgarische Evangelium gebracht hatte. So sind die einzigen Pro»
dukte bulgarischer Kultur, deren Spuren in den nun von den Griechen
eroberten und erhaltenen Gebieten aufbewahrt werden müßten, um den
kommenden Geschlechtern davon zu erzählen, daß zweitausend Iahre
nach Atilla diese Gebiete zum zweiten Male von Hunnen heimgesucht
wurden, deren Erscheinen die selben Spuren der Barbarei und Un-
menschlichreit hinterlassen hat wie das der ersten.
Saloniki, am einundzwanzigsten August 1913.
Dr. Andreas Okkas.
DieStimme des griechischen Chirurgen, der mir diesenBrief
schrieb, ist nicht die einzige, die ich seit Sommersanfang über den
Stand der Balkandinge hörte. Griechen, Serben, Türken, Rumä»
«en, Oesterreicher, deutsche Beamte, Aerzte, Kaufleute haben mir
geschrieben oder mich aufgesucht; zuletzt kamen achtVertreter der
Stadt Adrianopel, Griechen und Türken, Juden und Armenier.
Alle Stimmen klangen in den selben Ton zusammen, alle Lippen
formten fast die selben Worten, wenn überBulgariengeredetwur»
de. Wir sind, Alle, über die Kraft dieses Landes, die Kulturfähig-
keit und den Menschenwerth dieses Volkes von der niederträch»
ligsten Fälscherkunst, die je erlebt ward, betrogen worden. Seit
ichs weiß, begreife ich, daß der Türkensproß Stambulow wie ein
Pascha-Wütherich unter derHorde haustezdaß der redsiche.phy»
sisch tapfere, seelisch schwache Alexander von Battenberg sich aus
Mordsuchtschiingen in die Gnade des Zaren zurückzuflennen ver-
suchte; daß Karl von Rumänien, um sein Reich vor dem Einbruch
neuer Hunnen zu schirmen, Mittel anwandte, in die er sich, zum
Kampf gegen civilisirte Menschen, niemals erniedert hätte; daß
dieTürken, trotz ihrerUnterzeichnung des londoner Vertrages, die
Stunde bulgarischer Ohnmacht zu tückischem Vertragsbruch, zu
bequemem Rückmarsch in die von ihnen feierlich hingegebene, nun
wehrloseFestungAdrianopel ausnützten, ungefähralsohandelten
wie Einer, der, nach beendetem Zweikampf, während die Zeugen

denVorgangprotokoliren.demnichtmehrbewaffnetenGegnervon
hintenmitblankerKlingedasSchädeldacheinschlägt.Wider dieses
Volk, das so fkythisch-raubthierisch,so ruchlos verlogen, zu wölfis
scher Arglist und schnödestem Verrath so willig geblieben ist, das
heute noch mit entfirnißtem Antlitz genau so aussieht wie im drei-
zehnten Jahrhundert, als esThrakien verwüstete,— widerdicscn
eklen Bodensatz der Mongolenhorde ist jede Wasfe erlaubt.
Was seit dem Beginn des Bundeskricges gegen die Türkei
aus Sofia nach Wien berichtet wurde und daher zu uns kam, isv
als unwahr erwiesen. Alles. Die Bulgaren haben, wie unter ihren
Johannes undSimeon,tapfer,tollkühnsogargefochten. Aberihre
Artillerie, ihre Intendantur, ihr Sanitätwesen war ganz unzu-
länglich. Sie hatten bei Kirttilisse (das nicht, wie sie logen, stark
befestigt war) und Lüle Burgas die schwächsten Truppen der Tür-
ken vor sich; unerzogene, schlecht schießende, vom Feuer in Wirr-
niß geschreckte Leute. Gegen besser ausgebildete (von den Serben
dennochinzweiHaupttresfenüberwundene) Mannschaft vermoch-
ten sie, schon vor Tschataldscha, nichts. Nie hätten sie, ohne die
Zuführung serbischer Munition, auch nur das erste Kriegs quartal
aufrecht überdauert; nie, ohne die modernen Schwergeschütze der
Serben, Adrianopel genommen. Ein Theil ihres Erfolges war
den von der Kreuzzugsparole angelockten Russen zu danken; nach
deren Abzug kams nie mehrzu Sieg und Gloria. Erlogen ist die Be-
hauptung, daß die Griechen und Serben den Bundespakt gebro-
chen undVerrath besonnen haben. Erwiesen, daß die Bulgaren den
Bundesgenossen, den Helfern aus ärgster Noth fast alle Kriegs-
beutestücke rauben wollten und Verrath und Ueberfall bis ins
Kleinste nicht nur vorbereitet hatten, sondern auch ausgeführt ha-
ben. Mit demBefehl zu nächtlichem Ueberfall in der Tasche haben,
an derBregalnitza, bulgarische Offiziere die serbischen Kameraden
zumFriedensmahl geladen, sich, in erheuchelterFreude über das
Schwinden des Mißverstandes, ihnen verbrüdert, sie, zu Grup-
penbilderninnigerGemeinschast.vordenPhotographengenöthigt:
und sie danach überrumpelt. Nicht aufDanews,des Prügelknaben,
sondern auf Ferdinands, des Allumfassers,Befehl. Das istohne
Beispiel in der Kriegsgeschichte neuer Europäerzeit. Brachte den
edlen Bulgaren aber den einzigen Erfolg des zweiten Krieges.
Was sie sonst austuteten, Lähmung, Zerreibung serbischer Divi-
sionen, endgiltige Trennung beider Heerhaufen: Alles frech, wider
besseresWissen, erlogen. Erstunken,daßSalonikivondenGriechen

erkauft,nicht erkämpft,von den Serben nie derBulgarenthatVer-
gleichliches geleistet worden sei; daß ein Fünfbund Ferdinands
Wehrmachttrümmer überwältigt habe(die schon fastzerstampft wa-
ren, ehe dieArmee Karls über die Donau kam und Enver denRc»
nommirmarschantrai)^daßderBukaresterFriede,dendieBulgarcn
-erwinselt hatten, sie hi „ Serc, gegen die Türken zu kämpfen (die Ver-
pflichtung, das gegen Rumänien, Serbien, Griechenland im Feld
stehende Heer auf den Friedensstand zurückzubringen, verbietet
nicht,sondern erleichtert, alleTruppen gegen die Türken zuballen,
denen dieserVertrag n chts gewährt), Hündisch war das Gekriech
vorRumänien, dem eiuzigenLand, dem Bulgarien mit Fug zürnen
durfte und dem wirklich auch jederBulgareBlutrache geschworen
hat.Nnsühnbar aber, unverjährbar die Menschheitschmach solcher
Kriegführung. Daß die Bulgaren alles zerstörbare Eigenthum,
auch da, wo es, wie in Thrakien, sie, die sich für Befreier ausga-
ben, Wochen lang ohne Entgelt genährt hatte, mit Eisenund Feuer
zerstörten und wie die gierigsten Raben stahlen, auch Offiziere,
auch aus Häusern, die sie kurze Stunden zuvor bewirthet hatten,
daß sie die kostbarsten Teppiche und Kleinodien, die Ausstattung
der Mädchen, Schnitzwerk und Klaviere sogar mitschleppten, ist
noch das Wenigste; Held Ferdinand kann ja gezwungen werden,
mindestens die Herausgabe des aus den Moscheen Geraubten
zu erwirken. Aber: Verwundete gemartert und entmannt, die Aug-
äpfel ihnen ausgeschnitten, das dem Leib entrissene Zeugerglicd
in denMund gesteckt, Kindchen, Säuglinge und schon trippelnde,
verstümmelt und geschlachtet, Frauen, die kleinsten Mädchen
und die ältesten Greisinnen, geschändet, von sechs, acht bewehr»
ten Strolchen mißbraucht, all dies kaum Vorstellbare hundert»
mal, tausendmal: Nein; die Thäter solcher That haben sich aus
denBezirken derMenschlichkeit geschieden. Sie leugnen; können
sie Anderes? Sie kreischen nach einer internationalen Unter»
suchcrkommission. DummerSchwindel. Soll sie im September die
Leichen ausgraben, den Krüppelnund Entehrten nachspüren?Wir
brauchen sie auch nicht. Haben mehr beglaubigte Zeugnisse, als
zumNrtheil nöthig wären; des Königs Konstantin, ernsterAerzte
aller Nationen, Lotis und selbst österreichischer Beamten. Nicht
ein Zweifelsstümpschen kann noch währen. Ein würdiger Bür»
ger der hadrianischen Stadt hat mir erzählt (und durch anderes
Zeugniß bestätigt), daß ein achtjähriges Mädchen aus seinem
Familienkreis von drei bulgarischen Soldaten geschändetwordei

sei und daß solcher Fälle, in der einen Stadt, Dutzende erweis»
lich seien. Ich habe die acht Gesandten Adrianopels, die in den
Serben doch Feinde hassen, gefragt, ob auch serbische Soldaten
so infam gehaust haben. Antwort: Nicht Einer; Haltung und
Zucht der Serben war makellos; sie haben jedes winzige Nah-
rungmittel bezahlt. (In beiden Kriegen haben die Serben sich am
Besten gehalten. Nicht eine Lüge noch Prahlerei. Die schnellste-
Mobilmachung, das schlagfertigste Heer, das tüchtigste Sanität»
corps.Wie sind wir betrogen worden!) AlleBürgerAdrianopels,
allerStämme, sind entschlossen,inderMinute.inderdieRückkehr
der bulgarischen Bluthunde auch nur wahrscheinlich wird, aus der
Heimath zu fliehen. Sie dürfen ruhig fein. Lug und Trug, Geld und
Orden vermögen viel; und die vereinten Homosexualtruppen, die
daunten heilige Güter zu wahren haben, konnten unglaublich dün-
kende Fälschung durchdrücken. Vorbei. Kein Pardon mehr; und
wenn von der wieder allzu munter gewordenen Hydra noch zehn
Köpfe in den Koth sinken müssen. Adrianopel bleibt, fürs Erste,
türkisch (Das ist einUnglückfürsOsmanenreich.das seinenKraft»
rest fürAfienbrauchtund beim nächsten,nahenVorstoßderFeinde
mit Hadrians sicher auch Konstantins Stadt an die Christen ver»
liert); wird, so lange Europa nicht in Schande fault, nie wieder
bulgarisch. Rußland? Erlebt, zum ersten Mal, das Schicksal der
aus die Stufe des Kapitalismus vorgerückten Staaten: daß die
Bourgeoisie und deren Ausschuß, die Regirung, sich zäh gegen,
die Zumuthung stemmt, die Wirlschaftblüthe einer Kriegsgefahr
auszusetzen und nationalem oder religiösem Drang den Augen»
blicksprofit zu opfern. And Rußland lernt, endlich, erkennen, daß
die Bulgaren, dieKeinem jeTreue hielten, nicht flavische Brüder
sind, sondern die in unserem Erdtheil letzten wilden Urenkel der
Tataren, deren Mongolengift und Mordbrandfpur Rußlands^
LeibinIahrhunderten nicht austilgen konnte. Oterum censeo, Sul-
Lariam esse clelenciam! Diese Horde wandelt sich nicht; nicht eineK
Gerechten Stimme bekennt reuig die Gräuelfchmach. Oesterreich?
Wurde, wie wir, wie zwei Kontinente, betrogen. Will es, dennoch,
vom Donauland aus die neuen Awaren begönnern: wir dürfen
nicht dreinreden. Niemals aber können die Freunde dieser Bul»
garen unsere Freunde sein. Bleibt Oesterreichs Wächterschaar
blind und sucht unklugem Scrbenhaß rechts in einem unmöglichen
Albanien, links in einem Mongolentartaros Stützen, dann darf
der feiner Menschheit Bewußte sich nicht dcr schmerzenden Pflicht
entziehen, was er vermag, für dcs Bündnisses Lösung zu thun.

Besseres Wetter?
NM Bankdirektoren Pessimismus predigen, ist entweder wirk»
lich Etwas faul im Staat oder sie thuns nur, weil im Regen-
sommer die Ernte so wie so verdorben ist. Die Wochenberichte tragen,
ein dunkles Kleid und die Gemüther der Aktienfreunde' sind bekümmert,
yusuiqusm quig tsvism? fragt der Bargeldverwalter; und will die Di»
videndenreize der Montanindustrie nicht sehen. Die bemüht sich, die
Gesundheit der verflossenen Hochkonjunktur noch jetzt zu beweisen. Die
Gesellschaften, die das Geschäftsjahr am dreißigsten Iuni schlossen,
haben neun Monate unter dem Kriegszustand gearbeitet. Trotzdem
sind die Gewinne in die Höhe gewachsen. Wo die Dividenden unver»
ändert blieben, geschah es, um den Zuwachs des Ertrages für hohe Ab»
schreibungen und Rücklagen zu verwenden. Bochumer Gußstahlver-
ein, Rheinische Stahlwerke, Van der Zypen, Georg-Marienhütte blie»
den bei der vorjährigen Dividende; obwohl die Gewinne eine Stei-
gerung der Quoten ermöglicht hätten. Rheinstahl verdiente (mit 1,2,21),
rund 3,50, Bochum (mit 8,90) fast 2,10 Millionen mehr als im Vor-
jahr. Die Aktionäre dürfen die verständige Dividendentaktik nicht
schelten. Ists im Iuni 1914 schlechter als diesmal, so hat die Divi-
dende einen Halt, der sie vor schmerzhaftem Absturz schützt. Sind aber,,
wie Manche glauben, die Freuden der Hochkonjunktur wieder da, so.
kommt die Dividendenerhöhung auch im nächsten Iahr nicht zu spät.
Das Eisen- und Stahlwerk Hosch konnte sie sich schon in diesem Som-'
mer des Mißvergnügens leisten. 24 gegen 22 Prozent; und nicht etwa,
durch ein Opfer des Intellekts erkauft. Die Hoeschleute schwimmen im
Geld. Der Bruttogewinn betrug 13,10 gegen 10,51 Millionen. Trotz
den 650 Ml> Mark, die für den Dwrdendenzuwachs ausgegeben wer-
den, hat man für Abschreibungen und Reserven 2V» Millionen mehr
verwendet als in der vorletzten Bilanz. Mit solchen Dokumenten
läßt sich Demokritos gegen Herakleitos vertheidigen.
Der Phoenixabschluß kommt nächstens. Die Börse wärmt ihre
Hoffnung auf den erprobten Favoriten im Montanderby durch h0H5
Wividendenodds. Da im Vorjahr ein Sprung um 3 (von I5 auf 18)
Prozent geglückt war, rechnete man für dieses Iahr mit einer ähn-
lichen Leistung. Aber „gutem Vernehmen nach" wird sich Phoenix
zu den Vorsichtigen halten und lieber vorbauen, statt zu klettern: also
wirds wohl bei 18 bleiben. Der Aktienkurs von 254 läßt ja eine Ver»
zinsung von mehr als 7 Prozent. Das ist für Den, der heute kauft, eine
anständige Rente. Bei Deutsch-Lux kann es 1 Prozent weniger geben
als im Vorjahr (11). Nicht wegen schwächeren Ertrages, sondern zur
„inneren Konsolidirung". Die ist nöthig, weil das Entwickelungpro»-
gramm ein besonders großes Format hat. Stinnes, der im Reich von
Deutsch-Lux herrscht, hat Augen und Willen auf einen sehr weiten
Horizont eingestellt. Und der Ausbau wird nicht billig. Friedlicher
Nachbar, Friedrich-Wilhelmshütte, Luise Tiefbau, Saar- und Mosel^

bergwerk, Dortmunder Union, Kaiser Friedrich, Tremonia: da sind
die Etapen der seit 1904 versuchten Dehnung. Dazu kam 1911 die Interessengemeinschaft mit den Rümelinger und Sankt Ingberter Hochofen- und Stahlwerken. Das Aktienkapital wuchs auf 130, die fundirten Schulden betragen rund 57 Millionen. Im Iuni 1912 war die letzte Aktienemission (30 Millionen). Damit ist der Durst nicht gelöscht. Man braucht neues Geld. Eine Aktienwahl würde dem Bankenkonsortium wenig Freude machen; denn es wäre nicht leicht, Käufer anzulocken. Mit Obligationen ists nicht viel besser; V/. prozentige sind zu 97 zu haben und ziehen, auch zu so billigem Preis, nicht. Vor dem Entschlug zu fünfprozentigen Papieren stehen begreifliche Hemmungen. Also hatte man sich mit dem Knappschaftverein in Bochum wegen einer Hypothek von 13 Millionen verständigt. Die Zechen Kaiser Friedrich und Tremonia sollten als Pfandobjekte dienen. Sie wurden aber zu leicht befunden und gelten nur für 7'/s Millionen als tragfähig. Das Anleihegeschäft mit dem Knappschaftverein lehrt, daß selbst die größten Kanonen im Aktienarsenal ihr Pulver nutzlos verschießen, wenn sie auf einen sechsprozentigen Dikontpanzer feuern.
Aber der hohe Wechselzinsfuß hatte auch gute Folgen. Er förderte die Rentabilität aller Werthpapiere, besonders der Aktien. Wer den Austausch mit Kursverlusten bezahlte, ist nicht entzückt. Aber für die neu einrückenden Rekruten ist er nützlich. Vor Iahr und Tag waren 6 Prozent Rente bei einem Dividendenpapier die letzte Möglichkeit. Heute ist man über 7 nicht mehr erstaunt. Das hat der böse Aeichsbankdiskont bewirkt. Daß man diese Konsequenz zu erwarten habe, sagte ich hier schon, als man draußen noch nicht ahnte, wie seßhaft die berühmten sechs Prozent sein würden. Nur der Reflex der Verzinsung auf das Gemüth der Käufer (luous s n«n luesnSo) hat sich nicht geändert. Der blieb, wie er 1912 gewesen ist. Das Publikum kauft nicht. Am Wenigsten Staatspapiere und Hypothekenpfandbriefe. Daß die dreiprozentige Reichsanleihe ganze vier Prozent abwirft, „zieht" nicht. Fünfprozentige Rumänen giebts ja zu 99,50. Zur filktie fehlt das Vertrauen. Die Politik hat Alles verdorben. Wie sehr, beweist der Kontrast zwischen der wirthschaftlichen Leistung und dem Verhalten des Publikums. Schlechte Versandziffern des Stahlwerkverbandes und graue Berichte vom Kohlensyndikat bleiben weni» niger unbeachtet als das Steigen der Stabeisenpreise. Da Stabeisen in Schwäche verfiel, glaubte man, das Schicksal des Eisenmarktes sei besiegelt. Daß die Schwäche überwunden wurde, weil der niedrige Preis neue Käufer anlockte, blieb unbeachtet. Brauchen die Kunden des Effektenmarktes kräftigere Reizmittel? Der Geldmarkt wird sie ihnen nicht geben. An der Schwelle der Herbstmonate scheidet die Hoffnung auf das Sinken des Zinsfußes. Daß die Schweizerische Nationalbank jüngst ihren Diskontsatz um Vz Prozent herabsetzte, war kein Symptom, Für die großen Notenbanken Europas sind die Lebensbedingungen nicht so einfach wie für ein in engerem Kreis ar»

bettendes Institut. Nur die Bank von England, die sich an südame-
rikanischem Gold bereichert hat, darf an die Möglichkeit einer Zins-
kürzung denken. In Berlin, Wien und Paris wird man zufrieden
sein, wenns bis Neujahr ohne neue Klettertour geht.
Von dem Gold Argentiniens, Brasiliens, Mexikos will jedes euro-
päische Land so viel wie möglich an sich ziehen. London hat natürlich
den Löwenantheil; auch die Reichsbank einen leidlichen. Aber das
Motiv dieses Goldsegens ist nicht schön. Die südamerikanischen Re-
publiken sind in unbequeme Lage gerathen. Sie haben sich an dem Ka-
pital, das Europa bereitwillig spendete, übernommen und können die
eigenen Finanzen nicht fo weit strecken, wie sie ihre Engagements, be-
sonders in Grund und Boden, ausgedehnt haben. Dazu kommt in
Brasilien die Kaffee- und Gummikrisis. Der Werth der südamerika-
nischen Ausfuhr nach Europa ist kleiner geworden und der europäische
Export hat heute das Uebergewicht. Wären Anleihen der Republiken
auf den europäischen Geldmärkten unterzubringen, so könnten sie mit
dem Erlös die Maaren bezahlen. Da ihnen solcher Ausgleich fehlt,
müssen sie ihre Rechnungen in Gold reguliren. So füllen sich die
europäischen Centralinstitute den Magen mit Gold aus den Staats-
kassen der lateinamerikanischen Republiken, während die sich durch
den Aderlafz langsam auf den Hund bringen. Europa, nicht zuletzt
Deutschland, ist an Südamerika durch Geschäftsinteressen geknüpft. Die
Solvenz des Kunden, die in den Eigenschaften seiner Währung ihren
Ausdruck findet, ist eine nothwendige Bedingung^ damit beide Theile
auf ihre Rechnung kommen. Wenn aber diese Bedingung unsicher
wird, giebts hüben und drüben nichts zu lachen. Das Gold aus Süd-
amerika sollte deshalb nur mit spitzen Fingern angefaßt werden. Daß
die Reichsbank thesaurirt und dabei 6 Prozent von feinsten Wechseln
nimmt, wird ihr verdacht; stimmt auch nicht zu den Lehren von vor-
gestern. Der Schutz des Goldvorrathes ist heute nicht mehr drängende
Nothwendigkeit. Wenn man für mehr als 1100 Millionen Gold im
Kasten hat, darf man nicht von Gefahr reden. Mit der metallischen
Dritteldeckung konnte die Reichsbank, nach dem letzten Ausweis, 4257
Millionen Mark Papiergeld ausgeben: 337 mehr, als, nach Richers
Berechnung, die Mobilmachung an Zahlungmitteln fordert. (3900
Millionen würden, in den ersten sechs Wochen nach der Kriegserklä-
rung, gebraucht werden.) Bei 1133 Millionen Gold und 1419 Mil-
lionen Metall aller Art waren aber nur für 1812 Millionen Bank-
noten im Umlaus. Die Entfernung zwischen der möglichen und der
wirklichen Motengrenze war also beruhigend weit. Und man fragt,
ob die Reichsbank, um ein Prinzip zu wahren, das Geschäft mit 6
Prozent belasten müsse. Ausschweifungen, in der Wirthschaft oder
an der Börse giebt es kaum noch. Was an Diskonten eingereicht wird,
kommt aus dringendem Bedarf, nicht aus der Sucht nach Lurusge-
schäften. Das Wechselportefeuille ist nicht schwerer, als es 1912 war:
und der Diskontsatz betrug damals nur 4V« Prozent. Ists also unbe-
scheiden, nach Gründen zu fragen? Daß die Reichskasse den Kredit

des Centralinstitutes in Anspruch nimmt, um die ersten IM oder 200 Millionen des Wehropfers flüssig zu machen, darf nicht die Lasten der Privatwirthschaft erschweren. Das Effektenportefeuille der Reichsdank, das die SHatzanweisungen enthält, hat seit zwei Iahren keine großen Summen mehr ausgewiesen; der Schatzsekretär braucht eben die Mittel der Bank nicht. Vorher wars anders gewesen. Der Bestand an Schatzwechseln war schon so hoch, daß in den Sitzungen des Centrolausschusses nicht nur von Ausschreitungen der Effektenspe» kulation die Rede war. Man sprach auch von den Reichstratten und deutete an, daß die Diskontpolitik sie nicht übersehen dürfe.
Die regen Geschäfte zwischen Reich und Bank ließen das Gerücht von einer neuen Anleiheemission entstehen. Unvorstellbar ist aber, in welcher Form neue Schuldverschreibungen des Reiches in dieser ungünstigen Zeit auf den Markt gebracht werden könnten. Allenfalls wäre an Schatzanweisungen mit einjähriger Frist zu denken, wie sie die Banken schon beim letzten Anleihegeschäft mit übernommen haben. Damals waren es 50 Millionen; konnten aber auch viel mehr sein, weil die Banken mit diesen Papieren nichts riskiren, gute Zinsen bekommen und die Tratten früh oder spät loswerden.
Ist schlechte Zeit in Sicht, so müßte die Reichsbank den Wechselzinsfuß herabsetzen, da man bei 6 Prozent Diskont die Geschäfte weder b eleben noch saniren kann. , Die Taktik der Hauptbank spricht also gegen die Furcht vor dem Niedergang. Er ist auch unwahrscheinlich für Ieden, der die Aortschritte des deutschen Welthandels sieht. Dessen Gesammtwerth betrng in den ersten sieben Monaten des Iahres 1207» Milliarden (gegen 11103 Milliarden 1912). Aber das Wichtigste ist die rasche Vergrößerung der Ausfuhr: während der Import nnr um 67 Millionen im Werth gewachsen ist, hat sich der Export um 900 Millionen verbessert. Dieser Zuwachs beweist den Erfolg der deutschen Goldpolitik, die, weil der Absatz deutscher Waaren im Ausland wuchs, mit einem natürlichen Goldaustausch rechnen durfte. Die deutsche Zahlungbilanz ist durch die Erfolge der Handelsbilanz günstig beeinflußt worden. Bei dem schnellen Fortschritt der Ausfuhr handelt es sich nicht nur um eine Steigerung des Werthes, sondern auch um eine Zunahme der exportirten Gesammtmenge. In den ersten sieben Monaten 1913 waren es 424 Millionen Doppelcentner (gegen 365), während die Einfuhr sich nur von 395 auf 410 Millionen Doppelcentner erhöht hat. Der Menge nach übertraf der Export die Einfuhr. Daß die deutsche Wirtschaft sich mit solcher Wucht über Konkurrenzen, Malicen und Schlimmeres hinausschwingen konnte, tötet jeden Zweifel an ihrer Gesundheit. Industrie und Handel sind stark geblieben; aber die empfindsamen Nerven der Börse haben sich von dem politischen Schrecken noch nicht erholt. Dazu kommt, daß unter den Bermögensfaktoren das bare Geld heute noch eine Rolle spielt, die ihm nur aus Furcht, nicht aus Neigung zuerkannt wurde. Erst wenn das Geld zur Raison gebracht ist, wird die Konjunktursonne wieder leuchten.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pah « Garleb G, m, b. tz, in Berlin.

Berlin, den 13. September 1U15
Die Verfassungskrisis in Böhmen.
^eit die Deutschen, die etwas weniger als ein Drittel der Bevöl-
kerung Böhmens ausmachen, die Majorität in der Kurie des
Großgrundbesitzes und damit im Landtag und Landesausschusz
verloren haben, beginnt der Kampf um die Zweitheilung des
Königreiches. Ursprünglich selbst auf deutscher Seite bekämpft,
wurde die Zweitheilung zum Kampfprogrammpunkt der Deutschen
in Böhmen, als es endgiltig klar wurde, daß die Wahlordnung
^Schmerlings zur Herstellung einer künstlichen Mehrheit der Na-
tion, die in der Bevölkerung die Minorität ist, im Landtag nicht
mehr hinreicht. Nur die Schoenererianer wollen sich zur Aufgabe
jeder Hoffnung nicht offen bekennen und sind gegen die Zwei-
^heilung. Auf böhmischer Seite findet der Wunsch der Deutschen
«ine leidenschaftliche, nicht zu bewältigende Gegnerschaft. Vor
Willem begreift man dort nicht, daß ein seit einem Jahrtausend
einiges Land zerrissen werden soll, weil die deutsche Minorität
nicht mehr die Majorität im Landesparlament haben kann; ferner
betrachtet man die Schaffung eines Deutschböhmens an der Grenze
Deutschlands nicht gerade als die rationellste Art der Sicherung
dieser Gebiete für das Königreich und für die Monarchie und kann
auch national dem Verlangen der Deutschen unmöglich nachgeben,
iveil sie verlangen, daß in diesem deutschen Gebiete die Geltung der
böhmischen Sprache vollkommen ausgeschlossen werde, so daß sie,
zum Beispiel, in Reichenberg eben so behandelt würde wie in Salz»
.bürg, was doch eine etwas gewaltsame Verkennung nicht nur der
seit 1627 grundgesetzlich festgelegten Gleichberechtigung beider
«Sprachen im ganzen Land wäre, sondern auch d^r lebhaften poli»
tischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, welche durch Jahr»
LI

hunderte beide Nationen innerhalb der Landeszrenzen verbunden haben. Und es ist wohl auch keine Selbstüberhebung, wenn sich? die böhmische Nation, welche 1526 Ferdinand-dem .Ersten einen vollkommen böhmischen Staat übergeben hat, als die Begründerin des böhmischen Staates und als die historische Repräsentantin des Königreiches betrachtet; und obwohl sie den Deutschen ihr Hei» mathrecht und ihre vollständige Gleichberechtigung mit der böhmischen Majorität in keiner Weise beschränken oder gar absprechen will, so wird sie doch nie zugeben, daß, dem Wunsch der Deutschen gemäß, die historische Einheit des Königreiches zerschlagen wird und daß die eine sder die andere Sprache irgendwo im Lande als eine fremde, nicht heimathberechtigte behandelt werde. Sie wird Das um so weniger zugeben, als es nicht unmöglich ist, bei voller .Wahrung der Einheit des Landes die berechtigten Wünsche beider Nationen nach einer gewissen nationalen Autonomie zu erfüllen und auch die gleiche Geltung beider Sprachen bei allen staatlichen Aemtern im ganzen Lande durchzuführen, ohne den nationalen Charakter eines Bezirkes oder einer Stadt zu bedrohen.

Die Deutschen haben zur Erkämpfung ihres Zweitheilungprogrammes zuerst das Mittel der passiven Opposition gegen den Landtag angewendet; als jedoch diese Waffe ziemlich stumpf wurde, wie mit der Zeit jede Passivität, und als sie ganz zufälliger Weise, zu ihrer größten Ueberraschung, erkannten, daß auch im böhmischen Landtag, trotz der Allmacht des Oberstlandmarschalls, eine formale Obstruktion möglich ist, haben sie beschlossen, durch die Lähmung jeder Thätigkeit des Landtages und durch die finanzielle Aushungerung des Landes die Böhmen zur Erfüllung ihrer Postulats zu zwingen. Die Obstruktion kam nämlich so unvermittelt, selbst von den Deutschen so unerwartet, zufällig durch zwei etwas lebhaft gewordene Abgeordnete hervorgerufen, daß der Oberstlandmarschall Fürst Georg Lobkowitz, der sich bei den Deutschen mit Recht einer gewissen Autorität erfreute, geglaubt hat, durch ein formales Entgegenkommen auf dem Weg der deutschen Obstruktionanträge die ganze Obstruktion in ein paar Tagen gütlich beizulegen. Er hat die absolute, diskretionäre G:-, walt, die ihm die Landesordnung, als dem vom Kaiser ernannten Präsidenten des Landtages, giebt, nicht angewandt und die obstruktionistischen Anträge, was er ja ganz gut thun konnte, nicht s, limine abgewiesen. Da nämlich der Oberstlandmarschall nach der Landesordnung sogar eigenmächtig die Tagesordnung bestimmt, muß er imp1i«its auch das Recht haben, deren Verhandlung anzuordnen und Alles abzuweisen, was sein höchstes Recht in Bezug

auf die Bestimmung der Verhandlungen des Landtages beschränkt, namentlich schon die wenig ernst M nehmenden Anträge auf namentliche Abstimmungen über Urlaubsgesuche, wodurch die Deutschen verhindert haben, in irgendeine sachliche Berathung der Tagesordnung einzugehen. Durch die Zulassung solcher Anträge hat er sich selbst ein Präzedenz geschaffen, sich selbst seiner ihm vom Kaiser verliehenen Machtbefugniß entäußert: und konnte dann, als die Deutschen aus der zufällig hereingebrochenen Obstruktion eine ständige Institution gemacht haben, nicht mehr feine Rechte zur Geltung bringen. Die Deutschen haben zwar in Wien das Prinzip verkündet, daß durch die Obstruktion keine nationalen Konzessionen erzwungen werden dürfen (weil in Wien die Tschechen die Obstruktion machten); aber für Böhmen sollte dieses Prinzip nicht gelten. Da hat man sich vorgenommen, namentlich, weil 1909 die Geltung der Landesbiersteuergesetze zu Ende ging, die Majorität des Landtages durch die Unmöglichkeit, andere finanzielle Mittel herbeizuschaffen, zur Nachgiebigkeit zu zwingen oder die Regirung zu nöthigen, im Fall eines Zusammenbruches der böhmischen Landeswirthschaft die deutschen Wünsche einseitig, durch ein staatliches Machtwort, zu erfüllen.

Die Regirung des Freiherrn von Bienerth hatte nach Erlöschen der Geltung des Biersteuergesetzes über die Zukunft des Landes zu entscheiden. Eine provisorische, jährlich: Verlängerung der Biersteuer war auf Grund eines vom Kaiser bestätigten Lan» desausschufzbeschlusses möglich, und wenn die Regirung ihre Pflichten erfüllen wollte, durfte sie dem Drängen der Deutschen nicht nachgeben und zur finanziellen Aushungerung des Königreichs Böhmen die Hand nicht bieten, weil sie doch wissen mußte, wie katastrophal auf die gesammteStaatswirthschaft eine Zahlung-, einstellung des reichsten Landes der Monarchie einwirken würde. Der Stillstand jeder gesetzgeberischen Arbeit im Landtag war ja ein genug harter Schlag für die Böhmen; und könnten sie überhaupt unter dem Druck einer Zwangslage zu nationalen Konzessionen gebracht werden (was Ieder verneinen wird, der nur oberflächlich die Geschichte und Psychologie des böhmischen Volkes kennt), so war genug daran. Baron Bienerth und sein Finanzminister Dr. von Bilinski haben jedoch vollständig den Deutschen nachgegeben und seit der Zeit zahlt die Bevölkerung Böhmens die Landesbiersteuer den Brauern und Wirthen (denn der erhöhte Bierpreis blieb) und das Land macht Schulden und untergräbt durch die immer bedrohlicher anwachsende Zinsen» und Amortifationlast jede ersprießliche Entfaltung der Landesautonomie für

eine lange Zukunft. Der Landesausschuß hat alle Unterstützung
der kulturellen und wirthschaftlichen Anstauen beider Nationen
eingestellt; nichts geschah von den großen Aufgaben des Landes
in Fragen der landwirthscha'tlichen und gewerblichen Politik, mit
der Hilfe von Anleihen wurden mit Mühe und Noth nur die ge-
setzlichen und vertragmäßigen Verpflichtungen erfüllt und man
wartete auf den Moment, wo die Regirung endlich anerkennen
würde, daß die Zahlungfähigkeit des Landes das höchste Gesetz ist,
und wo sie dem Landesausschuß die nothwendigen Mittel, eine Er»
höhung der Zuschläge zu den direkten Steuern um zehn Prozent
und die Biersteuer von vier Kronen pro Hektoliter, durch kaiser-
lichen Erlaß zur Weiterführung der Geschäfte gewähren würde.
Die Regirung meinte jedoch, in Folge der Drohungen der
Deutschen nicht in der Lage zu sein, Etwas zu thun, das wie eine
einseitige Unterstützung der böhmischen Landtagsma^orität g:g:n
die deutsche Obstruktion aussehen würde, weil sie im Reichsrath
in allen diesen Fragen nicht nur die Deutschen, fondern eine Koa-
lition der Deutschen mit all Denen, die in anderen Landtagen die
Obstruktion der Deutschen von Böhmen nachahmen, fürchten zu
müssen glaubte und weil sie auch eine gewisse Rücksicht auf die
leicht erregte Stimmung der Deutschen in Böhmen nehmen wollte.
Daraus die auf ordentlichem Wege unentwirrbare Situation.
!Auf böhmischer Seite kann man nicht gut ein'ehen, daß das Land
mittellos gelassen wird, dag der Staat sein Nothrecht nicht dazu
gebraucht, die finanzielle Verwüstung des Landes durch die Ob-
struktion zu Paralysiren, um so mehr, als den Deutschen von der
Landtagsmajorität nicht das geringste po'itive Unrecht geschehen
ist und zum Zweck der Erreichung der nationalen Wünsche doch
nicht das ganze Land und seine zukünftige Entwickelung nnwieder»
dringlich geschädigt werden dürfen; und die Deutschen wiederum
glauben, daß die Regirung verpflichtet ist, ihnen zur Erreichung
des Zweitheilungprogrammes dadurch zu verhelfen, daß sie das
Land ruhig und theilnahmlos in den finanziellen Ruin treiben
läßt, weil sie voraussehen, daß dann die Tschechen Alles bewilli-
gen müssen oder daß dann die Regirung außer den Finanzmaß-
regeln auch die Neueinrichtung des Landes nach den Wünschen
der deutschen Volkssache octroyiren wird.
Der einzige vernünftige Weg aus der Situation, der deutsch-
böhmische Ausgleich, ist leider heute schwer gangbar. Lange Zeit
hindurch hat man sich der Hoffnung hingegeben, daß das unmög-
lich Scheinende möglich wird. Alles war beinahe fertig. Ueber die
Neueinrichtung des Landesausschusses hat man sich schon geeinigt,

die Tschechen haben ein weites Ausmaß nationaler Selbstverwal»
tung den Deutschen konzedirt; aber als über die letzten Reste der
Sprachenfrage bei den sandesfürstlichen Aemtern in Böhmen ent»
schieden werden sollte, griff der Iustizminister Dr. tzochenburgev
in die Verhandlungen auf eine geradezu unverantwortliche Weise
ein und die Monate lange, unsäglich mühevolle Arbeit von Man»
nern, die auf beiden Seiten den Frieden ehrlich wollten, wav
wieder einmal umsonst gewesen. Bei jeder Ausgleichsverhandlung,
namentlich aber bei der Verhandlung von Volk zu Volk, welche den
Charakter des Ausgleiches einer Ehrensache hat, ist es unter Man»
nern Sitte, nicht einseitig in den Besitzstand der verhandelnden
Parteien einzugreifen. Das haben geradezu peinlich beide Seiten,
die Deutschen und die Tschechen, gehalten. Leider nicht der Iustiz»
minister. Während der Ferienpau> des vorigen Sommers, nach
der man sich endgiltig über die strittigste Materie, die Sprachen-
frage, einigen wollte, gab er einen Erlaß heraus, wodurch es er»
möglicht werden sollte, daß auch die letzten Reste der Geltung der
böhmischen Sprache vor deutschen Gerichten beseitigt wurden.
Und der ganze Sprachenstreit drehte sich doch um die Frage,
ob die andere Landessprache in den einheitlich nationalen Aemtern
als vollberechtigt zugelassen werden soll, wie es bis 1907 in Böhmen
nach der Landesordnung von 1627 geltendes, nie aufgehobenes
Recht war und wie es auch bis dahin beinahe ausnahmelos prakti»
zirt und bis auf den heutigen Tag vom obersten Gerichtshof als
geltendes Recht anerkannt wird, oder ob das eigenmächtig: Vor»
gehen der deutschen Richter, wie es auf Geheiß des deutschen Volks»
rathes seit 1907 üblich wurde, die böhmische Sprache bei deutschen
Bezirken nicht als landesüblich anzuerkennen, trotz Recht und Ge»
setz siegreich bleiben soll. Während die deutschböhmischen Unter»
händler mühsam unter dem Vorsitz des Statthalters Fürsten Thun
den Weg suchten, um einen für beide Theile annehmbaren Kom»
promiß zu finden, hat es der Iustizminister für gut befunden, den
Gerichtsvorstehern den Weg zu weisen, wie sie, entgegen den konse»
quenten Entscheidungen des obersten Gerichtshofes, das geltende
Recht umgehen könnten.

Dieser unerhörte Eingriff in die "IrsuZa Osi, der VerHand»
lungen hat geradezu verherend gewirkt. Auf böhmischer Seite enk»
stand eine unaussprechliche Erregung, die wohl mehr als begreif»
lich war, und man erwartete eine Genugthuung. Die Regirung
hat zwar den Iustizminister öffentlich desavouirt, aber auf böhmi»
scher Seite verlor man das Vertrauen in die Unparteilichkeit dieses
Regirung, so lange Dr. tzochenburger das wichtigste Portefeuille

für den nationalen Streit in Böhmen in Besitz hatte. Die Deut»
schen wollten jedoch ihren Iustizminister um keinen Preis opfern,
weil er ihnen in Böhmen zu deutschen Gerichten deutsche Richter
ernannte, auch wenn sie hundert gleich tüchtige, ja, oft viel tüch»
tigere, viele Iahre länger dienende, der deutschen Sprache voll-
kommen mächtige böhmische Kollegen überspringen mußten, um
ernannt zu werden. Auf böhmischer Seite wollten zwar die Führer
die Verhandlungen trotz diesem unverzeihlichen Vorstoß desIustiz-
Ministers weiter fortsetzen, aber sie waren nicht stark genug gegen
die Erbitterung der böhmischen Offentlichkeit, welch: die Aus-
gleichsgegner natürlich weidlich ausnutzten. Die dem Ausgleich
freundliche Stimmung war dahin. Dazu kam auch der immer
näher herantretende Termin der Landtagswahlen und damit die
Angst der Abgeordneten vor der Verantwortlichkeit für die Kon-
Zessionen, ohne welche eben kein Ausgleich möglich ist. Und an
„Männerstolz vor Königsthronen" sind wir zwar in Oesterreich bei
den immunen Abgeordneten, namentlich bei denen, die. beim besten
Willen nichts werden können, nicht besonders arm; aber der Män-
nerstolz vor Wählerstimmen wird eine immer seltenere Pflanze.
Auch in gewissen sehr hohen Kreisen hat man den Ausgleich
und die daraus nothwendig folgende Möglichkeit des einheitlichen
Vorgehens der beiden vorgeschrittensten Völker der Monarchie,
welche offenbar dann auch die Velleität hätten, einen eigenen, nicht
von der hohen Regirung diktirten Willen zu haben, nicht beson»
ders sympathisch begrüßt; und unter dem Deckmantel der Sorge um
die Geltung der deutschen Sprache für die Gesammtverwaltung
der Monarchie hat man erreicht, daß von der Regirung für die
deutsche Sprache praktisch überflüssige und unnütze Vorrechte ver»
langt werden: denn das absolut Nothwendige für die einheitliche
Verwaltung wird von den Tschechen zugestanden. Das bot den
tschechischen Ausgleichsgegnern die Gelegenheit, einen erfolg»
reichen Sturm gegen den letzten Rest des Ausgleichswillens unter
den Böhmen zu unternehmen. Die Deutschen konnten schon gar
das Ende nicht erwarten und in einer Abgeordnetenversammlung
sagten sie sich einfach, ohne ihren Ausgleichspartnern von der
böhmischen Seite darüber vorher auch nur eine Andeutung ge-
macht zu haben, vom Ausgleich los. Den Tschechen blieb nichts
Anderes übrig, als formell das Selbe zu thun. Noch nie war der
Friede unter den beiden Völkern so nah, noch nie die Möglichkeit,
dem Iahrzehnte währenden Kampf, zum Wohl beider Nationen,
des Landes und der Monarchie, wenigstens in den schärfsten Er-
scheinungformen, die leider uns Allen schädlich sind, ein Ende zu

machen; und Diejenigen, die entweder direkt, durch feindsäligen
Eingriff in die Ausgleichsstimmung, oder durch Mangel an Muth,
durch die Furcht vor der Verantwortung und gar schon vor den
Wählern, den beinahe fertigen Ausgleich unmöglich machten,
haben sich einer unverzeihlichen Sünde an ihrer Nation, an dem
Land und dem Staat schuldig gemacht.
Der Ausgleich war dahin; und nur die Noth der Landes«
finanzen blieb und wurde immer ärger. Der Landtag konnte nicht
einberufen werden, weil ihn die Obstruktion sofort Verhandlung»
unfähig gemacht hätte. Auflösung und Neuwahlen ausschreiben:
Das hätte am Allerwenigsten eine finanzielle Rettung für das
Land gebracht, weil es nur eine Gelegenheit für die Radikalen
beider Stämme gewesen wäre, den tiefsten Schlamm der natio-
nalen Leidenschaften aufzuwühlen, was gewiß einen noch weniger
zur Ordnung der Dinge fähigen Landtag hervorbringen würde.
Und so mußte die Regirung endlich daran denken, selbst einzu-
greifen. Und sie war verpflichtet, Etwas zu unternehmen, weil
doch die Verantwortung für die unausbleibliche Zahlungeinstel-
lung des reichsten Landes der Monarchie vor Allem die Regirung
treffen würde, nicht nur, weil die Hauptschuld am Ruin des Lan-
des eine Regirung, die Bienerth-Bilinskis, trägt, sondern auch,
weil die Konsequenzen davon auch den Staatskredit sehr gefährlich
treffen würden. Im Ausland ist man über die Herrlichkeiten der
inneren Poltiik Oesterreichs nicht so gut unterrichtet, namentlich
aber in den weiten Kreisen der Besitzer österreichischer Renten, um
genau zu unterscheiden, wer eigentlich den Krach gemacht hat, noch,
ob es ein finanzieller oder nur ein politischer Krach war. Ieder,
dort weiß nur, daß Böhmen mit seinem Reichthum der unvernicht-
bare Quell der wirthschaftlichen Prosperität der Monarchie ist, und
wenn dieses Land nicht zahlen kann, dann muß es mit dem Reich
schlecht stehen. Das kann keine Regirung zugeben, am Wenigsten
in einer Zeit, wo durch internationale Vorgänge der Staatskredit
Oesterreichs ohnehin um einen Theil seines Glanzes gekommen ist.
Die einzige Möglichkeit jedoch, die Zahlungunfähigkeit zu ver-
meiden, war die Eröffnung neuer Steuerquellen, die übrigens von
der landtäglichen Finanzkommission schon einstimmig beschlossen
war und die auch der Landesausschuß der Regirung empfahl.
Das bedeutete aber eine vollständige Niederlage der deutschen
Obstruktion; denn sie hat alle ihre Hoffnungen auf eine Karte ge-
setzt : auf den finanziellen Krach des Landes. Die Regirung glaubte
nun, den Deutschen dafür eine gewisse Genugthuung geben zu
müssen, und diese war, datz sie fest darauf bestand, dem alten Lan»

desausschuß, der für die Deutschen den tschechischen Widerstand verkörperte, keine neuen Finanzquellen zu bewilligen. Um jedoch» der Möglichkeit zu entgehen, die Verfassung suspendiren und den Landesausschuß von seinem Platze wegschaffen zu müssen, glaubte sie, im Interesse der Verfassung, des Deutschnationalismus und der Kontinuität der Autonomie am Besten vorzugehen, wenn sie dafür, daß der Landesausschuß die Durchführung einer solchem Maßregel selbst durch eine freiwillige Demission ermöglicht, ihm die Gewähr bietet, daß die an seine Stelle vom Kaiser zu ernennende Verwaltungskommission zum größten Theil aus Mitgliedern des alten Landesausschusses bestehen soll und daß dieser Kommission durch eine kaiserliche Entschließung die nothwendigen neuen finanziellen Mittel zur Wetterführung der Geschäfte bewilligt würden. Die Regirung glaubte, auf diese Weise das staatliche Nothrecht, welches in Theorie und Praxis nicht bestritten wird, nicht gegen die Verfassung auszuüben, sondern neben d:r Verfassung, nur um die Lücken eines paragraphirten Nothrechtes, wie es im Paragraphen 14 der Verfassung von 1867 stipulirt ist, auszufüllen. Die Regirung wollte obendrein den Deutschen auch darin entgegenkommen, daß sie ein Mitglied mehr stellen durften, als sie im alten Landesausschuß hatten, und zwar auf Kosten des konservativen Großgrundbesitzes, und daß zum Finanzreferenten ein staatlicher Beamter ernannt werde, um die Deutschen in Hinsicht auf die Finanzgebahrung der Landeskommission zu beruhigen, aber auch, um die Verantwortung für die Verwendung der vom Kaiser bewilligten neuen Steuern selbst zu übernehmen.

Wer nicht naiv genug ist, um zu meinen, daß eine Regirung in einem Staat wie Oesterreich Alles machen kann, was eine einzelne Nation will, auch wenn es vollständig dem Recht und der Billigkeit entspricht, Der wird kaum abstreiten können, daß der von der Regirung vorgeschlagene Weg in der von der Regirung Bienerth-Bilinski so arg verschlimmerten Situation noch der am Leichtesten gangbare war. Für die Tschechen konnte doch das Bewußtsein, daß das Land vom Bankerot errettet wird und daß sie in den Verhandlungen mit den Deutschen nicht mehr unter dem Druck dieser Befürchtung stehen würden, genügen, um das schmerzliche Gefühl der einweiligen Suspendirung der Thätigkeit des gewählten Landesausschusses zu vermindern; und die Deutschen konnten sich sagen, daß sie formell gesiegt haben, weil sie ja zuerst mit der Idee eines kaiserlichen Kommissariates gekommen sind und weil der ihnen so verhaßte Landesausschuß, in dem übrigens ihre Vertreter mit ihren böhmischen Kollegen Iahre lang in ungestörtem freundschaftlichen Verkehr gelebt haben, die Waffen zu

strecken genöthigt war. Und über die materielle Niederlage, über den Verlust der Möglichkeit, mit der finanziellen Aushungerung des Landes zu drohen, konnten sie sich schon trösten, weil sie durch lange Erfahrung gelernt haben mußten, daß die Tschechen zwar gern bereit sind, für den Frieden im Land, für die besseres Zukunft beider Nationen Konzessionen zu machen, daß sie bereit sind, sogar in der Richtung der nationalen Selbstverwaltung den Deutschen entgegenzukommen, um diese Deutschen an das Land zu. ziehen, um in ihnen das böhmische Heimathgefühl zu stärken und ein Interesse an dem Ausbau der Landesautonomie zu wecken^ daß also die Tschechen zwar zu allen möglichen Konzessionen um des Friedens willen bereit sind, daß sie aber nie und nimmer auch- die geringste Konzession machen, den kleinsten Theil ihres Besitzstandes opfern, nur, um das Land vor dem finanziellen Ruin zu retten. Denn die Tschechen haben stets auf der Ueberzeugung gestanden, daß das finanzielle Schicksal des Landes nicht eine Sorge der Tschechen allein ist, sondern aller hier in Frage kommende» Faktoren, der Regirung, der Tschechen und der Deutschen.

Die Regirung hat nun in dem Augenblick, wo die Noth der Landesfinanzen den Höhepunkt zu erreichen drohte, von ihre« Absichten den Führern der großen Parteien beider Nationen und dem Oberstlandmarschall Fürsten Ferdinand Lobkowitz Mittheilung gemacht. Nirgends begegnete sie einem prinzipiellen Widerstand. Aber die Durchführung hat einen großen Mangel an Regiekunst gezeigt. Die Absichten der Regirung wurden vorzeitig von allen Zeitungen breitgetreten und bildeten sogar den Gegenstand einer Erklärung des Ministerpräsidenten im Herrenhaus; und da hier von der Regirung die ganze Initiative zur Aufhebung der ordentlichen Funktionen der Landesautonomie von den Mitgliedern des Landesausschusses verlangt wurde und die Regirung als die Voraussetzung jeden Einschreitens die Demission der Landes» ausschußbeisitzer bedang, war es klar, daß die Mitglieder des Landesausschusses solche öffentlich auf sie überwälzte Verantwortung kaum übernehmen würden. Die böhmischen Parteien haben ihren Vertretern im Landesausschuß die Erlaubniß zur Demission nicht gegeben, haben ihre Führer desavouirt; und die Deutschen haben beschlossen, daß kein Abgeordneter die Stelle eines Mitgliedes der Verwaltungskommission annehmen dürfe.

So scheiterte der erste Plan der Regirung, der Noth der Landesfinanzen ohne eine allzu große Verletzung der Verfassung zu begegnen, die Landesautonomie wenigstens durch die Kontinuität der die Verwaltungskommission bildenden Personen, die meist vom Volk erwählte Abgeordnete und Jahre lang Mitglieder des

Landesausschusses waren, zu schonen, nur, um die Oeffentliche
Meinung so wenig wie möglich aufzuregen, damit die Möglichkeit
einer Beendigung der Ausgleichsverhandlungen nicht ganz der»
nichtet werde, weil nur sie einen endgiltigen Ausweg aus der
schwierigen Situation schaffen konnte.
Durch die einmüthige Verurtheilung der Absichten der Re»
girung wurden allerdings die Verhältnisse der Landesfinanzen
nicht besser. Noch so lebhafte Proteste gegen die Verletzung der
Landesverfassung füllen die leeren Kassen nicht; und zur Entscher»
dung muhte es kommen. Als nun klar wurde, daß das Land nach
dem ersten August ohne alle Mittel sein würde, hat der Oberstland»
Marschall den Entschluß gefaßt, seinen Abschied zu nehmen. Und
diese Gelegenheit ergriff die Regirung, um selbständig, ohne die
Parteien zu fragen und deren Zustimmung zu erwarten, auf ihre
Verantwortung das Land vor dem finanziellen Zusammenbruch zu
retten. Allerdings diesmal auch ohne jede Rücksicht auf die auto-
nomen Bedenken der Parteien. Um jedoch der formellen Auf»
hebung der Landesordnung auszuweichen (zu welchem Schritt
man sich doch nicht entschließen wollte), hat man sofort nach der
Demission des Oberstlandmarschalls den Landtag aufgelöst, da»
durch die Unmöglichkeit hergestellt, den neuen Oberstlandmarschall
aus den Reihen der Landtagsabgeordneten zu nehmen, wie es
die Landesordnung vorschreibt. Und da der Landesausschuß ohne
den Oberstlandmarschall oder den von ihm ernannten Stellder»
Ureter, der übrigens auch demissionirt hat, nicht existiren kann, hat
die Regirung den Landesausschuß auch formell als nicht existent
erklärt; und an seine Stelle hat der Kaiser eine Verwaltungs»
kommission, zusammengesetzt aus fünf böhmischen und drei deut»
schen.Statthaltereibeamten, ernannt, unter dem Vorsitz, des Grafen
Schönborn, der im früheren Landesausschuß der Vertreter des
konservativen Großgrundbesitzes war und der ein Beamter, ein
Obergerichtsrath ist, also den Charakter der Beamtenkommisswn
nicht gestört hat. Dieser Kommission wurde auch sofort durch eine
kaiserliche Entschließung die neue Biersteuer von vier Kronen und
die zehnprozentige Erhöhung der Umlagen zur Deckung des De»
fizits in der laufenden Gebahrung gewählt.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß diesmal die Regirung sehr
tief in die autonomen Rechte des Königreiches eingegrisfen und
ein sehr ernstes Praejudiz auch für die anderen Länder geschaffen
hat. Die Konstruktion der Nichtexistenz des Landesausschusses
nach der Demission des Oberstlandmarschalls ist (gelind ausge-
drückt) ziemlich künstlich; und die Verwaltung des Landes durch
staatliche Beamte bedeutet die Uebernahme der autonomen Ver»

waltung in staatliche Besorgung und die Verantwortung der Re-
girung nicht nur für die Aufstellung der Verwaltungskommission,
welche außer der Verfassung ist, sondern auch für jeden Akt der
Beamtenkommission, was sehr gegen den Geist der Verfassung ist.
Wäre die Landeskommission aus ehemaligen Landtagsabgeord-
neten und Landesausschußmitgliedern zusammengesetzt, so würden
sie eine selbständige Verantwortung übernommen haben und
wären nur^dem Kaiser als König von Böhmen verantwortlich. Die
Verantwortung der Regirung würde sich auf den Akt der Er»
Nennung der Verwaltungskommission beschränken und wäre nicht
schwer zu tragen, weil es ein offenbareres Nothrecht des Landes
nicht geben kann als da, wo einer Zahlungeinstellung des Landes
vorzubeugen ist; um so leichter zu tragen, als durch die freiwillige
Demission des Landesausschusses die gewählten Funktionäre des
Landtages einen großen Theil der Verantwortung mit übernom-
men hätten. Uebrigens war in der Absicht der Regirung, nur
nach der freiwilligen Demission des Landesausschusses einzuschrei-
ten, ein wichtiges Praezedenz zu Gunsten der Autonomie für die
Zukunft und für andere Länder, daß nämlich die Regirung auch
künftig einen solchen Schritt ohne die Zustimmung wenigstens der
Majorität der legalen Vertreter der Bevölkerung nicht unter-
nehmen werde. Jetzt geht die ganze Verantwortung auch für die
Amtirung der Kommission auf die Regirung über: und damit
wird in den Angelegenheiten der reinen Landesautonomie die Re-
girung dem Reichsrath verantwortlich, was schon der Verfassung
direkt widerspricht.
Die Regirung hat damit keinen bequemen Standpunkt, trotz»
dem die Parteien selbst sie zu dieser tiefgreifenden Maßregel ge-
zwungen haben. Line arge Verstimmung bleibt auf allen Sei-
ten. Die Deutschen sehen, daß ihre Obstruktion jede Basis ver-
loren hat und daß Alles anders gekommen ist, als sie sich vorge-
stellt haben. Die Regirung hat der Finanznoth des Landes ein
Ende gemacht, die Tschechen haben nicht das Geringste von der
Forderung der Deutschen zugestanden und durch die Aufhebung
der Autonomie sind die Deutschen, wenn sie wirklich konstitutionell
gesinnt sind, eben so getroffen wie ihre böhmischen Landsleute.
Nach außen hin begründen sie jedoch ihre Empörung dadurch,
daß die Verwaltungskommission nach dem Verhältniß der Be-
völkerungzahl zusammengesetzt ist (5:3) und nicht zur Hälfte
deutsch und zur Hälfte böhmisch. Diesem absonderlichen Ver-
langen kann die Regirung allerdings ziemlich gewichtige Argu-
mente entgegensetzen; nämlich: daß die Deutschen in dem von
ihnen selbst acceptirten Entwurf der neuen Landesordnung das

bisherige Verhältniß.der Vertreter, beider Nationalitäten im Lan»-
desausschuß unberührt gelassen haben und daß sie auch in den
staatlichenAemtern in Böhmen, zum Beispiel: bei der Post, für die
Aufnahme von neuen Beamten mit der Bevölkerungverhältniß-
zahl, mit dem Drittel, zufrieden sind. Warum plötzlich für die
Verwaltungskommission, die doch theoretisch wenigstens den Lan-
desausschuß vertreten und also den Charakter einer autonomen
Körperschaft haben soll, dieses Verhältniß auf den Kopf gestellt
werden und eine sonst nirgends geforderte Parität eingeführt wer-
den soll, wird wohl kaum Jemand begreifen. Aber zur Aufregung
des Volkes gegen die Regirung genügt den Deutschen auch dieses
Argument, weil man irgendwo der Empörung über die Nieder-
lage der Obstruktion Luft machen muß. Und auf der böhmischen
Seite ist man gegen die Regirung aufgebracht, weil sie nicht dein
ehemaligen Landesausschuß die finanziellen Mittel zur Wetter-
führung der Landesverwaltung bewilligt hat; denn man kann
nicht einsehen, daß einer nach Ansicht der böhmischen Bevölkerung
vollkommen unberechtigten Obstruktion zu Liebe die Landesver-
fassung verletzt wird, um das Land vor der Einstellung der Zah-
lungen an die Beamten, an die Spitale, an die Gläubiger zu ret-
ten; und die Beamtenkommission zur Besorgung autonomer Agen-
den HesLandes wird, so lange sie besteht, auch jauf böhmischer Seite
einen Quell fortwährender Unzufriedenheit mit der Regirung bil-
den, wenn nicht endlich die Einsicht obsiegt, daß man die Regirung
zu diesem Schritt selbst gezwungen hat und daß die finanzielle
Sicherung des Landes vor der deutschen Obstruktion doch eine ge-
wisse Erleichterung für die böhmische Politik bedeuten könnte.
Aber von dieser Einsicht ist man noch weit entfernt und die Ent-
rüstung über die Opferung der Landesautonomie auf dem Felde
der deutschen Obstruktion ist tiefer, als man erwarten konnte.
So hat auch diese außergewöhnliche, über die Verfassung hin-
ausgehende Maßregel der Regirung die so heiß ersehnte Beruhi-
gung für Böhmen nicht gebracht. Und die Ruhe wäre so nothwen»
dig, besonders jetzt, nach der scharfen ökonomischen Krisis, die
Böhmen, das erste Industrieland der Monarchie, in Folge der
Geldknappheit seit der Agadirkrise und dann in Folge der Balkan-
kriege durchgemacht hat. Mehr denn jemals wäre ein Zusammen-
gehen der beiden reichsten Völker des Reiches nöthig. Mag man
die Lösung der Balkankrise vom deutschen oder vom slavischen
Standpunkt, so oder anders beurtheilen: sicher bleibt, daß außer
den nothwendigen innerpolitischen Konsequenzen, welche durch den
serbisch-bulgarischen Krieg nicht überflüssig, sondern noch nothwen»
diger geworden sind, eine neue Wirthschaftpolitik gegenüber den

-Valkanländern unentbehrlich ist und daß es gerade hier von einein
nicht hoch genug zu schätzenden Bortheil für das wirthschaftliche
'Leben beider Völker wäre, wenn die gleichen wirtschaftlichen Inter-
essen, mögen sie industrielle, agrarische oder, was vielleicht das
Beste wäre, gesammtwlrthschaftlichesein, von den Vertretern beider
Böller gemeinsam vertheidigt werden könnten, ohne an das un-
gelöste Sprachenproblem oder an die unfertige neue Landesord-
nung denken zu müssen. Seit der bosnischen Krise sind von der
Militärverwaltung, gemäß den Ansprüchen des Auswärtigen
Amtes, so große materielle Opfer von der Bevölkerung verlangt
worden (ohne irgendwie den geringsten Ersatz dafür gefunden zu
haben, nicht einmal in besseren Absatzmöglichkeiten auf dem Bal-
kan), daß es die höchste Pflicht der Vertreter der davon am Meisten
.betroffenen Völker, der Deutschen und der Böhmen, ist, daran zu
denken, wie das bedrohte Wirthschaftleben beider Nationen durch
gemeinsame Arbeit geschützt werden sollte. Die schlechte innere
Politik, die von je her in Oesterreich gemacht wird und welche nur
privilegiLte und unterdrückte, aber nicht gleichberechtigte Völker
kannte, solche, die man als die Hauptstütze des Staates ansah, und
die übrigen, in denen man, trotz aller Hingebung und Treue, ge-
fährliche Feinde der Monarchie sah, bis sie daran waren, es in
Folge der unverzeihlichen Bedrückung auch wirklich zu werden, hat
>auch auf die auswärtige Politik gewirkt. Matt mußte selbstver-
ständlich in den auswärtigen Stammesbrüdern Derer, die man zu
Haus durch eine kleinliche Polizeipolitik zur Verzweiflung trieb,
Feinde der Monarchie sehen oder wenigstens befürchten; und die
.Folge davon sind die politisch und vor Allem wirthschaftlich kläg-
lichen Resultate österreichischer Balkanpolitik, über welche man
sich mit dem Glauben an die vollständige „Niederschmetterung des
Panslavismus" kaum lange hinwegtrösten wird. Vielleicht ist
Das, was der zweite Krieg und der Bukarester Friede auf dem
Balkan geschaffen hat, in der Wirklichkeit noch gefährlicher als das
Schreckgespenst des „Panslavismus". Iedenfalls wird eine sehr
weitsichtige Wirthschaftpolitik nöthig sein; und gerade in dieser Be-
ziehung ist ein deutsch-böhmisches Zusammengehen um so dringen-
der, als Ungarn unter dem Grafen Tisza wieder eine so mächtige
Stellung eingenommen hat, daß wir in Cisleithanien gerade in
wirthschaftlicher Beziehung sehr auf der Hut sein müssen.
Leider ist in Oesterreich jeder Optimismus eine unverzeih-
liche politische Naivetät und für jeden Politiker ein unbedingter
Rechenfehler. Man kann bestimmt damit rechnen, daß gerade an
-die wichtigsten Lebensinteressen Niemand denken wird; nur die
Megirung wird davon sprechen, aber sie wird keinen Menschen

überzeugen, denn Alle werden glauben, daß sie es thut, um die
Aufmerksamkeit von ihrer schlechten nationalen Politik abzuwen-
den. Das mag tröstlos klingen; aber für Einen, der Alles gethan,
um zu einem leidlichen Frieden zu gelangen, der geglaubt, daß.
die letzten Hindernisse überwunden werden können, nachdem man
so viel ausgeglichen und geregelt hat, und der nun sieht, das; der
einzige Ausweg aus den unseligen Wirren, welche das Land Böh»
men und beide Völker >so>tief schädigen,,wieder auf längere Zeit ver^
rammelt ist, und zwar nur durch eine unverantwortliche Taktlosig»
keit eines Ministers und durch den Mangel an Muth, sich darüber
hinwegzusetzen und trotz Allem Das zu Stande zu bringen, was der
schönste Traum der Besten beider Völker immer war, ist es wohl er-^
laubt, zu sagen, Kaß das Ende der Krise in Böhmen leider unabseh»
bar ist. Was in Böhmen geschah, ist unzweifelhaft ein harter
Schlag für die Politik der bürgerlichen Parteien auf beiden Sei»
ten. Und es ist kein Wunder, daß die Rettung nicht bei ihnen ge»
sucht wird. Die Einen sehen sie oben und möchten endlich eine
Regelung der nationalen Verhältnisse über die Köpfe der z^u einem
Ausgleich unfähigen gesetzgebenden Körper hinweg; die Anderen
in dem Eintritt der Vertreter der breitesten Volksmassen in die
Landespolitik, weil sie mehr Verständnis für die Noth des Lebens,
wenn auch weniger für die Geheimwissenschaft der bisherigen
Politiker in nationalen Dingen, in den Landtag mitbringen wür^
den. Man glaubt, daß auch sie, Deutsche wie Tschechen, mit dem
größten Opfermuth die wirklichen Interessen der Nation vertreten
würden, aber, weil sie nur für diese Interessen kämpfen würden,
auch den Weg finden könnten, um ein Nebeneinanderleben beider
Völker möglich zu machen. Und man verlangt vor Allem eine
Wahlreform. Was und ob überhaupt Etwas geschieht, ist schwer zu
sagen; noch weniger, ob es hilft, wenn Etwas geschieht. Nur das
Eine kann man wohl mit aller Bestimmtheit behaupten, daß es
nur eine wirkliche, sichere Hilfe für Böhmen giebt: einen ehrlichen,
für beide Theile annehmbaren Ausgleich. Aber zu dem fehlt es
leider an der Hauptvoraussetzung: am Muth zum Frieden. Na»
mentlich vor den Wahlen in einen neuen Landtag. Und so ist
es nicht unmöglich, daß auch das neuste Provisorium in Oester--
reich, die von der Statthalterei übernommene Landesautonomie
von Böhmen, länger dauern wird, als es auch Diejenigen wollten»
welche die Beamtenverwaltungskommission geschaffen haben.

Prag. Dr. Karl Kramarsch,
Mitglied des Oesterreichischen Reichsrathes.

Die Erneuung der Philosophie.

JKker folgende Aufsatz ist ein Versuch, die philosophischen Denk» und Darstellungformen neu zu gestalten. Der Zweck aller Wissenschaft ist, klare, überzeugende und einprägsame Erkennt-, nisse zu vermitteln. Diesen Zweck finde ich in der philosophischen Literatur fast nirgends erfüllt. Ich lese Kants Kritik der reinen Vernunft. Schon die Form bereitet mir Schwierigkeiten. Mein? Sinne sträuben sich gegen die fremden Ausdrücke. Den Sätzen fehlt das einheitliche Band. Immerhin kann ich meine Sinn? zwingen, selbst die unangenehmsten Wortfolgen meinem Bewußtsein zuzuführen. Aber diese Gewaltsamkeit racht sich. Wenn ich nach der mühsamen Durcharbeitung des siebenhundert Seiten umfassenden Werkes auf das Ergebniß zurückblicke, finde ich, daß die ganze Arbeit vergebens war. Die widerwillig aufgenommenen Wortesintz^nMMen,, 4M

Zurückgeblieben ist ein Chaos von Gedankenpartikelchen. Ich gehe den Inhalt nochmals durch, um wenigstens die Grundgedanken, herauszufinden. Aber die Ausbeute ist gering. Ich merke mir, daß synthetische Urtheile s priori möglich, daß Zeit und Raum nur Formen der Wahrnehmung sind, daß es zwölf Kategorien giebt, daß die Metaphysik unbeweisbar ist. Das ist Alles. Ich weiß, daß das Werk noch viele bemerkenswerthe Gedanken enthält. Aber es fällt mir schwer, sie herauszufinden. Wenn ich sie gefunden habe, vermag ich sie nicht festzuhalten. „Niemand unter meinen. Gegnern," schreibt Kant, „hat mich und die Hauptfragen so wohl verstanden wie Salomon Maimon". Man muß nun die ver». lworrene Denkart Maimons kennen, um die Bedeutung dieses. Geständnisses zu ermessen.

Wie mit Kant, geht es mir mit der überwiegenden Mehr-. zahl aller Philosophen. Unter den Ausnahmen ragen Spinoza und die Erfahrungphilosophen hervor. Doch Spinozas Sätze sind, bei aller Klarheit und Einprägsamkeit, die sie durch die scharfe Formulirung erhalten, in ihrer abstrakten Fassung nicht über» zeugend. Bei den Erfahrungphilosophen ist es umgekehrt. Durch die Konkretisirung wirken sie wohl überzeugender als Spinoza, Kber ihrer Darstellung fehlt die Klarheit und Einprägsamkeit.

Ich versenke meinen Blick in die Geschichte des menschlichen Denkens. In bunter Reihe ziehen an meinem Geist die antiken Kulturvölker vorüber. Alle theilen die Welt in ein Oben und Anten. Oben wohnen die reinen, unvergänglichen Wesen, die .Götter und Engel, die Seelen und die wahren Ideen. Anten ist

die gemeine, trügerische, dem Verderben preisgegebene Materie.
Weil sie irgendeine Sünde abbüßen sollte, wird die Seele verdammt, in die, gemeine Welt hinabzusteigen und sich mit dem Körper zu vermählen. Ihr ist die Aufgabe gestellt, die Herrschaft über ihren unreinen Gefährten zu gewinnen, ihn zu unterjochen. Hat sie diese Probe bestanden, dann darf sie, nach der Auflösung des Körpers, in ihre himmlische Heimath zurückkehren, Wamit sie in dem Kampf gegen das Gemeine nicht unterliege, fließt ihr von Zeit zu Zeit auf dem Wege der Offenbarung oder der Intuition himmlische Erkenntniß zu. Auch aus dem Sinnen» reich drängen sich ihr Erkenntnisse auf; aber sie müssen, wie der Körper, als unrein gemieden werden.

In dieser Weltauffassung stimmen alle antiken Kulturvölker überein. Bei allen sind auch die selben Folgen fichtbar. Die vor» nehmen Denker befassen sich. nur mit solchen Erkenntnissen, die ihnen von oben zufließen. Auf die Naturwissenschaften aber, die ihre Erkenntnisse aus dem Sinnenreiche schöpfen, blicken sie mit Verachtung herab. Im Kampf gegen die Sinne erhält die Vernunft immer Recht. Mit der selben Verachtung wie auf die Sinne blickt der vornehme Denker auf die unter der Sinnesherrschaft stehenden breiten Massen. Er errichtet eine Mauer zwischen sich und dem Volk und schreibt darüber: Oäi prokanum vuIZus et srce«! Er bedient sich, um den gemeinen Mann von seiner Weis» heit fern zu halten, einer fremden Sprache und einer Ausdrucksweise, die selbst dem Eingeweihten kaum verständlich ist.

So erklärt sich, daß bis zum Ausgang des Mittelalters, wo diese Weltauffassung unumschränkt geherrscht hat, keine Wissenschaft zur Blüthe gelangen konnte. Erst die Erfindung der Buch-Kruckel kunst führte einen Wandel herbei. Durch die Verbilli» aung und Verbreitung der Schriften wurde das Volk zur Theilnahme an der Literatur angeregt. Wie einst in dem demokratischen Griechenland, sah man sich jetzt überall genöthigt, wenigstens nach außen hin die Sinnen- und Volksverachtung zu verbergen, in der einheimischen Sprache zu schreiben und eine gemeinderständliche Ausdrucksweise zu suchen. So bahnte sich allmählich die Aussöhnung der Gegensätze an.

In dem Verlauf, den die Wissenschaften seitdem genommen haben, bewährte sich jedoch die alte Erfahrung, die Ieder an sich selbst machen kann. Ich kann mir noch so klar darüber sein, daß die Gedanken nicht vom Himmel fallen, sondern durch die sinnliche Wahrnehmung dem Verstand zugeführt werden; daß alles Senken ins Leere sich verlieren muß, wenn ich nicht gezwungen

bin, mich gemeinverständlich auszudrücken. Dennoch ertappe ich mich immer wieder bei der Neigung, an einen höheren Ursprung der Gedanken, an die Möglichkeit einer Intuition zu glauben, die sinnliche Wahrnehmung, eben so wie alle körperlichen Funk» tionen und das gemeine Volk, zu verachten. Um mich und die Anderen über den niedrigen Ursprung meiner Gedanken hinweg zu täuschen oder um ihre Blößen zu verbergen, meide ich ängstlich die Beispiele. Wenn ich eingesehen habe, daß durch ihre Weglassung die Darstellung unverständlich geworden ist, tröste ich mich damit, daß ich doch nicht für die Menge, sondern für Idie Sachverständigen schreibe, die die Gedanken schon errathen werden. „Beispiele und Erläuterungen," schreibt Kant, in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft, „schienen mir immer nöthig. Ich sah aber die Größe meiner Aufgabe und die Menge der Gegenstände, womit ich zu thun haben würde, gar bald ein, da ich gewahr wurde, daß diese ganz allein, im trockenen, blos scholastischen Vortrage, das Werk schon genug ausdehnen würde, so fand ich unrathsam, es durch Beispiele und Erläuterungen, die nur in populärer Absicht nothwendig sind, noch mehr anzuschwellen, zumal diese Arbeit keineswegs dem populären Gebrauch angemessen werden könnte." Vergebens rufe ich die Erkenntniß zu Hilfe. Sie wird von einer Iahrtausende alten Denkströmung weggespült. Ich kann die Erkenntniß im praktische«! Leben nur durch die Erziehung, in der Wissenschaft nur durch das Experiment verankern.

Nun erst kann ich mir erklären, warum die Mathematik und die Naturwissenschaften durch die richtige Einsicht in das Ver» hältniß zwischen Vernunft und Sinnen sich zu einer ungeahnten Höhe emporschwingen konnten, während die Philosophie bis aus den heutigen Tag sich von dem alten Vorurtheil und seinen Folgen nicht befreien konnte. Was sich mir vorher auf dem Weg der Induktion nur als Vermuthung aufgedrängt hatte, finde ich jetzt in der Deduktion bestätigt: Die Philosophie muß experimentirbar werden.

Mas ich auch immer betrachte, überall finde ich zwei auseinanderlaufende Linien, die sich in einem Punkt schneiden. Form und Materie vereinigen sich im Körper, Geist und Körper im Lebewesen, die Substanzen zweier Erzeuger im Organismus. Ohren, Augen, Arme, Beine: alle treten als Zweiheit in die Erscheinung und vereinigen sich doch in einem Punkt. Die beiden Körperhälften verbinden sich in meinem Ichbewußtsein zu einer Einheit.

Wie die Beschaffenheit, so die Thätigkeit. Wenn ich einen

Gegenstand ergreifen will, muß ich mindestens zwei Finger zu Hilfe nehmen. Ein Finger oder ein Schenkel der Zange ergreift den Körper nicht, sondern wird von ihm ergriffen. Die Folge» rung, daß auch mein Begriffsapparat die Schenkelform haben muß, finde ich auch bestätigt. Wenn ich die Pflanze dem Begriff des Organischen zureihe, muß ich zugleich an den Begriff des Anorganischen denken; sonst bleiben mir die Merkmale des organischen Wesens unbekannt. Ich fasse also die wahrgenommene Pflanze zwischen die Begriffe Organismus und Anorganismus, die als Gegensätze in die Erscheinung treten, sich aber in der Materie vereinigen. Eben so fasse ich ein bestimmtes Geschehen oder eine bestimmte Ausdehnung durch die Endlichkeit und Unendlichkeit oder die Begrenztheit und Unbegrenztheit. Jene Schinkel haben ihren Schnittpunkt in der Zeit, diese im Raum. Je näher ich den gefaßten Gegenstand dem Vereinigungpunkt der beiden Schenkel gebracht habe, desto mehr Merkmale hab ich an ihm wahrgenommen und desto klarer habe ich ihn begriffen. Wenn ich noch niemals Menschen anderer Rasse wahrgenommen hätte, käme mir beim Anblick des weißen Menschen nicht zum Bewußtsein, daß er zu irgendeiner Rasse gehört. Erst wenn ich einen Andersfarbigen, etwa einen Neger, bemerkt habe, weiß ich, daß es eine weiße und eine schwarze Rasse giebt. Ich sehe aber noch zwischen dem weißen und schwarzen Menschen keine Stammesverwandtschaft. Deshalb glaube ich, den Andersfarbigen nicht die selben Rücksichten, Respekrirung des Lebens und Eigenthums, schuldig zu sein, zu denen ich mich dem Weißen gegenüber verpflichtet fühle. Erst auf dem Weg der entwickelungsgeschichtlichen Erkenntniß lerne ich den Neger als meinen Bruder kennen. Daraus ersehe ich, welche Bedeutung die höhere Erkenntniß nicht nur für die Logik, sondern auch für die Ethik hat.

Auf dem Grund dieses Schenkelgesetzes des Begreifens will ich nun die Elemente des Urtheils aufsuchen, um zu ermitteln, ob das philosophische Unheil, wi: das mathematische und naturwissenschaftliche, experimentell gebildet werden kann und welchen Evidenzgrad es dann erreichen würde.

Ich betrachte das vor mir liegende Buch und sehe, daß es sich vom Tisch abhebt. Ich klopfe darauf, höre einen Ton und empfinde einen Widerstand, einen Druck. Wenn meine übrigen Sinne gut ausgebildet sind, kann ich auch einen bestimmten Geruch und Geschmack daran wahrnehmen. Zu diesen Wahrnehmungen gelange ich mit der Hilfe der äußeren Sinne. Der Gegenstand dieser Wahrnehmungen ist der Körper, den ich im Raum finde.

Bei, der Betrachtung der Wahrnehmungmittel finde ich, daß eins davon bei mir am Stärksten ausgebildet ist: der Gesichtssinn. Ich theile daher die Wahrnehmung der äußeren Sinne in ficht-bare und unsichtbare.

Ich schlage das Buch auf und lese darin. Mir drängen sich neue Wahrnehmungen auf. Sie werden mir durch den Anblick der Buchstaben vermittelt. Aber der Anblick ist nur ein Nebenmittel. Das Hauptmittel ist ein innerer Sinn, den ich Denken nenne.

Beim Suchen nach den Gegenständen, von denen die Wahrneh-mungen ausgehen, zeigt sich, daß sie mir nicht unmittelbar, son-dern mittelbar entgegentreten: durch die Beschreibung. In den beschriebenen Gegenständen finde ich neben den räumlichen Din-gen ein Element, dajs ich nicht in den Raum, sondern in die Zeit verlege: das Geschehen oder das Zeitliche. Wie im Räum-lichen, finde ich auch im Zeitlichen Sichtbares (Beispiel: Essen) und Unsichtbares (Hunger). Ich unterscheide ferner unter den beschriebenen Dingen einige, die ich bereits aus der Wahrneh-mung kennen gelernt habe, und andere, die mir noch unbekannt sind. Die unbekannten Dinge sind vorstellbar und unvorstell-bar. Das Unvorstellbare ist irrational (im Zeitlichen der Begriff der Unendlichkeit) oder imaginär (der Begriff der Wirkung ohne Ursache).

Um zu erfahren, wodurch sich die Wahrnehmung am Buch von denen, die ich an anderen Gegenständen gemacht habe, unter-scheiden, oder um die Form des Buches kennen zu lernen, bilde ich mir einen anderen Wahrnehmungskomplex als Typus, dem ich das jetzt Wahrgenommene als Individuum zureihe und sage: Das Buch gehört räumlich zu den anorganischen Wesen und ge-danklich etwa zur Philosophie. Erst jetzt ist eine Unterscheidung möglich. Ich bestimme sie, indem ich genau darauf achte, wie das Buch körperlich und gedanklich auf meine Sinne wirkt. Um die Form zu erklären, mußte ich Begriff und Wirkung ermitteln.

Bei der Ermittlung der Wirkung bin ich mir bewußt, daß ich, in Folge meiner Eigenart, auf Reize zu reagiren, die Wirkungen des Gegenstandes anders empfinde als andere Menschen. Denn-noch spreche ich der von mir empfundenen Wirkung allgemeine Giltigkeit zu. Ich stelle der Subjektivität die Objektivität gegenüber.

Damit habe ich die Elemente des Urtheils ermittelt. Das Urtheil besteht aus einem durch die Wahrnehmung gewonnenen Stoff, der durch den Verstand gestaltet wird, also aus einer Materie und einer Gestaltung. Die beiden Schenkel der Materie sind Inhalt und Form. Der Inhalt besteht aus räumlichen und

zeitlichen Dingen. Sie sind sichtbar und unsichtbar. Das Unsichtbare ist vorstellbar und unvorstellbar. Das Unvorstellbare ist irrational und imaginär. Die Form setzt sich aus Begriff und Wirkung zusammen; der Begriff aus Typus und Indwiduum, die Wirkung aus Subjektivität und Objektivität. Die Gestaltung der Materie kann im bloßen Decken oder durch die Darstellung ausgeführt werden. Die Darstellung ist angedeutet oder gegenständlich. Die Andeutung erfolgt durch das Wort oder die Zeich» nung. Die gegenständliche Darstellung ist nachgebildet oder natürlich. Die natürliche Darstellung kann fertig oder in der Entstehung, genetisch, gezeigt werden.

Tie natürliche Darstellung, in der die Gegenstände genetisch vorgeführt werden, nennt man Experiment. Die Demonstration setzt sich aus dem Hinweis auf das Experiment und die wörtliche Formulirung zusammen.

Ein Urtheil erreicht den höchsten Evidenzgrad, wird also vollkommen klar, überzeugend und einprägsam, wenn die Materie ausschließlich räumlich, sichtbar, typisch und objektiv ist und experimentell gebildet wird. Durch die Demonstration wird der gleiche Evidenzgrad auch bei Anderen erreicht. Indem sie die Entstehung des Gedankens miterleben, wird bei ihnen das Interesse wachgehalten und dadurch die wichtigste Vorbedingung jedes Verständigungversuches erreicht. Durch das Vorzeigen der Dinge, die hinter dem Wort liegen, bekommen die Worte einen festen Halt. Sie sind nicht mehr der Vieldeutigkeit ausgesetzt.

Alle diese Bedingungen werden in der Mathematik vollständig und in den Naturwissenschaften annähernd erfüllt. Die Philosophie aber hat es mit einer Materie zu thun, die vorjwiegend zeitlich, unsichtbar, individuell und subjektiv ist. Die entgegengesetzten Elemente müssen deshalb erst nach Möglichkeit herausgearbeitet werden, wenn das philosophische Urtheil überhaupt an die unterste Evidenzstufe gelangen soll. In der philo- - sophischen Literatur wird aber die Materie gar nicht gezeigt oder, durch die selten vorkommenden Beispiele, nur äußerlich gestreift. Den Beweisen liegen nicht Wahrnehmungen, sondern Urtheile zu Grunde. Die Darstellung ist nicht gegenständlich, sondern nur durch das Wort angedeutet. Die Wortfassung ist weitschweifend und unklar. Urtheile, Beweise und Erklärungen laufen bunt durcheinander, so daß man die Urtheile nur selten herausfindet.

Für die demonstrative Darstellung standen bisher zwei Ausdrucksmittel zur Verfügung: schriftlicher und mündlicher Vortrag. Beide haben sich als unzulänglich erwiesen. Im schriftlichen Vor»

trag ist eine natürliche und genetische Vorstellung der Gegen-
stände nicht möglich. Der mündliche Vortrag ist durch die Unger»
trennlichkeit von der vortragenden Person räumlich und zeitlich
beschränkt und den sonstigen an der Person haftenden Mängeln
unterworfen.

Eine ideale Darstellung, worin der lebendige Vortrag von
der Person gelöst ist oder die Vorzüge beider Ausdrucksmittel,
des schriftlichen und mündlichen Vortrages, vereint sind, ist erst
durch die neuste Erfindung auf dem Gebiete der Photographie,
durch das bewegliche Lichtbild, möglich geworden. An dem fol»
genden skizzenhaften Beispiel, das ich aus Spmozas „Ethik"
wähle, versuche ich, zu zeigen, wie ich mir die demonstrative Dar»
stellung der philosophischen Artheilsbildung durch den Film denke.

Man sieht Spinoza in seinem Arbeitzimmer beim Brillen»
schleifen sitzen. Er ruht aus und verfällt in ein träumerisches
Nachdenken. Gleich Visionen tauchen Gestalten in allmählicher
Entwickelung vor ihm auf. Nach einander entstehen die Vertreter
aller Gattungen des Universums und stellen sich schenkelartig
gegen einander. Die gemeinsame Spitze bildet den höheren Be»
griff. Er wird durch eine aufleuchtende Ueberschrift bezeichnet.
Pflanzen und Thiers vereinigen sich in dem Begriff Organismus,
Organismen und Anorganismen in der sichtbaren Materie, ficht»
bare und unsichtbare Materie in der Ausdehnung. Die Veran-
schaulichung der unsichtbaren Materie, wie Luft, Töne, Gerüche
usw., erfolgt in der antiken Allegorisirungweise. Zur vollständi»
gen Verdeutlichung werden die Figuren eben so wie die höheren
Begriffe durch aufleuchtende Ueberschriften bezeichnet. In der
selben Weise treten die abstrakten Begriffe auf. Ihre äußersten
Schenkel, Lust und Unlust, vereinen- sich im höchsten aller abs»
trakten Begriffe, im Denken. So stehen sich zwei Kegel als die
äußersten Schenkel des Universums gegenüber. Um jeden läuft
gürtelförmig die Ueberschrift „Attribut". Längs der Schenkel, die
die Bestandtheile der Kegel bilden, blitzt abwechselnd die Bezeich-
nung „Modus" auf. Die Vereinigung beider Kegel trägt die
Ueberschrift „Substanz oder Gott".

Nun geht Spinoza an das Experiment. Er nimmt aus einem
der beiden Kegel einen Schenkel heraus, etwa den Modus Mensch.
Bei der Betrachtung dieser Figur sieht er menschliche Gestalten
wie die Glieder einer Kette schattenhaft sich erheben. Jede trägt
die Aufschrift „Generation". Er macht den vergeblichen Versuch,
die zahllosen Glieder zu zählen, und schreibt endlich über dieses
Bild der Generationen: „Unendlich". Er geht um die Kegel herum

und versucht, die Anzahl ihrer Bestandtheile festzustellen. Aber der Umfang dehnt sich immer mehr aus. Nun tritt er an eine Tafel und schreibt: „Aus der unendlichen Länge und Zahl der Modi schließe ich auf eine unendliche Zahl und Menge der Attribute." Während er Dies schreibt, bildet sich um die Spitze der Kegel eine Centralkugel, die die Grundflächen der Kegel schneidet. Unzählige Strahlenbüschel schießen vom Centrum nach allen Richtungen der Peripherie. Ieder trägt die Aufschrift: „Unwahrnehmbares Attribut".

Spinoza geht an ein zweites Experiment. Er löscht an den wahrnehmbaren Attributen eine Ueberschrift nach der anderen aus. Sobald er an die Hauptüberschriften „Denken", „Ausdehnung" kommt, begegnet er zum ersten Mal einem Widerstand. Er kann diese Ueberschriften nicht entfernen. Er schreibt auf die Tafel: „Alle Modi kann ich aus meinem Bewußtsein ausschalten, die Attribute aber nicht."'

Nun folgt ein drittes Experiment. Spinoza löscht d:e Ueberschrift: „Organismus" aus. Sofort verschwinden auch die Ueberschriften „Pflanze", „Thier". Er löscht die Ueberschriften „Sichtbare", „unsichtbare Materie" aus. Sogleich verschwinden alle darunter liegenden Ueberschriften. Nun theilt er den Raum zwischen jedem Schenkelpaar in ein oberes und ein unteres Feld. In das untere schreibt er: „Ursache", in das obere „Wirkung". Den Raum zwischen den angeführten Attributen aber läßt er ungetheilt. Er schreibt nur: „Ursache" hinein. Damit sind die beiden Hauptschenkel des Urtheils, die Materie und die Gestaltung, experimentell dargestellt. Spinoza geht nun an die Demonstration. Sie besteht aus einer Vorzeigung des Experiments und einer Formulirung des daraus folgenden Urtheils. Die Ausführung des Experiments haben wir mitangesehen. Die Urtheilsformulirung kann ohne Weiteres vorgenommen werden. Er schreibt die folgenden Sätze aus seiner Ethik: (Theil 1, Definition 1 bis 6) an die Tafel: „Unter Ursache seiner selbst verstehe ich Etwas, dessen Wesen die Existenz einschließt, oder Etwas, dessen Natur nur als existirend begriffen werden kann. . . Unter Substanz verstehe ich Etwas, das in sich ist und durch sich begriffen wird. Das heißt: Etwas, dessen Begriff nicht den Begriff eines anderen Dinges nöthig hat, um daraus gebildet zu werden. Unter Attribut verstehe ich Dasjenige in der Substanz, was der Verstand als zu ihrem Wesen gehörig erkennt. Unter Modus verstehe ich eine Erregung der Substanz; oder Etwas, das in einem Anderen ist, durch welches es auch begriffen werden

kann. Unter Gott verstehe ich das absolut unendliche Wesen. Das
heißt: die Substanz, welche aus unendlichen Attributen besteht,
von denen ein jedes ewiges und endliches Sein ausdrückt."
So oft eine Erklärung nothwendig ist, unterbricht er das
Schreiben, geht an die Kugel und zeigt die Stelle, worauf sich
das Wort bezieht. Durch das Vorzeigen der Gegenstände, die
hinter den Worten liegen, wird Das erreicht, was weder dem
Spinoza durch seine Beweise und Erklärungen noch seinen Kom»
mentatoren gelingen konnte: die Urtheile erhalten eine der natur»
wissenschaftlichen Evidenz nahkommende Klarheit, Ueberzeu-
gungskraft und Einprägsamkeit. Auf die selbe Weise kann der
ganze, aus einundfünfzig Sätzen bestehende metaphysische Theil
der Ethik ohne jeden Kommentar verständlich gemacht werden.
Das selbe Verfahren werde ich auf Kants Kategorischen Im»
perativ anwenden.
Ein Sonderling, der sich in die gesellschaftliche Ordnung nicht
hineinzufinden vermag und stets mit ihr zusammenstößt, geht in
die Einsamkeit und führt eine Zeit lang das Leben eines Robin-
son. Schließlich erwacht in ihm die Sehnsucht nach menschlicher
Gesellschaft. In einer Reihe von charakteristischen Erlebnissen
wird gezeigt, wie er unter dem Einfluß dieser Sehnsucht all»
mählich zur Einsicht gelangt, daß die Vorthe:le des geselligen
Lebens die Nachtheile übertreffein und daß die gesellschaftliche
Ordnung deshalb unbedingt aufrecht erhalten werden müsse. In
dieser Stimmung schreibt er Einem, der ihn aufsucht und um
ein Sprüchlein bittet, ins Stammbuch: ' „Handle so, daß die
Maxime Deines Willens jeder Zeit zugleich als Prinzip einer
allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."
Alles Denken ist bisher nach zwei Richtungen verlaufen.
Man suchte die beiden Hauptbestandteile des Universums, Geist
und Materie, als eine Einheit zu fassen; dadurch mußte man
zu einer Leugnung des einen oder anderen Theiles oder (was das
Selbe ist, aber unklarer gedacht) zu einer Unterordnung des einen
Theiles unter den anderen kommen. Oder man dachte sich die
beiden Theile als zwei parallel laufende Säulen. Um das Ge-
schehen zu erklären, setzte man ihnen einen gemeinsamen Kopf
als Weltschöpfer auf, der ihre Beziehungen zu einander will»
kürlich regelte. Aus beiden Irrwegen, dem monistischen und dem
dualistischen, führt das Schenkelgesetz des Begreifens.
Wohl hat man von je her gesprochen, daß die Wahrheit
in der Mitte liege, daß jedes Ding zwei Seiten habe, Alles
relativ sei. Doch das bloße Wissen gleicht der Materie des Bildes,

die erst durch die Ausgestaltung zur Wirkung gelangt. Durch das Fehlen einer scharfen Formulirung der Erkenntnis; von der Relativität aller Dinge ist es zu erklären, daß man bisher über einseitige Fragen, wie Monismus und Dualismns, Materialismus und Idealismus, Sterblichkeit und Unsterblichkeit der Seele, streiten konnte. Unter den Denkern, die das Schenkelgesetz des Begreifens am Klarsten erkannt zu haben scheinen, ragt Spinoza durch seine Substanzlehre hervor. Er hat jedoch diese Erkenntnis eben so wenig wie die Andern klar ausgesprochen; deshalb ist sie auch in seiner Psychologie spurlos geblieben. Das ist deutlich aus seiner einseitigen Betonung der Unfreiheit des menschlichen Willens zu erkennen.

Wie aus den Irrwegen der einseitigen Weltauffassung, befreit auch das Schenkelgesetz des Begreifens aus der Verzweiflung an dcn menschlichen Verstand, die uns so oft zu ergreifen pflegt. Wer sich mit diesem Gesetz vollkommen vertraut gemacht hat, wird die Klage über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens eben so thöricht finden, wie eine über die Doppelgliedrigkeit des Körpers wäre. Nicht in den Dingen, sondern in unserer falschen Stellungnahme zu ihnen, indem wir sie durch einen einzigen Schenkel zu fassen suchen, wird er den Grund aller Verworfenheit finden. Es ist, als drehe Jemand sich so lange im Kreis, bis ihm schwindlig wird, und als suche er dann den Grund der Schwankung, die er an den Gegenständen wahrnimmt, nicht in sich, sondern in den Gegenständen. Das Einzige, worüber er klagen wird, sind die Hemmungen, denen er beim Fortschreiten auf der Kette der Schenkelbildung begegnet. Aber diese Unzufriedenheit wirkt nicht lähmend, sondern fördernd. Sie treibt ihn, Zeit und Umstände seinem Erkenntnißdrange gefügig zu machen. Insofern ist das Schenkelgesetz des Begreifens dazu bestimmt, eine Neugestaltung der philosophischen Denkformen herbeizuführen. Die Neugestaltung der philosophischen Darstellungformen erwarte ich von der demonstrativen Vorführung der Urtheilsbildung durch das bewegliche Lichtbild.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Die bedeutsamen Anregungen dieses Aufsatzes, der die Möglichkeit zeigt, uraltem Sehnen ins Metaphysisck>Spekulative die neuste (vom Oberflächenblick als nur für Spielzwecke tauglich verkannte) Technik dienstbar zu machen, bedürfen nicht dicker Unterstreichung. Ihre Tragweite wird noch heller einleuchten, wenn Herr Dr. Fromer seine Absicht ausgeführt hat, die von ihm gefundene Methode an einer Gesammtausgabe der „Ethik" Spinozas zu illustriren.

Der Fall Iacobsohn.
Der Fall Iacobsohn. Vqxlag der Schaubühne in Charlottenburg.
Zwei Wochen nach meiner „Entlarvung" stand in einer Zeitung:
„Man hat Herrn Iacobsohn überführt, daß feine Geist und Galle
sprühenden Feuilletons gerade in den glänzendsten Partien nicht sein
Eigenthum seien. Es wurde ihm nachgewiesen, daß seine Kritiken vom
Iahr 1904 nichts Anderes waren, als wörtliche Plagiate aus Artikeln
vom Jahr 1897." Im August 1905 heißt es: „Siegfried Iacobsohn
brachte es vermöge seiner unheimlichen Gedächtnißstärke sogar so weit,
gleich ganze Seiten aus frühern Berichten eines Schriftstellers in
die seinigen zu übernehmen, ohne es zu merken." So geht es bis
in dieses Iahr 1913: „Ein Mann mit einem fabelhaften Erinnerung-
vermögen. Früher brachte er fertig, ein Buch zu schreiben, das ein
Gedächtnißwunder war: es enthielt die Kritiken, die ein DutzendSchrift-
steller vor Iahren verfaßt hatten, wörtlich wiedergegeben." Wachsend
ohne Widerstand! Endlich leiste ich den Widerstand. Endlich scheint
mirs falsch, noch länger zu einer Literaturlegende herzuhalten, die
von Iahr zu Iahr thörichter geworden ist. Ich sage, wie es gewesen
ist. „Ich stelle es fest, weil ich", mit Thomas Mann, „von dem Glau-
ben nicht lassen mag, daß böse und stumme Dinge erlöst und gutgemacht
werden, indem man sie'ausspricht." Ich habe es ausgesprochen. Da
nie Iemand dabei war, als ich meine Kritiken ohne Vorlage schrieb, so
wird man mir wieder trauen oder mißtrauen müssen, wie vor neun
Iahren. Ob man mir heute traut (wo man es leichter hat als damals)
oder weiter mißtraut: Das ist ganz gleichgiltig. Ich empfand ein Wohl-
gefühl, den letzten Rest des „Falls" aus meinem Blut, aus meinen
Gedanken, aus meinen Äerven zu entfernen. Ich empfand, zweitens,
fast ein Bedürfniß, jungen Anhängern den Thatbestand in Ruhe zu
erzählen, weil schließlich Ieder einmal fragend zu mir kommt. Ich
empfand ein Drittes. Für all Das will ich gern dulden, daß man
mich auch diesmal mißversteht. Das wird man thun. Man wird na-
mentlich finden, daß ich mich ungeheuer feierlich behandelt habe. Es
wäre eine Verwechselung. Ich werde viel feierlicher behandelt, als ich
mich jemals selbst behandeln könnte. Wenn in meiner Zeitschrift Einer
angegriffen wird, so vereinigen sich dreiunddreißig Schriftsteller zu
einer öffentlichen Kundgebung für das Opfer. Zu Gunsten eines an-
deren meiner armen Opfer veranstaltet man Umfragen. Man bedroht
mich thätlich. Man läuft in die Gerichte. Man setzt Himmel und
Hölle in Bewegung, um eine Kritik von mir zu verhindern, die man
noch gar nicht kennt. Seit zwölfeinhalb Iahren verfolgt man mich
mit einem Ingrimm, der nicht häufig sein dürfte. Es wäre ein Kunst-
stück, aus Alledem nicht den Eindruck zu gewinnen, daß man meiner
Arbeit eine ziemlich große Bedeutung beilegt. Was ich thue und sage,
thun und sagen Manche; und vor Lesermassen, unter denen die „Ge-
meinde" meines Blattes sich verlöre. Trotzdem: jene Schreiber werden
weder überfallen noch verklagt noch gar vor der Verübung des Ver-

brechens denunzirt. Denn sie versuchen nur, was mir gelingt. Das
ist es. Was einem einzigen Leser wie mit einem Hammerschlag ein-
getrieben wird, wirkt freilich mehr, ist meHr zu fürchten, als was an
Abertausenden herunterrinnt wie Wasser. Millionen Drehungen der
Rotationmaschine, durch die des Zeilenschinders dumme Meinung früh
und spät auf Städte und Provinzen niedergeht, sind nichts vor jenem
Federstrich, mit dem der Freund der Kunst und Liebhaber des Wortes
einmal wöchentlich die Wahrheit seines Hirns und seines Herzens
kündet. Das klingt wie Schwärmerei und ist es doch nicht. Ich bin ja
das lebendige Beispiel. Wenns nach der Presse ging, war ich ein toter
Mann. Ich kümmerte mich nicht um sie, besiegte unverdrießbar alle
Hindernisse, die sie mir vor die Beine warf, und bin ihr heute, was
ich vor neun Iahren nicht war: unerreichbar. Sie kann fortfahren,
das Bild meiner Arbeit verzerrt, beschmutzt oder gar nicht wieder»
zugeben: dieser Arbeit selbst kann sie nichts mehr anhaben.
An dieser Arbeit wird nichts beharrlicher getadelt als die Lächer»
lichkeit, daß ich das Theater so schrecklich wichtig, die Kritik des The»
aters so bitter ernst nehme. Ich wieder finde es nicht lächerlich, son-
dern traurig, daß es möglich ist, einen solchen Vorwurf überhaupt zu
erheben. In Schnitzlers „Einsamem Weg" heißt es irgendwo: „Wenn
Sie im Mittelpunkt der Erde wohnten, so wüßten Sie, daß alle Dinge
gleich wichtig sind." Da es wahr ist, daß das Theater der Spiegel
des Zeitalters ist, so wird es doch wohl keine kleine Aufgabe sein,
diesen Spiegel blank zu erhalten. Ich glaube, daß die Dinge der Kunst,
die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Ich
glaube, daß für Deutschlands Wohlfahrt ein Kerl wie Hans von Bülow
einmal exstirt haben mußte, Bernhard von Bülow aber niemals
existirt zu haben brauchte. Ich glaube, daß es ein Segen wäre, wenn
alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wenn
alle das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn ich nehme es ja
nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck. Ich weiß,
daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch daß es ins Leben zurück»
wirkt. Meine Ueberzeugung ist, daß es mit unserer Politik, dem öffent»
lichen Leben, dem Verkehr der Menschen und jedem Zweig der Kunst
in dem Maß besser werden wird, wie das Theater, das ich meine, an
Boden gewinnt; und ich hoffe, daß ich noch ziemlich lange einer Ge-
sellschaft unbequem sein werde, der in den faulen Verhältnissen der
Gegenwart ganz kanibalisch wohl ist und die gar nicht weiß, weshalb
sie sich aus ihrer Ruhe bringen lassen soll. Es wird unvermeidlich
sein, daß ich eben so lange als" ein, lästiger Störeinfried derjenigen
Presse gelte, die Exponent und Dienerin eines denkträgen Kapitalis-
mus ist, und daß diese Presse immer wieder den aussichtlosen Versuch
macht, mich auf ihre Weise auszuhungern oder sonstwie ins Ien-
seits zu befördern. Mit welchen Mitteln sie diesen Versuch vor neun
Iahren gemacht hat: Das festzuhalten, als ein Zeichen von der Zeiten
Schande, war für mich der dritte Antrieb zu dem kleinen Buch.

Charlottenburg. Siegfried Iacodsohn.

Das Werk vom Haag.
?as Werk vom Haag.
Das Werk vom Haag. Unter Mitwirkung von Bar, Fleischmann,
Kohler, Lammasch, Liszt, Meurer, Niemeyer, Nipvold, Ullmann
und Wehberg herausgegeben von Walther Schücking, Pro»
fessor an der Universität Marburg. Erster Band: Der Staaten-
verband der tzaager Konferenzen von Walther Schücking, Mün-
chen und Leipzig, Duncker S Humblot. Preis 8,50 M.
Man erinnert sich gewiß noch des Hohngelächters, mit dem die
Menschheit im Iahr 1898 das erste Rundschreiben des Zaren von
Rußland über die Einberufung der ersten haager Friedenskonferenz
empfing. Der alte Mommsen nannte die Konferenz unter dem Bei»
fall Vieler einen Druckfehler der Weltgeschichte. Es war gar nicht
so einfach, die anderen Mächte überhaupt zur Theilnahme an der
Staatenversammlung zu bestimmen. In seinen Memoiren hat der
damalige Erste amerikanische Delegirte White auf die Skepsis hin»
gewiesen, die anfangs Alle beherrschte. Was sollte unter ernst denken»
den Staatsmännern dazu gesagt werden, daß der Zar einen wahr»
haften und dauernden Frieden schaffen wollte? So stands ja im
ersten Schreiben. Allerdings war bereits das zweite, von dem russi»
schen Völkerrechtslehrer Von Martens entworfene Programm mehr
realpolitisch abgefaßt. Aber berechtigten denn wirklich die politischen
fBerhältnisse zu der Hoffnung auf irgendein werthvolles Resultat?
Gewiß nicht. Gleich beim Beginn der Konferenz wurde offenbar, daß
jeder Versuch, zum Stillstand der Rüstungen zu gelangen, aussieht-
los sein werde. Insbesondere Deutschland ließ durch den Obersten
Groß von Schwarzhoff in zwar liebenswürdiger, aber höchst bestimm»
ter Form erklären, es sei nicht in der Lage, auf einen solchen Vor»
schlag einzugehen. Nun stand man vor der Bankeroterklärung der
Konferenz, da auch in der Schisdsgerichtsfrage Deutschland zunächst
unerbittlich war. Weder auf einen Weltschiedsvertrag mit der Ehren»
und Interessenklausel noch auf einen stündigen Schiedsgerichtshof
wollte es sich einlassen. Die (allgemein so genannte) „Friedenskonfe»
renz" mußte in die Luft fliegen, wenn man nicht auf irgendeinem
friedensrechtlichen Gebiet zu einem bemerkenswerthen Ergebniß kam.
Daß in den gewitterschwülen Iunitagen des Iahres 189S die
erste Friedenskonferenz nicht scheiterte, verdankt die Menschheit einzig
und allein der Entschiedenheit des deutschen Delegirten Professor Zorn,
der sich, wie mir noch diesen Sommer ein pariser Diplomat erzählte,
seit jener Zeit unter modern denkenden Staatsmännern einer hohen
Werthschätzung erfreut. Zorn erkannte damals mit klarem Blick die
Bedeutung der Stunde; nicht nur würde Deutschland, wenn es allein
die Konferenz zu Fall brächte, isolirt dastehen, sondern auch eine
große und für die Menschheit werthvolle Idee an einem Kernpunkt
ihrer Entwickelung zu Fall gebracht werden. Zorn vermochte eine

Aenderung der deutschen Instruktion zu erlangen. Zwar lehnte Deutschland den obligatorischen Schisdsvertrag endgiltig ab, war aber mit der Errichtung eines ständigen Schiedshofes im Haag, dessen Anrufung fakultativ sein sollte, einverstanden. Dieser ständige Schiedshof bildet den Mittelpunkt des „Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten", das von allen Staaten der Welt ratifizirt worden ist. Die zweite haager Konferenz hat daran nicht viel geändert; in allen wesentlichen Punkten mißlang ihr, zum Theil in Folge des deutschen Widerstandes, jegliche Weiterbildung des auf der ersten Friedenskonferenz Geschaffenen.
War das Ergebniß der ersten Friedenskonferenz wirklich so be» deutend, daß sich die Einberufung solcher Konferenz gelohnt hatte? War es richtig, wenn Männer wie Lizt schon bald danach von der Konferenz als einem Wendepunkt des Völkerrechts sprachen? Ist Zorn im Recht, wenn er in dem Vorwort zu Guttentags Textausgabe sagt: „Die erste Friedenskonferenz vom Iahr 1899 wird für alle Zeiten als ein Markstein, vielleicht später als der Mittelpunkt in der Ge» schichte des Völkerrechts erscheinen"? Diese Fragen sind wohl einer Prüfung werth, zumal in einer Zeit, wo sichtbar geworden ist, daß die Ergebnisse der Friedenskonferenzen den Ausbruch blutiger Kriege bisher nicht zu hindern vermochten.
Sehen wir uns doch einmal das wichtigste Ergebniß der ersten Konferenz an. Da wird das Verfahren der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit geregelt, den Mächten wird die Benutzung der friedlichen Methoden zur internationalen Streiterledigung empfohlen und schließlich wird im Haag ein Schiedshof errichtet. Er ist, trotz seinem Namens „Oour psrinsusiits g'srbiträFs", gar nicht ständig, sondern besteht nur aus einer Liste von Richtern, aus der sich die im Streit befindlichen Parteien die Männer aussuchen, aus denen das Tribunal gebildet werden soll. Ferner wird ein internationales Bureau geschaffen, das dem Schiedshof als Gerichtsschreiberei und als Archiv dienen soll. Das Bureau steht unter der Verwaltung des im Haag akkreditirten Diplomatencorps, dem der niederländische Minister für die Auswärtigen Angelegenheiten vorsitzt. Bis jetzt hat der Schiedshof zwölf Streitigkeiten beigelegt, von denen drei nicht ungefährlich aussahen: der Venezuela-Streitfall, in dem bereits die Kanonen gesprochen hatten, der Casablanca-Konflikt und der Neufundland-Streit.
Aber (so wird man fragen) gab es nicht auch früher schon Schiedsgerichte, so in dem Alabamafall, in dem Zwist wegen der Karolinen und in ähnlichen Fällen? Ist es denn wirklich ein so großer Fortschritt, daß durch eine Richterliste und ein ständiges Bureau eine Centralstelle für die Schiedsgerichtsbarkeit geschaffen wurde? Muß man nicht auch bedenken, daß die Staaten die meisten Streitfälle gar nicht dem haager Hof übergeben, sondern besonderen Schiedsgerichten, die rft viel billiger arbeiten als der haager Hof, dessen Richter als Honorar meist erhebliche Summen erhalten? Die bisher in Deutschland maßgebende

Völkerrechtslehre hat diese Fragen nicht klar zu beantworten der» mocht. Sie betonte mit Emphase die Bedeutung des haager Werkes, zeigte aber nicht deutlich, worin diese Bedeutung eigentlich zu erblicken sei. Zweifellos ist, daß eine einzige Konferenz unmöglich den dauern-, den Frieden bringen kann und daß man daher von den haager Konferenzen nicht zu viel erwarten darf. Die Herrschaft des Rechtes setzt auch im internationalen Leben nicht nur einige papierne Ver» träge (etwa einen vorbehaltlosen Schiedsvertrag) voraus, sondern auch eine völlige Veränderung der tatsächlichen Grundlagen des internationalen Gemeinschaftlebens. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Staaten müßten viel enger mit einander verknüpft und die Kolonial« verhältnisse geregelt sein, ehe größere Fortschritte der internationalen Friedensbewegung möglich werden. Vielleicht ist diese Zeit gar nicht mehr fern. Aber damit ist schließlich nur gesagt, daß man nicht allzu viel von dem haager Werk erwarten darf, nicht positiv erläutert, worin denn nun eigentlich die Bedeutung des Geschaffenen beruht. Diese Frage ist nun endlich vom Professor Schücking in Marburg klar und ohne Umschweif beantwortet worden.

In der Werthung des haager Werkes unterscheidet Schücking drei Perioden. Die erste erblickte das Hauptresultat von 1899 in der Kodifikation des Kriegsrechtes, die zweite in der Schaffung des ständigen Schiedshofes. Schücking hält beide Meinungen für falsch. Ihm' liegt daran, nachzuweisen, daß 1899 die politische Organisation der Kulturwelt begonnen hat. Wohlgemerkt: begonnen hat; denn sie ist natürlich noch lange nicht beendet und Schücking sucht auch zu zeigen, wie diese politische Organisation weiter entwickelt werden muß. Was heißt nun politische Organisation? Handelt es sich hier nur um ein nichtssagendes Schlagwort oder wirklich um eine neue Wahrheit? Der Verfasser des Buches über den Staatenverband der haager Konferenzen geht diesem Problem sehr ernstlich zu Leibe. Er untersucht, was für ein Staatenverband 1899 im Haag geschaffen worden ist. Und nun kommt er mit einer Behauptung, die jeder noch seiner fünf Sinne Mächtige zunächst ablehnen wird. Ich gestehe selbst, daß ich mich, als mir Schücking während des Druckes die ersten Korrekturbogen sandte, zunächst einmal gefragt habe, ob er nicht spaße. Als ich dann aber den vollen Ernst dieser Behauptung konstatirte, freute ich mich, daß ich selbst diese Meinung nicht vertreten und mich damit so blamirt hatte, wie Schücking mit seinem Werk zu thun entschlossen schien. Ein Kapitel trägt die Überschrift: „Die Begründung des Weltstaatenbundes durch die erste haager Konferenz." Ich muß gestehen, daß ich mich heute im Wesentlichen Schückings Meinung angeschlossen habe. Nur würde ich deutlicher sagen „Keime eines Weltstaatenbundes" als direkt „Weltstaatenbund". Schücking untersucht die Rechtsnatur des haager Staatenverbandes nnd fragt: Handelt es sich hierbei um eine Gerichtsunion oder um einen Weltstaatenbund? Ein Drittes ist nicht möglich. Er weist zunächst auf die eigenartige That-

suche hin, daß die Konferenzen dem Verband gar keinen Namen ge-
geben haben, wie sonst, bei der Postunion und in anderen Fällen
geschah. Er zeigt weiter, daß sich die haager Konferenzen gar nicht
mit der Regelung irgendeiner speziellen Frage, sondern allgemein
mit der Aufrechterhaltung des Friedens beschäftigt haben. Auch das
Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten
betont als seinen Hauptzweck: die möglichste Wahrung des Friedens
unter den Völkern. Daher berührt die haager Organisation die Staaten
in ihrer ganzen Persönlichkeit, in ihrer Gefammtexistenz und ihrer
Selbsterhaltung. Sie kann daher, von der heute in Deutschland herr-
schenden Lehre vom Wesen des Staatenbundes aus, nur als ein
Weltstaatenbund bezeichnet werden. Dieser Bund hat freilich noch
nicht solche Organe, daß er alle Kriege verhindern kann. Diesen Wunsch
kann erst die Zukunft erfüllendie internationale Exekution, die inter-
nationale Verwaltung usw. Wie vorsichtig Schücking ist, mag man
daraus ersehen, daß er vorschlägt, man solle möglichst lange Zwischen-
räume zwischen den einzelnen haager Konferenzen lassen, damit sich
die Ergebnisse der letzten Konferenz erst praktisch bewähren können.
Schücking läßt es an praktischen Vorschlägen und Ausblicken
nicht fehlen. Niemand kann sich der Kraft und der Wärme dieses
Buches entziehen, aus dem nicht nur ein Seher, sondern auch ein
scharfsinniger Iurist spricht. Und Allen, die auf diehaager Konferenzen
verächtlich herabblicken, kann SchückingsWerk in bessere Einsicht helfen.
Düsseldorf. Dr. Hans Wehberg.
IS
Petroleum.
Zulassung der Deutschen Erdöl-Aktien wurde, wie ich hier
«W» mehrfach erwähnte, verboten, weil man sie vor den Uebeln der
Spekulation bewahren wollte. Sie sollten nicht, so lange das Schicksal
des Reichsmonopols für Petroleum ungewiß war, zum Spielball der
Börsenspekulanten werden. Sehr schön. Aber sie sinds dennoch ge-
worden. Und schlimmer noch, als bei amtlicher Notirung der ganzen
Aktienmenge möglich gewesen wäre. Von der Aktiensumme ist nur
der fünfte Theil „börsengängig". Die älteste Serie. Dann kamen junge
und jüngste Aktien, die in Freiheit dressirt werden. Also drei Arten
des selben Papiers. Der spekulative Anstoß kam von Wien. Die
Oesterreichische Kreditanstalt hat Aktien der DSAG gekauft und sich
bis zum Ende des Iahres die Option auf einen anderen großen Posten
gesichert. Das mußte die Börse reizen; um so mehr, als die DEAG
vor kurzer Zeit ihr Aktienkapital von 20,5 auf 30,75 Millionen Mark
erhöht hat. Da gabs jüngste Aktien, die den älteren Bestand tempe»

Petroleum.
ramentvol! ergänzten. Und mit Papieren, die im „freien Verkehr" umgesetzt werden, läßt sich natürlich leichter herumkreuzen als mit den Fesselballons des amtlichen Kurszettels. Man erzählte, die Einführung der DEAG-Aktien an die wiener Börse sei geplant. Das wäre der zweite Streich. Ein deutsches Papier an einer fremden Börse, weil in der Heimath die Cote geweigert wird. Und dann: Leosssio plsbis in montem sserui». Denn in Wien lebt sichs gut und die Spekulanten sind nicht durch Heimathgefühle gehemmt. Die Erdöl-Aktie wurde also ein „richtig gehendes" Spielpapier, obwohl (oder weil) ihr der Borzug der berliner Notiz fehlte. Die DEAG hatte dem Monopol» plan der deutschen Regirung Widerstand zu leisten versucht; nicht allein. Sie behauptete, die Konstruktion des Reichsmonopols sei falsch; denn im schlimmsten Fall werde man nicht ohne die Mitwirkung der Standard Oil auskommen. Dieser Meinung sind auch Andere gewesen. Aber die DEAG wurde für die „antinationale" Gesinnung bestraft. Wenn den Oesterreichern nun aber gelänge, so großen Einfluß auf die deutsche Gesellschaft zu erhalten, daß man nicht mehr von einem deutschen Unternehmen sprechen könnte? Dann wäre die Taktik, die sud spsoie der Unterwerfung unter das Reichsmonopol angewendet wurde, nutzlos gewesen. .Man kann das Zulassungverbot wenden, wie man will: ein Erfolg ist auf keiner Seite sichtbar.
Die Oesterreichische Kreditanstalt ist im Petroleumbezirk eine Macht; und der DEAG gehört die gesammte deutsche Rohölproduktion. In Rumänien und Galizien hat sie große Betheiligungen. Sie besitzt die Mehrheit aller Aktien der österreichischen Olex-Gesellschaft und der Premier Oil and Pipe Line Co. in London,die einenweiten Bezirk der österreichischen Petroleumindustrie kontrolrrt. Es lohnt also, in einem solchen Reich Diktator zu sein. Und die Bemühungen der Kreditanstalt sind von den Herren Börsenspekulanten richtig eingeschätzt worden. Der lachende Dritte ist der amerikanische Trust. Er gewinnt unter allen Umständen, wenn sich die Möglichkeit, das Reichsmonopol ausdeutschen Quellen tzu speisen, verringert. Seit dem Reichsgerichtsurtheil im Prozeß der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft (Standard Oil) gegen die Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft (Deutsche Bank) ist der Trennungstrich zwischen Amerikanern und Deutschen scharf gezogen. Diese beiden Gruppen herrschen heute auf unserem Petroleummarkt. Vor einiger Zeit hieß es, daß noch ein dritter Regent auf dem Marsch sei: der niederländische Royal-Dutch-Concern (Deterding). Diese Gruppe ist mit großen Petroleumgrnben und Raffinerien in Niederländisch- und Britisch-Fndien, Rumänien, Rußland, Mexiko, Nordamerika vertreten. Deutschland lag ihr bisher nicht am Weg; sie lieferte nur Benzin, kein Leuchtöl, will aber ihre geschäftlichen Beziehungen zum deutschen Markt künftig erweitern und sich auf dem Absatzgebiet der beiden anderen Konkurrenten versuchen. Alle diese wichtigen Neuerungen werden vorbereitet, während der Gesetzentwurf der deutschen Regirung sich einstweilen in den Akten-

schränken von den Martern der Kommission erholt. Die Royal Dutch ist eine alte Feindin der Standard Oil, über die sie auf amerikanischem Boden schon manchen Sieg erstritten hat. Die Westküste Amerikas war früher eine Domäne der Standard Oil. Heute hat sich die Royal Dutch dort festgesetzt. Daß sie unter Rothschilds Einfluß steht, ist bekannt. Die Rothschilds haben das Prinzip, über ihre Beziehungen möglichst wenig reden zu lassen; sie ließen auch der Nachricht wider» sprechen, die sie in Verbindung mit einer neuen großen Petroleum» gründung brachte. Vor drei Monaten wurde im Staat Virginia die Pierce Oil Corporation mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Dollars gegründet. Einst gehörte die Gesellschaft zum amerikanischen Oeltrust. Damals hieß sie Waters Pierce Oil Co., hatte ein Kapital von 4W 00t) Dollars und wurde, nach dem gegen die Standard Oil verkündeten Todesurtheil, mit der Verbannung aus dem Staate Texas bestraft. Ein bekannter Finanzmann in Saint Louis, der schon vorher an der Gesellschaft betheiligt war, zwang die Rockefellers, ihm ihren Aktienantheil zu verkaufen. Das geschah; und man vermuthete, daß Rotbschilds Geld dabei mitgewirkt habe. Iedenfalls deutet die ansehn« liche Erhöhung des Stammkapitals bei der Neugründung an, daß sehr ergiebige Geldbeutel aufgethan wurden. Die Pierce Oil Corporation könnte die Kraft der Royal Dutch stärken. Da ein deutsches Petroleum» Monopol auf jeden Feind der Standard Oil als auf einen Lieferanten rechnen muß, wird die deutsche Regirung sich für den neuen Oelstern, der in Virginien aufgegangen ist, gewiß sehr bald interessiren.

Me Feldherrnkunst hat sich auf dem Gebiet des Petroleummonopols nicht gerade bewährt. Die Einleitung mit den kämpfenden Banken überraschte zwar nicht, weckte aber auch keine Begeisterung. Die klugen Staatsmänner mußten zugeben, daß die Bankmänner noch klüger gewesen seien als sie. Wäre die Hohe Finanz einig gewesen, so hätte schließlich das Reich die Zeche bezahlt. Aber die beiden großen Petroleusen, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft, stritten sich um die Petroleumkanne: und so kam man dahinter, wie es mit dem Monopol gemeint war. Der Entwurf erschien also in zweiter, verbesserter Auflage. Aber das Plenum des Reichstages hat ihm noch nicht den Segen ertheilt; und die Petroleumregenten sind nicht geneigt, sich in Geduld zu fassen. Die Parole „Kampf gegen die Standard Oil" ist ja ausgegeben. Warum soll man sich also nicht privatim weiter vorbereiten? In diesem Sinn ist eine neue Aktion der Deutschen Bank (ihrer Oelgarde) aufzufassen. Der erste Monopolentwurf war ja unter den Auspizien dieser Bank hergestellt worden. Wenn nun ein Unternehmen vorbereitet wird, das eine große Machtentfaltung ermöglicht, so kannDas entweder zumBesten desReichsmonopols geschehen oder aber zur Stabilirung einer eigenen Macht, die ermöglicht, in neuer Rüstung auf den alten Turnierplatz zu reiten. Niemand kann den deutschen Petroleumkönigen wehren, daß sie Politik auf eigene Faust treiben.

Der Prozeß gegen die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft hat

den Leuten der Deutschen Bank die Befreiung von der Standard Oil
gebracht; sie hatten Relief und Absatz wieder gewonnen und konnten,
ungehemmt, zu neuen Thaten schreiten. Die Deutsche Petroleumverk-
laufsgesellschaft, die den als unmoralisch bekämpften Vertrag mit den
Amerikanern abgeschlossen hatte und sich aus dieser lästigen Schlinge
dann wieder herauszog, galt als die Kerntruppe des neuen Reichs-
monoPols. Sie unterhält in Deutschland die große Verkaufscentrale,
die, unter der Firma Europäische Petroleum-Union G. m. b. H., die
Fäden vieler internationalen Produktivgesellschaften in ihren Fingern
hält. So wäre die zum Petroleumdistrikt der Deutschen Bank gehö-
rende Verkaufsgesellschaft vielleicht zu der Ehre gekommen, die Achse
des deutschen Reichsmonopols zu werden. Sie bleibt zunächst in der
Coulisse und wartet auf ihr Stichwort. Dafür wird ein anderes Unter»
nehmen an die Rampe geschoben: die Steaua Romana.
Wiese rumänische Gesellschaft hat sich, seit sie zur Deutschen Bank
gehört, gut entwickelt. Ihr Aktienkapital kletterte in zehn Iahren vonld
auf 50MillionenLei und dieDividende bliebmeistüber8Prozent. Fürs
letzte Geschäftsjahr werden 10 (gegen 9) Prozent vertheilt. Die Deutsche
Bank hatte mit dieser Sanirung also Glück. Die Steaua Romana
produzirt selbst mehr als 400 000 Tonnen Rohöl und verarbeitet über
500 VW Tonnen. Auch der Verkauf stieg im beendeten Arbeitjahr zum
ersten Mal über ein Quantum von 500 000 Tonnen hinaus. Die Ge-
sellschaft kann einen Theil ihrer Gruben nicht ganz ausnützen, weil
auf den rumänischen Eisenbahnen noch Transportschwierigkeiten zu
überwinden sind. Um sich für alle Fälle einen möglichst langen Ak-
tionradius zu sichern, läßt sie die Bohrarbeiten ans den Grubenfel-
dern mit großem Eifer betreiben. Und es scheint, als reiche der Ehr-
geiz weit über die normalen Geschäftsschranken hinaus; denn die
Steaua Romana wird ihr Grundkapital verdoppeln: von 5V auf
100 Millionen Lei. In der Begründung des neuen Programms heißt
es: „Die gewaltige Entwickelung, die sich in der Petroleumindustrie der
Welt vollzieht, ermuthigt uns..Daraus konnte man schließen, daß
auch an das deutsche Reichsmonopol gedacht werde; denn der erläu-
ternde Text trägt die Unterschrift des Herrn von Gwinner, Vorsitzen-
den im Auffichtrath der Steaua Romana. Durch die Kapitalserhö-
hung soll die rumänische Gesellschaft in enge Verbindung mit der
Europäischen Petroleum-Union gebracht werden. Damit schafft sie sich
einen eigenen Trust, der ihr nicht nur als Schrittmacher auf dem
Markt dient, sondern auch ihre Bedeutung für ein künftiges Monopol
erhöht. Als der erste Monopolentwurf bekannt wurde, mußte die
Deutsche Bank sich gegen den Vorwurf vertheidigen, sie habe fürs
eigene Geschäft zu arbeiten gesucht. Sie mußte sich mit einer theore-
tischen Abwehr begnügen, legte sich aber die Rache auf Eis. Da sie
freie Hand hat, so kann sie sich vorbereiten, wie sie will. Und sie hat
es für richtig befunden, die Transaktion zwischen der Steaua Romana
und der Europäischen Petroleum-Union vorzubereiten.

Diese in Hamburg heimische Gesellschaft arbeitet mit einem Grund»
kapital von 37 Millionen. Sie besorgt den Verkauf für die Steaua
Romana, die Nobelgesellschaft und das Rothschildpetroleum; ist be-
theiligt an belgischen, holländischen, amerikanischen, englischen, öster»
reichischen Handels-, Transport- und Raffineriegesellschaften; und hat
selbst große Tankanlagen, Lagerräume, Flußschiffe, Leichter und eine
Flotte von neun geräumigen Seetankdampfern. Mit der Wucht eines
großen Antheilbesitzes die Herrschaft über solches Instrument zu er»
langen, war also sehr wichtig. Die Europäische Petroleum-Unionmacht
gute Geschäfte; und ihr Apparat steht niedrig zu Buch. Der Erwerb
ihrer Antheile wäre ein guter Kauf, auch wenn er nicht nebenbei noch
der Taktik diente. Die Vermittlung des Effektenaustausches besorgt
die Deutsche Petroleum»Aktiengesellschaft, die Kolbing compan? der
Deutschen Bank. (Die armen, verfolgten Pankees dürfen uns um die
geläuterte Weltanschauung im Bezirk der Aktientechnik beneiden. Alle
Begriffe, die drüben den zahmsten Trustrichter rebellisch machen, sind
in Deutschland jedem gebildeten Tertianer geläufig. Auf die KolSing
«ompsmes regnet es im Sternenbannerreich Pech und Schwefel. Im
Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation werden sie von der Sonne
ehrlicher Bewunderung gewärmt. Ein in Sünde verfallener amerika»
nischer Trust, der von Amtes wegen nur noch im Totenregister geführt
wird, sieht sich in Deutschland mit den selben Rezepten bekämpft,
wegen deren Anwendung er zu Haus auf den elektrischen Stuhl gesetzt
wurde.) Diese Gesellschaft übernimmt die 50 Millionen Lei neuer
Steaua-Aktien, auf die zunächst 25 Prozent eingezahlt werden (für den
Rest haftet die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft, also die Deutsche
Bank) und giebt dafür 15 Millionen Mark Antheile der Europäischen
Petroleum»Union. Diese Stücke stammen zum Theil aus dem Porte-
feuille der Deutschen Bank, die dafür eine später leicht verkäufliche
Aktie einhandelt. Die Antheile einer G. m. b. H. sind, mögen sie noch
so werthvoll sein, keine gangbare Marktwaare, sondern, im besten Fall,
eine Stille Reserve. Die Deutsche Bank kann, durch den Umtausch,
ihren Gewinn realisiren und macht, im erwähnten Fall, ein sehr gutes
Geschäft. Sobald die neuen Steaua-Aktien mit ihren Einzahlungen
fertig sind, können sie auf den Markt gebracht werden. Bei der letzten
Emission, die im April 1910 beschlossen war, dauerte es bis zur Voll»
zahlung zwei Iahre. Die neuen Aktien wurden dann bald in den
Börsenhandel zugelassen. Mit den jüngsten Stücken wird auch nicht
lange gewartet werden. Hat die Steaua große Pläne, so wird sie sich
bald mit ihnen beschäftigen; denn zum nächsten Monopoltanz will
man in möglichst prunkvoller „Aufmachung" antreten. So sieht man,
wie sich imGeschSftVerdienst und Glück verketten, ohne daß es ncthig ist,
den Stein der Weisen zu finden. Die Petroleumleute werden, mit
und ohne Monopol, auf ihre Rechnung kommen; denn die Devise,
unter der sie arbeiten, ist gut; und die Börse ist willig, ihr zu folgen.
Ihre Losung war. ist und wird sein: OIsum nou «Ist. Ladon.

Hrrausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verla« der Zn'unft in J.rlin. — Druck Bß « Girlcb G m b H, in Berlin.

Berlin, den 2«. September 1iN«
Postkarten.
Hehr nett wären Sie, geehrter Herr Briefschreiber, wenn Sie
mir sagten, was uns eigentlich derFallBryanangeht;warum
unsere liebe Preise, die von hundert Fehlern deutschen Handelns,
Unterlassens, öffentlichen Gebahrens kaum einen nach Gebühr
rügt, jetzt gegen HerrnWilliamIenningsBryan wüthet, weil er,
als Staatssekretär, im Westen der Vereinigten Staaten den Far»
mern zwölf Vorträge hält und dafür ungefähr hunderttausend
Mark einsäckelt. Sind wir berufen, für das internationale Ge»
schüft des baumstarken Uncle Sam zu sorgen? Von hoher Wacht
zu ermessen, ob es gewissenhaft betreut oder vernchalässigt werde?
Müssen wir, immer wieder, in fremde Töpfe gucken und in ferne
Dinge dreinreden, die uns nicht zu bekümmern brauchten und von
derenArfprungundUmstand wirnichts wifsen?Nichts. Die Chau»
tauqua-Rundfahrt ist nicht etwa eine Einrichtung von vorgestern.
Vor Bryan haben hohe Beamte.Richter sogar.Professorenund be»
rühmte Künstler sie mitgemacht. Ihre Vorstellungen sollen (nach
Horazens alter, altmodischer Weisung an die Poeten) belehren
und ergötzen. Nur Belehrung: wäre nichts für Landwirthe, die
Monate lang aufFeldund Tenne geschwitzt haben. Deshalb wer-
den hübsche Sängerinnen und Schlangenmenschen, Citherspieler
und Feuerfresser, Iodler und Iongleurs für die skov gemiethet.
Zweitaufend Menfch en, ländliche, die des Lügens, des ehrfürch»
tigen Langweilens schwere Kunst noch nicht lernten, sollen ange»
lockt, gehalten, zur Aufnahme ernster Mahnung willig gemacht
werden. Vor derRede lustige Musik, nach ihr einAkrobatenstück.
Gehts den tüchtigsten Mitarbeitern großerZeitungen etwa besser?
Sl,

Ringsum Cirkusdunst, Feuerfresser, Schlangenmenfchen,Prosti»
tuirte; der Redlichste kann nur für die Reinheit des Papiers ein»
stehen.daserselbstbeschreibt.IedesTagblattähneltdemChautau-
qua»Betrieb; und manches riecht viel schlechter. Wie man ein guter
Landwirth, Haushalter, Bürger wird, kannBryan auch im Rah»
men solchenMeßvergügens den Leuten sagen. Das Gehalt des
Staatssekretärs ist unzulänglich und ausEigenem will der alteSil-
verkämpe nichts zusetzen, weil er weiß, daß er im Amt fürs Interna-
tionale nie heimisch werden kann. Dem wurde er vorgesetzt, weil er,
statt selbst nach dem Rang des Präsidenten zu streben, mit allen
Künsten und Kniffen des geübten Agitators die Kandidatur des
Professors Wilson gefördert hatte. Der Verzicht und die eifrige
Pflügung des Wahlackers gaben ihm ein Recht auf den höchsten
Beamtensitz. Daß er da oben nicht lange hocken werde, galt stets
als gewiß. Erkennt dasBedürfniß amerikanischerWirthschaft, das
winzigste noch, ist internationaler Geschichte und Verkehrssitte
aber völlig fremd. Das Staatssekretariat sollte ihm das Prestige
mehren, nicht für die Dauer Wohnstatt werden; und er wäre viel»
leicht schon umgezogen, wenn der Zwist mit Mexiko nicht einen
Personenwechsel gehindert hätte. Deshalb schmunzelten die in
Washington beglaubigten Diplomaten nur, als der abstinente
William vor dem ersten Diner zu ihnen sprach, auf seinen Tisch
sei noch niemals Alkohol gekommen und der Saufteufel dürfe ihm
auch jetzt nicht ins Haus. Deshalb staunt kein Verständiger dar»
über, daß der beliebteste Redner des Landes seine Rundreisen
fortsetzt. Weils ihm Geld bringt, wird er von unseren vereideten
Tugendmaklern begröhlt. Häßliche Mädchen schüttelt ein Krampf
keuscher Scham, wenn sie ein hübsches von heißen Männchen be-
gehrt sehen; Leute, deren Schreibe undRede den Empfänger lau
läßt, wüthen, wüthen aus hehrer Enthaltsamkeit, weil Anderen
die Leistung des Hirnes und der Lunge hoch bezahlt wird. Und
unserePrefse, der jederSinn fürAkustikfehlt, scheint dem Schwur
verlobt, daß sie niemals der Möglichkeit ausbiegen werde, dem
DeutschenReich Feindschaft zu werben. Kaum ist im Antlitz Ame»
rikas die Kratzwunde vernarbt, die durch die ruchlos dumme Wei-
gerung, KieFruchtdeutscherArbeitinSanFranzisko auszustellen,
entstanden war: und schon hört dieNeueWelt wieder ärgerndes
Gekreisch. Ein Unternehmen, das ohne die Zustimmung des Prä»
sidentenundderherrschendenDemokratenparteinichtmöglichwar,
wird aus allen Spelunken Oeffentlicher Meinung als» echt ameri»

Manisch" verschrien. Womit ja nicht nur ausgedrückt sein soll, daß
die Sache verzärtelten Nasen nicht lieblich dufte, sondern auch, daß
sie, als feinem Geschmackwidrig.insGesammtbild amerikanischen
Wesens Passe. Dollarland, geldgierigeVankees, echt amerikanisch:
mit solcherHöflichkeit empfehlen wir, Tag vor Tag, uns dem Wohl»
ivollen fremder Nationen. Der tüchtige Bill Bryan denkt: »Ich
bin einBürgerwieandereBürger, nicht eine hochnäsige Ezcellenz,
und brauche mich vordenLandsleuten, die meineRede hören und
bezahlen wollen, eben so wenig zu schämen wie Deutschlands Wil»
Nam vor seinen, denen er Kacheln zum Kauf anbietet. Belehrende
und aufrüttelnde Vorträge zu halten, gehört am Ende noch eher
in den Pflichtbezirk des Politikers als in den eines Kaifers der
tzandelmitPutzschalen,Aschbechern undWandbelag." Echt amen»
tanisch? Morgen schallts vielleicht über den Ozean: Echt deutsch,
daß Bau» und Bahngesellschaften, Massenschänken und Syna»
gogen durch hohen, höchsten, allerhöchsten Besuch geehrt werden,
wenn sie dem cadiner Fabrikanten Beträchtliches abgekauft haben.
Dann müßten die Schimpfer stumm sitzen. Lasset Ieden seines
Pfades gehen; er mag sich wahren. Uns wird die Chautauqua»
Mode fürs Erste noch nicht gefährlich. DerManager, dermit den
Rednern Gottlieb von Iagow oder Alfred Zimmermann auf die
Walze ginge, müßte sie, um auf die Kosten zu kommen, reichlich
mit Bibberbusen garniren.

Sie sind, Herr Franzos, begierig, zu wissen, ob auch ich Kon-
stantinum Augustum, den annoch unnumerirten Hellenenkönig,
Vertheidigen werde? Der Unmögliches begehrt, scheint nicht nur
der goethischenManto liebenswerth. Doch das Unmögliche muß
^ns Große langen. Wer einHammelbein für den Erdenrest eines
Heiligenleibes auszugeben trachtet, ist ein Schwindler oder ein
Trops.DerHellene(VaterDäne,MutterRufsin)istnichtzuretten;
«in gerechter Richter müßte ihm aber die Wohlthat mildernder
Umstände gewähren. Das Schicksal hat denIüngling, den Mann
Konstantin grimmig gezaust; ließ ihn von Hamids Türken schlagen,
Dom Griechenzorn aus dem Heer jagen und spie ihm denEkelnamen
des unfähigen Feldherrn aufs Ehrenkleid des Diadochen. Der biß
die Zähne zusammen und schanzte sich in das Gelübde, sich spät
noch zum Soldaten zu drillen. Das ist ihm gelungen. Zum Stra»
tegen und Taktiker? Die Frage könnte nur Einer beantworten,
der ihn aus der Nähe sah. Ein furchtlos strammer Feldsoldat ist

er geworden; hat mit seinen Leuten Nahrung und Lager, FährnG
und Wetterunbill getheilt. Und Tyche hat des geduldigen Stre»
Kens Mühe belohnt. Tarandapora und Vena, Saloniki und Ja»
nina: überall gings glatt; die Bulgaren gar wurden verprügelt.
König, Triumphator.Reichsmehrer. Schwager Wilhelm, der den
Diadochen auf manchem Ezerzirplatz bespöttelt hat, macht den
Basileus zum Feldmarschall. Ein Bischen viel; einmal aber ein
nützlicher Superlativ: weil er den Mongolenbesieger, den Ge»
nossen der Serben und Rumänen krönt und derber als einst das
Scherzschläglein imkoburgerSchloßaufFerdisFettpolsterklatscht.
Leider fällt Wilhelm danach in einen Iugendfehler zurück, dem
freundliche Meinung ihn entwachsen glaubte. » Er saat allzu oft.,
was dieAnderensaaenmüKten": also sprach Bismarckuberseinen
dritteuKaiser. Der bescheinigt die Inbrunst des Empfangsjubels
und merkt nicht, daß sein Wort wie Eines klingt, der den Mit»
bürgern zuriefe: «Ihr liebt mich wie die zärtlichste Braut den Er-
kürten!" Als er dem Schwager,derseinenLorberdurch alle Haupt?
städte Europens tragen möchte, den Marschallsstab in die Hand?
legt, rühmt er die unfehlbare Taktik des deutschen Heeres, die just
er, der höchste Führer dieses Heeres, der Kriegsherr derFriedens»
zeit, nicht laut rühmen dürfte. Du hast, ruft er Sophiens Mann
zu, selbst ja betont, wie viel Du unserenMethoden verdankst. Soll
der Augustus sich von dem Satz wegdrücken, den er, im Wirbel
der ersten Freude, demVerleiher so früh nicht erträumter Würde^
schrieb? Berlin; die Spitzen der Armee; der Imperator und Rex
schickt holdeRede ins Ohr des Gastes; dieFinger des seitLarissa
Verrufenen klammern sich um denFeldmarschallsstab. Konstantin
ist im Rausch; und strauchelt, wie jeder Taumelnde, aus dem
Takt. Ihre Landsleute, Monsieur et cker conkrere, hatten Grund,,
ihm gefurchte Stirnen zu zeigen. Sein Vater hat in Paris die
Sendung bewährter Truppenlehrmeister erbeten. Diese franzö-^
fischen Offiziere sind in Athen als die Erzieher des Griechenheeres»
als Siegbringer gefeiert und, noch gestern, ersucht worden, ihre
Instruktorenarbeit in Hellas fortzusetzen: und nun redet derBa»
sileus, als sei das vom General Eydouz und von den ihm Unter»
gebenen für Griechenland Geleistete nicht ein Zündhütchen werth.
Als wäre ohne Frankreichs kräftige Hilfe Kawala dem Tataren»
khan in Sofia zu entreißen gewesen. Als brauchte Hellas nicht
französisches Geld und französische Förderung seiner Interessen
im Archipel und am Nordrande des Epirus. Herr Venizelos, der

seine Kreise nicht stören läßt, hat aus dem Taktfehler gemacht, was darauszumachen war.Zunächst.mitschrillerGlocke, ausgeklingelt, daß des Königs Rede der unverbindliche Gefühlsausdruck eines Aamiliengastes sei, der ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers niemals undnirgends diePolitik desGriechenstaates festlegen dürfe. Dann dem Gallierhahn das bunte Feder» kleid gestreichelt: «Wir waren, sind und bleiben Euch dankbar und wünschen inniglich, von den Kräften Eurer Drillmeister noch lange zuprofitiren." Als derKammabgeschwollenwar, winkte der kluge Kreter rasch noch gen Italien und Oesterreich-Angarn hinüber: »Brüstet Euch nicht gar so stolz mit Eurem Dreibund; Wilhelm ist für uns, und wenn er die Farbe hält, bringt Euer Listspielchen nicht mal das Kartengeld ein: bekommt Keiner von Euch das dick gerundete Südalbanien, das Jeder für sich mästen möchte, noch Rom den Inselhaufen, mit dem Wien es vom Otranto-Kanal wegködern möchte." Eine verdrüßliche Geschichte. Schade, daß auch der alternde Kaiser gern selbst sagt, was die Anderen sagen müßten. Wären die Reden nicht gehalten, mindestens nicht veröffentlicht worden, dann hätte Hellas, dessenErdkruste verfranzt ist, in dunkler Stille demEinfluß deutscherKulturundWirthschaft denSchoß weit geöffnet. Jetzt muß es das Mißtrauen aus demHirn derPariser jäten und ihnen (denen es ja wirklich einen großen Dankbetrag schuldet) den Glauben an treue Hingebung erneuen. Sonst wird 'Rußland schwierig, den Epiroten die Schmach der Albanerherr» schaft nicht erspart, ein Bündel griechischerInseln den Italern zu» gesprochen und der Britenlöwe krallt seine Tatze insUfer derSuda» bai. Schade. Die Balkankriege haben Bündnisse gelockert,Freund» schaften entwerthet und zur Wahl neuer Wege, neuer Gefährten verpflichtet. Wer sich in solcher Stunde nicht schweigend freuen kann, gleicht dem Heerführer, der den an ZahlübermächtigenFeind durch Alarmschüsse aufschreckt, statt ihn leis zu umgehen. Solche Taktik bürgt nicht für den Sieg.

Nein,Freiin: keiner Regirung dürfen Sie, darf ichdasRecht bestreiten, inNothfällen pro patna zu lügen. Eins ihrer heiligsten ^Rechte, parbleu! Das oft zur Pflicht wird. Nur an zwei Bedingnisse ist derRechtsanspruch geknüpft: die Lüge muß dem Staats» Geschäft nützlich und darf nicht erweislich sein. Deshalb dürfte, zum Beispiel, ein Minister, wider besseres Wissen, behaupten,« habe die Rede seines Königs gebilligt (wenn er sicher wäre, daß

dieMajestätnichtausplaudert:»DerguteMannhatte keineAhn^ ,
ung,bis ers in der Zeitung sah");er müßte, wo nicht von ihm, wie
gestern von Venizelos, die Staatsraison heischt, das unverant»
wortliche Handeln des Herrn zu blößen. Nun merken Sie schon,,
daß wir im Urtheil über den Kasus Schlicken einig sind. Herr Or.
Hans Schlieben, Deutscher Konsul in Belgrad, soll für diesesAmt
nicht mehr taugen und drum nach Ecuador spedirt werden. Dcr
wird, wenn unsere Schiffe erst durch den Panamakanal dampfen,. ^
mancherlei Aussaat zu streuen fein; immerhin ists einer der schlech-
testen Posten, die derKonsulardienst bietet;und wer, geradejetzt,
aus Belgrad dorthin geschickt wird, darf über »Strafversetzung"
stöhnen. Hat dieser Konsul der Amtspflicht gefehlt? Nein. Sind
die Deutschen in Serbien mit ihm unzufrieden? Nein. Warum
wird er dennoch gestraft?Weil er blinden Oesterreichern undUn-
garn im Weg ist; blinden, die nicht erkennen, daß ihr Weg in den
Sumpf führt. Weil diefer Konsul nicht das Werkzeug magyari-
schen Serbenhasses werden wollte. Der Sohn eines norddeutschen
Kaufmannshaufes sagte sich wohl: »Titel und Sold verpflichten
mich, in diesem aufblühenden Land jede Möglichkeit zur Förder»
ung deutscher Industrie, deutschen Handels zu nützen. Daß wir
mitOesterreich-Ungarn konkurriren, ist eineThatsache, die für den
ganzen Südosten Europas undfürdas türkischeAsien gilt und die
kein Phrasenregen wegwäscht. Will Oesterreich unter Berchtolt»
hiersoscheelangesehen sein, wie es unter Goluchowski und Aehren-
thal war:ichkanns nicht hindern; muß mich mit aller Kraft aber ge»
gen das Thor stemmen, durch das Fremde, Engländer, Franzosen,
Belgier, Amerikaner, einziehen könnten, um sich in die Geschäfte zu
drängen, aus denen Oesterreich verscheucht ward. Dem darf ich
nichts abjagen;was ausdemVermächtniß derObrenowitsch,aus
der Zeit habsburgischenWirthschaftmonöpols verlorenwardMuß
ich uns zu sichern suchen. Sonst bin ich hier nutzlos, Schmarotzer,
nicht Pionier des Reiches. »An dieser Richtschnur tastet der Wille
des jungenKonsuls sich behend vorwärts. Ein unbequemer Kerl,
denkt Herr von Ugron, der Ungar, der an Peters Hof den Kaifer
und König Franz Ioseph vertritt (und zu wähnen scheint, seine
Heimath habe in Südost vomDeutschenReichBarbaresken-Tribut
zu fordern). Der Konsul wird in budapester und wiener Blättern
angegriffen. Weil er mit den serbischen Ministern, dem Diplo»
matencorps.denzurMonopolverwaltungAbgeordnetengutsteht,
in dem Russen Hartwig weder Beelzebub noch einen Deutschen-

fresser, sondern den Verfasser des austro»russischen Vertrages von
Mürzsteg und den Mann sieht, der, als Chef der Politischen Ab»
theilung im Petersburger Auswärtigen Amt, mit Deutschland,
nicht, wie Iswolskij, mit England sich über Persien verständigen
wollte; und weil er auf jedes von Oesterreich geräumte Fleckchen
unsere Handelsflagge zu hissen trachtet. Er bekennt die Meinung,
daß nur ein Thor den Haß des Bundesgenossen heirathet, und
schreibt getrost nach Haus, daß der Kahn unsererBalkanhoffnung
in Oesterreichs Schlepptau nicht weit kommen werde. Der Brief
wird gefunden (jedes andere Wort wäre unhöflich), gelesen und
in den Beweis feindsäliger Gesinnung gegen Oesterreich umge»
deutet. Als Herr von Iagow in Wien ist, bittetihnGrafBerchtold,
diesen sonderbaren Schwärmer andere Mores zu lehren; und
der Staatssekretär verspricht „Remedur". Das wurde schon im
Iuli bei Sacher erzählt; und an diesen Vorgang dachte ich, als
ich am sechsundzwanzigstenIuli hier sagte: »Ein klugerHerr des
Ballhausplatzes kann selbst nicht wünschen, auch uns von den
Geschäften, dieOesterreichern geweigert werden, fern zu halten."
Dürfte es nicht wünschen: denn von den Verlusten, die uns zu
Gewinnen werden, wird Oesterreich durch die Zunahme seiner
Einfuhr in unsere Märkte fast ganz entschädigt; und derWunsch,
den serbischen Dinar nach Paris oderBrüssel lieber als nach Ber-
lin wandern zu sehen, wäre mit Bundesbrüderschaft und Nibe»
lungentreue doch kaum vereinbar. Einerlei. Die Beschwerde ist
wiederholt worden und hat dieAbberufung des Konsuls erwirkt,
der, wie mir Deutsche und Serben bezeugt haben, in Belgrad als
ein tüchtiger Beamter geachtet, als ein kultivirterMann von an-
genehmen Formen beliebt ist. AusderWilhelmstraßeaberdröhnt
der Schwur: Oesterreich hat den Personenwechselweder gewünscht
noch erlangt. Nützt solches Leugnen dem Reich? Nein. Ist, was
es bestreitet, als wahr erweislich? Ia. Ich hoffe, daß Ihnen diese
Antwort genügt. Und will schnell nur noch das Bedauern einer
Entwickelung andeuten,dieanjedemMorgen,anjedemAbendvon
dem uns liebsten Gemeinschaftbewußtsein Stückchen abbröckelt.
Um denDoktorSchlieben ist mir nicht bang. Ein noch junger, ge»
scheiter Mann, der fröhlichen Muth zu schwerer Arbeit hat und
das uns jetzt wichtigste Balkanland, dessen Oben und Anten, kennt,
ist nicht aus die Huld der im AA Thronenden angewiesen. Das
deutsche Gewerbe müßte von der Ordenseuche zermorscht sein,
wenn dieser Hans nicht bald im Glück säße.

Nah- und Fernverkehr.
ZK!!?ie einzelne Bolkswirthschaft ist heute nicht mehr, sondern
eher weniger in den Weltverkehr einbezogen als vor hun-
dert oder fünfzig Iahren. Mindestens aber (und dafür kann ich
den ziffernmäßigen Nachweis erbringen) ist es falsch, anzuneh-
men, daß die internationalen Handelsbeziehungen eine verhält-
nißmäßig wachsende Bedeutung für die moderne Bolkswirthschaft
gewinnen. Das Gegentheil ist richtig. Die Entwickelung der letzten
Jahrzehnte hat wenigstens für die deutsche Bolkswirthschaft eine
Abnahme des Antheils der auswärtigen Handelsbewegung an
der Gesammtheit der wirtschaftlichen Thätigkeit zum Ergebniß
gehabt. Sicher für die Ausfuhr, wahrscheinlich auch für den Ge-
sammthandel." So schreibt Werner Sombart in seinem Werk „Die
deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Iahrhundert". Mögen
auch, heißt es an einer anderen Stelle, die Exportziffern enorm
steigen, die Gesammtgütermasse wächst eben noch stärker. Dieses
Forschungergebniß des jedem Standes», Klassen- und Parteiinter»
esse ganz fern stehenden Theoretikers war natürlich den Schutz»
Zöllnern sehr willkommen, die sich nachzuweisen bemühen, daß der
innere Markt von ungleich größerer Wichtigkeit sür das Volks»
wohl sei als der Außenhandel und daß die Entwickelungtendenz
dahin gehe, jede Nation vom Ausland möglichst unabhängig zu
machen. Diese Ansicht zu widerlegen, hat Dr. Sigmund Schilder,
Sekretär des K. K. Oesterreichischen Handelsmuseums in Wien, ein
großes Werk verfaßt: „EntwickelungtendenzenderWeltwirthschaft".
(Ich habe nur den bei Franz Siemenroth in Berlin 1912 erschie-
nenen ersten Band: „Planmäßige Einwirkungen auf die Welt-
wirthschaft" gelesen; der zweite behandelt „Naturfaktoren und
soziale Vorgänge in der Weltwirthschaft".) Die Bedeutung des
Werkes liegt nicht in der Tendenz des Verfassers; diese tritt zu-
rück hinter die ungeheure Fülle handelspolitischer Thatsachen, die
er zusammengestellt hat. Welchen Kategorien diese Thatsachen an-
gehören, mögen die Kapitelüberschriften ausdrücken. 1. Der wirth-
schaftlicheAusgleich zwischenLandwirthschaft und Industrie. 2. Frei-
handelstendenz der Ausfuhrerzeugungen und Kartellwesen; Wir-
kungen des Hochschutzzolles. 3. Wehrhafter Freihandel oder ge-
mäßigter Schutzzoll. 4. Zollkriege. 5. Der britische Freihandel und
seine politisch-militärischen Stützen. 6, Die großen Zollgebiete in
der Weltwirthschaft. 7. Die Kolonien in der Weltwirthschaft. 8.Die

Gebiete der offenen Thür in der Weltwirthschaft. 9. Kapitals» investitionen im Ausland.
Wenn im ersten Kapitel der. Fall der Getreidepreise im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts als direkte oder indirekte Wirkung der gedrückten Lage dargestellt wird, in der sich die Masse t>er agrarischen Bevölkerung Osteuropas, Indiens, zum Theil auch noch Mittel- und Westeuropas befunden habe, so stimmt Das für Osteuropa, für Rußland, dessen Bauern durch Steuereintreibung «nd Wucher gezwungen wurden, von ihrem Getreide gleich nach der Ernte so viel zu verkaufen, daß sie nicht einmal die zur eignen Ernährung und zur Aussaat hinreichende Menge übrig behielten. Diese Nothwendigkeit hat neben der amerikanischen Einfuhr zum Preisdruck mitgewirkt. Aber der Versuch, die Geltung der These auf West» und Mitteleuropa auszudehnen, muß, wenn unter Mit» teleuropa Deutschland verstanden wird, als mißlungen bezeichnet werden: „Jene Auswanderer landwirthschaftlichenBerufes, die sich im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in Folge der damaligen unbefriedigenden Zustände ihrer Heimathländer bewogen fühlten, nach Nord- und Südamerika und Australien zu ziehen, machten dort binnen verhältnißmäßig kurzer Frist Hunderttausende Quadratkilometer jungfräulichen Bodens urbar" und bedrängten mit ihrer Konkurrenz die auf theurem Boden mit kostspieligem intensivem Betrieb wirtschaftenden europäischen Grundbesitzer. Aber wenn auch im letzten Drittel, wie Schilder nachweist, die Zahl der Farmer beträchtlich wuchs, so ist doch in der selben Zeit die Zahl der Industriearbeiter, also der heimische Bedarf Nordamerikas an Brotgetreide, noch mehr gewachsen. Die Konkurrenz ist auch weniger von den kleinen Landwirthen, den Auswanderern, ausgegangen als von den Bonanzafarmen, den Riesenfarmen von Großkapitalisten, die den Maschinenbetrieb auf die Landwirthschaft anwendeten und mit Dampfschiffahrt, Schienenverbindung, Elevatoren alle Errungenschaften der modernen Verkehrstechnik in ihren Dienst nehmen. Deren Ausbildung, von der nun natürlich auch der kleine Farmer profitirte, war die Ursache, daß Ende der siebenziger Jahre die Weizenausfuhr so zunahm, nicht die Steigerung der Weizenproduktion an sich. Die Farmer hatten nach guten Ernten immer Ueberfluß an Getreide gehabt, oft aber mit dem Weizen, den sie nicht los werden konnten, den Ofen geheizt. Von gedrückter Lage der deutschen Landbevölkerung aber konnte man erst nach der amerikanischen Einfuhr, während des Preisdrucks, sprechen, nicht vorher, denn im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ist es den deutschen Land-

wirtheil sehr gut gegangen, den Bauern nicht weniger als den.
Rittergutsbesitzern. Ein Bauer in Zirlau bei Freiburg in Schle-
sien ließen den fünfziger Iahren (es waren Hungerjahre) jedem,
seiner Kinder einen goldenen Löffel machen zum Andenken an die
goldene Zeit. Von den Knechten und Tagelöhnern, die keine Aus»
sicht hatten, eine eigene Scholle zu erwerben, mögen viele sehn»
süchtig über den Ozean geschaut haben, in das Land, wo man mit
ein paar hundert Thalern Gutsbesitzer werden konnte; aber ge»
rade in den siebenziger Iahren war die Auswanderung unbedeu»
tend (durchschnittlich dreifzigtausend im Iahr); erst in den achtziger
Iahren, während der durch den Preisfall verursachten Agrarkrise
stieg sie auf mehr als zweihunderttausend im Iahr. Die gleich-
zeitige Depression in der Industrie mag mehr zur Verstärkung der
Auswanderung beigetragen haben als die Agrarkrisis; jedenfalls,
aber sind bei Schilder die Glieder der Ursachenverkettung fal'ch
aneinandergefügt. Richtig wird dann wieder ausgeführt, das;
und warum der Preisdruck verhältnißmäßig rasch vorübergegan»
gen ist und auch ohne Schutzzölle vorübergegangen sein würde.
Aktuelle Bedeutung hat, was Schilder über die Gebiete der
offenen Thür sagt; über „solche halbcivilisirte Länder, die durch
internationale Abmachungen dauernd in ihrer handels» und zoll»
politischen Bewegungfreiheit gehemmt sind und auch in ihrer Ge»,
richtsbarkeit gewissen Beschränkungen unterliegen". Diese Ge»
biete verschwinden jetzt allmählich, weil die einen förmlich annek»
tirt werden, andere sich emanzipiren (wofür Iapan vorläufig das
einzige Beispiel ist), noch andere sich in unabhängige Staaten auf»
lösen. Als Schilder sein Buch abschloß, konnte er noch nicht wissen,
daß der Türkei, auf deren Erneuerung durch die Iungtürken er
mit der gesummten damaligen Offentlichen Meinung Europas
die größten Hoffnungen setzte, ein neues Stadium des an dritter
Stelle genannten Prozesses unmittelbar bevorstand. Obwohl nun
alle solche Veränderungen den Schluß der offenen Thür durch Zoll»
erhöhungen zur Folge haben, erleidet der Welthandel dabei keinen
Abbruch; denn die annektirten Länder und die selbständig gewor»
denen oder neu geschaffenen Staaten werden auf eine höhere
Stufe der Civilisation gehoben, was zusammen mit der besseren
Verwaltung und größeren Rechtssicherheit die Produktion stei»
gert; mit der Produktion aber steigt, trotz allen Zollschranken, ganz
automatisch auch der Auslandsverkehr.
Nicht weniger aktuell (und zugleich ein derber Rippenstoß in
die empfindsamen Seiten unsrer Fri:denspolitiker) ist das ganze
Kapitel über den britischen Freihandel und seine politisch-militäri»

scheu Stützen. Schilder weist nach, daß der bewaffnete Freihandel (bewaffnet für Vertragsverhandlungen), wie er das System des gemäßigten Schutzzolls nennt, bei der heutigen Lage der Dinge das Vortheilhafteste für die Nationen sei. Wenn das dem „wehr» losen" Freihandel verfallene England immer noch gute Geschäfte mache, so habe es sie der mit einer geschickten Preßorganisation planmäßig betriebenen Verleumdung seiner Konkurrenten zu danken, aber auch der politisch-militärischen Beeinflussung halbcivilisirter Länder. Wer dieses Kapitel gelesen hat, muß erkennn, wie thöricht das Gerede ist, daß wir am Balkan und in Vorderasien zwar wichtige wirtschaftliche, aber keinerlei politische Interessen wahrzunehmen haben. Wirtschaftliche, aber keine politische Interessen: Das gilt für den Verkehr mit allen wirklich unabhüngi» gen und besonders mit allen gleich hoch civilisirten Staaten, also für den mit sämmtlichen europäischen Großmächten und mit Ame» rika. Aber in den Gebieten der offenen Thür macht man nur mit gepanzerter Faust Geschäfte oder mit einer Diplomatie, welche die gepanzerte Faust durchfühlen läßt.

Das tKsWg. proKg,näuiii des Buches ist meiner Ansicht nach eben so unbeweisbar wie Sombarts These. Welchen Bruchtheil der Umsatz im Weltverkehr vom Gesammtumsatz ausmacht und ob dieser Bruchtheil wächst oder abnimmt: Das läßt sich nicht berech» neu. Eher ließe sich (nicht berechnen zwar, aber) einigermaßen abschätzen, ein wie großer Theil des Volkseinkommens aus dem Welthandel fließt; und ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit daran erinnert, daß dieser Theil nicht sehr groß ist. Mulhallnimmt zehn Prozent Gewinn beim Auslandshandel an. Im vorigen Jahr hat das Deutsche Reich in Ein- und Ausfuhr zusammen 19 Milliarden umgesetzt; der Gewinn würde also 1,9 Milliarden betragen. Das deutsche Volkseinkommen wurde bis vor zehn Iahren gewöhnlich auf 25 Milliarden geschätzt; der Direktor der Deutschen Bank, Herr von Gwinner, bringt jetzt Milliarden heraus. Ist die Zahl richtig, dann fließt also aus dem Welthandel nicht ganz ein Zwanzigstel des deutschen Volkseinkommens. Da sich jedoch dieses Einkommen nicht genau berechnen läßt (nicht viel mehr als Spielereien seien diese Schätzungen, meint Sombart), so ist ein exaktes Ergebniß auch bei dieser Formulirung des Problems nicht zu erzielen; und ist der gesuchteQuotient selbst nicht auffindbar, dann kann man natürlich auch nicht ermitteln, ob er mit der Zeit steigt oder fällt. Am Wenigsten aber läßt sich herausbekommen, den wievielten Theil des Gesammtumsatzes der Umsatz im Weltverkehr ausmacht. Diesen giebt ja die Zollstatistik an (die übrigens auch.

noch an Exaktheit zu wünschen übrig läßt); aber der Gesammt-
umsatz! Zunächst müßte man wissen, ein wie großer Theil der Ge»
sammtproduktion des Iahres (diese ist der Hauptbestandtheil des
Nationaleinkommens) überhaupt umgesetzt wird. Iedenfalls der
weitaus größte Theil, da der nicht umgesetzte lediglich aus den
Nahrungmitteln besteht, die der landwirthschaftliche Erzeuger selbst
verzehrt, die landwirthschaftliche Bevölkerung aber nur noch ein
knappes Drittel der Einwohnerschaft des Reiches ausmacht. Wir
dürfen demnach den Werth der Einkommengüter, die nicht von
den Erzeugern selbst verbraucht, sondern auf dem innern Markt
umgesetzt werden, auf mindestens 20 Milliarden anschlagen. Nun
werden aber die wenigsten dieser Güter nur einmal umgesetzt. Der
Brotstoff, zumBeispiel, wandert vomLandwirth zumGetreidehänd»
ler, von da zum Müller, zum Bäcker und dann erst zum Esser; hier
und da schieben sich auch noch Mehl- und Brothändler ein. Bei
den Gewerbeerzeugnissen ist die Zahl der Umsätze meistens noch
größer, desto größer, je mehr Verfeinerungstadien Rohstoff und
Fabrikat durchzumachen haben. Nehmen wir als Durchschnittszahl
der Umsätze fünf an, dann würde der Geldwerth aller Umsätze
3x20 ^ 100 Milliarden betragen. Die Umsätze der Banken je-
doch (die Deutsche Bank allein hat im vorigen Iahr 132 Milliarden
umgesetzt) lassen vermuthen, daß der Gesammtwerth noch viel größer
ist. Iedenfalls sprechen die ungeheuren Ziffern der Bankberichte,
neben denen die Export- und Importziffern verschwinden, mehr
für Sombart als für Schilder; denn wenn auch viele Bankgeschäfte
reine Geldgeschäfte sind, so hängen doch wohl die meisten unmittel-
bar oder mittelbar mit dem Waarenumsatz, der Güterproduktion
und der Gründung produktiver Unternehmungen zusammen.
Fest steht nur, daß die Gütermasse, und zwar in immer rasche»
rem Tempo, stetig wächst, darum die Ziffern des Außenhandels
wie die des inländischen Umsatzes rasch steigen müssen. Reichthum
pflegt man diese wachsende Gütermasse zu nennen; mit Recht, wenn
nur ihr Geldwerth ins Auge gefaßt wird. In Ansehung ihres
Werthes fürs Volkswohl jedoch muß von Zeit zu Zeit daran erin»
nert werden, daß Berge von Zeitungpapier, von Ansichtkarten,
Straußenfedern, sommerlichenPelzboas, daß dieKinofilms.Gram»
mophone und Autos, die Kanonen und Schlachtschiffe ein Volk
weder weiser noch besser noch glücklicher und nichteinmal satt machen.
Wichtiger als die Ermittelung von Verhältnißzahlsn ist dar-
um die Frage nach dem eigentlichen Werth und nach der Bedeu-
tung fürs Volkswohl auch beim Außenhandel. Und da werden wir
denn, obwohl Brot und Fleisch die werthvollsten aller materiellen

Güter sind, zunächst durchaus nicht entzückt sein, wenn wir erfahren, daß immer mehr Lebensmittel eingeführt werden müssen, weil der heimische Boden nicht zureicht, daß wir uns also der Lage Englands nähern. Wie bedenklich die Lage eines Volkes ist, das seine Landwirthe nicht mehr mit dem Nothwendigsten zu versorgen rermögen, braucht hier nicht noch einmal dargelegt zu werden. Nur an einen Uebelstand dieses Fernverkehrs möchte ich noch einmal erinnern. Amerikanischer, russischer, ostelbischer Humus wandert in Gestalt von Getreide in die europäischen Großstädte; was davon nicht zum Aufbau menschlicher und thierischer Organismen verwendet wird, strömt durch Kanäle und Flüsse in den Ozean und geht der menschlichen Ernährung für immer verloren. So weit in den Agrarländern nicht Raubbau getrieben wird, dienen zu dürftigem Ersatz theure Mineralien, mit denen die Natur nur wenige Länder ausgestattet hat.

Erfreulich und zweifellos eine wirkliche Bereicherung ist die wachsende Einfuhr tropischer und subtropischer Genußmittel (von denen manche einigen Nahrungwerth haben) und Rohstoffe. Da sie mit Industrieerzeugnissen bezahlt werden müssen, so hat dieser Handel den weiteren Vortheil, daß er eine Anzahl von Köpfen und von Händen gewerblich beschäftigt. Daß die tropischen und subtropischen Gebiete dem Ausfuhrhandel der Industriestaaten je einmal verloren gehen, ist nicht zu befürchten, weil sich diese Gebiete für die Maschinenindustrie nicht eignen.

Anders verhält es sich mit dem Absatz anLänder der gemäßigten Zone, besonders an Länder von gleich hoher Civilisation; und sie stehen heute fast alle gleich hoch. An diesem Punkt nun hat Schilder nicht tief genug in den Zusammenhang der Dinge hineingeleuchtet. Er führt einige Waarengattungen an, bei denen eine Abnahme des Umsatzes im internationalen Handel zu konstatiren ist, würde aber diese Erscheinung ganz anders gewerthet haben, wenn er ein Stück zurückgeleuchtet hätte, denn ohne einen Rückblick auf die Geschichte des englischen Handels ist die heutige Lage nicht zu verstehen. England hat durch eine vorsorgliche Handelspolitik, zu der Hochschutzzölle, Ausfuhrverbote und Ausfuhrprämien gehörten, und indem es zuerst von allen Ländern, eingeladen und gefördert von seinen Mineralschätzen und der günstigen Lage ihrer Fundorte, die Dampfkraft verwendete, ein Handelsmonopol errungen, namentlich für Baumwollengewebe, Maschinen und für den Waarentransport zur See. Aber die anderen Nationen ermannten sich, eine nach der anderen, brachen das Monopol; und nun ist eZ unwiederbringlich dahin. Die erste Warnung, schon bevor die Eng-

länder den Gipfel ihrer Monopolherrschaft erklommen hatten, war
der Abfall der größten und zukunftreichsten ihrer Ansiedlerkolonien
gewesen, verursacht durch den Grundsatz, die Kolonisten dürften
auch nicht einen Hufnagel selbst anfertigen, müßten alle Gewerbe-
«zeugnisse aus dem Mutterland beziehen, und zwar auf englischen
Schiffen. Für England trifft Sombarts Behauptung zweifellos
zu: Englands Außenhandel hat nicht mehr die selbe Bedeutung
wie in der Monopolzeit. Gehen wir in noch frühere Zeiten zurück,
in die Zeiten des Raubhandels, so ist hervorzuheben, daß damals
der Handel zwar nicht durch die Menge der Waaren (die war im
Vergleich mit der heutigen winzig), wohl aber durch die Höhe des
Gewinns, der sich um hundert Prozent bewegte, die Handelsstaaten
dereicherte. Ietzt liefert der Auslandshandel nicht nur keinen be-
deutenden Beitrag mehr zum englischen Nationaleinkommen, son-
dern vermindert es, da ja die Hanoelsbilanz negativ ist. Ersatz
leisten die Kapitalinvestitionen im Ausland, bei denen, wie ja auch
Schilder hervorhebt, Panzerschiffe und Kanonen gute Dienste leisten.
<DaanfolchenInvestitionenalleNationenderErdeaktiv oderpassiv
betheiligt sind, so darf man nicht, mit Sombart, aus der relativen
Abnahme des Auslandshandels schließen, daß die einzelne Volks-
wirthschaft heute weniger als früher in den Weltverkehr einbezogen
sei. Die internationale Interessenverflechtung, die allen nicht ein-
seitig vom Militär, sondern auch ein Wenig von der Hohen Finanz
inspirirten Staatsmännern einen Krieg zwischen Kulturstaaten als
hellen Wahnsinn erscheinen läßt, ist doch eine der sichtbarsten Eigen»
thümlichkeiten unsrer Zeit. Daß die selbe Hohe Finanz es nicht
ungern sieht, wenn das am Horizont der Völkerphantasie lauernde
Kriegsgespenst periodisch zum Zenith emporsteigt, hat seine offen-
kundigen Gründe.) Der Verlust des Handelsmonopols ist eine der
Ursachen, welche die englischen Staatsmänner ängstigen, nervös
machen und zugleich ihren und der ganzen Nation Stolz kränken;
einen Stolz, der sich in dem LritÄnriia, rnls tks v^ves ausspricht.
Daß England zur Beherrschung der Meere berufen sei, ist eine
in der Vergangenheit wurzelnde, jetzt zwar überaus thörichte,
aber wegen ihres Einflusses auf die Politik sehr gefährliche Ein-
bildung. Der Begriff Seeherrschaft hatte einen Sinn, als derSee-
handel noch mit dem Seeraub verschwistert war; und so wars nicht
nur im homerischen Zeitalter, sondern bis gegen Ende des acht-
zehnten Iahrhunderts hat die jeweilig zur See herrschende Nation
alle Schiffe gekapert, von denen sie sich Beute versprach oder die ihr
Konkurrenz machen wollten. So haben die Genueser und Vene-
zianer, haben Türken, Barbaresken und Spanier das Mittclmeer,

so haben zuerst die Spanier und Portugiesen, dann die Holländer,
zuletzt die Engländer den Ozean beherrscht. Heute hat das Wort
Seeherrschaft keinen Sinn mehr. Wasserprodukte können die Ufer»
staaten als ihr Eigenthum beanspruchen und darum, zum Beispiel,
das Recht auf den Robbenschlag durch Vertrag gegen einander ab»
grenzen, aber das Meerwasser selbst kann in keines StaatesEigen-
thum übergehen; noch weniger als das Mittelmeer kann eine Na-
tion den Ozean, mit San Giuliano zu sprechen, als m^rs nostruin
im Sinn der alten Römer behandeln. Das Meer wird heute als
Das anerkannt, was es ist: als die allgemeine, von Keinem ge-
baute, von Keinem erhaltene, darum von Keinem als Eigenthum
zu beanspruchende Fahrstraße für Menschen und Güter; eine Na-
tion, die es sich aneignen wollte, würde alle anderen Flotten gegen
sich haben; und denen ist auch ein Albion nicht gewachsen.
Nachdem sich alle Kulturstaaten von der Vorherrschaft der
englischen Industrie emanzipirt haben und industriell (wenn auch
nicht reine Industriestaaten wie England) geworden sind, kann
der Handel mit Industrieartikeln zwischen ihnen der Hauptsache
nach nur noch im Austausch von Spezialitäten bestehen, in denen
^>as eine oder das andere Land sich auszeichnet, sei es dank eigen-
thümlicher Begabung oder Jahrhunderte langer Aebung seiner Be-
wohner, sei es, weil seine geographische Lage eine besondere Roh-
stoffproduktion begünstigt (wie die Seidenraupe nur in einem mil-
den Klima gedeiht). Aus diesem Grund muß der internationale
Umsatz von Gewerbeerzeugnissen zwischen den Kulturstaaten rela-
tiv stetig abnehmen. Einstweilen wird er noch durch eingewurzelte
Gewohnheiten und kindische Eitelkeit in größerem Umfang aufrecht
erhalten, als nothwendig und nützlich ist. Es hat seinen guten
Sinn, wenn Amerika optische Instrumente in Jena kauft, weil
sie nirgends in der Welt so gut hergestellt werden wie in den Zeiß-
werkstütten; aber es hat keinen Sinn, wenn AmerikaDamenmäntel
aus Berlin bezieht, denn geschneidert wird in der ganzen Welt
gleich gut. Unsere Modenärrinnen brauchen blos zu befehlen: und
unsere deutschen Schuster und Modistinnen werden ihnen gerade
so häßliche, unpraktische und verrückten Hüte und Schuhe bauen
wie die pariser. Deutsche Rheder sollen nicht wenig an deutschen
Fabrikaten verdienen, die nach England geschafft werden, um, mit
dem englischen Fabrikstempel versehen, zurückzukehren und bei uns
als inade in I^nSläiici theuer verkauft zu werden. Solchem Unfug
wird ja wohl mit der Zeit gesteuert werden.
Aber nicht nur über See, auch im Inlande werden manche
Maaren in unsinniger Weise spaziren gefahren. Der feine Pro»

vinzier kauft die Ausstattung seiner Tochter nur in der Residenz?
manchmal bekommt er dort Möbel, die ein Tischler seines Wohn».
orts angefertigt hat. (Diesen beehrt er nur, wenn er keine Lust
oder kein Geld zum Barzahlen hat.) Für die weitere Gestaltung
des Warenverkehrs handelt sichs deshalb nicht sowohl um den
Gegensatz von Inland» und Auslandhandel als um den von Fern»
und Nahverkehr. Wenn dem Grenzdörfler derSchneider des nahen.
Städtchens jenseits der Grenze die Röcke besser macht als der seines
Dorfes, dann mag er bei ihm arbeiten lassen; bezieht er dagegen
seine Kleider aus der fünfzig Meilen weit entfernten Hauptstadt
seines Landes, so ist er ein Narr, denn gute Schneider findet man
überall in der Nähe. Also darauf kommt es an: das Verständnis;
für die Borzüge des Nahverkehrs, namentlich des unmittelbaren
Austausches von landwirtschaftlichen und Gewerbeerzeugnissen,
aufs Neue zu erschließen. Adam Smith hat diese Vorzüge eben so
gut durchschaut wie sein Gegner Friedrich List; Carey hat sie»
allerdings übertreibend, ausführlicher und genauer dargestellt.
Nur an den einen Borzug soll erinnert werden, der schon beim
flüchtigen Blick in die Augen fällt: je weiter entfernt von einander
der Produzent und der Konsument wohnen, desto mehr Händler
und Transportanstalten schieben sich zwischen sie ein, deren Ar»
beitlohn die Wirkung haben musz, dem Konsumenten die Waare
zu vertheuern und dem Produzenten den Arbeitlohn zu kürzen.
Das ist bekanntlich eine der Ursachen der Fleischtheuerung. Man
wende nicht ein, daß ja der englische Ochs, den der reiche Londoner
verspeist, theuer, das australische Gefrierfleisch des londoner Pro»-
letariers wohlfeil sei. Wenn dieser Proletarier nach Australien
übersiedelt, dann hat er sein Fleisch noch billiger; und dazu auch
frisch, also schmackhafter und bekömmlicher. Daran aber, daß bei
zunehmender Bevölkerung, also steigender Nachfrage, der Bod:n,
dessen Fläche gar nicht vermehrt werden kann, und die Bodenpro»
dukte, deren Vermehrung an den wachsenden Kosten der Int:nsifi»
zirung des landwirtschaftlichen Betriebs ihre Grenze findet, im»
mer theurer werden: daran kann keine Staatskunst, kann auch
keine Bodenbesitzreform Etwas ändern. Nach die er Seite hin b ?»
darf das Buch von Schilder, dessen Studium den Politikern unk
den Staatsmännern warm empfohlen sei, mancher Ergänzung.
Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Der erste Slavophile/)

ie slavophile Philosophie ist zuerst in den literarischen Kreisen Moskaus formulirt worden, und zwar in direkter Anlehnung an das System Schellings, während das System Hegels ihren Gegnern, den Westlern, als Grundlage diente. Anfangs waren die Richtungen nicht genau unterschieden; erst 1845 kam es zur Scheidung der Grundsätze und damit auch der Personen. Die Censurverhältnisse unter Nikolaus brachten es mit sich, daß die literarische und publizistische For» mulirung der Ansichten erst später, anfangs der fünfziger Iahre und erst unter Alexander dem Zweiten möglich wurde.

Wenn , einige Literarhistoriker auf die national gesinnten Vorgänger der Slavophilen hinweisen und wir dann lesen, der erste Slavophile sei SHischkow oder Karamsin oder Küchelb ecker gewesen, so ist Das nur insofern richtig, als die Slavophilen die unter Alexander dem Ersten erstarkte nationale Strömung fortsetzten und die russische Kultur vertheidigten und schätzten; in diesem Sinn kann das Slavophilenthum seine Vorgänger auch in den älteren Vertheidigern des Russenthums im achtzehnten und selbst in den früheren Iahrhunderten sich zuzählen. Aber gleich hier soll ganz besonders hervorgehoben werden:

*) Der Verlag von Eugen Diederichs in Iena, dem Deutschland im letzten Iahrzehnt so viele werthvolle Ausgaben zu danken hatte, bringt jetzt einen Band, der in dieser Zeit slavischer Evolution ernste Beachtung verdient. Er soll in den ersten Oktobertagen erscheinen und den schlichten Titel „Soziologische Skizzen" tragen. Schon die Probe, die hier veröffentlicht wird, zeigt, daß sichs um wichtige (nicht nur für den Soziologen oder Politiker, für irgendwelchen Fachmann wichtige) Dinge handelt, sondern um solche, deren Kenntniß für die Beurtheilung des unserem Erdtheil nahenden Schicksals unentbehrlich ist. Der Verfasser, Professor Masaryk, der im wiener Reichsrath und in Böhmen, als Vertreter der „Rechtspartei", die einen alle gerechten Wünsche beider Nationen erfüllenden deutsch-tschechischen Frieden zu erwirken trachtet, eine nicht durch die Kopfzahl seines Heeres, sondern durch die geachtete Intelligenz des Führers starke strategische Stellung hat, spricht in diesem Buch auch über Gegenstände, die wir allzu oft nur aus deutschen Augen sehen, nur von Deutschen erörtert hören: über die orthodoxe Theokratie und den besonderen Messianismus des Russenthumes, über die völkischen und seelischen Ursprünge der slavophilen Bewegung und deren Wandlung in den Panslavismus, der heute (in den nicht polnischen Bezirken) fast alle Slavcnhirne als herrschende Vorstellung bestimmt. In drei Aufsähen („Balkan-Memorial") ist dieser Gefühlskompler hier gestreift worden. Ihn nun von einem Slaven, der nicht nur Wissenschaft, sondern auch den Willen zu Gerechtigkeit hat, dargestellt zu sehen, wird gewiß lehrreich sein.

das Slavophilenthum war in seiner ursprünglichen Gestalt bei seinen Begründern nicht nationalistisch, sondern religiös fundirt und es hing philosophisch mit dem Westen eben so zusammen wie das Westthum, Die Bezeichnung slavophil bedeutet ursprünglich die Liebe zur slavischen Schrift, nicht zu den Slaven oder dem Slavismus; es istj der Nationalismus Schischkows, auf dessen Grund das Wort geprägt wurde. Schischkow hat die kirchenslavische Sprache für die Wurzel und die Grundlage der russischen Volkssprache erklärt; mit der Kirchensprache war das kirchenslavische Alphabet und natürlich auch die kirchliche Gesinnung gegeben. Die Bezeichnung „Slavophile" ist von den Gegnern Schischkows ironisch aufgebracht worden und wurde später auf die neue Richtung übertragen; Kirejewskij selbst nennt seine Richtung orthodox-slavisch, Andere sprechen von „Slaven"« Gogol gebraucht den Ausdruck „Slovenisten und Europäisten".
Der Begründer des Slavophilenthums ist Iwan Wasiliewitsch Kirejewskij; wenn Chomjakow als Begründer des Slavophilenthums angeführt und wenn speziell hervorgehoben wird, Chomjakow habe Kirejewskij beeinflußt und zum Slavophilen quasi bekehrt, so wird die Sache nicht genau getroffen. Kirejewskij (Das werden wir gleich sehen) war am Anfang seiner Entwickelung ein Anhänger der westlichen Bildung, aber er war zugleich ein Gegner des religiös indifferenten und feindlichen Liberalismus vieler seiner Zeitgenossen; später ist er konservativer und religiös kirchlicher geworden und nur für diese Verstärkung der russischen Kirchlichkeit könnten Chomjakow, der Bruder Iwans Kirejewskij und Andere verantwortlich gemacht werden. Aber auch in dieser Richtung dürfte der Einfluß, von Kirejewskijs Frau und ihrer kirchlichen Bekanntschaft stärker gewesen sein. Kirejewskij hat die slavophilen Ansichten philosophisch am Tiefften und Allgemeinsten formulirt und auch Chomjakow wurde von Kirejewskij mehr angeregt als Dieser von Chomjakow. Auch chronologisch ist Kirejewskij der erste philosophische Begründer des Slavophilenthums ... Iwan Wasiliewitsch Kirejewskij wurde am zweiundzwanzigst^en März 1806 in Moskau geboren, die Familie ist alt und wohlhabend. Die Erziehung Kirejewskijs beeinflußte der Romantiker Schukowskij, der Onkel der Mutter. Schukowskij hatte auch die Mutter Kirejewskijs stark beeinflußt, sie und den Sohn zur deutschen romantischen Literatur gebracht. In zweiter Ehe mit Ielagin (seit 1817; der Vater Kirejewskijs starb 1812) hat Kirejewskijs Mutter seit 1821 in Moskau eine hervorragende Rolle gespielt, zuerst im Kreis der Literaten, die sich um Polewoj schaarten (Wjazemskij, Küchelbecker, Schewyrew, Pogodin, auch Puschkin), später im Kreis des Lyrikers Wene-Witinow. Im Iahr 18A trat Kirejewskij als Beamter in das Moskauer tzauptarchiv, die reichhaltigste Sammlung historischer Dokumente; neben Kirejewskij diente daselbst auch sein Bruder Peter, Fürst Odojewskij, Wenewitinow (und sein Bruder). Im Iahr 1830 ging Kirejewskij zuerst nach Berlin, wo er Vorlesungen über Philosophie,

Theologie und Geschichte (Ritter, Stuhr, Raumer, Schleiermacher)
hörte; mit Hegel war Kirejewskij schon von Haus aus gut bekannt;
in Berlin trat er zu ihm in persönlich« Beziehung. Auch mit Gans
und Michelet wurde er bekannt. Von Berlin ging er nach München,
wo er mit Schelling und Oken verkehrte. Er blieb in Deutschland nicht
ein ganzes Iahr und kehrte unbefriedigt nach Haus. 1832 gründete er
die Revue „Ievrovejec", an der Puschkin, Schukowskij, Baratynskij,
Iazykow mitarbeiten sollten; aber Kirejewskijs Abhandlung „Das
neunzehnte Iahrhundert" und eine Skizze über Gribojedow haben die
Revue vernichtet; ihr Censor, Aksakow, ist in Ungnade gefallen. Im
Fahr IM verheirathete sich Kirejewskij. In den vierziger'Iahren ver-
sammelte sich im Salon der Frau Ielagina das literarische und philo-
sophische Moskau: Gogol und Iazykow, Aksakow, Samarin, Chomja-
kow, D. A. Walujew, Granowskij und Herzen, auch Tschaadajew und
Andere. Kirejewskij ist nicht gelungen, die Professur der Philosophie
zu bekommen. 18W wurde er von Pogodin mit der Redaktion des
„Moskwitjanin" betraut, aber erxedigirte nur hrei Rummern und gab
die Arbeit auf. Erst 1852 gab er mit seinen Gesinnungsgenossen den
„Moskowskij Sbornik" heraus, aber seine Abhandlung „Ueber den
Charakter der «Zivilisation Europas und ihr Verhältniß zur Civilifa-
tion Rußlands" hat auch dieses literarische Unternehmen unmöglich
gemocht. 1856, schon nach des Autors Tode, wurde in der „Rußkaja
Besedo." (diese slavophile'Zeitschrift erschien 1856 bis 1860) die Skizze
„Ueber die Nothwendigkeit und Möglichkeit neuer Grundlagen für die
Philosophie" veröffentlicht. Kirejewskij starb vor der Vollendung der
Arbeit am elften Iuni 1856 an der Cholera. Kirejewskijs Bruder Pe-
ter ist als Sammler von Volksliedern bekannt geworden.'

Kirejewskij hat sich, so wie Tschaadajew und die übrigen Freunde
und Bekannten, an der deutschen Literatur und Philosophie herange-
bildet; besonders hatte ihn Schelling ergriffen. Zu Schelling ist Kire-
jewskij früh durch seinen Stiefvater und Erzieher Ielagin gebracht
worden, der des Philosophen „Philosophische Briefe über Dogmatis-
mus und Kritizismus" ins Russische überfetzt hat; in dieser Schrift
finden wir die wichtigsten erkenntnißtheoretischen Positionen der spä-
teren Abhandlung von Kirejewskij. Die Einwirkung Schellings sehen
wir auch an seinem Essay „Das neunzehnte Iahrhundert" und an dem
Programm des „Europäer"; die Europäisirung Rußlands: Das war
das Programm des aus Europa zurückgekehrten Kirejewskij.

Er nimmt ohne Einschränkung die europäische Bildung an, wie
sie sich seit der Mitte des achtzehnten Iahrhunderts ausgeprägt hat;
Kirejewskij sieht in dieser Bildung ganz nach Schelling die höchste
Stufe der Entwickelung des Geistes, und zwar die Stufe der künstleri-
schen Schaffenskraft, die die praktische und theoretische Stufe vollen-
det. Diese Bildung ist zugleich die harmonische Ueberwindung des Ge-
gensatzes, der als Revolution und Gegenrevolution, als Voltairianis-
mus und romantischer Mystizismus eine vorübergehende Bedeutung

erlangt hat. Der Französischen Revolution schreibt Kirejewskij eine
heilsame Wirkung auf Europa zu. Er begrüßt die Rückkehr zur Re-
ligion und Religiosität, die er als gesellschaftliche, die Menschen ver»
einende Kraft auffaßt. Die Religion ist ihm nicht nur das Ceremo-
niell und die innere Ueberzeugung, sondern die geistige Uebereinstim-
mung des ganzen Volkes; und als solche muß sie das ganze Leben des
Volkes iiz seiner historischen Entwickelung durchdringen.

Kirejewskij sieht in der neuen Bildung Europas die naturgemäße
Fortentwickelung und Vollendung der durch das Christenthum be-
fruchteten antiken Bildung; an der russischen Bildung vor Peter sieht
er aber den Mangel, daß das russische Christenthum, die russische
Kirche, obwohl sie reiner und heiliger waren als die römische Kirche
und der Katholizismus, das ganze Leben, den Staat, die Bildung, die
Kunst, die Wirthschaft, nicht zu durchdringen vermochte. Den Russen
hat das antike Element gefehlt und deshalb auch die Renaissance, mit
der sich das Christenthum im Westen so eigenartig verbunden hat. Die
Russen blieben ohne Bildung; nur in Nowgorod und Pskow waren
Ansätze zu der allgemein europäischen Bildung.

Kirejewskij lobt Peter und Katharina, weil sie Rußland in Eu-
ropa eingegliedert haben, und wendet sich gegen die nationalen Chau»
vinisten, die eine rein nationale, russisch selbständige Bildung haben
wollen. Er wendet sich gegen Alle, die Rußland von Europa mit einer
Chinesischen Mauer trennen wollen: die wahre Bildung bestehe nicht
in den Nationaleigenschaften, sondern in der Theilnahme an dem all-
gemeinen Leben der gebildeten Welt. Nicht zu dem Altrussischen sollen
die Russen sich wenden, sondern sie müssen und können die neue euro-
päische Bildung, den Europäismus, direkt annehmen; das Nationale
suchen, heiße: sich nach der Unbildung sehnen.

Diese Geschichtphilosophie Kirejewskijs weist verschiedene Lücken
auf und ganz besonders ist der Mangel einer Analyse des russischen
»reineren und heiligeren" Christenthums fühlbar; und wenn die Re-
ligion das ganze gesellschaftliche Leben so innig durchdringen soll, wie
wird sich die neue westliche Bildung, der Europäismus der Neuzeit,
mit der russischen Kirche und Religion direkt verbinden lassen? Welche
Rolle wird bei dieser Verbindung Rußland zufallen?

Ueberhaupt ist das Ganze zu skizzenhaft; die einzelnen Phasen
der historischen Entwickelung sind nicht klar genug geschildert <die
Reformation wird nur nebenbei erwähnt; wir erfahren nicht, warum
die neue Bildung die ältere, christliche, überholt hat usw.); deshalb
sind auch die Hauptbegriffe (Staat, Nation, Menschheit, Bildung,
Religion usw.) nicht scharf genug gefaßt. Auch ist Kirejewskij sich über
die wahre Bedeutung seines Europäismus nicht klar geworden; frei-
lich: die Regirung Nikolais war sich darüber klar und hat dem „Eu-
ropäer" Kirejewskijs ein rasches Ende bereitet, Bildung bedeute Frei-
heit, die Thätigkeit des Verstandes bedeute Revolution und die „ge-
schickt aufgesuchte Mittelstraße- bedeute Konstitution: so hat den Auf-

satz der Unterrichtsminister verstanden; und so ganz falsch war seine Auffassung nicht.

Nach diesem literarischen Unfall zog sich Kirejewskij zurück und veröffentlichte nur noch einige literarische Studien, anonym; nach seiner Verheiratung machte er die Bekanntschaft des Vaters Philaret, des Beichtvaters seiner jungen Frau, des asketischen Mönches des nowospafzischen Klosters in Moskau. Diese Bekanntschaft hat viel zur Klärung der religiösen Ansichten Kirejewskijs beigetragen. Zwar hat er gehofft, seine gebildete Frau auf seine Seite zu bringen, aber schon zwei Iahre nach seiner Verheirathung ist er, wie uns sein Freund Koschelew berichtet, auf die Seite seiner Frau gebracht worden. Von seinem, Stammgut in Dolomo (Kreis Tula) besuchte er auch sehr oft die Einsiedelei Oprina, wo er einigen Alten nah getreten ist; großen Einfluß hatte auf ihn nach demi Tod Philarets (1842) sein Beichtvater Makarij. Das Studium der alten griechischen Kirchenväter befestigte die nun entschieden orthodoxe Geistesrichtung Kirejewskijs; und in diesem Sinn sind die beiden Abhandlungen aus den Iahren 1852 und 1856 geschrieben worden.

Die leitenden Ideen dieser beiden Abhandlungen und der übrigen fragmentarischen Artikel sollen hier angedeutet werden.

Rußland unterscheidet sich in seinem innersten Wesen von Europa. Und zwar ist es der religiöse und kirchliche Gegensatz, der den Unterschied und 'Gegensatz der beiden Kulturen bedingt, es ist der Gegensatz des Glaubens und des glaubenfeindlichen Wissens, der Gegensatz der Tradition und der Kritik, der orientalischen Orthodoxie und des römischen Katholizismus und des vorwiegend germanischen Protestantismus. Rußland hat in der Orthodoxie den Hort des wahren offenbarten Glaubens, der orthodoxe Klaube ist die Mystische Erfassung der absoluten offenbarten religiösen Wahrheit; der europäische Katholizismus und noch mehr der Protestantismus haben den unglückseligen Versuch gemacht, die göttliche Offenbarung beweisen zu wollen; mit diesem Rationalismus haben die westlichen Kirchen den Glauben eigentlich beseitigt und den Menschen in sich selbst entzweit. Auf der Grundlage des Glaubens und der Kirche ist in Rußland und in Europa auch die Bildung verschiedenartig; in Rußland herrscht die Philosophie der alten griechischen Kirchenväter, in Europa die Scholastik und die aus ihr folgende, im Grund protestantische Philosophie. Darum ist auch die russische Kunst anders; Schönheit und Wahrheit sind ihr Eins, während in Europa die abstrakte Schönheit zur Unwahrheit der Phantastik führt.

Der russische Staat erwächst organisch aus der Gemeinde, aus dem Mir, der europäische Staat ist durch kriegerische Okkupation und Unterjochung fremder Völker entstanden; auch der neuere Parlamentarismus ist mit seiner Herrschaft der Majorität nur die Fortsetzung der ganz materiellen Regirungprinzipien; ein Louis Philippe hat für Kirejewskij keine andere Bedeutung als für Nikolaus den Ersten.

Auch das russische Recht ist organisch aus der Volksüberzeugung entstanden, während das europäische Recht von den römischen Weltbeherrschern stammt und in äußerem Legalismus und Formalismus des Buchstabens gipfelt.
Ganz besonders ist darum in Rußland und Europa auch das Verhältniß des Staates zur Kirche verschieden: der russische Staat ist von der Kirche ganz getrennt, er hat nur seine weltlichen Aufgaben zu er» füllen, der europäische Staat ist mit der Kirche vermengt, die Kirche inaßj sich die Macht über das Weltliche an und vernachlässigt das Geistliche. Das „Heilige Rußland" bedeutet nicht Das, was das politische „Heilige" Römische Reich bedeutet hat, sondern den Schatz von Reliquien, die dem Volksganzen gemeinsam sind.
In Rußland ist das Eigenthum gemeinschaftlich (der Mir), weil die Person als Person Werth hat; in Europa ist die Person werthlos, denn der europäische Privatbesitz bedeutet, daß der Mensch dem Boden zugeschrieben ist; der Boden, nicht die Person hat Werth. In Rußland ist darum auch die Familie ganz anders als in Europa; sie ist patriarchalisch, die Blutsbande verknüpfen ihre Mitglieder zu einer moralischen Einheit, aus der sich organisch die Gemeinde und schließlich der Staat mit dem patriarchalischen Herrscher ausgebildet hat. Die europäische Familie ist individualistisch und darum egoistisch und führt zur Emanzipation der Frau und der Kinder. Rußland lebt einfach, Europa sucht Luxus und Komfort, die politische Oekonomie ist die Wissenschaft dieses materialistischen Genußlebens. Der Russe findet seine wahre, echte, die altrussische, slavische, die vorpetrische Kultur auf dem Lande, ihr Träger ist der Bauer, der Mnshik, das ganze Polk; der Europäer hat seine moderne Civilisation, ihr Herd ist in der Stadt und ihr Träger der Bourgeois mit seinem Industrialismus, der das soziale Leben beherrscht, und mit seiner Philanthropie, die im Grunde nur der egoistischen Berechnung entspringt.
Die Wirkung und das Gesammtergebniß dieser beiden so verschiedenen Weltanschauungen und Lebensbethätigungen ist eben so grundverschieden: der Russe ist geistig in sich geeint, sein Gewissen verleiht ihm Ruhe und Zufriedenheit, trotzdem er seine Unvollkommenheit fühlt und immer bekennt; der Europäer ist überzeugt von seiner Vollkommenheit, aber darum doch nicht glücklich und zufrieden, weil sein geistiges Wesen im Innersten entzweit und zur Skepsis und zum Unglauoen gebracht worden ist; ohne Glauben aber ist es unmöglich, zu leben.
Kirejewskij versucht, diesen Dualismus, den er der Analyse des gegenwärtigen Rußlands und Europas entnimmt, auch geschichtphilophisch zu erklären. Er findet den Gegensatz zweier Kulturen und Welten schon im Alterthum im Gegensatz von Rom und Athen, an dessen Stelle später Konstantinopel getreten ist; das Christenthum hat die nationalen Eigenthümlichkeiten gemildert, die lokalen und nationalen Eigenschaften blieben in der einheitlichen Weltkirche in ihre Grenzen

gebannt, aber mit der Zeit»hat die römische Eigenart die Oberhand gewonnen und so ist es zum Schisma, zum großen historischen Dualismus des Ostens und Westens gekommen.
Die römische Hälfte hat ihrem antiken juristisch-formalen Hang zum Syllogismus, zur Logik nicht widerstanden, hat das Dogma verletzt („tilioyus-) und die Scholastik ausgebildet, die die christlichen Lehren mit dem Verstand beweisen sollte. Gerade auf diesem logischen Weg ist die Scholastik und Kirche zum Feinde des Verstandes geworden und hat sich trotz ihrem Rationalismus der Autorität der Hierarchie und des Papstes blind unterworfen.
Der Westen hat nicht nur die Kirche, sondern auch seine ganze Bildung in ausschließlich römischer Form erhalten; und darum trägt diese Bildung in allen ihren Elementen den juristisch-formalistischen, äußerlich logischen Charakter an sich. Der westliche Charakter äußert sich auch sittlich im römischen Stolz, der das Wesen der größten römischen Tugend ausmacht, des Patriotismus: der Römer liebte nicht, wie der Grieche, seine Heimath, sein Patriotismus war der Stolz, der im Vaterland eigentlich seine Partei und sein eigenes egoistisches Interesse liebte. Die ganze westliche Bildung ist durch die Rezeption römischen Wesens äußerlich und veräußerlicht.
Die Reformation hat dem Westen die Religion bis zu einem gewissen Grade gerettet, aber im Grunde setzt sie die römische rationalistische Scholastik fort. Der Protestantismus erzeugte die neue germanische Philosophie, Hume, Kant, Fichte, Schelling, Hegel haben die westliche, wesentlich römische Denkart, den Rationalismus mit seinem Syllogismus zum Abschluß gebracht, die alte Einheit der Katholizität bis zum vollständigen Individualismus zersetzt, wodurch der Westen auch gesellschaftlich atomisirt ist; wie schon jeder mittelalterliche Ritter in seiner Steinburg einen Staat im Staate bildete, so ist in der Neuzeit die unumschränkte Autorität des Individuums, seiner persönlichen Ueberzeugung proklamirt worden, der Umsturz (Französische Revolution!) ist die Bedingung des Fortschrittes geworden.
Ganz anders war die Entwickelung des östlichen Christenthums. Kirejewskij zeigt das Wesen der griechischen und byzantinischen Kultur und Bildung historisch nicht so genau wie die Entwickelung des Westens, er begnügt sich eigentlich mit der Darstellung der griechischen Auffassung der Religion, und zwar wird diese im Gegensatz zum äußerlichen logischen Rationalismus des Westens in der Fülle des mystischen Schauens zu erfassen gesucht.
Das Schisma hat Vyzanz kulturell geschwächt, aber nicht religiös verdorben; von Byzanz hat Rußland das wahre Christenthum und mit ihm die Grundlagen der wahren Bildung empfangen. Rußland hat keine Bildung gehabt wie die Römer, bevor es das Christenthum empfangen hat, und darum hat es das Christenthum leichter aufgenommen und reiner bewahrt. Und zwar nicht nur die christliche Lehre, sondern auch die Sitten und den wahrhaft christlichen Charakter: der

Russe ist der wahre und eigentliche Gegensatz des Römers; die christliche Demuth des Russen ist der Gegensatz des römischen hoffärtigen Stolzes. Freilich muß Kirejewskij zugeben, daß in neuerer Zeit eigentlich nur das Volk, der Mushik, das reine Christenthum bewahrt, und er giebt weiter zu, daß auch Rußland in seiner Entwickelung einen Fehler gemacht hat, und zwar den, daß es die Form für das Wesen genommen hat: das christliche Wesen, der Sinn seiner Lehren drückt sich in den äußeren Formen (Ceremoniell usw.) aus; bei der innigen Verbindung von Wesen und Form hat der Russe die Form für das Wesen hingenommen und so ist die allrussische Bildung und auch das gesellschaftliche Leben von Formalismus überwuchert worden; daraus entsteht, der Form wegen, sogar eine Art Schisma, der Raskol des sechzehnten Iahrhundrts.

Kirejewskij wäre sogar nicht abgeneigt, die Reform Peters durch den russischen Formalismus zu erklären; der auf die Form erpichte Russe hat das formalistische römisch-westliche Wesen auch aufgenommen. Aber Kirejewskij selbst setzt, trotzdem er die Reform Peters und die westliche Bildung verwirft, den Fehler Peters fort; er begeht sogar die römische Erbsünde und möchte die wahre Religion des orthodoxen Ostens philosophisch begründen: „Denn was wäre Das für eine Religion, die mit dem Verstande nicht verträglich wäre?" fragt er die Menschen im Westen, die die Philosophie verwerfen, um die Religion zu retten. So gelangt er schließlich zu der Ansicht, die deutsche Philosophie könne die Uebergangsstufe zur selbständigen russischen Philosophie werden: er meint nämlich, die westliche Philosophie habe im deutschen Idealismus ihren Höhepunkt und ihre definitive Form gefunden, über die heraus es keine weitere Entwickelung geben könne. Der Verstand müsse Das anerkennen und zur Umkehr sich entschließen: die kalte Analyse des kritischen Verstandes, den der Westen seit Rom zum Führer hat, müsse zur Vernunft zurückkehren, die Logik, Syllogistik, Dialektik müsse zum mystischen Schauen zurückkommen. Der kritische Verstand hat die einzelnen Seelenkräfte des Menschen isolirt und selbständig gemacht, den Menschen mit sich und in sich selbst entzweit; aus diesem Zustande giebt es nur eine Rettung, zum Glauben, zum Schauen, zur Intuition, überhaupt zur Vernunft zurückzukehren, in welcher alle Geisteskräfte in vollkommener Einheit ein lebendiges Ganzes bilden. Vollkommen ist diese Einheit des Geistes in den griechischen Kirchenvätern erreicht Worden; aber Kirejewskij sieht ein, daß die Menschheit zu ihnen nicht mehr zurückkehren könne: die Philosophie ist das Ergebniß und zugleich die Grundlage der Wissenschaften; und die Führerin zwischen den Wissenschaften und dem Glauben, die neue Wissenschaft, verlangt eine neue Philosophie. Und so entscheidet sich Kirejewskij für Schelling, der nach seiner Rückkehr zur Mystik die neue Wissenschaft und Bildung zum wahren Glauben zurückleiten könnte. Wenigstens könnte auf Schellings Grundlage die rettende russische Philosophie entstehen, die griechischen Kirchenväter werden dieser Phi»

losophie als Wegweiser dienen und ihr die Leben spendenden Prinzipien bieten, die Richtung weisen. . .

Kirejewskij sucht also mit Hilfe Schellings, und zwar vornehmlich mit Hilfe des späteren, in Theosophie und Mythologie befangenen Schelling, Kant und Hegel zu überwinden; psychologisch und erkenntnißtheoretisch gesprochen: Kirejewskij acceptirt das Ergebniß der tantischen Kritik, daß die höchsten religiösen Wahrheiten mit dem Verstand nicht erkannt werden können; damit habe Kant die europäische rationalistische Bildung von Grund aus entwurzelt, aber er habe den weiteren nothwendigen Schritt nicht gethan. Erst Schelling hat die Umkehr vom Rationalismus zur Intuition, zum intellektuellen Schauen durchgeführt; aber auch Kant will durch seine Kritik zum Glauben zurückkehren. „Darum besteht der hauptsächlichste Charakter des gläubigen Denkens im Streben, alle einzelnen Theile der Seele in eine Kraft zusammenzufassen, die innere Konzenrrirung des Seins zu finden, wjo die Vernunft und der Wille und das Gefühl, auch das Gewissen und das Schöne und das Wahre, das Wunderbare, das Gewünschte, das Gerechte, das Barmherzige und der ganze Umfang der Vernunft in ein lebendiges Ganze zusammenfließt und auf diese Weise das Wesen der Persönlichkeit in ihrer ursprünglichen Ungetheiltheit wiederhergestellt wird." Kirejewskij sieht die hauptsächliche Eigenart des „orthodoxen Denkens" darin, daß es „nicht die einzelnen Begriffe im Einklang mit den Forderungen des Glaubens zu gestalten, sondern den Verstand selbst über sein gewöhnliches Niveau höher zu stellen sucht; es shrebt danach, die Quelle des Begrsifens selbst, die Art des Denkens selbst zum sympathischen Znsammenklange mit dem Glauben zu erhöhen."

Ich habe den Versuch gemacht, die Geschicht- und Religionphilosophie Kirejewskijs in ein übersichtliches Schema zu bringen; jetzt will ich sie einer kurzen kritischen Besprechung unterziehen.

Der Unterschied zwischen der früheren und der späteren Auffassung Kirejewskijs ist leicht ersichtlich; die Richtung, nicht nur die einzelne Ansicht (zum Beispiel: über die Französische Revolution), hat sich geändert. Wohl hat Kirejewskij schon in seiner ersten Arbeit die Religion als wichtigste gesellschaftliche Kraft anerkannt; schon 1827 hat er den „dummen Liberalismus", der das Religiöse nicht beachtet, verworfen; aber in seiner zweiten Epoche wird die Religion, die er früher im Sinn Schellings faßte, in ihrer historischen Form hingenommen, die ihr die byzantinischx-russische Kirche gegeben hat. Während Schelling den Gegensatz des Katholizismus (Petrus) und Protestantismus (Paulus) in der zukünftigen Iohanneskirche überwinden wollte, sieht Kirejewskij diese ideale Kirche in der russischen Kirche; freilich konstruirt sich auch Kirejewskij eine ideale russische Kirche.

Kirejewskijs Denkart und Auffassungweise ist daraus zu ersehen, welche Philosophen ihn neben den griechischen Kirchenlehrern angezogen haben; neben Schelling sind Männer wie der Schellingianer

Steffens*), dann Vinet, Pascal und Aehnliche; Schleiermacher (er hat ihn in Berlin gehört) war ihm schon zu rationalistisch, von Hegel gar nimmt er darum nur die Anleitung zur geschichtphilosophischen Dialektik. Kants Kritik und Kritizismus verwirft er, wie gesagt, ganz. Dadurch, daß er die neue Philosophie verwirft, ist er auch gegen die Scholastik, in der er die Mutter der neuen Philosophie sieht; er ist konsequent genug, nicht nur die westliche, sondern auch die byzantinische Scholastik abzuweisen, wie er denn gegen den Byzantinismus manches kritische Urtheil fällt.

Er will die Religion und die Offenbarung ganz rein erhalten und erfassen und darum konstruirt er mit Schilling die eigenartige mystische Rezeptivität und das unmittelbare Schauen; der Katholizismus und gar der Protestantismus sind ihm schon keine Religion, weil sie den Glauben rationalistisch begründen wollen. Kirejewskij faßt eben das Dogma als offenbarte Wahrheit und darum sieht er das Grund» dogma des Christenthums im Theismus, aber in seiner offenbarten Form als Dreifaltigkeitlehre. (Die Abhandlung von 1856 sollte die Einleitung zu einer Abhandlung über die Dreifaltigkeitlehre sein.)

Natürlich kann Kirejewskij das mystische Schauen allein nicht genügen, er muß uolsns volsus eine Theorie der Religion haben: nnd so entscheidet er sich denn für Iohannes Damascenus und für Schelling. Kirejewskij faßt die Mystik als eine Art Gnosis, er gesellt sich zu jenen mittelalterlichen Scholastikern, die zugleich die Mystik pflegten, und darum ist er auch zu dem protestantisch denkenden Schelling gekommen und ist bei ihm geblieben.

Eine mystische Krisis, wie sie Tschaadajew durchmachte, hat Kirejewskij nicht erlebt; er liebt die griechischen Kirchenväter und hilft seinen Freunden im Kloster bei der Herausgabe dieser Werke, aber er weiß, daß sie der neuen Zeit inhaltlich doch nicht mehr genügen. Er ist Ss Kviu kein Mystiker: er sucht sich in die altbyzantinische Mystik einzufühlen, er sucht sie psychologisch zu erklären, aber er gelangt nur zu seiner Gläubigkeit und zur Annahme der kirchlichen Formen der Frömmigkeit. Im Umgang mit den Mönchen und Gläubigen sucht er Stärkung und Hilfe; den Stachel des Zweifels hat er nicht völlig aus seinem Inneren zu beseitigen vermocht. Er hat wohl seine Ansichten geändert, ist konservativer, aber gegen Diejenigen, die seine früheren Ansichten theilten, nicht intolerant geworden und hat sich auch gegenüber seinen slavophilen Gesinnungsgenossen die Freiheit des Urtheils bewahrt.**)

*) Charakteristisch für Kirejewskij ist sein Auszug aus der Autobiographie von Steffens, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war, aber sich schließlich dem Altlutherthum ergeben hat. Steffens war auch gegen die (preußische) Kirchenunion.

**) Bezeichnend sind seine Worte zu Granowskij: „Mein Herz verbindet mich mehr mit Ihnen, aber ich theile viele Ihrer Ueberzeu-

Kirejewskij verlangt vor Allem die Einheitlichkeit nicht nur der philosophischen Anschauungen, sondern des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens. Auf dem Grund einer verfehlten, dem deutschen Idealismus entlehnten Philosophie der Erkenntniß konstruirt er einen psychologischen, erkenntnißtheoretischen und historischen Dualismus, in dem der Gegensatz von Rußland und Europa erfaßt werden soll. Die Art, wie er diesen Dualismus in der geschichtlichen Entwickelnng konsequent durchführt, ist eine ganz respektable Leistung; aber seine Geschichte und Geschichtphilosophie ist mehr eine deduktive Konstruktion als eine empirisch« Konstatirung der Thatsachen.

In der Analyse des europäischen Dualismus hat Kirejewskij die Gebrechen und Mängel der Entzweiung der russischen Entwickelung seit Peter bloßgelegt; die Mängel und Gebrechen, die er an Europa sieht, hat er thatsächlich viel mehr an Rußland nnd an und in sich selbst herausgefühlt. Man kann und muß zugeben, daß die Entzweiung in Rußtand und in Europa besteht, aber Kirejewskij hat gefehlt, wenn er seine Lebensideale geschichtphilosophisch objektivirt und in das alte Rußland verlegt. Er thut, was in Europa die Romantiker seit Rousseau gethan haben: sie suchten das Zukunftideal in der Vergangenheit; die Einen bei den alten Germanen und Galliern, die Anderen bei den alten Slaven, wiederum Andere im Zeitalter der Apostel. Kirejewskij hat Schellings Zukunftkirche in das dritte Rom verlegt oder eigentlich im russischen Mushik entdeckt. Allerdings hat er das dritte Rom sehr idealisirt und so ist, genauer besehen, diese Idealisirung Altrußlands und der Orthodoxie eine scharfe Kritik des bestehenden Rußlands. Das haben die literarischen Schergen Nikolais begriffen und seine Glorifikation Altrußlands vom Iahr 1852 als „ganz besonders schädlich" verurtheilt. Sehr begreiflich: Kirejewskij sieht im Glauben nicht nur das Glauben einer fremden Usberzeugung, sondern eine wirkliche Begebenheit des inneren Lebens, in welchem der Mensch mit der höheren Welt in unmittelbare Gemeinschaft kommt; solche Ansicht konnte der offizielle staatskirchliche Autoritätglaube nicht brauchen. Und natürlich ist es nur eine Selbsttäuschung, wenn Kirejewskij die religiöse Unzulänglichkeit der Kirche nur am Katholizismus und Protestantismus zeigt.

Kirejewskijs Geschichtphilosophie ist gewiß verfehlt, als Ganzes und im Einzelnen; die Begriffe sind zu abstrakt und die historischen Thatsachen sind nicht genau analysirt und konstatirt. Das aber kann und muß man auch von Kirejewskijs deutschen Lehrern sagen; und gungen nicht; unseren bin ich näher durch den Glauben, aber eben so viel unterscheidet mich von ihnen in allem Anderen." An Chomjakow schrieb er (1844): „Vielleicht haltet Ihr mich für einen Erzslavophilen, Darauf muß ich sagen, daß ich mir slavophile Denkart nur,zulm Dheil aneigne, der übrige Theil liegt mir ferner als selbst die excen» irischsten Ansichten Granowskijs."

trotzdem kann man die Bedeutung und das Bedeutende der Leistung anerkennen. Den Inhalt der Geschichte bildet die wunderbare Einsetzung der Theokratie, wobei das Schema der russischen Kirchenhistoriker festgehalten wird; im Sinn dieser Kirchenhistoriker wird die fatale Entzweiung der Kirche und damit der Menschheit in einem neuen Adamsfall (Schisma) gesehen, der sich dann in wenig verändert«? Form in Rußland (Peter) wiederholt.

Wie Begriffe, Kirche, Staat, Nation, sind zu abstrakt und den historischen Thatsachen wird Gewalt angethan; oft geschieht Das auf geradezu naive Art. Kirejewskij sieht in Plato und Aristoteles die typischen Vertreter zweier Welt- und Lebensanschauungen. Plato ist der Mystiker, Aristoteles der Syllogistiker und Rationalist: Kirejewskij denkt darüber gar nicht nach, daß diese beiden Denker Zeitgenossen und Griechen waren und daß also das Griechenthum dem Römerthum nicht so einheitlich gegenübersteht wie er gemeint hat; der Zwiespalt wird dadurch nicht behoben, daß Aristoteles einfach dem Westen zugesprochen wird. Eben so hat er die Thatsache nicht erkannt, daß die Theologie und Scholastik gerade von den Griechen systematjisirt! wurden. Solche Fehler sind nicht vereinzelt. Kirejewskij untersucht nicht, wie und wann das antike Griechenthum sich im Byzantinismus fortentwickelt hat, man begreift nicht, warum die Russen und Slaven ihrem Volkscharakter nach den Griechen näher stehen als die Germanen und Romanen, und auch der Begriff des Westens und Ostens ist recht ungegliedert. Aber es giebt in dieser Geschichtphilosophie noch schwerere Räthsel, ganz besonders das: wie es geschehen konnte, daß die wahre einheitliche Weltkirche durch den römischen Stolz so verhängnißvoll besiegt werden konnte, das Göttliche durch das Menschliche. Kirejewskij selbst stellt sich die Frage, warum die russische Bildung mit ihren Vorzügen sich nicht voller entwickelt habe als die europäische; warum hat Rußland Europa nicht überholt, warum hat Rußland die Menschheit in der Bildung nicht geführt, sondern von Europa die Bildung entlehnt? Und wir müssen noch weiter fragen: Wie konnte die göttliche Wahrheit von dem bildunglosen Russenvolk wie ein Schatz unberührt und rein für die Menschheit ausbewahrt werden? Der bibelfeste Kirejewskij hat dieses geschichtliche Räthsel ganz im Gegensatze zu der Parabel vom begrabenen Psand erfaßt.

Im Widerspruch zu Schelling und zum romantischen Heroenkultus sucht sich Kirejewskij mit dem russischen Mushik en nissss zu helfen, er sieht im Mushik den religiösen Idealmenschen; er verlangt, daß das rettende russische Denken von Allen, von der Gesammtheit der Gläubigen ausgearbeitet werde, die Genialität, hören wir, schadet da vielmehr und ist nicht nöthig. Kirejewskij faßt seinen religiösen Agrarismus auch sozial und verherrlicht den Mir, den er als soziale Grundeinheit des russischen Staatswesens schildert.

Er gelangt konsequenter Weise zum Messianismus. Rußland, Rußlands wahrer Glaube wird auch den Westen retten; nur ist Kire-

jewskij noch so bescheiden nnd tolerant, daß er dieseRettung sich als eine Synthese der russischen und westlichen Kultur vorstellt, durch welche der Retter vom Geretteten Manches an Bildung mitgewinnt. Er hat das Slavvphilenthum noch nicht so exklusiv nationalistisch gefaßt wie seine Nachfolger, er sucht die eigentliche Motivirung seines Messi» anismus immer in den Vorzügen und der Absolutheit des orthodoxen Glaubens. Aber es ging nicht an, den Glauben ohne Gläubige hin» zustellen. Kirejewskij mußte über die nationalen Eigenschaften der Russen und der übrigen Völker nachdenken und er mußte sich auch da» rüber Gedanken machen, warum die Russen die Rettung der Mensch- heit in einer bestimmten Zeit übernehmen sollen. Schon in einem Bericht über die russische Literatur für das Iahr 1829 hat er die Ein- gliederung Rußlands in Europa besprochen; er findet da, daß alle europäischen Nationen ihre Aufgabe beendet haben, Europa sei schon ein kulturell Ganzes, das die Selbständigkeit der einzelnen Na» tionen verschlungen habe. Eben darum brauche Europa, um als Ganzes organisch weiterzuleben, ein Centrum: und dieses könne nur ein Volk und gerade das russische sein, das politisch und geistig über die anderen herrschen könnte; Rußland werde quasi die Hauptstadt, das Herz der anderen sein, wie es vorher der Reihe nach Italien, Spa» nien. Deutschland zur Zeit der Reformation, England und Frankreich waren. Kirejewskij sieht zwar neben Rußland noch die Vereinigten Staaten Amerikas, die eben so jung und frisch seien wie Rußland, aber sie seien v!on Europa zu Weit, auch sei die englische Bildung zu einseitig; Rußland habe die Grundlagen seiner Bildung von allen Völkern erhalten, sei darum allgemein europäisch und deshalb, auch wegen seiner geographischen Lage, berufen, Europa zu beeinflussen. Kirejewskij meint, der russische Volkscharakter mit seiner Geschmeidig- keit und Aufnahmefähigkeit weise an des selbe Ziel wie die politischen Interessen des Staates. „Das Schicksal jedes europäischen Staates hängt von der Vereinigung aller übrigen ab; das Schicksal Rußlands hängt von Rußland allein ab. Aber das Schicksal Rußlands ist in seiner Bildung beschlossen: diese ist die Bedingung und Quelle aller Güter. Sobald alle diese Güther unser sein werden, werden wir sie mit dem übrigen Europa theilen und unsere ganze Schuld werden wir ihm hundertfach heimzahlen."

Dieser Messianismus ist, wie gesagt, noch bescheiden. Auch wird er schließlich realistisch begründet durch die Iugend und Frische des russi- schen Volkes, seine politische Macht und geographische Lage und seinen Charakter, Später hat Kirejewskij über die Sache anders gedacht. Wir lesen in der Abhandlung von 1852, daß die Rasseneigenschaften die Hoffnung auf eine Zukunft nicht begründen können; diese Eigenschaf- ten können, wie der Boden, auf den der Same fällt, dessen erste Ent» wickelung beschleunigen oder verlangsamen, sie können ihm eine ge- sunde oder karge Nahrung gewähren und vermögen ihm eine freie Entfaltung zu geben oder ihn mit fremdem Gewächse zu unterdrücken: der Charakter der Frucht hängt vom Charakter des Samens ab.

Die Zukunft.

Wenn man schon das Gleichniß vom Boden und Samen gelten
lassen will, so würde man eine genauere Untersuchung des Bodens
verlangen. Darin ist Kirejewskij recht unvollständig: den Russen (er
spricht bald von den Rüssen, bald von den Slaven) schreibt er ganz
besonders die Friedfertigkeit zu, die offenbar der christlichen Nach»
stenliebe entsprechen soll, und er erfindet auch einen ganz friedfertig
entstandenen russischen Staat. Ist diese Friedensliebe eine Rassen-
eigenschaft oder ist sie den Russen anerzogen worden und wodurch?
Offenbar hat Kirejewskij das Humanitätideal der deutschen Aufklä-
rung übernommen und ins Russische übersetzt.

Nur noch eine Bemerkung über den Charakter Kirejewskijs, so-
fern er sich in seinen Fragmenten kungiebt. Daß wir von ihm nur
Fragmente haben, zeigt uns den Menschen in seiner literarischen
Vereinsamung; die nikolaitische Censur und Repression hat ihm die
Schaffensfreudigkeit genommen und ihn literarisch zum Einsiedler
gemacht. Er hat sich in sich selbst zurückgezogen und dann im Ein-
klang mit seiner Theorie sich der Beschaulichkeit ergeben; zum Kampf
gegen die Bedrückung hat ihm der Sinn und der Muth gefehlt. Als
selbst Pogodin 18W die Absenkung einer Adresse an den Zaren an-
regte, in der sich die Schirftsteller über die Censur beschweren sollten,
hat Kirejewskij davon abgerathen, um nicht in den Verdacht zu kom-
men, daß er und seine Freunde nicht zur Regirung stehen; um Ruß-
land vor inneren Wirren und vor dem Krieg zu bewahren, in welchem
Rußland den Deutschen gegen die Slaven helfen könnte, müssen die
Wohlgesinnten die Literatur auf zwei oder drei Iahre opfern. Und
auch in den sozialen! Fragen und speziell in her großen russischem
Frage (Befreiung der Leibeigenen) hat Kirejewskij sehr konservative
Ansichten gehegt.

Er huldigt einem starken Quietismus. Die russischen Verhält-
nisse übten da einen stärkeren Einfluß als die deutsche Philosophie.
Kant und Fichte, aber auch Schelling konnten Kirejewskij auf die Be-
deutung des Willens neben dem Intellekt aufmerksam machen; hat
ja Schilling (gerade auch in der von Kirejewskijs Stiefvater übersetz-
ten Abhandlung) das Wollen als die Quelle des Selbstbewußtseins
hingestellt und in den späteren, schon ganz mystischen Schriften das
Wollen direkt als das eigentliche Sein, das Ursein, gefaßt. Kire-
jewskij hat über das Problem des Willens auch nachgedacht, aber er
ist gerade von hier aus zum Quietismus gekommen. In einem Brief
an Chomjakow beklagt'er, daß die Gegenwart nicht, wie die alte Zeit,
verstehe, den Willen zu stärken; wohl gebe es einzelne starke Person»
lichkeiten, wie Napoleon, aber sie seien nur Ausnahmen: der Wille
werde im Geheimen geboren und durch das Schweigen erzogen. Die
russischen Mönche und die Alten sind Kirejewskij die wahren, die wil-
lensstarken Helden; mit ihnen hat auch er die Weltflucht gewählt,

Prag. Professor Thom <rsG, Masaryk.

Ostwind.
e weiter ^sich die Beziehungen des Kapitals international ent-
wickeln, desto schwieriger wird das Verhältniß des Urtheils zu
den Thatsachen. Das ist vielleicht ein Glück; denn es erhält der einen
Seite denn Optimismus, der anderen die Gunst des Geldes. Siehe:
China. In der Politik und in den Finanzen ein Chaos. Seit der letzten
Stunde derMandschus wird dem neuen chinesischenReich der Bankerot
angekündet. Verdient der Besitzer chinesischer Renten nicht Bewunde»
rung? Kein Alb stört ihm den Schlas. Er ruht so sicher im Schoß
seiner „Chinesen" wie in der Zeit, da noch das Drachenpanier auf den
Zinnen der alten Kaiserstadt wehte. Wenn das Nachdenken beschwer-
lich wird, stellt zur rechten Zeit das Vertrauen sich ein. Man erinnert
sich der Vorschußwirthschaft, die so talentvoll vor dem Abschluß der
viel beredeten Fünfmächteanleihe betrieben wurde. Die Kanonen»
fabriken warfen ihre Geldgeschosse ins Reich der Mitte. Dann kam,
im Mai 1913, die fünfprozentige Reorganisation»Anleihe im Betrag
von 25 Millionen Pfund Sterling. Man athmete aus. „Nun wirds
mit den unangenehmen Vorschüssen bald zu Ende sein." Die Freunde
chinesischer Anleihen sollten keine unruhige Minute mehr haben.
Man erklärte ihnen, von den Banken sei eine Sicherheit verlangt
worden, die sich nicht allein auf die „für die Vergangenheit undiskutir-
bare Vertragstreue der Chinesen" stütze, sondern sich, nach ihrem
Urtheil und nach menschlicher Voraussicht, auch im Wechsel der Dinge
so bewähren würde, wie die Seezölle (deren Ertrag de? Anleihe ver-
pfändet ist) sich bisher bewährt haben. Noch mehr wurde geboten:
die europäische Verwaltung der Seezölle. Darüber sagten die Banken:
„Es ist möglich geworden, für die Thätigkeit der im Zusammenhang
mit der Anleihe neu einzusetzenden fremdländischen Organe in China
feste, vertragmäßige Grundlagen zu schaffen, die die Möglichkeit aus-
schließen, daß das Werk der finanziellen Beobachtung Chinas und die
Umformung der Einnahmen aus der Salzsteuer auf halbem Wege
wieder aufgegeben werden könnten. Das war um so wichtiger, als
die Reform der Salzsteuer eine Aufgabe ist, die nicht nur eine ge-
wisse Zeit erfordern wird, sondern auch nur nach einem festen Pro-
gramm durchgeführt werden kann." Schöne, volltönende Worte, die
das ängstlichste Hasenherz beruhigen mußten.
Nun konnte das Verhängniß seinen Lauf nehmen. Die Revo-
lution erschien in zweiter Auflage; und der Finanzminister legte ein
Budget vor, das für 1913 einen Fehlbetrag von 400 Millionen Mark
in Aussicht stellt. Wahrscheinlich ist die Summe zu niedrig; aber für
den ersten Anhieb reicht sie. Die glücklichen Besitzer chinesischer Renten
kümmerten sich um die Bekenntnisse einer Schönen S«le kaum. Das
Defizit machte ihnen keine Sorgen. Hatten sie doch die stolze Er-
klärung der Banken, die jeden Zweifel als Frevel ausschloß. Das Salz
war die Hauptsache. „Wie aber soll man salzen, wenn das Salz fad

ist?" Der Anleiheprospekt sagte, daß die Salzsteuer zuletzt 7,29 Millionen Pfund Sterling gebracht habe. Davon seien 3,68 Millionen verpfändet. Auf die zweite Hälfte habe die englische Crisp-Anleihe mit einem Zinserfordernifz von 250 000 Pfund Sterling Beschlag gelegt, so daß 3,36 Millionen für die große Reorganisation»Anleihe blieben. Da die nur 1,25 Millionen Pfund Sterling brauchte, so war für die Zinsen reichlich gesorgt. Wenn die Rechnung stimmte. Man zweifelte nicht daran, daß sie in Ordnung sei; die Reform der Salzzollverwaltung soll ja den Ertrag des Salzes beträchtlich steigern. Da kamen die Pessimisten und wandelten die Rosafarbe des Finanzprogramms in schmutziges Grau. Zunächst hieß es: Die Provinzen haben ihre Verpflichtungen gegen das Anleihekonsortium nicht erfüllt. Bis zur Reorganisirung des Salzmonopols sollten die Provinzen Tschili, Schantung, Honan und Kiangsu von ihren Einnahmen die für die Kosten des Anleihedienstes nöthigen Beträge aufbringen. Die Provinzialbehörden erkannten die Verpflichtung ausdrücklich an und verpfändeten als Sicherheit bestimmte Ab.gaben. Aber der Finanzminister meinte, daß es den Provinzen mit ihren Zahlungversprechen nicht Ernst gewesen sei. Landeskenner behaupteten, die Angaben über die Höhe des Salzsteuerertrages seien von Anfang an nicht richtig gewesen. Die chinesische Regirung habe nie mehr als ein Drittel des fälligen Betrages in ihre Hände bekommen. Der Rest sei bei den Provinzialbehörden hängen geblieben. Daß die Verwaltung der Salzzölle unzulänglich war, wissen die europäischen Banken. Die Seezollverwaltung ist, unter englischer Leitung, zu einer Musteveinrichtung geworden. Dahin müssen auch die Salzzölle gebracht werden.

Wars aber nöthig, das deutsche Kapital in den Bereich dieses neuen chinesischen Risikos zu schleppen? Der Wirthschaftpolitiker sagt: Ia. Hinter der Großen Mauer finden wir Chancen; und der deutsche Geschäftsstratege hat keinen Grund, zuzusehen, wie Andere in diesem Zaubergarten spaziren. Deshalb muß das deutsche Publikum Chinesen kaufen. I^es sLsirss «'est I'srAsut äss sutrss. Alt, aber unfehlbar. Die Vertreter der fremden Mächte haben in Peking wegen der eigenartigen Behandlung der Salzsteuerreform Beschwerde erhoben. Der Premier stammelte, er müsse sich erst mit der Materie vertraut machen, ehe er eine erschöpfende Antwort geben könne. Praenumerando aber leistete er den Hinweis, daß er die Meinung der Gesandten über den Einfluß der fünf Mächte auf die Salzzollverwaltung nicht theile. Die „erschöpfende" Aufklärung kann nicht erschöpfender sein als die einleitende Vorbemerkung. Die Bankiers der glorreichen gelben Republik wissen nun, daß zwischen der wichtigsten Mittheilnng ihres Prospektes vom Mai 1913 und der Meinung des chinesischen Premierministers vom September 1913 ein Spalt klafft, der breit und tief genug ist, um ein ganzes Regiment von Gläubigern zu verschlingen. Die Mächte (lueus s, iwn luosnö«) haben sich über ein Iahr lang geplagt: und als Garantie doch nur eine europäische Abrechnungstelle

erreicht? Solches behaupten, heißt, zur Willkür Spott und Hohn
fügen. Das glauben die Gelben doch selber nicht. Sie wissen ganz
genau, daß eine europäische Verwaltung verabredet war. Nur so hat
sich Europa die gelbe Finanzreform gedacht. Will sichs nun narren
lassen? Etwa so, wie mit den Vorschüssen? Das ist der zweite Streich
der den verbündeten fünf Geldnationen gespielt wurde. Vereinbart
war, daß die chinesische Regirung sechs Monate nach Abschluß der
Reorganisation»Anleihe kein neues Darlehensgeschäft machen dürfe.
Da stellte sich heraus, daß schon zwei neue Anleihen abgeschlossen
waren, die wenige Monate nach der Emission der „Reformpapiere"
auf den Markt kommen sollten. Die Partner dieses Geldhandels waren
österreichische Firmen. Zwischen Schwarzgelb und Gelb hat sich ein
lebhafter Geschäftsverkehr entwickelt. Die Skodawerke und die Poldi»
Hütte hatten früher schon Vorschüsse gegeben; und die österreichische
Schwerindustrie, besonders die Kanonen» und Panzerfabriken, hat in
geschickter Weise Eroberungen in Ostasien gemacht. Daß die Oester»
reicher sich um den Vertrag der „Fünf Mächte" nicht kümmern, kann
ihnen Niemand verdenken. Sie wurden, thörichter Weise, nicht in
das Quintett aufgenommen und machen ihre Geschäfte nun auf eigene
. Faust. Anders sehen die Dinge aus, wenn man sie in Beziehung zu
der chinesischen Vertragspflicht setzt. Die Vorschüsse sollten beseitigt
werden, um die Sanirung der Finanzen möglich zu machen. Wenn
sie sich aber wie eine ewige Krankheit forterben, so werden die Voraus-
setzungen für die berühmte chinesische Wiedergeburt vernichtet. Haufen
europäischen Geldes sind in Drachenpapieren und im chinesischem Ge-
schüft angelegt. Soll mit diesen vielen Millionen munter Schindluder
gespielt werden? Die Europäer in Shanghai blicken nicht heiter drein.
Die beiden österreichischen Vorschüsse, um die sichs handelt, wur»
den auf 3,20 Millionen Pfund Sterling festgesetzt. Davon sollten der
chinesischen Regirung nur 1,53 Millionen bar ausgezahlt werden; der
Rest (1,67) war zum Ankauf von Torpedobooten bestimmt, deren Bau
und Bewaffnung unter die bekannte triester Werft Stabilimento Tec»
nico, den Stettiner Vulkan, die Skodawerke und die Maschinenbau-
anstalt Schwartzkopff in Berlin vertheilt werden sollte. Bevor diese
beiden Anleihepläne wirksam werden, hat die chinesische Regirung,
um ihre Kassen zu füllen, ein neues Geldgeschäft mit Oesterreich zu
Stande gebracht: gegen sechsprozentige Schatzbonds bekommt sie 1,20
Millionen Pfund Sterling; muß aber einen guten Theil des Geldes
in Kriegsschiffen anlegen, die von österreichischen Lieferanten aus-
gestattet werden. An der Größe der Geldnoth lassen solche Geschäfte
keinen Zweifel. Ob China die Torpedoboote und Kreuzer braucht oder
nicht: fie müssen bestellt werden; und der Betrag wird vorher vom
Darlehen abgezogen. Diese Geschäftsart läßt die Gemüthsstimmung der
Fremden erkennen. Trotzdem sie nicht ihr eigenes Geld aufs Spiel
setzen, fordern sie für die Industrie Aufträge: als Risikoprämie.
Zur Rentenstrategie werden auch die Finanzgeschäfte der Balkan»

länder neuen Lehrstoff liefern. Der erste Staat, der sich „auf dem Markt" gezeigt hat, ist das Königreich Bulgarien. Das verlangt 600 bis 700 Millionen Francs. Ob die in Paris zu haben sein werden, ist die Frage. Die Zeiten haben sich geändert. Als die französische Bankwell bereit war, den Bulgaren zur Konvertirung ihrer sechsprozentigen Anleihe zu helfen, wußte sie noch nichts von dem drohenden Krieg. Auf 180 Millionen war die bulgarische Anleihe festgesetzt; und im Herbst 1912 sollte sie herauskommen. Bulgarien wollte sich nicht mehr durch die Gewährung von Sonderpfändern degradiren lassen und die französische Regirung hatte, im Gegensatz zu älteren Entscheidungen, die Erlaubniß zur amtlichen Cote für die neuen, „ungedeckten" Bulgaren ertheilt. Noch 1910 war einer bulgarischen Anleihe der Eintritt geweigert worden, weil weder besondere Sicherheit noch Aufträge für die Industrie gegeben worden waren. Aus dem selben Grund hatte die preußische Regirung ihr Veto gegen die Anleihe eingelegt. Sie erschien dann in Hamburg und mußte fast zwei Iahre an der Börse antichambriren, ehe ihr die Schranken geöffnet wurden. Solche Erinnerung ist schmerzhaft; denn an die stolze Weigerung besonderer Sicherheiten ist nicht mehr zu denken. Es kann sogar noch schlimmer kommen. Die französische Große Finanz, die auf die erwähnte Konversionanlcihe mehrere Vorschüsse gezahlt hat,' im Uebrigen aber die ursprüngliche Absicht für erledigt hält, will nicht nur die üblichen Garantien, sondern denkt sogar an eine Finanzkontrole zur Beobachtung des Zinsendienstes. (juslls korrsur! Ein Rückfall in alte Balkansitten. Aber Bulgarien braucht sehr viel Geld; und wenn man einen Riesenbedarf und ein schmales Portemonnaie hat, muß man gute Miene zum bösen Spiel machen.

Zunächst werden die lieben Wiener aushelfen! wie sie 1910 einsprangen, als die ablehnende Geste Frankreichs das Anleihegeschäft von den Ufern der Seine wegtrieb. Bis zum Ende des Monats will das Bankenkonsortiuin, unter Führung der Kreditanstalt und des Wiener Bankvereins, sich entscheiden, wie und wie hoch der von den Bulgaren erbetene Vorschuß zu gewähren sei. Wahrscheinlich 30 Millionen Francs, auf ein Iahr, zu 11 Prozent. Man denke: 11 Prozent! Zwar wird nur von 6 Prozent gesprochen; in der Wirklichkeit sinds aber 11. „Nie kehrst D» wieder, goldne Zeit, so froh und ungebunden." Die Kosten des Krieges sind nnt einer halben Milliarde eher zu niedrig als zu hoch geschätzt. Was fehlte, mußte also in nstura geliefert werden; und als Zahlung für diese Lieferungen gab der Staat besondere Schuldscheine aus. Im Ganzen für etwa 230 Millionen Francs. Diese Zettel müssen eingelöst werden. Dazu kann das Ausland natürlich kein Geld geben. Die internationale Anleihe muß also durch ein nationales Finanzgeschäft ergänzt werden. Auch Bulgariens Schicksal zeigt, wie rasch sich die Distanz für das internationale Kapital ändern kann.

L a d o n.

Herausgeber und verantworllicher Redakteur: Maximilian Hörden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß « Sorleb G, m, b, tz. in Berlin.

Berlin, den 27. September IttlZ.
Stambul-Handicap.
Griechenland
hat gewollt: 1. Die Erneuung des Glaubens an Hellas
2. In Europa den Nationalstaat aller Griechen
3. In Asien ein duldsames Siechthum der Türkei
4. In Nord einen Deich gegen die Slavenfluth
5. In West Köder und Gunstkaufpreis für Italien
6. Das Erbrecht auf Hadrians und Konstantins Städte?
hat erlangt: 1. Die Doppelung der Rcichsmacht, des Reichsnimbus
2. Lähmung des Urfeindcs, der Bulgaro-Mongolen
3. Trutzeinheit mit Serben und Dako-Walachen
4. Also Brücken nach Ost und West, Petersburg und Rom
5. Die Erste Hypothek auf Byzantions Primat
6. Zwiefachen Sporn aus Trägheit: Albanien und Thrakien.
Serbien
hat gewollt: 1. Aus dem Drina»Donau»Morawa.-Kessel ans Meer
2. Aus Ungarn-, Türken», Bulgarendruck in Athemfreiheit
3. Aus pestcr Willkürlaune ins Recht zur Marktwahl
Ä. Aus dem Ruch strolchender Hammeldiebe inAchtung;
hat erlangt: 1. Kossowo, Hauplstücke des Sandschaks und Makedoniens
2. Ernstes Lob seiner Schlagkraft, Tüchtigkeit. Würde

3. Europens Bürgschaft für den Weg an die Adria
4. Die Kraft, Bosniaken und Kroaten anzuziehen,
5. Albaniens Homunkelelend abzuwarten und
6. den Arm jedes Scrbcnpatrons wuchtig zu panzern.
Bulgarien
hat gewollt: 1. Freche Täuschung der Großmächte, Genossen, Feinde
2. Ausrodung der Serben in West, der Griechen in Süd
3. Rumäniens Schnappen nach Serbenspeck(Negotin) und
4. Einzwängung in diese Winkelfalle, bis
5. aus Belgrad der Drang in Personalunion erpreßt,
6. dem RäuberschwarmAlbaniens dieBruderhand gereicht,
7. Ostrom die Beute der Mongolen geworden ist,
8. Khan Ferdi-Simeon von Stambul bis Mcdua herrscht
9. und dem geprellten Wien Rußlands Knute zeigen kann;
Hat erlangt: 1. Vier Züchtigungen (von jedem Nachbar eine)
2. Schmälerung in Nordost, schlechte Grenze in Südost
3. Große Brocken von Makedonien und Thrakien
4. Einung aller ihm feindlichen Balkanchristen
5. Schmähliches Ende erschwindelter Praestigia
6. Welken süd- und nordslavischer Bruderliebe
7. Tod der stolzen Hoffnung auf Konstantinopel
8. Trostrecht, in Demuth Karls Greisenhand zu küssen und,
9. nach dem Kreuzzug, des Khalifen Gunst zu erwinseln.
Rumänien
hat gewollt: 1. Entschädigung von dem nach Plewna ihm Geraubten
2. Grenzschutz durch die Linie Silistria-Baltschik
3. Rückkehr in den serbo-walachischen Bund von 68
4. Rußlands(nicht barsch gewShrte)ErlaubnißzumVorsprung
5. Ehrfürchtigen Dank aus Athen, Belgrad, Cettnje
6. Das Recht, laut an yabsburgs Rumänen zu denken und
7. nicht, als des Dreibunds Wurmfortsatz, zu vereitern;
hat erlangt: Alles; ohne gewichtigen Kostenaufwand.

Stambul-Haiidicap.
Rußland:
hat gewollt: 1. Dehnung der Machtsphäre vom Weißen Meer zur Adria
2. Bündelung aller Südslaven zum Vorpostendienst.
3. Abkehr von jedem Weg in ein neues Mürzsteg,
von der Pflicht, am Balkan mit Oesterreich zu äugeln
5. und Galiziens Grenze fromm zu salutiren
6. Entkräftung, PZppelung des Bo?poruswächters
7. Gelegenheit, den Westmächten gefällig zu fein,
8. in Südost den Peslkreis um Deutschland zu schließen und
9. den jungen Wohlstand dochnichtaufsKriegsspielzusetzen;
hat erlangt: 1. Stärkung des doppelästigen Serbenstammes
2. Demüthigung des undankbarsten Pflegekindes
3. Schirm gegen oströmische Tatartschina
4. Erwärmung des Walachengefühles
5. Guthaben (Dank und Hoffnung) in Rom und Athen
6. Oesterreichs Schwächung und Bereitschaft zum Frieden
7. Neue Fefselung Frankreichs, des Orientbankiers
8. Mehrung flavischer Zuversicht und Attraklivkraft
9. Schlüsselrecht für Marmara, Acgaeis, Mittelmcer.
Frankreich
hat gewollt: 1. Sicherung des Zinses von Slaven, Griechen, Türken
2. Heilung des fahl gewordenen Namensglanzes
3. Sichtbare Zärtlichkeit aus Athen und Bukarest
(Management: Dclcasse, Blondel, Eydoux S Co.)
Ä. Andacht vor Rcichthum und Schwertschärfe der Republik
8. Vertrauenszuwachs von den nations krancisees
6. In Südost sachte Spaltung des Dreibundsappendiz
7. In Nordost Freundschaft für Latino-Ocicntalen
8. Stillung alten Narbenschmerzes (Stefano-Berlin)
9. Dämpfung der Germanenmacht (ohne Kriegsrisiko)
10. Ablenkung des Römerblickes von Tunis
11. Fernsicht auf slavo-griechische Hilfe im Mittelmeer
12. Alles von Rußland und Britanien Begehrte;
hat erlangt: 1. Gläubigerruhe, Ansehenswuchs, Heeresmehrüng
2. Albanien als Bremse der Italergier, also

3. Minderung der Sorge um Tunis-Biserra
4. Titus Livius Majorescu als thätigen Mittler
5. Oesterreichs Sehnsucht nach dem Spartopf der Franzosen
6. Lösung des Islam vom Glauben an deutschen Beistand
7. Konzessionen und Vorrechte in Anatolicn
3. l5rZc>: was Friedcnswaffen erfechten konnten.
England
Hat gewollt: 1. Die Entwerthung des deutschen Türkentrumpfes ohne
2. Kränkung der indischen Mohammedaner
3. Slavo-latinischcn Wall in Südosteuropa
4. Latino-slavisch? Schutzwacht im Mittelmcer
5. Patronat über Sudabai, Euphrat, Koweit
6. Anerkennung seines Erbrechtes auf Arabien
7. Entgiftung de5 Nrplanes zur Bagdadbahn
8. Sperrung des trockenen Weges nach Bi irisch- Indien
9. Möglichkeit, bei Otranto Italien zu kirren
10. Freies Albanien: Schleswig-Holstein des Orients
11. Einlullung Deutschlands: »Prosit Mesopotamien"!
12. Alles, um jeden Preis, ohne Europäerkricg.
hat erlangt: Der Wünsche Krönung: und die Weltrichterglorie.
Italien
hat gewollt: 1. Assekuranz gegen Rache für Tripolis
2. Grundbuchung seiner Hypothek auf Valona
3. Trautes Kosen mit Oesterreich-Ungarn, bis
4. der Rechtsanspruch amtlich eingetragen und
5. Giulianos Albanersaat zur Ernte reif ist
Hat erlangt: 1. In Afrika Ruhe vor den Osmanen
2. Im Dreibund den sonnigsten Ehrenplatz
3. Schmeichelnde Huldzeichen von der Triple-Entente
4. Freie Wahl zwischen den Vortheilen beider Bünde
5. Bürgschaft gegen berliner Familienpolitik
6. Galizien und Kroatien,
7. Bosnien und Herzegowina,
3. Siebenbürgen und das Banat: Irredenta

Stambul'Handicap.
«13
9. Oesterreich-Ungarn rings von Feindschaft umdroht
10. Die Umarmung der Adria kein Knabentraum mehr.
Oesterreich-Ungarn
hat gewollt: 1. Stärkung der Völker, die es nicht herbergt
(Bulgaren, Türken, Albaner)
2. Schwächung der Stämme, derenSplitter es im Fleisch hat
(Serben, Kroaten, Walachen. Russen), und
3. aller Feinde der lieben Bulgaren (Hellas)
Freiheit von Panslavismus und Irredentismus
5. Losung: „Der Balkan den Balkanvö'kern!"
(Denen der Herr über Sarajewo sich zuzählt);
hat erlangt: 1. Den Räuber» und Bluträcherstaat Albanien
2. Italiens Recht, dessen Boden fortzudüngcn
3. Patronatsgemeinschaft also (in der
Wien fünf Feinde, Rom fünf Freunde hat)
4. Ein italo-albanisches Skutari
3. Enttäuschung der Türken
6. Entfremdung der Rumänen
7. Enthüllung des Bulgarentruges
8. Serbengelübde, sich an ein Meer zu kämpfen.
9. Dumpf brausenden Haß aller (nicht polnischen) Slaven
10. Leerung der Staatskassen, Gewerbekrisis
11. Fünf umdräute Grenzen: Pflicht zur Wehrstärkung
(Die ohne Tisza, Wiens Hort, nicht zu haben ist)
12. Schrumpfung der Zuversicht, jungen Gemeinbewutztselns
13. Gefahr: innen Zersetzung, außen Koalition
14. Gewinn: Freundschaft mongolischer Kinderschänder
15. Trost: Morgcnroth zürnt hell aus den besten Hirnen.
DasDeutscheReich.
hat gewollt: Die Wahrung des Europäerfriedens;
hat erlangt: Seiner Feinde gesegnete Friedensmahlzelt.
»'

Das Lamm Benedikt Spinoza,

K8n tausend Büchern steht geschrieben, Spinoza sei ein An» mensch von einem Murmelthier und ein geborenes Opfer» lamm gewesen. Das war er aber nicht, vielmehr in der That von Haus aus eine höchst leidenschaftliche Natur.

Vor mir liegt das kürzlich im Verlage von Eugen Diederichs herausgekommene Werk „Spinoza im Portrait" von Ernst Alt- kirch, wo man nun die sämmtlichen Bildnisse Spinozas vor sich hat. Iedes widerspricht der hergebrachten Auffassung; auf keinem fehlt die eiserne Disziplin über sich selbst und die gebändigt« Leidenschaftlichkeit. Das aber hat Niemand angerührt. Selbst Lavater, der feine, feinste Gesichtsleser, spricht davon nicht, hat in unserem Fall überhaupt kleinlich, schief, plump gesprochen: freilich hatte er ein kleinliches, schiefes, plumpes Portrait vor sich, eine unglückliche Verklotzigung des Kupferstiches von Fessart. Lavater selbst sagt von der Fratze, die er bringt (Psysiognomische Frag- mente III, 277): „Nicht das beste Bild, das ich schon von Spinoza gesehen. Nicht drin sind die starken Augenbrauen des tiefen Denkers, nicht im unteren Umriß der Nase die unkindische Spürerei, nicht im Munde die Mächtigkeit und Melancholie des Urbildes. Aber so, wies da ist, welch ein sprechender Kopf! Wie steht der Mann in sich und auf sich allein! Wie wandelt er eigene Pfade ohne Rückblick auf Schmäher und Nachfolge! Wie bildete, wurzelte er sich in tiefer Stille! Welch stille Festigkeit in der Stirn! Was liegt nicht für erstaunlicher Verstand zwischen den Augenbrauen bis zur Nasenwurzel! Wie viel und tief bemerkend der Blick! Wie aufspürend alle lockere Stellen jedes ihm begeg- nenden Systems! Wie ermüdet von Denken, Forschen, Zweifeln! In dem (obgleich gewiß nur halb wahren) Munde wie viel Weis- heit und stiller Adel, — Laune und Salz! Das ganze Gesicht ein liebliches Gemisch von Trübsinn, Kampf mit Zweifeln und philo- sophischer Behaglichkeit, die geglaubtes Gefundenhaben der Wahr- heit erzeugt. Die Miene lächelt den voltairischen Vers: cle plats ecoliers et cie mauvsis critic^ues". Lavater war übrigens ein feiner Kopf, aber sein Verstand von Philosophie und von Philo- sophen war nicht weit her. Wer einem Philosophen eine kleinlick> lächelnde Miene eines Kleinlings zutraut, wer bei Philosophen von Trübsinn, Melancholie, philosophischer Behaglichkeit und endlich gar von Kampf mit Zweifeln redet, Der redet nach der landläufigen Vorstellung von Philosophen, aber nicht von Philo- sophen, gewiß nicht von Spinoza und nicht von dem Aussehen

Spinozas, — es ist kein einziger negativer Zug in diesem positivsten Gesicht von der Welt.

Schön erkannt hat Lavater nur die Festigkeit des Mannes in seinen Gedanken, aber die gleiche Festigkeit ist zu erkennen auch in der Herrschaft über sich selbst; gebändigte Leidenschaftlichkeit, sage ich, spricht aus den Zügen aller Bildnisse. Und nicht nur aus den Bildnissen. Jedem, der nachlesen will, werden Beispiele genug sogar von offen sich zeigendem raschen, feurigen, ja, heftigen Temperament in den Schriften Spinozas aufstoßen. Von Denen, die Das leugnen, sollte man glauben, daß sie jemals in den Theologisch-Politischen Traktat hineingeguckt haben? Die Urtheile darin über Juden und jüdische Literatur sind zum Theil stachelig und hart bis an die Ungerechtigkeit, gier fassen wir Spinoza an der primitiven, noch nicht völlig in die Theorie erhobenen Subjektivität seines Erlebens; noch litt er nnter den Affekten, von denen er sich endlich so wunderbar frei rang, aber wlir verstehen, daß die Lehre von den Affekten und von ihrer Bewältigung in seinem vollendeten System, in der Ethik, einen so breiten Raum einnimmt. Und wer ganz wirklich lesen kann (denn ich bin nicht der Meinung, daß Alle lesen, die gedruckte Wörter entziffern und die Sprache des Gedruckten verstehen, sondern meine, daß rechte Leser ungefähr so selten seien wie rechte Schreiber; zum Beispiel: die kleinen Spinoza-Philologen, aus was für Art Die den Spinoza lesen, nun ja, Das läßt sich auskennen nach dem Geschreib und den Albereien, womit sie den Riesen in ihren Sack zu stecken wähnen und sich und Anderen zuzueignen: man wird ihn aber vergeblich bei ihnen suchen, seine Abwesenheit liegt an ihrer Anwesenheit; — da ist mir nun bei den Spinoza-Philologen, aus Freudigkeit, der Satz übergelaufen), ein rechter Leser mit feinemOhr wird selbst aus den abstraktesten Theilen der Ethik, eben so wenig wie den überall nur gemilderten Enthusiasmus, den Ton des verdeckt feurigen Temperaments überhören. Das ist ein anderer Punkt des allgemeinen Mißverständnisses: auch der Enthusiasmus Spinozas wird durchweg verkannt, wie die ganze fundamentale Wahrheit von der Wesensverwandtschaft zwischen dem philosophischen und dem künstlerischen Genius. Goethe verkannte sie nicht und sagte allgemeinhin: „Ohne UeberschwSnglichkeit giebt es keine Größe" (Hegel: „Nichts Großes ohne Leidenschaft"); Jean Paul verkannte sie nicht und schrieb. „Die erfindenden Philosophen waren alle dichterisch, Das heißt: die echt-systematischen." Das ist so »richtig, daß Fehlen des poetisch-enthusiastischen Moments ohne Weiteres genügt,

über Jeden, der mit dem Anspruch eines Philosophen auftritt,
den Stab zu brechen, und wenn er die Reflexion und ihre Dialektik so hoch hinaufzuspielen wüßte wie Immanuel Kant. Die bloße Reflexion macht keinen Philosophen, so wenig wie einen Dichter. Spinoza war getrieben von einer gewaltigen Leidenschaft: die Wahrheit, mit ihrer Verklärung und ihrem Frieden, bändigte sie. Feuerbach gebraucht einmal bei anderer Gelegenheit den Ausdruck „Leidenschaftliche Ruhe." Das scheint mir ein rechtes Wsort zur Bezeichnung von Spinozas Stil wie von seinem Aussehen auf den Bildnissen: leidenschaftliche Ruhe.

Das Urtheil über Spinozas Seelenleben bleibt einseitig verkehrt aufs Aeußerste, so lange nicht zur Sanftheit der Gesinnung hinzu auch noch das feurige Temperament anerkannt wird. In den späteren Iahren freilich dürfte davon nicht viel zum Vorschein gekommen sein; nur im Spiegel seiner Diktion, blieb es immer noch erkennbar: es war kaum Gelegenheit zur Aeufzerung unter den einfachen Lebensverhältnissen mit einfachen, Menschen; und auch in den Priesen wird davon nur wenig angetroffen, zumal die Freunde bei der Herausgabe alle irgend persönliche Eröffnung weggeschnitten haben. Sollen wir deshalb gar glauben, daß auch der junge Spinoza bereits die Ruhe des älteren, besessen habe? Noch bevor die Gedanken in ihm wirklich frei und flüssig geworden waren, welche nach seiner Abrechnung mit der Allgemeinheit, und nachdem er sich außer jeglicher Menschenknechtschast, außerhalb des Sollens und ganz allein ans sein Wollen gestellt hatte, — die Gedanken, welche für die Seelenverfassung des glorreich Einsamen und wahrhaft in sich selbst Beruhenden Alles bedeuten? Noch bevor die ganz wunderbare Wahrheit in ihm zur , Herrschaft gelangt war: „Wenn wir eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung trennen und mit anderen Gedanken verbinden, so werden Liebe oder Haß gegen die äußerliche Verursachung und damit auch di: Schwankungen des Gemüthes, die aus diesen Affekten entspringen, vernichtet werden. Ein Affekt, der im Leiden ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald wir eine klare und deutliche Idee von ihm bilden. Und es giebt keine Körpererregung und also auch keinen Affekt, wovon wir nicht einen klaren und deutlichen Begriff bilden, könnten. Ein Jeder hat die Macht, sich und seine Affekte, wenn, auch nicht absolut, so doch zum Theil klar und deutlich zu erkennen, und folglich auch zu bewirken, daß er weniger von ihnen leide. Darauf hauptsächlich muß daher unser Bemühen gerichtet sein, daß, wir jeden Affekt, so viel wie. möglich, klar und deutlich er-

kennen, damit so der Verstand, von dem Affekt aus, zum Denken Dessen bestimmt werde, was er klar und deutlich erfaßt und worin er sich vollständig beruhigt, und so der Affekt selbst von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung losgelöst und mit wahren Gedanken verbunden werde." Das ist ein ganz wunderbarer Satz, ein wunderthätiger Strahl der Erkenntnis und Seelenberuhigung, ein Strahl, von der Sonne abgebrochen, der auch in der finstersten Nacht leuchtet und beglückt. Sollen wir glauben an die Unerschütterlichkeit des Gemüthes und an die Selbstbeherrschung bereits des jugendlichen Spinoza? „Ich sage aber, so lange Äer Erbe ein Kind ist, so ist. unter ihm und einem Knecht kein Unterschied." Für uns erscheint nur der Gipfel von Spinozas Leben bestrahlt, wir wissen so gut wie nichts vom jungen Spinoza (trotz dem großen und übrigens ausgezeichneten Werke von Dunin-Borkowski: „Der junge Spinoza"); nichts davon, wie er bewegt war, nur, daß, ihn Vieles bewegt hat auf stürmischer Fahrt, und wir wissen wenig von Dem, was er in den Iugendtagen getrieben, wie er gehandelt und wie er geredet hat*): in Allem aber, was wir davon wissen, erscheint Spinoza fest und streng, tapfer und leidenschaftlich hindurchbrechend; ganz gewiß war ihm Fluth und Springfluth ,in der Seele und von dem Trotz der tragischen Empörer. Kann es anders sein? Unmöglich besitzt auch nur die geringste Vorstellung von der Revolution durch Spinoza, wer sich nicht auch das Herz vorstellt, aus welchem diese Revolution auskam, die revolutionäre Natur des Mannes, der sich selber gezeichnet hat in der Tracht des Rebellenhäuptlings Masaniello (dem er ähnlich gesehen haben soll; in Neapel, im Museum San Martins, findet man einen Kopf des Masaniello, der thatsächlich dem des Spinoza ähnlich sieht.)

Wir nehmen Spinoza nichts, indem wir leugnen, daß er ein Lamm gewesen sei (wahrlich ein Lamm von seltsamer Gesinnung, das gar trefflich mit dem Wolf gestritten hat!); wir möchten vielmehr, daß ihm seine ganze menschliche Größe zurückgegeben werde. Doswegen muß auch auf den Weg hingedeutet sein, den Spinoza zu gehen hatte, bevor er so groß ward, wie er in der Ethik vor uns steht, so groß, daß er die Leidenschaften der Menschen weder beweinte noch belachte, sondern verstand auch da, wo sie ihm selber Mm Schicksal geworden waren; so groß, so riesig und erhaben an

*) Es giebt keine Aufzeichnungen darüber von Augenzeugen, von Iuden; überhaupt fehlt jeder jüdisch« Bericht über sein Leben; unter seinen Freunden war kein einziger Iude.

Macht, daß er die eigene Gemütsbewegung von dem Gedanken
der äußerlichen Verursachung lösen und sie verbinden konnte mit
ewigen Gedanken und kein Haß zurückblieb, keine Klage und kein
Schmerz, vielmehr von Alledem seine Freiheit und seine Thatkraft
noch sich nährte und wuchis. Wie Rückert, völlig spinozistisch, sagt:
Wenn Du Dein Leiden selbst in That verwandeln kannst,
Dann magst Du rühmen Dich, daß Freiheit Du gewannst.
Gemüthsbewegüngen lös auf in Dein Erkennen,
Dann thust Du, leidest nicht, und magst so frei Dich nennen."
Ein Leben und ein Werk wie das Spinozas wächst nicht
lohne Weiteres aus der Natur und aus dem Stegreif; die drei
Wunder Spinozas verstehen wir nach ihrer ganzen Wunderbar-
keit erst dann, wenn wir erkennen, was er im Innersten herunter-
zukämpfen und was emporzubringen hatte, um dieser drei Wunder
mächtig zu werden: „gegenüber den ihn verfolenden Menschen,
gegenüber seiner Krankheit, und dieser grandiose Wunderbau der
Ethik, den ich keinen Augenblick anstehe, ganz vollkommen zu
»nennen, und worin auch die Spur nicht von Leiden weder durch
Menschen noch durch sein Siechthum angetroffen wird, noch auch
eine Anwandlung von irgendeiner Schwäche des Gemüthes; es
ist das Werk des übermenschlich gesündesten und stärksten, des
heroischsten Menschen. (Die Lehre von den Geistigen und vom
Volke" von Konstantin Brunner.)
Spinoza ist kein Lamm von Natur, aber zum Lamm ge-
wordener Löwe; ein Löwe an Zorn und Willen, der sich selber
gebändigt hatte zum Lamm. Dies ist seine Größe, daß er das
menschlich Leidenschaftliche und das menschliche Leiden besiegt und
aufgehoben hat in einem höheren Seelesein; der Sieg aber hat
Iden Kampf, der Befreite hat den unfrei Gewesenen in sich. So
müssen wir wissen, so wollen wir sprechen, anders dürfen wir
nicht: sonst sprechen wir von Unmenschlichem, was nicht ist, nicht
,war und niemals sein kann, und greifen nach dem Schatten; sonst
treten wir auf die Stufe der .Menge, die sogleich der abergläubigen
Vorstellung Raum giebt, wo Etwas ihrem gemeinen Sinn und
Zustand nicht faßlich erscheint. Wir müssen auch aufhören, und
zwar endlich vollkommen damit aufhören, daß wir den großen
Menschen ihre Tugenden rauben, um daraus Götter zu dichten;
und sollten uns dann Menschen hervortreten, höher als die ge-
wöhnliche Klasse der Menschen, die, weil sie den überlegenen Geist
snicht fassen kann, sich selber für die einzige einheitliche Mensch-
heit aüsgiebt: nun wohl, wir können an keine Götter, aber wir
müssen Heroen glauben. Stolzfreudig wollen wir sie anerkennen,

mit Inbrunst verehren, und wenn uns selber im Herzen das
Leben sich regt, so werden wir zusehen, waF sie uns sein können,
was wir durch sie werden können! Sie heilen Kranke, reinigen
Aussätzige, erwecken Tote und treiben die Teufel aus: all Das
aber als mächtiges Menschenwerk verstanden. Die Gefahr ist drin-
gend, man hat bereits mehr, als Recht ist, den Spinoza aus dem
Bereiche des Menschlichen ins Unwahre der Fiktionen erhoben;
ihm geschieht am Ende wie Christus, aus dem man so lange einen
Gott gemacht hat, bis es nun fast unmöglich zu fallen scheint, daß
man endlich den Menschen aus ihm mache, den wir nöthig haben.
Christus; das andere Lamm, das Lamm Christus. Wer die
Portraits von Spinoza nicht sehen und seine Schriften nicht lesen
Vann, wie wir lesen! und sehen, und ein Beispiel will dafür, daß
in so hoher Natur neben der großartigen Milde des Herzens ein
so heißes Temperament bestehen könne, ohne doch der Sanftmuth
und Liebe eine Schande anzuthun, Der mag auf Jesus Christus
verwiesen sein, in welchem Beides Hand in Hand mit einander
geht. Man braucht nur die Evangelien zu lesen. Der Jesus
Christus der Evangelien aber ist der echte Bruder des Benedikt
Spinoza, welcher bei Goethe in seinem eigensten, zwar nicht klassi-
schen, aber charakteristischen und gesinnungtüchtigen Latein cKri-
stiänissimus und tkeissimus genannt wird; nur erscheint in dem
Jesus Christus das leidenschaftliche Wesen nicht so gemäßigt wie
in Venedikt Spinoza; und er starb vielleicht zu ,jung, um die
letzte Unerschrockenheit im Gemüth zu erreichen und ein solcher
Felsenmann zu werden wie Benedikt Spinoza. Nimmer hätte
Der geschrien:, „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"
Und von ihm ist kein Wort überliefert gleich jenem: „Lasset die
Toten ihre Toten begraben" oder wie das andere Wort zur Mutter:
„Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen!" >Man braucht nur die
Evangelien zu lesen, wo Derlei nackt dasteht, ohne!oaß ein Feigen-
blatt drauf gedeckt ist, und so muß man!es ansehe,n; die allge-
meine Vorstellung von Christus ist so wenig gehörig wie die
von Spinoza; noch weniger natürlich darf man bei Christus an
die Phantasieideale von seinem Aussehen denken.
Das ist übrigens interessant zu verfolgen, wie die auf gar
keine Ueberlieferung gestützte Phantasie lediglich aus dem Inner-
lichen das Aeußerliche hervorphysiognomisirt hat. Der einzige
Anhalt, wenn Das Anhalt heißen kann, wurde gefunden bei Ie»
saias 33,2: was dort von dem Knecht Gottes geweissagt ist, von
dem Aergerniß, welches man an ihm nehmen würde, „weil seine
Gestalt häßlicher ist denn anderer Leute und sein Ansehen denn der
Ü5'

Menschenkinder," wurde auf Christus gedeutet. Und da hieß es
denn in den ersten Jahrhunderten, so lange das Christenthum
selber für etwas gar so Häßliches unter den Völkern galt: Christus
sei mißgestaltet und der Häßlichste der Menschen gewesen. Je mehr
aber das Christenthum zum Triumph gelangte, desto schöner wurde
Christus, der schließlich der Schönste der Menschen geworden war.
Man fabrizirte einen Brief, den man einem fabrizirten Zeitge-
nossen Christi, einem Römer Lentulus, unterschob. Der sollte die
folgende Beschreibung vom Aussehen Christi naich Rom geschickt
haben: „Cr ist groß von Statur und sein Angesicht ist lieblich und
voll Kraft, so daß, Die ihn ansehen, ihn lieben und fürchten zu-
gleich. Sein Kopfhaar ist weinfarbig, bis zu den Ohren schlicht
und ohne Glanz, von den Ohren bis zu den Schultern kraus uud
glänzend; und von den Schultern fällt gs über den Nacken, in
zwei Theile gesondert nach der Art der Nazaräer. Seine Stirn ist
rein und glatt, das Gesicht ohne einen Flecken, vielmehr geziert
von einer zarten Röthe, der Ausdruck mild und offen, Nase und
Wund vollkommen schön, der Bart voll, gabelförmig und von
der Farbe des Kopfhaares, die Augen sind blau und sehr glänzend.
Im Zorn und Drohen ist er schrecklich, im Lehren und Ermahnen
zart und liebenswürdig. Die Anmuth und Majestät seiner Er-
scheinung ist wunderbar. Niemand hat ihn je lachen gesehen,
sondern vielmehr weinen. Seine Haltung ist aufrecht, die Hände
sind wohlgeformt und gerade, die Arme von vortrefflicher Schön-
hat. Mächtig und ernst im Sprechen, ist er wortkarg. Er ist der
Schönste der Menschenkinder."
Sicherlich lag dieser Schilderung ein Bildniß zu Grunde
oder sie ist aus mehreren Bildnissen gezogen; wie sie auch wieder-
um auf die späteren Vorstellungen Einfluß gewann. Edles und
originelles Großes hat die Malerei hervorgebracht in ihren
Schöpfungen von Christus als Gottheit, als Weltrichter (rex
tremenä^e inäjestätis), als leidendem Messias; und auch Rem-
brandts Christus und noch der modernste „Christus der armen
Leute" ist ein Christus; aber wo bleibt unser Christus, der wahre,
der ganze Christus, der Menschensohn Christus, wie ihn die
Evangelien nach der Fülle des Lebens, der Charakteristik und des
Ausdrucks zeigen? Hier harrt der Malerei ihre mächtigste Auf-
gabe, für deren Lösung es aber erst des neuen, mit Ausschluß
allen Aberglaubens auf die reine Geistigkeit gestellten Bewußt-
seins bedarf. (Ladater, „Von der Physiognomik", war verwegen
genug, auf eigene Hand aus den Evangelien das wirkliche Aus-
sehen Christi rekonstruiren zu wollen, was aber natürlich nicht

mehr Werth beanspruchen kann als etwa Cardans Beginnen, Christus die Nativität zu stellen.) In unserem Idealportrait dürfte auf keinen Fall vergessen sein, was in jener Prosopographie des Pseudo-Lentulus recht hervorgehoben steht: neben der Milde und Liebe die Mächtigkeit und die Schrecklichkeit im Zorn und Drohen. Das flammendste Temperament muß man sich bei Christus wie bei Spinoza vorstellen, will man sich nicht diese Lämmer verkehrt vorstellen, die so ganz anders als lammhaft sein konnten. wo es ihr hoher Menschenberuf anders verlangte. Freilich nur da; man glaube nicht, daß wir den Reif vermeiden wollen und fallen in den Schnee. Um Alles nicht soll gesagt sein, daß sie das Gegentheil von Lämmern waren: Lämmer wohl, aber freiwillige, nicht geborene; und ihre Sanftmuth andere als von der Sorte, die zusammengezwirnt ist mit Willenlosigkeit. Nicht die Sanftmuth und Geduld der Schlafköpfigkeit und der Schwäche des Empfindens und Handelns, nicht Sanftmuth bei kümmerlichem Wesen, Demuth, Muthlosigkeit, nein, mit Stolz und Starkmuth, mit Tapferkeit und Standhalten in Thun und Leiden; und noch mehr: Sanftmuth und unerschöpfliche Liebe aus letzter, tiefer, klarer Besinnung, als Frucht der Ueberwindung des relativen Bewußtseins und herzinnig heiliger Hingebung an den Gedanken des Ewigen.

Christus und Spinoza. Ich habe einmal ausgesprochen, was Christus und Spinoza zu den beiden Hauptpersonen unserer Gattung und Geschichte macht; selig sind, die an ihnen nicht Aergerniß nehmen. Uns leben sie Beide, in immer gegenwärtiger Größe, als Diejenigen, die Großes von uns wollen, unser Größtes, unsere stärkste That im höchsten Kampf; und was wir denken und was wir leben, wird uns veredelt durch ihre Gedanken und durch ihr Beispiel. Schelling hat im Hinblick auf die Weissagungen des Alten Testamentes Christus eine historische Person genannt, deren Biographie schon vor ihrer Geburt verzeichnet gewesen sei. Ein tiefes Wort, wenn wir es tief verstehen und seine Bedeutung erweitern; und es gilt von Spinoza wie von Christus. Das sind Die, von denen wir vorher und nachher und immerwährend sagten und sagen. Sie sind unsere Dichtung und unsere Wahrheit. Chrisws und Spinoza sind die ewigen historischen Personen, deren Schicksale und deren Worte wir fortdauernd erleben und in uns vernehmen.

Wer aber, um nun wieder auf unser besonderes Thema vom Spinoza zn kommen, wer noch nicht sich zufrieden giebt, weil ihm unglaublich scheint, daß ursprüngliche Affekte der Natur solcher

beinahe gänzlichen Bändigung fähig seien, Der hat Recht im Allgemeinen; doch woher will er wissen, was die Natur in den Genies, in den Heroen vermag? Vielleicht läßt er sich belehren durch das Beispiel des Sokrates, der gleichgesehen hat einem Silen. mit breiten Schultern, Hängebauch, vorgequollenen Augen, Stülpnase, großem Mund und dicken Lippen. Silen, wo willst Du mit dem Sokrates hin? Oder weiß doch wohl eher Sokrates, wohin mit dem Silen . . .

Umsonst war Das gewiß nicht, daß Sokrates so aussah, wie er aussah: Leib und Seele sind nicht Zweierlei, und wenn Du sagst, „der Leib sieht aus", so sage ich, die Seele ist es, die aussieht, oder, mich schlechter, aber leider verständlicher auszudrücken: wie nichts Anderes in unserer Welt der Bewegung oder Kausalität, so ist ja doch auch die äußerliche Beschaffenheit des Menschen keine der Freiheit und Zufälligkeit, sondern überall Erscheinung nach der Beschaffenheit des Innerlichen. Etwas ganz Anderes freilich: wie viel davon gerade auf der sichtbaren Oberfläche liegt, die von uns die äußere Erscheinung genannt wird, und wie weit wir im Stande sind, in dem uns sichtbaren Aeußeren das innerliche Wesen anzuschauen. Die allermeisten Menschen fahren da, beim Physiognomisiren, gewaltig nebenhin. Alle Menschen nämlich physiognomisiren, man spricht nur nicht davon, wenigstens nennt mans nicht unter diesem Namen. Man sollte aber davon, dagegen sprechen. Gegen die Physiognomik als Wissenschaft sind bedeutende Männer aufgetreten, keiner aber gegen den Sachverhalt, daß alle Menschen die Physiognomik ausüben als wäre sie standfeste Wissenschaft und unfehlbare Technik. Tatsächlich physiognomisiren alle Menschen, obwohl alle Menschen nichts' weniger als^ genial des Unsichtbare zu erfassen und Seelen zu gewahren, noch auch nur das Sichtbare zu beobachten und Körper recht zu sehen vermögen. Aus einem allgemeinen Gefühl heraus, mit dem es in der Menge nicht um ein Haar besser bestellt ist als mit dem logischen Denken und mit der Grundlage, worauf ihr Fühlen und ihr Denken ruht, spielen alle Menschen immerwährend mit dem Physiognomisiren; und gar manche Spiele der verhängnißvollsten Narrheit. Man verkenne doch nicht, daß Dem wirklich so ist und welch ein Theil der Praxis darauf ruht! Was Alles im Zusammenleben der Menschen, in jedem Verhältnis, in jeder Gemeinschaft der Interessen, in der Gesellschaft, im Staat, in der Geschichte, Wals da Alles,hängt am Urtheil über das Aeußere eines Menschen, über die Art seiner Aeufzerung, über die kleinsten Eigentümlichkeiten seines Wesens und Bezeigens, ja, so-

gar an feinem Namen, und daß auch hierin Wichts Anderes sich
erweist als die Macht des leibhaftigen Aberglaubens, der auch
an ihrem Physiognomisiren die Menschen hält, sie zum Besten
hält und in den Unfrieden gegen einander treibt: Dessen wer»
den sie sich, bei dermaliger Einrichtung ihrer Köpfe, stricht be-
wußt. Man denke nach, man sehe um sich ,und auch in sich, manz
betrachte diL^eMe^Äckfte. Jaucht. au^Bmuu der Pöbelphysiozno-
mik:, dieZMeutheorie.
Das Physiognomisiren der Allgemeinheit, die nicht Tag und
Nacht unterscheiden kann, ist wahrlich lächerlich und gefährlich:
aber trotzdem es keine Physiognomik giebt, giebt es dennoch Phy»
siognomen, äußerst wenige; in denen nämlich der Sinn für das
Unsichtbare lebendiger ist, das Gefühl richtiger spricht, mit dem
logischen Denken bessere Freundschaft hält und Alles, in tieferer
Seele, auf wahrerem Grunde steht. Deren hat es zu allen Zeiten
gegeben; auch unter den Griechen natürlich. Ein Physiognom mag
Pythagoras gewesen sein; von ihm wird erzählt, Äaß, er mit Keinem
Freundschaft schloß und Keinen unterwies, bevor er ihn nicht
physiognomisch untersucht hatte, und auch Sokrates, auf dessen
Silensphysiognomie wir gleich noch einmal kommen müssen, mag
auf Derlei gegeben und davon verstanden haben; es heißt, er
habe den jungen Platon auf Grund seiner Physiognomie zum
Schüler angenommen. Es muß aber auch ein gewisser Zopyros
davon verstanden haben; und dieser Zopyros, „der Physiognom",
erklärte frischweg den Sokrates für stumpfsinnig, wollüstig und
der Trunkenheit ergeben. Darüber lachten Alkibiades und alle
die umstehenden Freunde: wer galt ihnen für weiser, enthaltsamer
und reiner als Sokrates? Nur Einer lachte nicht; Sokrates. Der
sagte vielmehr: In der That sei es so in ihm gewesen, wie Zopyros
gesehen habe, aber durch den Gebrauch der Vernunft, durch
Uebung und Anstrengung habe er seine Natur bezwungen. Das
nun mag man glauben. Denn es erzählt davon, wie der Sokrates
mit dem Silen fertig geworden (der Sokrates, von dem die Lake»
daimonier bewundert wurden, weil sie die Götter um das Schöne
zu dem Guten baten, und der selbst das herrliche Gebet zu den
Göttern gethan: „Verleiht mir, schön zu werden im Inneren, und
daß, was ich Aeußeres habe, dem Inneren befreundet sei"); und
darum ist'es für wahr zu halten, auch wenn die ganze Anekdote,
die Cicero, De tato V, 10, berichtet, nicht wahr sein sollte. Damit
wird Etwas getroffen. Das mag man glauben; und auch, daß
noch Andere sind von Denen, die über dem Rechten hielten und
Dies nur konnten, indem sie es in sich gegen sich selber mit Miesen»

Willen bezwungen haben und in diesem Punkte dann dem sonst
unvergleichlichen Sokrates sich vergleichen könnten.

Genug; zu viel vielleicht schon für Den, der stehen, lesen
und der denken kann und darum auch versteht, wie möglich ist, daß
thatsächlich das Bewußtsein in der menschlichen Natur den Flug
über die Menschlichkeit hinaus nehmen und das Ewige erreichen
kann, und bleibt damit doch ganz und gar lim Menschlichen. Ich
habe in der „Pneumatologie" gezeigt, daß das Denken nuf keine
andere Weise zu verstehen ist als so, wie nuch das Körperliche
allein zu verstehen ist: das Körperliche nämlich nicht nnders denn
als Ganzheit der einen Welt, und auch das Genken als Ganz-
heit, als Ganzheit des einen Weltinnerlichen nach seiner 'Un-
erschöpflichkeit in einem jeglichen Denkenden (ubic^ue totus),
wahrlich nicht als das Erzeugniß gewisser dinglicher Existenzen
in Diesen und nur in Diesen vorhanden, was >:in wüstes Mirakel
wäre; es sind gewiß nicht wir, die da denken, so wenig, wie Air
Körpcr sind. Und damit ist uns aufgethan, welch eines Meeres
Tropfen wir lebendig sind und verwandelt werden und, daß zwar
der Körper unserem Bewußtsein ein verschwindend Einzelnes er-
scheint innerhalb des Vielen der relativen Körperwelt, daß aber
das Bewußtsein die innere Unendlichkeit und zuletzt das Ein,
und Alles selber ist. Daher auch, bei allem beständigen Wandel
und her gänzlichen Auswechselung der Theile unseres Körpers,
und trotzdem wir im Lauf unseres Lebens mehrere völlig neu
zusammengesetzte Körper besitzen, dennoch unser Bewußtsein
wesentlich das Gleiche bleibt; und wie ein Ieder unmittelbar
gewiß ist, daß das innerliche Bewußtsein, das Fühlen, das Wissen,
das Wollen ihm das Leben ausmacht, nicht sein Körper, so weiß
Ieder tiefer Dringende: Nicht dieses Bewußtsein des Fühlens,
Wissens, Wollens ist in ihm das Wesen, sondern das Wesen in
ihm ist der Grund der Besinnung, worauf er ruht mit seinem
Bewußtsein des Fühlens, Wissens, Wollens.

Weil die geistig Denkenden in ihrem Bewußtsein leben, das
nicht geboren wird und nicht stirbt, das Innerliche der ganzen
relativen Verwandlungwelt und, höher als diese, zuletzt Das,
was diese relative Welt in absoluter Wahrheit ist, das Eine des
Geistes (geistig Denkende sind Diejenigen, denen der Riegel des
Lebens weggeschoben ward und die da erkennen, daß allein das
jEine des Geistes absolut ist, die Welt der Dinge aber relativ ist,
ihre Existenz nur im Absoluten hat), darum hält in den Starken,
die aus solcher tiefsten Erinnerung und Besinnung bis an das
Ende des Denkens denken und die wahrhaft in ihrer Eigentlich-

.^llläuits bulboss.
keit und Wesentlichkeit sich erfaßt haben nnd besitzen: darum hält
in ihrer Seele das allbedenkende und vollkommene Bewußtsein
Stand gegen die ganze Schaar der eigenen Affekte, wie gegen
jegliches Leid und Geschick in ihrem Menschendasein. Der stärkste
Mann ist Spinoza gewesen, die Macht, die freie Macht des
Menschen erscheint in keinem anderen Menschen so ungeheuer
wie in ihm; er hatte das Gefängniß gefangen genommen und
mit sich in die Freiheit; über der Erfahrung der Relativität stand
er, mit seiner Theorie nicht zuverlässiger verwahrt und geheiligt
als mit seiner Praxis; über seinen Affekten stand er, über den
Ermattungen des Willens und der Geduld, erhaben über Wechsel
und Untergang nicht nur in den flüchtigen Stunden der Ekstase,
so etwa wie beim Springen das Gesetz, der Schwerkraft für einen
Augenblick aufgehoben scheint. Wir wissen von keinem anderen
unter den Menschen, in dessen Dasein hinein die Wahrheit des
Gedankens so durchgebrochen, wie Licht durch Glas; der, frei von
jeglichem Aberglauben, mit seinem ganzen Leben gleich Spinoza
in der schicksallosen Innerlichkeit ewiger Gedanken geruht hat.
Wir wissen von keinem Anderen zu sagen wie von diesem wunder-
bar Einzigen, daß er erlangt hatte, über der Tragik zu stehen.
Friede sei mit uns Allen und Seligkeit durch den Gedanken!
Konstanti n B r u nner.

^^teigt man den Waldweg zum Wiesengrnnd hinab, so liegt das
Bauerngut recht stattlich am Bergabhang zwischen Feldern am
See, der in der Sonne glitzert. Das große Dach des Bauernhauses
guckt aus blühenden Obstbäumen hervor. Buntgefiederte Tauben flat-
tern lustig über die Scheunen und Ställe und fallen in das Ackerland
ein, das der Knecht mit seinem feisten Schecken pflügt.
Der Bauer war im Wald gewesen und kam nun gegen Mittag
in sein Gehöft zurück; im Rucksack hatte er Pilzlinge. Er sah mürrisch
drein.
Seine Frau, die ihm zwölf Kinder geschenkt, war beim dreizehn-
ten. einem totgeborenen, schwer erkrankt nnd konnte seit der Geburt
das Bett nicht mehr verlassen. Abgemagert und verzehrt lag sie seit
Monaten in den Kissen. Die vielen Kinder hatten ihre ganze Kraft

erschöpft. Legte der Bauer sich abends neben sie, so mußte er Rücksicht nehmen. Das verstimmte ihn; denn der brutal und sinnlich Veranlagte mochte keine Rücksicht. Zwar hatte es der Arzt an Ermahnungen nicht fehlen lassen. Wer wollte dem Trotzigen aber Vorschriften machen? Sein Wald war sein Wald, seine Pferd' seine Pferd' und sein Weib sein Weib! So polterte er zornig.

5

Und doch wurde eines Tages sein Bett in die hintere Stube gestellt, die an die Küche grenzte; wozu Mali, seiner kranken Frau gesunde Schwester, mitgeholfen hatte.

Wann geschah Das?

Die Kinder waren mit den Knechten und Mägden zur Christmette gegangen. Den jüngsten, zweijährigen, hatte Mali mit seinem Christkindchen, einem kleinen Holzpferd, ins Bett gebracht. Bleich und krank lag die Schwester in apathischem Schlummer ...

Da trugen der Bauer und die Schwägerin mit gesunden, festen Armen das Bett in die Hinterstube.

Wie ein Geschenk trugen sie es. Und da es an Ort und Stelle stand, legten sie sich hinein.

Lange schon hatten sies abgemacht. Die Stille Nacht wollten sie feiern.

Mit schwachen, aber verständnißvollen Blicken verfolgte die kranke Frau ihre Schwester. Oder war es das Gewissen, das Solches bei Mali befürchten ließ?

Gegen Pfingsten ließ sie die Schürze nicht mehr vom erweiterten Rock. Es war kaum noch zu verbergen. Trotz ihrer Elendigkeit starb die Bäuerin nicht; als wenn sie Zähigkeit erhalten, Das zu schauen, was nun ans Licht der Sonnen kommen mußte.

„Wanns schon aus wär! Wanns nur schon aus war!" So spukte es im Kopf des Bauern. Malis Angst drängte.

Da ging er eines Morgens mit dem Rucksack auf dem Buckel in den Wald.

„Wanns schon aus wär!" Immerfort klang es in seinen Ohren, während die Augen Pilzlinge suchten. Aber im Frühjahr wachsen sie spärlich. Mußt schon steigen! Oben erst, wo die Sonne wärmer wirkt, da stehen sie. '^

Leicht stieg er nicht. Bergsteigen war nie seine Sache gewesen. Mit schwerem Athem keuchte er bergan. Die Schweißtropfen fielen ihm heute so kalt in den Nacken. Das empfand er recht unangenehm; aber er ließ sichs nicht merken. Wie wenn er beobachtet würde, war er. An einer Schneise fand er die ersten; sie genügtem ihm nicht.

Weiter, nur weiter: drängte es in ihm.

Und er stieg aufwärts; immer höher: bis zur höchsten Halde.

Dort stand, was er suchte.

In ihren verschiedenen Arten leuchteten die weißen und die

gelben; mehr verborgen die grünen und braunen. Emsig sammelte
er für ein Gericht; dann ging er, wie befriedigt, abwärts.
Als er an den Wiesengrund kam, trat eine Wolke vor die Sonne,
die so warm geschienen hatte. Im Schatten fröstelte sein vom Gehen
erhitzter Körper. Murrend nestelte er die blanken Knöpfe sein: , grünen
Weste zu. Dann reckte er sich, „'s geht vorüber!"
Mali hatte längst den Wiesenauer durch den Wald kommen
sehen und das Essen für ihn in der Küche bereit gestellt, wo die Beides
feit der Stillen Nacht allein zusammen aßen.
Gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand der Kranken; und
als der Arzt morgens zu ihr ans Bett trat, konnte er nur noch den
eingetretenen Tod feststellen.
Zum Leichenschmaus waren die Bauern mit ihren Frauen er-
schienen. Im Dorf sollte gefeiert werden. Der Wiesenauer hatte an
nichts fehlen lassen. Eher zu viel war geschehen. Die Schüsseln dampf-
ten und der Tiroler funkelte in den Gläsern.
Roth waren auch schon die Gesichter der Leidtragenden. Beson-
ders das des Schwagers, eines großen, hageren Menschen, der Förster
gewesen, aus dem Kaiserlichen aber, seines rohen Wesens halber, ent-
lassen war und nun bei einem Bürgerlichen Dienste that,
Uebersah man die Gesellschaft, so glaubte man wahrlich nicht,
daß hier Iemand betrauert werde. Nur der Wiesenauer und die Mali
waren still. Der Schwager Werkte es; wie im Scherz oder vom Wein
erhitzten Uebermuth neckte und reizte er die Beiden. Der Wicsenauer
wollte nicht darauf eingehen. Seine Blicke waren auf des Försters
grünen Filzhut gerichtet, der auf dem Tisch lag. Die gebogenen Spiel-
hahnfeder bewegte sich zitternd im Lufthauch.
Winkte sie ihm: Komm mit, komm mit?
Als aber der Schwager ihm seinen grünen Hut auf den Kopf
stülpte mit den Worten: „Alter Giftpilz": da sprang der Wiesenauer
plötzlich wild auf; und so schnell, wie er es gesprochen, hatte der Förster
des Bauern Faust im Gesicht.
Das wurde schlimm. Der Wein in Diesem, die Wuth in Ienem
ließen nicht ab, so viel man auch wehrte.
Listig hatte der Förster sein Messer aus der Lederhose gezogen
und es deni Bauer in die Kehle gejagt.
Es war geschehen. Röchelnd sank der Wiesenauer in die Arme
der schreienden ???ali. Der Förster floh.
5
..^insniw dulbosä. Grüner Giftpilz. Wohl keiner ist so gefähr-
lich wie dieser, weil die Wirkung des Giftes erst nach zwölf Stunden
eintritt." (Führer für Pilzfreunde von Edmund Michael Zwickau,
Förster in Borries.)
Scharfling. PanlKa lisch.

H28
Die Zukunft.
Nasamecu.

asamecu?
Ein Kompositum aus den Anfangsbuchstaben mit den ihnen folgenden Vokalen von vier inhaltreichen Worten: Natura ssust, msdicus oursl Dieses Wort hat Dr. msg. Georg Groddeck in Baden-Baden als Vortitel über sein bei S. Hirzel erschienenes und Ernst Schwe» ninger zugeeignetes Buch geschrieben: „Der gesunde und der kranke Mensch, gemeinverständlich dargestellt."
Nasamecu spricht eine für alles Gesunden und Gesnndmachen fundamentale Wahrheit aus; und es erschließt das Verständniß der noch von Vielen auf verschiedene Weise verkannten Rollenvertheilung bei der Heilungaktion, der Leistungen der Natur und der des Arztes. Groddeck will die immer noch für weite Menschenkreise beschämend nöthige Aufklärung nnd Entängstigung in grundlegenden Fragen der Gesundheit und der Krankheit bringen.
Die Tendenz der Schrift ist deutlich aus deren Motto zu ersehen: „Alle Menschen müssen Aerzte sein, alle Aerzte müssen Menschen sein." Das heißt: Die Menschen müssen aufgeklärt und damit auch angstfreier werden; die Aerzte aber müssen aufgeklärt werden, daß sie die Menschen weniger ängstigen.
Die Arbeit bezeugt, daß Kunde und Kunst auch außerhalb ihrer Hochkulturstätten zum Besten der Allgemeinheit, der Laien, in diesem Fall der Leidenden, und der sie Leitenden, der Aerzte, gepflegt und gefördert wird: nicht nur im Sinn gelegentlicher und zufälliger Beobachtungen, reiner !(oder,,wie der despettirlichere Ausdruck lautet: iroher), billiger (und doch so wichtiger!) Empirie; sondern auch durch plangemäß erworbene Erfahrungen, Erforschungen, durch praktische Versuche und Studien spektatorischer wie spekulatorischer Art.
Groddeck bekämpft die Gespensterzucht der Aerzte und vieler Laien in der Zone des Pathologischen nnd Therapeutischen. Das Uebertreiben der Gefahren bei Herzalterationen, bei der Gefäßverkalkung, der Infektion, bes Krebses, der Lues, der Psychosen, der Vererbung, anderer oft mit Krankheitfurcht kausal und konsekutiv zusammenhängender Ideen. Er bekämpft schädliche Lehren: den luror äntiukokolieus, die allzu radikal rassezüchterische Propaganda, die antipyretische, operative, spezialistische Viel- und Vielzuvielgeschäftigkeit; eben so die ärztliche Vielrednerei zu eigener Glorifikation und Selbstsalvirung, die an eigener Quantität wie auch an Größe der Gefolgschaft zunehmende Verantwortungscheu und die unberechtigten Sorgen vor bewährten Prozeduren. Er kämpft gegen die Unzulänglichkeiten und.Unangänglichkeiten der Naturheilerei, die eventuellen Nachtheile des psychoanalytischen Verfahrens, kosmetische Illusionen, die Laienmißbräuche der Kinder-, Schwangerennnd anderen Ueberfütterung und Uebertränkung nicht allein aus den Motiven der Gewohnheit und des Wohlstandes, sondern auch irriger hygienischer An- nnd Absichten; ferner die Schädlichkeiten beim Bril-

Nasamecu.
lentragen, die modischen Bekleidung- und Beschuhungthorheiten, den Eewohnheitkultus, die Unreinlichkeit aller Art und andere Begehung- nnd Unterlassungsünden, Vergehen und Verbrechen.

Was Groddeck sagt, entspringt einer kräftigen, erquickenden Lebensbejahung, einem anziehenden Optimismus. Er ist ein Freund des Lebens und damit der Bewegung und der Arbeit, ein Feind des Stumpf- und Dumpffinns, der Trägheit, Stagnation, des Sumpfes, der Furcht- und Schrecksamkeit und der Verzweiflung; deshalb ruft er zu geistiger, moralischer und physischer Regsamkeit und Thätigkeit und gegen Faulheit und Verfaulen; deshalb mahnt er, daß Widerstandsunfähigkeit da besteht, wo Fäulniß ist, und mit ihr zunimmt. Er ruft zu Starkmuth und Zuversicht aus.

Die Art, wie er die weite Landschaft des Menschenwesens nnd Menschenlebens durchstreift, auf das Wichtigste hinweist, die morphologischen, physiologischen, pathologischen und therapeutischen Verhältnisse mit schenlosen, findigen, für der Natur Geist- und Wohlthatreichthum offenen und schönheitsichtigen Augen anblickt, überträgt sich auf den Leser und fesselt ihn mit regem Interesse an das schöne Buch. Philosophensinn paart sich hier mit Künstlersinn. Die Darstellung ist eben so schön wie klar, sinnfällig und lehrreich. Sie bedient sich oft des Gleichnisses; nnd diese Bildhaftigkeit des Ausdruckes hebt das Geschriebene in den Lichtkreis intimer Anschauung und gewährt dem Laien wie dem Fachmann nngewohnten Lesegenuß.

Groddeck lächelt über die Kultur einer Zeit, die Kenntnisse höher als alles Andere schätzt. Nicht das positive Wissen, sondern die Denk-, und Empfindungfähigkeit, das Durchdringung- und Verarbeitungvermögen allem Umunssein, Umunsgeschehen gegenüber, die Anwendung all dieser Qualitäten zum Zweck nützlichen Schaffens wie zum Erwerb von Kenntnissen und das Maß der hierzu verwendeten Arbeit (zunächst gleichviel, ob mit oder ohne Erfolg): all Dieses sollte in unserer Tinschätzung voranstehen. Denn dies Alles steht höher, zengt eher von Begabung, Verdienst und Fortschrittmöglichkeit als sogar das selbstgefundene Wissen, das oft vom Zufall abhängig ist, und nun gar das überkommene, das wohl auch ein mittelmäßiger Kopf sich anzueignen vermag. Daß unser Bischen Wissen vor dem Thron der Menschenmeinung hoffähiger macht, daß die Einsicht, das Verständniß für andere Vorzüge den meisten Menschen von heute fehlt, ist noch mehr als die Vielseitigkeit ihrer Wissensarmuth ein testimo. vium psupsrtstis und läßt tief blicken, aber in eine seichte Zeitseele, Nicht nur zu wünschen, sondern auch zu hoffen ist, daß mit diesem Werk, das die labende und erbauende Betrachtung der Natur (in eindringlicher, nie aufdringlicher Weise) vermittelt, für das Subjekt seine? selbst wie der durch solche Interpretation zur Heilung von vielirrigem Glauben trefflich ausgestatteten Natur wirksam an dem Objekt des Lesers die Richtigkeit des Wortes dargethan wird: Nasamecu,
ErnstMarbod.

American äririks.
n der newyorker Wallstreet steht ein Tempel, der für schwache, der
Ruhe bedürftige Menschen der beste Aufenthalt ist: die Börse.
Wer sich krank und elend fühlt, findet dort Erholung. Die Nerven
werden nicht gepeitscht und kein lautes Geräusch stört die Behaglichkeit.
Kaum erinnert man sich noch der Tage, da die Titanen einander wilde
Schlachten lieferten und auf dem Kampfplatz Hunderte von Leichen
zurückließen. Das giebts nicht mehr. Das Effektengeschäft erschüttert
die Manhattanhalbinsel heute nicht und die Zeit ist entschwunden, wo
der Preis für einen Börsensitz unerschwinglich war. Die Sensationen
kommen nicht mehr aus New Jork. Der Niedergang des Börsenge-
schäftes ist mit den Störungen durch Politik und Trustprozesse allein
kaum erklärt. Viele der Großen sind tot: Harriman und Morgan haben
keine Dynastie begründet; und Rockefeller und Hill werden nur die Er-
innerung an ihre Thaten hinterlassen. Die großen Spekulanten, die
unter einem Platzregen von Verwünschungen trocken blieben, sehen
sich durch das Schicksal der Nachfahren gerächt. Sie haben den Geist
mit ins Grab genommen oder zollen dem Alter ihren Tribut. Die Lei»
den des newyorker Effektenmarktes könnten den Europäer ungerührt
lassen, wenn er nicht manchmal amerikanische Werthpapiere verkaufen
müßte. Das geht natürlich nicht, wenn drüben kein zur Aufnahme
bereiter Markt ist. Die newyorker Bankfirma Hallgarten 6 Co. hat
eine Statistik über die amerikanische Zahlungbilanz veröffentlicht. Die
Gcsammtsumme des ausländischen Kapitals, das die Vereinigten Staa-
ten zu verzinsen haben, wird auf 5 Milliarden Dollars (per Saldo,
also nach Abzug des amerikanischen Geldes im Ausland) geschätzt. Für
diesen Betrag sind jährlich ungefähr 250 Millionen Dollars Zinsen
zu zahlen. Eine Milliarde Mark muß Amerika, jedes Iahr, nach
Europa für das Kapital schicken, das ihm von dort geborgt wurde. Der
fünfte Theil davon entfällt auf Deutschland. Deshalb ist die geistige
Verfassung der newyorker Börse keine ganz gleichgiltige Sache für
die „umwohnenden" Völkerschaften. Wer wird ihr den alten Glanz
wiederbringen? Die demokratischen Staatsmänner gewiß nicht. Die
schwören auf Reformen und sind dem Börsengeschäft nicht grün. Das
hat der Angriff auf den Terminhandel in Baumwolle wieder gezeigt.
Der soll durch eine Abgabe^ die für jeden Schluß zu leisten ist, beseitigt
werden. Da nun die Steuer höher ist als der Gewinn, der aus den
üblichen Geschäften gezogen wird, so bedeutet die „Prämie für den
Staat" den Tod des Terminhandels. Europa ist seiner Abhängigkeit
von der amerikanischen Rohbaumwolle niemals froh geworden. Das
Treiben der Börsenspekulanten, der Sully, Price, Patten, ist einKrebs-
schaden für die Textilindustrie. Und doch ist gerade in diesem Geschäft
ohne den Handel auf Zeit nicht auszukommen. Die Schwankungen
der Ernte und die unsicheren Taxen machen einen Ausgleich noth-
wendig. Den kann aber nur das Termingeschäft bringen. Hört es auf.

dann sinken an der newyorker Baumwollbörse die Umsätze schnell.
Die amerikanische Volkswirthschaft hätte keinen Nutzen davon, da ihr der Gewinn aus den Baumwollspekulationen entginge. Und Europa würde seine Anstrengungen verdoppeln, um von der amerikanischen Rohbaumwolle loszukommen. An der newyorker Baumwollbörse allein werden jährlich 100 Millionen Ballen Baumwolle umgesetzt.
Die Farmer, die Baumwollkultur betreiben, suchen auf jede mögliche Weise hohe Preise zu erhalten, um einen ständigen Ausgleich für die durch Arbeitermangel gesteigerten Kosten der Produktion zu finden. Ihnen liegt nichts an der Ausdehnung des Baumwollanbaues. Die' weiten Flächen in den Südstaaten sind nur zum kleinsten Theil be» baut. Statt eines Ernteertrages von 14 bis 16 könnte man einen von 6l) bis 70 Millionen Ballen erzielen. Dann würde natürlich der Preis viel niedriger, als er unter den bekannten Einwirkungen der Geschäftstaktik ist. Die Farmer möchten das Baumwollmonopol so verdichten, daß es keine niedrigen Preise mehr durchläßt. Das kann nur durch Produktioneinschränkungen bewirkt werden, nach denen ja der Hauptwunsch der Farmerverbände strebt. Außerdem ersehnen sie eine Valorisation (nach brasilianischem Muster). Auf einer Baumwollkonferenz in New Orleans, im Oktober 1911, war erzählt worden, englisches Kapital habe sich für die Aussperrung von Baumwolle zum Schutz der Preise interessirt. Dann kam Theodor Price mit dem Vorschlag, der Staat möge die Valorisation durchführen. Und schließlich einigte man sich auf die Zuflucht in die Lagerhäuser, die nicht mehr Baumwolle aufnehmen und beleihen, als ohne Störung der Preise möglich ist.
Am politischen Himmel glänzt nun eine neue Sonne, die besonders liebevoll die Baumwollstaaten bestrahlt. Der Süden der Union ist die Heimath der Demokratie und der Baumwolle. Auch die Pflanzer haben zwar von der Börse hübsche Sümmchen geholt; aber die Regie hatten sie nicht, weil sie durch ihre Waare gehemmt waren. Sully, Brown, Patten spielten mit Millionen Papierballen, hatten keine Waarenlast zu tragen und konnten Riesenengagements auf der Nase balanciren. Wenn aber die Börsenmanager nichts mehr zu sagen haben, herrschen die Farmer. Drum erleben wir, daß die amerikanische Regirung die Monopole bekämpft, das Baumwollmonopol aber fördert.
Verschwindet der Terminhandel aus New Pork, dann freut sich die Baumwollbörse in Liverpool; und der volkswirthschaftliche Nutzen eines weite Dispositionen ermöglichenden Verkehrs käme durch den solideren englischen Markt zu noch deutlicherem Ausdruck. In England herrscht King Cotton. Das klassische Reich der Baumwollspindel hält auf Tradition. Die schützt am Ende aber nicht vor den üblen Folgen durchkreuzter Berechnung. Die Spinner und Weber können in ihren Preisen noch so vorsichtig disponiren: irgendein amerikanisches Ereigniß entwerthet alle Berechnungen. Veröffentlicht das newyorker Ackerbauamt ungünstige Ernteziffern, so klettern die Preise flink in die Höhe; und der Perarbeiter, der vorher seinen Verkaufspreis herabgesetzt hatte (in

der Annahme, daß keine wesentliche Aenderung des Rohstoffkurses
eintreten werde), sitzt zwischen zwei Stühlen. Er kann den eigenen Preis
nicht wieder erhöhen (sonst treibt er die Käufer aus dem Geschäft), muß
aber den Rohstoff theurer bezahlen, weil er nur eine Bezugsquelle
hat. So ist es den Baumwollmännern in diesem Iahr ergangen, als
das Ackerbaubureau die erste niedrige Enteschätzung veröffentlicht hatte.
Auch die amerikanischen Staatsmänner werden erleben, daß es
kein Mittel gegen die Spekulation giebt. Werden die Preise ins Klet-
tern gebracht, so läßt sich der Konsument den Spaß eine Weile ge-
fallen; dann stellt er die Käufe ein und wartet, bis der Preis sich
wieder gesenkt hat. Und nicht immer ist, der Herd der Spekulation in
dem Land, das die Gesetze macht. Kupfer, zum Beispiel, wird in Lon-
don mehr geschoben als in New Vork. Mit der Kupfergruppe haben
die neuen Männer im Weißen Haus und auf dem Kapital sich noch
nicht beschäftigt. Die Häuptlinge des Rothen Metalls halten sich im
Hintergrund und lassen nichts von nenen Plänen verlauten. Als
Morgan noch lebte, sprach man von einem amerikanischen Knpfertrust.
Der Plan ist verschollen. Metalle sind kein so handlicher Gegenstand
der Spekulation wie Rohbaumwolle. Kupfer wird hauptsächlich von
der elektrotechnischen Industrie verarbeitet. Die reicht aber in ihrem
Umfang nicht an das Textilgewerbe heran. Auf dem Kupfermarkt be-
obachten die Herren Spekulanten denn auch das Verhalten des Kon-
sums aufmerksamer als anderswo. Und die Statistik beherrscht die
Gefühle vollständig. Iede auffallende Veränderung der Weltvorräthe
wird in rosafarbige oder graue Prognosen gehüllt und in den Preisen
verwerthet. Um die Mitte des Iahres war zwischen der londoner
Kupfernotiz und den Preisen, die Amerika forderte, der Unterschied
groß. Während in London der Kurs von 62Vs Pfund Sterling notirt
wurde, verkauften die amerikanischen Großhändler das Pfund zu
15 Cents. Um den Unterschied richtig zu sehen, muß man bedenken,
daß bei der londoner Notiz von 73V8 Pfund Sterling in New Pork
16 Cents gefordert wurden. Die englische Spekulation hatte sich durch
Sorgen um den Geschäftsgang verstimmen lassen, während die ameri-
kanischen Händler sich nicht um die Zukunft kümmerten, sondern nur
die lebhafte Nachfrage beobachteten. Und während das Ende der
Hochkonjunktur verkündet wird, steigt der Kupferpreis wieder. Durch
einen großen Arbeiterstrike im" wichtigsten amerikanischen Kupfer-
bezirk, am Lake Superior (wo 10<1000 Tonnen im Iahr produzirt
werden), ist die Preissteigerung gefördert worden. Die zweite Gunst
des Schicksals offenbarte sich in der Revolution, die in Mexiko aus-
brach und nun schon seit zwei Iahren die Kupferförderung mindert.
Diese beiden Umstände haben die Statistik verändert und die Ver-
braucher, die eine Kupfernoth fürchten, kaufen früh und so viel, wie
ihnen irgend möglich ist. Solches hastige Verschlingen aller erreich-
baren Vorräthe lehrt wieder, wie nothwendig der Terminhandel sein
kann. Auch, daß New Vork die Dinge anders sieht als Washington. Ladon.
Herausgeber u„d verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G, m, b A, in Berlin.

Autoren»Register zu Band 73—84.
(Die fetten Zahlen bedeuten den Band)

Die Zukunft,